Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft

Google

FOUNDED
Hackley Public Library.
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

Digitized by Google

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Hirsch.

Band I. 1883.

Verlag von A. H. Payne.

Reudnitz bei Leipzig.

√ Campus
AP
30
.S17
1883
v.1

Hackley Public Library

15414

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Die befreite Psyche. Novelle von *F. L. Reimar*	1
Sonette. Von *Alfred Friedmann*	38
Das grosse Vielleicht	39
Der egoistische Kaufmann und der romantische Ritter. Von *Karl Braun-Wiesbaden*	46
Die Samariterin. Eine sehr moderne Novelle von *Georg Frey*	51
Deutsches Theater vor dreihundert Jahren. Skizze von *Eduard Müller-Gauger*	59
Parisina. Gedicht von *Wilhelm Walloth*	64
Ein Mord im Dunkeln	65. 207. 342
Die nordische Semiramis. Von Dr. *H. Th. Traut*	81
Wie sich Hoheit rächte! Eine heitere Erinnerung von *N. von Eschstruth*	92
Preussische Spione	102
Gold. Ein Phantasiegemälde	106
Wär' ich allein mit dir. Gedicht von *Hartwig Köhler*	111
Heilige Bande. Novelle von *F. Ferrari*	121
Die Todten. Gedicht von *Wilhelm Walloth*	150
Aus Goethes Theaterpraxis	151
Christen und Buddhisten. Von *Adolf Prowe*	165
Kunst und Natur. Gedicht von *F. H.*	178
Ein neues Mittel gegen Bleichsucht oder sogenannte Blutarmuth. Von Dr. *August Dyes*	179
Der Herr Subpräfekt. Ein rumänisches Sittenbild von *M. Brocina-Brodiner*	188

Digitized by Google

Seite

Der Dichter der Frithjofssage. Zum hundertjährigen Geburtsfest *Esaias Tegnérs*. Von *Max Vogler* 201
Sein letztes Glück. Novellette von *Hellmuth Mielke* 215
Textrahmen zu unseren Bildern 227. 462
Die Kellersängerin. Dem Tagebuch eines Arztes nacherzählt von *H. v. Spielberg* 241
Carmen Sylva 259
Verschollene Thiere. Von Dr. *Franz Schlegel* 263
Der Tannenbaum. Gedicht von *Wilhelm Walloth* 276
Ein Name und eine Firma. Nach dem Schwedischen des „Onkel Adam“ von *Oskar Reyher* 277
Theater und Gesellschaft. Von *Paul Dehn* 309
Das Schwerste. Gedicht von *T. Re* 308
Eine interessante Dame. Ein amerikanisches Erlebniss. Von *O. Fero* 309. 419
Renaissance. Aus dem Leben eines Handwerkers im Mittelalter. Von *Eduard Müller-Gauger* 322
Haarplaudereien 333
Bilder aus dem untern Innthal 347
Anfang und Ende. Von *Josephine Gräfin Schwerin* . . . 359. 523
Aswa. Eine Episode aus Finnland. Von *Max Vogler* . . . 390
Lustige Reichspostfahrten. Von *Eduard Müller-Gauger* . . . 402
Deutschland und die Türkei. Von *Edwin Agricola* 410
Minnesänger und moderne Kunst. Von *E. M. Vacano* . . . 435
Das literarische Leipzig vor vierzig Jahren. Von *O. v. Corvin* 439. 559
In der Waldschenke. Gedicht von *Hartwig Köhler* 454
Der Steinwurf. Ein Bild aus dem italienischen Soldatenleben. Nach *de Amicis* 455
Ein wenig neueste Literatur 463
Kleine Salonplaudereien 465
Das Blumenmädchen. Eine Erzählung nach dem Leben. Von *Wilhelm Walloth* 477
Religion und öffentliches Leben. Eine zeitgemässe Betrachtung von *M. Bewer* 501
Gefährliche Menschenfeinde. Auch ein Kapitel zur deutschen Wehrkraft. Von *Wilhelm Krebs* 508
Eine Depossedirte vor hundert Jahren. Von *H. U.* 517
Venedig. Gedicht nach *Feodor Löwe* 558
Fata Morgana. Eine Ballgeschichte nach dem Polnischen des *J. Zacharyasiewicz*. Von *Isa von Szatanska* 568
Das Aschenbrödel der Sinne. Von *E. K.* 578
Eine französische Literaturgeschichte. Von *Franz Hirsch* . . 582

Digitized by Google

Seite

Ein Hafen. Novelle von *J. Boy-Ed* 595
Die Ursachen der Erblindung. Von Dr. *Katz* 627
Die Letzten. Eine Geschichte aus alter Zeit von *Karl Herold* 632
König Luschtic und sein Hof. Von *T.* 642
In den Armen des Todes. Erzählung eines Offiziers Nach einem Motiv von *E. A. Poe* 650
Die öffentliche Gesundheit. Von *Paul Dehn* 673
Wintersport in Davos 676
Petrarca junior. Eine Episode nach dem Leben von *Heinrich Köhler* 681
Bismarcks Lieblingsgeschichte. Von *August Gottlieb Meissner* (1753—1807). 691
Die Entstehung des Wechsels der Jahreszeiten. Eine Fabel von *Richard von Hartwig* 696
Ein Wörtchen über Hände. Von *Th. v. R.* 699
Der Bauern Vaterunser. Volkslied aus dem dreissigjährigen Kriege 702
Zum Gedächtniss an Richard Wagner 704
Salonpost 112. 229 350. 468. 586. 703
Neueste Moden 113. 233. 351. 469. 587. 705

Digitized by Google

Kunstblätter.

Hol' über
Vier Augen zu viel.
Abendruhe.
Fidele Gesellschaft.
Rose und Röschen.
Durstige Seelen.
Kunst und Natur.
Das letzte Treiben.
Ein Fischfang für den Fasttag.
Bilder aus dem Unterinnthal.
Bierpolitiker.
Seehundsjagd in Newfoundland.
Heimlicher Briefwechsel.
Ein gefährlicher Nebenbuhler.
Ein schwieriges Modell.
Kampf mit Haifischen in der Bay von New-York.
Aus dem alten Venedig.
Eine Clavierstunde.
Thüringer Abendstündchen.
Des Lebens erste Bitterkeit
Venetianerin.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein!
Belagert.
Vor gethaner Arbeit ist gut ruhen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Die befreite Psyche.

Novelle von F. L. Reimar.

Vor einer Stunde erst hatte der junge Mann die Schwelle des nie zuvor betretenen Hauses überschritten und nun kniete er bereits in trunkenem Gefühl zu den Füßen der schönen Dame, die ihn hierher gezogen hatte und welche die einzige blieb, die ihm in diesen Räumen nicht fremd war. Ihre Hände hatte er gefaßt und drückte sie bald gegen seine Augen und dann wieder an seine Lippen.

„Isabella, Einzige!“ rief er aus, „halten Sie selbst mich aufrecht, daß mir nicht schwindlig wird vor so viel Glück.“

Sie strich liebkosend mit der Hand über seine dunkeln Haare.

„Ja, suchen Sie Ihre Sicherheit nun bei mir, Leopold! So leicht lasse ich mich nicht unterjochen, auch nicht von dem Moment.“

„Aber mich umfängt er mit Märchenzauber!“ rief er aus. „Mein höchstes Streben ging dahin, Sie nur wiedersehen zu dürfen, und nun ziehen Sie mich wie eine Fee zu sich empor in ein Wunderland!“

Ein leichtes Erröthen glitt rasch über ihre Wangen, zugleich aber lachte sie und legte ihm die Finger auf die Lippen.

„Still, still“, sagte sie, „daß es nur niemand hört, wer von uns beiden eigentlich das erste Wort gesprochen hat!“

Von neuem küßte er ihre Hände.

„O Isabella, auch für dies Wort, das mir plötzlich die Flamme des Muths in der Brust anfachte, habe ich heiß zu danken: aus mir selbst hätte ich diesen Muth nie gefunden!“

Der Ausdruck ihrer edlen, elastisch-regelmäßigen Züge wäre ein stolzer gewesen, wenn ihn das freundliche Lächeln des Mundes nicht gemildert hätte.

„Wir wollen zu meinem Bruder gehen und zu meiner Nichte!“ sagte sie jetzt und erhob sich. „Sie wissen noch von nichts, ich will Sie vorstellen, Leopold.“

Ehe das Paar jedoch die Thür erreicht hatte, wurde diese rasch von außen geöffnet und ein junges Mädchen, das höchstens achtzehn Jahre zählen mochte, steckte sein Köpfchen herein.

Digitized by Google

„Ich halte es nicht länger aus, Tante Isabella, ich muß wissen —"

Die Rede brach plötzlich ab und ein erschrockener Blick aus den Augen der jungen Sprecherin verrieth, daß sie geglaubt hatte, die Bewohnerin des Zimmers allein zufinden, während sie jetzt wahrnehmen mußte, daß sich ein Gast bei derselben befand und vielleicht hätte sie in der nächsten Sekunde ihren Rückzug genommen, wenn Isabella ihr nicht rasch um ein paar Schritte näher getreten wäre.

„Komm nur herein, Mathilde!" sagte sie heiter; „Du ersparst mir sogar einen Weg, denn es liegt mir daran, Dich mit Herrn Leopold Waringer bekannt zu machen."

„Ach, wirklich?" sagte die junge Dame und wandte ihren vollen Blick auf den Fremden, während ein Ausdruck angenehmster Ueberraschung über ihr anmuthiges Gesicht flog, als Waringer sich mit einigen in halber Befangenheit ausgesprochenen Worten verneigte:

„Ich habe mir oft gedacht, daß es hübsch wäre, wenn Sie die Tante einmal besuchten; sie sprach so oft von Ihnen und Ihren schönen Arbeiten!"

„Ei ja, so oft", scherzte Isabella, „daß Du wohl darum so ungeduldig wurdest und es in dieser Minute durchaus wissen mußtest, ob Herr Waringer jetzt einen Amor oder einen Fischerknaben unter dem Meißel habe!"

„O nein, Tante", rief aber Mathilde mit einem aus Schmollen und Verlegenheit gemischten Ausdruck, „weder an solche Fragen, noch an Herrn Waringer überhaupt dachte ich als ich hereinkam: ich wollte nur — ja denn, das Paar in dem Buche beschäftigte mich und ich wollte bei Dir anklopfen, ob ich endlich den letzten Band bekommen könnte."

„Ah, Du sprichst von dem neuen Roman, der mir zugeschickt ward!" sagte Isabella; „nun, dort liegt er — aber halt", setzte sie hinzu und legte ihre eigene Hand auf die des jungen Mädchens, welche sich unwillkürlich ausgestreckt hatte: „statt des bloß gemachten Romans sollst Du Dich jetzt mit einem wirklichen beschäftigen und sogar, was ich Dir sonst nie erlaube, das letzte Kapitel zuerst lesen! Stelle Dir also vor, Mathilde, daß die beiden betreffenden Personen sich einander die Hand reichen und sieh in ihnen keine anderen als mich selbst und den hier gegenwärtigen Herrn Leopold Waringer!"

„Aber Tante!" sagte das junge Mädchen, plötzlich wie mit Blut übergossen und, da sie die ganze Rede für einen etwas gewagten Scherz halten mochte, in etwas vorwurfsvollem Ton.

Isabella, die immerhin noch überraschend jugendlich erscheinende Tante, ergötzte sich offenbar an dem Staunen der Nichte, dagegen trat der junge Mann rasch auf die letztere zu und sagte, indem er ihr offen und herzlich die Hand reichte:

„Ich hoffe, Fräulein Brunner, ich versöhne Sie noch mit dem Gedanken, daß gerade ich es bin, den das Schicksal so reich machen wollte; so unverdient ich mein Glück auch nennen muß!"

„O, es war nichts gegen Sie in meinem Sinn, Herr Waringer", stotterte das junge Mädchen in dem Bestreben, seiner Verwirrung Herr zu werden; „nach der Weise nur, in welcher die Tante von Ihnen sprach, hielt ich Sie für sehr jung und — und —"

Aufs neue ward sie dunkelroth, denn sie fühlte, daß sie im Begriff

Digitized by Google

gestanden hatte, eine Aeußerung zu thun, welche ihn oder die Tante verletzen konnte; diesmal aber kam ihr Isabella selbst zu Hilfe.

„Nun, Du sollst hören, daß Du Dich keineswegs getäuscht hast!" sagte sie ganz unbefangen: „Leopold zählt wirklich erst 24 Jahre, und die Thatsache steht darum fest, daß mein Gesicht um zwei volle Jahre früher runzlich sein wird als das seine!"

Während die Worte an Leopolds Ohren vorübergingen als seien sie gar nicht gesprochen und er seine Blicke nur bewundernd auf dem nämlichen Antlitz, von dessen Verblühen geredet ward, ruhen ließ, wirkte Isabellens Bemerkung auf die Nichte mit dem vollen Reiz des Komischen, dem sie sich ungehindert überließ. Halb mochte in ihrer Heiterkeit ein naives Kompliment für die Tante liegen, halb mochte sie mit der Neigung der Jugend zusammenhängen, das Altwerden einfürallemal aus dem Kreise ihrer Vorstellungen zu verbannen, jedenfalls aber wirkte ihr helles, fröhliches Lachen ansteckend auf die beiden anderen, und was etwa auf irgend einer Seite wie ein Schatten über der gänzlich freien Stimmung gelegen hatte, war im Nu hinweggewischt.

„Nun ich mirs recht überlege, finde ichs reizend, Tante Isabella, daß Du Braut bist!" erklärte Mathilde nach ein paar Augenblicken, „und ich fordere nur eins: daß ich den neuen Verwandten nicht als Onkel anzusehen brauche, ich fürchte, ich brächte das nicht fertig!"

Der Blick, welchen sie bei diesen Worten halb schelmisch über Leopold gleiten ließ, rief bei diesem neben einem leichten Erröthen die eifrige Erwiederung hervor:

„An mir soll es nicht liegen, liebes Fräulein, wenn ich Ihnen nicht auch auf andere Weise so nahe komme, wie Sie es mir nur gestatten wollen!" Und dabei küßte er die kleine Hand, welche sie ihm treuherzig geboten hatte.

Isabella nickte zu der Abmachung nur flüchtig; sie hatte sich so eben etwas anderes überlegt.

„Wohl", sagte sie jetzt, „sucht nur gute Freunde mit einander zu werden, während ich dem Bruder die Ueberrumpelung spare und ihm das Beschlossene einfach mittheile!"

Der Justizrath Brunner, ein Mann in den Vierzigen, dessen etwas hageres und abgearbeitetes Aussehen auffallend genug mit der blühenden Erscheinung seiner freilich um so vieles jüngeren Schwester kontrastirte, saß an seinem Arbeitstisch, als die letztere zu ihm eintrat.

„Ich möchte Dich um etwas bitten — hast Du einige Augenblicke für mich übrig, Wilhelm?" sagte sie, als sie ihm die Hand auf die Achsel legte.

Ein leises Unbehagen flog über sein Gesicht, doch sah er sofort von seinen Akten, in die er offenbar vertieft gewesen war, auf.

„Ich muß das wohl, Isabella", entgegnete er, sich zu einem Lächeln zwingend, „denn Du verlangst ja selten genug etwas von mir!"

Sie nickte leicht. „Das kommt von meinen Grundsätzen, Lieber!" sagte sie, dabei halblachend, um aber dann rasch hinzuzufügen:

„Wie hoch ich aber auch meine Unabhängigkeit halte, ich habe doch einen Schritt gethan, der mich in gewisser Weise bindet, und nun bitte ich Dich um Deine Theilnahme, denn — kurz und gut, ich habe mich in dieser Stunde verlobt, Wilhelm!"

Digitized by Google

Wenn der Bruder auch nach den bisherigen Worten darauf gefaßt sein konnte, daß er nichts Geringfügiges vernehmen würde, so war er auf eine solche Mittheilung doch keineswegs vorbereitet gewesen, zugleich aber verrieth der plötzliche Ausdruck seiner Züge, daß das Erstaunen, in welches sie ihn versetzt hatte, nicht minder freudig als groß war.

„Isabella", rief er, indem er ihre beiden Hände erfaßte: „es war mein Herzenswunsch, daß Bernthal Dich gewann — ein Mann wie er! Und natürlich ist er es und kein anderer, dem Du Dich verlobt hast!"

Sie hatte rasch ihre Hände frei gemacht und war um einen Schritt von ihm zurückgetreten. Ein entschiedener Unmuth lag auf dem stolz emporgehobenen Antlitz.

„Du hast seltsame Einfälle, Wilhelm!" sagte sie; „weder hat Major Bernthal um mich geworben, noch würde ihm seine Werbung genützt haben."

„Also nicht — Bernthal ist es nicht?" sagte Brunner halb betroffen und halb bekümmert; „mein Gott, und ich dachte, daß Eure kleinen Reibungen nichts zu bedeuten hätten und daß Du ihm Dein Geschick sicher anvertrauen würdest!"

„Nie!" rief Isabella heftig; „sollte ich einen Despoten über mich setzen, wenn ich im Stande bin, meinen freien Willen durchzuführen und selbstständig zu handeln?"

„Ach ja, „Deine Grundsätze", ich vergaß!" sagte der Bruder mit einem fast unmerklichen Lächeln, nachdem er einen leichten Seufzer unterdrückt hatte. „Aber wir verirren uns von dem Hauptsächlichen: dem Namen dessen, welchem Du Deine Zukunft in die Hand legen willst!"

„O meine Zukunft", sagte Isabella rasch, „meine Zukunft gestaltet sich wohl von selbst in der Weise wie ich sie mir wünschte, wenn ich die eines Mannes, dessen Leben und Streben mir seit langer Zeit theuer gewesen ist, mit ihr vereine! und in dem Sinne auch habe ich es Leopold Waringer gesagt, daß ich getrost den Bund mit ihm eingehen wollte!"

Auf dem Gesicht des Bruders trat jetzt eine unverhohlene Verwunderung hervor.

„Waringer — der junge Bildhauer — Dein Schützling? Verzeih, Isabella, aber das — das hatte ich nicht erwartet!"

„Ich glaube Dir das, Wilhelm", sagte sie ruhig und ohne alle Empfindlichkeit; „ich selbst wußte es ja nicht, was aus dem Interesse geworden war, das er mir vom Anfang unserer Bekanntschaft an eingeflößt und das sich allerdings mit seiner Entwickelung als Mensch und Künstler gesteigert hatte, bis wir uns heute nach längerer Trennung wiedersahen und mir dann sein lebhaft aufwallendes Gefühl mein eigenes Empfinden klar machte."

Der Bruder rieb sich die Stirn. „Eure Bekanntschaft — wie ist mir doch? — Du erzähltest natürlich davon, wie sie sich machte, überhaupt von seiner ganzen Persönlichkeit, aber ich erinnere mich nicht genau mehr daran, Isabella!"

„Nun", entgegnete sie, „die Wiederholung kann in wenig Worte gefaßt werden. Auf einer Ausstellung in der Residenz sah ich vor zwei

Digitized by Google

Jahren eine seiner Arbeiten, und es macht mich noch heute stolz, daß ich unter den ersten war, die es erkannten, welch ein Genius hier nach Entfaltung strebte. Ein halber Zufall führte uns dann persönlich zusammen und mir schuf es hohe Freude, rathend, ermunternd, helfend an seine Seite treten zu dürfen."

„Ach ja", unterbrach sie der Justizrath, „ich weiß es jetzt: Du verschafftest ihm Anerkennung, Aufträge; und ist mir recht", fügte er lächelnd hinzu, „so gewährtest Du ihm auch noch direktere Förderung."

„Sprich nicht davon, Wilhelm!" bat sie rasch. „Mir war es die beste Genugthuung, daß Leopold meine Hilfe mit einer so köstlichen Unbefangenheit annahm und es gelten ließ, wie ich es ihm vorstellte, daß ich nur der Kunst auf die mir allein mögliche Weise zu dienen suchte, indem ich ihm die Vollendung seiner Studien ermöglichte. „Sie stellen mich damit in den Dienst der Kunst wie in Ihren eigenen, und Ihnen beiden werde ich treu bleiben!" war alles, was er sagte. Ich aber habe mich also in sein Künstlerthum durch mein schlechtes Geld gewissermaßen eingekauft! Darum aber", fuhr sie mit einem hellen und heiteren Lächeln fort, „schätze ich selbst jetzt dies nämliche Geld, ja, ich habe es sogar lieb, da ich nun weiß, welchen Zwecken und Zielen es zu gute kommen wird."

Der Bruder nickte vor sich hin. „Ich dachte immer, daß Du nicht für alle Zeit blind gegen den großen Vorzug bleiben würdest, der Dir mit Deinem Vermögen gegeben ist."

„Es ist wahr", sagte sie ein wenig betroffen, „da meine Mutter nicht die Deine gewesen ist, fiel es mir allein zu, aber —"

„Du glaubst doch nicht, Kind, daß ich Dir das mißgönnte?" unterbrach er sie, nun seinerseits lächelnd. „Mein Amt gewährt mir mein Auskommen; für Antons Studium reichen die Mittel ebenfalls noch, und Mathilde — nun, eine Zukunft findet sich wohl auch für sie und sollte sie heiraten, so weiß sie wenigstens, daß nichts den Bewerber gelockt hat, als was er in ihrer Person findet."

„Wilhelm", sagte sie, indem plötzlich ein Schatten über ihr Gesicht zog, „Du wirst nicht sagen wollen, daß Leopold anders rechnete, daß er sein Auge nicht etwa allein auf mich richtete?"

Sein Arm hatte sich rasch um ihre Schultern gelegt.

„Nein, wahrlich nicht, Isabella! Ein Mann, dem Du Deine Hand giebst, muß es wissen, daß Dein Reichthum das wenigste ist, was er mit ihr erhält. Aber nun laß mich selbst denjenigen kennen lernen, dem ich meine kluge, schöne Schwester abtreten soll!"

II.

Das Bekanntwerden von Isabellas Verlobung brachte in der nächsten Zeit viel Aufregung in die Stadt und lockte jeden, seinem Wohlwollen oder seiner Mißbilligung Ausdruck zu geben. Ebenso aber drängten sich in dem Brunnerschen Hause die Besucher, da ja allen, die sich nur in irgend einer Beziehung zu der Familie befanden und mochten sie nun unter der Herrschaft der einen oder der anderen Empfindung stehen, schon durch die Form geboten ward, dem Brautpaar die hergebrachte Artigkeit zu erweisen.

Digitized by Google

Auch der Major Bernthal säumte nicht, das zu thun, was man von ihm erwarten durfte und so sah Isabella die hochaufgerichtete Gestalt des stattlichen Mannes schon an einem der nächsten Tage, als noch verschiedene andere Personen anwesend waren, unter ihnen neben dem jugendlichen Verlobten auch ihr Bruder und Mathilde, in ihr Zimmer treten.

Mit sicherem Schritt und ruhigen Auges trat er auf sie zu.

„Ich hoffe, Fräulein Isabella", sagte er, indem er ihre Hand faßte und sie leicht an seine Lippen führte, „Sie zweifeln nicht an meiner Aufrichtigkeit, wenn ich Ihnen alles Gute — das Beste wünsche."

Das Roth ihrer Wangen war in dieser letzten Minute um ein weniges lebhafter geworden und etwas von dieser Erregung lag auch in ihrem Ton, als sie ihm jetzt rasch erwiederte:

„Warum denn zweifeln? Nebenbei ists ja auch ritterlich, daß man sich höflich begegnet, wenn man die Waffen mit einander gekreuzt hat!"

Sie hatte die Worte halblachend gesprochen, er dagegen schien sie nicht als Scherz gelten lassen zu wollen, denn ganz ernsthaft fügte er hinzu:

„Und daß man diese Waffen überhaupt ruhen läßt, wenn der Kampf den einen oder den anderen Ausgang genommen hat! Ich habe darum nur zu bitten, Fräulein Isabella, daß Sie statt des Gegners, der Ihren Anschauungen Opposition machte, für die Zukunft nur noch einen Freund in mir sehen wollen."

Die Rede mußte sie nicht völlig befriedigen, denn sie warf ihren schönen Kopf leicht auf.

„Ich wüßte nichts, was mich hindern sollte, diese Forderung zu gewähren: wir sind also Freunde!" sagte sie mit einem unverkennbaren Anflug von Ironie.

Eine Fortsetzung fand das kleine Zwiegespräch jedoch nicht, denn andere Gäste waren herangetreten und forderten Isabellens Beachtung, so daß sie nicht einmal dazu gelangen konnte, selbst die Bekanntschaft des Majors mit ihrem Verlobten einzuleiten. Dies blieb dafür Mathilden aufbehalten, die während dieser Minuten in eifriger Unterhaltung mit dem jungen Manne gewesen war, sich aber eben jetzt lebhaft gegen Bernthal wandte, dessen Blick sie auf Waringer gerichtet sah.

„Helfen Sie mir, Herr Major", rief sie ihm entgegen, „und sagen Sie es Leopold, daß seine Behauptung unsinnig ist!"

„Sie vergessen, wir kennen uns noch nicht!" sagte der Major, lächelnd zwar, aber doch mit einiger Gemessenheit.

„Ach so!" sagte das junge Mädchen mit naivem Gleichmuth und ließ nun rasch die beiden Namen über ihre Lippen gleiten, um darauf mit einiger Ungeduld die durch ihre Vorstellung hervorgerufene Rede und Gegenrede anzuhören.

„Nun aber auch zur Sache!" begann sie dann wieder lebhaft. „Herr Waringer hier erklärt also, wenn man sein Interesse für eine Person bewahren wolle, so sei das beste Mittel, ihr den Rücken zuzuwenden."

„O, aber Mathilde, Sie verdrehen meine Worte völlig!" rief der junge Mann erschrocken und lachend zugleich. „Ich sprach nur von mir und ich sagte, daß mir das wahre, das geistige Bild eines Menschen erst aufzugehen pflege, wenn das Anschauen der Erinnerung Platz gemacht habe."

Digitized by Google

„Sie sprachen so als Künstler", fiel der Major ein, „und ich gebe Ihnen als solchem recht! Nicht in der immerhin etwas dunstigen Atmosphäre der Wirklichkeit, sondern in dem reinen Aether der Vorstellung gewinnt sein Ideal Gestaltung und echtes Leben."

Auf dem hübschen Gesicht des jungen Mädchens trat ein leichtes Trotzen hervor.

„Ich aber sehe nicht ein, warum ein Künstler andere Augen haben soll als wir und warum die Dinge für ihn nicht so bleiben dürfen, wie sie der liebe Gott geschaffen hat! Auf jeden Fall nur", fügte sie mit munterem Tone hinzu, „soll uns Leopold beweisen, was er mit seiner Phantasie vermag! Wollen Sie sich eine Aufgabe stellen lassen?" fragte sie ihn schelmisch.

„Wenn sie meiner Kraft angemessen bleibt, gewiß!" versetzte er eifrig. Sie nickte.

„Sie sprachen neulich davon, daß Sie Isabellas Büste modelliren wollten —"

„Ja", unterbrach er sie, „und sehen Sie, wie herrlich ihre Bildung sich für das Werk eignet! Nehmen Sie nur den Ansatz des Halses — die reine Linie des Profils!"

„Still!" gebot sie, „jetzt ist der Enthusiasmus keine Kunst: Sie haben das Bild ja vor sich! Dagegen aber fordere ich: schaffen Sie das Ganze aus freier Vorstellung, ohne daß Ihre Augen Isabella sehen!"

In der nächsten Sekunde lachte sie hellauf.

„Nein, nicht so betroffen, Leopold! Ihre marmorne Unsterblichkeit soll nicht hineingezogen werden: für den Versuch genügt uns der Thon und — ja wissen Sie etwas? in acht Tagen ist mein Geburtstag und bis dahin schaffen Sie mir zu meiner besonderen Freude und Genugthuung die Verkörperung Ihres Ideals, nicht wahr?"

Sie hatte die letzten Worte allerdings mit etwas neckischem Pathos gesprochen, ihm aber zugleich mit einer so harmlosen Heiterkeit ihre Hand zum Abschluß des Vertrags entgegengehalten, daß er nicht umhin konnte, die seine gewährend hineinzulegen.

„Sie wünschen es — und es ist Ihr Geburtstag —", sagte er dabei, „wohlan, ich glaube nicht, daß mir mein Werk mißlingen kann!"

Bernthal hatte sich unterdessen von den beiden jungen Leuten hinweggewandt; er sagte sich, daß er jetzt seinen Besuch überhaupt beenden könne.

Brunner, welcher seine Bewegungen aus der Ferne wahrgenommen hatte, trat an ihn heran, um ihn aus dem Zimmer zu geleiten.

„Nun, lieber Bernthal", redete er den Freund, mit dem er bisher noch nicht hatte sprechen können, in etwas unsicherem Tone an: „was sagen Sie zu der unerwarteten Verlobung meiner Schwester — das heißt", verbesserte er sich rasch, „eigentlich wollte ich fragen, welchen Eindruck Sie von Waringer empfangen haben."

„Nun, wenn ich die wenigen Worte, die ich soeben aus seinem Munde hörte, mit den verschiedenen Proben zusammenhalte, die ich bereits von seinem Talente sah, so muß ich glauben, daß ein tüchtiger Künstler in ihm steckt", sagte Bernthal.

„Ja, ja, das schon", entgegnete der Justizrath, „aber ich dachte nur an seine Persönlichkeit und —"

Digitized by Google

„Er gefällt Ihnen nicht?“ fragte Bernthal halb verwundert als der Freund mitten in seinem Satz stockte.

„O doch! In gewissem Sinn sogar sehr gut; aber doch — als Gegenstand von Isabellas Wahl — sie ist schwer zu befriedigen!“

„Ich denke, wir beruhigen uns über diesen Punkt“, fiel hier der Major mit einer gewissen Kälte ein. „Isabellas Verstand ist scharf; — sie wird vollständig mit sich im klaren sein, was sie von dem Manne fordern will, dem sie ihre Hand reicht und was sie von ihm zu erwarten hat. So haben wir der Sache nur guten Verlauf zu gönnen.“

So gelassen wie er die Worte gesprochen hatte, reichte er jetzt dem Freunde die Hand zum Abschiede und entfernte sich.

Mit leisem Kopfschütteln sah Brunner der dahinschreitenden männlich schönen und stolzen Gestalt einen Augenblick nach.

„Daß ich mich so täuschen konnte!“ murmelte er. „Ich war gewiß, daß er Isabella liebte und es that mir so weh, daß sie ihm verloren ging und nun läßt ihn selbst das alles gleichgiltig! Mags denn nur für beide ein Glück bedeuten, daß ihre Pfade auseinandergehen!“

Bernthal war unterdessen ungehindert seines Weges geschritten, bis er an einer Ecke mit einem jüngeren, ihm aber durch die Familie befreundeten Offizier zusammenstieß.

„Sie erlauben, Herr Major“, redete ihn der letztere bei der Begrüßung an, „daß ich mich Ihnen anschließe, wegen des gleichen Ziels! Natürlich gehen Sie wie ich selbst nach unserm Kasino!“

„Heute nicht, lieber Mosen; ich gehe nach Hause!“ beschied Bernthal freundlich aber kurz.

„Aber es ist doch heute unser Liebesmahl!“ wandte der junge Offizier ein.

„Ich weiß!“ versetzte der Major; „aber man wird eben Nachsicht üben müssen, wenn ich mich für diesmal dispensire.“

„Ah, Geschäfte also? fragte der junge Mann.

„Oder etwas Aehnliches, nehmen wir an!“ sagte Bernthal, um aber dann, so wie er nur bemerkt hatte, daß der junge Offizier die Rüge seiner Voreiligkeit begriff, in milderndem Ton hinzuzusetzen: „Ich denke nämlich, man kann es auch für ein Geschäft gelten lassen, wenn wir einmal mit der eigenen Person zu thun behalten. Bei sich selbst korrigirt man seine Stimmung am besten.“

„O, und ich stellte mir vor, Zerstreuung fände man am leichtesten unter Menschen“, wandte der Lieutenant, jetzt aber ganz bescheiden ein.

Der Major lächelte. „Gewiß, wenn man Vergessenheit sucht! Diese aber brauche ich nicht, nur ein Stündchen philosophischer Betrachtung über Dinge, die — nun, die ich zum zweiten Mal gerade so anfassen würde wie ich es das erste Mal that!“

„Ich verstehe Sie nicht ganz!“ sagte Mosen in einiger Verlegenheit.

„Ist auch nicht nöthig!“ entgegnete der Major, indem er dem jungen Freunde ein wohlwollendes Gesicht zuwandte. „Ihr Recht an den heutigen Tag ist das Vergnügen — und das soll Ihnen durch ein längeres Gespräch mit mir nicht verkürzt werden, darum gehen Sie jetzt Ihren eigenen Weg; der meinige, Sie sehen es, ist hier zu Ende!“

Und nachdem er sich so halb scherzend von seinem jugendlichen Gefährten losgemacht hatte, trat er selbst in die bezeichnete Wohnung.

Digitized by Google

Seine Stirn aber war in diesem Augenblick nicht mehr die freie, welche er bis jetzt gezeigt hatte; vielmehr mußte er selbst wohl fühlen, daß etwas von ihr zu verscheuchen blieb, denn seine Hand strich mehrmals über ihre Fläche hin.

Als er den Flur bereits durchschritten hatte und im Begriff stand, die Treppe hinanzusteigen, welche nach seinem eigenen Zimmer führte, hörte er eine weinende Kinderstimme, in der er sofort die Klärchens, seines vierjährigen Töchterchens, erkannte, und in der nämlichen Sekunde schon öffnete seine Hand die Thür des Kinderzimmers.

Mit einem raschen Blick überflog er den Raum, und dann trat er auf das kleine Mädchen zu, das auf seinen Stühlchen inmitten seiner Spielsachen saß, sich aber offenbar sehr unglücklich fühlte.

„Du bist allein, Klärchen, und Du weinst?" fragte er, indem er das Kind emporhob.

Die Kleine legte ihren Kopf an seine Wange.

„Ja", schluchzte sie, „sie sind alle fortgegangen, erst Tante Müller und dann auch die Sophie; und meine Puppen wollten nicht gerade sitzen und da half mir niemand, daß sie artig wurden!"

„Ei, dann hilft Dir jetzt der Papa, sei nun wieder fröhlich!" sagte der Major; und dann kniete er neben der Kleinen nieder und hantirte mit den Sächelchen derselben, als wenn er die erfahrenste Kinderfrau gewesen wäre, so daß Klärchen keinen Grund behielt, über die Abwesenheit der gewöhnlichen Gesellschafterinnen zu trauern; und erst, als sie ihren Kummer vollständig vergessen hatte und wieder in ihr Spiel vertieft war, erhob er sich von ihrer Seite.

Seine Bewegung hatte der Klingel gegolten, deren Ruf er jetzt ertönen ließ; worauf alsbald ein Dienstmädchen erschien, das ein sehr erschrockenes Gesicht machte, als es den Herrn vor sich sah.

„Warum war niemand bei dem Kinde, Sophie?" fragte er ruhig, aber ernst.

„O, ich war wirklich nur auf einen Augenblick hinausgegangen!" suchte sich das Mädchen zu entschuldigen.

Bernthal begnügte sich, die Achseln zu zucken. „Wo ist Fräulein Müller?" fragte er dann.

„Sie wollte einen Besuch machen, oder etwas einkaufen — ich weiß es nicht", lautete Sophiens Antwort. „Sie ging gleich nach dem Herrn Major fort und wollte nicht länger als eine Stunde fort bleiben."

Bernthal sah nach seiner Uhr. „Es ist gut", sagte er dann, „Sie können jetzt gehen, ich selbst bleibe bei dem Kinde."

Einen Einwand, den das Mädchen noch machen wollte, schnitt er mit einer kurzen Handbewegung ab; dann trug er sich Bücher und Schreibgeräth herzu und begann in der Nähe des Kindes zu arbeiten, soviel ihm die Ansprüche desselben die Muße dazu ließen, denn in der That beutete Klärchen es aus, daß der Papa neben ihr war und brachte in jeder Minute fast ein kleineres oder größeres Anliegen an ihn heran. Mit unermüdeter Freundlichkeit aber ging Bernthal auf jeden Wunsch seines Kindes ein und nie machte es ihn ungeduldig, wenn er seinetwegen von seinem Buche aufsehen oder die Feder niederlegen mußte. Endlich aber zwang ihn die Kleine, seine Arbeit ganz ruhen zu lassen.

„Weißt Du etwas, Papa?" begann sie, „Du könntest mir einmal

Digitized by Google

wieder die Mama zeigen, ich habe sie so lange nicht gesehen, daß ich ihr Gesicht gar nicht mehr kenne!"

Sofort stand Bernthal auf, nahm Klärchen auf seinen Arm und trug sie in das anstoßende, meist verschlossen gehaltene Zimmer, das vor Jahren von der verstorbenen Gattin bewohnt gewesen war. Dort hing auch das Bild der jungen Frau und ein gerade auf dasselbe fallender Lichtstrahl ließ die nahezu kindlichen Züge anmuthig hervortreten, so daß man im Moment von ihrer Lieblichkeit frappirt wurde und es gern ununtersucht ließ, ob viel geistige Bedeutung hinter ihnen verborgen lag oder nicht.

Bernthal hob die Kleine empor und sie lehnte ihr Köpfchen schmeichelnd neben das Antlitz in dem Rahmen.

„Die Mama hat mich sehr lieb gehabt, nicht wahr, Papa?" fragte sie dabei.

„Gewiß, Klärchen", entgegnete der Major, „aber sie kannte Dich nur, als Du erst ein paar Wochen alt warst. Hätte sie dann nicht fortgemußt, sondern bleiben dürfen, bis Du größer wurdest, so groß wie jetzt, würde sie Dich noch viel lieber gehabt haben!"

Mit einer schnellen Bewegung wandte Klärchen ihren Kopf und sah dem Vater mit großen, lebhaft begehrenden Augen ins Gesicht.

„Papa, hast Du keine andere Mama für mich, die mich jetzt lieb haben könnte?"

Ein Zucken, halb lächelnd und halb wehmüthig, glitt über Bernthals Züge.

„Ich meine, es darf Dir genug sein, daß Du den Papa dazu hast, Klärchen!" sagte er.

Klärchen fühlte sich offenbar nicht recht befriedigt; sie sah etwas mißmuthig drein.

„Andere Kinder habens doch noch besser", sagte sie dann. „Nachbars Röschen, die gestern Geburtstag feierte, trug einen wunderschönen Kranz, den hatte ihre Mutter selbst für sie gewunden; und neulich erzählte sie mir auch, daß die Mama ihr auf dem Klavier etwas vorspielte und allerlei Lieder mit ihr sänge, so oft sie nur darum bäte!"

„Nun, Klärchen, wir wollen schon sehen, ob wir nicht auch solche Vergnügungen, oder doch ziemlich gleiche, für Dich fertig bringen!" suchte der Papa zu beschwichtigen. Und dann, nachdem er sein Töchterchen nach einem der weichgepolsterten Lehnsessel getragen und ihm einige der noch von den Zeiten seiner Frau herstammenden Nippsachen zum Spielen hingeschoben hatte, trat er selbst an eins der Fenster und lehnte seine Stirn für einen Moment gegen die kühlen Scheiben.

Wenn man aber hätte denken wollen, daß damit jene philosophischen Betrachtungen beginnen sollten, denen er sich, seinen Aeußerungen gegen den jungen Offizier nach, zu widmen gedachte, so mußte man sich zugleich sagen, daß dieselben ihn nicht völlig einnahmen, oder daß er ihnen nicht lange die Herrschaft über sich ließ, denn schon nach einer Minute richtete er sich wieder empor.

„Nein, nein, kein Bedauern jetzt!" sagte er vor sich hin. „Was nicht zusammenstimmt, bleibt besser geschieden; ich will es jetzt als Irrthum betrachten, daß ich je glauben konnte, die Harmonie zwischen uns ließe sich erringen!"

Digitized by Google

Sein Blick glitt hinüber zu dem Kinde, das sein Köpfchen wie müde auf die Hand stützte, während die Finger sich nur noch lässig mit dem bunten Allerlei, welches er zu seiner Unterhaltung hervorgesucht hatte, beschäftigten und noch einmal nahmen die Gedanken ihren eigenen Weg.

„Sie liebt die Kinder nicht, sie sagte es mir selbst ja einmal offen, auch die Hoffnung, daß eine andere Liebe es sie noch lehren werde, muß und soll mir nun eine Thorheit heißen."

Er trat zu seinem Kinde heran und bemerkte, daß es eingeschlafen war. Noch einmal hob er es auf seinen Arm, jetzt aber mit der äußersten Behutsamkeit, damit es nicht erwache und trug es dann eben so vorsichtig nach dem Bettchen, in welchem es um diese Zeit seiner zarten Gesundheit wegen ein Stündchen zu ruhen pflegte; dann erst zog er sich in sein eigenes Zimmer zurück.

Nicht lange aber war er hier allein gewesen, als er durch ein Klopfen an die Thür und sodann auch durch den Eintritt derselben Person, welcher er vorhin vergebens nachgefragt hatte, gestört wurde.

Fräulein Müller war in großer Aufregung. Sie hatte sich mit einer großen Menge Entschuldigungen gewaffnet; aber schon die erste derselben schnitt der Major mit der ruhigen Entgegnung ab, daß sie beide sich gute wie böse Worte sparen wollten, da diese zusammengenommen weder das, was geschehen sei, noch das, was zu geschehen habe, ändern könnten. Er betrachtete einfach ihr Verhältniß zu seinem Hause als gelöst und bäte sie ein Gleiches zu thun.

Das Fräulein war aufs äußerste betroffen und gereizt; aber weder Bitten und Thränen, noch auch die seiner eigensinnigen Härte gemachten Vorwürfe erschütterten ihn. Er zuckte ruhig die Achseln und sagte:

„Es ist hier kein Ausgleich möglich, Fräulein Müller! Handelte es sich auch nicht einmal um mein Theuerstes, gegen das Sie sündigten, als Sie Klärchen gegen meinen ausdrücklichen Willen während meiner Abwesenheit verließen, wäre mein Vertrauen nur im geringsten Stück betrogen worden, ich würde ebenso verfahren. Wer ein Regiment zu führen hat, der muß es behaupten!"

Er verbeugte sich nach diesen Worten leicht; sowohl zum Zeichen, daß er die Unterredung jetzt als beendigt ansehe, wie um anzudeuten, daß diejenige, in deren Händen zwei Jahre hindurch die Führung seines Haushalts und die Pflege seines Kindes gelegen hatte, in diesem Augenblicke bereits eine Fremde für ihn geworden war; und als dann Fräulein Müller, die den Major gut genug kennen mochte, um es zu wissen, daß ihre Partie vollständig verloren war, sich unter halbem Schluchzen zur Thür wandte, schritt er ihr noch nach, um ihr höflich zu sagen, es verstände sich von selbst, daß sie als Gast in seinem Hause bleibe könne, bis sie ihre Sachen geordnet und für die Sicherheit ihrer nächsten Zukunft gesorgt habe, an ihren Posten jedoch werde, und wie er hoffe heute schon, eine Haushälterin treten, die er früher im Dienst gehabt, dann aber wegen Krankheit entlassen habe; eine Botschaft an dieselbe sei bereits von im abgeschickt worden. Damit war der häusliche Zwischenfall erledigt.

Digitized by Google

III.

Es machte sich ganz von selbst, daß alle Pläne, welche Waringer für seine nächste Zukunft gebildet hatte, eine Veränderung erlitten und so war es leicht gewesen, ihn zum vorläufigen Verweilen in dem Hause von Isabellens Bruder zu bewegen, wodurch sich gleichzeitig das Verhältniß zu der Familie des letzteren rasch befestigt hatte. Halb war er in dem allgemeinen Wohnzimmer heimisch und halb in dem Boudoir seiner Verlobten, die ihn mit liebevollem Eifer zwang, all seine Entwürfe vor ihr auszubreiten, denselben aber alsdann eine eben so liebevolle Theilnahme schenkte und nicht müde ward, hier ihr Lob, ihre Billigung auszusprechen und dort mit sicherem Verständniß einen Einwurf zu machen oder einen klugen Rath zu ertheilen.

Auch in dieser Stunde befanden sich die Verlobten in dieser Art mit einander beschäftigt, doch war das Sprechen bis jetzt mehr auf Isabellas Seite gewesen, denn sie gerade hatte heute von einem Plan geredet, für den bereits vieles von ihr geordnet und vorbereitet worden war und den sie jetzt, als eine Ueberraschung gewissermaßen, dem jungen Manne in seinen Einzelheiten entwickelte. Gleich nach der Hochzeit, die, wie festgestellt war, in wenigen Monaten stattfinden würde, wollte man den Weg nach Italien nehmen, in Rom, in Florenz Wohnung suchen, und im Anschauen der unsterblichen Meisterwerke sollte dann Leopolds künstlerische Kraft die letzten und höchsten Weihen empfangen.

Seine Augen hatten bei ihren Worten oftmals hell geleuchtet, dann aber waren auch wieder Schatten über seine Züge geglitten und im ganzen hatte er nur seltene und kurze Antworten für ihre beredten Auseinandersetzungen gehabt. Seine Schweigsamkeit ward ihr endlich ein wenig auffallend und entlockte ihr die halbscherzende Frage, ob seiner Begeisterung plötzlich die Flügel lahm geworden wären.

„Ich weiß es selbst nicht, Isabella", entgegnete er ehrlich, „ich fühle aber, daß ihr etwas genommen ist, woraus sie bisher ihre beste Kraft sog: der Traum, dies Reisen — alle Genüsse erst als Lohn für Mühe und Arbeit zu empfangen!"

„Und ist für diesen „Traum" nichts Wirkliches an die Stelle getreten?" fragte sie ihn lächelnd.

„O gewiß!" rief er lebhaft, „Deine Großmuth — meine unbegrenzte Dankbarkeit —"

„Geh!" unterbrach sie ihn etwas unwillig, „Du wirst unleidlich, wenn Du so redest, Du könntest bessere Worte in den Mund nehmen."

Ehe er sie befriedigen konnte, wurde das vertraute Gespräch, wie schon bei einer früheren Gelegenheit, durch Mathilde unterbrochen, die indessen diesmal nicht in Versuchung kam, sich als ein beschämter Eindringling zurückzuziehen, sondern die es geradezu auf eine Störung des Brautpaares abgesehen hatte. Es sei seit einer Stunde, so berichtete sie, das schönste Wetter geworden, nach welchem wenigstens sie selbst sich während des heutigen Regenmorgens inbrünstig gesehnt habe, da sie sich in ihrem Zimmer stets fühle wie in einem Gefängnisse. Weiter brauchte sie nicht zu reden.

„Mathilde hat recht!" rief Leopold aufspringend; „die Luft ist

Digitized by Google

drückend in den Mauern hier und im Freien zu athmen ist so köstlich! Wir wollen alle unsere Pläne aufgeben, für den Augenblick wenigstens, Isabella und dafür nur diesem Augenblick selbst leben, nicht wahr?"

Isabella widersprach nicht; warum sollte sie einem Vergnügen nicht heiter ins Auge schauen, um so viel heiterer, wenn sie die hellste Freude und Erwartung bei denen gewahrte, welchen sie jegliches Gute gönnte? So ward denn schnell das Vorhaben, welches Mathilde sich in ihrem Köpfchen ausgedacht hatte, durchsprochen und festgestellt. Auf dem See, der gerade hinter dem Brunnerschen Garten eine Bucht in das Land machte, sollte eine Bootfahrt gemacht und dann vielleicht noch dem gegenüberliegenden Ufer, wo sich schöne Waldpartien befanden, ein kurzer Besuch abgestattet werden. Das Unternehmen versprach das beste!

In einer Viertelstunde war alles zur Abfahrt fertig, da das hübsche kleine Fahrzeug, welches Isabella erst vor einiger Zeit auf Zureden und zum großen Jubel ihrer jungen Nichte hatte herstellen lassen, von selbst zur Verfügung stand und ein Ruderer, in der Person eines Arbeiters, der häufig diesen Dienst versah, leicht gewonnen war.

Die kleine Gesellschaft stieg ins Boot und zugleich setzte sich Isabella, als ob dies etwas Selbstverständliches sei, an den Platz, von welchem aus dasselbe gelenkt werden mußte. Leopold sah etwas verwundert aus:

„Ich denke nicht, daß Du steuern willst, Isabella?"

„Ja, gewiß', entgegnete sie, „es ist immer so, Mathilde kann Dirs bestätigen!"

„Nun ja", rief er aus, „aber jetzt bin ich doch hier und auch ich verstehe, das Steuer zu führen!"

„Kann sein", sagte sie kurz, „aber laß mir meine Gewohnheit, bitte, und setz Dich dort zu Mathilden!"

Der junge Mann sagte kein Wort, sondern that, wie ihm geheißen ward. Einen Augenblick lang nur lag es wie ein leichter Schatten über seinen Zügen, dann aber sorgte Mathildens Fröhlichkeit dafür, daß jede kleine Mißstimmung rasch verschwinden mußte. Ein besonderes Wohlbehagen durchdrang heute ihr ganzes Wesen und dasselbe lag nicht weniger in den hellen Augen, die mit den schimmernden Wellchen des Sees um die Wette glänzten, als in der Weise, wie sie bisweilen die frischen Lippen öffnete, um den feuchten Hauch der letzteren gleichsam in sich hinein zu trinken.

Leopold betrachtete sie eine Weile schweigend.

„Wenn nicht nach hergebrachtem Recht die Undinen schwermüthig sein müßten", sagte er dann halb scherzend, „so würden Sie jetzt zur Undine für mich!"

Sie lachte. „Ach ja, so etwas möchte ich schon sein! Es wäre köstlich, wenn man so in die Flut tauchen dürfte, als hätte man dort unten sein Haus!" Und dabei steckte sie unwillkürlich die Hand in das Wasser, das sie plätschernd durch die zierlich-feinen Finger gleiten ließ. Ebenso unwillkürlich aber senkte Waringer die eigene Hand unter den Spiegel, um die ihrige zu fassen.

„Was zum Fischlein wird, fängt man!" rief er fröhlich.

Blitzschnell aber und geschickt hatte sie ihm ihre Hand entwunden, um den Rücken der seinen mit einem Schlage zu treffen, der ihn frei-

Digitized by Google

lich nicht sehr schmerzen konnte, doch aber die Tropfen so hoch aufspritzen ließ, daß sie von seinem Gesicht und aus seinen Haaren niederrieselten.

„Da", sagte sie dabei, „das für den, der mir nahe kommt!"

Isabella hatte vom Steuer aus der kleinen Scene zugeschaut.

„Recht so, Mathilde!" rief sie jetzt lachend der Nichte zu: „keinen Deiner Finger, auch nicht den kleinsten, laß durch Gewalt gefangen nehmen! Und willst Du ihm jetzt eine Strafe dafür diktiren, daß er nur den Versuch wagte, ich wende sie nicht von ihm!"

„Eine Strafe?" sagte das junge Mädchen nachdenkend, „ei nun, mir fällt nicht gleich etwas bei, aber an den Auftrag soll er denken, den er neulich übernommen hat! Sie wissen doch noch, Leopold?"

„Ja, ja", sagte der Gefragte etwas hastig, vielleicht, weil es ihm in diesem Augenblick aufs Herz fiel, daß er die Sache, an die ihn ihre Worte eben jetzt erinnerte, fast aus dem Sinn verloren hatte und daß ihm nur noch wenige Tage für jenen Auftrag übrig blieben.

Während er sich darauf die ganze Verabredung wie sein eigenes Versprechen zurückrief, richtete er seine Augen auf Isabella, die den Kopf so gewandt hatte, daß sich die klaren, edlen Linien ihres Profils scharf von dem sonnigen Hintergrunde abhoben. Unbeweglich, wie sie selbst in diesen Augenblicken war, betrachtete er sie und derselbe leuchtende Ausdruck, der sein Gesicht in den Momenten des begeistertsten Schaffens zu erklären pflegte, ging in seinen Zügen auf. Erst als sie ihre Stellung veränderte, um mit dem Ruderer wegen verschiedenen Weisungen einige Worte zu tauschen, kehrte auch er sich ab und sagte gegen Mathilde gewandt, leise und halb träumerisch.

„Wie schön Isabella ist!"

Mathilde warf nur einen flüchtigen Blick nach der Tante hinüber.

„Ja", sagte sie, „aber das steht so fest, daß ich kaum noch daran denke!"

Das Boot hatte in diesem Augenblick den Landungsplatz am gegenüberliegenden Ufer erreicht und Leopold sprang heraus, um seinen Damen ans Land zu helfen. Sofort aber erkannte die kleine Gesellschaft an munteren Stimmen, die sich aus einiger Entfernung hören ließen, daß sie sich nicht allein an dem Vergnügungsort befand; es hatten sich viele Besucher eingefunden, die von verschiedenen Seiten zusammengekommen waren; und nicht lange dauerte es, so waren die neuen Gäste in den allgemeinen Kreis hineingezogen und nahmen wenigstens die Damen an der Unterhaltung den lebhaftesten Antheil, während Leopold sich allerdings mit einer passiveren Rolle begnügte. Er fühlte es in sich, daß er all diesen Menschen und Interessen ziemlich fern stand und konnte doch, in diesem Augenblick wenigstens, kein rechtes Verlangen in sich rege machen, eine nähere Stellung zu ihnen zu gewinnen. So verhielt er sich meistens schweigend, wenn Isabella mit mehreren der Herren, welche ihr deutlich zeigten, welchen Respekt sie vor ihrem Geiste hatten, lebhafte Reden führte, oder wenn Mathilde von einem Schwarm junger Leute umringt war, die sie scherzend, plaudernd, lachend unterhielten.

Als sie zurückkehrten, stand Brunner am Ufer seines Gartens, um die Ankommenden zu begrüßen.

„Nun, habe ich Euch alle wieder?" sagte er freundlich. „Ich gestehe

Digitized by Google

es, ganz ohne Sorgen bin ich nie, wenn Ihr beiden Frauenzimmer auf dem Wasser seid und so war es mir heute eine Beruhigung, daß ich Leopold bei Euch wußte!"

„Ei, wer weiß auch, ob wir nicht ohne ihn jetzt auf der Tiefe des Sees lägen!" rief Isabella etwas spöttisch; „jedenfalls kannst Du jetzt stolz sein, Leopold!"

„Nun, vor Stolz bin ich behütet!" sagte er, und ein aufmerksames Ohr hätte an seiner Stimme hören können, daß er etwas verletzt war, doch da in diesem Augenblick gerade eine lebhaftere Bewegung unter der kleinen Gesellschaft herrschte, so ging die Wahrnehmung anscheinend verloren, wenigstens fand sein Wort keine Entgegnung.

Auf dem Wege nach dem Hause ging Isabella an der Seite ihres Bruders; so gesellte sich denn Leopold zu Mathilden.

„Sie schwiegen zu jener Sache völlig, warum redeten Sie kein Wort hinein?" sprach er sie an.

Sie hob die Blicke verwundert zu ihm auf.

„Ja, was sollte ich denn machen, wenn Sie und Isabella nicht eines Sinnes sind?"

„Nun: Partei ergreifen, für oder wider!" rief er lebhaft. „Schon der Gedanke an die eigene Sicherheit forderte das!"

Sie lachte hell und lieblich auf. „Ach nein, mit solchen Gedanken quälte ich mich nicht! Wer es übernimmt, für mich zu sorgen, führt es wohl auch durch; ich lasse ihm die Verantwortung gern!"

Ihre naive Sorglosigkeit, anstatt seine Heiterkeit zu erregen, mußte eigenartige Gedanken in ihm erregen, denn anhaltend und ernst schaute er sie an, als er neben ihr dahin schritt. Eine Aeußerung kam dabei nicht über seine Lippen.

Der folgende Morgen brach heiter und sonnig für Mathilde an. Es war ihr Geburtstag und dieser Tag erfüllte sie noch mit kindlich-glücklichem Empfinden und in der Weise denn nahm sie all die großen und kleinen Ueberraschungen, welche die Ihren für sie bereitet hatten, entgegen.

Der Tag verlief in der Weise wie das junge Mädchen in der Regel den Geburtstag zu begehen pflegte. Es kamen Freunde und Bekannte, sie sammelte Geschenke, Blumen, Liebkosungen aller Art; und es entsprach ihrem Wesen, daß alles das sie in die glücklichste Stimmung versetzte, auf die es nur wie ein halber Schatten fiel, als Leopold und Isabella sich nach einander von der Feier zurückzogen, wie sie denn auch beide im Verlaufe der Stunden nur selten wieder zu Gesicht bekam.

Dann aber ward es Abend; die Gäste verliefen sich und nun trat auch Leopold wieder an sie heran.

„Ich habe Sie noch um eins zu bitten, Mathilde", sagte er, indem er ihre Hand erfaßte, „daß Sie mir Lebewohl wünschen, morgen früh reise ich."

„Sie, Leopold?" rief sie, indem sie ihn mit großen, erschrockenen Augen ansah; „aber Sie wollten ja noch bleiben, eine Woche wenigstens!"

„Ja", entgegnete er, „aber die lange Ruhe thut mir nicht wohl; ich muß wieder arbeiten, mit aller Kraft! Mit Isabellen sprach ich schon; ihr war es recht so, da hatte ichs nur Ihnen noch mitzutheilen."

„Und das thun Sie an meinem Geburtstage!" sagte sie mit zucken-

Digitized by Google

der Lippe und indem sie ihn ansah wie ein Kind, dem man ein großes Unrecht zugefügt hat.

„Mathilde, thut es Ihnen wirklich weh — im Herzen?" rief er dringend und fast hastig ergriff er ihre Hand.

Wie mit Flammen übergossen, den Kopf gesenkt, stand sie vor ihm.

„Muß ich es sagen, Leopold?"

Er strich sich mit der Hand über die Augen.

„Nein, nein, sprechen Sie nichts; es ist besser für uns beide!"

Darauf kehrte er sich ganz von ihr ab und machte zuvor ein paar Gänge durch das Zimmer, bis er wieder zu ihr treten konnte. Noch einmal faßte er nun ihre Hände.

„Zu unserer Hochzeit sind es noch zwei Monate, so lange bleibe ich fort und wenn ich wiederkehre, werde ich Sie wohl nicht sehen, nicht wahr? Sie wollen doch auch reisen, zu den Verwandten Ihrer Mutter, meine ich."

Sie nickte.

„Ich wollte bis dahin zurück sein, aber —"

„Aber man wird Sie dort nicht fortlassen!" fiel er ein; „ich sehe es voraus und Sie, nicht wahr, Mathilde, Sie kehren dann erst heim, wenn — wenn alles vorüber ist?"

„Ja", sagte sie leise, „so soll es sein."

Er ließ schnell ihre Hände los, denn er konnte die Thränen nicht sehen, die ihr ins Auge stiegen.

Das Alleinsein der beiden jungen Leute sollte aber jetzt kein langes mehr sein, denn Mathildens Vater kam herein; und wie ihnen im Moment der äußeren Störung der Sinn für ihre Umgebung wiederkehrte, so bemerkten sie gleichzeitig, daß es in wenigen Minuten auffallend dunkel um sie her geworden war. Die Erklärung aber gaben ihnen die ersten Worte des Justizraths.

„Es ist ein schweres Gewitter im Anzuge, Kinder", sagte er, „und dann habe ichs immer am liebsten, wenn alle Hausgenossen beisammen sind. Nun, Ihr seid ja da, aber wo mag Isabella stecken? In ihrem Zimmer sah ich vergeblich nach ihr."

Weder Leopold noch Mathilde konnten Auskunft geben; dagegen berichtete ein durch die Klingel herbeigezogenes Dienstmädchen, das gnädige Fräulein sei vor einer Stunde etwa in den Garten hinabgegangen.

„Ei, aber dort ist sie jetzt nicht!" entgegnete Brunner, zum Fenster tretend. „Man kann ja alle Plätze und Wege von hier aus überschauen."

„Aber nicht den See!" rief Mathilde, von einer Ahnung ergriffen, „und Isabella liebt es zuweilen, ganz allein umherzufahren."

„Aber bei diesem Wetter!" wandte Leopold ein. „Das Gewitter, ich entsinne mich jetzt, stand vor länger als einer Stunde schon am Himmel!"

„Nun, möglich wäre es immer, daß sie auch hierin wieder einmal einer ihrer starrköpfigen Launen nachginge!" sagte Brunner halb ärgerlich und halb besorgt; und dann folgte er, wenn auch langsamen Ganges, dem jungen Mann nach, der unmittelbar auf die eigenen Worte und trotz ihres Zweifels doch hinausgeeilt war, um an der betreffenden Stelle nach Isabella zu suchen. Als Brunner ihn am Ufer des Sees erreichte, hatte er schon eine Weile hinausgespäht.

Digitized by Google

„Es ist gottlob kein Boot zu sehen!“ rief er dem älteren Manne mit erleichtertem Tone entgegen. „Isabella wird einfach einen Ausgang unternommen haben und jetzt bei Freunden oder Bekannten sein.“

„Wohl denn!“ sagte Brunner zufriedengestellt. „So lassen Sie aber auch uns umkehren, denn der Aufenthalt im Freien hat jetzt sein Unheimliches.“

Die Worte waren begründet, denn in der That zuckten aus der tiefschwarzen Wolkenwand die Blitze immer greller und in immer kürzeren Zwischenräumen und das Rollen des Donners nahm fast kein Ende, wenn auch sonst noch eine ziemliche Stille in der Natur herrschte.

Leopold schien sich indessen nicht von der Stelle wenden zu wollen; ja, er eilte in diesem Augenblick sogar noch um ein paar Schritte weiter vorwärts, bis an den äußersten Rand des Ufers.

„Wenn mich mein Auge nicht täuscht“, rief er dem Schwager zu, „und nein, ich sehe es jetzt deutlich, dort hinter der kleinen Landspitze taucht ein Boot auf; es ist außer dem Ruderer nur eine Gestalt in ihm, eine weibliche — es muß Isabella sein!“

Der Justizrath ließ nur einen einzigen, kurzen Laut des Unmuths hören; dann aber spähte auch er hinaus.

„Natürlich ist sie es!“ bestätigte er nach einer kleinen Weile; „aber sie kommen ziemlich rasch näher, ist das Glück gut, so können sie hier sein, ehe das Wetter völlig ins Toben geräth!“

Damit wandte er den Kopf gegen den Himmel, um an der Schnelle, mit welcher die Wolken heraufzogen, die wahrscheinliche Frist zu berechnen. Ein halb erschrockener Ausruf Leopolds unterbrach jedoch seine Beobachtungen schnell.

„Was ists?“ fragte er.

„Mein Gott, sie ziehen das Segel auf, wenn man sie doch warnen könnte!“

Brunner zuckte die Achseln. „Und wenn das zugleich helfen würde!“ sagte er mit halbem Spott. „Lassen Sie uns hoffen, daß sie wie gewöhnlich Glück hat und ihr die bösen Zufälle fern bleiben!“

Leopold hatte mittlerweile seine beiden Hände an den Mund gelegt.

„Segel nieder!“ rief er mit aller Kraft seiner Lungen hinüber. Aber entweder war die Entfernung zu groß und die Gewalt des entgegenstehenden Windes so stark, daß die Worte verhallen mußten, oder sie wurden einfach nicht beachtet; jedenfalls blieb die Weisung vergeblich.

Dafür aber schoß jetzt das Boot unter dem Druck des Segels rasch vorwärts, wenige Minuten mußten es völlig an den Strand bringen und Leopold wie Brunner durften aufathmen, ja, der letztere konnte sich nicht enthalten, mit einem hellen Lachen auszurufen:

„Sie thut, was sie will, aber sie hat ein Recht dazu, denn es gelingt ihr alles!“

Da mit einem Male, als das kleine Fahrzeug nur noch um wenige seiner Längen von ihnen entfernt war, erhob sich plötzlich ein sausender Windstoß und in demselben Augenblick geschah, was wenigstens der eine der beiden Männer in Furcht und Ahnung hatte herankommen sehen, das Boot kenterte und seine beiden Insassen sanken in das feuchte Element,

Digitized by Google

welches über ihren Köpfen zusammenschlug. Eine Sekunde bangster Erwartung! Dann sah man die Körper wieder emportauchen und ein Theil der Angst wenigstens durfte sich mildern, die Gefahr für Isabellas Begleiter, einen halbwüchsigen Burschen, wie man hatte unterscheiden können, war nicht groß, er hatte glücklich den Rand des umgeschlagenen Bootes erfaßt und mußte mit Hilfe der vom Wind erregten Strömung von selbst ans Ufer treiben.

Anders stand es um Isabella; sie war ihrer Lage offenbar nicht gewachsen und das machtlose Umschlagen der aus dem Wasser hervorragenden Körpertheile zeigte es deutlich, daß sie alle Widerstandskraft verloren hatte und in der kürzesten Zeit vollends eine Beute des letzteren werden mußte. Nun freilich dauerte die ganze Gefahr nicht über wenige Augenblicke hinaus, denn wenn auch der Justizrath, vor Schreck gelähmt, nicht im Stande war, das geringste für die Hilfsleistung, die ja an der Sekunde hing, zu thun, so hatte sich doch Leopold schon während dieser nämlichen Sekunde in den See gestürzt, um sich an Isabellas Seite zu bringen. Seiner geübten Schwimmkunst wie seinem kräftigen Arm ward es denn nicht schwer, jedem weiteren Unheil zuvorzukommen und die Rettung glücklich zu vollbringen. In kürzerer Zeit, als man später für die Erzählung gebrauchte, befand sich Isabella in Sicherheit; doch war sie kraftlos und halb betäubt und mußte darum von ihrem Bruder und Leopold zurück nach der Wohnung getragen werden, der erschrockenen Mathilde entgegen, welche vom Zimmer aus einen Theil des Vorgangs wahrgenommen hatte und nun, des schmetternden Gewitters und des niederprasselnden Regens nicht achtend, hinausgeeilt war, um an die unglückliche Stätte zu gelangen.

Der Beistand des jungen Mädchens war nun auch das erste, was der Angegriffenen noth that. Mathilde sorgte dafür, daß Isabella der nassen Kleider entledigt und dann auf ihr Lager gebracht wurde, wo derselben die Kräfte rasch so weit zurückkehrten, daß sie wenigstens einige Reden mit der Nichte tauschen konnte, während sie im übrigen den Wunsch aussprach, für den Rest des Abends allein gelassen zu werden. Mit Eifer bestand sie jedoch darauf, daß der Vorfall keinen Einfluß auf Leopolds Entschließungen haben dürfe; es solle bei der einmal festgesetzten Abreise am nächsten Morgen bleiben.

Es war Mathilde selbst, welche diese Weisungen überbringen mußte. Nebenbei erfuhren die beiden Herren dann auch durch ihren Mund, was noch an der Erklärung des ganzen Ereignisses fehlte. Isabella müsse eine krankhafte Anwandlung in sich gespürt haben, berichtete das junge Mädchen, denn sie habe von einem Widerwillen gegen alles Sprechen und Hören, der sie beherrschte, geredet und hinzugefügt, daß es ihr seinetwegen zum Bedürfniß geworden sei, die Einsamkeit des Sees aufzusuchen.

Ohne viel Wahl hatte Isabella dann, nach der Erzählung, da der gewöhnliche Ruderer nicht zur Stelle gewesen, mit jenem Burschen verlieb genommen, der ihr zufällig in den Weg gekommen war. Für Handlangerdienste, deren sie nur zu bedürfen glaubte, konnte er so gut dienen wie ein anderer.

Der Einfall, das Segel aufzuziehen, war, so hatte sie ausdrücklich erklärt, ihr eigener gewesen und nur von ihrem jungen Gefährten mit

Digitized by Google

Jubel aufgenommen worden, indem dieser in dem schnelleren Hinfliegen über das Wasser seinen Spaß gefunden habe, während ihr selbst lediglich der erhöhte Kampf mit den Elementen das Lockende gewesen sei.

Der Justizrath schüttelte den Kopf.

„So ist Isabella! Immer mit vollen Segeln auf ihr Ziel los! Sie werden noch oft zu thun bekommen, Leopold, daß Sie Ihre Geduld bewahren."

„Ich hoffe, Isabellas eigener Werth wird mir dazu helfen!" sagte der junge Mann ruhig.

Leopold brauchte am andern Morgen nicht abzureisen, ohne Isabella noch wiedergesehen zu haben, da sie nicht eigentlich krank war. Immerhin erschien sie sehr bleich und er bedurfte daher keiner Frage, um es sich sagen zu können, daß sie sich noch sehr angegriffen fühlte. Und dieser Umstand mochte es denn auch erklären, daß ihre Worte nicht den gewohnten lebhaften Ton hatten und daß der Abschied, welchen sie von dem Verlobten nahm, überhaupt kühler ausfiel, als ihr Verhältniß zu ihm hatte erwarten lassen. Auffallen konnte es aber doch einigermaßen, daß sie selbst die Rede nicht wieder auf das gestrige Ereigniß kommen ließ und so konnte der Bruder sich nicht enthalten, ihr darüber, nachdem Leopold gegangen war, einen leisen, wenn auch freundlichen Vorwurf zu machen. Ihre Antwort klang aber nahezu unfreundlich.

„Ich hätte ihm dafür danken sollen, meinst Du, daß er sich die Mühe nahm, mich nicht ertrinken zu lassen?" sagte sie. „Nun, ich statte ihm diesen Dank wohl noch in anderer Weise ab!"

IV.

Brunner und seine Tochter machten in den folgenden Tagen unter sich die Bemerkung, daß Isabellas Konstitution durch die unfreiwillige Taufe doch eine stärkere Erschütterung erlitten haben müsse, als sie zugeben wollte, indem ihnen beiden ihr Aussehen wie ihr Wesen verändert schien. Sie selbst behauptete dagegen fortwährend, sich ganz wohl zu fühlen und darum auch lehnte sie eine gelegentliche Bitte, ihrem Arzt von der Sache zu sagen, stets mit einem Lachen, das freilich wieder nicht so recht heiter erklingen wollte, ab.

„Ich habe nicht versäumt, mich an jenem Tage gleich selbst in die Kur zu nehmen", sagte sie, „auf die Art wie es mir gut schien und ich weiß, daß es so recht war!"

Nachdem ungefähr eine Woche seit Leopolds Abreise verflossen war und nachdem auch Mathilde zum Zweck jenes Besuchs das Haus ihres Vaters verlassen hatte, suchte Isabella den Bruder eines Tages in seinem Zimmer auf.

„Ich theilte Dir vor einiger Zeit an dieser Stelle meine Verlobung mit, Wilhelm", begann sie; „nun mußt Du etwas Anderes erfahren: Leopold und ich sind wieder frei von einander."

Brunner fuhr empor; in seinem Gesicht flammte eine plötzliche Röthe auf.

„Er hat es wagen können?" rief er aus, „er ist zurückgetreten?"

Sie legte ihm rasch die Hand auf den Arm.

Digitized by Google

„Still, Wilhelm, thu ihm nicht unrecht und beleidige mich nicht! Ich war es, ich nahm mein Wort zurück und gab ihm das seine wieder."

„Isabella!" rief er betroffen.

„Es war eine Uebereilung", erklärte sie ihm, „von meiner Seite! Ich weiß es jetzt ganz gewiß, daß ich nicht glücklich durch ihn werden konnte; es ist dasselbe, was ich auch ihm gesagt habe."

Die Kälte ihres Tons verletzte ihn; er fand in diesem Augenblick, was er selten für die Schwester hatte: einen Vorwurf!

„Du dachtest nur an Dich, Isabella, nicht an ihn, dem Du alles nimmst, was Du ihm gegeben hattest; gilt Dir sein Herz nichts?"

„Er muß sich trösten und er wird es!" sagte sie eigenthümlich abweisend. „Ich denke, schon in diesem Augenblick wird er sich mit der Thatsache abgefunden haben."

„So ist nichts mehr an Deinem Beschluß zu ändern?" fragte der Bruder dringend. „Besinne Dich, Isabella — es leitet Dich vielleicht eine Laune und so schnell Deine Stimmung sich gegen ihn wandte, könnte sie noch einmal umschlagen!"

„Nie!" entgegnete sie fest.

„Ich habe Dich mit der Angelegenheit verschont", fuhr sie dann fort, „weil sie zwischen Leopold und mir allein zum Abschluß gebracht werden mußte. Das ist nun geschehen. Wir haben einige Briefe gewechselt; heute Morgen erhielt ich den letzten von ihm, danach durfte ich reden."

„Aber so sprich doch auch von ihm, was er erwiederte, wie er es trägt, daß Du ihn verlassen willst!" drängte der Bruder.

Sie besann sich nun kurz. „Du kannst seinen letzten Brief lesen, es ist nichts im Wege", sagte sie und legte das Blatt vor ihn hin.

Brunner überflog die Zeilen.

„Er ist tief erschüttert", sprach er halb vor sich hin, „er fühlt sich als den Schuldigen, der Dir unabsichtlich Grund gab, daß Du ihm Deine Liebe entzogst, er bewahrt Dir seine Dankbarkeit, seine Verehrung, Isabella", erklärte er nach einer kleinen Weile nachdrücklich, indem er das Papier zusammenlegte, „hier steht es geschrieben, daß Leopold Waringer ein Mann von Ehre und Charakter ist!"

„Der Reden über die Sache werden viele sein", fuhr Isabella fort, „ich will ihnen das Feld räumen. Doktor Weber forderte es längst, daß ich gegen meine gelegentlichen Kopfschmerzen einmal ein Seebad gebrauchen sollte, ich kann ihm jetzt den Gefallen thun, seinen ärztlichen Rath zu befolgen! Ich möchte auf einige Wochen — warum nicht auch auf einige Monate? — nach Sch. gehen und habe mich seit mehreren Tagen mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt, so könnte ich morgen schon abreisen."

„Wie es Dir gefällt, Isabella!" sagte er, und mit einem halb unterdrückten Seufzer fügte er hinzu: „Du bist ja in jeder Beziehung selbstständig und folgst in allen Dingen Deinem eigenen Willen, in allen!"

Das Wort machte doch, daß sie noch einmal zu ihm zurückkehrte, als sie schon die Thür erreicht hatte.

„Laß es immerhin gut sein so, Wilhelm, und trag es, daß ich von etwas besonderem Thon bin", sagte sie, indem sie ihre Hand auf seine Schulter legte, „denn darum breche ich auch nicht so leicht zusammen!"

Digitized by Google

Er sagte kein Wort zur Erwiederung, aber er küßte sie doch.

So unangefochten wie Isabella sich während der Unterredung mit ihrem Bruder gezeigt hatte, schien sie doch nicht zu sein, als sie sich nach derselben wieder in ihrem Zimmer befand; vielmehr ging sie hier ziemlich unruhig auf und ab. Vielleicht war es aber auch ein neuer Gegenstand, der sie jetzt beschäftigte, ein bißchen fremder Gedanke, der sie zu irgend einer Ueberlegung zwang. Zu einem vorläufigen Abschluß kam die letztere denn jedenfalls auch bald, in dem Augenblick, als sie draußen die Frage nach ihrem Bruder aussprechen hörte und an der Stimme erkannte, wer soeben in das Haus getreten war.

„Der Zufall ist gut und er soll mir helfen!" murmelte sie vor sich hin, als sie den Kopf wieder emporrichtete, dessen Miene bereits etwas heller geworden war.

Als der Gast sich nach einem längeren Besuch bei dem Herrn des Hauses wieder entfernen wollte, trat sie ihm auf dem Korridor entgegen.

„Ich möchte ein paar Worte mit Ihnen wechseln, Herr Major!" sagte sie.

Mit einer Verbeugung folgte er ihr in das Zimmer.

„Daß Herr Waringer nicht mehr mein Verlobter ist, wird mein Bruder Ihnen gesagt haben!" begann sie mit glücklich erzwungener Sicherheit.

„Ja, Fräulein Isabella!" entgegnete er ernst; ein weiteres Wort aber fügte er nicht hinzu.

„Gut denn", sagte sie etwas stolz, „es war auch nicht diese Sache, über welche ich mit Ihnen reden wollte, aber einer Hand bedarf ich, die ausführt, was ich mir vorgesetzt hatte und so nahm ich es gern für einen Fingerzeig, daß Sie gerade ins Haus treten mußten, weil Sie sich doch jüngsthin meinen Freund nannten."

„Wenn ich Ihnen dienen kann, so stehe ich Ihnen natürlich zu Befehl!" unterbrach er sie, ohne aber doch sonst ganz aus seiner Peinlichkeit herauszutreten.

Sie neigte leicht, wie zum Zeichen des Dankes ihr Haupt und begann dann sofort:

„Jene Verbindung mit Leopold also habe ich gelöst, aber ich möchte nicht, daß seine Zukunft dies empfände. Mein Vermögen ist zum Glück groß genug, um diese neben meiner eigenen sicher stellen zu können, die Hälfte meines Besitzes ist darum für ihn. Aber wie ich selber keinen Dank will, so soll ihm die Annahme leicht gemacht werden, und darum suchte ich nach einer Vermittelung, meinen Bruder durfte ich dazu nicht wählen und so richtete ich denn meine Augen auf Sie, Herr Major."

Einen Augenblick lang preßte er die Lippen zusammen.

„Es thut mir sehr leid, daß Sie das thaten, Fräulein Isabella!" sagte er dann.

Sie sah ihn groß an, denn sie wußte nicht, ob sie ihren Ohren trauen müsse. Ein kurzes „Wie?" war alles, was sie hervorbrachte.

„Ich kann Herrn Waringer Ihr Anerbieten nicht zustellen, weil er glauben könnte, ich sei der Meinung, daß er dasselbe annehmen könne."

„Sprechen Sie deutlicher!" rief sie ungeduldig.

„Ich meine, die Sache ist einfach", entgegnete er ruhig. „Weil ich

Digitized by Google

Herrn Waringer durch unsere Bekanntschaft achten gelernt habe, darf ich ihm keine Handlung vorschlagen, die ihn in meinen Augen herabsetzen würde."

„Herr Major Bernthal, sehen Sie zu Ihren Worten!" schleuderte sie ihm gereizt entgegen.

„Ich kann diese Worte nur wiederholen", entgegnete er in voller Entschiedenheit. „Wenn Waringer es sich durch Geld", er sprach das Wort mit großer Verachtung aus, „vergüten ließe, daß man mit ihm gespielt hat, so würde ich seine Hand nicht annehmen, wenn er sie mir je im Leben wieder bieten sollte."

Auf Isabellens Antlitz kämpfte Röthe und Bläße.

„So wären wir denn mit einander fertig, Herr Major!" sagte sie und wollte sich von ihm wenden. Er jedoch trat ihr näher.

„Isabella", begann er, und nun lag wirklich etwas wie Bewegung in seiner Stimme, „ein Wort noch: Sie behaupteten Ihre Freiheit, nun gönnen Sie auch ihm die seine! Ueberlassen Sie ihn seinem Talent! Die Tausende, welche Sie ihm bieten möchten, würden ein armseliges Ding bleiben gegen das Hochgefühl, sich die Welt durch eigene Kraft erobert zu haben!

Isabellas Stimmung war in diesem Augenblick eine zu bittere, als daß das Wort auf guten Boden hätte fallen können.

„Ich fordere Ihre Lehre nicht, Herr Major", sagte sie gereizt, „aber ich danke Ihnen dennoch für dieselbe. Sie geben mir ja Recht, wenn ich es sage, daß jeder im Leben für sich selbst stehen soll und so will ich denn auch für mich hoffen, daß mir die eigene Kraft treu bleibt und ich nie wieder eine Hilfe oder Stütze zu suchen brauche!"

Die Worte waren so sehr im Sinne mancher früheren Rede gesprochen und dazu selbst in wirklich scharfem Tone, daß Bernthal sie wohl für eine neue und berechnete Kriegserklärung halten mußte, und vielleicht war gerade das Schweigen, mit welchem er ihre Rede anhörte, der beredtste Beweis, daß er die letztere annahm.

Für das Ende der Unterredung und für die Trennung genügte ihnen beiden ein kühler Abschied.

V.

In Sch., dem kleinen, lieblich gelegenen Badeort, hatte Isabella nun schon seit einer Reihe von Wochen einen Aufenthalt genossen, der ihr zusagte. Die unmittelbare Nähe der See auf der einen, die Nachbarschaft der bis hart an das Ufer reckenden prachtvollen Waldungen auf der andern Seite, alles that ihr wohl; sie hatte volle Freiheit, dort wie hier die frische balsamische Luft zu athmen, ihre Bewegungen auszudehnen, oder zu beschränken und wenn sie auf freundliche Fragen ihrer Bekannten erkärte, sie vermöge die beruhigende Wirkung von dem allen auf ihre etwas gereizten Nerven deutlich zu erkennen, so hätte es einem dritten, der sie etwa beobachtete, scheinen dürfen, als ob jener Einfluß noch tiefer ginge, denn auch in ihrer Stimmung erschien sie besänftigter und vielleicht hätte man es um diesen Preis hinnehmen mögen, daß sie sich im ganzen stiller zeigte als früher und ihre natürliche Lebhaftigkeit oft

Digitized by Google

wie durch einen Schleier verhüllt war. Die Einsamkeit suchte sie gern und es war ihr daher auch gar nicht unlieb, daß, in der ersten Zeit mindestens, das freundliche Dorf noch wenig besucht war; die kleine Zahl der anwesenden Gäste erlaubte ihr, alles Thun und Treiben nach vollem Gefallen zu regeln. Daß sie sich damit aber nicht von aller Theilnahme für andere lossagte, empfand vor allen Dingen Anton, der Sohn ihres Bruders, welcher auf der unfernen Universitätsstadt seine Studien machte und nicht selten herüberkam, um der schönen, jungen Tante, an der er mit schwärmerischer Begeisterung hing, gleichwie er von ihr sehr geliebt ward, seine Huldigungen zu bringen.

Außerdem aber war sie auch im Kreise der Fremden eine gefeierte Persönlichkeit und das blieb so, als die Gesellschaft sich allmählich vergrößerte; nur daß es ihr nicht immer willkommen war, wenn sie sich ausgezeichnet fand und es ihr vollends unerwünscht sein mußte, als sich zu den Verehrern ein Zuzügler gesellte und sogar in ihrer nächsten Nähe Quartier nahm, dessen Aufmerksamkeiten sie geradezu zurückzuweisen hatte.

Herr Baltus, ein wohlhabender Fabrikant, stammte aus ihrem eigenen Wohnort und war ihr stets eine unsympathische Persönlichkeit gewesen, dies aber noch in doppeltem Grade geworden, seitdem er angefangen hatte, seine Augen dieser Abneigung zum Trotz mit einem besonderen Interesse auf sie zu richten. Mehr oder minder deutliche Winke waren gegen seine Annäherungsversuche wirkungslos geblieben; erst ihre Verlobung sollte sie von den letzteren befreien. Nun sie aber unter veränderten Verhältnissen an diesem Orte wieder mit ihm zusammentraf, mußte ihr wohl der unbehagliche Gedanke kommen, daß er aufs neue den Einfall haben könne, irgend eine Zudringlichkeit gegen sie in Scene zu setzen.

Indessen, was kümmerte sie am Ende ein Herr Baltus? Fühlte sie sich ihm doch ja in einer Weise überlegen, daß es ihr unter keinen Umständen schwer fallen konnte, ihn in seine Schranken zurückzuweisen!

Und in der That, wäre Herrn Baltus' Selbstgefühl kein so hervorragendes gewesen, ihr Benehmen gegen ihn hätte es ihm schon in der ersten Stunde sagen können, daß sie nicht geneigt war, irgend eine Beziehung zwischen sich und ihm aufkommen zu lassen, so aber ermüdete er nicht, bei jeder Begegnung am Strande, in dem kleinen Hotel, dem allgemeinen Versammlungsort der Badegäste, oder wo es immer sein mochte, ihre Nähe zu suchen und wohl auch gar die Rechte der Nachbarschaft geltend zu machen und immer unzweideutigere Kundgebungen von ihrer Seite wurden nöthig, um ihn nur einigermaßen auf den von ihr gewünschten Standpunkt zurückzuführen.

Heute nun, an einem sehr warmen Tage, der sowohl den Wanderungen durch Wald und Flur, welche sie sonst sehr liebte, nicht günstig war, wie er zugleich den Aufenthalt in ihrer immerhin etwas engen und niedrigen Wohnung unbehaglich machte, war Isabella dem Beispiel einiger Damen gefolgt, die sich den hübschen, hart an die See stoßenden Garten jenes ländlichen Konversationshauses zum Verweilen ausgesucht hatten; und während sie mit ihrer Arbeit unter ihnen saß und die Kühle des schattigen Plätzchens und der Hauch der nahen Wellen sie erfrischend

Digitized by Google

berührte, öffnete sich auch ihr Sinn der Unterhaltung, die heiter und nicht selten auch anregend in dem kleinen Kreise geführt wurde.

Mit einem Male aber flog der Ausdruck eines unangenehmen Empfindens über ihr Gesicht. Herr Baltus, der vielleicht gerade ihrer Spur nachgegangen war, zeigte sich am Eingang des Gartens und eine Minute darauf stand er wirklich inmitten der Gesellschaft.

„Heureka ruf ich aus, meine Damen", begann er lachend, „heureka! Haben sich ein hübsches Versteck ausgesucht, aber mir entgeht man nicht! Bin ein starker Jäger vor dem Herrn auf meine Weise, haha!"

Und damit ergriff er einen Stuhl und pflanzte ihn unmittelbar neben Isabella, um sich an deren Seite niederzulassen.

Die übrigen Damen sahen ihn halbverwundert an, zuckten auch wohl leicht die Achseln, setzten aber dann die eben unterbrochene Unterhaltung unter sich fort, ein Umstand, der ihm aber gerade erwünscht sein mochte, da er sich nun um so ungehinderter seiner schönen Nachbarin zuwenden konnte.

„Freut mich ungemein, den Weg hierher genommen zu haben, wirklich ungemein! Finde es selbst sehr behaglich hier, mein gnädiges Fräulein, nicht wahr?"

„Wenigstens fand ich es bis vor einigen Minuten!" entgegnete Isabella mit einem Ton, daß die gegenübersitzende Dame, eine sanfte kleine Frau, ihr einen erschrockenen Blick zuwarf.

Für Herrn Baltus mußte die Arzenei dagegen immer noch zu schwach gewesen sein, denn unverzagt entgegnete er:

„Kann wohl sein, daß man sich zuweilen ennuyirt, pardon, meine Damen! passirt einem ja in der besten Gesellschaft! es muß einem dann nur die richtige Unterhaltung kommen, und da kann ich vielleicht dienen, denn ein Herr, wahrhaftig ein Herr erfährt doch immer allerlei, was nicht an die Ohren der Damen herankommt!"

„Ich glaube Ihnen sagen zu können, Herr Baltus", nahm Isabella das Wort, „daß jede der anwesenden Damen genau so gern wie ich selbst auf eine solche Chronik verzichten möchte!"

„Haha, verstehe schon!" lachte Herr Baltus. „Denken an das, was die Herren sprechen, wenn sie unter sich sind! Aber unbesorgt, gnädiges Fräulein, nehme volle Rücksicht auf mein Publikum, werde nichts vorbringen, als was selbst für ein Töchterinstitut paßt, haha, ja für ein Töchterinstitut!"

Und in gewisser Weise erfüllte Herr Baltus diesen Theil seines Versprechens wirklich, irgend eine pikante Würze hätte man in seinen Plappereien vergeblich gesucht! Nur mochte man sich fragen, ob es auch für junge Gemüther zuträglich hätte sein dürfen, eine solche Fülle von Fadheiten und Abgeschmacktheiten aus dem Munde eines Mannes zu vernehmen, wie sie die gegenwärtigen Zuhörerinnen über sich ergehen lassen mußten.

Wieder aber gehörte eine Stirn wie die des Herrn Baltus dazu, um es unverstanden zu lassen, daß seinem Vortrage von keiner Seite eine günstige Aufnahme zu theil ward; höchstens wendete man ihm hier und da irgend eine flüchtige Entgegnung, eine von der unumgänglichsten Höflichkeit vorgeschriebene Redensart zu. Isabella hatte sich längst in völliges Schweigen gehüllt und ihre Aufmerksamkeit so entschieden auf ihre

Digitized by Google

Handarbeit gerichtet, als wenn es durchaus keinen Herrn Baltus, der doch offenbar nur ihretwegen seine Unterhaltungskunst anstrengte, auf der Welt gäbe. Sie sah aber auch nicht auf, als eine der anderen Damen, die wohl um der Langeweile zu entgehen, ihre Blicke in die Weite gerichtet hatte, jetzt die Frage aufwarf: wer der stattliche Herr sein möge, der dort hinten an den Strand hinabschreite und dessen Gestalt sie bisher noch nicht unter den Badegästen gesehen habe.

„Ist auch wirklich heute erst angelangt, gnädige Frau", nahm Herr Baltus sogleich das Wort. „Bin glücklich, Ihnen das mittheilen zu können, wenn auch nicht eben glücklich, diesen Herrn selbst zu sehen, haha! Es ist nämlich der Major Bernthal aus meiner eigenen Vaterstadt; stattlich, wie Sie ihn gütigst nannten, wohl, übrigens aber eine unangenehme Persönlichkeit!"

Isabella ließ die Nadel so eifrig durch den Stoff in ihrer Hand gleiten, als wenn sie ihren Lebensunterhalt mit derselben verdienen müsse; die Lippen öffnete sie nicht.

„Unangenehm also, wie ich sagte!" nahm Herr Baltus wieder auf, da ihm das Ausbleiben jeglichen Widerspruchs verlockend genug sein mochte, um seiner Rede noch einiges hinzuzusetzen; „und fatal bleibt es darum, daß er in unserer amüsanten Gesellschaft aufgetaucht ist, er ist nämlich ein hochmüthiger Rechthaber, dieser Herr Major, hat keinen Heller eigenes Geld in der Tasche, nur seine Offiziersgage, haha, weiß das! und dabei noch arrogant bis zum Excess! Nun, ich werde das Meine thun und ihm hier bald die Wege weisen!

„Versuchen Sie es!"

Scharf und klar, spöttisch war dies Wort auf Isabellens Lippen getreten, aber auch nur dies eine, dann wandte sie sich wieder ihrer Arbeit zu.

Gerade aber der Umstand, daß sie ihre Blicke nicht länger auf ihm ruhen ließ, gab Herrn Baltus schnell seine Fassung wieder und nachdem er nur halb verblüfft das Zugeständniß hingemurmelt hatte, daß ja allerdings an einem Badeort jeder gehen könne, wie und wohin er wolle, sprang er mit frischer Unbefangenheit auf irgend ein anderes Thema über.

Isabella aber legte in diesem Augenblick ihre Stickerei zusammen und stand auf; und dies Beispiel bewirkte, daß von Seiten der übrigen Damen alsbald ein gleiches geschah, der Aufbruch ward rasch zu einem allgemeinen.

Ehe Isabella aber noch den Garten hatte verlassen können, befand sich Herr Baltus wieder an ihrer Seite.

„Ich erlaube mir, Sie zu begleiten, mein gnädiges Fräulein", redete er sie an, „bis zu Ihrer Wohnung wenigstens, wenn Sie mir nicht erlauben wollen, haha, wenn Sie mir nicht erlauben wollen, bei Ihnen einzukehren!"

„Ich muß Ihnen für Ihre Gesellschaft danken, Herr Baltus!" entgegnete sie kurz.

„O nein, nein, nicht so!" begann er aufs neue. „Sie sind mir noch Revanche schuldig, denn es war grausam, wie kühl Sie mich heute behandelten! Muß durchaus sehen, jetzt unter vier Augen, noch ein freundlicheres Wort von Ihnen zu erhaschen!"

Digitized by Google

Isabella richtete sich stolz auf.

„Herr Baltus, jetzt befehle ich Ihnen, daß Sie mich verlassen! Ich werde sonst dem Ersten, Besten, der uns begegnet, und sollte ich selbst einen der Kellner heranrufen müssen, den Auftrag geben, Sie zur Ruhe zu verweisen!"

Zum ersten Mal war es ihr gelungen, wenn auch nicht ihm zu imponiren, so doch ihn in Zorn zu bringen; wenigstens funkelte in seinen Augen etwas auf, das sich in derartiger Weise deuten ließ. Dennoch war es vielleicht einem zufälligen Umstande zuzuschreiben, daß er im Augenblick kein weiteres Vorgehen wagte. In der Thür des Wirthshauses erschien nämlich in derselben Sekunde, genau, als wenn ihre Worte ihn herbeigezogen hätten, der erste Aufwärter des „Hotels", der sich gerade von Seiten der Damenwelt einer großen Beliebtheit und selbst eines gewissen Vertrauens erfreute; und als wenn er fürchtete, daß sie jene Drohung wahr machen könnte, während ihm zugleich der Gedanke an die ansehnliche Körperkraft des jungen Mannes nicht fehlen mochte, zog sich Herr Baltus zurück.

Ohne noch einen Blick an ihn zu wenden, schritt Isabella ihres Weges.

Obgleich ihr nun aber der Oberkellner nicht folgte, derselbe war offenbar eilig und nahm sich gerade nur die Zeit, einem kleinen Bauerknaben, der mit ihm aus der Thür getreten war, eine Weisung zu ertheilen, so war er doch die Ursache geworden, daß sie schon in der nächsten Minute aufs neue in ihrem Gange aufgehalten ward, denn der eben erwähnte junge Bursche kam in raschem Trabe hinter ihr drein und sein ängstliches: „Hier! hier!" machte, daß Isabella sich nach ihm umschauen mußte. Als sie damit in seiner Hand etwas Weißes erblickte, das er ihr offenbar übergeben wollte, ward es ihr klar, daß die flüchtig von ihr wahrgenommenen Winke und Handbewegungen des Kellners ihrer eigenen Person gegolten hatten und nichts als eine Bezeichnung der richtigen Adresse für den ländlichen Boten gewesen waren.

Was sie dem letzteren jetzt abnahm, war ein Papier, das sie einen Augenblick betrachtete, alsdann aber hastig entfaltete und mit ihren Blicken überflog.

„Sag dem Herrn, daß Du mich getroffen hast und", sie warf einen raschen und kurzen Blick um sich, „daß ich kommen will, sobald es angeht, in einer Stunde etwa!" befahl sie dem Burschen mit halblauter Stimme, die sogar etwas unsicher klang. Dann aber setzte sie, ohne nun noch zum dritten Mal aufgehalten zu werden, ihrem Gang fort.

VI.

Genau fast zu der von ihn selbst vorbestimmten Zeit, die sie gewählt haben mochte, weil ihr das hellste Tageslicht zu ihrem Vorhaben nicht dienlich scheinen wollte, trat Isabella ihren neuen Weg an. Sie schlug einen Pfad ein, der sie vom Strande entfernte und um den Haupttheil des Dorfes herum nach einer Gegend führte, wo die Häuser spärlich standen. Dort, in dem letzten derselben, wo sie schon früher einmal,

Digitized by Google

durch einen Zufall veranlaßt, auf einer Wanderung mit ihrem Neffen Rast gesucht hatte, kehrte sie ein.

Die Thür dieses Häuschens hatte nicht offen gestanden, wie es doch sonst bei diesen dörflichen Wohnungen die Sitte war und ebenso schloß Isabella dieselbe gleich nach ihrem Eintritt mit einer gewissen Sorgsamkeit wieder hinter sich ab; und dann blieb sie eine geraume Weile, so lange bis die Dämmerung bereits ziemlich tief herabgesunken war, verschwunden, ohne daß irgend ein Zeichen von Vorgängen innerhalb der Mauern des kleinen Hauses, oder ihrer Anwesenheit daselbst Kunde gab.

Als sie endlich wieder erschien, trug ihr Gesicht das Gepräge einer ungewöhnlichen Aufregung, die sie auch vollkommen achtlos für ihre Umgebung gemacht zu haben schien, denn ein sichtlicher Schreck ergriff sie, als ihr schon bei den ersten Schritten jemand in den Weg trat, alsdann aber faltete sich ihre Stirn im Unmuth zusammen: war doch ein einziger Blick genug gewesen, um es ihr zu sagen, daß sie aufs neue mit dem verhaßten Herrn Baltus zu thun hatte.

„Haha, so allein, mein gnädiges Fräulein, und zu dieser Stunde?" redete er sie an. „Ist mir wirklich sehr interessant, Sie hier zu treffen! Hätte vor ein paar Stunden noch keinen Gedanken daran gehabt!"

„Dann wird Sie diese Ueberraschung wohl noch eine Weile beschäftigen, denke ich", sagte Isabella; „ich selbst habe Eile, nach meiner Wohnung zu kommen!"

Und damit machte sie ihm eine nur gerade merkbare Verneigung und wollte an ihm vorüberschreiten.

Dreister aber noch als das erste Mal hielt er sie zurück.

„Gemach, meine schöne Dame!" sagte er, „was ich heute nur noch von Ihnen erbat, jetzt fordere ich es, daß Sie sich meine Gesellschaft gefallen lassen!"

„Herr Baltus!" rief sie entrüstet aus.

„Ja, ja", fuhr er unbeirrt fort: „was dem einen recht, ist dem anderen billig! Gerade heraus, mein gnädiges Fräulein, das Billet heute Nachmittag, Ihre Antwort an „den Herrn", o, ich war nicht so fern, daß ich nicht alles hätte verstehen können!"

„Sie lauschten — und es ist erbärmlich, daß Sie darauf fußen!" rief Isabella empört.

Er lachte.

„Sie sind zornig, mein gnädiges Fräulein. Sie wären es nicht, wenn Ihr Gewissen rein wäre! Aber sei es darum, ich will nur meine Revanche und darum werden Sie mich nicht wieder fortschicken, wenn ich Ihnen für die Begleitung jetzt auch meinen Arm biete!"

„Lassen Sie mich allein, augenblicklich, Herr Baltus!"

Sie hatte die Worte gebietend gesprochen; dennoch hatte sein Ohr wohl vernommen, daß ihre Stimme zitterte und was vielleicht nichts als Erregung war, nahm er für Schwäche, so daß sein Muth nur noch schwoll.

„Haha, mein Fräulein", sagte er, indem er ihr jetzt ganz nahe trat, „ich denke so viel ist Ihr Geheimniß werth, daß Sie sich meinen Schutz gefallen lassen!

„Und ich denke, wenn Fräulein Brunner irgend eines Schutzes bedarf, so ist mein Recht, ihr denselben zu bieten, das erste!" sagte in die-

Digitized by Google

sem Augenblick eine tiefe, ernste Stimme zur Seite des ungleichen Paares und als Isabella wie Herr Baltus ihre Blicke wandten, sahen sie eine kräftige Männergestalt, die von ihnen beiden unbemerkt herangekommen war und nun wie aus dem Boden gewachsen vor ihnen stand.

„O, Herr Major Bernthal", stotterte Herr Baltus, „das ist in der That eine Ueberraschung! diese Begegnung —"

„Wünschen Sie diese Begegnung noch länger auszudehnen?" unterbrach ihn der Major ruhig.

„O nein, gewiß nicht", versetzte der Gefragte; „das heißt, zu einer anderen Zeit würde es mir ja ein Vergnügen sein, aber jetzt, da Sie den Vorzug der älteren Bekanntschaft mit der Dame genießen und mir andere Engagements einfallen, mache ich weiter keine Ansprüche! Ich wünsche den Herrschaften eine angenehme Unterhaltung!"

Ein Seitenpfad, der sich gerade an dieser Stelle des Weges abzweigte, hatte ihn aufgenommen, in der nächsten Sekunde schon war er verschwunden.

Isabella that einen tiefen Athemzug. „Ich danke Ihnen!" sagte sie zu dem Major.

Er verneigte sich.

„Begehren Sie wirklich allein zu sein, Fräulein Isabella?" fragte er. „Es ist bereits ziemlich dunkel."

„Wenn es der Zufall wollte, daß mein Weg zugleich der Ihre wäre, würde es mich freuen", entgegnete sie.

Er lächelte leicht, aber ohne daß sie es sehen konnte, vor sich hin.

„Es sei, der Zufall soll sein Regiment behalten!" sagte er. „War er es doch auch wirklich zuerst, der mich auf meinem Spazierwege an diese Stelle führte, nachdem ich gerade heute erst hatte anlangen müssen!"

Sie nickte. Von seiner Ankunft hatte sie ja schon am Nachmittag gehört und darum wandte sie jetzt keine Bemerkung mehr an dieselbe. Ueberhaupt aber verlor sie nicht viele Worte, so lange sie an seiner Seite dahinschritt und da auch er das Reden nicht suchte, sondern sich damit begnügte, von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick über ihre Züge gleiten zu lassen, so legten sie den Weg bis zu Isabellens Wohnung fast ganz im Schweigen zurück. Dann aber hob sie plötzlich ihr Antlitz zu dem seinigen empor.

„Es soll kein bloßer Zufall bleiben, es mag eine Schickung heißen, daß ich Sie traf! Der Gedanke an Sie kam mir schon vorhin, aber ich verwarf ihn wieder, bis Sie plötzlich vor mir standen."

„Reden Sie, sagen Sie, was Ihnen ist, Isabella!" entgegnete er in einem Ton, der plötzlich antheilvoll geworden war.

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht hier! ich muß sicher sein, daß keines andern Menschen Ohr mich hört!" sagte sie.

Damit und unter der einfachen Annahme zugleich, daß er ihr folgen würde, schritt sie ihm voran in ihre Wohnung; dort erst wandte sie sich wieder nach ihm um. Auf ihrem Angesicht wechselten die Farben.

„Es war mir sonst immer, als demüthigte es mich, wenn ich Rath und Hilfe bei Fremden suchen sollte und nun kann ich doch nichts anderes, aber es ist für einen dritten!"

Der Zusatz, welcher wie eine Art Entschuldigung klang, lockte noch

Digitized by Google

einmal ein gewisses Lächeln in sein Gesicht; allein in dem nämlichen Augenblick schon war dasselbe auch unterdrückt.

„Ich will nicht fürchten, daß jemand von den Ihrigen in Noth, oder gar in Gefahr ist!" sagte er.

„In Gefahr, ja doch!" entgegnete sie erregt. „Anton, mein Neffe, schwebt in ihr! Ob ihn eine Schuld trifft, ich weiß es nicht, es kommt jetzt auf nichts an, als daß wir ihn retten!"

„Was kann ich für ihn thun, für Sie selbst?" fragte der Major.

„Hören Sie es zuvor, was er mir sagte!" entgegnete sie hastig und mit zwischen durch stockendem Athem sprechend. „Ich war nämlich bei ihm in dem kleinen Hause, aus dem ich trat, als Herr Baltus mich anredete; er hält sich dort versteckt!"

Die Stimme des Majors nahm plötzlich einen besonderen Ausdruck an.

„Versteckt?" fragte er, das Wort merkbar betonend.

Ihre Wangen färbten sich wieder.

„Schimpflich ist sein Vergehen nicht!" sagte sie rasch, „aber es kann ihn elend machen und — o mein armer Bruder!"

Einen Augenblick lang wandte sie sich von ihrem Hörer ab, dann aber faßte sie sich und nun auch begann sie zu erzählen, in keiner völlig geordneten Weise zwar, aber doch so, daß ihm die wesentlichsten Thatsachen auf der Stelle klar werden konnten.

Durch eine Feier der Universität war das Unglück herbeigeführt worden. Anton hatte an derselben theilgenommen und sich unmittelbar darauf, in voller festlicher Kleidung noch, angethan mit Paraderock und Degen, nach einem Restaurationslokal begeben, das den Musensöhnen fast als Alleinbesitz gehörte, um dort inmitten seiner Kommilitonen die Nachfeier zu halten.

Er war früh am Platze, er wartete auf die Genossen, da führte das Unglück einen anderen in den Saal, der früher auch zu den Studenten gehört hatte, dann aber ausgeschieden und ins Militär getreten war. Zwischen ihm und Anton schwebte noch aus früherer Zeit ein halber Span, es bestand kein offenes Zerwürfniß, aber sie sahen sich nicht gern.

Nun mußte ein böser Geist den Neuangekommenen leiten; er stand Anton gegenüber, er stachelte ihn mit höhnischen Reden, er brachte ihn in Wuth. In einem Nu hatten alle beide die Besinnung verloren, war der Degen hier, der Säbel dort aus der Scheide gezogen..

Eine Minute darauf sah Anton seinen Gegner hintaumeln, überflossen von Blut und ein schreckliches Wort, das zwei oder drei andere, die hinzugestürzt waren und die beiden Streiter getrennt hatten, ausriefen, tönte in seinen Ohren.

„Todt! er hat einen Menschen getödtet!"

Man umdrängte in jetzt, man riß ihn von der Stätte fort, man raunte ihm zu, daß er fliehen, sich retten müsse, eine jede Sekunde Verzug würde für ihn zum Verderben!

So war er hinweggeeilt, halb willenlos, betäubt.

Die Nacht war er umhergeirrt, um am Tage darauf, dem heutigen, seinen Fuß hierher zu lenken. Die Tante hatte er noch einmal sehen müssen, ehe er fortging, fort auf immer! und dann sollte sie es dem

Digitized by Google

Vater, der Schwester sagen, daß er das Weltmeer zwischen sich und den Boden gelegt habe, wo sein Verhängniß auf ihn laure.

Ohne die Sprecherin zu unterbrechen, hatte Bernthal ihr zugehört; seine Theilnahme lag nur in seinen Augen.

„Was dachten Sie zu thun, Isabella?“ fragte er jetzt, als sie halb erschöpft inne hielt.

„Ich? o ich sehe ja selbst nichts Anderes ein, als daß er recht hat, der Unselige!“ sagte sie. „Bleiben darf er nicht! Soll er einen Augenblick der Leidenschaft, der Hitze, in die er vielleicht ohne Schuld hineingerissen ward, durch ein elendes Leben büßen und sollen wir alle das mit ihm leiden?“

Auf Bernthals Lippen lag eine Entgegnung, aber er drängte dieselbe zurück und schüttelte nur leise den Kopf. Er mochte es sich sagen, daß es jetzt nicht die Zeit sei, was ihm mißlich schien in ihren Ansichten, hervorzuheben; und so nahm sie, da seine Rede ausblieb, schnell noch einmal wieder das Wort.

„Es fehlt ihm natürlich an Mitteln für die Reise, so ist alles, was ich bei mir habe, sein; und eben jetzt wäre ich wohl schon wieder auf dem Wege zu ihm, wenn ich nicht fürchten müßte, daß ich, da jener auswärtige Spürer einmal wach geworden ist, seine Entdeckung herbeiführen könnte.“

„Ah“, fiel Bernthal ihr ins Wort, „Sie wollten mir die Botschaft anvertrauen, ist es nicht so, Isabella?“

„Ja“, sagte sie, „Gott sei Dank, daß Sie es erriethen! Bringen Sie ihm nicht allein das, was ich ihm bieten darf, geben Sie ihm Ihren Rath mit, Sie vermögen zu rathen, mein Kopf und mein Herz waren in seiner Nähe zu voll!“

Auch sein Sinn schien beschäftigt zu sein. Wäre es anders gewesen, hätte er wohl wieder ein Lächeln gehabt, ein Lächeln dafür, daß sie nur diese Form für die Anerkennung seiner männlichen Ueberlegenheit fand. So aber ging er in ernstem Schweigen ein paar Mal durchs Zimmer, ehe er vor ihr stehen blieb und sagte:

„Es sei, Isabella, ich will mich in die Sache mischen! und noch in dieser Stunde suche ich Ihren Neffen auf.“

Sie war an den kleinen Schreibtisch geeilt, der in ihrem Zimmer stand und hatte demselben ein Päckchen entnommen, das sie ihm nun in die Hand legen wollte.

Er wehrte jedoch ab. „Lassen Sie das, Isabella, wenigstens so lange, bis ich wiederkehre! Vielleicht gebrauchen wir Ihre Banknoten nicht.

Damit machte er sich auf den Weg.

In ängstlicher Betäubung hatte der junge Mann, dessen Schicksal Gegenstand der Berathung gewesen war, diese nämliche Zeit hingebracht. Er wußte es selbst nicht, ob Stunden oder Minuten seit Isabellas Entfernung vergangen waren, aber sein Herz pochte verlangend nach ihrer Wiederkehr.

Jetzt endlich öffnete sich die Thür, das mußte sie sein und um ein geringes wenigstens glaubte Anton aufathmen zu können. Dann aber schrak er heftig zusammen, die eintretende Gestalt war nicht die Tante, sondern ein Mann, den er wohl im ersten Augenblick für einen Frem-

Digitized by Google

den halten mußte. Doch diesem Irrthum wenigstens kam der Major auf der Stelle zuvor.

„Ich bin es, Anton", sagte er ernst-ruhig, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, „der Freund Ihres Vaters!"

Anton vermochte nicht gleich zu sprechen; er ließ sich in seinen Sitz zurückfallen und schlug beide Hände vors Gesicht; doch hinderte dies nicht, daß die Worte, welche der Major zu seiner Einführung gebrauchte, die Erwähnung Isabellens, des Vertrauens, welches sie ihm geschenkt, an sein Ohr drangen.

„Daß ich Ihr Unglück nicht will, wissen Sie also jetzt!" schloß Bernthal seine kurze Rede.

„Mein Unglück!" rief Anton aus, indem er die Hände von seinem Gesicht gleiten ließ und den Major mit traurigen Blicken ansah. „Ich denke und fühle ja nichts als das Unglück, in dem ich schon bin! — ist es nicht groß genug?"

„O, Sie denken aber doch daran, jenes Unglück zu heben, Sie glauben das Mittel gefunden zu haben, indem Sie sich den Folgen Ihrer That entziehen, Sie denken an Flucht!" sagte der Major, nicht geradezu streng, aber doch ernst.

Anton zuckte zusammen; dann strich er sich über die Stirn.

„Mein Gott, hatte ich mich denn ganz verloren und mußten Sie erst kommen, um mir alles ins rechte Licht zu setzen? Keinen Augenblick länger will ich noch an Amerika denken!"

Bernthal sah ihn scharf an, richtete aber noch keine Frage an ihn.

„Man soll nicht von mir sagen und ich selbst will es mir nicht vorwerfen, daß ich feige war!" fuhr Anton fort, „und dann — ich sehe immer das Blut vor mir, ich glaube, das Herz wird mir leichter, wenn ich andere über mich urtheilen lasse — und mags noch so hart ausfallen!"

Nun konnte Bernthal nicht umhin, die Hand des jungen Mannes zu erfassen und sie warm zu drücken. Dann aber forderte er, daß ihm Anton den traurigen Vorfall in voller Ausführlichkeit berichte; er forschte dabei nach jedem, auch dem kleinsten Umstande und fragte endlich auch nach dem Namen jenes unglücklichen Gegners, da Anton des letzteren zufällig immer nur als „des Fähnrichs", gedachte und außerdem höchstens eine verhältnißmäßig unbedeutende Erwähnung, daß derselbe auf Urlaub gewesen, oder derartiges, hinzugefügt hatte.

„Es ist ein Herr von Ponsack!" sagte Anton nun.

Bernthal wechselte leicht die Farbe. Arthur von Ponsack?" fragte er rasch.

„Ja, aber um Gotteswillen, Herr Major, Sie kennen ihn?" rief Anton bestürzt.

Bernthal hatte sich schon gefaßt, „davon sogleich!" sagte er. „Jetzt nur dies: daß Sie Ihren Gegner nicht auf der Stelle getödtet haben, welches auch immer der Ausgang der Affaire sein mag, glaube ich Ihnen verbürgen zu können."

Ein halberstickter Freudenruf war des jungen Mannes erste Antwort; dann faßte er die beiden Hände des Majors:

„Woher wissen Sie es? wer sagte es Ihnen?"

„Hören Sie mich ruhig an!" war Bernthals Entgegnung. „Dieser

Digitized by Google

Arthur von Ponsack ist mein naher Verwandter. Sein Vater ist todt; ich selbst bin sein Vormund.

Mit einem schweren Seufzer ließ Anton die Hände des Majors fahren und wandte sich ab; doch ließ dieser sich dadurch nicht in seiner Rede unterbrechen.

„Wäre mein Mündel todt, so würde mir jedenfalls die Nachricht schon zugekommen sein, da seine Mutter weiß, wo mich ein Telegramm treffen mußte. Ich glaube sogar, daß man mir ein solches gesandt hätte, wenn nur auf dringende Gefahr für sein Leben erkannt worden wäre, doch wollen wir immerhin unsere Hoffnung nicht zu groß werden lassen! Jedenfalls habe ich jetzt doppelten Grund für den Plan, den ich schon vorher gefaßt hatte."

Er theilte dem jungen Manne darauf mit, daß er — und wenn es ihm möglich werden würde, sofort — selbst nach der Universitätsstadt reisen wolle, um dort den Verlauf des ganzen Ereignisses zu erkunden. Von Anton fordert er gegen das Versprechen, daß er ungesäumt das Ergebniß dieser Nachforschung erfahren solle, daß derselbe sich jedes weiteren Thuns enthalte, sich überhaupt jeder seinen Anordnungen unterwürfe.

Einen kurzen Augenblick bedachte sich Anton. Nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, sich dem Gesetz zu stellen, fühlte er den Drang in sich, denselben auch sofort zur Ausführung zu bringen. Hatte aber die nun erwachte Hoffnung, daß seine Seele ihrer schwersten Last noch wieder ledig werden könne, die Liebe zur Freiheit überhaupt belebt, oder wirkten die wenigen, aber eindringlichen Worte, die Bernthal noch sprach und die auf die Rücksichten hinweisen, welche Anton den Seinen schuldig sei; jedenfalls brachte das Ende der Unterredung dem Major das Gelöbniß ein, welches er von dem jungen Mann verlangt hatte.

Eine halbe Stunde später sah Isabella ihren Abgesandten wieder vor sich. Seinen Bericht hatte sie empfangen und nun reichte sie ihm ihre Hand hin.

„Antons Taumel hatte mich angesteckt, für eine Weile war ich blind wie er! Sie aber haben eine Thorheit, ein Unglück verhütet, wie soll ich Ihnen danken?"

„Lassen Sie mich zuvor für das weitere sorgen!" sagte er abwehrend. „Anton begiebt sich, da er noch vor Entdeckung geschützt werden muß und dies hier kaum länger möglich wäre, an einen Ort, wo er sicher ist. Er gab mir sein Ehrenwort, daß er denselben nicht verlassen wird, bis die Umstände es erlauben, oder fordern!"

„Und Sie selbst, Sie reisen noch an diesem heutigen Abend nach ***, um dort alles zu erfragen und für Anton zu thun, was möglich ist, nicht wahr?" drängte sie.

„Ich muß das, Isabella", entgegnete er. Sie aber stutzte, denn es war ihr nicht entgangen, daß er einen ganz leisen Seufzer dabei zu unterdrücken suchte.

„Wird es Ihnen schwer?" fragte sie hastig.

Einen Augenblick schwieg er; als sie aber ihre forschenden Augen nicht von ihm abwandte, sagte er:

„Da Sie mich fragen, will ich gestehen, daß ich an mein kleines Mädchen dachte. Ich brachte es hierher, weil der Arzt die Kur verlangt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vier Augen zu viel.

Nach dem Originalgemälde von Prof. W. Amberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

hatte und wollte in Sch. bleiben, Klärchen ist etwas durch mich verwöhnt; bis das Kind sich mit der neuen Umgebung wie mit der fremden Pflegerin, die ich einstellen mußte, etwas befreundet hatte."

„Ueberlassen Sie die Kleine mir!" sagte sie schnell.

Er sah sie mit etwas zweifelndem Blick an, den sie verstehen mußte, denn eine plötzliche Röthe überflog ihre Wangen.

„Wagen Sie es nicht, es mit mir und meinem guten Willen zu versuchen, Bernthal?" fragte sie ihn.

Er nahm sich rasch zusammen. „Ich trage das Kind zu Ihnen herüber, Isabella, noch heute Abend!"

VII.

„Nicht wahr, Tante Isabella, wir haben nun schon zweimal geschlafen, seit der Papa fort ist?" sagte Klärchen, die sich neben Isabellas Kniee gestellt hatte und bald mit den Ringen, welche dieselbe an ihren schlanken Fingern trug, spielte, bald die Glieder ihrer Uhrkette zu wunderbaren Verschlingungen drehte.

„Schon dreimal, Klärchen", berichtete Isabella; „es sind drei Tage, hast Du das ganz vergessen?"

„Ja", sagte die Kleine gelassen, „denn weißt Du, ich denke nicht mehr so viel an ihn wie zuerst."

„Aber das ist eigentlich unrecht!" erklärte Isabella lächelnd.

„Unrecht?" gab die Kleine verwundert zurück, „nun ich kann aber doch nicht dafür, daß ich so gern bei Dir bin! Und dazu kennt der Papa nur eine einzige Geschichte, die er mir erzählen kann, die von dem Löwen und seinem Androclus und Du weißt so viele!"

Isabella verrieth nicht, von wie neuem Datum dies bewunderte Wissen war, das sie doch gerade jetzt erst aus einer ihr bis dahin sehr fremden Quelle, der Jugendbibliothek, geschöpft hatte; wohl aber fragte sie, durch die von ihr erkannte Kriegslist der Kleinen belustigt:

„Soll ich Dir vielleicht jetzt ein Märchen erzählen, Klärchen?"

„Ein Märchen, was ist das?" fragte das Kind.

„Nun, eine Geschichte, die eigentlich nicht wahr ist!" suchte Isabella zu erklären.

Klärchen sah ihre Pflegerin mit großen Augen an. „Nicht wahr? aber Du sagst es ja doch, Tante Isabella!"

Rührung war ein Gefühl, dem Isabella nicht allzuhäufig den Zutritt gewährte, in diesem Augenblick aber, vor der naiven Unschuld des Kindes überkam sie es doch wie eine Art Schauer und sie konnte nicht umhin, die Kleine emporzuheben und an ihr Herz zu drücken.

Klärchen ließ sich die Liebkosung gefallen, ja dieselbe machte sie so bestechen, daß sie darüber vergaß, auf die richtige Erklärung des räthselhaften Wortes zu bestehen, denn sie schlang nur für einen Moment ihre eigenen Arme um Isabellas Nacken. Denn freilich ließ sie diese Sache abgemacht sein und drängte:

„Nun erzähle aber auch!"

Von der Prinzessin, die sich die goldne Lilie suchen wollte?" fragte Isabella.

Digitized by Google

„Ja, ja, von der Prinzessin!“ stimmte Klärchen befriedigt zu.

Die Präliminarien waren also abgemacht und mit dem unabänderlichen: „Es war einmal!“ begann Isabella zu erzählen. Aber, aber, wie schlecht ging es heute mit ihrer Lektion! Die Prinzessin, welche doch Rosamunde hieß, nannte sie ohne weiteres Rosalie; dann ließ sie dieselbe an einen Teich treten, anstatt an einen See und die Fische gar, welche ihr ja den Weg zeigen mußten mit einem Vers anreden, welcher gar nicht der richtige war!

Klärchen versäumte nicht, die Irrthümer zu verbessern, gerieth aber über die Wiederholung derselben so in Eifer, daß Isabella bald lachend sagte:

„Dein Gedächtniß ist besser als das meine, Klärchen, sag mir darum nur selbst, wie die Geschichte doch eigentlich war!“

Das Kind gehorchte der Aufforderung auf der Stelle und berichtete jede der noch folgenden Thatsachen mit großer Lebendigkeit und tadelloser Präcision; dann aber lehnte es sein Köpfchen wieder wie zuvor gegen Isabellas Schulter und sagte ruhig und ernsthaft:

„So, nun erzähl, Tante Isabella!“

Gerade hatte Isabella mit dem guten Vorsatz, es nun besser zu machen, ihren Vortrag aufs neue begonnen, als die Kleine sich plötzlich von ihrem Schoße emporrichtete und mit dem Finger nach einem Spiegel deutete, der ihnen gegenüberhing.

„Papa!“ rief sie laut, und wirklich, ihre Wahrnehmung war eine richtige gewesen! als beide sich im gleichen Moment umwandten, sahen sie den Major hinter sich auf der Schwelle stehen; es war möglich, daß er von dort aus die kleine Gruppe schon einige Sekunden beobachtet hatte, nun aber kam er rasch näher.

Sein erstes Wort galt Isabellen. „Meine Nachrichten sind gut“, sagte er; „Sie werden gleich alles erfahren!“ Und dann erst, während sie hochaufathmend einige Schritte zurücktrat, widmete er ein paar Augenblicke der Begrüßung seines Kindes, um aber freilich die Kleine, welche er zu sich emporgehoben hatte, sehr bald, halb lächelnd und halb enttäuscht, wieder auf den Boden zu setzen.

„Bist Du denn gar nicht so sehr froh, Klärchen, daß ich wieder bei Dir bin?“ fragte er. „Ich hätte wohl noch gar fortbleiben sollen?“

„O nein“, versetzte das Töchterchen ganz gnädig, „Du konntest recht gern wiederkommen, Papa!“

„Aber gedacht hast Du nicht viel an mich, nicht wahr?“ scherzte er.

„Bisweilen doch“, war Klärchens Antwort, „wenn die Tante von Dir sprach. Und ein Bild von Dir hat sie mir auch gemacht, als ich zuerst einmal ein wenig weinte, sieh nur her!“

Im Umsehen auch hatte sie damit unter ihren Spielsachen ein Blatt hervorgeholt und hielt ihm dasselbe jetzt entgegen.

Nur einen flüchtigen Blick, der ihm aber allerdings schon sagen konnte, wie außerordentlich ähnlich sie geworden war, warf Bernthal auf die Zeichnung, denn mit den Worten: „Aber das ist ja alles Thorheit!“ war soeben Isabella erregt herangetreten, und nun wandte er sich eben so rasch an diese.

„Thorheit! Sie haben völlig recht, wie dürfen wir uns mit solchen Dingen aufhalten, wenn so viel wichtigere noch zu besprechen sind! Ich

Digitized by Google

eile, Klärchen beschäftigt sich bereits mit ihren Spielsachen, Ihnen meinen Bericht zu erstatten!"

Was er ihr zuerst gesagt hatte, daß seine Nachrichten gute seien, blieb wahr, sie lauteten so, daß Isabellens Augen bald freudig glänzten. Als Hauptsache mochte man es gelten lassen, daß das Leben des jungen Ponsack, wie Bernthal es schon vorausgesagt hatte, erhalten geblieben, ja, daß es nicht einmal ernstlich gefährdet war. Antons Degen hatte ihn an der Schulter getroffen und wohl eine starke Blutung, verbunden mit einer ohnmächtigen Betäubung, hervorgerufen, aber doch zum großen Glück keine edleren Theile, vor allem keine inneren Gefäße verletzt und darum durfte der behandelnde Arzt mit Sicherheit eine völlige und mit Wahrscheinlichkeit sogar auch eine baldige Herstellung versprechen.

„Sein Zustand war so", ergänzte Bernthal seine Mittheilung, „daß ich meinen Mündel sogar getrost ins Gebet nehmen konnte. Arthur ist ein übermüthiger und etwas leichtfertiger Patron, aber gottlob kein verstockter Sünder und so brachte ich es leicht heraus, was festgestellt werden mußte, wenn ein guter Anfang für das weitere gewonnen werden sollte."

„Und dies weitere?" rief Isabella lebhaft. „Erzählen Sie alles, sagen Sie mir genau, was Sie thaten!"

Er lächelte.

„Warum wollen Sie mir auf allen Wegen folgen? Das meiste zu dem glücklichen Ausgang that doch das Glück! Der günstigen Umstände aber dürfen wir uns freuen, daß Arthur sich zum vollen Eingeständniß seiner ursprünglichen Schuld in betreff des unglücklichen Streites herbeiließ und daß von Seiten der Militärbehörde kein Eingriff in die Sache zu erwarten bleibt, dieselbe wird dem Forum des akademischen Senats nicht entzogen werden."

„Und was wird sein Urtheil sein?" fragte Isabella, immer noch ein wenig besorgt.

Der Major zuckte leicht seine Schultern.

„Hier hört meine bestimmte Voraussage auf, wie mir auch die weitere Einmischung versagt blieb. Ich kann nur wiedergeben, was ich von Kompetenteren als ihre Meinung, als ihre Ueberzeugung sogar, aussprechen hörte; nach dieser aber würden wir auf eine milde Auffassung des ganzen Falles rechnen dürfen. Sollte dies sich jedoch als Irrthum erweisen und im Gegentheil auf eine schwere Strafe erkannt werden, auf die schwerste selbst: Relegation nämlich, so würde dieselbe für Anton immerhin noch eine ziemlich leichte sein, da er im letzten Semester, nahe vor seinem Abgange steht und ihm die noch fehlende Zeit darum vielleicht gänzlich zu erlassen sein würde."

Isabella machte eine Bewegung, die ihr sonst selten kam, sie faltete ihre Hände, als ob sie ein Dankgebet spräche. Bernthal aber fügte noch hinzu:

„Ich sorgte natürlich dafür, daß ihm die Nachrichten in seinem Schlupfwinkel zukamen; und jetzt ist er bereits unterwegs, um zunächst seinen Vater die Kunde von allem Bösen und allen Guten selbst zu bringen und sich dann ehrlich auszuliefern. Bis dahin hatte ich mich persönlich für ihn verbürgt."

Ueber Isabella schien schon nach einigen Minuten, und obwohl sie

Digitized by Google

dem Major zuerst in unwillkürlicher Weise beide Hände entgegengestreckt hatte, etwas von dem alten Geist zu kommen,

„Wegen dieses Glückes soll mir auch etwas anderes jetzt ein Glück heißen", rief sie aus, daß mir bei unserem Wiedersehen die rechte Besinnung fehlte, ich würde sonst keinerlei Bitte an Sie hervorgebracht haben."

„Warum nicht, Isabella?" fragte er.

„Weil Sie mir meine letzte so unsanft abschlugen!" entgegnete sie mit einem halben Lachen.

„O Sie denken daran — an Waringer!" sagte er wie in einer plötzlichen Verstimmung.

„Ja!" erklärte sie unbeirrt. „Sie nahmen damals Partei gegen mich, Sie sprachen, in Ihrem Sinne wenigstens, zu seinen Gunsten, deswegen sollen Sie heute etwas hören, das als meine Neuigkeit gilt: Leopolds Werk, die befreite Psyche, hat auf der großen Ausstellung den ersten Preis erhalten!"

Bernthal sagte einige Worte, an deren Theilnahme ein anderer vielleicht nichts auszusetzen gefunden hätte, die sie aber nicht befriedigen mußten, denn fast unmittelbar ihnen nach rief sie in offenbarer Enttäuschung:

„Ich hoffte Ihnen eine größere Genugthuung zu bereiten! Leopold vermag ja jetzt, wie es Ihr Wille war, seine Zukunft selbst zu gestalten!"

Bernthal richtete seine Augen ernst-forschend auf sie.

„Freut Sie das aufrichtig, Isabella?"

Sie erröthete, aber sie wich seinem Blicke nicht aus.

„Ja, Bernthal!" sagte sie fest. „Denken Sie aber nicht, daß ich die Thorheit, welche mich zu Leopold zog, auch sonst genug gebüßt hätte?"

„O, von einer Thorheit sprach ich nicht und hätte es nie gethan", sagte er schnell; „wohl aber dachte ich an den Eigenwillen, mit dem Sie das kaum erst geknüpfte Band wieder lösten, als sei Mannesehre ein Spielzeug! Jenen Uebermuth, Sie sehen, jetzt rede ich offen, Isabella! konnte ich Ihnen nicht vergeben."

Mit ernsten aber ruhigen Augen blickte sie ihn an.

„Es war kein Uebermuth und auch kein Eigenwille, daß ich Leopold aufgab, es war eine Nothwendigkeit!"

Einen Augenblick lang schwieg sie; dann aber, als hätte er selbst gedrängt, daß sie weiter reden solle, während er doch kein Wort sprach, fuhr sie fort:

„Ich fühlte mich stolz, daß ich ihm Liebe, Glück, alles geschenkt hatte und ich war sicher, daß dies nun immer so bleiben würde, dafür sollte ich bestraft werden! Leopold hatte es unternommen, ein Bild zu schaffen, in dem die beste Kraft seines Herzens Gestalt gewann. Durch einen Zufall sollte ich das erfahren, obwohl es mir zuerst verschwiegen geblieben war. Die Arbeit war vollendet, aber niemand hatte sie noch gesehen; da führte mich eine geringe Ursache in sein Zimmer. Ihn, den ich suchte, fand ich dort nicht; sein Werk, eine Büste, aber schaute ich. Tausendmal mehr noch als von der Hand des Künstlers war sie von seinem Herzen gebildet und die Züge des Urbildes erkannte ich — die meinen waren es nicht! — Was mir danach zu thun blieb, brauchte nicht erst überlegt zu werden; ob es schwer war oder leicht, konnte gleichgiltig heißen."

Digitized by Google

„Isabella“, sagte er ernst, aber doch mit bewegtem Ton, „über Ihr Vermögen ging dieser Kampf nicht, denn die Wunde hatte nur Ihren Stolz getroffen. Wenn Sie es sich nicht klar sagten: leise gefühlt haben müssen Sie schon damals, was Sie hernach klar wußten, daß Leopold Waringer trotz seiner Natur und seinen Gaben nicht der Mann war, der zu Ihnen gehörte!“

„Ihr Auge ist scharf“, sagte sie in einer leichten Verwirrung, „aber —“

„Es ist noch schärfer und dringt noch weiter als Sie denken“, unterbrach er sie mit einem gewissen freudig-sicheren Ausdruck. „Bevor wir aber davon reden, noch dies: hat Leopold Hoffnung, daß sich jene Liebe, von der Sie erfuhren, zu einer glücklichen werden wird?“

„Ja“, sagte sie mit festem Ton wieder, „und darum gerade durfte ich von dem Geheimniß reden! Ich bekam einen Brief von meinem Bruder, er theilte mir mit, daß Leopold in der nächsten Zeit für ein Jahr nach Italien gehen würde, daß er und Mathilde aber zögerten, ihm ein Wort, um das er flehentlich gebeten, mit auf die Reise zu geben. Ich weiß, aus welchem Grunde das ist und so will ich selbst die Fürsprecherin der beiden sein, das wird die Herzen beruhigen!“

Er neigte zustimmend, aber offenbar halb seinen eigenen Gedanken hingegeben, das Haupt.

„Sie können noch mehr vollbringen, Isabella“, sagte er jetzt, „und ich hoffe, Sie werden es.“

Sie blickte fragend zu ihm auf, in sein Gesicht, das wieder jenen freudig-ernsten Schimmer trug.

„Meinen Blick rühmte ich schon; nun aber muß ich es auch von Ihnen selbst hören, daß Sie einen Mann nicht länger hassen, der sich gezwungen hielt, seine Natur, seiner Ehre gleich zu wahren!“

„O nein, nein, Bernthal“, unterbrach sie ihn eifrig, „gehaßt habe ich Sie nie! Vielmehr habe ich es immer gefühlt, daß Ihre Natur eine edle war; die Anerkennung ward mir nur so schwer, weil Sie sich stets als mein Gegner zeigten!“

„Und doch schenken Sie mir endlich Ihr Vertrauen!“ sagte er.

Sie blickte halblächelnd in seine Augen.

„Sie zwangen mich dazu, Bernthal!“

Mit einer fast ungestümen Bewegung ergriff er ihre Hände.

„Das war das Wort, das ich hören mußte und für das ich Ihnen danken will, so lange ich lebe, denn nun erst darf ich Ihnen zeigen, wie groß die Herrschaft ist, die auch Sie gewonnen haben, Isabella!“

Aller Stolz war in diesem Augenblick aus ihren Zügen verschwunden; ein ihr sonst fremder Ausdruck, eine überraschende Lieblichkeit ging in ihnen auf.

„Wenn meine Rechte in Ihrem Herzen liegen, so mag dies allein ihre Grenze sein!“ sagte sie, indem sie ihr Angesicht gegen seine Schulter neigte, gerade als sie fühlte, daß er sie an sich zog.

Digitized by Google

Sonette.

Von Alfred Friedmann.

Einem Schwan.

Du ruderst still auf Deinem Wasserplan
Und scheinst zu müd', die Flügel auszubreiten,
Doch denkt Dein schönes Haupt vielleicht der Zeiten
Da Du befuhrst des größ'ren Sees Bahn.

Da Deine Ahnherrn flogen himmelan,
Auf einem Waldsee wieder hinzugleiten,
Vielleicht auch konnten sie — voll Würde — schreiten,
Und sterbend singen, armer, später Schwan!

Wie anders klingen Deine Sangesweisen,
Du gleichst den Karr'n auf ausgefahrnen Gleisen,
Du gehst nicht, fliegst nicht, und Du tauchst — nach Brot.

Ganz bist Du wie die Dichter unsrer Tage!
Sie singen auch, weil noch erklingt die Sage
Vom Schwanensang — doch diese Kunst ist todt!

Unbeachtet.

Ein kleines Mädchen sah im Frühlingslande
Ich Rosen, Nelken und Aurikeln pflücken,
Zum Kranz sie winden und ihr Häuptlein schmücken,
Und niedersitzen dann am Waldesrande.

Die Farbe schien, der Duft sie zu beglücken,
Jetzt eint sie alles mit dem Schürzenbande,
Und nun — da liegt die Blütenpracht im Sande —
Fort läuft das Kind und dreht dem Schatz den Rücken.

So sammelt spielend farbige Gedanken
Im Lebensfrühling sorglos der Poet,
Und läßt sie sich zum Kranz zusammenranken.

Selbst eine Blume, die im Wind verweht,
Gleicht er den Kelchen, die zu Boden sanken
Daran die Welt, wie blind vorübergeht!

Beethoven.

Zu Heil'genstadt, nicht weit vom schönen Wien
Liegt eine Mulde, still und weltvergessen.
Da bin ich lang im grünen Gras gesessen,
Und zu Beethovens Büste sah ich hin!

Die Sonne mußte in die Berge ziehn,
In ferne Räume, weit und unermessen;
Und neben mir sang leise unterdessen
Ein Waldbächlein gar süße Melodien.

Das Broncehaupt trug den frischsten Lorbeerkranz,
Sprach von des Meisters Ruhm und Weltenglanz,
Ein Strahl der Sonne fiel auf seinen Scheitel.

Der Kranz verwelkt, der Sonnenstrahl erbleicht —
Ein Harmonienstrom nur, unerreicht,
Strömt fort und tönt: Es ist nicht Alles eitel!

Digitized by Google

Das große Vielleicht.

Leser, Du mußt sterben! Du wirst vielleicht morgen schon sterben! Was wird Dir begegnen und was wirst Du sein am Tage nach Deinem Tode? Ich spreche nicht von Deinem Leibe, der hat nicht mehr zu bedeuten als die Kleider, die Dich bedecken, oder als das Leichentuch, welches Deine sterblichen Reste einhüllen wird. Wie diese Kleider, wie das Todtentuch, in das Du eingehüllt sein wirst, wird auch Dein Leib sich zersetzen, und seine Urstoffe werden sich in die großen Sammelstätten des Stoffes der Natur verlieren, in die Luft, in die Erde und in das Wasser. Aber Deine Seele, wo wird die hingehen? Was in Dir gefühlt, geliebt, gelitten hat, frei gewesen ist, was wird aus dem werden am Tage nach Deinem Tode? Du giebst ohne Zweifel nicht zu, daß Deine Seele mit Deinem Leben zu nichte werden wird am Tage Deiner Hinganges, und daß nichts mehr übrig bleiben wird von dem, was in Deinem Busen pulsirt, was in den Regungen der Wonne und des Kummers, bei den süßen Empfindungen der Liebe, bei den tausend Leidenschaften und Seelenbewegungen Dich durchzittert hat. Aber wo wird diese fühlende Seele, die jenseit des Grabes fortbestehen muß, hingehen, was wird aus ihr werden, und was wirst Du, Leser, am Tage nach Deinem Tode sein, wenn das Reich des großen „Vielleicht" beginnt?

Das ist die Frage, der man im Nachfolgenden auf den Grund zu gehen versuchen wird. Fast alle Denker haben das Problem des zukünftigen Lebens für unlösbar erklärt. Sie haben behauptet, daß der menschliche Geist nicht die Kraft habe, ein so tiefes Geheimniß zu durchdringen und daß man in dieser Angelegenheit nichts thun könne, als sich bescheiden. Aus Gleichgiltigkeit oder Ueberzeugung denken die meisten Menschen so. Andererseits aber befindet man sich, wenn man dieser furchtbaren Frage ein wenig vors Gesicht zu treten wagt, sofort von so dichter Finsterniß umgeben, daß man nicht den Muth fühlt, die Untersuchung fortzusetzen.

So ist es gekommen, daß jedermann sich veranlaßt gesehen hat, sich von jedem Nachdenken über das zukünftige Leben abzuwenden.

Es giebt indeß Lagen, in denen man sich genöthigt sieht, diesen düstern und schwierigen Gegenstand in Betrachtung zu nehmen. Wenn man sich selbst in Todesgefahr befindet, oder wenn man ein herzlich geliebtes Wesen verloren hat, sinnt man nothwendig über das zukünftige Leben nach. Und nachdem man sich in diese Gedanken versenkt hat kann man dahin gelangen, anzuerkennen, daß das Problem nicht so hoch, wie man gemeint hat, über dem Bereich der Anstrengungen des Menschengeistes steht.

Digitized by Google

Die Ueberzeugung von der persönlichen Unsterblichkeit ist die größte Wohlthat, die man den Menschen darbieten kann. Um uns in unseren Kümmernissen zu trösten, um unseren Muth in den schmerzlichen Prüfungen des Lebens aufrecht zu erhalten, um das grausame Herzensweh, mit dem der Verlust eines zärtlich geliebten Wesens unsere Seele erfüllt, in ein sanftes, schwermüthiges Harren zu verwandeln, um die Enterbten der Erde aufzurichten, um die zagenden und gebeugten Herzen zu erheben, giebt es nichts, was so wirksam wäre, als die Gewißheit unserer Auferstehung,

Diese warmen, einen lange tief nachklingenden Nachhall in unserer Seele zurücklassenden Worte sind der Einleitung zu einem bedeutsamen Werke entnommen. Der Tag nach dem Tode oder das zukünftige Leben nach den Forschungen der Wissenschaft — so heißt dies von M. Busch aus dem Französischen des Louis Figuier übersetzte im altrenommirten Verlag von J. J. Weber in Leipzig erschienene Buch, das die Aufmerksamkeit aller Denkenden und Fühlenden verdient und dessen Preis (7 Mark 50 Pfennig) für die Tiefe und Reichhaltigkeit des Gebotenen durchaus nicht zu hoch gegriffen ist. Den Kern dieses anregenden Buches, dessen tiefsinnige Ideen unseren Lesern zugänglich zu machen und sie so für die Idee der Unsterblichkeit zu interessiren, das soll an der Hand von Figuiers Untersuchungen, in Nachfolgendem unser Bestreben sein.

Was ist die Seele? „Das Wort Seele", sagt eine medicinische Autorität, „drückt nur die Gesammtheit der Funktionen des Gehirns und des Rückenmarks aus, sowie die Gesammtheit der Funktionen des im Hirn befindlichen Gefühlsvermögens, das heißt, das Aufnehmen der äußeren Gegenstände, die Summe der Bedürfnisse und Triebe, welche zur Erhaltung des Individuums und der Gattung und zum Verkehr mit anderen Wesen dienen, die Fähigkeiten, welche die Einbildungskraft, die Sprache, den Ausdruck hervorbringen, die Kräfte, welche das Hören, den Willen und endlich die Möglichkeit bilden, das Muskelsystem spielen zu lassen und von da aus auf die äußere Welt zu wirken."

Durch den Tod, der die Funktionen des Gehirns, des Rückenmarks und des Nervensystems aufhören läßt, wird die Seele oder das, was man mit diesem Namen bezeichnet, durch die Auflösung des Körpers in Nichts verwandelt.

Was ist der Tod? Die Trennung des unsterblichen und unvergänglichen Elements, welches in die menschliche Zusammensetzung eintritt, von den beiden anderen Elementen, die zerstörbar und vergänglich sind. Die Seele verläßt den Leib, nachdem das Leben oder Lebensprincip in diesem Körper erloschen ist.

Alle Welt weiß, daß in der Natur jedes Wesen in einer ihm eigenen Umgebung lebt, und daß es nur in dieser Umgebung leben kann, die Pflanzen in der Luft oder im Wasser, die Thiere in der Luft, die Fische im Wasser, und wenn man sie aus diesen Umgebungen herauszieht, gehen sie zu Grunde. Noch mehr, es giebt Wesen, welche nur in besonderen Umgebungen leben. Gewisse Zitterthierchen leben nur im Stickgas oder in kohlensaurem Gas; die Keime der kryptogamischen Gewächse, welche den Schimmel erzeugen, entwickeln sich nur in wässerigen Aufgüssen vegetabilischer Stoffe; die Fische, welche das Meerwasser bewohnen,

Digitized by Google

sterben in süßem oder nur schwach salzigem Wasser. Man findet in den Bergwerken des Harz Champignons, welche nur auf den Fettflecken existiren können, die aus der Laterne der Bergleute gefallen sind. Der uredo nivalis, jener Pilz, welcher dem rothen Schnee seine Farbe giebt, kann nur auf dem Schnee leben.

Jedes lebende Wesen hat folglich seinen besondern Wohnort. Die Seele macht von dieser Regel keine Ausnahme. Die Umgebung, die Wohnstätte der Seele, ist ein lebender Körper. Die Seele verschwindet aus dem Körper, wenn dieser Körper zu leben aufhört, wie ein Mensch ein Haus aufgiebt, wenn dieses Haus von den Flammen ergriffen und zerstört wird.

Eine eigenthümliche Theorie stellt Figuier nun in seiner Idee vom Aether auf. Er behauptet, der Wohnsitz der Seelen, die er „übermenschliche" nennt und unter denen er die menschlichen Seelen nach dem Tode versteht, sei im Aether, in jener Atmosphäre, deren Dichtheit sich immer mehr vermindert, je weiter sie sich vom Boden entfernt. Drei bis vier Meilen über der Erde ist die Luft schon so verdünnt, daß Menschen und Thiere nicht mehr in ihr athmen können. Deshalb kann man bei aëronautischen Ausflügen die Grenze von 7 bis 8 Kilometern nicht überschreiten; denn in dieser Höhe ist die Luft so wenig dicht, sie ist so verdünnt, daß man sich ihrer nicht mehr zum Athmen bedienen, noch der Wirkung des Druckes das Gegengewicht halten kann, welches vom Innern unseres Körpers nach außen geht. Nach 7 bis 8 Kilometern nimmt die Dichtigkeit der Atmosphäre mehr und mehr ab, und es kommt ein Punkt, wo die Luft vollständig fehlt. Dieses Aufhören der Atmosphäre tritt, wie wir gesagt, in einer Höhe von 30 bis 40 Meilen oder 120 bis 160 Kilometern ein. Hier beginnt das Fluidum, welches die Astronomen und die Physiker Aether nennen.

Dieser Aether ist ein wirkliches Fluidum, ein Gas, welches der uns umgebenden Luft gleicht, aber unendlich dünner und leichter als die Luft ist. Man darf das Vorhandensein des planetarischen Aethers nicht bestreiten, da die Astronomen seinem Widerstand Rechnung tragen, wenn sie die Schnelligkeit des Ganges der Himmelskörper berechnen, ganz wie sie dem Widerstande der Luft bei ihren Berechnungen der Bewegungen jener Körper Rechnung tragen, die durch unsere Atmosphäre hindurchgehen.

Der Aether ist also das Fluidum, welches auf die atmosphärische Luft folgt. Er ist nicht bloß um die Erde, sondern auch um die anderen Planeten ausgegossen. Ja noch mehr, er existirt im ganzen Himmelsraume, er erfüllt den Zwischenraum, der die Planeten von einander trennt, die mit ihren Trabanten unsere Sonnenwelt ausmachen. Die Kometen kreisen auf ihren unermeßlichen Reisen durch den Himmelsraum ebenfalls im Aether.

Der Ungebildete ist geneigt zu glauben, daß über die Luft hinaus, die unsere Erde umgiebt, nichts, daß dort nur die Leere ist. Aber in der Natur giebt es keine Leere. Der Raum ist stets von etwas erfüllt, er ist entweder von der Erde, oder vom Wasser oder von der atmosphärischen Luft oder endlich vom planetarischen Aether erfüllt.

Wir sagten soeben, daß das Leben auf unserm Erdball in Ueberfülle vorhanden ist, daß es auf dem Lande, in der Luft und in den Ge-

Digitized by Google

wässern wuchert und wimmelt. Ist nun das ätherische Fluidum, welches auf unsere Atmosphäre folgt und den Himmelsraum erfüllt, ebenfalls von lebenden Wesen bewohnt? Wir haben da eine Frage vor uns, die noch niemals an einen Gelehrten gerichtet worden ist. Es würde unserer Meinung nach sehr überraschend sein, wenn das Leben, während es im Wasser und in der Luft so zu sagen überströmt, in dem Fluidum, welches an die Luft grenzt, vollständig mangeln sollte. Alles zeigt an, daß auch der Aether bewohnt ist.

Welcher Art aber sind die Wesen, die im planetarischen Aether leben? Unserer Meinung nach sind es jene übermenschlichen Wesen, welche wir als wiedererweckte und mit allerlei sittlichen Vollkommenheiten ausgestattete Menschen betrachten.

Wir glauben, daß nach dem Tode und der Auflösung des menschlichen Körpers die Seele, welche diesen Körper bewohnt, sich davon losreißt, in den unsern Erdball umgebenden Aether übergeht und sich in diesem zu einem neuen Wesen gestaltet. Wenn die Atmosphäre das Medium, die Wohnstätte des Menschen ist, so ist das ätherische Fluidum das Medium, die Wohnstätte des übermenschlichen Wesens.

Dieser successive Uebergang eines Wesens in zwei verschiedene Medien, welches einer Verwandlung unterliegt, sobald es in das neue Medium eintritt, ist nicht so außerordentlich, so ungewöhnlich, so gegen die Naturgesetze, wie man glauben könnte. Die Leute, welche sich mit dem Studium der Zoologie befaßt haben, wissen, daß in der Klasse der Insekten der Uebergang desselben Wesens in zwei aufeinanderfolgende Medien, das heißt in das Wasser und in die Luft sehr häufig ist. Unter den zweiflügeligen, halbflügeligen und anderen Insekten giebt es viele Gattungen, deren Larven und Puppen Wasserthiere sind, während das vollkommen ausgebildete Insekt sich in der Luft aufhält. Als Larve und Puppe entsteht und lebt das Insekt im Wasser, dann unterliegt es einer Verwandlung, es setzt Flügel an und fliegt auf, um in der Luft zu leben.

Der Leser hat sehr oft den gewandten und kräftigen Flug der Libelle oder Wasserjungfer bewundert. Er hat mit überraschtem und bezaubertem Auge ihre graziösen Schwingungen verfolgt. Er hat zugesehen, wie sie, über die Oberfläche einer Wiese hinwandernd, bald still hielt, bald vielfache Kreise beschrieb, bald sich wie ein Pfeil auf ihre zitternde Beute stürzte. Er möge aber nicht glauben, daß diese Sylphe unserer Gefilde immer diese Luft bewohnt hat, die sie jetzt mit so viel Anmuth und Kraft durchschneidet. Die Libelle hat länger als ein Jahr im Schoße der Gewässer gelebt, sie ist als düsterer, schwärzlicher Wurm durch den Schlamm der Flüsse oder Teiche gekrochen, sie hat ihre Beute im Schoß der Welle verfolgt. Erst als sie eine neue Gestalt annahm, als sie zum vollkommnen Insekt wurde, schwang sie sich in das Gebiet der Lüfte auf. Und wenn sie durch Zufall in den Fluß fällt, so wird ihr altes Element zum Verhängniß, sie stirbt in den Wassern, die ihre Geburtsstätte sind, den Erstickungstod.

So machen Naturwesen, die wir wohl kennen und welche fortwährend unter unseren Augen sind, diese doppelte successive Entwickelung durch. In dem einen Medium geboren, vervollkommnen sie ihren Bau und gehen in ein anderes Medium über. Es ist also nicht unmöglich,

Digitized by Google

daß das menschliche Wesen, nachdem es eine gewisse Zeit in der Luft gelebt hat, in ein neues Element übergeht und einer organischen Metamorphose unterliegt und zwar ohne seine ihm eigene Individualität, seine erste Persönlichkeit zu verlieren. Man kann von diesem Standpunkte aus sagen, daß der Mensch die Larve oder Raupe des übermenschlichen Wesens ist.

In der Sprache aller Völker hat der Raum jenseit unserer Atmosphäre denselben Namen erhalten: man nennt ihn den Himmel. Wir verlegen also die Wohnstätte der übermenschlichen Wesen in den Himmel des Volksmundes. Hier sind wir im Einklange mit den Glaubensmeinungen und den Vorurtheilen der geringen Leute, und wir heben diesen Einklang mit Befriedigung hervor. Diese Vorurtheile, diese Vorahnungen sind oft nur die Zusammenfassung der Weisheit und der Beobachtung einer unendlichen Reihe menschlicher Geschlechter. Eine Ueberlieferung, welche gleichförmig in allen Ländern existirt, hat das ganze Gewicht eines wissenschaftlichen Zeugnisses.

Im Einvernehmen mit der Sprache und der Ueberlieferung verlegen die verbreitetsten Religionen der Jetztzeit, das Christenthum, der Buddhismus und der Islam, die Wohnstätte der Auserwählten Gottes in den Himmel.

So treffen in diesem Punkte die Wissenschaft, die Volksüberlieferungen und die Religion zusammen.

Der Tod ist also nicht ein Ende, sondern eine Veränderung. Das Grab ist eine zweite Wiege. Wir sterben nicht, wir unterliegen einer Umbildung. Wir gehen nicht unter, sondern wechseln die Gestalt. Der Auftritt des Todes ist nicht die Lösung des Knotens, sondern nur eine rührende Scene im Drama des menschlichen Geschickes. Der Todeskampf ist nicht das Vorspiel der Vernichtung, er ist nur das nothwendige Leiden, welches in der Natur jede Metamorphose begleitet. Jedermann weiß, daß bei den Insekten die kalte und regungslose Puppe sich öffnet, um den prächtigen Schmetterling herauszulassen. Untersuche man einmal den Schmetterling in dem Augenblicke, wo er aus seinem zeitweiligen Grabe hervorgeht. Er lebt und schaudert noch von dem Schmerze, den er erlitten, um die Windeln und Hüllen zu zerreißen, die auf ihm lasteten. Er muß sich erst erholen, sich beruhigen und seine Kräfte sammeln, um sich in das Gebiet der Lüfte aufschwingen zu können, die er zu durchfliegen sich bereit macht. Um hervorgehen zu können aus der stofflichen Hülle, die wir hienieden zurücklassen, um uns über das Grab zu erheben, leiden wir. Wir leiden in unserm Körper vom physischen Schmerze und in unserer Seele durch die Aengste, die wir empfinden, unserm nahen Schicksal ins Gesicht sehen zu müssen, welches uns von der furchtbarsten Dunkelheit umgeben erscheint.

In der lebenden Natur, die uns umgiebt, giebt es von der Pflanze bis hinauf zum Menschen eine fortwährende Stufenfolge der Vervollkommnungen von Grad zu Grad. Indem man von den Algen und Moosen ausgeht, welche den am wenigsten entwickelten Zustand des Pflanzenorganismus darstellen, schreitet man durch die ganze Reihe der Vervollkommnungen des Pflanzenreichs weiter und kommt zu den untergeordneten Thieren, den Zoophyten und Mollusken. Man steigt von da durch unmerkliche Abstufungen zu den höheren Thieren auf und ge-

Digitized by Google

langt so bis zum Menschen. Alle Stufen dieser aufwärts führenden Leiter sind fast unmerkbar von einander geschieden, so wohl geordnet sind die Uebergänge und Schattirungen. So giebt es eine von der Alge bis zu uns herauf wahrhaft unendliche Kette von Zwischenwesen. Und nun wollte man meinen, daß es vom Menschen bis zu Gott nur eine Zwischengattung gäbe, daß diese Stufenleiter des stetigen Fortschritts eine unermeßliche Lücke zwischen dem Menschen und dem Schöpfer zeigte? Man wollte annehmen, daß zwar die ganze Natur von der Pflanze bis zum Menschen hinauf nach aufeinanderfolgenden und sehr zahlreichen Stufen geordnet sei, daß aber vom Menschen bis zu Gott eine Wüste, ein unermeßlicher Hiatus wäre? Das ist offenbar unmöglich, und nur infolge ihrer Unbekanntschaft mit den Naturerscheinungen haben die Religionen und die Philosophie diesen großen Irrthum begangen. Es muß zwischen dem Menschen und Gott wie zwischen der Pflanze und dem Menschen eine große Menge zwischenliegender Kettenglieder geben, welche den Uebergang von der Menschheit zur Gottheit vermitteln, welche sie vermöge ihrer schrankenlosen Allmacht und Majestät beherrscht.

Wenn ein Naturforscher einem Unwissenden einen aus dem benachbarten Tümpel genommenen Wassertropfen zeigt und ihm sagt: „Dieser Wassertropfen, an dem Du nichts siehst, ist ganz von kleinen Thieren und winzigen Pflänzchen erfüllt, welche leben, geboren werden und sterben, wie die Thiere und Pflanzen unserer Gefilde", so würde der Unwissende bei diesen Worten die Achseln zucken und den, der ihn anredete, als einen Verrückten behandeln. Wenn er aber sein Auge an das Vergrößerungsglas des Mikroskops hielte, um den Inhalt des Wassertropfens zu untersuchen, so würde er erkennen, daß der Gelehrte die Wahrheit gesprochen hatte; denn in diesem Tropfen, wo er anfangs nichts bemerkt, würde sein durch die Wissenschaft zweckmäßig bewaffnetes Auge Welten entdecken. Wer vor zwei Jahrhunderten, das heißt vor der Erfindung des Mikroskops, behauptet hätte, daß es lebende Wesen gäbe, die man mit den Augen nicht wahrnehmen könne, würde für verrückt erklärt worden sein.

Es können also lebende Wesen existiren, es kann eine sehr große Anzahl von diesen Wesen geben, wo man nichts davon wahrnimmt, und die Wissenschaft kann in dieser Beziehung dem Ungebildeten die Augen öffnen.

Wohin versetzt nun Figuier die höchste Stufe übermenschlicher Wesen? Es klingt sehr kühn, sehr abenteuerlich, und doch sucht er es mit allen Mitteln der Wissenschaft zu beweisen. Er versetzt sie in die Sonne. Die Sonne, die Spenderin alles Lebens in der Welt, ist ihm der endliche und allgemeine Wohnort der von der Erde gekommenen Seelen. Die Bewohner der Sonne sind nach Figuier rein geistige Wesen. Die Sonnenstrahlen sind die Emanationen der geistigen Wesen, die in der Sonne leben. Diese Wesen erzeugen auf der Erde das Thier- und Pflanzenleben.

Man muß die geistvollen und nicht der wissenschaftlichen Begründungshilfsmittel entbehrenden Darlegungen im Buche selber nachlesen, um den Gedankengang des Autors würdigen zu können.

Sehr schön und wahr zerstört Figuier das Gespenst der Furcht

Digitized by Google

vor dem Tode, den er als eine sanfte, schmerzlose Wiedergeburt zu einem höhern Leben auffaßt.

Die Furcht vor dem Tode, sagt er, welche die Herzen der meisten Menschen zu Eis erstarren läßt, scheint im letzten Augenblick viel von ihrem Ernste zu verlieren. Die, welche berufsmäßig den Todten zur Seite stehen, wie die Priester der verschiedenen Kulte, die Aerzte, die Krankenwärter, die barmherzigen Schwestern, wissen, daß das Sterben meist ein sanftes ist. Der, welcher nach einer edlen und ehrenwerthen Existenz stirbt, begreift in diesem feierlichen Momente, daß er in eine neue und bessere Welt eingeht. Er ist glücklich, und sein Glück spricht sich in seinen Worten oder durch den Ausdruck seiner Züge aus. Der einzige Gedanke, der ihn betrübt, ist der Schmerz, den sein Verlust denen verursachen muß, die er liebt, und von denen er scheidet.

„Ich glaube", sagt Montaigne, „daß die Ruinen und der furchtbare Apparat, mit denen wir den Tod umgeben, uns mehr Furcht machen als er selbst. Eine ganz neue Gestaltung der Dinge, das Schreien der Mütter, der Frauen und Kinder, der Besuch erschrockener und bestürzter Personen, das Herumstehen von bleichen und in Thränen gebadeten Dienstboten, ein Zimmer ohne Licht, angezündete Kerzen, unser Kopfkissen von Aerzten und Predigern umlagert, Alles um uns Schrecken und Entsetzen — so ists, wie wir bestattet und in die Erde gebracht werden. Die Kinder fürchten sich selbst vor ihren Freunden, wenn sie dieselben maskirt sehen, und wir ebenfalls. Man muß diese Maske den Dingen ebenso wie den Personen abnehmen."

Man muß hinzufügen, daß dem Tode fast immer ein allmähliches Aufhören des Gefühlsvermögens vorausgegangen ist, welches bewirkt, daß das Individuum fast gar kein Bewußtsein der Veränderung hat, die sich mit seinem Wesen vollziehen will, und daß es dem Augenblicke des Todes mit Gleichgiltigkeit ins Gesicht sieht.

Es scheint glaublich, daß der Mensch im allgemeinen in den Augenblicken, die dem Tode, wenn er nicht plötzlich erfolgt, unmittelbar vorangehen, ein gewisses Vergnügen am Sterben empfindet. Diese Vermuthung stützt sich darauf, daß man beim Eintritt des Schlafes, dem man sich allmählich überläßt, und selbst wenn man sich einer Ohnmacht durch Blutverlust überläßt (was Seneca an sich erlebt haben will), ein gewisses Behagen empfindet. Das Princip des Lebens schmeckt dann mit einer gewissen Süßigkeit die Ruhe, welche es von den Anstrengungen befreit, die es machen muß, um Empfindungen, die zu lebhaft geworden sind, und die Bewegungen fortzusetzen, die ihm während des Wachens und während des gesunden Zustandes eigen sind.

Fürchten wir daher den Tod nicht. Sagen wir, daß das Leben ein schmerzlicher Traum ist, aus dem uns der Tod erweckt. Erwarten wir den Tod nicht als das Ende unseres Daseins, sondern als seine Umgestaltung. Verstehen wir, durch die Lauterkeit unseres Lebens, durch unsere Tugenden, durch Pflege unserer Anlagen, durch unser Wissen, durch Uebung der Religion unserer Väter uns auf den kritischen Augenblick dieser naturgemäßen Umgestaltung vorzubereiten, die uns eingehen lassen wird in die selige Wohnung in den Aetherspähren, in den Tag nach unserm Tode!

Digitized by Google

Der egoistische Kaufmann und der romantische Ritter. *)

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Fürst Bismarck hat im deutschen Reichstage den Handel und die vorzugsweise Seehandel oder internationalen Handel treibenden Städte, die deutschen Seestädte der Nord- und Ostsee, für „egoistisch" erklärt, im Gegensatze zu der Industrie und der Landwirthschaft. Der Augenblick, wo dies geschah, war nicht gut gewählt. Denn die Aeußerung erfolgte im Jahre 1879, wo die Rittergutsbesitzer und die nicht-exportirende Großindustrie sich vereinigten, um alle andern Leute zu besteuern durch die sogenannten Schutz-, richtiger Vertheuerungszölle auf Getreide, Holz, Vieh, Schmalz und eine gewisse Klasse von Industrieprodukten. Diejenigen, welche uns zu Gunsten ihrer Kasse diese neuen Lasten auferlegten, glaubten in der That, „sehr national" und durchaus nicht „egoistisch" zu handeln. Sie lieferten damit nur von neuem den Beweis, wie richtig der alte Spruch des Epithet ist, daß die Menschen nicht regiert werden von den Dingen, wie sie wirklich sind, sondern von den Dingen, wie sie sich dieselben vorstellen.

Daneben darf man nicht vergessen, daß auf dem wirthschaftlichen Gebiete die Triebfeder des Egoismus gar nicht entbehrt werden kann. Natürlich meine ich: die des vernünftigen Egoismus; jenes Egoismus, welcher sein eigenes Interesse in Uebereinstimmung setzt mit dem Gesammtinteresse; welcher weiß, daß, je nützlicher die Dinge sind, die er der Gesammtheit erweist, desto größer die Anweisung auf Belohnung ist, die er von ihr dafür empfängt. In diesem Sinne muß auch der Industrielle und der Landwirth „egoistisch", d. h. wirthschaftlich sein; wenn er es nicht ist, dann arbeitet er mit Unterbilanz. Wer aber auf die Dauer mit Unterbilanz arbeitet, der hat nur zwei Möglichkeiten vor sich: Entweder muß er Bankerott machen, oder er muß der Allgemeinheit zur Last fallen, d. h. er muß beim Staat oder bei den Konsumenten betteln gehen, er muß seinen Mitbürgern zu Gunsten seiner Privatkasse eine Steuer oder sonst einen milden Beitrag auferlegen; — mag man das nun „Staatsunterstützung", oder „Schutzzoll", oder „Schutz der nationalen Arbeit" nennen, — oder wie sonst diese socialistisch-protektionistisch-ethisch-pathetischen Ausdrücke lauten, welche das Einmaleins nicht aufkommen lassen wollen, darauf kommt es nicht an.

---

*) In obigem in sich abgeschlossenen Kapitel geben wir mit Genehmigung des Verfassers eine Probe aus einem sehr interessanten Buche, das alte Kulturen in neues Licht rückt. Das Buch heißt: Die Wisbyfahrt. Reisebriefe von den deutschen, dänischen und schwedischen Ostseegestaden von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882. In dieser „Wisbyfahrt" bildet eine Sommerfahrt des hansischen Geschichtsvereins nach den alten hansischen Ostseeniederlassungen den Rahmen zu sehr lehrreichen und dabei höchst amüsant und farbenfrisch ausgeführten Gemälden aus der Hansazeit, sowie aus dem jetzigen Kulturleben der Inseln Gothland und Bornholm. Wie geschickt es Karl Braun versteht, aus alter Zeit scharfe Streiflichter auf die Neuzeit zu lenken, geht aus obiger Probe hervor, die so recht den Werth der Geschichtskenntniß für die Gegenwart beweist. Uebrigens füllt das treffliche Buch eine Lücke in der Literatur aus. Es ist unseres Wissens das erste deutsche Buch, das sich mit den hansischen Erinnerungen auf den Ostseeinseln beschäftigt. — Die Redaktion

Digitized by Google

Der Reichskanzler, welcher in seinen Eigenschaften vielfach an König Friedrich II. von Preußen erinnert, theilt auch des letztern Abneigung gegen den Handel. Friedrich der Große, welcher selbst so zahlreiche privilegirte Handelsgesellschaften gegründet, verbot seinen Edelleuten, Handel zu treiben. Er freilich hatte dazu seine guten Gründe. Er hatte sie nämlich alle ohne Ausnahme nöthig für seine Armee, deren Soldaten bekanntlich aus einem weit schlechtern Stoffe gebacken waren als jetzt bei der allgemeinen Wehrpflicht.

Unsere alten germanischen Vorfahren aber waren in betreff des Handels anderer Meinung als Fürst Bismarck und König Friedrich der Große. Sie hielten den Handel für ein viel vornehmeres Geschäft als das Handwerk (die Industrie) und den Ackerbau, welchen letztern ja auch unsere heutigen Rittergutsbesitzer nur in seltenen Ausnahmefällen in der nämlichen Weise wie der Bauer und die Familien der Bauern, d. i. mit eigenen Händen, betreiben. Sie säen nicht, sie ernten nicht, wenigstens nicht eigenhändig.

„Auf langen, schmalen, schnellen Ruderschiffen", sagt Professor Dr. Dietrich Schäfer in Jena in seiner ausgezeichneten Monographie: „Die Hanse-Städte und König Waldemar von Dänemark, Hansische Geschichte bis 1376" (Jena 1879), „befuhr der freie Germane Ost- und Nordsee, als Räuber oder als Kaufmann, wie es die Gelegenheit brachte; — er führte die Waaren des Nordens, vor allem den kostbaren Bernstein, an die Grenzen des Römerreiches."

Es war bei den alten Germanen wie bei den alten Hellenen, bei welchen, wie z. B. auch Thucydides (T. 5) der landende Seefahrer gefragt wurde, ob er Handelsmann oder Pirat sei. In dem dritten Gesange der Odyssee kommt Telemach, seinen Vater suchend, in Begleitung des Mentor zu Nestor. „Der alte Zecher, der drei Menschenalter sah", empfängt beide mit klassischer Gastfreundschaft und erst nachdem sich die Gäste an Speise und Trank gründlich gelabt haben, erlaubt er sich, sie zu interpelliren mit folgenden Worten:

> Fremdlinge, sagt, wer seid ihr? Wozu durchschifft ihr die Wogen?
> Führen die Handelsgeschäfte auf See euch? Schweifet ihr planlos
> Ueber das Meer in der Irre umher, als Räuber einherziehend,
> Keck hinsetzend das Leben, das Volk zu befehden im Ausland?

Der Handel und die Piraterie, welche damals noch einträchtig emporwuchsen aus der beiden gemeinsamen Seefahrt, begannen in Deutschland sich zu differenziren, seit Karl der Große das mittel- und westeuropäische Frankenreich aufgerichtet hatte. Soweit das Schwert der Karolinger reichte, war der Kaufmann und der Seefahrer seiner Habe und seines Lebens versichert, und jeder hatte den Anspruch, überall nach dem Rechte seines Stammes zu leben. Das Recht des Landes trat zurück hinter dem der Person und Herkunft.

An diesem Grundsatz hielten auch die deutschen Kaufleute fest, welche die Nord- und Ostsee befuhren. Auch in den ausländischen Städten, in welchen sie sich zu Handelszwecken dauernd oder vorübergehend niederließen, in Brügge und in Wisby, in dem Peterhof in Nowgorod und in dem Stahlhof in London, lebten die Kaufleute aus Hamburg und Bremen, aus Köln und Soest, aus Mainz und Nürnberg, aus Dortmund und Lübeck nach ihrem eigenen einheimischen Rechte untereinander. Das

Digitized by Google

Recht sprachen unter ihnen die von ihnen selbst aus ihrer Mitte bestellten Konsuln; und so existirte damals allgemein jene Konsulargerichtsbarkeit der Fremden, welche wir jetzt in diesem Umfange nur noch in der Türkei und in den vormals zu derselben gehörigen Ländern vorfinden, wo sie auf internationalen Verträgen, den sogenannten Kapitulationen, beruht.

Was aber den Verkehr zwischen diesen Kaufleuten aus Deutschland und den Eingeborenen des Landes anlangt, in welchem sie wohnten, so wurde über den Austrag der Streitigkeiten, welche aus solchem Verkehre erwuchsen, vertragsweise Vorsorge getroffen. In England aber wurden schon sehr früh diese Deutschen den Einheimischen vor dem Gesetze und vor dem Richter gleichgestellt. In dem Londoner Stadtrechte des Königs Aethelred heißt es: „Die Leute des (deutschen) Kaisers werden guter Gesetze würdig erachtet wie wir selber."

Aus diesen Keimen ist die deutsche Hansa erwachsen, die das Schwert so gut zu führen wußte wie die Wage, den Meßstock und das Ruder, und deren Eifer für Deutschlands Macht und Ehre im Ausland, welche sie, im Gegensatze zu den Territorialfürsten, als ihre eigene Macht und Ehre betrachteten, mehr Gefühl, mehr Passion und mehr Thatkraft hatte als alle die andern Stände des heiligen römischen Reiches, die geistlichen und weltlichen Kurfürsten, — die übrigen Territorialherren, — die Herzöge, Grafen und Ritter, — die Bischöfe, Aebte und Prälaten zusammengenommen.

Und doch heißt es noch heute: O, über diese „egoistischen" Kaufleute!

Wenn man hier in den Spuren der alten Hansa wandelt, kann man dieses unglückliche und ungerechte Wort gar nicht wieder aus dem Sinne kriegen.

Diese Hansa, dieser Verband deutscher Kaufleute, ist während zweier Jahrhunderte das Einzige in Deutschland gewesen, was noch deutsch verblieben, das Einzige, was im Auslande den Namen und das Ansehen Deutschlands in Ehren aufrecht erhielt, auch in jener Zeit, wo selbst die Kaiser an Macht sehr schwach und an Gesinnung sehr stark egoistisch-partikularistisch geworden.

Im deutschen Reiche sehen wir nichts als Zerstörung, Trümmer und Fäulniß: die Kirche ausgeartet, die alte Lehnsmonarchie in Verfall, die Päpste unwürdige Intriguanten, die Kaiser selbstsüchtige Schwachköpfe — man denke nur an den edeln Wenzel, der auf dem Königsstuhle bei Rhense von den Kurfürsten abgetakelt wurde —, die Reichsstände mit einander wetteifernd in Niedertracht der Gesinnung, jeder darauf aus, sich auf Kosten des Ganzen und seiner Nachbarn zu bereicheru; Auch Verschwörung mit dem Auslande und Verrath an dasselbe nicht verschmähend. Die Bauern immer mehr von den Grundherren daniedergedrückt. Die Reichsritterschaft zerfahren. Die Geistlichen verweltlicht. Die Dynasten in ewiger Unruhe. Die Kurfürsten nur darauf bedacht, die kaiserliche Gewalt zu beschränken. Das Ganze ein anarchisches Chaos, in welchem kaum schon der Keim einer bessern Zukunft zu entdecken. Ein Krieg aller gegen alle, in welchem zahllose kleine Raubritter die „Romantik" repräsentirten.

Mit Ausnahme der Höfe und Schlösser der mächtigeren Fürsten gab

Digitized by Google

es in ganz Deutschland keine Stätte, wo man sich seines Besitzes und seines Daseins in Sicherheit und Behagen erfreuen konnte, als die größern Städte des Reiches, deren Burg, Wall und Graben Schutz im Innern, und deren Bündnisse mit andern Städten eine gewisse Sicherheit nach außen gewährten. Wenn es ein Trost ist, Gefährten des Unglücks zu haben, so konnte ihn Deutschland darin finden, daß man damals auch in England und Frankreich in endlosen Kriegen einander zerfleischte, und als diese geendet, in England der innere Krieg zwischen der Rothen und der Weißen Rose entbrannte, Frankreich aber dem grausamen und bigotten Regiment eines Ludwig XI. anheimfiel. Freilich übte Ludwig seine Grausamkeiten im Interesse der politischen Einheit, während sie die Wütheriche in Deutschland im Interesse der Zersplitterung vollführten.

Mitten in diesem deutschen Elend das einzig erfreuliche Bild bietet uns der Bund der norddeutschen Städte, die Hansa. Allerdings neigte sich auch hier die Zeit der Kraft und der Blüte mit Schluß des vierzehnten Jahrhunderts ihrem Ende entgegen, allein man konnte von ihr noch lange Zeit sagen „Stat nominis umbra". Oder richtiger: Die Sonne warf ihre wärmenden und leuchtenden Strahlen noch lange auf das Land, nachdem sie schon im Meere untergegangen. Noch in dem ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts hat die Hansa einen langen und glorreichen Kampf gegen die Dänen bestanden.

Diese „egoistischen" Kaufleute waren die einzigen, welche das deutsche Banner im Auslande noch hochhielten, während die höchst „romantisch-idealistischen" Raubritter zu Hause blieben und sich „redlich ernährten", indem sie nicht nur einander die Hälse brachen, sondern auch andern ehrlichen Leuten in Deutschland. Wahrscheinlich hielten sie letztere, weil sie wirthschaftlich thätig waren, ebenfalls für „Egoisten".

Auch in militärischer Beziehung waren diese „egoistischen Kaufleute" allen andern vorausgeeilt. Die Raubritter benutzten ihre Knechte, um die Kaufleute zu „werfen". Die Dynasten warben Söldner. Nur in diesen Städten herrschte die allgemeine Wehrpflicht — als letzter Abglanz des allgemeinen Heerbannes, wie er in dem fränkischen und dem deutschen Reiche bestanden etwa bis zum Jahre 1000, von wo an er von der Lehnsmiliz ersetzt wurde. Man hatte in Deutschland während des zehnten Jahrhunderts ziemlich allgemein an den für das Jahr 1000 u. Chr. prophezeiten Weltuntergang geglaubt. Allerdings, die Welt ging nicht unter, wohl aber die alte germanische Freiheit, das wehrhafte Volksthum, die, wie der große Montesquieu sagt, „den deutschen Wäldern entstammten." Sie wurden von innen heraus aufgefressen von dem Feudalismus, der sich wie ein gefährliches Schmarotzergewächs eingeschlichen hatte und sich auf alle Kreise und Schichten des deutschen Lebens ausdehnte, mit alleiniger Ausnahme der Städte, welche aus dem anarchischen Reichswirrwarr emporragten als Hochburgen der wirthschaftlichen Freiheit, der staatlichen und municipalen Ordnung, der Pflege der Kultur, der Wissenschaft und der Künste.

Und überall waren es die Kaufleute, welche das Banner führten.

O, über diese „egoistischen" Kaufleute! Wie recht hatten die gemüthlichen Raubritter, sie zu hassen, sie zu „werfen" und ihnen die Waaren und das Geld abzunehmen, das sie durch Fleiß und Tapferkeit,

Digitized by Google

Arte et Marte, im Auslande erworben, während der biedere Junker saufend auf der Bärenhaut lag in dem „Burgstall" seiner Ahnen.

Angesichts dieser Thatsachen ist die heutige Hetzerei gegen die Städte und den Handel schwer zu begreifen. Und doch ist alles das schon dagewesen. Freilich hat es damals in das Verderben geführt. Aber es scheint nun einmal in dem großen und kleinen und kleinlichen Elend, worin Deutschland so lange geschmachtet hat, sich vor allem die triviale und unsinnige Leidenschaft des Neides und mit ihr die Neigung zum Klassenhaß und der Aufhetzung der verschiedenen Zweige und Schichten der wirthschaftlichen Bevölkerung gegeneinander entwickelt zu haben, welche von Zeit zu Zeit wieder aufbricht wie ein altes Geschwür.

Ich rufe einen Zeugen an, den man nicht verdächtigen kann mit jenen Schlagworten, welche zur Zeit die Miasmen der politischen Versumpfung und die Hundstagshitze von 1881 in Deutschland geboren.

Es ist der alte Herr von Pufendorf, welcher im Sommer 1667 unter dem Pseudonym Severinus de Monzambano eine sehr kluge Denkschrift über den damaligen Zustand des deutschen Reiches, betitelt: „De statu imperii Germanici", geschrieben und publicirt hat.

Ich entnehme derselben nur einige Sätze. Sie bedürfen keines Kommentars. Sie lauten:

„Es bleibt uns nichts übrig, als Deutschland, wenn man es nach den Regeln der Politik klassifiziren will, ein unregelmäßiges, ja geradezu ein ungeheuerliches Staatsgebilde zu nennen, wie es kein zweites gab und giebt auf dem Erdkreis. Dieses Monstrum ist im Laufe der Zeiten entstanden durch die Schwäche der Kaiser, den Ehrgeiz der Fürsten, die Ruchlosigkeit und Herrschsucht der Pfaffen, die Streitigkeiten der Stände und die aus alledem entstandenen innern Kriege — namentlich den Dreißigjährigen."

„Auch bestehen", sagt Pufendorf an einer andern Stelle, „unter den einzelnen Ständen selbst mannigfache Gegensätze, welche Deutschland nicht einmal als einen in sich geschlossenen Bundesstaat erscheinen lassen. So sehen die Fürsten schelen Auges auf die durch Handel reich gewordenen Städte. — Der Adel pflegt den Bürgerstand gering zu achten, während dieser doch auf sein Geld nicht weniger zu pochen liebt als jener auf seine Ahnenbilder oder seine verarmten Besitzungen. Einige Fürsten glaubten auch, daß die Städte einen schlechten Einfluß auf ihre Unterthanen ausüben, und daß diese um so widerwilliger sich ins Joch der Herrschaft schmiegen, je näher ihnen ein Vergleich mit der freiern Entfaltung des Bürgerthums in den benachbarten Städten liegt. So entstehen überall gegenseitiger Neid und Haß, gegenseitiges Mißtrauen, gegenseitige Vorsicht und gegenseitige Ränke."

So Pufendorf. Fast möchte es scheinen, als hätten wir uns seit dem dreißigjährigen Kriege und trotz seiner blutigen Lehren in Deutschland noch immer nicht ganz gebessert.

Man hat so viel von unsern nationalen Tugenden geredet. Ich fürchte, Neid und Haß und gegenseitiges Mißtrauen sind unsere Nationallaster; und wir haben sie noch lange nicht überwunden.

Digitized by Google

Die Samariterin.

Eine sehr moderne Novelle von Georg Frey.

„Und nun, meine Damen, danke ich Ihnen für die Theilnahme, welche Sie dem ersten Samariterkursus entgegenbrachten und hoffe, daß diese Vorträge und Uebungen Sie weit genug befähigt haben, um bei plötzlichen Unglücksfällen die erste Hilfe zu leisten."

Der vortragende Arzt empfahl sich. Die lange Gestalt des armen Studenten, der als Probirmodell gedient, verschwand, die Apparate wurden hinweggeräumt und nach einem kurzen lebhaften Meinungsaustausch der Zuhörerinnen lag der Saal still und einsam im letzten Strahl der sinkenden Sonne.

Nur eine Dame zögerte noch an der Thür, ein Blick des Bedauerns glitt über die aufgerollten anatomischen Tafeln, über die Fläschchenreihen und Verbandstücke. Das war nun auch vorüber, wie manches andere, was sie getrieben.

Wenn man neunundzwanzig Jahre geworden, in glatten Verhältnissen lebt und in ruhig geordneter Häuslichkeit, so findet sich wohl das Bedürfniß nach einer Beschäftigung, die über das oberflächliche Gesellschaftstreiben hinaushebt.

Erna hatte einen Winter in Oel gemalt, einen andern in Majolika gesündigt, einen dritten im Konservatorium gesungen und nebenbei im Gesangverein die Matthäus-Passion und die große Messe einstudirt. Glücklicherweise besaß sie echten Kunstsinn genug, um diesen Dilettantismus bald schal und unbefriedigend zu finden.

Im Grunde wußte sie selbst nicht, wie sehr das alles Ersatz für ein Fehlendes, Höheres, Besseres war. — Sie hatte es dann mit dem Damenlyceum und der Akademie versucht und konnte nun mit Faust sagen: „Hab' nun auch Philosophie und wenn auch nicht Juristerei und Medizin, so doch manches andere durchaus studirt mit heißem Bemühen!"

Aber nichts hatte sie mehr gelockt, als dieser Samariterkursus. Vielleicht war das ein Zeichen ihrer echt weiblichen Neigungen. Sie erschien als erste am Verbandplatze und war die letzte, welche noch besonders detaillirte Erklärungen erbat; mit glühenden Wangen hörte sie den Vorträgen zu. Die barmherzige Sache erfüllte ihr Sinnen und Denken; ja ihre Phantasie bevölkerte sich in besorgnißerregender Weise mit den Gestalten Kranker und Verwundeter.

Ein kundiger Psycholog hätte wohl eine leichte Monomanie konstatirt.

Eines Tages überraschte sie einen alten politisirenden Onkel mit der Behauptung, Rußland sei in der That eine Gefahr für den europäi-

Digitized by Google

schen Frieden und müsse hinausgedrängt werden, wenn dieser slavische Koloß nicht am Ende die Civilisation des Westens erdrücken solle; in ihren Augen sei der Krieg nur eine Frage der Zeit.

Und diese Augen glänzten in dem Gedanken an die Kranken, die zu pflegen, an die Blessirten, die zu verbinden waren.

Die friedliche Erna fand plötzlich den Krieg unvermeidlich, unumgänglich nöthig. In der That konnte ein junger Arzt nicht heißer auf die erste Operation brennen, als Erna auf die Gelegenheit, das Gelernte anzuwenden.

Zu ihrem Verdruß nahte die Zeit der Sommerfrischen und die Lektionen gingen zu Ende.

Auch Erna sollte die Stadt verlassen. Sie dachte an das Hochgebirge. Nicht als ob sie je die geringste Vorliebe für Gebirgstouren an den Tag gelegt; alle ihre Bekannten wußten, daß sie für das Meer schwärmte, aber im Hochgebirge sind Unglücksfälle nichts Ungewöhnliches, und wozu hätte sie Samariterkunst geübt, wozu jegliche Vorbereitung zur Rettung Unglücklicher getroffen?

Am Ende schickte sie der Hausarzt dennoch an den Strand, nur ein kleines Fischerdorf bat sie wählen zu dürfen. In den großen fashionablen Badeorten würden Aerzte sofort zur Hand sein und Erna nie ihr Samariterthum bethätigen können.

Mit geheimer Freude betrachtete sie die steilen Kreidefelsen — wenn hier jemand stürzte! Ihr Herz erschauerte! Auch Gestrüpp, Dornen und spitze Steine waren im Uebermaß vorhanden und konnten manchen zu Fall bringen. Aber wider Erwarten verging ein Tag nach dem andern, ohne daß ein Ereigniß die friedliche Oberfläche kräuselte.

Ein kleines Mädchen raunte sich freilich einen Schiefer in die Hand, aber der ließ sich ohne Kunst mit einer Nadel herausziehen, eine junge Frau hatte eine leichte Ohnmacht, das war schon etwas — allein „Blut ist ein ganz besonderer Saft!" Da lag nun das Esmarchsche Dreieckstuch mit den Figuren Blessirter aufs Lebendigste illustrirt, da waren breite und schmale Binden, in Chlorzink getränkte Ballen, Karbol und Salicyl bereit — alles unbenützt!

Erna betrachtete ihre Schätze mit dem Bedauern eines Kapitalisten, der seine Gelder nicht gewinnbringend anlegen kann. Zuweilen wickelte sie sich selbst die Binde um den Arm, nur um den Griff nicht zu verlieren und dachte sich in allerlei halsbrecherische Situationen hinein, in denen sie den Patienten ehe der Arzt erschien — und er ließ vielleicht recht lange auf sich warten — genau nach Anweisung behandeln würde.

An der Table d'hôte beobachtete sie das Hantieren mit Messer und Gabel geradezu gespannt, die Gesellschaft verschwand fast für sie. Und doch waren da Leute, die gern mit ihr verkehrten und doch saß ihr Jugendfreund in der Gestalt des Amtsrichters Helldorf an der Spitze der Tafel.

Wie viel hatten die beiden sich sonst zu sagen gehabt. Konnte doch Erna ihre Kindheit nicht ohne den einige Jahre älteren Walter denken. In dem idyllischen Schöneberger Landhäuschen waren er und der Bruder ihre einzigen Genossen gewesen. Walter hatte sie geschaukelt, Walter hatte ihr über die schrecklichen Rechenexempel hinweggeholfen. Wie

Digitized by Google

oft war ihr Schlitten den kleinen Abhang hinabgeflogen von seiner sicheren Hand geschoben, wie tapfer hatte er sie stets gerächt, wenn ein heimlich gezielter Schneeball ihren dunklen Lockenkopf traf. Er wiederum erinnerte sich noch als Student, den Weg um Berlin nicht zu weit gefunden zu haben, um Erna ein Buch, eine Blume, ein Stickmuster herbeizuholen.

Das war nun lange her.

Ihre Wege waren weitab gelaufen, erst seine Amtsrichterwürde führte ihn von den Rheinlanden wieder nach Berlin. Im Drange der Geschäfte hatte er die alten Freunde nicht aufgesucht. Die Zeit mußte wohl die frischen Farben des heiteren Jugendbildes verblaßt haben.

Bei seiner Ankunft im Seebade hatte er sie mit anderen unter der Veranda getroffen, ihre Begrüßung war für so alte Freunde vielleicht ein wenig förmlich und flüchtig. Er kam abgearbeitet an, nervös von der langen heißen Fahrt und sie absorbirten ganz andere Dinge als die Jugenderinnerungen. Ueberdies assistirte fast die gesammte Einwohnerschaft des Strandhotels.

Die folgenden Tage brachten sie einander nicht näher.

„Die Begegnung mag ihr peinlich sein", sagte er sich, von ihrem fremden Wesen gereizt, „die jüngste ist sie nicht mehr, und niemand kann ihr die Jahre besser nachzählen als ich. Ich liebe diese älteren Mädchen nicht, sie haben leicht einen Stich ins Bittere oder Säuerliche, sie reflektiren zu viel über sich und die Welt, die ihnen das Glück schuldig geblieben. Es giebt ja Leute genug, die erst die Frau in reiferen Jahren begehrenswerth finden, mein bester Freund hat mir das neulich durch seine Wahl bewiesen. Unsere Zeit hat überhaupt eine starke Vorliebe für das Verblühte, im Absterben Begriffene, Vergehende. Ist das der Einfluß der Naturwissenschaften, der uns lehrt, im Vergehen nur einen anderen Zustand des Seins zu sehen. Ist es ein Zeichen, daß wir mit allem konventionellen Wesen gebrochen und dem Hergebrachten zum Trotz unsere eigenen Geschmacksgesetze aufstellen — oder ist es der charakteristische Zug einer hochkultivirten Epoche, die den Sinn für Frische und Gesundheit verloren und die Speisen ohne haut goût nicht mehr schmackhaft findet? Was es auch sei, ich bin gesund geblieben, ich liebe die Frische, die Jugend!

Der neugebackene Amtsrichter hatte seine Maximen.

Und er umgab sich mit einem ganzen Gehege eben flügge gewordener Backfische, die aus der Residenz gekommen und denen sich einige Höhere-Töchterschulfräulein aus den umliegenden Kleinstädten angeschlossen. Es freute ihn, wenn sie wie die Lerchen schmetterten und nach Herzenslust schwatzten und kicherten. Ein paar Tage machten ihm die jungen Gelbschnäbel den tollsten Spaß, und er fühlte sich als Hahn im Korbe ganz wohl unter ihnen.

Dennoch konnte er nicht umhin, von Zeit zu Zeit nach der Tischecke zu blicken, wo Erna an der Seite eines gar nicht alten Gutsbesitzers saß, der ihr auffallend den Hof machte. Er sagte sich, wie viel mehr ihm die ruhige Unterhaltung da unten behagen würde, als das „reizend, himmlisch" und die oft unartikulirten Ausrufe seiner Tischnachbarinnen, die ihn zu langweilen begannen.

Er mußte sich gestehen, daß Erna eigenthümlich tiefe Accente in

Digitized by Google

ihrer wohlklingenden Stimme habe, auch konnte er sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß sie sehr jung aussah — niemand hätte ihr mehr als vierundzwanzig gegeben — und in der unwandelbar grauen Robe bedeutend mehr lady-like erschien, als seine Backfische, die jeden Tag ein anderes buntes Fähnchen zur Schau trugen. Nicht weniger fiel ihm der eigenthümliche Glanz ihrer dunklen Augen auf — er ahnte die versteckte Blutgier nicht, die daraus leuchtete. Allein anziehend oder nicht, er hatte schon auf Studentenbällen mit ihr getanzt, folglich war sie alt, folglich passée, folglich nicht für ihn!

Und jene waren jung und naiv. Naiv? Vielleicht! Er hatte nur von seinen Jünglingsjahren, von seinem Verkehr mit Erna her — eine andere Vorstellung jenes völlig unbewußten Reizes, der sogar Erna noch eignete, jener träumerischen Schwärmerei, die plötzlich ohne Uebergang in den ausgelassensten Uebermuth umspringen konnte. Die Mädchen waren indeß wohl anders geworden; der egoistische, berechnende Geist der Zeit kränkelte schon die Blüten an.

Das verstimmte ihn, und er mochte es doch nicht zugeben, es dieser Erna nicht zugeben, die anders gewesen, die aber heut — sicher aus einer Koketterie, deren Endziel er nicht errieth, so gleichmäßig an ihm vorüberging, als existire er gar nicht. Er, das enfant gâté des Strandhotels, der intime Freund ihres Bruders, er, der Amtsrichter Walter Helldorf.

Um so lustiger lachte er mit den Müttern und Töchtern, ließ prasselnde Witzraketen aufsteigen und war unermüdlich im Arrangiren von Fahrten zu Land und zu Wasser.

Erna war selten von der Partie. Am liebsten schlenderte sie die felsige Küste entlang, immer eines Hilfeschreies gewärtig; sie erklomm die gefährlichsten Stellen und erschien sich zuweilen selbst wie einer jener Bernhardiner Mönche, deren Lebenszweck es ist, Verunglückte aufzusuchen.

Heftige Regengüsse unterbrachen seine Ausflüge und ihre Wanderungen. Von Zeit zu Zeit klärte sich der Himmel wohl auf, aber das Wetter blieb zu unsicher, um sich weit weg zu wagen.

Man flüchtete auf die nach dem Garten zu gelegene Veranda, welche ein Laubengang von dem Wirthschaftshof des Hotels trennte. Rechts von der Freitreppe saß Helldorf mit dem „jungen Deutschland", links hatte sich die „untere Tischecke" placirt.

Dem Amtsrichter schien der Unterhaltungsstoff ausgegangen, nur sehr passiv nahm er an dem Gespräch Theil, das um ihn schwirrte. Seine Blicke wanderten verstohlen nach der linken Seite.

Noch immer hatte er sich Erna nicht genähert, noch nicht eine Silbe über frühere Zeiten gewechselt.

Ihre Kälte reizte ihn mehr, als er sich gestand, er legte ihr Launenhaftigkeit, Eitelkeit, altjüngferliche Schrullen zur Last, und dennoch gelang es ihm nicht, gleichgiltig wie sie zu sein.

„Dies Berlin hat mich nervös gemacht", murmelte er, „selbst Seeluft hilft nicht dagegen, ich muß nach den Rheinlanden zurück. Für jetzt wenigstens aus diesem sinnbetäubenden Kaffeeklatsch!"

Und er sprang die Stufen herab und war den Augen seiner weiblichen Quälgeister schleunigst entschwunden.

Digitized by Google

Erna lehnte an einem weinumsponnenen Pfeiler und blickte melancholisch wie der wolkenüberhangene Himmel. Sie überzählte im Stillen die Tage, die sie hier verbracht hatte, und die ihr noch übrig blieben. Ein Gefühl unsäglicher Unbefriedigung überkam sie. Ihr Leben war so unnütz. Hier hätte sie nun einmal die Probe machen, helfen können, aber es brauchte sie niemand. — Wenn auch jetzt nichts geschähe —

Da, ein Schrei, Stöhnen!

Noch ehe Erna die Stufen herabspringen konnte, eilte ein alter gebückter Mann durch den Laubengang vom Hofe her.

„Das Beil ist ihm in den Arm gegangen", sagte er mit stockender Stimme, „er wollte mir partout helfen, ich sagt's ihm gleich, das sei keine Herrenarbeit, nun ist's vorbei!"

Und er raunte schon wieder zurück, so schnell seine alten Beine vorwärts konnten.

Erna ihm voran, eine paar junge Damen stürzten auch in den Hof.

Dort lag Helldorf neben dem Hauklotz. Das blutbespritzte Beil steckte zwischen dem Kleinholz, das rund umher gestreut war. Aus seinem Aermel quoll das Blut in dunklen Strömen, Hände und Oberhemd färbten sich davon.

„O Gott, ich kann kein Blut sehen!" schrie eine junge Dame und gab zwei anderen das Signal zur Flucht.

„Spinnewebe auflegen!" rief die muthigste von allen und sah sich in dem Holzschuppen nach einem Produkt Arachnes um.

Indeß floß das Blut immer stärker. Erna kniete nieder. Das war nun die Erfüllung eines lang Erhofften, erste Hilfe that noth. Ein Schauer bleichte ihre Wangen, er nahm es für Theilnahme, Thränen traten in die Augen, „sie ist die einzig Mitfühlende", dachte er, und blickte sie aus seinen Schmerzen dankbar an.

Da war sie verschwunden und wieder da wie der Blitz.

Mit einer großen Scheere schnitt sie behutsam Rock- und Hemdärmel auf und legte die Wunde frei, die tief bis auf den Knochen ging. Aber der Knochen war unverletzt, Gott sei Dank! Das Glied zeigte nirgends eine Ablenkung oder eine unheimliche Beweglichkeit an Stellen, die sonst nicht beweglich sind. Dagegen bemerkte sie Sand und Hobelspäne an den Rändern der klaffenden Wunde. Das Beil hatte auf dem Boden gelegen, und so waren Erde und Späne in das Fleisch gerathen.

„Im Salon steht eine Schale abgekochtes Wasser, rechts neben dem Kaffeeservice", rief sie dem Kellner zu, der mit dem Wirth und zwei Herren, den einzigen, die es nicht vorgezogen hatten, den Regentag bei einem Offiziersdiner in der nächsten Garnisonstadt zuzubringen, herbeigeeilt war. Während der Kellner das Verlangte holte, versprachen die Herren einen Ritt zum Doktor zu machen.

Sie tropfte Karbol in das Wasser und wusch nun die Wunde mit einem leinenen Tuch aus, dann tauchte sie ihr frisches Taschentuch in dieselbe Flüssigkeit und befestigte es über den sorgfältig zusammengedrückten Wundrändern mit einer Binde, die sie hin und her schlang. Endlich hüllte sie Arm und Schulter in ein Dreiecktuch, welches das verletzte Glied unterstützte, so daß man ihn aufheben und mit Hilfe von

Digitized by Google

Wirth und Kellner durch ein Pförtchen, mit Vermeidung der Freitreppe in ein zu ebener Erde liegendes Zimmer bringen konnte. Es lagen da einige Journale aus, und dieser Umstand hatte ihm den im übrigen wenig zutreffenden Namen: „Bibliothek“ verschafft. Helldorfs Stube befand sich im zweiten Stock, und Erna zog die ruhigen, kühlen Räume für den Augenblick vor. Der Arzt mochte dann weiter bestimmen.

„Wer weiß, ob er heut überhaupt ausfindig zu machen ist“, sagte der Wirth, „der alte Sanitätsrath ist selbst im Bade, Doktor Franken soll beim Offiziersdiner in W. sein, und der jüngste Doktor hält's mehr mit dem Wild als mit der Welt.“

Das waren schlechte Aussichten, zumal der Patient durch den starken Blutverlust sehr ermattet schien.

Erna breitete Decken auf einen Divan aus und hieß den Kranken sanft niederlegen.

Einige müßige Zuschauer, die durch die Thür hereinsahen, scheuchte sie mit dem ruhigen aber bestimmten Befehl:

„Der Amtsrichter müsse ungestört sein, er danke für die Theilnahme und bitte die Gesellschaft, ohne weiteres zur Tagesordnung überzugehen.“

Glücklicherweise überhörte sie das „emancipirt!“ der einen und das „wohl gar so ein neumodischer weiblicher Doktor?“ einer anderen.

Als sie sich nach Helldorf umwandte, sah sie ihn todtenbleich mit geschlossenen Augen. Rasch öffnete sie die Fenster und Balkonthür und löste ihm Kragen und Knöpfe. Die Ohnmacht wich nicht. Nun schob sie Kissen und Decken unter seinen Körper und legte den Kopf so niedrig als möglich, mit zitternden Händen rieb sie seine Stirn mit Wasser und flößte ihm einige Tropfen ein.

Endlich schlug er die Augen auf.

„Ah!“ machte sie, „wie ist Ihnen?“

Er nickte.

„Gut?“

Es war das erste Wort, das zwischen ihnen gewechselt wurde.

Der Kellner brachte Bouillon und Wein, Erna reichte ihm ein Glas, das er unsicher mit der Linken ergriff, sie mußte sich schon über ihn neigen, um ihm das Trinken möglich zu machen. Er wollte danken, sprechen, sie aber wehrte ab und bedeutete ihn, geduldig auszuharren.

Es dämmerte in dem durch grüne Vorhänge verdunkelten Zimmer, die Lichter der sinkenden Sonne huschten über das Holzgetäfel und glitzerten regenbogenfarbig an den Prismen der Tischlampe. Unfern hörte man das Rauschen des Meeres, sonst war es feiertagsstill.

Erna saß auf einem Schemelchen, das sie herangeschoben. Da hörte sie Räderrollen und in der Voraussetzung, der Arzt käme, trat sie an die Thür. Er merkte es, so geräuschlos sie ging.

„Bleibe!“ bat er, „bitte höher legen.“

Sie kehrte um, o, er bedurfte sie.

Sie ließ ihn den gesunden Arm um ihren Hals legen, denn nur so konnte sie ihm ohne Schaden für das verwundete Glied eine andere Stellung geben.

Er athmete schnell, öffnete die Lippen und schloß sie wieder und lag dann still wie träumend.

Digitized by Google

Die Sonne versank hinter dem Kreidefelsen, man konnte nur noch die Umrisse der Gegenstände erkennen. Seine Blicke folgten der Silhouette ihrer Gestalt, die sich scharf von der Balkonthür abhob, an der sie lehnte.

„Fräulein!“ rief er leise.

„Was giebts?“

„Fräulein, wenn ich sterben sollte —“

„Sterben?

„Die Wunde ist tief, wenn der Brand dazu tritt —“

„Unmöglich! ich behandle Sie antiseptisch!“ erwiederte sie mit Würde, schob die Decke zurecht und ging nach dem Balkon zurück.

„Erna!“ rief er nach einer Weile heftig.

Der Name schrillte ihr durch Mark und Bein.

„Ihnen ist schlimmer, ich will Licht holen!“

Aber ehe sie die Glasglocke herunterziehen konnte, rief er dringender: „Erna!“

„Erna, drücke Deine Lippen ein einziges Mal auf meinen Mund!“ Er stieß es hastig, erregt hervor.

Was sollte sie thun? Heiliger Esmarch! Das war nicht vorgesehen — wenn das Wundfieber wäre? aber hatte sie nicht alles gethan, um gerade dieses zu verhüten? Vielleicht war eine andere Krankheit im Anzuge — der Amtsrichter hatte in letzter Zeit übel ausgesehen — und nun wurde der Fall komplicirt. Und der Arzt kam nicht. Aber sie stand hier an seiner Statt, sie, die Samariterin.

„Man soll nicht zu viel auf den Kranken hören, man soll ihn aber auch nicht reizen — man solle den Humor der Sache gelten lassen“, alle diese vielgehörten Lehrsätze zogen in einem Augenblick durch ihr Gedächtniß.

„Seien Sie vernünftig“, sagte sie bebend mit einem leisen Versuch zu lächeln, „Sie phantasiren wohl?“

„Phantasiren? Ganz recht“, lachte er höhnisch und richtete sich mit dem linken Arm auf, sank aber von der Anstrengung matt, weit nach rechts.

„Mein Gott, liegen Sie doch ruhig, Sie lockern den Verband!“

„Was soll mir der Verband?“ rief er, „ich reiße ihn ab! in meiner Seele brennt es heißer! Wenn Du mich verabscheust, was hilfst Du mir? so mag das Blut rinnen und mein Leben auch!“

Sie sank von dieser Erschütterung fast in die Kniee, mitten durch die Dunkelheit merkte sie wie seine Augen flammten.

„Gut“, sagte sie endlich, „werden Sie dann Ruhe geben?“

„Erna!“

Sie neigte ihren Mund zu seinem herab.

„Noch einmal, ein einziges Mal!“

Und wieder gehorchte sie seinem heißen Drängen.

„Zieh Deine Hand nicht zurück, sieh das kühlt.“

„Und dabei soll die Wunde heilen“, seufzte sie und fühlte selbst wie die Kraft sie verließ.

Was würde der Arzt sagen? und sie hier allein mit dem Amtsrichter? Indeß sie war Samariterin, sie that nur ihre Pflicht, aber Licht wollte sie doch machen, sehen, ob er wirklich im Fieber, halb irr redete, obwohl ihr Herz versicherte, daß er völlig klar sei.

Digitized by Google

„Einen Augenblick, Erna", bat er, als der Lichtstrahl aus dem angeriebenen Zündhölzchen sprang. „Setz Dich hierher, was ich Dir zu sagen habe, will ich Dir heut sagen, morgen ist es vielleicht schon zu spät."

„Sie halten die Sache für zu gefährlich —"

„Das ist's nicht, aber morgen bist Du vielleicht nicht mehr bei mir oder behandelst mich so kalt wie immer die ganze Zeit her. Warum bist Du so fremd gegen mich?"

„Das Entgegenkommen gebührt doch wohl dem Mann und ist nicht Frauenart —"

„Deine gewiß nicht, Du bist nicht wie die andern, edler, besser! das bist Du stets gewesen, ich hatte es nur vergessen, Erna, und nun hab' ich's wieder erfahren, und es hat mich toll gemacht, ich hab' dagegen gerungen —"

„Walter! Wenn Du mich wahrhaft lieb hast, rege Dich nicht auf! Um meinetwillen nicht!"

„Um Deinetwillen? Sagst Du's nun aus Mitleid oder spricht noch eine Stimme für mich, hast Du den Jugendfreund nicht ganz aus Deiner Seele gedrängt?"

Sie lachte, fast um die Thränen herunterzuschlucken und küßte ihn statt aller Antwort auf Augen und Mund, ganz freiwillig.

„Aber nun ist's genug, Du bist mein Patient und mußt mir gehorchen!"

Kaum hatte sie ihn wieder bequem gelegt, als auch der Arzt erschien.

Er fand den Patienten freilich erregt, aber die Wunde so gut verbunden, daß jede Gefahr ausgeschlossen sei. Er machte Erna sein Kompliment und besprach alle Anordnungen mit ihr.

Walter blieb für ein paar Tage in der „Bibliothek" und der Ausspruch des Doktors, „er brauche die absoluteste Ruhe" scheuchte unliebsame Gesellschaft fern.

An der Abendtafel rühmte er Ernas Umsicht und Geschick und gestand, durch sie von seinem Vorurtheil gegen dies „moderne Samariterthum" geheilt worden zu sein. Bisher sei ihm dasselbe nur als ein neuer Sport, wenn nicht noch schlimmer als ein gefährlich Instrument in der Hand eines Kindes erschienen.

Während Walters Wunde heilte, wechselte die Einwohnerschaft des Strandhotels; den neuen Gästen war Ernas Verlobung mit dem Amtsrichter ein fait accompli ohne Vorgeschichte und Randbemerkungen. Erna war Walters Stab und Stütze. Nie, weder im Atelier noch im Gesangverein, selbst im Samariterkursus hatte sie sich so ganz am Platze, so nöthig und unentbehrlich gefühlt, als an der Seite des Geliebten.

Hand in Hand wandelten sie durch das Strandgras der Dünen, sahen den Himmel blauen, die Wolken ziehen und aus dem Rauschen des Meeres klang ihnen das alte urewige Lied erlösender Liebe!

Digitized by Google

Deutsches Theater vor dreihundert Jahren.

Skizze von **Eduard Müller-Gauger.**

„Die Komödianten kommen, hängt die Wäsche fort!“ So wurden ehemals die Gesammtgastspiele darstellender Künstler signalisirt. Mit Recht. Die fürsichtige Bürgerfrau ließ sich von dem Flitterkram und den bunten Lappen in ihrem Urtheil nicht bestechen. Sie setzte ihren ganzen Scharfsinn darein, diesen sternstrahlenden Göttinen, den „Venussen“ und den Kaisern, die schadhaften Stellen unter den Prunkgewändern nachzuweisen, und fürchtete nicht mit Unrecht für ihren Ueberfluß im Schrein und auf der Waschleine, denn die goldpapierenen Götter warfen begehrliche Blicke nach den weißleinenen Glanz spießbürgerlichen Fleißes.

Die Zeiten haben sich sehr geändert.

Seitdem die Wäschegeschäfte den Rocken und das leinene Hausfabrikat abgelöst haben, prunkt der Mime förmlich mit weißer, feiner Wäsche und sieht mitleidig auf den herab, der nicht gleich ihm Luxus in diesem Artikel treibt. „Immer Wäsche sehn lassen!“ ist die affektirte Parole des darstellenden Künstlers, mit der er gut machen will, was seine Vorgänger dereinst verschuldet haben.

Eine gefährliche Bande in jeder Beziehung war eine Truppe sogenannter englischer Komödianten, die vor fast dreihundert Jahren, um 1600, in ganz Deutschland umherzog. Ihr ganzes Auftreten, ihre Stücke, ihre Darstellungsweise war dermaßen pöbelhaft und barbarisch, daß man sich bei näherer Bekanntschaft kopfschüttelnd fragt, wie war es möglich, daß von einem hochlöblichen Magistrat allerorts die Erlaubniß zu ihren Schaustellungen ertheilt wurde, und wie ist es denkbar, daß die Honoratioren mit Frauen und Kindern an den mehr wie derben Späßen und der plumpen Moral sich ergötzen konnten.

Die Thatsache, daß es geschehen konnte, ist sehr lehrreich und diese Stücke sind ein beredtes Zeugniß der damaligen Sittenzustände und der rohen Geschmacksrichtung. Durch sinnloses Schaugepränge, durch Blut, Grausamkeit im bunten Wechsel mit den gröbsten Possen, ließ man sich zum Staunen, zum Grausen und zum Lachen bringen, und nannte alles zusammen „höchstes Ergetzen“.

Hier räumte man der Schauspieltruppe den Rathhaussaal, dort eine — Scheune ein. Am Morgen rasselt ein prunkvoll aufgeputzter Wagen durch die Straßen der Stadt. Die ausgelesensten weiblichen Schönheiten der Gesellschaft werden darauf vorgeführt. Sie sind als Göttinnen bekleidet oder auch entkleidet, mit Flittergold und Perlenschmuck überladen. Ein stattlicher Trompeter steht in ihrer Mitte und schmet-

Digitized by Google

tert ihre Herrlichkeit und ihr Lob in die Lüfte. Hinten d'rauf sitzt Arlequino, damals „Pickelhäring" geheißen, im scheckigen Gewande, schneidet Fratzen und macht drollige Späße und Unfläthereien, die für das Auge des Kenners berechnet sind.

Abends ist das improvisirte Theater gefüllt. Ein paar qualmende, übel riechende Oellampen bringen so viel Helligkeit zu Stande, wie etwa auf einem Rembrandtschen Nachtbilde zu finden ist. An der Rampe der Bühne drängt sich Kopf an Kopf stehend der Pöbel für den Preis von einigen Pfennigen. Zur Seite und hinter „dem Pöbel im Parterre" sitzen auf erhöhten gepolsterten Stühlen die Honoratioren, die Herrlichkeiten und die Fremden. Ein Trompetenstoß verkündet den Beginn der Vorstellung. Jedermann konnte draußen angeschrieben lesen, daß gegeben wird die „Komödia von der Königin Esther und dem hoffährtigen Hamann". Die agirenden Personen sind: Ahasverus, König, — Brigthau und Theres, Kämmerer. — Hamann, königlicher Rath. — Esther, Königin. Kammer-Rath oder Diener. — Mardocheus, Jude. — Hans Knapkäse. — Hans. — Frau. — Nachbar. — Sohn. —

Der rothe Vorhang, auf dem Näthe und Flicken in wirren Linien durcheinanderlaufen, wird von beiden Seiten auseinander gezogen und durch den dicken Rauch der schmauchenden Oellampen hinter der Rampe enthüllt sich die Scenerie, die an Einfachheit, ja Dürftigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. An den Seiten hängen ein paar buntbemalte Lappen herab, und an Stelle des Prospektes im Hintergrund steht eine spanische Wand, die in der Mitte einen praktikablen Durchgang hat.

Die Herrlichkeit nimmt ihren Anfang. Aus der Mitte heraus treten der König Ahasver und Hamann. Hamann hält sich stets wohlgezählt drei Schritte dem König vom Leib. Der König trägt hohe gelbe Lederstiefeln, einen langen blutrothen Mantel und eine zackige etwas rampouirte Papierkrone. Er hat einen gespreizten Gang und führt Donnerkeile im Munde. Zunächst wirft er mit 123 Ländern um sich, die er besitzt. Dann zeigt er Begierde, an seiner Königin Vasthi ein Exempel zu statuiren, wie der Ungehorsam der Weiber bestraft werden soll. Er wollte sich und andere an ihrem Anblick ergötzen. Sie leistete dem Befehl zu kommen nicht Folge. Deshalb — denn wir haben es hier mit einer Komödie zu thun, die den unbedingten Gehorsam verherrlicht — soll sie nicht mehr Königin sein. Hamann soll ihr Schmuck und Zier abnehmen und zugleich die zartesten und schönsten Jungfrauen zusammenlesen, aus denen der König sich eine neue Königin wählen kann. Er schreibt durch die ganze Welt aus, daß die Weiber ihren Männern unterthänig sein sollen.

Nachdem der König uns diese Probe seiner Regentenweisheit gegeben hat, geht er wieder durch die Mitte ab; Hamann wohlgezählte drei Schritte hinterher.

Das war das tragische Motiv; jetzt kommt die Burleske und bringt die wohlfeile Nutzanwendung auf das ganz Gemeine. Von der Seite tritt Hans Knapkäse, der Clown mit dem dicken Bauch auf, unter der Last eines Korbes ächzend. Ihm folgt kreischend ein häßliches Weib in Lumpen gehüllt, einen Knüppel schwingend. Das Staunen des Publikums schlägt in helle Freude um. Jetzt geht's erst los! ist das allgemeine Gefühl. Die Frau keift mit der Fistelstimme auf Hans ein: „Ich

Digitized by Google

will Dir die Ribben greulich zerschmieren, wenn Du wieder den Hallunken, den Nachbar Hans im Haus traktirst und ausgehst, ohne um Urlaub zu bitten." Sie läßt Hans allein. In ihm haben wir den Pantoffelritter im Embryo vor uns, der in unseren modernen Schwänken und Possen eine so beliebte Figur ist, ebenso wie der lustige Bonvivant, der Nachbar, der jetzt zu Hans tritt, ihm erzählt, daß er seine Frau soeben geprügelt habe, und mit ihm wettet, daß binnen kurzem alle bösen Weiber fromm werden. Denn des Königs Befehl thue bereits seine Wirkung. Seine Frau habe gegen ihn geklagt, aber die Obrigkeit habe ihr unrecht gegeben: und von Stund an sei sie ein Engel im Haus. Die Moral: schneide Dir einen „ausbündigen Knüppel" und „verwalke Deine Frau". Hans ist überzeugt und geht, ein Gleiches zu thun. Der Vorhang schließt sich wieder und im Publikum entsteht ein Heidenlärm. Der männliche Theil des Publikums ist mit Hans von der Güte dieser Praxis überzeugt und applaudirt nach Kräften. Der Vorhang theilt sich noch einmal. Hans prügelt seine Frau über die Bühne. Der Enthusiasmus der Zuschauer kennt keine Grenzen mehr.

Trompetenstoß. Actus secundus. Eine hübsche Person in einem grauen Ueberwurf nennt sich Esther, versichert, Vater und Mutter verloren zu haben und verspricht ihrem Vetter Mardocheus, einem langweiligen Kerl mit einem umgehängten, langen Bart, ihm stets gehorsam zu sein. Das Leitmotiv, der Gehorsam ist wieder da. Hamann, Theres und Brigthan, auf der Suche nach Jungfrauen, erblicken in Esther „eine Venus". Sie ist auch hier gehorsam und folgt den Männern. Mardochens giebt ihr noch den guten Rath mit, nie ihr Juden-Geschlecht kund zu thun, und bleibt am Thor des Schlosses, um zu sehen, wie es seiner Cousine ergeht, resp. den Horcher zu spielen und die Handlung vorwärts zu schieben. Hamann berichtet dem König, daß er eine gefunden habe, die „mit Tugend geziert" und vorschriftsmäßig „sechs Monat mit Balsam und Myrrhen" und „vier Monat mit guten Specereyen" präparirt worden sei zur Funktion einer Königin. Sie wird dem König vorgestellt, benimmt sich, als könnte sie nicht drei zählen und erhält die Krone Vasthis. Hamann aber wird über alle Fürsten und Herrn gesetzt und darf fortan „mit ihr zur Rechten und ihm zur Linken gehen." Brigthan und Theres fühlen sich gekränkt, weil Hamann alles Verdienst für sich allein in Anspruch genommen hat, und verschwören sich sofort, merkwürdigerweise aber nicht gegen Hamann, sondern gegen des Königs Leben. Mardochens hört selbstverständlich alles und steckt es der Esther. Esther erzählt die ganze Geschichte noch einmal dem König. Die Kämmerer sollen in Oel gebraten werden, und nur aus ganz besonderer Gnade werden sie gehenkt. Jetzt kommt Hans Knapkäse, mit Schwert und Schild gewappnet, kämpft mit seiner Frau, die sich mit einem Prügel vertheidigt, besiegt sie, zwingt sie zur Anerkennung seiner Hausherrnrechte, und bestellt zur Probe ihres Gehorsams sofort eine Milchsuppe mit Zucker. Jetzt ist die gute, gehorsame Frau Hansen „hundert Thaler werth". Auch dem Nachbar muß sie freundlich thun und die Worte nachplärren: die Milch ist nicht weiß, sondern pechschwarz. Mit Schlägen geht alles. Aber im Haus, wohin er ihr folgt, scheint sich das Blatt wieder gewendet zu haben. Er kommt weinend heraus und heuchelt: er weine, weil er an den Tod seines Großvaters habe denken müssen. Urplötzlich

Digitized by Google

ist der „versuchte brave Sohn" aus Frankreich auf der Scene und hilft den Aktschluß retten. Er producirt als kleine Einlage einige Akrobaten-Kunststücke. Hans-Clown will das auch können und steckt seinen dicken Bauch in einen Reif. Den Moment benutzt die Frau, zum Prügel zu greifen und die verlornen Hausfrauenrechte zurückzuerobern. Obligate Prügelei! Das weibliche Publikum will sich diesmal vor Lachen ausschütten.

Im dritten Akt stellt sich Hamann in einem längern Monologe als Streber und Parvenu hin. Mardochens weigert sich, ihn anzubeten; „er bete nur den Gott Abraham, Isaak und Jakob an." Hamann schwört, alle Juden ums Leben zu bringen und erwirkt zu dem Zweck vom König, der zu allem Ja sagt, die Vollmacht. Mardocheus schreit überlaut und kläglich, bis Esther einen Diener schickt „nach der causam zu fragen". Mardocheus erzählt die ganze Geschichte noch einmal dem Diener, der Diener erzählt die ganze Geschichte noch einmal der Esther. Mardocheus räth der Esther, da auch ihr Leben als Jüdin bedroht sei, zum König zu gehen und um Gnade zu bitten. Esther faßt einen großen Entschluß mit den geistreichen Worten: „Komm' ich um, so komm' ich um". Esther läd den König zum Mahle. Er kommt „wegen der extra ordinari Liebe. Auch Hamann ist geladen. Der eitle Narr meint, es geschähe bloß ihm zu Ehren und sagt: „darum, Hamann, freue Dich." Vorher aber will er Mardocheum hängen sehn. Hans Knapkäse kommt deus ex machina als Zimmermann und übernimmt, einen Galgen zu bauen. Zum Gaudium des Publikums will der Schalk durchaus an Hamann das Maß dazu nehmen.

Der König hat „melancolici" gehabt, sich aus einer Chronik vorlesen lassen und ist durch sie an das Verdienst des Mardocheus in der Affaire Brigthan und Theres erinnert worden. Er legt Hamann die Frage vor: „Was soll man dem Manne thun, der den König gern ehren wollte?" Hamann meint natürlich wieder, er sei gemeint und erwiedert: „Mit der Krone und königlichen Kleidern angethan, soll er durch die Stadt reiten und der vornehmste Fürst soll vorauf gehen und den Ausrufer spielen." Hamann knirscht und das Publikum, für solche Art Justiz zu allen Zeiten sehr empfänglich, bejubelt die Weisheit des Königs und freut sich infernalisch über den Aerger des Hamann.

Actus quartus. König und Königin „essen Konfekt." Hamann muß auf die Gesundheit aller Juden trinken, „geußt aber das meiste auf die Erden." Hamann wird entlarvt und soll an den fünfzig Fuß hohen Galgen gehängt werden, den er für Mardocheum bestimmt hatte. Jetzt kommt der Glanzpunkt des Abends. Mit dem Hereinbrechen der Katastrophe und dem Vollzug des verdienten Geschicks wars damals nicht abgethan. Der Zuschauer will die irdische Strafe bis ins Detail vollzogen sehen und sich erst dann mit der Moral begnügen, die ihm zum Ueberdruß am Schluß vorgekaut wird. Hans Knapkäse bringt den gebundenen Hamann. Hamann moralisirt: „O Ihr Menschenkinder alle, die Ihr zu Digniteten erhoben werdet, erhebt Euch nicht in Hoffart und Ueppigkeit, denn sonst wird es Euch ergehn, wie es mir jetzt leider geht."

Der Dichter durfte es nicht unterlassen, sein Eselsohr an dieser Stelle herauszustecken.

Digitized by Google

Nun geht der eigentliche Spaß erst los.

Der rohe, gefühllose Pöbel, in Hans repräsentirt, hat seine teuflische Freude an den Qualen des Hamann. Die Schindernatur triumphirt, da Hans den Hamann von der Treppe stößt, ihn baumeln läßt, abschneidet und Huckebucke wegträgt.

Die Tugend setzt sich zu Tische, nachdem sich das Laster erbrochen hat. Mardocheus wird in Hamanns Würden eingesetzt und dankt:

„Ich acceptire solches mit danke schön."

Da der König in der Gebelaune ist, bittet ihn Esther, Hamanns zehn Söhne auch noch hängen zu lassen. Abgemacht! Auf Kosten der Sympathie also, die der Zuschauer allenfalls für die Esther faßte, muß er solche Grausamkeiten mit in den Kauf nehmen. In der That, man steht starr vor solcher Gefühlsrohheit und Barbarei.

Damit das Stück auch für alle einen befriedigenden Ausgang habe, wird Hans vom König, und seine Frau von Esther in Dienst genommen und der König schließt die Farce mit den Worten: „Nun, Du wunderlicher Hans, so geben wir nach, daß Ihr des Nachts nicht geschieden seid, sondern nur des Tags."

Der Vorhang schließt sich, aber ein Trompetenstoß kündet, daß noch etwas nachkomme, und hält die tobende Menge auf ihren Plätzen. Die einaktigen Spiele, die nach den größeren Stücken zum Besten gegeben wurden, entziehen sich meistens wegen ihrer Zoten der Besprechung. Als ein harmloseres Machwerk, welches drollige Situationen enthält und bis auf einige Unfläthereien im Text ungefähr auf das Sujet und die Tendenz einer modernen Operette hinausläuft, möchte zu verzeichnen sein: Ein lustig Pickelhärings Spiel, darinnen er mit einem Stein gar lustige Possen treibt. Der Hanswurst, der Pickelhäring, in der Rolle des Bauern Hans, hat seine Frau mit dem Nachbar im Verdacht. Er geht zu einem Zauberer, um sich des Nachbars Gestalt zu verschaffen und auf die Weise seine Frau auf die Probe zu stellen. Aber die Frau bringt heraus, was er vorhat, und macht mit dem Nachbar einen Gegenplan. Der Nachbar geht und spielt den Zauberer. Hans soll einen Stein vom Kirchhof holen und auf seine Schultern legen, dann nähme er des Nachbars Gestalt an. Es entstehen nun spaßhafte Scenen zwischen Hans mit dem schweren Stein auf seinem Rücken und seiner Frau einerseits und dem Nachbar andererseits. Er freut sich seiner Kunst von ganzem Herzen, während die beiden ihn auslachen und sich mit seinem Stein abarbeiten lassen.

Der ehrsame Bürger geht mit seiner Familie „höchlich ergetzt" nach Hause.

Andere suchen die Bekanntschaft der Akteurs zu machen, lassen sich bei Kartenspiel und Würfelbecher und der Amour noch etwas vergaukeln und bezahlen ihre Neugier mit leeren Taschen. Weh den armen Komödianten, wenn der Verdacht des falschen Spiels, des Diebstahls gegen sie aufkam. Sie waren nach den meisten Landesgesetzen so gut wie rechtlos. Machten sie zudem keine glänzenden Geschäfte und verzehrten mehr, als sie einnahmen, so wurden die Possenreißer als Gesindel Stadt und Landes verwiesen.

So stand es damals mit dem deutschen Theater. Roh waren die Stücke, roh die Darstellung, roh die Hilfsmittel, roh die Darsteller

Digitized by Google

selbst. Noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, da in Frankreich die wandernden Truppen ihren Racine, Corneille, Molière auf dem Repertoir hatten, wußte Christian Weise, der Zittauische Rektor, für seine Schüler nichts Besseres darzustellen als seine albernen Schäferspiele, und sie Zeug, wie dieses reden zu lassen:

„Wer ungeduldig liebet, der ist wie ein Kamel, welches sich unter der Last ungebärdig stellet, und hierdurch die Schmerzen verdoppelt. Wer weiß, wo mir noch ein galant Schäfer-Mädchen beschert ist.“ —

Welch himmelweiter Unterschied zwischen damals und heute! Heute sitzen wir in glänzenden Räumen, sind empfindlich gegen alles, was uns nicht stimmungsvoll anmuthet, und kritisch gegen alles, was vom Dichter nicht gewissermaßen mit Glacéhandschuhen angefaßt und parfumirt worden ist. Einige Theater in den großen Städten pflegen ein Genre, das sich mit einem gebildeten Kunstgeschmack kaum verträgt. Aber solche Rohheiten, wie sie unsere Vorfahren vor dreihundert Jahren goutirten, sind heute überall unmöglich.

Parisina.

Im dumpfen Sarggewölbe ruht
Graf Azzos schönes Eheweib;
Der Ampel traurige Glut
Umglänzt ihren weißen, sündigen Leib.

Ihr junger, blasser Diener singt
Beklommen ein stilles Todtengebet;
Sein irres Aug' verschlingt
Die Reize, von Grabesduft umweht.

Er sich zum Kusse zu ihr beugt
Und mit der Hand verwischt er jetzt
Blutstropfen, zäh und feucht,
Die ihren schönen Hals benetzt.

„In blut'ger, grauenvoller Nacht
Der Graf erschlug dich voll edler Wuth,
Weil Anderen dein Mund gelacht,
Weil du geschändet sein reines Blut.

Und hättest du mir vergiftet mein Blut,
Und hättest du mich zu Schanden gemacht,
Ich hielt doch treu und gut
An deinem Sarge ewig Wacht.“ —

Von draußen dröhnt der Hammerschlag,
Dumpf schließt sich des Gewölbes Bau,
Nie mehr bescheint der Tag
Den blassen Diener im Arm der Frau.

Wilhelm Walloth.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Abendruhe.

Nach dem Originalgemälde von Prof. E. Raupp

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Mord im Dunkeln.

I.

Vor einigen Jahren ließ sich ein junger Mann, Edmund Röder, welcher in der Residenz seine juristischen Examina bestanden hatte, als Rechtsanwalt in einer kleinen Provinzialstadt nieder. Er verheiratete sich fast zu gleicher Zeit. Während sein in den Ruhestand getretener Vorgänger ihm seine Praxis übertrug, glaubte er auch eine Frau für ihn finden zu müssen. Der alte Justizrath hatte seinem jungen Freunde die Tochter einer alten Dame zur Frau bestimmt, die er schon seit lange kannte und die sich nach dem Tode ihres Mannes ganz kürzlich in der Provinz niedergelassen hatte.

Therese Hillmann war achtzehn Jahre alt, hatte eine hübsche Mitgift und große schwarze Augen. Sie war von energischem und doch sanftem Charakter und wußte sich schnell Edmunds Liebe zu erwerben. Gleich nach der Verheiratung bewilligten sich die jungen Leute acht Ferientage und reisten nach der Residenz, um dort ihre Flitterwochen zu beginnen. Edmund glaubte indessen zu bemerken, daß Therese diese Reise gern aufgeschoben hätte. Die Residenz B. flößte ihr einen unbestimmten Schrecken ein, den sie auf Rechnung schmerzlicher Erinnerungen schob: In B. hatte sie ihren Vater verloren. Diese schlechte Laune wurde aber bald durch Zerstreuungen aller Art verwischt. Nur zwei- oder dreimal drückte sie unwillkürlich den Arm ihres Gatten, wie wenn sie etwas plötzlich erschreckt hätte. Edmund fragte sie nach der Ursache, sie antwortete aber nur durch ein melancholisches Lächeln. Wahrscheinlich war es ein schmerzliches Gefühl, das wieder auftauchte, nichts weiter.

Edmund, der fast immer im Quartier latin der Residenz zu B. gelebt, führte seine Frau in dasselbe Hotel garni ein, das er ehemals bewohnt hatte. Er wählte das schönste Zimmer im ersten Stock, das eine reizende Aussicht auf einen benachbarten Garten gewährte. Am Tage durchwanderten die jungen Gatten B., speisten Mittag im Restaurant und gingen dann ins Theater. Eines Abends waren sie eben nach Hause zurückgekehrt, nachdem sie in einem Theater die damals in Mode gekommenen Geistererscheinungen gesehen hatten.

Die Gatten plauderten noch lange vor dem Einschlafen darüber. Vielleicht ist unter gewissen ganz natürlichen Umständen der Geist empfänglicher für seltsame Ideen. Es war mitten im Monat November und der sausende, in den Bäumen des Gartens wirbelnde Wind rüttelte an den Fenstern. Als der Wind schwieg, prasselte ein dichter und feiner Regen gegen die Scheiben. Das Zimmer, an und für sich in der ganzen Un-

Digitized by Google

ordnung, wie sie ein Aufenthalt von nur wenigen Tagen mit sich bringt, wurde nur durch ein Nachtlämpchen erhellt. Die hin- und hergeworfenen Kleidungsstücke, die aufgesperrten Koffer erschienen wie phantastische Gestalten bei dem hin und wieder aufflackernden und erlöschenden Schein des Kamins.

„Glaubst Du denn an Geister?" fragte Edmund lachend seine Frau.

„O nein, ich glaube vielmehr", antwortete sie schauernd, „an Mörder, die einen nachts im Schlaf erwürgen."

„Pah", erwiederte Edmund mit der ganzen Sorglosigkeit eines Studenten, der zehn Jahre bei unverschlossener Thür geschlafen hat, „in den Hotels dieses Viertels giebt es keine Diebe."

„Ich habe auch nicht von Dieben gesprochen", sagte sie leise.

„Und wovon denn?"

„Liebst Du mich?" versetzte Therese nach kurzem Stillschweigen, ohne auf die Frage des jungen Mannes zu antworten.

„Du fragst noch!"

„Nun wohl, wenn ich Dich nicht hätte heiraten wollen, wenn ich Widerwillen gegen Dich empfunden hätte, würdest Du mich dann hassen?"

„Tödtlich!" rief er aus.

Sie fing so stark an zu zittern, daß Edmund ganz bestürzt sich bemühte, sie zu beruhigen. „Ich lache über dergleichen", sagte er. „Zum Beispiel", fuhr er scherzend fort, „da wir gerade von Geistern sprechen, ist den Nachtwandlern nicht zu trauen. Sie können einen sehr gut ermorden, ohne daß sie es wissen. Kennst Du die Geschichte jenes Priors, der eines abends in seinem Bett las und der einen mit einem Messer bewaffneten Mönch in sein Zimmer treten sah?"

„Ja. Der Prior hatte Zeit, sich aus dem Bett zu werfen und nachdem der Mönch die Stelle sorgfältig befühlt hatte, durchbohrte er die Matratze dreimal in gleichen Zwischenpausen, dann zog er sich mit erheitertem Gesicht zurück."

„So war es", versetzte Edmund; „am nächsten Morgen kam der Mönch, sich des beabsichtigten schrecklichen Verbrechens anzuklagen, das er in einem ihm ohne Zweifel vom Satan eingegebenen Traum begangen haben würde. „Mein Sohn", sagte der Prior, „Du hast es nicht mit Absicht gethan." Der würdige Mann aber, welche Reue der Mönch auch immer kundgab über das Verbrechen, das er im Somnambulismus hätte begehen können, verschloß von da ab die Thür seines Zimmers."

„Hast Du die unsere verschlossen?" fragte Therese.

„Meiner Treu, ich weiß es nicht; ich bin gar nicht gewöhnt, mich hier einzuschließen."

„Verschließe sie, ich bitte Dich."

„Du hast recht. — Ich bin nicht mehr ein Student, sondern ein Gatte, der einen Schatz zu hüten hat."

Als er nach der Thür ging, bemerkte er auf der Kommode einen langen tscherkessischen Dolch in seinem mit Silber ciselirten Futteral. Es war ein Geschenk, welches ihm einer seiner früheren Kameraden gemacht hatte, ein Hauptmann in der russischen Kaukasusarmee, dem er an demselben Tag begegnet war. Der Anblick dieser Waffe machte einen unan-

Digitized by Google

genehmen Eindruck auf ihn. Er dachte sofort, ohne sich von einer doch ziemlich natürlichen Ideenverbindung Rechenschaft zu geben, an das große Messer des Mönches.

In demselben Augenblick fragte seine Frau, die noch mit dem eben gehabten Gespräch beschäftigt war: „Bist Du niemals Nachtwandler gewesen?"

„Nein", antwortete Edmund. „Dennoch", fuhr er fort, „weiß ich aus eigener Erfahrung, daß die Intensität des Traumes nicht allein zu eingebildeten, sondern auch zu wirklichen Handlungen führen kann. Höre, was mir geschehen ist. Einer meiner Kameraden und ich schliefen in zwei Zimmern, die nur durch eine geöffnete Thür getrennt waren. Mein Freund arbeitete bei seiner brennenden Lampe und ich war eingeschlafen, nachdem ich die meinige ausgelöscht hatte. Da träumte mir in einem langen Alpdrücken, daß ich meine Schwester tödtete. Das war Unsinn, wie alle Träume, denn ich hatte meine Schwester schon verloren, als ich noch Kind war. Die Angst, die ich empfand, war so groß, daß ich noch vollständig schlafend aus meinem Bett stürzte. Ich wollte die Nacht fliehen und jemand sehen. Ich zeigte mich auf der Schwelle des benachbarten Zimmers mit so verstörtem Gesicht, daß mein Kamerad wider Willen aufsprang und zwei Schritte zurückprallte. Ich blieb übrigens nur einen Augenblick in diesem Paroxismus des Traumes. Ich erwachte sogleich, einen tiefen Seufzer ausstoßend und mein Gesicht nahm wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck an —"

Jetzt war die Reihe des Lachens an Therese. „Wie das des Mönches", sagte sie.

„Ja", meinte Edmund.

Während dieses Gespräches hatte der junge Mann mit keinem Blick den tscherkessischen Dolch verlassen. Das Licht des Nachtlämpchens hängte sich an ihn wie Goldflittern und vergrößerte ihn durch den jenseit hervortretenden Schatten. Die Anziehungskraft, die diese Waffe auf sein Sehvermögen ausübte, wurde Edmund unerträglich. Er war schon in Begriff, sie in einen Kommodenschub zu verschließen, aber er hatte Furcht davor, was seine Frau von ihm denken könnte. Sie würde vielleicht glauben, daß er Nachtwandler zu werden und sich gegen sie dieses Dolches zu bedienen fürchte.

Genau genommen, so kindisch wie sie war, würde sie wohl auch diesen unglücklichen Gedanken gefaßt haben. Er fand es einfacher, das Nachtlämpchen auszublasen, dann würde er nichts mehr sehen; aber Therese bat ihn, es nicht zu thun. — „Du hast mir mit Deinen Geschichten Furcht gemacht", sagte sie in einem sehr bewegten Ton und wenn ich einen bösen Traum habe, will ich Licht sehen, wenn ich aufwache."

„Sprechen wir also nicht mehr von all dem Unsinn, schlafen wir lieber", erwiederte Edmund.

Er schloß die Augen und schlief auch sogleich ein. Sein tiefer Schlaf wurde durch keinen Traum beunruhigt. Als es auf einer Uhr drei Uhr schlug, erwachte er, von einer unerklärlichen Gemüthsunruhe beherrscht. Er horchte auf die drei Schläge, deren letzter langsam verhallte. Die Nachtlampe war erloschen und die größte Dunkelheit lagerte über dem Zimmer.

Edmund athmete in tiefen Zügen einen ungewöhnlichen Geruch ein.

Digitized by Google

Er fragte sich, was es sein könnte und erschrack, als er seine Frau nicht athmen hörte. Er streckte die Hand aus, um ihre Brust zu berühren und zog dieselbe feucht wieder zurück. Mit einem Sprung stürzte er aus dem Bett, von dem Gedanken plötzlich erfaßt, daß dieser laulichte und ekelhafte Geruch, der ihn verfolgte, von Blut herrühren könnte. Er zündete schnell Licht an und kehrte zurück. Da sah er den großen tscherkessischen Dolch in gerader Richtung in den Leib seiner Frau gestoßen, während die Klinge tief in die Wunde gesenkt, den silbernen Griff außen funkeln. Eine große Blutlache bedeckte die Brust und der Kopf mit seinen, auf dem Kopfkissen ausgebreiteten Haaren mit den geöffneten und schon gebrochenen Augen erschien todtenbleich. Die Arme waren lang ausgestreckt und steif, die Hände zusammengeschrumpft. Dieser furchtbare Anblick konnte nicht Wahrheit sein! Edmund hielt sich für den Spielball eines Traumes. Er stürzte an das Fenster und zerbrach es mit der Faust. Der Wind sauste in das Zimmer und verlöschte das Licht. Die Nacht war noch immer tiefschwarz und der Regen hatte nicht aufgehört zu fallen.

Der junge Mann stand einige Augenblicke, die Hände gegen die Fensterlehne gepreßt, mit Schweiß auf der Stirn, mit gesträubtem Haar und pochendem Herzen still. Dann fing er an zu lachen! — „Welch Alpdrücken!" sagte er. Er wollte das Licht wieder anzünden, wurde aber nicht damit fertig. Er mußte erst den Fenstervorhang hinunterlassen. Da die Luft aber noch immer ins Zimmer drang, näherte er sich nur langsam dem Bett, die Flamme des Lichtes mit vorgehaltener Hand schützend. Offen gestanden, er war seiner nicht ganz mächtig. Er hatte seine Augen gesenkt und wagte nicht, sie auf das schreckliche Bild zu werfen, das, wie er hoffte, verschwinden würde. Als er an den Rand des Bettes stieß, blieb er stehen und beugte sich darüber. Seine sanft schlafende Frau hoffte er wieder zu sehen, aber einen noch starrer gewordenen Leichnam erblickte er.

Edmund hatte keinen zweiten Anfall von sinnlosem Schrecken. Er stellte das Licht auf den Nachttisch und betrachtete den leblosen Körper. Dann blickte er scheu umher, um sich durch den Anblick anderer natürlicher Gegenstände von der Wirklichkeit jenes Schreckbildes zu überzeugen.

Da erkannte er an der Erde liegend Theresens Kleid, das sie am vorhergehenden Tag getragen hatte, und welches noch die daher rührenden Falten zeigte. Unwillkürlich brach er in Thränen aus. Er hatte jetzt nur den einen Gedanken, daß die Frau, welche er geliebt hatte und die er anbetete, todt war. Er rief sie mit allen süßen Namen, die er ehemals an sie verschwendet hatte, erwärmte mit seinen Liebkosungen Theresens erstarrte Hände und hielt sie in den seinigen. Schon allein die Kälte dieser Hände bewältigte ihn. Er preßte seine Lippen auf die Lippen der Todten, suchte Leben in ihrem Blick und begegnete nur einem gläsernem, unerbittlich geöffneten Auge. Er schloß die Augenlider mit zitternder Hand. Aber der Leichnam, unempfänglich den leidenschaftlichen Umarmungen gegenüber, mit denen er ihn überschüttete, erschien ihm in einem anklagenden schrecklichen Licht. Wenn Therese todt war, wer konnte sie getödtet haben? Kein anderer als er.

Seine letzte Unterredung mit ihr, jene Ideenverwirrung, von der

Digitized by Google

er sich überfallen gefühlt hatte, der beständige Zauber, den dieser Dolch auf ihn ausgeübt hatte, von dem er seine Augen nicht hatte losreißen können, die Möglichkeit, die sich ihm aus der Ferne mit einer fast krankhaften Versuchung gezeigt hatte, die Waffe während des Schlafes aus dem Futteral zu ziehen, um seine Frau damit zu durchbohren, alles dieses kehrte ihm mit grellen Farben ins Gedächtniß zurück. Ja, das hatte er gethan. Alles sagte es ihm bis auf diesen in die Wunde versenkten Dolch, wie seine Einbildungskraft vorher es ihm vorgespiegelt hatte, bis auf das auf der Kommode zurückgebliebene Futteral, das nach seiner Seite hin geöffnet war. Er war also der Mörder, der seines Weges sicher, zu der Kommode gegangen und von dieser sich zu dem Bett hingewendet hatte. Die Empfänglichkeit für diese schwarzen Vorstellungen, die ihn in der Zügellosigkeit des Schlafes überkommen, hatte ihn, nicht beaufsichtigt durch den ordnenden Verstand, der ihnen ein Hinderniß in den Weg hätte legen können, verhängnißvollerweise zu dem Verbrechen fortgerissen — Aber nein, das war ja unmöglich. Welche Art die Ideenverwirrung des Traumes auch sein mag, die allmächtige Besessenheit der fixen Idee im Augenblick eines Begehens eines solchen Mordes muß in uns in Ermangelung der Vermittelung der Seele, welche dem Körper nicht mehr angehört, eine Empörung des Fleisches hervorrufen. Man tödtet nicht so diejenigen, die man liebt.

Es giebt physische Sympathien, die man nicht besiegen kann. Es ist dies besonders der Fall bei der Frau, die man liebt und für welche man eine Art ideeller Verwandtschaft besitzt, welche sich niemals zu einer gewaltthätigen und blutigen Handlung wird entschließen können.

Jener Mönch, der sein vermeintliches Opfer durchbohrte, liebte eben seinen Prior nicht. Der Haß hatte seinen Arm geführt, während Edmund seine Frau anbetete. Uebrigens hatte der Mönch in einem Traum gehandelt, dessen kleinste Einzelheiten ihm im Gedächtniß geblieben waren und Edmund hatte nicht geträumt. Also war er es nicht, der Therese getödtet hatte. Seine Vernunft, seine Liebe, alles, bis auf seine zitternden Hände, mit denen er Gesten des Abscheues machte, bezeugten ihm, daß er nicht der Mörder war.

Aber wer war es denn? Einen Augenblick hoffte er ihn zu entdecken. Er erinnerte sich, daß das Nachtlämpchen angezündet war, als er einschlief, und daß er es beim Aufwachen erloschen gefunden hatte. Er untersuchte es und fand das Oel noch nicht aufgezehrt. Es war also ausgelöscht worden. Doch hatte niemand, wenigstens ohne Geräusch zu machen, eintreten können, da die Thür von innen verschlossen war.

Er eilte an letztere und bemerkte zu seiner größten Ueberraschung, daß der Schlüssel außen steckte und daß es genügte, ihn halb umzudrehen, um die Thür zu öffnen. Es hatte sich also jemand einschleichen können. Dieser unbedeutenden Spur gelang es zuerst, ihn zu überzeugen. Dennoch erinnerte er sich sehr gut, auf Theresens Bitten aufgestanden zu sein, um den Schlüssel herauszuziehen, ihn nach innen zu stecken und die Thür doppelt zu verschließen. Hatte er denn das alles nicht gethan?

Es ist möglich, denn er erinnerte sich auch, daß in demselben Augenblick die Eingenommenheit seines Geistes groß war und daß er sich auf dem Gange nach der Thür mehrere Male umgewandt hatte, um unter

Digitized by Google

dem Einfluß von Hallucinationen, die schon angefangen hatten, ihn zu plagen, den Dolch zu betrachten. Wahrscheinlich hatte er die Thür nur einfach geöffnet und dann wieder geschlossen. Seine Zweifel erfaßten ihn aufs neue. Da er so wenig Bewußtsein von allen diesen Handlungen hatte, konnte er da nicht auch die Nachtlampe ausgeblasen haben? Er beruhigte sich sogleich wieder damit, daß er durchaus nicht geträumt habe. Was thut das?

Sein tiefer Schlaf ließ im Gegentheil gegen ihn schließen. Er sah ein, daß ihm, wenn es festgestellt war, er hätte geträumt, das kleinste Gefühl, der unbedeutendste Eindruck in Erinnerung geblieben wäre. Da er also nicht geträumt, hatte er dann nicht von Anfang bis Ende des Mordes in einer vollkommenen Betäubung gehandelt? Letztere muß derart gewesen sein, daß selbst das Gedächtniß darin untergegangen ist. Ist es denn nicht so nach allen jenen Träumen, die man gehabt zu haben sich erinnert, bei denen die Angst im Schweiß auf der Stirn, im Durchschauern des ganzen Körpers fortdauert, von denen man vergeblich eine Spur sucht und welche sich in der Nacht, die sie hervorgebracht, wie ein Stein im Meere zu begraben scheinen?

In dieser Verwirrung ohne Ausweg stützte der unglückliche Edmund den Kopf in seine Hände und sank auf einen Stuhl nieder. Er wagte weder nach rechts noch nach links zu blicken. Im Grunde dachte er an nichts. Es ist eine Wohlthat dieser außergewöhnlichen Krisen, wenn sie nicht gleich in Wahnsinn enden, zu gleicher Zeit das Denken und den Körper zu vernichten. In diesem Zustand verharrte er ziemlich lange. Der erste Strahl der Morgenröthe, welcher sich durch die Fenster stahl, veranlaßte, daß er den Kopf erhob, gab ihn der Wirklichkeit wieder und flößte ihm diesmal die entschiedenste Furcht ein. Er fühlte jetzt weder den Schmerz, seine Frau verloren, noch den Schrecken, sie vielleicht getödtet zu haben. Er sagte sich, daß er allein in diesem Zimmer mit einem Leichnam war, daß man in kaum einer Stunde kommen und ihn als den Mörder Theresens verhaften würde. Er sah sich in den Händen der Polizei und unter dem Hohngeschrei der Menge zum Schaffot geführt. Die Aussicht auf diese öffentliche Schande warf ihn nieder, wie wenn er in Wahrheit und mit vollen Willen das Verbrechen begangen hätte. Einige Augenblicke suchte er sogar nach der Art der Mörder die Gerichte irrezuleiten. Der Leichnam mußte verschwinden; ihn fortzutragen, war unmöglich, aber er konnte dadurch Zeit gewinnen, daß er ihn an irgend einem Ort versteckte, dann selbst auf gut Glück entfliehen. Aber er wußte nicht, wohin gehen und man würde ihn auch bald wieder einholen. Doch das kümmerte ihn wenig. Er sah kein anderes Rettungsmittel, als die Flucht. Er näherte sich entschlossen dem Bett. „Wie willst Du es beginnen, diesen blutigen Körper roherweise auf Deine Schultern zu laden, während Du ihn bis dahin nur mit Küssen und Liebkosungen bedeckt hast". Und zuerst mußte der Stahl aus der Wunde gezogen werden. Edmund ergriff mit beiden Händen den Schaft des Dolches und versuchte, ihn an sich zu ziehen, aber sofort verzichtete er darauf, denn es war ihm, als müsse es Therese noch schmerzen.

Ein Thränenstrom quoll aus seinen Augen hervor. Er bereute die egoistische und feige Furcht, die er soeben empfunden hatte und neben dem Bett niederkniend, betete er zum ersten Mal in dieser Nacht. Mit

Digitized by Google

dem Gebet kam etwas Ruhe und Kraft in sein Herz und er erhob sich mit dem einzigen Entschluß, was auch die Umstände erfordern würden, stets nur das zu thun, was seiner würdig wäre. Möge er der Mörder gewesen sein oder nicht, er war unschuldig und anstatt sich dem menschlichen Richter zu entziehen, mußte er sich ihm überliefern und ihn auffordern, ihn entweder freizusprechen oder den wahren Schuldigen zu finden.

Es war kaum Tag geworden, als Edmund leise die Gasthofstreppe hinunterstieg und hinaus ging. Wie er sich so plötzlich auf der Straße befand, da kam er ein wenig in Verlegenheit. Bei der Ausführung großer Entschlüsse im Leben stellen sich meist recht alltägliche Hindernisse in den Weg. Er mußte sich der nächsten Polizeiwache oder dem Polizeikommissarius des Stadttheiles vorstellen. Aber wo waren beide? Er wußte es nicht. Er irrte in den Straßen umher, vor Kälte zitternd und dem noch immer herabfallenden feinen und kalten Regen ausgesetzt. Endlich wurde er der rothen Laterne ansichtig, die das Polizeikommissariat anzeigte. Er klingelte und man öffnete ihm. Das Dienstmädchen wollte ihm erst sagen, daß der Kommissarius zu so unpassender Stunde nicht empfange; aber sie las auf Edmunds Gesicht, daß er irgend eine wichtige Enthüllung zu machen habe und bat ihn, zu warten. Das Mädchen war sogar so vorsichtig, den Schlüssel der Entréethür leise einmal umzudrehen, damit der Verbrecher, wenn dies einer war, der sich überliefern wollte, nicht wieder von seinem lobenswerthen Entschluß zurückkommen könne. Edmund bemerkte diese Vorsicht nicht und setzte sich auf ein Wandbänkchen.

Der Kommissarius erschien bald und als er sah, daß Edmund sein Eintreten nicht bemerkte, berührte er leicht seine Schulter und sagte: „Was haben Sie mir mitzutheilen, mein Herr?“

„Ich glaube“, antwortete Edmund, „daß ich meine Frau ermordet habe.“

„Ach“, sagte der Kommissarius ruhig und stellte sich vor den jungen Mann, „und ich bitte Sie, wie ist das gekommen?“

Edmund erzählte mit einer Geistesklarheit, über die er selbst erstaunte, bis in die kleinsten Details die Katastrophe der Nacht. Der Kommissarius hörte diese sonderbare Geschichte bis zu Ende an, ohne ihn zu unterbrechen. In dem Ausdruck des jungen Mannes lag so viel Schmerz und Artigkeit, er klagte sich selbst in so herzzerreißender Weise an, daß der Kommissarius nicht wußte, was er davon denken sollte. Entweder war dieser Mensch von Sinnen oder er hatte dieses schreckliche Vorhaben in einer jener physiologischen Zufälle begangen, welche die Wissenschaft allein zu beurtheilen berufen ist oder er war endlich der heuchlerischste und vollendetste Bösewicht. Der Kommissarius schwankte zwischen diesen drei Voraussetzungen hin und her und die Thatsachen waren so außergewöhnlich, daß er zur letzten hinneigte. Aber er war eben so gescheidt als großmüthig, die Verbrecher glauben zu lassen, daß man sie für unschuldig halte. Man flößt ihnen so Vertrauen ein und sie können sich desto leichter verfangen.

„Ich glaube weniger, als Sie selbst, daß Sie der Schuldige sind“, sagte der Kommissarius; „da der Schlüssel in der Thür steckte, hat sich leicht jemand in das Zimmer schleichen können.“

Digitized by Google

Edmund ergriff nicht diese Ausflucht, die man ihm mit Absicht darbot. — „Aber", sagte er, „war der Schlüssel in dem Augenblick in der Thür, als das Verbrechen begangen wurde? Da ich mich an nichts erinnere, was den Mord betrifft, kann ich nicht auch die Nachtlampe ausgeblasen und den Schlüssel nach außen gesteckt haben? Vielleicht habe ich, wie gesagt, als ich mich schlafen legte, geglaubt, die Thür verschlossen zu haben und ich habe es nicht gethan? Ach, ich verstehe nichts von dem allen", fuhr er mit einer fast schreckenerregenden Naivität fort, indem er seinen Blick in den des Kommissarius versenkte.

„Dann ist es etwas anderes", sagte dieser; „haben Sie irgend einen persönlichen Feind?"

„Ich kenne keinen."

„Und hatte Ihre Frau einen?"

„Nicht, daß ich wüßte."

„Und haben Sie niemals an ihr etwa wie Unruhe, etwas wie trauriges Vorgefühl bemerkt? Die Ahnungen sind mitunter nur die überlegte Wahrscheinlichkeit eines nahen Unglücks."

„Ach!" sagte Edmund, „vielleicht. Sie hatte einen Widerwillen davor, nach B. zu reisen. Zwei oder dreimal hat sie ohne ersichtlichen Grund an meinem Arme gezittert; ich habe mir dabei gedacht, daß sie jemand begegnet sei, der ihr Furcht einflößte, aber sie hat es verneint."

„Sehen Sie wohl! Verlieren Sie also nicht den Muth. Einstweilen verhafte ich Sie. Ich muß Sie mit dem Opfer konfrontiren."

Der Kommissarius ließ einen seiner Beamten kommen, der Edmund nicht aus den Augen verlor. Zugleich ließ er einen Arzt bitten, sich nach dem Hotel zu begeben, wo das Verbrechen begangen worden war. Der Arzt, der nur einige Schritte davon wohnte, holte Edmund und den Kommissarius bald ein. Der letztere theilte ihm den Vorfall mit. Es war kaum sieben Uhr und die Besitzerin des Hotels schlief noch. Man weckte sie und forderte sie auf, sich ruhig zu verhalten, um jede Störung zu vermeiden. Dann gingen sie hinauf in das Zimmer Theresens. Der Arzt untersuchte die Wunde. — „Das ist", sagte er, „ein mit einer wilden Energie und mit einer sichern Hand versetzter Stoß, ein sehr seltener Stoß übrigens; das Messer ist direkt in das Herz gegangen, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen und der Tod hat augenblicklich erfolgen müssen."

Während der Kommissarius dem Arzt zuhörte, beobachtete er heimlich Edmund. Dieser weinte. Seiner todten Frau gegenüber beschäftigte er sich nur mit Schmerz.

„Glauben Sie", fragte der Kommissarius leise, „daß ihr Gatte sie, wie er behauptet, oder vielmehr wie er glaubt, in einem Anfall von Nachtwandlung hat tödten können?"

„Das wäre sonderbar, aber nicht unmöglich. Es giebt sogar Handlungen, für die der Nachtwandler, wie in diesem Fall hier, kein Gedächtniß bewahrt. Jedoch der Nachtwandler handelt niemals blind. Er gehorcht immer einer vorhergefaßten Idee und bringt nur zur Ausführung was er thun will. Wenn dieser Mann seine Frau liebte, ist es nicht wahrscheinlich, daß eine krankhafte plötzliche Einbildung die Herrschaft über die Liebe bekommen habe, welche er ihr entgegentrug. Uebrigens

Digitized by Google

beobachteten Sie ihn im Geheimen. Heute Abend werden wir, wenn der Geisteszustand, in dem ich ihn erblicke, seinen natürlichen Verlauf nimmt, sicherlich ungefähr entschieden sein."

„Was wird geschehen?"

„Sie werden es sehen, denn ich werde Sie bitten, gegenwärtig zu sein. Ob er nun einen Anfall von Nachtwandeln gehabt hat oder nicht, heute Nacht wird er einen haben oder doch wenigstens eine ähnliche Hallucination; seine Einbildungskraft ist zu erregt, als daß es nicht so sein sollte. Und wir werden alsdann aus dem, was wir ihn heute thun sehen werden, auf das schließen, was er diese Nacht hat thun können oder gethan hat.

Während der Beamte mit Edmund vorausging, der als Gefangener notirt und noch am selben Tage in geheime Haft gesetzt wurde, vernahm der Kommissarius, der zurückblieb, die Besitzerin des Hotels. Kein Geräusch, das Verdacht hätte erregen können, ist in der Nacht gehört worden. Der diensthabende Kellner hatte aus dem Verschlag, in welchem er schlief, für eine sehr große Anzahl von Personen, die aus und eingingen, die Thürschnur gezogen. Aber das war nichts Erstaunliches in einem Hotel, das von Studenten bewohnt wird, die besonders im Winter unregelmäßige Gewohnheiten haben. Der Kommissarius ging fort, nachdem er das Zimmer versiegelt und angekündigt, daß die Beerdigung am nächsten Morgen um neun Uhr stattfinden würde.

Edmund antwortete dem Beamten, der zu ihm kam, dasselbe, was er dem Kommissarius gesagt hatte. Der ganze Tag verging ihm im Wechsel von vollständiger Entmuthigung und von Schmerzausbrüchen. Beim Herannahen der Nacht brachte der Wächter ein Licht, welches er auf die Kommode stellte und sich zurückzog. Edmund, welcher in einem Strohfauteuil neben dem Kamin sitzen geblieben war, rührte sich nicht von der Stelle, um sich schlafen zu legen. Das Bett, das er halb und halb im Schatten sah, schien ihm einen wahren Schrecken einzujagen. Er warf von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke darauf. Obgleich mehrere Stunden verstrichen, bekämpfte er doch siegreich den Schlaf. Gegen Mitternacht erlag er ihm dennoch, aber mit einem vor Ermüdung bleichen und gequälten Gesicht.

Der Polizeikommissarius und der Arzt betrachteten ihn, ungesehen von ihm durch ein in der Wand angebrachtes Guckloch. Nach Verlauf einer Stunde, in welcher sein Körper, aber nicht sein Geist geschlafen hatte, erhob er sich schwerfällig und legte stolpernd den Weg zur Kommode zurück, wo er eine Bewegung machte, als ob er eine Waffe aus ihrem Futteral zöge. Er gehorchte einer überirdischen Macht, die stärker als sein Wille war.

Von der Kommode ging er nach dem Bett und erhob den Arm, um zuzustoßen; aber im selben Augenblick warf er sich hintenüber, stieß einen Schrei des Schreckens, des Unwillens und der Empörung aus, der den Zeugen dieser Scene bis ins Innerste Herz drang und fiel dann ohnmächtig auf den Fußboden. Der Kommissarius und der Arzt traten ein, richteten ihn wieder auf und ließen ihm die Sorgfalt zu theil werden, die sein Zustand erforderte. Edmund war die Beute eines hitzigen Fieberanfalles und zwei Männer konnten ihn kaum halten.

„Nun?" fragte der Kommissarius den Arzt.

Digitized by Google

„Dieser Mann hat vorige Nacht keinen Anfall von Somnambulismus gehabt, denn er würde gestern eben so wenig wie heute seine Frau in einem solchen getödtet haben. Daß er sie mit kaltem Blut ermordet habe, glaube ich nicht. Man heuchelt nicht bis zu diesem Punkt Verzweiflung und Schmerz, man stößt nicht in der Verstellung einen solchen wilden Herzensschrei aus, wie wir ihn gehört haben, besonders simulirt man nicht mit all der Verwirrung, die sie verursacht, und all den Spuren, die sie hinterläßt, eine derartige Hallucination. Alles was er sagt, wird wahr sein, bis auf das Verbrechen, dessen er sich anklagt. Der Mord muß an seiner Seite begangen worden sein, aber durch andere Hände als die seinigen."

„So halten Sie ihn für unschuldig?"

„Ja."

„Und ich auch; aber wer ist dann der Schuldige?"

„Ja, lieber Kommissarius, den zu entdecken, ist Ihre Sache."

II.

Der Kommissarius hieß Scharff. Er war ein Mann von vierzig Jahren mit einem wohlwollenden und geistvollen Gesicht, einer jener forschenden und scharfsinnigen Köpfe, die gern auf Entdeckung des Unbekannten ausgehen. Das Geheimnißvolle hatte für Herrn Scharff den ganzen Reiz eines Problems, aber er verfolgte es weniger als Mathematiker, wie als Künstler und Träumer. Nur war dieser Träumer, welcher sich mehr an Gefühle wie an Thaten hielt, ein Analytiker ersten Ranges. Er erforschte eine Leidenschaft in ihren Anfängen, folgte ihr in ihren fortschreitenden und logischen Entwickelungen, ihren Kämpfen, ihren Bedenken, ihren Rückschritten Rechnung tragend, machte Halt mit ihr und kam ihr bisweilen zuletzt zuvor, um sie zu überraschen und zu packen.

Zur Ausübung seiner Funktionen bediente sich Herr Scharff vor allen Dingen der List. Die Verbrecher gewöhnlichster Art ähneln in etwas den Thieren. Sie haben mehr Instinkt als Verständniß für das Schlechte und gehen naiv dahin, wohin die Leidenschaft sie treibt. Sie handeln nach so einfachen Motiven und überliefern sich so willfährig, daß Herr Scharff, dem es nicht Mühe machte, sie zu durchschauen, und sie für seiner unwürdig hielt, sich nur sehr wenig für sie interessirte. Nicht so war es z. B. mit Edmunds Angelegenheit, die unter so dunklen Umständen auftrat, wie er es nur wünschen konnte, weniger Edmunds wegen, den der Kommissarius seiner innern Ueberzeugung nach für unschuldig hielt, als wegen der Verwickelungen, die sie mit sich führt. In der That, mit Ausschluß von Edmund, wer war der Mörder? Herr Scharff schlief nicht und beleuchtete diese Frage nach allen Seiten. Da Edmund von keinem Feind wußte und da kein Diebstahl stattgefunden hatte, obwohl eine ziemlich bedeutende Summe sich dicht neben dem Dolch auf der Kommode befunden hatte, ist der Mord aus Rache gegen Frau R. begangen worden. Aber nur ein abgesetzter oder grausam verschmähter Liebhaber konnte sich so an der jungen Frau rächen. Die Befürchtungen, die Therese vor der Reise nach B. gehabt hatte, die sie am

Digitized by Google

Arm ihres Gatten zwei- oder dreimal ergriffen hatten, zeigten zur Genüge, daß sie sich bedroht fühlte. Jedoch schien es nicht das Verbrechen eines jungen Mannes zu sein. Es war durch Eifersucht oder Rachgier eingegeben, wenn nicht durch frühreife und deshalb sehr seltene Verderbtheit. Ein Liebhaber von zwanzig Jahren kann, hingerissen durch die Leidenschaft, seine Geliebte in den Armen eines Nebenbuhlers tödten, dann tödtet er aber auch den Nebenbuhler, denn er haßt ihn ebenso wie die Geliebte als den Räuber eines Gutes, das er anbetete. Auch ist es selten, daß ein Mann die Frau tödtet, die ihn nur eines Liebhabers wegen verläßt. Hierin lag im Gegentheil eine teuflische Berechnung schwarzer Bosheit. Der Mörder hatte sich nach reiflicher Ueberlegung in das Zimmer geschlichen, hatte mit unerbittlichem Arm zugestoßen und schien in der Absicht gehandelt zu haben, den Verdacht auf das Haupt des Gatten zu lenken und von seinem eigenen zu entfernen. Es war die Berechnung einer unversöhnlichen, haßerfüllten Seele, die Berechnung aller Chancen der Straflosigkeit für sich und der Straffälligkeit für seinen Feind. Der Mörder konnte kein junger Mensch sein. Das entfernte Herrn Scharff von dem Gedanken, daß es ein „Liebhaber" war. Es war vielmehr ein in seinen Hoffnungen und Wünschen zurückgewiesener „Freier". Wenn man auf diese Art sich in einsamen Betrachtungen Schlüsse bildet, entscheidet oft das Wort den Gedanken. Herr Scharff, welcher wußte, daß Therese keine sehr reiche Mitgift hatte und daß sich folglich der Mord nicht durch getäuschte Hoffnungen auf Vermögen erklären ließ, sagte sich, daß bei gewissen Menschen die excentrischen Wünsche alle Merkmale einer blinden und krankhaften Leidenschaft haben, wenn sie den verfolgten Gegenstand sich entschlüpfen sehen und von ihrem Wunsch bis zum Verbrechen ist dann nur ein Schritt. Aber in welcher ganz besondern Beschaffenheit des Temperaments, des Charakters und der socialen Stellung befinden sich diese? Wenn findet dieser zügellose Ausbruch sinnlicher Wildheit statt? Ist es nicht der Fall, wenn der Mensch häßlich, unansehnlich, von der Natur vernachlässigt und seine ganze Jugend einer Laufbahn gewidmet worden ist, welche die Sympathie der Frauen ausschließt? Hat er dann nicht in seinem reifen Alter eine wilde Rache zu nehmen und wenn die Frau, die er gewählt hat, ihm widersteht und ihn höhnisch behandelt, wird er dann nicht, sein ganzes Leben lang an dunkle Kämpfe, an krumme Wege gewöhnt, lange vorher mit erschreckender und geduldiger Geschicklichkeit auf Mittel, sich zu rächen, sinnen? Die Häßlichkeit, oder die körperliche Unförmigkeit, welche die häufigste Ursache des Neides, der Heuchelei und der Feigheit ist, im Kampf mit der Wuth der getäuschten Begierde war es, die Herrn Scharff vorschwebte. Jene bekämpft diese Wuth nicht, sie überläßt sich ihr und überstürzt sie. Es fehlte indeß ein letzter Punkt der Schlüsse des Kommissarius. Dieser Verbrecher, den er in seinen Gedanken schon halb und halb mit der befriedigten Freude des Forschers sah, konnte kein thätiges Leben führen. Die Ausübung der körperlichen Kräfte und die frische Luft zerstreuen in der That die bösartige Hitze des Blutes, die das Gehirn zu einer unheilbringenden Aufwallung anfeuert. Es mußte ein Mann von sitzender Lebensweise sein, der sich irgend einem Akten- oder Bureaugeschäft gewidmet hatte. „Ein Geschäftsmann", rief Herr Scharff aus.

Digitized by Google

Er fing an zu lachen. — „Es ist eine schöne Sache um die Einbildungskraft!“ sagte er sich. „Da habe ich meinen Mann von Kopf bis zu Fuß, von der moralischen Seite wenigstens, und es fehlt nichts weiter, als ihn mir auch körperlich zu konstruiren. Ich würde den ersten Besten, der diesem Signalement entspräche, verhaften. Es ist spät, schlafen wir ein wenig, ich werde morgen frischere Gedanken haben. — Es war in der That spät und Herr Scharff hatte höchstens zwei oder drei Stunden zu schlafen; aber als er sich entkleidete, kam er auf seine Hypothesen zurück, und wie er sich auf sein Kopfkissen legte, schlug er sich vor die Stirn und sagte: „Pah, ich bin vielleicht auf guter Fährte.“

Sobald es Tag wurde, beeilte sich Herr Scharff, zu seinem unmittelbaren Vorgesetzten zu gehen, dem er von den letzten Vorgängen am vergangenen Tag und von einigen Voraussetzungen, die er gemacht, Rechenschaft abzulegen hatte. Sein Vorgesetzter hörte ihn mit großem Interesse an, denn er hatte viel Vertrauen zu ihm. Auch war er ohne weiteres bereit, ihm den Urlaub zu bewilligen, den sich Herr Scharff auf mehrere Tage erbat, um sich ganz eifrig und ausschließlich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Herr Scharff mußte nur einen seiner Kollegen benachrichtigen, bei der Eröffnung der Siegel in Theresens Zimmer und der Beerdigung der unglücklichen Frau zugegen zu sein.

Der Kommissarius begab sich zu seinem Kollegen, machte ihn mit der Situation bekannt und bat ihn, die Oertlichkeit nochmals mit Sorgfalt zu inspiciren, damit kein Anzeichen, wenn sich irgend eins fände, verloren ginge. Dann kehrte er wieder nach Hause zurück, schminkte sich ganz unmerklich etwas älter, drückte den Hut tief ins Gesicht, zog seinen Paletotkragen in die Höhe und ging nach Edmunds Hotel. Auf dem Gange überlegte er, aber diesmal überließ er sich einem durchaus praktischen Ideengang. Jeder Verbrecher besitzt für den Ort, wo das Verbrechen begangen, eine unruhige und sehr natürliche Neugier. Wenn er in einem kleinen Kreise inmitten von Leuten lebt, die ihn sowohl wie das Opfer kennen, bereitet ihm diese Neugier meist den Untergang. Uebrigens ob er nun auf Nachrichten ausgeht oder nicht, so muß er eine außerordentliche Geschicklichkeit darin besitzen, weder zu viel zu schweigen, noch zu viel zu fragen. Er darf weder zu eifrig, noch gleichgiltig scheinen. Manchmal verleitet ihn der Wunsch, den Verdacht abzulenken, zu kompromittirenden Bemerkungen. Er weist auf gewisse Einzelheiten hin, die jedermann entgangen sind, er ist entweder zu gut oder zu wenig unterrichtet. Jemand ist immer da, der darauf aufmerksam wird und der Schuldige ist alsdann das Opfer einer verrätherischen Einschmeichlung oder der geringsten Unruhe seiner Mienen. In einer großen Stadt, in B. besonders, ist dem nicht so. Der Mörder braucht nicht in der Nähe seines Opfers gelebt zu haben. Die meisten Leute, die er sieht, wissen nicht, ob er es gekannt hat. Er kann schweigen, ohne daß sein Schweigen befremdend erscheint. Die Vorsichtsmaßregeln, die er zu nehmen hat, sind viel geringer. Wenn er klug wäre, so würde er nur seiner gewohnten Lebensweise, ohne davon abzuweichen, zu folgen haben.

Ein seltsames Gefühl treibt ihn nichtsdestoweniger, sich dem Schauplatz des Verbrechens zu nähern.

Er überredet sich, daß die Sorge für seine Sicherheit ihn dazu

Digitized by Google

zwingt. Wenn der Verdacht, der gleich anfangs auf ihn fallen könnte, ihn nicht nöthigt, sich zu verbergen, will er den Sarg zunageln, das Blut wegwischen sehen und ganz sicher sein, daß alles beendigt ist. Dann erst athmet er auf und glaubt der Strafe zu entgehen.

Auf diese Neugier des Schuldigen rechnete Herr Scharff. Auch war es Absicht gewesen, daß er am vorigen Tage die Stunde des Begräbnisses für den nächsten Morgen angekündigt hatte, damit ein Zusammenlauf vor Edmunds Hotel entstehen möge. Er hatte nicht in seiner Eigenschaft als Kommissarius in dem Hause wiedererscheinen wollen und sich verkleidet, um sich unerkannt unter die Menge mischen zu können. Er nahm sich vor, die Anwesenden zu behorchen, zu beobachten und hoffte, daß ein unvorhergesehener Umstand, ein günstiger Zufall oder mehr noch sein eigener Spürsinn ihm unter ihnen den Mörder bezeichnen würde. Als er ankam, war die Menge ziemlich beträchtlich und man unterhielt sich mit Lebhaftigkeit.

An den Fenstern und auf der Straße befanden sich die Bewohner des Hotels, die Nachbarn und eine große Anzahl Vorübergehender. — „Ein Liebhaber hat seine Geliebte getödtet, weil sie ihn mit einem anderen hintergangen hat", sagte man.

„Aber dieser andere war der Ehemann. Man ist nicht eifersüchtig auf einen Ehemann."

„O, es giebt so sonderbare Menschen!"

„Dann tödtet man den Gatten", ließ sich treffend ein Student vernehmen.

„Aber der Ehemann hat vielleicht gar selbst seine Frau getödtet."

„Der, warum nicht gar!" rief die Hotelbesitzerin entrüstet aus, „ein so ordentlicher und so sanfter junger Mann, welchen ich sechs Jahre beherbergt habe und der seine Frau so sehr anbetete, daß er jetzt fast wahnsinnig ist. Nein, nein", fuhr sie fort. „Das ist irgend solch ein Alter, den sie nicht wird haben heiraten und der sich nun an ihr hat rächen wollen."

„Und ihrem Mann wird er deshalb nichts gethan haben, damit man glauben soll, der Mann sei der Mörder."

„Das ist aber schlau!"

Herr Scharff verlor nicht ein Wort. Diese Reden stimmten mit seinen verschiedenen Hypothesen überein und der gesunde Menschenverstand der Menge urtheilte wie er. Aber war der Mörder hier? Herr Scharff ging von einer Gruppe zur andern und entdeckte auch nicht ein Gesicht, das besonders seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte.

Der Schuldige hatte also die Geschicklichkeit und die Klugheit, sich nicht gleich anfangs zu zeigen, während noch der Lärm und die Aufregung um sein Verbrechen sich Luft machten, während er sich noch in einer für ihn gefährlichen Art und Weise außerhalb des elektrischen Stromes von Staunen über die Schandthat und von Mitleid für das Opfer, von dem die Menge fortgerissen ist, befindet. Er war augenscheinlich, wie man gesagt hatte, ein sehr schlauer Mensch und Herr Scharff fing an, sich damit zu schmeicheln, einem seiner würdigen Gegner begegnet zu sein. Er wartete, bis der Leichenzug das Hotel verlassen hatte und um die nächste Straßenecke gebogen war; von da ab hielt er es für unnöthig, länger zu zögern und begab sich auf die Eisenbahn. Er wollte

Digitized by Google

so schnell wie möglich eine Erkundigungsreise in die kleine Stadt unternehmen, in der Edmund wohnte.

Seine erste Visite galt dem Justizrath, dessen Praxis der junge Mann übernommen hatte. Aber der alte Praktikus war nicht zu Hause. Er hatte des Morgens aus den Zeitungen das tragische Ereigniß erfahren und war in das Bureau seines Nachfolgers geeilt. Er perorirte dort inmitten der Kanzlisten — hatte wieder die Leitung des Bureaus übernommen und sich geschäftig des Standes der Akten versichert. Scharff nannte seinen Namen und nahm ihn bei Seite.

Umgekehrt mußte er aber die Fragen des Justizraths beantworten. — „Ein so braver, junger Mann!" sagte dieser. „Ein Herz wie Gold, mein Herr. Man sagt, daß er seine Frau in einem Anfall von Nachtwandeln getödtet habe. Gehen Sie mir doch, ein Rechtsanwalt und Nachtwandler, das noch nie dagewesen. Und nun gar sich selbst anzuklagen! Das ist absurd. Nur die Unschuldigen klagen sich an und sie haben Unrecht, denn man könnte ihnen glauben. Ein anderer wird sie getödtet haben. — Aber was hatte er auch in B. zu thun? Sich amüsiren? Hat ein Rechtsanwalt das Recht, sein Bureau zu verlassen, um sich zu amüsiren?

Man amüsirt sich, wenn man seine Prozesse führt. Ich schwöre Ihnen mein Herr, daß er unschuldig ist!"

„Hätten Sie jemand im Verdacht?"

„Ich, mein Herr? Durchaus niemand."

„Wissen Sie vielleicht von einem Freier, der von dem jungen Mädchen oder wenn nicht von ihr, von ihrer Mutter abgewiesen worden ist. Apropos, ist Frau Hillmann von dem Ereigniß unterrichtet?"

„Frau Hillmann, o, mein Gott, wo habe ich denn meinen Kopf. O, daß ich nicht mehr daran gedacht habe! Die arme Frau! Sie liegt oben in ihrem Zimmer auf dem Bett. Ich weiß noch nicht, ob man die nöthigen Schritte gethan hat. Sie ist von einem Gehirnschlag getroffen, gestern, als sie vom Mittagessen aufstand und ich weiß noch nicht, ob alle Anordnungen gemacht worden sind. Erlauben Sie, daß ich klingle."

„Sie ist also todt!"

„Allerdings, mein Herr, habe ich es Ihnen nicht gesagt? Ich hatte gerade einen Brief fertig geschrieben, um ihren Schwiegersohn und ihre Tochter zu benachrichtigen. Jetzt ist es unnöthig, der arme Junge hat an andere Dinge zu denken. Indessen, Herr Kommissarius, wenn Sie sich mit dem Brief belästigen wollen, er ist offen, Sie können ihn lesen. Wo habe ich ihn denn hingelegt?"

„Ich bitte Sie darum und fordere Sie nöthigenfalls dazu auf", sagte Herr Scharff ungeduldig, „ein wenig Ordnung in Ihre Gedanken zu bringen. Madame Hillmann ist todt. Gut. Sie waren ihr Notar?"

„Ja, mein Herr."

„Pflegte sie mit ihren Geldern Börsengeschäfte zu machen?"

„Nein, ihr ganzes Vermögen ist in Staatspapieren."

„Seit wann waren Sie ihr Rechtsbeistand?"

„Seit sie sich hier niedergelassen hatte."

„Und hatte sie vorher in B. einen Geschäftsführer?"

„Ich weiß es nicht."

„Wo wohnte sie in B.?"

Digitized by Google

„In der L—straße."

„Ich danke Ihnen. Bekümmern Sie sich ein wenig um das Bureau und wahren Sie die Vortheile Herrn Röders, es ist vielleicht noch nicht alles für ihn verloren."

Herr Scharff kehrte sofort nach B. zurück und ging nach der L—straße. Was er dort erfuhr, war unbedeutend, Herr Hillmann lebte sehr zurückgezogen mit seiner Frau und Tochter. Kaum einige Personen besuchten sie von Zeit zu Zeit und der Portier wußte nicht einmal den Namen derselben. Dieser vollkommene Mangel an Nachrichten freute Herrn Scharff, anstatt ihn zu entmuthigen. Er würde sich in seinem Verdienst für verkleinert gehalten haben, wenn sie ihm das geringste Licht gegeben hätten. Wie es vom ersten Augenblick an seine Ueberzeugung gewesen ist, mußte er in der Berechnung der sittlichen Ordnung in dem Studium der Gefühle, die der Verbrecher empfinden mußte, und in den inneren Bewegungen, die sein Betragen lenken würden, die Wahrheit suchen.

Herr Scharff war zu sehr skeptischer Philosoph, um an die sehr lange Dauer eines Gefühles, welcher Art es auch sei, zu glauben, aber er setzte mit Recht voraus, daß der Mörder eine gewisse Zeit lang sich vorzugsweise mit dem, was auf sein Verbrechen Bezug hat und mit den Folgen, die es haben könne, beschäftigen würde. Wenn der Mörder nicht beim Begräbniß seines Opfers erschienen war, wie Herr Scharff erst gehofft hatte, würde er sicherlich gierig die Zeitungen durchlesen, die im Gerichtshof die Affaire Röders behandelten. Gleichwohl würde dem Mörder, wenn sich Herr Scharff über die Motive, die ihn getrieben hatten, nicht getäuscht hatte und wenn derselbe außer der brutalen Rache die er befriedigt hatte, wirklich noch eine andere vollständigere und schrecklichere in der wahrscheinlichen Verurtheilung Edmunds ersehnte, dieser einfache über die Verhandlungen gegebene und bei verschlossener Thür gelesene Zeitungsbericht nicht genügen. Weshalb sollte ihn der Schauplatz nicht anziehen, wo sich vor seinen Augen die Entwickelung des Dramas entrollen würde, von dem die erste Seite mit blutigen Lettern geschrieben, dessen Fäden er geknüpft und dessen Lösung er vorbereitet hatte? Dort allein würde er sich nach Belieben an den Leiden des Angeklagten, an der Strenge der Richter, dem Unwillen der öffentlichen Meinung laben und von Stunde zu Stunde sich mehr und mehr von seiner eigenen Straflosigkeit und vom Untergang seines Feindes überzeugen können. Und noch mehr.

Herr Scharff, welcher sich in die Lage des Unbekannten versetzte, stellte sich vor, was er seinerseits bei Ungewißheiten, Fehlschlägen, Meinungsveränderungen empfinden würde. Wenn im Laufe der Verhandlungen, die sehr bald eröffnet werden würden, nicht alles so ginge, wie der Schuldige es vorausgesehen hatte, wenn irgend ein bedrohlicher Zwischenfall auftauchte, würde er nicht, wie der Spieler am grünen Tisch, wo sein Vermögen auf dem Spiel steht, um die Chancen nach einander zu belauschen, dem Untergang seiner Hoffnungen beiwohnen, mit der Trunkenheit und dem Angstgefühl des Kampfes zugegen sein wollen?

Im Gerichtsgebäude also gab sich Herr Scharff im Geiste mit dem Mörder ein Rendez-vous.

Digitized by Google

Indessen nahte die Entscheidung der Sache Edmunds heran. Die Ferien waren beendet und sie wurde als eine der ersten vorgenommen. Edmund, der nur vierundzwanzig Stunden in Untersuchungshaft gesessen, faßte wieder Muth. Was den Kummer anbetrifft, den er über Theresens Tod empfunden, hatte er noch nicht lange genug mit ihr gelebt, um sich nicht zu trösten. Sein Schmerz wurde übrigens durch das Schreckliche seiner Lage in den Hintergrund gedrängt. In der geschickten Behandlung des Arztes, der seinen Zustand konstatirt und sich für ihn interessirte, hatte er sich allmählich von den Hallucinationen des ersten Tages erholt. Einer seiner alten Kameraden, der Advokat geworden war und dem er auch seine Vertheidigung anvertraut hatte und Herr Scharff besuchten ihn ebenfalls oft. Im Umgang mit diesen drei Menschen bekam Edmund bald das Gefühl seiner Unschuld wieder. Indessen blieb ihm das Ereigniß, in das er verwickelt war, derart unerklärlich, daß er keinen Beweis für dasselbe zu liefern vermochte. Das brachte ihn in Verzweiflung und er hörte nicht auf, seinen Freunden die Frage vorzulegen: „Wer kann sie getödtet haben?“ Der Advokat, der materielle Indicien suchte und keine gefunden hatte, war ziemlich in Verlegenheit. Aber er rechnete auf den Beistand des Arztes, dessen Erklärungen zu Edmunds Gunsten ausfallen würden und vielleicht etwas auf seine Beredsamkeit, welche in dieser Sache einem glänzenden Debut begegnete. Herr Scharff lächelte und hütete sich wohl, etwas zu verrathen. Er hatte Furcht, daß in den Verhandlungen eine Ungeschicklichkeit Edmunds, wenn er ihn mit ins Geheimniß zog, den Unbekannten verscheuchen könne. Als der Arzt Herrn Scharff lächeln sah, schöpfte er Vertrauen und sagte zu dem jungen Mann: „Lieber Patient, wir werden ja sehen, ob die Unschuld und die Wissenschaft sich durch einen Schlag niederwerfen lassen.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die nordische Semiramis.

Von **Dr. H. Th. Traut.**

(Mit Porträts.)

Wie eine Sphinx steht die gewaltige Gestalt der nordischen Semiramis in der Geschichte. Katharina II. ist eine der interessantesten Figuren der Weltgeschichte. Wir wissen, was sie für Rußland gethan, aber das Leben ihrer Seele ist bis jetzt noch ein ungelöstes Räthsel geblieben.

Katharina stammte aus dem ehemals fürstlichen Hause Anhalt-Zerbst und war eine Tochter des Fürsten Christian August, königlich preußischer Generalfeldmarschall und Gouverneur in Stettin, und dessen Gemalin Johanna Elisabeth, des schwedischen Thronfolgers und nachmaligen Königs Adolf Friedrich leibliche Schwester. Ihre Geburt fällt in das Jahr 1729 auf den 2. Mai. Stettin ist ihr Geburtsort. Das Andenken an ihre Vaterstadt hat sie stets gepflegt, und später als Kaiserin hat sie dasselbe bewahrt und sich gefreut, daß die Stettiner Schützengilde sie als ihr Ehrenmitglied aufgenommen hatte. Schon als Kind trat ihr eine Lebensgefahr nahe; nämlich in dem Zimmer, wo ihre Wiege stand, war Feuer ausgebrochen, das aber für sie schadlos blieb. Ihr Geist war geweckt, nur allzu lebendig, und ihr schöner Körper besaß das vollkommenste Ebenmaß. Sie war schlank und mittelgroß. Große schöne blaue Augen, von bräunlichen Augenbrauen und eben solchen Wimpern überschattet, ließen ein mildes Licht über die vollen rosigen Wangen strahlen. Ihre Schönheit wurde von vornehmen Reisenden, die den Hof ihres Vaters besuchten, laut gepriesen, so daß ihr Ruf bis an die äußersten Grenzen Europas drang.

Peter, Herzog von Holstein-Gottorp, damaliger Großfürst und nachmaliger Kaiser von Rußland, hörte von ihr, und im Einverständniß mit seiner Tante, der regierenden Kaiserin Elisabeth, die ihn zu ihrem Nachfolger bereits eingesetzt hatte, hielt er feierlich um ihre Hand an, und erhielt sie. Die Prinzessin zählte erst fünfzehn Jahre, als sie Braut ward, und das Jahr darauf (1745) vermälte sie sich und betrat die gefährliche Laufbahn der Größe.

Bei der Taufe hatte sie die Namen Sophia Augusta erhalten, die sie bei ihrer Vermälung und dem dadurch bedingten Uebertritt zur russisch-griechischen Kirche in Katharina Alexiewna vertauschte.

In der ersten Zeit ihres Ehestandes lebten beide in harmonischer Einigkeit. Doch war die Glückseligkeit der Ehe nicht von langer Dauer, an ihre Stelle trat Abneigung und Mißvergnügen. Peter war durch eine mangelhafte Erziehung sehr vernachlässigt worden; obwohl gutmüthig, war er unwissend, zu jugendlichen Ausschweifungen aufgelegt

Digitized by Google

und dem Trunke ergeben. Katharina fand in der höheren Ausbildung ihres Geistes Erholung; allein ihr lebhaftes Temperament riß sie zu moralischen Verirrungen hin, die auf ihr politisches Leben nicht ohne nachtheiligen Einfluß blieben.

Zweimal ist sie Mutter geworden; das erste Mal am 1. Oktober 1754 von dem Großfürsten Paul Petrowitsch, spätern Kaiser, und das zweite Mal am 22. Dezember 1757 von einer Tochter, Anna Petrowna, die aber am 29. März 1759 wieder gestorben ist.

Die Kaiserin Elisabeth starb am 5. Januar 1762.

Der unglückliche Krieg gegen Preußen hatte ihr Ende beschleunigt, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß sie den Grund zu ihrer tödtlichen Krankheit in ihren früheren Jahren durch Luxus, Weichlichkeit und zügellose Ausschweifungen gelegt hat.

Ihr Haß gegen Preußen und besonders gegen den König Friedrich II. war ohne Grenzen.

Ganz anders gestaltete sich das Verhältniß Rußlands zu Preußen, als Peter Feodorowitsch unter dem Namen Peter III. den Thron bestieg, der ein eifriger Verehrer des großen Königs war. Er befahl sofort, daß alle russischen Soldaten preußisch-blau montirt werden sollten, erklärte sich beim Avancement in der Armee zu Gunsten der Deutschen und räumte dem deutschen Prinzen von Holstein die höchsten Stellen im russischen Reiche ein.

Der neue Kaiser traf eine Menge Veränderungen, um Handel, Künste und Wissenschaften in seinen Staaten zur Blüte zu bringen; aber er versah es darin, daß er den russischen Adel, die Geistlichkeit und die Armee durch seine Neuerungen herausfordernd beleidigte. Er zog die Klostergüter ein, ließ die Heiligenbilder aus den Kirchen entfernen, richtete den Militärstand nach dem Muster des preußischen ein, machte sich den Adel durch die Ernennung des Prinzen Georg von Holstein zum Generalissimus der Truppen, zum Feinde und schenkte bloß Ausländern sein Vertrauen.

Seine große Bewunderung für den preußischen König bewies er dadurch sehr thätig, daß er seine Truppen, die bei den Oesterreichern standen, abberief zu einer Zeit, wo Friedrichs Kräfte fast erschöpft waren und bald darauf „seinem Herrn", wie er ihn zu nennen pflegte, eine Verstärkung von 20,000 Mann sandte. Friedrich dagegen unterließ nichts zu thun, um den jungen Kaiser mit seinen weisen Rathschlägen zu unterstützen, damit er sich die verschmerzte Gunst der russischen Nation wieder erobere. Auch empfahl er ihm ein anständiges Betragen gegen seine Gemalin, die derselbe seit seiner Thronbesteigung so arg vernachlässigt hatte und befahl seinen eigenen Gesandten, der Kaiserin alle Beweise seiner Hochachtung zu geben.

Das Betragen des Kaisers gegen seine Gemalin hatte schon die Großen des Reiches gegen ihn aufgebracht und seine öffentliche Verbindung mit der Gräfin Elisabeth Woronzoff war ein Stein des Anstoßes in aller Augen, so daß man glaubte, er werde seine Gemalin verstoßen und sich mit seiner Geliebten vermälen. Katharina entschloß sich ihm zuvorzukommen.

Die Woronzoff war weder schön noch geistreich, sondern blatternarbig und ohne Verstand. Ihr Charakter war tadelnswerth; es wird er-

Digitized by Google

zählt, daß sie verschiedene Zwistigkeiten mit Peter hatte, wobei sie sich nicht entblödete handgreiflich zu werden. Sie hatte zwei Schwestern; die älteste und zugleich schönste war an den Grafen Butterlin verheiratet, die andere war die Fürstin Daschkoff, Hofdame der Kaiserin.

Indessen wurde die Abneigung zwischen dem Kaiser und der Kaiserin immer stärker; er begegnete ihr oft beleidigend, und einmal beschimpfte er sie bei einem Gastmahle, das er zu Ehren des Königs von Preußen gab, so sehr, daß sie in Thränen ausbrach und von der Tafel aufstand. Auf diese Weise machte er sich überall verhaßt und seine Gemalin fand überall entgegenkommende Theilnahme.

Endlich schlug die Stunde seines Unglücks. Die Unzufriedenen, deren es viele gab, rotteten sich zu einer Verschwörung gegen den Kaiser zusammen. Die Leitung dieser Partei lag in den Händen des Grafen Rasumowski, des Fürsten Wolchonski, des Grafen Panin, der Fürstin Daschkoff, und einiger anderen vom hohen Adel, wie Gregor Orloff, eines späteren Günstlings der Kaiserin.

Peter hörte von dieser Verschwörung, aber er glaubte nicht, daß sie ernstlich gemeint sei. Noch am Morgen des Revolutionstages selbst, früh um zwei Uhr, kam ein vertrauter Offizier des Kaisers nach Oranienbaum und machte denselben mit mancherlei Umständen bekannt, die eine Empörung kennzeichneten. Aber der Kaiser ließ den Offizier in Arrest setzen. Und doch war in eben dieser Stunde seine Absetzung entschieden. Ein mehr zufälliger Umstand beschleunigte sie. Ein junger Gardelieutenant, Praßec nämlich, ein Anhänger der Kaiserin, wurde wegen eines Versehens im Dienst mit Arrest bestraft. Die Ursache wußten indessen die Freunde der Kaiserin nicht, vielmehr glaubten sie, ihr Vorhaben sei entdeckt. Dem war aber nicht so; aber doch schien ihnen die Beschleunigung ihres Unternehmens nothwendig. Jeder weitere Verzug wurde für schädlich gehalten, obwohl nach dem ursprünglichen Plane die Verschwörung erst nach der Abreise des Kaisers nach Holstein ausbrechen sollte.

Die Kaiserin hielt sich eben in Peterhof auf, einem Lustschloß an der Ostsee, am Oranienbaumer Wege, drei Meilen von Petersburg, wo ihre Freunde für sie thätig waren. Einer ihrer eifrigsten Anhänger war der oben genannte Gregor Orloff, der sich ihre Gunst in so hohem Grade erwarb, daß er schon damals ihr Bild auf der bloßen Brust trug. Er hatte die Stelle eines Zahlmeisters bei der Armee inne und war also im Stande, die Zuneigung der Armee und des Volkes zu erkaufen, das für Geld alles that. Dieser kühne Jüngling überredete auch die Kaiserin den gefährlichen Schritt nun endlich zu wagen. Am 27. Juni 1762 abends fuhr er von Peterhof mit der Kaiserin ab und brachte sie glücklich nach Petersburg, wo ihr vom Militär gehuldigt wurde. Der Prinz Georg von Holstein aber, der zu Pferd zu seinem Kaiser nach Oranienbaum eilen wollte, wurde gefangen genommen, ebenso wurden alle der Kaiserin verdächtige Personen in Verwahrsam gebracht. Die entfesselte Wuth der untern Volksklassen soll so weit gegangen sein, daß sie öffentliche Drohungen ausgestoßen haben, alle Ausländer und Juden niederzumachen. Die Kaiserin erließ sofort ein Manifest, worin sie ihre Thronbesteigung bekannt machte und ihren Gemal des Thrones verlustig erklärte. Zugleich brach sie, um sich seiner Person zu bemächtigen, an der

Digitized by Google

Spitze von 15000 Mann auf nach Oranienbaum. Sie trug die Gardeuniform, einen Eichenzweig auf dem Hute, den Degen in der Hand, und ritt einen graufarbenen Hengst. Ihre Begleiterin war die junge Fürstin Daschkoff; in ihrem Gefolge befanden sich der Feldmarschall Rasumowski, der Fürst Wolchonski, der General Villebois und andere Kavaliere. Auf dem Wege begegnete ihr der Vicekanzler Gallizin, der ihr einen Brief des Kaisers überbrachte. Er ließ sich aber bald überreden, ihr den Huldigungseid zu leisten. Bald danach kam ihr der erste Minister Graf Woronzoff entgegen, ihr mittheilend, daß er im Namen des Kaisers sich erkundige, was für Absichten sie habe. Er sollte ihr jetzt Treue schwören; aber er lehnte es verächtlich ab. Seines Degens beraubt, wurde er sofort nach Petersburg in Haft gebracht.

Peter war indessen unbesorgt in Oranienbaum. Den Abend hatte er in Gesellschaft seiner Freunde schwelgerisch zugebracht und sich berauscht. Am andern Morgen zog er seine preußische Uniform an und trat mit Gefolge den Weg nach Peterhof an. Da begegnete ihm ein Edelmann von seiner Partei, und er erfuhr von ihm alle näheren Umstände der in Petersburg vorgefallenen Revolution. Er verfiel in eine Art Betäubung.

Die Kaiserin war inzwischen nach Peterhof zurückgekehrt, wohin Peter einen Brief an sie abschickte, um mit ihr in Unterhandlung zu treten. Auf diesen Brief erfolgte keine Antwort. Statt derselben ließ aber Katharina durch den General Ismailoff den Kaiser gefangen nehmen und nach Peterhof bringen, wo er jene verhängnißvolle Schrift zu unterzeichnen hatte, in welcher er sich selbst der Regierung unwürdig bekennen und für immer seinen Ansprüchen auf das Reich entsagen mußte. Hierauf wurde der entthronte Kaiser als Gefangener nach Robscha gebracht, einem alten Schlosse, das sechs Meilen von Petersburg gelegen war.

Am Tage von Peters Gefangennahme eilte Katharina nach Petersburg, wo sie mit lautem Jubel vom Volke empfangen wurde.

Das über Peter hereingebrochene tragische Schicksal konnte er bei seinen heftigen Leidenschaften nicht ertragen. Die Zerstörung seines ganzen Glücks bewirkte auch die Zerstörung seines Körpers. Sein tragischer Tod ist bekannt. In der Nacht vom 16. bis 17. Juli 1762 endete der Kaiser in seinem fünfunddreißigsten Jahre. Sein Leichnam wurde zunächst nach dem Kloster Newski bei Petersburg gebracht, wo er am 21. Juli ohne alles Gepränge in der Gruft neben der unglücklichen Großfürstin Anna beigesetzt ward.

Am Todestage Peters III. hatte die Kaiserin ihre Vertraute, die Fürstin Daschkoff, zu sich rufen lassen. Diese fand die Kaiserin in einem sehr erregten Gemüthszustande und heftig weinend. Ein Brief, den sie der Fürstin überreichte, enthielt die Darstellung der näheren Umstände von dem Tode des Kaisers und ersparte ihr die Anstrengung der mündlichen Rede. Sie konnte sich des verzweiflungsvollen Gedankens nicht erwehren, daß ganz Europa sie des größten Verbrechens anklage, ihr Ruhm auf immer befleckt und ihr Andenken von der Nachwelt verflucht sei.

Das Scepter des russischen Reiches befand sich nun wieder in der Hand einer Frau. Im dritten Jahre ihrer Regierung ereignete sich der traurige Fall von Iwans Ermordung, der schon von der Kaiserin Elisabeth des Thrones verlustig erklärt und von Katharina in seiner Ge-

Digitized by Google

fangenschaft zu Schlüsselburg belassen wurde, bis ihn ein jäher Tod befreite. Ein Aufstand in den östlichen Provinzen, den der Abenteurer Pugatscheff, der sich Peter III. nannte, angezettelt hatte, blieb ohne weitere Folgen.

Der Hof der Kaiserin ward seitdem durch Intriguen aller Art beunruhigt, die keinen werthvolleren Zweck hatten, als einen Günstling durch einen anderen zu verdrängen. Im Schoße der Vergnügungen und Lustbarkeiten beschäftigte sich Katharina aber auch mit der Verbesserung der Gesetzgebung, die sie selbst in der Zeit der äußern Kriege, in welche Rußland verwickelt wurde, nicht aus den Augen verlor und gründete Erziehungsanstalten und Kunstinstitute.

Unter den Günstlingen der Kaiserin, die leidenschaftlich liebte, besaß Gregor Orloff, der eines der Hauptwerkzeuge zu ihrer Erhebung gewesen war, ihre höchste Gunst. Er bezog prächtige Appartements im Schlosse, die mit allen denkbaren Bequemlichkeiten ausgestattet waren. Die Kaiserin gestattete ihm jederzeit freien Zutritt bei ihr; er ward in den Grafenstand erhoben, erhielt eine Ehrenstelle nach der anderen und wurde mit Geschenken an Geld und Gütern überhäuft.

Aber Graf Orloff konnte sein Glück nicht mit Ruhe genießen, er war wie alle Günstlinge der Großen dem Neid und Hasse ausgesetzt. Bei ihm trug nun allerdings auch sein Betragen dazu bei, daß er sich bald einer großen Partei gegenüber sah. Von seinem nie geträumten Glück geblendet und sich dem größten Stolze überlassend, ging Orloff mit dem Gedanken um, sich öffentlich mit der Kaiserin zu vermälen. Der Großkanzler Bestuscheff wollte ihm unter gewissen Abmachungen dazu behilflich sein, und ein darauf bezüglicher Entwurf ward in der Senatssitzung in Gegenwart der Kaiserin vorgelegt und vorgelesen. Orloff glaubte, daß jedes Mitglied ehrfurchtsvoll in seinen Plan willigen werde; aber es herrschte tiefes Schweigen. Da stand ein Senator auf und sagte: „Da ich sehe, daß keiner meiner Herren Kollegen reden will, so muß ich reden. Ew. Majestät erlauben mir gnädigst zu sagen, daß wir mit Vergnügen einwilligen, wenn unsere Herrscherinnen sich Lieblinge ausersehen; aber wir können nicht zugeben, daß diejenigen, die doch nur unseres Gleichen sind, öffentlich unsere Herrscher werden wollen." Katharina nahm den Entwurf, zerriß ihn und sagte: „Ich selbst bin dieser Meinung."

Orloff gab noch andere Beweise seines unklugen Verhaltens. Nach Peters Tode war ihm die Uniform, welche Friedrich II. dem Zaren geschenkt hatte, in die Hände gerathen, und seine Bedienten machten sich einst im Vorzimmer lustig über dieselbe, indem sie sie der Reihe nach anzogen. Da kam zufällig ein Schmied hinzu, der in Orloffs Diensten stand und aus Preußen gebürtig war, und gerieth in solche Aufregung, als er die Uniform seines Königs beschimpft sah, daß er den Bedienten kräftige Ohrfeigen applizirte. Hierauf ging er unbehelligt fort. Sie erzählten nun ihrem Herrn die Sache so vortheilhaft für sich und nachtheilig für den Schmied, daß derselbe ohne weiteres Verhör nach Sibirien verbannt wurde.

Noch viele andere schlimme Sachen fügten Orloff Haß und Verachtung zu. Seine Ausschweifung in der Liebe führte ihn mit Mädchen zusammen, die seine nächsten Verwandten waren. Sein vertrauter Um-

Digitized by Google

gang mit ihnen, namentlich mit der Sinovieff und der Finävin erregte das ärgste Mißfallen der Kaiserin, die ihm die bittersten Vorwürfe machte.

Ein ander Mal hatte er die Unbesonnenheit gehabt, der Kaiserin eins seiner Bildnisse zu überreichen, auf welchem der Thronsturz Peters III. mit abgebildet war. Auf den Großfürsten, der seiner Mutter überhaupt abhold war, machte, diese Darstellung den widrigsten Eindruck, und endlich wurde dieser Kupferstich bei Hofe verboten.

Die ganze Nation haßte und verachtete den tyrannischen Mann und wünschte eine Gelegenheit herbei, ihn zu entfernen. Diese erschien endlich. Als der Großfürst Paul für majorenn erklärt wurde, wollte ihm seine Mutter eine Bitte erfüllen. Er bat um keine andere Gnade, als um die Entfernung Orloffs vom Hofe.

Katharina, noch durch Dankbarkeit an Orloff gebunden, war anfangs unschlüssig, doch versprach sie, die Sache sich weiter zu überlegen Auch Graf Panin machte seinen Einfluß auf die Kaiserin zu Gunsten ihres Sohnes geltend. Noch immer konnte sich Katharina nicht entschließen. Als ihr aber Panin einen Ersatz für Orloff verschaffen wollte und ihr an seiner Stelle den Grafen Wasilchikow, der ein großer, schöner Mann war, vorschlug, da willigte sie ein. Orloff ward entlassen, Wasilchikow bezog seine Zimmer.

Ganz Petersburg staunte über die plötzliche Veränderung. Eine nachgesuchte Begegnung Orloffs mit der Kaiserin lehnte diese ab, verlieh ihm aber in Gnaden den Titel Durchlaucht und gab ihm die Erlaubniß, sich eines ihrer Lustschlösser zur Wohnung auszuwählen. Er wählte Szarbkoi-Solo, wo er in kaiserlicher Pracht lebte. Sie schickte ihm einmal eine Rolle mit 1100 neugeprägten Imperialen (à 10 Rubel), die er eben erhielt, als er bei Tafel saß. Hell auflachend schob er diese Rolle seinem vis-à-vis, dem General Pohlmann, zu. Derselbe glaubte, er solle sie verwahren; aber der Fürst rief ihm zu: „Nein, nein, ich mache Dir ein Geschenk damit, stecke sie nur ein.“ Die Kaiserin erfuhr dies, aber sie entschuldigte den liberalen Schenkgeber. Und als man ihr denselben verächtlich machen wollte, sagte sie zu Panin: „Gebt Euch zufrieden, Ihr habt ja Euren Willen erreicht. Bei Hofe ist er nicht mehr, aber aus meinem Herzen werdet Ihr ihn nie verbannen.“ Bald darauf überschickte sie ihm ein silbernes Service, 250,000 Rubel an Werth, das sie für ihn in Paris eigens hatte anfertigen lassen. Sie machte ihm noch ein anderes kostbares Geschenk, einen Palast von reinem Marmor, dessen Fenster von venetianischem Glase waren. Sie selbst besuchte ihn einmal und brachte ihm nach russischer Sitte ein Geschenk von 2000 Dukaten zu Salz und Brot mit, wie man es in Rußland nennt.

Er kam seit dieser Zeit wieder öfter mit ihr zusammen und sie ließ es auch an neuen Beweisen ihrer Liebe zu ihm nie fehlen. Da wurde der neue Günstling Potemkin so eifersüchtig auf ihn, daß er seinen mächtigen Nebenbuhler durch Gift aus der Welt schaffte.

Noch nie war ein Günstling schneller und höher zu Glanz und Größe emporgestiegen, wie der aus einer unbekannten Familie entsprossene Potemkin. Er war der gefährlichste Mann im russischen Reiche, ein Mann, dessen Name schon anderen den Angstschweiß auspreßte, ein Mann, den andere nur mit Zittern und Zagen sahen.

Zum geistlichen Stande bestimmt, entsagte er diesem aus Ehrgeiz

Digitized by Google

und wurde Soldat. Er trat in die Garde ein. Ein schöner junger Mann, von untadelhaftem Wuchse, erregte er die Aufmerksamkeit der Kaiserin. Als sie ihm zum ersten Male sah, war sie entzückt von ihm.

Katharina hatte einen kleinen Kreis von auserwählten Freunden und Freundinnen gesellschaftlich um sich. Man erging sich in fröhlichen Scherzen, spielte und liebte. In diesen Kreis wurde Potemkin gezogen und entbrannte von Leidenschaft gegen die Kaiserin. Es wurden Pfänderspiele gespielt, sie selbst nahm die Pfänder ein und als sie eins von ihm erhielt, berührten ihre Fingerspitzen die seinigen. Eine Liebesglut elektrisirte seine Glieder. Er beschloß nun, alles zu riskiren, um die Gunst der Kaiserin sich zu erhalten. Er stellte sich melancholisch und ging in ein Kloster bei Petersburg. Da war Katharinas Name das einzige Wort, das man von ihm hörte. Der Kaiserin wurden diese Dinge zu Ohren gebracht. Sie freute sich, sich so geliebt zu sehen, und beschloß, ihn zur Rückkehr nach Petersburg zu bewegen. Als er scheinbare Schwierigkeiten machte, fand sie einen schicklichen Vorwand, ihn zu besuchen. Liebe sprühten seine Augen, als sie zu ihm kam. Sie sagte ihm, daß sie ihn liebe, daß er sie lieben dürfe und bat ihn, wieder an den Hof zu kommen. Aber er kam nicht. Schlau berechnend erkannte er, daß man ihn wieder aufsuchen würde. Er hatte bemerkt, daß ihn die Kaiserin grenzenlos liebte, und sann nun darauf, sie zu beherrschen. Sie kam in der That wieder ihn zu sehen und versprach ihm alles.

Potemkin erschien nun wieder bei Hofe und wurde von Katharina in jeder Weise ausgezeichnet.

Bald ergriff er die kriegerische Laufbahn, hatte aber dennoch oft Gelegenheit, in den weichen Armen der Liebe von den rauhen Mühseligkeiten des Krieges sich zu erholen. Die Kaiserin liebte ihn abgöttisch und erfüllte alle seine Wünsche. Als er damals vom Heere ruhmbedeckt zurückkam, folgte ein Fest dem anderen. Er war immer um die Kaiserin, und sie war freigebig bis zur Verschwendung, er dagegen ging im Geiz auf. Da sie ihm keinen Wunsch abschlagen konnte, so überließ sie ihm auch ihre Kasse, die er so gut für sich zu benutzen verstand, daß seine Reichthümer unermeßlich wurden. Trotzdem Klagen der Erpressung zu den Ohren der Kaiserin kamen, so blieb ihr Vertrauen zu ihm doch unerschütterlich. Selbst die fremden Kabinette erkannten Potemkins Allmacht an und erwiesen ihm Ehren über Ehren. Sein Geiz, sowie sein Stolz hatten jetzt den höchsten Gipfel erstiegen. Er war Reichsfürst geworden Sein Hoffstaat war größer als der kaiserliche. Von nun an wollte er auch Katharinas Staaten sein nennen, die er so unbeschränkt beherrschte. Die Kaiserin soll aber doch gefühlt haben, daß sie ihm schon zu viel eingeräumt hatte.

Mißmuth und Unwillen bemächtigten sich des Fürsten, der mit orientalischer Pracht umgeben war. Betrug doch sein Aufwand für die Tafel an gewöhnlichen Tagen 800 Rubel und seine Lieblingssuppe kostete allein 300 Rubel. Einmal schickte er auf einer Reise einen Major als Courier nach Petersburg, wo sein Koch war, mit dem Befehl, eine Terrine voll dieser Suppe bereiten zu lassen, die er auch wohlverwahrt zurückbrachte.

Man bemerkte jetzt, daß Potemkins Verhältniß zur Kaiserin nicht mehr das nämliche war. Er wurde ihr untreu und behandelte sie brüsk.

Digitized by Google

Schön Schreiben verstehe ich nicht,
aber deutlich schreibe
ist mehr meine Sache.

Katharina II. von Rußland.

Digitized by Google

Fürſt Potemkin.

Sie ſah ein, daß er ſie nur aus Ehrgeiz geliebt hatte; aber ſie wußte ſich zu mäßigen, da er ihr in der Politik unerſetzlich geworden. Er wußte ſie für den Kriegsruhm zu gewinnen, ſie geſtattete ihm den Feldzug gegen die Türken zur Eroberung Konſtantinopels. Schon das Jahr vorher hatte Katharina in Geſellſchaft Joſephs II. eine Reiſe nach der Krim gemacht. Sie war durch Gegenden gereiſt, die Potemkins Despotismus in Wirklichkeit zur Wüſtenei und zu einer Stätte der Armuth gemacht, denen man aber auf ſeinen Befehl das täuſchende Anſehen des geſchäftigen Lebens und des Wohlſtandes gegeben hatte. Die unglücklichen Opfer dieſer abſcheulichen Erfindung, eine Heerſtraße von vielen hundert Meilen theatraliſch auszuſchmücken, die man aus ihrer Heimat geriſſen, blieben nach dem großen dramatiſchen Anblick ihrem Schickſal überlaſſen und endeten in Hunger und Krankheiten.

Digitized by Google

Nach Potemkins Abgange zur Armee athmeten alle in Petersburg wieder auf; bei der Armee hingegen war er sehr beliebt. Er schritt als Sieger immer weiter vorwärts. Freilich fühlte der Mann die Beschwerlichkeiten des Krieges nicht sehr, da er sein Serail mit sich führte, das aus den schönsten ihres Geschlechts bestand.

Da nahte die Katastrophe.

Der Tod Friedrichs II. und Josephs II., die Revolution in Frankreich, der Aufstand Polens, das Einschreiten Englands und das Auftreten Gustavs III. von Schweden veränderten die Lage der Dinge, so daß sich Potemkin in die Nothwendigkeit versetzt sah, sich zurückzuziehen. Man sagt, daß er ernstlich daran gedacht habe, König von Polen zu werden; ja er soll auch mit dem Plane umgegangen sein, sich zum Alleinherrscher Rußlands aufzuwerfen. Die Kaiserin selbst wußte nichts davon. Es lag etwas wie ein Alp auf Petersburg; aber niemand wußte, wo das hinauswollte. Alles war in gespanntester Erwartung — da löste der Tod Potemkins alle Räthsel. Der Mann, vor dessen Befehl noch vor wenigen Stunden Nationen und seine eigene Kaiserin zitterten, lag entseelt da. Ob sein Tod ein natürlicher gewesen oder nicht, wer kann es sagen? Aber ein Glück war es für die Menschheit, das sagte man sich überall und besonders in Petersburg.

Und Katharina?

Sie erkor sich einen neuen Liebling, einen Mann von seltener Schönheit, er hieß Landskoi. Er war groß und schlank gewachsen, von bräunlichem Teint. Ein Zug von Sanftmuth und Güte lag in seinem Antlitz. Leider war es ihr nicht vergönnt, ihn lange zu lieben — er starb in den Armen der Kaiserin, die, wie man sagt, um seinetwillen einen Schleier getragen habe.

Mamonoff folgte Landskoi als Günstling der Kaiserin. Er wurde ihr aber untreu und verlor seine Stelle bald. Als einst Katharina nach ihm fragte, antwortete ein ihm nicht günstiger Kammerdiener, daß er mit der Fürstin Scherbatoff in einem Pavillon des Gartens wäre. Neugierig begab sich die Kaiserin dahin und überraschte beide in einer Lage, die keinen Zweifel mehr übrig ließ. Mamonoff stürzte sich ihr vor Scham und Angst zu Füßen. Sie stieß ihn aber zurück und sagte: „Weil Ihr Euch beide liebt, so sollt Ihr morgen mit einander verheiratet werden." Und so geschah es auch.

Die Kaiserin beschloß, seine Stelle sofort wieder zu besetzen. Sie erkundigte sich nach dem Offizier, der die Wache hatte. Es war Graf Suboff. Er wurde gerufen, hatte das Glück, ihr zu gefallen und ward zu ihrem öffentlichen Günstling und General-Adjutanten ernannt. Diese Charge gab ihm das Recht, immer um die Kaiserin zu sein und sie überall hin zu begleiten. Nach wenigen Stunden fuhr er mit Katharina spazieren. Da bemerkte er, daß sie noch etwas Puder auf dem Arme habe, der von Mamonoff aus der Pavillon-Scene herrühre und machte sie darauf aufmerksam. Sie wischte selbst den Puder ab und sagte: „Mag von dem Undankbaren keine Spur mehr übrig bleiben."

Suboffs Wahl zum Favoriten der Kaiserin war nicht die gewöhnliche. Wenn ein Liebhaber verabschiedet war, so pflegte die Kaiserin bei einer vertrauten Freundin zu speisen, die denjenigen einlud, auf welchen die Kaiserin ihr Auge geworfen hatte. Sie unterhielt sich mit ihm und

Digitized by Google

theilte alsdann ihrer Freundin ihre Meinung über seine Person heimlich mit. Fand sie ihn nicht nach ihrem Geschmack, so ward ihm nichts weiter gesagt; gefiel er ihr, so machte ihn die Vertraute damit bekannt, daß er bei der Kaiserin erscheinen und ihren Willen vernehmen solle.

Bei seinem Antritt erhielt der neue Favorit 100000 Rubel zu seiner Garderobe, ferner hielt man ihm täglich eine Tafel von 24 Couverts mittags und abends und überließ ihm die Zimmer am Entréesaal, unter denen der Kaiserin, mit denen sie durch eine verborgene Treppe zusammenhingen.

Suboff war der letzte oder wenigstens einer der letzten von Katharinas Favoriten.

Katharina kleidete sich nach der russischen Tracht. Ihr Anzug bestand aus einer Pekesche ohne Aermel, die offen und frei herunterhing. Unter dieser trug sie ein anderes Kleid, das bis auf die Füße reichte, Brust und Taille umschloß und dessen mit kleinen Falten belegte Aermel bis an die Hände gingen. Ihr Kopfputz war einfach, aber geschmackvoll. Ihre Haare waren vorn in ein niedriges Toupet gelegt, an den Seiten leicht gekräuselt und hinten theils aufgeschlagen, theils in gelösten und ungeflochtenen Zöpfen über den Nacken und die Schultern herabfließend. Die Ordensbänder des Andreas-, Georgen- und Wladimir-Ordens trug sie über dem zweiten Kleide, und die Sterne dieser Orden einen über den anderen auf die Brust geheftet.

So hatte die Kaiserin einige sechzig Jahre geliebt und gelebt, als ihre Gesundheit anfing merklich abzunehmen. Doch besorgte sie noch alle Geschäfte bis an ihr Ende mit Munterkeit und Energie. Den letzten Sommer ging sie seltener spazieren, was ihr bei der im Alter eingetretenen volominösen Körperkonstitution beschwerlich geworden war. Am Morgen des 16. Novembers im Jahre 1796 befand sie sich noch wohl, gegen zehn Uhr morgens ging sie in ihr Zimmer, wo sie sich wie gewöhnlich mit Schreiben und Lesen beschäftigte. Hier am Schreibtisch überfiel sie ein Schlagfluß, sie eilte nach ihrem Kabinett, wo sie vom Schmerz überwältigt, bewußlos zu Boden fiel und erst nach einiger Zeit so liegend gefunden wurde. Trotz aller angewandten ärztlichen Mittel kam sie nicht wieder zu sich und verschied abends gegen zehn Uhr am 17. November (1796).

Sogleich nach ihrem Tode wurde ihr einziger Sohn, der Großfürst Paul, zum Kaiser ausgerufen. Er ließ neben der Leiche seiner Mutter auch die seines Vaters, den er hoch verehrte, öffentlich ausstellen, krönte seinen Vater noch im Tode und befahl, ihn mit gebührendem Gepränge in der kaiserlichen Gruft beizusetzen. Am 21. Dezember erfolgte die Beisetzung der Leiche der Kaiserin.

Katharina II. ist eben so sehr gerühmt als getadelt worden. Ihr Leben war eine seltsame Mischung von Güte, Großmuth und Menschlichkeit und dann auch wieder von Rache, Barbarei und Despotismus. Zwei Leidenschaften beherrschten sie bis ans Grab: die Liebe und die Ruhmsucht.

Digitized by Google

Wie sich Hoheit rächte!

Eine heitere Erinnerung von N. von Eschstruth.

Noch einmal zurück zu Dir, theure, unvergeßliche Pension, zu deinem düstern Berliner Zimmer, in welchem die „zweite Abtheilung", acht hoffnungsvolle junge Damen residirte, und manch lieber Federhalter verzweiflungsvoll über Thèmes und Exempeln zerknabberte! Es war eine feudale kleine Runde, diese zweite Abtheilung, braun, blond und schwarz melirt, nur: „crême de la crême" wie Comtesse Grethe K. einstmals dem wackeren Physiklehrer versicherte und ihm zur Bekräftigung die langen, wilden Blondhaare ausgelassen in das Gesicht schleuderte! — Ja, ungezogen waren wir sämmtlich, trotz Tante Anna's milder Ermahnung, und Tante Luisens strafendem Blick, ungezogen das ganze Jahr hindurch, bis circa acht Tage vor der Censur-Ausgabe, wo eine jähe Krisis eintrat, und aus dem struppigen Tigerfell sanfte Täubchen hervorkrochen. Trotz alledem aber hatten wir uns gegenseitig lieb, wenn es auch hie und da vorkam, daß wir uns Tage lang mit aristokratisch gerümpften Nasen ignorirten, oder bei heftiger Debatte über die Konfirmandenstunde, Freundin Dolores das Tintenfaß in das rosige Antlitz ihres vis-à-vis telegraphirte, böse war es weiter nicht gemeint, und nur ehrlich gestritten, wie anno dazumals Doktor Luther das Beispiel gegeben. Pensionsfreundschaften sind für das ganze Leben geschlossen! Wenn auch mit gar manch lieben Seele schließlich die Korrespondenz einschläft, und man Jahre lang nichts von einander hört und sieht, — plötzlich trifft man sich in der Residenz, auf Bällen, im Theater oder Konzerten, und mit lautem Jubelschrei sinkt sich die zweite Abtheilung in die Arme, als sei sie nie getrennt gewesen.

Meine Intime heißt Baronesse Lina, und ihr verdanke ich auch theilweise folgendes Erlebniß, welches ich hier recht indiskreter Weise ausplaudern will!

Lina und ich haben einen gemeinsamen Onkel, den Grafen S., welcher neben manch anderer netten Eigenschaft auch die besitzt, Herr eines köstlichen, uralten Ritterschlosses zu sein. Auf dieses Schloß nun waren wir alle zu einer solennen Feierlichkeit eingeladen, dem Verlobungsfest der jüngsten Nichte der Gräfin, welche Herz und Hand Sr. Erlaucht, dem regierenden Graf zu * * * geschenkt hatte.

Wir beiden Mädels waren kaum drei Wochen aus der Pension heimgekehrt, hatten natürlich den Himmel voll größter Baßgeigen hängen, hielten einen Lieutenant noch für ein unfehlbares Wesen, und hakten die Kleider stets in die äußersten Schlingen, um zwei Finger breit an der Schleppe zu profitiren. Im Vertrauen hatten wir uns wohl

Digitized by Google

schon unzählige Male auf „Ehre und Gewissen" gefragt: „Du, findest Du mich eigentlich hübsch? — glaubst Du, daß sich jemals einer in mich verliebt?" — was natürlich gegenseitig mit einem Meineid versichert wurde!

Welche Empfindungen und Gefühle nun dieses erste große Fest unsern Backfischseelchen aufdrängte, läßt sich mit einfacher Kopirtinte gar nicht beschreiben, wir fieberten vor Erwartung und Ungeduld, und erlebten bereits in Gedanken die grandiosesten Romane, wie wir mit kaltem Blut die Lieutenantsherzen gleich Zwiebäcken knicken wollten.

„Ach!" sagte Lina, „wenn sich mir nur einer im Park beim chinesischen Tempelchen erklären wollte, die Staffage ist so angemessen schwermüthig, und wenn ich ihm dann mit meinem hochmüthigsten Gesicht entgegne: „Verwegener, Sie wagen es, die Augen zu einer Rose zu erheben, in deren jungfräulichem Kelch das Geheimniß einer Sphinx schlummert?" (Der Satz war einem Sensationsroman entnommen!) „wenn er dann zerschmettert an dem Oleanderkübel zusammensinkt und ich ihm den Rücken wende und stolz davon rausche, — dann ist der Weg dort gerade so herrlich breit, daß meine Schleppe sich so recht stolz und voll entfalten kann!"

Das wünschte sich also Lina, ich nahm mir aber vor, doch in gleichen Falle lieber an seine Brust zu sinken und „Ja!" zu sagen, um meine Verlobung sofort in der Kreuzzeitung bekannt zu machen.

Es waren viele vornehme Gäste aus der Nachbarschaft geladen, viel erlauchte Verwandtschaft des Bräutigams, und als Krone des Ganzen hatte Seine Hoheit der Prinz A. L. z. H. seine hohe Anwesenheit gnädigst in Aussicht gestellt.

Besagte Hoheit war der Besitzer eines Nachbarschlosses, ein schon älterer Herr, welcher gerade zu jener Zeit einen Sommeraufenthalt daselbst genommen hatte.

Um Hoheit drehte sich nun alles! der ganze Glanz des gräflichen Hauses sollte entfaltet werden, um den durchlauchtigen Gast mit aller gebührenden Form und Feierlichkeit zu bewirthen.

Lina und ich wurden extra vom Onkel ins Gebet genommen, und die ganze Wichtigkeit und Größe des Tages vor Augen gestellt, mit vielen Worten Liebenswürdigkeit, Eleganz und Rücksicht anempfohlen, nicht zu laut lachen, nicht immer den Kopf nach der Schleppe umdrehen, um Gottes willen nicht Titel und Anrede verschlucken — enfin — ein wahres Register von guten Lehren und Ermahnungen. Onkel schien uns beiden besonders zu mißtrauen; sei es, daß ihm unsere tollen Streiche plötzlich alle vor Augen schwebten, sei es in der Vorahnung eines drohenden Malheurs, welche manchen Menschen ja schon tagelang vorher in den Gliedern liegt, auf alle Fälle that er seine Schuldigkeit, die beiden „Bologneserchen" (unsere Spitznamen) mit der ganzen Verantwortlichkeit ihres ersten Debüt vertraut zu machen. Lina rümpfte die Nase. „Mein Gott, wir sind doch keine babys mehr!" flüsterte sie mir indignirt zu, „und von dieser Hoheit machen sie ein Wesen, als sei er mindestens in Butter gebraten! Ich werde mich schon tadellos benehmen, darauf kann er Gift nehmen!" und sie warf sich in die Brust und setzte das Füßchen sehr energisch auf den Boden.

„Lady-like!" nickte ich blasirt, legte meinen Arm gemessen graziös

Digitized by Google

auf denjenigen der Intima, und rauschte die Treppe hinab. Unterwegs benachrichtigte uns der Jäger, daß Frau Gräfin die jungen Damen zu sprechen wünsche.

„Jetzt gehts noch mal los!“ seufzten wir a tempo, füllten uns en passant am Büffett die Taschen mit Traubenrosinen und Mandeln, und verfügten uns ins zweite Treffen. Tante lag im Lehnstuhl, vor ihr die soeben angekommenen, reizend ausgestatteten Menüs.

„Bon jour, mignonnes!“ nickte sie sichtlich ermattet, „ich fühle mich allerdings recht abattue von all dem Trubel der letzten Stunden, aber dennoch“ . . .

„Onkel hat uns schon alles gesagt!“ riefen wir eifrig.

„Hat er? — um so besser! — es würde meine Zeit auch recht in Anspruch genommen haben“ und Tante drehte den schönen Kopf nach dem Spiegel und zog die Stirnlöckchen etwas tiefer in das Gesicht, „also vor allen Dingen, liebe Kinder — nicht eine Minute vergessen, daß Hoheit anwesend ist! beobachtet so streng wie möglich das Ceremoniell des Hofes, und bedenkt, daß Ihr Euere Familien und deren alten Namen zu repräsentiren habt! — Die äußerste Rücksicht für Hoheit“ — —

„Frau Gräfin, soeben sind die Kisten von Gerson angekommen!“ meldete die Kammerjungfer athemlos.

Tantens Augen blitzten auf, fast unwillkürlich richtete sie sich mit schnellem Ruck empor. „Endlich!“ klang es wie tief erleichtertes Aufseufzen von ihren Lippen, dann versank sie wieder leidend in den Atlaspolstern, und hob gnädig abwinkend die aristokratisch bleiche Hand, „es ist gut Babette, packen Sie in meinem Toilettezimmer aus und rufen Sie mich dann zur Anprobe!„ Ein tiefer Seufzer begleitete die letzten Worte, und Babette verschwand. Auch Lina und ich hatten uns bereits nach der Thür zu koncentrirt, Tantens Blick vereitelte jedoch den Fluchtversuch.

„Lina!“ rief sie mit leichter Kopfbewegung, griff nach ihrem Flacon und sprengte sich Eau de Cologne an die Schläfen, „komm ein paar Schritte näher — noch näher, — so! nun mache mir einmal das Kompliment, welches Seiner Hoheit bei Eurer Vorstellung zukommt!“

Lina reckte ihre korpulente kleine Figur in die Höhe, machte ein Gesicht wie die sterbende Dido, und kippte leicht vornüber.

„O mon Dieu! lange nicht tief genug, Kind!“ klang es alterirt vom Sessel herüber, „viel mehr Grazie, viel elegantere Kopfhaltung, in der Taille mehr Biegung! — noch einmal!“

Lina zerfloß in schmachtender Verneigung.

„Jetzt ist es schon besser, gut aber noch immer nicht! Ziehe nicht die Brauen so wüthend zusammen, Du siehst ja aus, als wolltest Du Hoheit beißen, anstatt ihn zu begrüßen! Immer leicht und ungezwungen, man darf es doch nicht merken, Kinder, daß Ihr zum ersten Male einer Fürstlichkeit gegenüber steht! — Also noch einmal, freundlich und natürlich!“ — so — etwas tiefer noch — na, es geht zur Noth!“ — Wieder folgte ein tiefer Seufzer, welcher diesmal bei Lina Echo fand, dann richteten sich Tantens träumerische Augen auf mich.

„Aha, jetzt bin ich an der Reihe!“ kombinirte ich, und Lina kniff mich dazu in den Arm.

Digitized by Google

„Petite, versuche auch!“ winkte Frau Gräfin.

Ich hatte bereits profitirt, und verneigte mich so nachdrücklich, daß meine Nase fast das Parkett kratzte.

„Kind, nicht outrirt! Du bist ja der reine Hampelmann!“ entsetzte sich die Tante, „langsam, zierlich! — Hoheit denkt ja sonst, er hat Marionetten vor sich! — wiederhole!“

Ich zog die Mundwinkel bis an die Ohren, accompagnirte dieses Manöver mit schmachtendem Augenaufschlag, und knickte in der Taille gefühlvoll zusammen.

„So ists besser, beinah gut!“ lobte die Tante, „ich denke der Moment selber wird Euch noch etwas elektrisiren, also Kinder noch einmal, ich verlange, daß Ihr Hoheit gegenüber die verbindlichen, liebenswürdigen und in jeder Weise die Dehors wahrenden Wirthinnen seid — was giebts denn, Friedrich?“

Friedrich stand in großer Livrée in der Thüre und verneigte sich hastig, „Frau Gräfin verzeihen, der Friseur ist soeben aus der Stadt eingetroffen, ebenso die Torten und Pasteten von dem Hofkonditor“ —

„Gut, gut, Friedrich!“ wehrte Tante nervös ab, „Monsieur Limbergés mag zuerst die Comtesse Braut frisiren!“

„Sehr wohl, Frau Gräfin! außerdem läßt der Koch anfragen, ob er Frau Gräfin noch einmal wegen des Tafelarrangements“ —

„Jetzt nicht, Friedrich, er mag sich an den Haushofmeister wenden, ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht!“

„Frau Gräfin, darf ich zur Anprobe bitten! Die Toilette ist einzig, ein seegrüner Atlas!“ und Babette küßte verzückt Daumen und Zeigefinger.

Lina und ich waren längst durch die Lappen gegangen. „Wenn das noch lange so weiter geht, macht uns diese delikate Hoheit noch alle verrückt!“ schmollte Bologneserchen Nr. 1., und ich hob die Hand mit dem Zukunftsblick einer Cassandra. „Ja, Lina, gieb mal acht, etwas Fürchterliches ereignet sich gewiß, es riecht nach Unheil in der Luft!“

Zwar waren noch drei Stunden Zeit bis zu der Ankunft der Gäste, aber Lina und ich ertrugens nicht länger, wir machten Toilette. Himmel, diese Pracht! Lichtblaue Seide, weiße Spitzen, zartrothe Apfelblüten — mit weit ausgespreizten Fingern stand ich vor dem hohen Spiegel und verschlang mein Bild voll athemlosen Entzückens. Lina rauschte bereits zehn Minuten lang mit lebhaft bewegtem Fächer im Zimmer auf und nieder; zum Entsetzen der Kammerjungfer, deren scheuer Blick bei jeder schwungvollen Wendung der jungen Dame nach der maltraitirten Schleppe huschte. Da wird nebenan die Thür geöffnet, Bräutchen Adine steht uns im Frisirmantel gegenüber.

„Sagt mal, Kinder, seid Ihr schon fertig? bitte thut mir den einzigen Gefallen und schickt irgend jemand, wenn Ihr jetzt heruntergeht, zu dem Gärtner; ich will frische Orangenblüten tragen, und der saumselige Mensch schickt sie nicht! Alles scheint außer Rand und Band im Schloß, ich klingle schon seit einer halben Stunde, und keine Seele läßt sich sehen; mein Mädchen kann ich doch unmöglich jetzt entbehren!“

„Weine nicht, mein holdes Leben!“ recitirte ich als gebildete junge Dame, „es soll sofort besorgt werden!“

Digitized by Google

„Danke schön, Bologneserchen!“ nein, bitte, Kinder, wie niedlich Ihr ausseht! und Adine nickte uns zärtlich zu und huschte zurück.

Nach etlichem Ueberlegen kamen wir zu dem Entschluß, selber in den Garten zu gehen, um die Orangenblüten zu holen. Es war ein köstliches Wetter, die Sonne schien vom Julihimmel, die Wege waren trocken, nur einzelne Tropfen zitterten noch auf dem geschornen Rasen.

Die Blüten waren bald geholt, wir selber von der ganzen Gärtnerfamilie mit offenen Mäulern bewundert, (was uns natürlich die Hauptsache bei der ganzen Expedition war!) und nun befanden wir uns auf dem Heimweg durch den Park.

„Heiliger Laurentius, Lina! wir haben vorhin die Gartenthür offen gelassen, sieh mal, alle Hühner zwischen den Blumenbeeten!“

„Großer Gott, und Onkel hat alles für Hoheit neu herrichten lassen!“ jammerte die Intima, „das wird einen guten Skandal geben!“

„Wir jagen sie raus!“

„In den guten Kleidern?“

Ich blickte mich schnell ringsum. „Es ist ja kein Mensch da, Lina, wir nehmen die Schleppen über den Kopf!“

Gesagt, gethan; schnell waren die Kleider links gemacht, und die jungen Damen jagten mit mörderlichem Hetzgeschrei zwischen die friedlich kratzende Hühnerschar. Hei wie das auseinander stäubte! Gackernd zerstreut sich das bunte Völklein auf dem Rasen, wir hinterdrein mit jubelnden Eifer.

Da rollt es auf den Hof, — die Equipage seiner Hoheit! Mit schnellem Blick übersieht der hohe Herr den Garten, sieht uns stehen im Unterrock mit aufgeschlagenen Balltoiletten, um uns her die raisonirenden Hühner — ein Lächeln zuckt über sein Gesicht, dann ist der Wagen verschwunden.

„Hoheit — jetzt schon? !“ — mehr konnte ich nicht stöhnen.

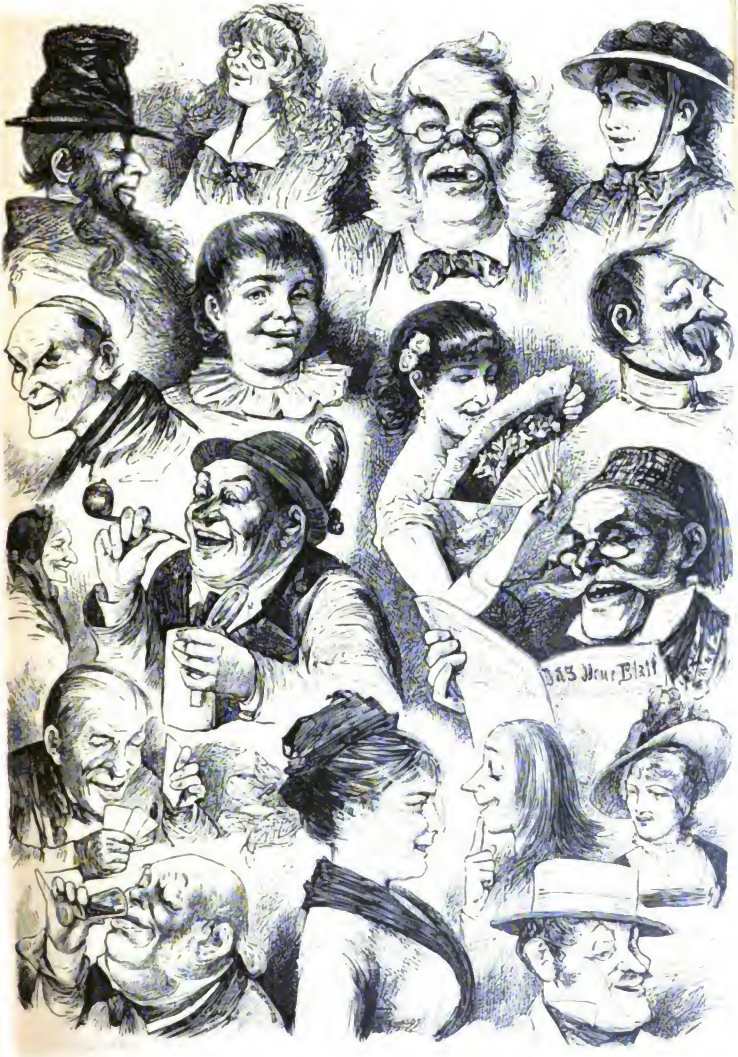
„Natürlich, er wird sich erst umkleiden hier!“ Lina sagt es mit Grabesstimme, sie ist das Abbild der salzenen Frau Lot.

Momentanes Schweigen, dann fragen wir a tempo: „Du, glaubst Du, daß er uns gesehen hat?“ und ebenso prompt lügen wir uns zur Beruhigung vor, „Gott bewahre! — keine Ahnung!“ —

In den Salons wogt elegantes Leben, rauschende Schleppen, blitzende Uniformen, bandgeschmückte Fracks. Von dem mächtigen Kronleuchtern flutet Licht hernieder, an den Wänden blitzen Flammen auf, Musikklänge schmeicheln aus dem Tanzsaal. Lina und ich hatten uns für einen Augenblick auf einen kleinen Eckdivan zurückgezogen, um die übervollen Herzen auszuschütten. Mit glühenden Wangen, jauchzend vor Entzücken berichteten sich die Bologneserchen von ihren Triumphen, um uns her schwamm eitel Wonne und Herrlichkeit, — und Hoheit — Gott sei Dank, alles war bis jetzt brillant gegangen! Als wir tief knixend präsentirt wurden, hatte allerdings ein ganz seltsames Lächeln um seinen Mund gezuckt, aber nur einen Augenblick, dann erkundigte er sich mit der ernsthaftesten Miene der Welt nach meinem Vater, welchen er als passionirten Jäger kenne, und nach Linas Mutter, welche er als Hofdame seiner hochseligen Tante, oft bei Tanz und Festlichkeiten getroffen habe. Hoheit unterhielt sich sehr lange mit uns, fragte nach diesem und jenem, der Romantik des Landlebens, in welchem er es

Digitized by Google

Digitized by Google



Fidele Gesellschaft.

Nach einer Originalzeichnung von Herm. Schlittgen.

Digitized by Google

Digitized by Google

ohne ein gutes Buch nicht aushalten könne, — à propos — was hat den Vorzug, Ihre Lieblingslektüre zu sein, meine Damen?"

Wart, dachte ich, jetzt soll der erste Backfischeindruck aus dem Garten vorhin schnell verwischt sein! — „Alle Werke von Samarow, von Hiltl, Emil Franzos, und natürlich die Klassiker, Hoheit!" zählte ich mit Nachdruck auf, „ich liebe alles Historische, es hat den meisten fond!"

„Allen Respekt, meine Gnädige!"

„Und ich verehre den Homer, Horaz, Kant, Calderon auch Ovid!" flunkerte Lina kaltblütig, „für die modernen Salonhelden kann ich mich nicht begeistern!"

„Wenn die jungen Damen allerdings einen solch exquisiten Geschmack haben, darf ich mich mit meinen Lieblingen kaum sehen lassen!" lächelte Hoheit, und wieder zuckte es so fatal um seinen Mund. „Ich liebe nun über alles das Idyll: „Hannchen und die Küchlein!" und die reizendste Illustration, welche ich kenne, ist „Lilly unter ihren Hühnern!"

„Gestatten Hoheit, Baron von Herden nebst Frau Gemalin!" tönte Onkels Stimme devot hinter dem Rücken des Prinzen, und mit liebenswürdiger Verneigung unterbrach sich Hoheit, und wandte sich zu seinen Gutsnachbarn.

„Lina, glaubst Du, daß er anzüglich werden wollte?" fragte ich plötzlich sehr roth im Gesicht, und Lina lächelte ein bißchen verlegen, „Gott bewahre, er hat eben solch einen merkwürdigen Geschmack!" Da kamen ein paar Lieutenants und baten mit verliebten Augen um unsere Tanzkarten.

Jetzt nun schwärmten wir uns auf dem Eckdivan vor, vergessen war die höfisch steife Etikette, vergessen alle guten Ermahnungen, wir schwelgten in Lust und Uebermuth. Sehr schnell fanden sich noch einige andere junge Mädchen zu uns, und des Lachens war gar kein Ende.

„Seht doch mal diese Cylinder alle!" rief Lina plötzlich, auf einen wahren Berg von Kopfbedeckungen deutend, welche alle in diesem Kabinett abgelagert waren, „eine schauerliche Mode mit diesen Angströhren!" und sie griff nach dem ersten besten, und besichtigte ihn. „Ach herrje, ein Klapphut! seht mal, Kinder wie amüsant, — eins zwei — eins zwei!" — und im Takt trieben ihre kleinen Hände das enfant gâté der Herrenwelt auf, um es alsdann klatschend wieder zusammenschnurren zu lassen.

„Prächtig! herrlich!" jubelte es im Kreise, und zu gleicher Zeit ergoß sich die Schar der jungen Damen raubritternd über die delikaten Kopfbedeckungen.

„Nun alle zusammen im Takt, Comtesse Frida zählt!"

Auch ich hatte voll Feuereifer auf einen Cylinder gefahndet, oben auf dem Postamente einer Paul und Virginie-Gruppe stand isolirt und ängstlich aus dem Bereich alles „Besitzenden" entrückt, ein schwarzer Seidenfilz, glatt und spiegelblank, so nagelneu, als sei er im Seidenpapier direkt aus dem Laden hierher gewandert. — Das war mein Fall! — In der einen Hand hielt ich den Hut, die andere war zu möglichst wuchtigem Schlag erwartungsvoll erhoben, rings um mich her in gleicher Position die Flora des Ballsaals.

„Eins — zwei! — Patsch! — und hierauf ein Schrei des Entsetzens meinerseits.

Digitized by Google

Sprachlos starrten wir das Unheil an, war dieses zerknitterte, wehmüthig in sich zusammengesunkene, alle Haare und Härchen sträubende Ungeheuer mein spiegelblanker Klapphut? Nein, es war eben kein Klapphut gewesen, und das war das Malheur.

Todtenstille plötzlich. „Sieh doch mal nach, wem das heimtückische Gestell gehört!“ raunte mir Lina zu. Alles drängte näher, alles schaute. Langsam mit spitzen Fingern drehe ich die Innenseite des Hutes heraus, — rothes Seidenfutter — eine goldgepreßte Fürstenkrone — und der Namenszug darunter. —

„Laß mich sterben, Gott der Liebe. — Der Cylinder seiner Hoheit!“ — Wie ein zerschmetternder Blitz hatte es mein ahnungsloses Haupt getroffen, ich wende mich, um mit dem dumpfen Schmerz einer Klara Ziegler in Linas Arme zu sinken, und sehe hinter mir zwischen den Sammetfalten der Portière eine hohe Gestalt schattenhaft verschwinden, schwarz, einen blitzenden Stern auf der Brust, mit jenem fatalen Lächeln auf den Lippen, welches mir vorhin schon: „Hannchen und die Küchlein“ fürs ganze Leben verleidet hatte. — Hoheit, war ers? hatte er's gesehen? — Hilf Himmel!“

Acht Tage waren seit jenem verhängnißvollen Fest vergangen! Scheu wie die Schatten beschrieben die Bologneserchen um das gräfliche Paar einen weiten Bogen, denn obwohl sich die fatale Affaire jenes Abends für uns zu maßlosem Erstaunen sehr günstig abgewickelt hatte, trauten wir dem Frieden dennoch nicht so recht; ja, wenn wir sicher wüßten, daß Hoheit es nicht gesehen, — aber so?

In unserer Herzensangst waren wir nach dem Cylinderattentat zu einem besonders Vertrauen erweckenden Lieutenant geflüchtet, um ihm das Entsetzliche mit blassen Lippen unter Walzertakten zuzuflüstern, Herr von Fallberg bekämpfte so gut wie möglich sein sichtbares Ergötzen, ließ sich voll lebhaften Interesses nach dem Kriegsschauplatz führen, und begann nun, von Linas und meinem entfalteten Fächer gedeckt, die Wiederbelebungsversuche an dem Verunglückten. Es ging wider Erwarten gut. Nach etlichen energisch strategischen Rippenstößen erhob sich der Cylinder seufzend zu seiner früheren Gestalt, und herzklopfend sahen wir zu, wie nun des Lieutenants Aermel, kreisartig bürstend den räudigen Filz bearbeitete.

„Voilà mes dames, er glänzt schon wieder!“ und mit graziöser Bewegung präsentirt Fallberg den Hut, „etliche Kniffe und Flecken wird er allerdings zeitlebens zum Andenken an diese grausamen Händchen mitnehmen, aber n'importe! in der Dämmerung dieses Boudoirs bemerkt es kein Mensch! — auf Ehre!“ —

Wenn er „auf Ehre“ sagt, muß es also wirklich so sein, dachte ich mit erleichtertem Aufseufzen, und animirte Lina mittels meines Ellbogens, in die obligate Dankeshymne, (und diesmal waren es wirklich nicht bloß: grüne Bohnen, weiße Bohnen!“) einzustimmen.

„Und ganz restaurirt kann der Hut also nicht werden, Herr von Fallberg?“ fragte ich noch einmal hoffnungslos.

„Nein, meine Gnädigste, — „in die Erbsen, alter Besen!“ und der zukünftige Feldherr präsentirte mir lachend den Arm, „überlassen wir ihn unter Paul et Virginies Schutz seinem ferneren Schicksal, und kehren

Digitized by Google

wir lieber zu dem famosen Walzer zurück, welchen ich mir doch jetzt redlich zum Lohn verdient habe!"

„Und im schnellen Tanz der Horen, flieht, o Seele, bald Dein Schmerz."

Aber nein, Gott sei Lob und Dank, Hoheit schien keine Ahnung von dem Schicksal seines Lieblings zu haben, voll herzgewinnender Liebenswürdigkeit schien er sogar Linas und meine bescheidene Unterhaltung zu suchen, scherzte und plauderte, erzählte uns von seinem alten Schloß, in welchem es sehr unheimlich um Mitternacht sei, und da er in unsern angstvoll geöffneten Augen gelesen, welch fruchtbares Feld diese Gespenstergeschichten waren, so erzählte er uns das Nähere.

„Denken Sie, meine Damen, bei dem zwölften Glockenschlage wird es in dem alten Rüstsaal lebendig, die geharnischten Ritter steigen von Roß und Postamenten, klappen die Visire über den weißen Schädeln empor und recken die schlaftrunkenen Glieder. Aus unsichtbaren Trompeten schmettert ein gellender Tusch durch den Saal, wilde Musikklänge ertönen, und die knochigen Gesellen klirren und klappern in die Mitte der Rüsthalle, um einen engen Kreis zu schließen, sie halten hier wie in alter Zeit ein — Halsgericht! — Pardon, mein gnädiges Fräulein, ich wollte Sie nicht erschrecken", unterbrach er sich lächelnd, als ich mit leisem Schrei des Grauens noch tiefer in meinem Sessel zusammenkroch, „es ist ja alles nur das „on dit" meines furchtsamen Lakeienvolkes, ich selber glaube nicht daran, lasse aber den Aberglauben ruhig bestehen, da er entschieden sein Gutes hat. Denn, denken Sie, meine Damen, jegliche Missethat, welche an irgend einem Bewohner des Schlosses verübt ist, wird von den todten Rittern auf das strengste gerügt, sie halten Gericht über den Attentäter, und erscheinen ihm alsdann, um die Strafe zu vollziehen."

„Entsetzlich!" stöhnte Lina auf, „solch einen Spuk würde ich niemals dulden!"

„Warum nicht, Baronesse? Dies geheime Gericht bewirkt Wunder, es bringt alles an den Tag!"

Da präsentirte ein Diener Eis, und brachte mit seinen Blumen und Früchten eine glückliche Wendung in dieses alterirende Gespräch.

Und nun waren acht Tage vergangen, und was hatte sich an diesem letzten derselben ereignet? — Etwas Fabelhaftes, — Außerordentliches! Man brauchte nur das feierliche weiße Briefcouvert mit dem großen Wappensiegel auf Onkels Schreibtisch anzusehen, um zu ahnen, daß da keine gleichgiltigen Dinge drinn standen! So war es denn Wahrheit, wir hatten es schwarz auf weiß gesehen, Hoheit hatte zu Ehren des erlauchten Brautpaares ein Fest auf Schloß H. veranstaltet, und uns alle für den ganzen Tag dazu eingeladen.

Die Bolognesercben waren außer sich vor Wonne.

„Lina, die Tante hat an Gerson telegraphirt, wir beide bekommen rosa Seide!" verkündete ich Lina durch die ganze Länge der Parkallee, stürmte der Intima entgegen, und nöthigte sie, Dank meiner kräftigen Arme, in einen Jubelgalopp einzustimmen, und Lina breitete jodelnd die Arme aus, preßte mich an ihr Herz und rief: „Kleines, wir sind mit eingeladen? das ist das beste Zeichen, daß Hoheit keine Ahnung von seinem gemordeten Cylinder hat!"

Digitized by Google

Und in dieser seligen Ueberzeugung fuhren wir denn am Festtag auch nach Schloß H. ab.

Ein köstlicher Tag voll nicht enden wollenden Vergnügens, sonnig und duftberauscht, bis sich endlich die Dämmerung herniedersenkte, und in dem weiten Schloßpark eine bunte Flamme nach der andern aufblitzte, um schließlich die ganzen Anlagen in ein Meer schimmernden Lichts zu verwandeln!

Es war das erste Gartenfest, welches Lina und ich erlebten, und doppelt darum unser schwärmerisches Entzücken, welches sich in ein Feenreich versetzt wähnte, voll schmeichelnder Sommerluft, spiegelheller Weiher und Licht durchstrahlter Laubengänge, in welchen die weißen Steinbilder aus bengalischen Flammen tauchten.

Dazu tönten die Tanzweisen aus den weitgeöffneten Thüren des Rittersaals, durchdrungen von dem melodischen Silberklang flotter Husarensporen; auf den Tanzkarten war reeller Ausverkauf, unsere Fächer wurden von waghalsigen Lieutenantsfingern maltraitirt, und Lina war sogar von einem blutjungen Kavalier mit der Hand auf dem Herzen versichert worden: „Wenn ich ein Schmetterling wär, mein gnädiges Fräulein, würde ich Sie für eine Rose halten, denn die Schmetterlinge sind bekanntlich sehr eigenthümliche Thiere, Raubthiere, sie entführen die Herzen der Rosen!" Lina war entzückt, ganz so ähnlich hatte sie's einmal in einem Roman gelesen! Der Rittersaal war herrlich! Hoheit selber führte Lina und mich zu den silberblitzenden Rüstungen, welche wie riesige Gestalten an beiden Seiten der gemalten Wände standen, zwei von ihnen sogar in voller Turnierausstattung auf buntgeschmückten Rossen. Fahnen, Waffen, Helme und Wappenschilder zierten die Säulen und Pfosten, zwischen den spitzen Bogenfenstern schauten lebensgroße Oelgemälde erlauchter kriegerischer Ahnen hernieder, jetzt von frischem Grün umwunden, welches in dicken Gewinden die ganze, sonst so ernste Halle in einen Tanzsaal verwandelte.

Hoheit erinnerte uns an die Spukgeschichte, wandte sich erzählend auch zu den übrigen Gästen, und bald kursirte das „Märlein" der Fehm haltenden Ritter unter der amüsirten Menge.

Nach dem Souper sollte noch lustig fortgetanzt werden, und in blendendem Zug begab man sich wieder aus den Speisesaal des linken Schloßflügels nach der Ritterhalle zurück, um sich in animirtester Stimmung von neuem dem Zauber dieses unvergleichlichen Festes hinzugeben.

Aber — o Wunder! Aus den Thüren des Saales dringt uns kein Laut froh begrüßender Musik entgegen, schweigend treten wir ein, unheimlich bleiches Dämmerlicht nimmt uns auf, und über die gebräunten Parkettplatte des Fußbodens zittert das Mondlicht. Wie von eisigem Hauch berührt ist das fröhliche Stimmengeschwirr verstummt, zögernd folgen die Paare Seiner Hoheit, welcher langsam, Tante Gräfin am Arm, durch die Länge des Saales schreitet.

Unwillkürlich schmiegen Lina und ich uns fester an den Arm unserer Herren, ein scheuer Blick wird gewechselt, schon ist Hoheit aber an unsere Seite getreten, und lächelt, ganz wie damals zwischen den Portièren!

In diesem Augenblick dröhnt ein gewaltiger Tusch durch den grabesstillen Raum, gleichzeitig mit ihm manch leiser Aufschrei des Entsetzens, denn wie mit einem Zauberschlag klirrt und rasselt es plötzlich um uns

Digitized by Google

her, die Rüstungen werden lebendig, steigen dumpfen Schrittes von ihren Gestellen, schwingen sich von den Pferden und fassen die langen Schwertgriffe. Zitternd starren Lina und ich auf das Entsetzliche. Mit gravitätischen Schritten dirigiren sich die eisernen Gespenster nach der Mitte des Saales, um daselbst einen Kreis zu schließen, abermals ertönt das unsichtbare Orchester, diesmal aber eine weniger geisterhafte Tanzmelodie, und in seinem Takte treten aus einer Fensternische zwei andere Recken, auf blanken Schildern einen großen, weißverdeckten Gegenstand tragend.

„Zur heiligen Fehm!" klingt es schauerlich aus dem Kreis der Spukgeister, in geordneten Reihen, die Träger des Geheimnisses voran, marschiren sie dröhnenden Schrittes durch die Rüsthalle, — Gott erbarme sich— direkt auf uns zu!

„Was hat die heilige Fehm beschlossen?" fragt Hoheit ernsthaft.

„Kotillon!" klingt es in kräftigem Geisterchor, die weißen Hüllen fallen und glühende Blutwellen ergießen sich schwindelnd über die Wangen der Bolognesercben, denn unter ihnen taucht aus Kartonpapier gefertigt ein gigantischer Cylinder auf, zerknittert und eingetrieben, schauerlich ähnlich seinem mißhandelten Kollegen unter der Paul et Virginie-Gruppe! Auf einen Wink Seiner Hoheit — neigt sich das Ungeheuer — und eine wahre Sündflut der reizendsten Ueberraschungen rollt in bunten Wogen zu unseren Füßen nieder. Hunderte von eleganten Attrapes, Bonbonièren, kleinen Geschenken und Nippes regnet es aus dem zauberischen Cylinder, die Flammen im Saal strahlen hell auf, „die schöne blaue Donau!" jubelt von der maskirten Galerie droben und Hoheit neigt sich lachend, wählt zwei mit Konfekt gefüllte Rosen aus dem Chaos der „petits joujoux" und überreicht sie Lina und mir.

„Rache ist süß, meine Damen!" sagt er heiter, „die Leiche meines armen Cylinders fordert durch die heilige Fehm eine Kotillonstour für ihren Herrn!"

— Also rächte sich Hoheit! —

Digitized by Google

Preußische Spione.

Frankreich ist das Land der Memoiren. Von den Erzählungen eines Joinville und Froissart, deren Geschichtswerke mehr Memoiren als Geschichte enthalten, bis herab zu den in neuester Zeit publizirten Denkwürdigkeiten der Madame de Remusat, vom vierzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert flutet mit dem Strom der Geschichte eine fast unabsehbare Menge von Memoiren-Werken, denen kein anderes Land Europas, auch Deutschland nicht etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat.

Fast scheint es, als ob jeder Franzose, der einmal eine Rolle in dem politischen oder militärischen oder geistigen Leben Frankreichs gespielt hat, das Bedürfniß empfindet, sich am Schlusse seiner Laufbahn seinen Landsleuten zu präsentiren, um sich mit ihnen über das Mehr oder Weniger seiner Verdienste auseinander zu setzen.

Diesem Streben verdankt allerdings die französische Geschichtschreibung eine Reihe unschätzbarer Quellen. Wer nicht bloß die diplomatisch-militärischen „Haupt- und Staats-Aktionen" zum Gegenstande des Studiums und der Darstellung macht, sondern auch in den geistigen, sittlichen und materiellen Kulturzustand einer Zeitperiode einzudringen bemüht ist, der wird die Memoiren derselben Zeit nicht vermissen können. Offenbar verdanken die vielen lebendigen, farbenprächtigen und fast dramatisch wirksamen historischen Darstellungen der Franzosen ihre Reize einer fleißigen Benutzung solcher Memoiren-Werke, wie ja auch die Engländer Macaulay und Carlyle ihren klassischen Schilderungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts solche Grundlagen gegeben haben.

Allein unter den Blumen lauert die Schlange. Je verführerischer der Reiz solcher Denkwürdigkeiten und Erinnerungen für den Historiker ist, dem es nicht bloß um eine trockene Darstellung des Ganges der Ereignisse zu thun ist, desto mehr ist die größte Vorsicht bei Benutzung solcher Art Bücher gerathen. Schon die oben berührte Veranlassung, welcher Memoiren, namentlich die französischen ihr Dasein verdanken, ergiebt, daß es nicht immer dem Verfasser daran liegt, die Wahrheit zu sagen, sondern sie — um uns höflich auszudrücken — so darzustellen, wie er wünscht, daß die Welt sie dafür halten möge.

Jedermann kennt das famose „Mémoire de Sainte-Hélène" jenes Buch, welches Napoleon I. auf seiner Verbannungsstätte seinem getreuen Las-Cases in die Feder diktirte. In diesem Buche erscheint er als ein Friedensfürst, der von Liebe und Wohlwollen für die Völker überfließt, und nichts anderes im Auge hat, als der Welt eine ewige ungestörte Ruhe zu sichern, wenn ihn nicht die bösen Nachbarn daran verhindert hätten.

Digitized by Google

Am schlimmsten ist es freilich, wenn unter der wohlklingenden Bezeichnung von Erinnerungen oder Denkwürdigkeiten geradezu Fälschungen geschmiedet werden, sei es nun, daß das ganze Buch nur eine auf Täuschung des Publikums berechnete Mystifikation, um nicht zu sagen Fälschung, ist, oder daß der Verfasser geradezu der Welt Lügen aufzubinden bestrebt ist.

Es ist schwer zu sagen, welches von beiden der Fall ist bei den „Mémoires de M. Claude, Chef de la police de süreté sous le second Empire“ das den deutschen Zeitungen noch sehr wenig bekannt zu sein scheint.

Daß ein Polizeichef seine Memoiren schreibt, ist wenigstens in Frankreich nichts Neues. Der berüchtigte, vom Spitzbuben zum Chef der Detektifs aufgestiegene Vidocq hat vor etwa vierzig Jahren ebenfalls seine Memoiren geschrieben.

Ein ähnliches Buch erwarteten wir in den bis jetzt sieben, sage sieben Bänden, die uns vorliegen, auch zu finden. Wir glaubten, M. Claude werde sich begnügen, in dem einfachen Stil eines gebildeten Beamten seine Erfahrungen auf dem Gebiete der höheren Spitzbuben-Technik zu erzählen, und uns, da er sich der intimen Vertrautheit mit den Hofkreisen des zweiten Kaiserreiches rühmt, uns auch mit dessen so wenig aufgeklärter geheimer Geschichte ein wenig bekannt zu machen.

Was wir finden, sind aber nur geheimnißvolle Andeutungen politischer Intriguen, vermischt mit trockenen Schilderungen französischer Gefängniß- und Polizei-Organisationen und französischen Gaunerthums, die anderweit schon viel besser geschildert sind, und endlich Berichte über Kriminalfälle in einem auf das ordinärste Sensationsbedürfniß zugeschnittenen Stile.

Es wäre in der That nicht der Mühe werth, sich mit diesem Machwerke zu beschäftigen, wenn das Buch nicht ein Beitrag zu der in den letzten Zeiten wieder neu aufgewärmten Deutschen- und Revanche-Hetze wäre.

Es werden dem französischen Publikum in diesem Buche die ungeheuerlichsten Dinge über Deutschland und speciell Preußen aufgebunden, so daß man sich zweifelnd fragt, ob es wirklich das geistreichste Volk Europas ist, dem solche Dinge geboten werden können, oder ob in der That die unverschämteste Spekulation auf die Thorheit und Unwissenheit eine berechtigte ist? Fast möchte man nach dem Erfolge des Buches das letztere glauben, und die Franzosen aufrichtig bedauern.

Wir wollen kein Wort darüber verlieren, daß nach der Einbildung oder Behauptung des Verfassers Frankreich schon zur Zeit des Kaiserreiches von preußischen Spionen vollständig unterwühlt war. Wir wissen ja, daß die deutsche Spionerie seit dem Kriege ein stehendes Thema französischer Blätter ist, welche es dagegen ganz verschweigen, wenn französische Offiziere in Deutschland und Italien beim Zeichnen von Festungswerken u. s. w.

Wir wissen ja auch, daß alle in Frankreich beschäftigten Deutsche, einschließlich der Gassenkehrer, verkleidete Soldaten waren, die im Kriege als „Ulanen“ mit den Brandschatzungslisten der reichen Einwohner wieder erscheinen.

Schlimmer ist es schon, wenn der Verfasser uns glauben machen

will, daß es am Hofe eine „preußische Oberspionin" gab, welche sogar die Nebenbuhlerin der Kaiserin war.

Aber wenn uns M. Claude nun gar bekannte Kriminalfälle als die Konsequenzen deutscher Politik glauben machen will, so lachen wir ihn aus und werfen das Buch fort.

Herr Claude will nämlich beweisen, daß sowie England seine gewandten Gauner aussendet, um das arme Frankreich zu plündern, von Deutschland die großen Mörder kommen. Nicht immer kann der Arm der Justiz sie erreichen, weil die Politik der Gerechtigkeit Einhalt gebietet.

Gegen Ende des Jahres 1860 wird ein Pariser Gerichts-Präsident auf der Reise im Eisenbahn-Coupé ermordet und beraubt.

Der That verdächtig ist ein gewisser „Jud", ein Elsässer, dem auch andere ähnliche Verbrechen zur Last gelegt werden. Er ist indessen entflohen und hält sich versteckt.

M. Claude macht sich mit einem Unterbeamten nach dem Elsaß auf, um ihn aufzuspüren. Nun folgt die Beschreibung dieser Reise, welche mit einer Stelle eingeleitet ist, deren unfreiwillige Komik gerade zu schlagend ist, wenn man sich erinnert, daß in jener Zeit in Preußen Herr von Schleinitz der Staatsmann der „moralischen Eroberungen" das Ruder der auswärtigen Politik führte, während Napoleon III. im Zenith seines Glanzes stand.

„Im Jahre 1860 arbeitete der preußische Kanzler, welcher der Politik Napoleons des Dritten seine europäische Autorität verdankte, aus Haß gegen seine Komplizen daran, ihm nicht, wie Viktor Emanuel, seinen Theil am Kuchen zu geben. Im Gegentheil, er wartete den Augenblick ab, um ihm das Elsaß zu nehmen, ungeachtet der Gebote der Dankbarkeit, welche ihn verpflichteten, ihm unsere Rheinprovinzen für den Dienst zurückzugeben, welchen Napoleon durch seine Haltung gegen Oesterreich dem König Wilhelm erwiesen hatte."

Nach dieser erstaunlichen Probe seiner historischen Gelehrsamkeit erzählt uns dann M. Claude seine wunderbare Fahrt in die Vogesen. Dort wird er des Nachts mit seinem Begleiter von drei Männern überfallen und in eine finstere Höhle geschleppt. In dieser Höhle befinden sich drei preußische Offiziere, „in voller Uniform". Sie warnen Herrn Claude, seine Reise fortzusetzen, da sie fruchtlos bleiben müsse und für ihn selbst gefährlich werde. Poinsot sei umgebracht, weil er versucht habe, in die preußischen Staatsgeheimnisse einzudringen.

M. Claude kehrt trostlos nach Mühlhausen zurück, das im Gegensatz zu seiner finsteren Gemüthsstimmung glänzend illuminirt ist.

Man feiert gerade — was glaubt der Leser wohl? die Anwesenheit des Feldmarschalls von Moltke, der sich mit seiner Tochter auf der Durchreise befindet!

Diese letztere Bemerkung ist geradezu überwältigend. Indessen mit einem Gerichtspräsidenten begnügt M. Claude sich nicht, er läßt auch eine ganze Familie einschließlich des Säuglings der Herodes-Politik der preußischen Regierung zum Opfer fallen.

Unsere Leser erinnern sich gewiß noch des grauenvollen Falles Troppmann. Im Spätherbst des Jahres 1869 wurden auf dem Felde bei Pantin, in der Nähe von Paris, eine Frau und fünf Kinder ermor-

Digitized by Google

det gefunden. Es ergab sich, daß es die Familie eines kleinen elsässischen Fabrikanten, namens Kinck war. Auch der Vater, Johann Kinck, und der älteste Sohn, Gustav Kinck, wurden später an verschiedenen Orten ermordet gefunden. Ein Elsässer, namens Troppmann wurde als des Mordes verdächtig verhaftet, nach der Ueberzeugung des M. Claude war die Politik diesen Morden nicht fremd. Die Getödteten waren ein Opfer „der schon so kritischen und gespannten Lage Frankreichs." Die Geschworenen haben zwar angenommen, daß Troppmann die Familie Kinck ermordet hat, um sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen, aber M. Claude weiß es besser.

Johann Kinck wird in dem Keller eines alten Schlosses im Elsaß gefunden, wohin ihn Troppmann unter einem Vorwande bestellt hatte. An diese Entdeckung knüpft M. Claude eine effektvolle Schilderung des Elsasses zu jener Zeit, wo noch preußische Spione und Banditen in holder Eintracht die Wälder und Ruinen der Vogesen-Thäler bevölkern. Es ist also gar nicht so wunderbar, daß Kinck eines schönen Abends in einem alten Thurm einige Deutsche überrascht hat, welche ihn ganz genau von dem bevorstehenden Kriege gegen Frankreich in Kenntniß setzen. Er erzählt Troppmann, daß er Staatsgeheimnisse erfahren hat, welche mindestens eine Million werth sind. Denn er hat die ganze Unterhaltung der Fremden schwarz auf weiß nach Hause getragen, und jederzeit in der Brieftasche bei sich.

Bei dieser Konversation mit Troppmann werden umgekehrt beide wieder von einem „Greise" überrascht, welcher Herrn Troppmann erblickt.

„Das Geheimniß dieses Mannes muß mit ihm sterben." Dies alles beichtet Troppmann Herrn Claude, der zwar selbst diese Erzählungen nicht recht glaubhaft findet, aber doch auch nicht Troppmann nach dem Elsaß bringen will, um die Kinckſche Brieftasche zu suchen, in welcher der famose Kriegsplan verwahrt ist.

Leider ist die der Justiz auf Frage nach den Mitschuldigen Troppmanns nichts eingegangen, natürlich weil die Politik es verbot, sonst — on aurait vu! So aber werden die Mitschuldigen nur bei der Hinrichtung auf einen Augenblick sichtbar, um gleich wieder zu verschwinden.

„Als der Kopf fällt, stürzen sich zwei Individuen, die plötzlich irgendwo herausgetreten waren, unter das Schafott.

Sie fangen mit ihren Taschentüchern das Blut auf, welches durch die Planken fließt, um sich auf dem Pflaster zu verbreiten.

Als ein Polizeibeamter sich auf die beiden Männer stürzt, sind sie entflohen.

Was konnten diese Unbekannten sein?

Zwei Bewunderer Troppmanns — Zwei Komplizen? vielleicht?"

Mit diesem mageren „Vielleicht" entläßt uns der phantasievolle Autor, und unsere Leser werden uns beipflichten, wenn wir ihn gleichfalls entlassen, um nichts weiter von ihm zu hören.

W. Emden.

Digitized by Google

Gold.

Ein Phantasiegemälde.

Vor seinem Ofen zusammengekauert, sitzt ein alter Goldsucher. Vor ihm blitzt es seltsam in dem Tiegel, der auf dem Dreifuß über glühenden Kohlen dampft, sein struppiger, versengter Bart hängt über einem dicken Pergament, in seinen borstigen, rauchgeschwärzten Augenbrauen lauern ein paar gierige Augen, wie Wölfe im Gebüsch und manchmal hebt er mit zitternder Hand den Tiegel empor und murmelt: „Noch nicht, noch immer nicht!“ Die Falten seiner Stirn ziehen sich finster zusammen, als er neue Flüssigkeit zugießt, und als er das Feuer anbläst, tanzen die Funken, die lustigen Kinder der Flammen um seine magere Gestalt, und der Wind lacht im Rauchfang und die Schatten huschen an der feuchten Mauer des Gewölbes hin, so possirlich, unheimlich, daß die alte Katze, die sich in die Nähe des Ofens gelagert, anfängt zu fauchen. An den Wänden grinsen seltsame Apparate. Ein hölzerner Zirkel spreizt die Beine auf der Erdkugel von Japan bis Madagaskar, Mißgeburten, wie boshafte Parodien auf das Menschengeschlecht hocken in ihren Gläsern, im hintersten Winkel aber der Küche lacht ein schwarzer Todtenkopf auf einer kleinen Flasche und beäugelt lüstern mit seinen leeren Augenhöhlen den ganzen Raum. Des Alchimisten Haupt sinkt tiefer auf seine Brust herab, die Dünste des Tiegels hauchen Schlummer um seine Schläfen, seine Augenlider fallen zu und dennoch sieht er, was in dem Gemache vor sich geht. Er sieht, wie ihn seine Instrumente verhöhnen, er sieht, wie eine knöcherne Gestalt sich leise zur Thür hereinschleicht, sieht, wie sie aus ihrem Stundenglas ein graues Pulver in die Flammen seines Ofens streut und wie sie dann wieder davonschleicht. Und dieses Pulver hat eine seltsame Wirkung. Der Rauch, der bisher in zufälligen, bedeutungslosen Ballen zum Schlot wirbelte, nimmt plötzlich Gestalt an. Sieh! eine grüne Wiese breitet sich um ihn her, es spielen die grünen Wellen des Grases auf und nieder, die Sonne wirft ihnen ihre heitersten Strahlen zu und durch die wogenden Wellen des Grases eilt ein Knabe. Er pflückt Blumen und fängt mit vorsichtigen Fingern die Schmetterlinge. Dort, über dem Bach steht ein kleines Mädchen, sie winkt ihm mit dem Taschentuch und er fliegt ihr entgegen. Der rauschende Bach hemmt seine kleinen Füße, das Mädchen stößt einen Schrei aus, als er einen Anlauf nimmt über das schillernde Wasser zu setzen, er aber lacht, schwingt seine Blumen gleich einer Fahne über seinem Haupte und fliegt von einem Ufer zum andern. Besorgt reinigt sie mit ihrem Tuch seine bestaubten Kleider, und er läßt sich zu ihr nieder ins Gras, wirft ihr seine gesammelten Blumen in den Schoß und

Digitized by Google

steckt ihr eine nach der anderen ins blonde Gelock, was sie sich gern gefallen läßt. Und nun betrachtet er sie entzückt, fährt ihr behutsam mit der kleinen Hand über die Stirn und heißt sie ihr Bild im Bache bewundern. Dann steckt auch sie ihm eine Blume an den Hut und er küßt sie herzhaft auf den Mund. Lange sitzen sie so Arm in Arm, sehen den Vögeln zu, wie sie die spitzen Schnäbel tauchen in die frischen Bachwellen, horchen auf das ferne Geläute des Dorfkirchthurms, das schwermüthig zu ihnen herüber weht, sehen um die Wette in die Sonne, wer ihren blendenden Strahl am längsten ertragen kann, und endlich stellt sie sich hinter ihn und kämmt ihm mit ihrem Kamm das lange, schwarze Haar.

„Weißt Du was?" ruft sie plötzlich aus, „wenn ich einmal groß bin und wenn Du einmal groß bist und eine Uniform trägst wie mein Papa, dann werden wir Mann und Frau und dann kämme ich Dir jeden Morgen das Haar, das thue ich gar zu gern."

Und der alte Chemiker lächelt, und wie er lächelt, wirbelt der Rauch in den Schlot, verwischt Wiese und Kinder und gestaltet sich um.

Ein Wald rauscht empor, zärtlich neigen sich die Wipfel zu einander hin und unter den säuselnden Wipfeln sitzt ein Jüngling.

In seinen Händen zittert ein Brief, dessen rothes Siegel er küßt, er floh hinaus in die feierliche Einsamkeit des Waldes um ihn zu lesen, den Brief von ihrer Hand, den Brief, der die ersehnte Antwort bringen soll auf die Frage: Willst Du mein eigen sein? Noch zögert seine Hand zu öffnen, das rothe Siegel duftet ihm einen warmen Hauch entzückender Kindheitserinnerungen ins Herz; er sieht ihre zarte Gestalt als emsige Wirthschafterin die Zimmer durchschweben, er sieht sie sitzen an seinem Lager, da er zum Tod erkrankt war, er sieht ihre Thränen, und hört ihre Abschiedsworte, da er von dannen zog, weit in die Ferne auf die hohe Schule. Noch war das Wort nur mit der Seele gesprochen, nur die Blicke machten sich verständlich, was die Lippen nicht zu sagen wagten, und nun hier dies kleine Papier sollte es enthalten, das große, ewig bindende Wort? Warum durchschauerte es ihn? Warum mußte er sich auf das Moos niederlassen? Er weiß, daß sie ihn liebt. Ein gewaltiges, selig machendes Ja! muß zu lesen sein auf jenen Blättern. Und er öffnet, und er liest, und der Brief entfällt seinen Händen. Blaß, zur Leiche geworden, sitzt er da. Sein Busenfreund naht von fern her, verwundert sieht er den Jugendgenossen zu Füßen der Eiche, er setzt sein Gewehr zu Boden, durcheilt den entfallenen Brief und reicht dem Thränenlosen mitleidig die Hand.

„Nimm es nicht so ernst, Bruder", lacht er, „sie war eben ein Weib wie andere Weiber. Vielleicht genügt Dir ihre Schwesternliebe, von der sie so viel zu sagen weiß."

Barsch stößt der Unglückliche die Hand des Freundes zurück. Der andere geht, kehrt zurück und sagt, nachdem er den Erstarrten neugierig beobachtet: „Sie kann Dich nie geliebt haben, denn wie ich aus der Stadt erfuhr, ist sie bereits Braut eines andern."

Er geht und verschwindet singend im Grün der Gebüsche. Dem Zurückgebliebenen sinkt langsam das Haupt zwischen die Kniee. —

Boshafter Rauch, was quälst Du den alten Schläfer so sehr mit Deinen nichtigen Gebilden? Ich sehe nur schwarzen Wust, er aber

Digitized by Google

seufzt auf, denn er erblickt einen Jüngling, der am Fenster steht und hinaufschaut zu den leuchtenden Sternen der Nacht. Die Nacht hält sie ihm entgegen die leuchtenden Sterne, so stolz, so triumphirend, so edel, doch des Jünglings Auge blickt düstern Hohn und sein gramverzogener, bleicher Mund spricht: „Ich weiß, was Du mir sagen willst, stolze Nacht mit Deinen hohen Sternen. Ja! Alles ist vergänglich, Liebe, Glaube, Treue, alles, mit was sich des Menschen Herz so gern betrügt: es ist nichts. Frag ich die Todten, die dort drüben schlummern im schwarzen Beinhaus, so sagt mir ihr stummer Mund: das Leben ist der Traum eines Wahnsinnigen. Sie haben gehofft, geliebt, Tugend geübt, Treue gehalten, was hat es ihnen genützt? Konnten ihre edeln Gefühle sie vor dem zu Staub werden bewahren? Was steht sicher in des Menschen Brust? wechseln nicht die Empfindungen wie die Winde? Wen wir heute lieben, hassen wir morgen, was wir heute verabscheuen, sehnen wir morgen herbei! Und ein so wankelsinniges Geschlecht macht Anspruch auf Achtung? Du hast Dich kasteiet, hast den Armen gegeben, hast Deine Gier bezwungen — Dein gelber Schädel grinst und weiß nichts mehr davon, Du hast die Ehe gebrochen, hast getödtet — Dein gelber Schädel grinst und weiß nichts mehr davon. Ihr Sterne, ich verstehe eure Mahnung. Die Welt hat mich betrogen — ich habe das Recht, sie wieder zu betrügen. Geltend machen soll sich jeder, ruft Euer Leuchten, mit den Kräften, die ihm wurden. Treu sein, heißt ein Narr sein. Ich bin alles, der andere ist nichts, ist die Sprosse der Leiter, auf der ich emporklimme. Der Ruhm ist das höchste Gut, der Reichthum ist die höchste Tugend."

Und der Jüngling wendet sich zu seinem Tisch, der von Büchern strotzt, der mit Apparaten und Präparaten bedeckt ist. Bald hängt seine blasse Stirn über den Folianten und grübelt nach, wie Gold darzustellen sei. Verbitterung lagert auf seinen Lippen, Menschenhaß wurzelt in seinen Augen; doch er hat ein Recht zu hassen, sagt sich sein Inneres, denn er hat allzusehr geliebt. Vor ihm steht das Bildniß eines schönen, stillen Mädchens. Und es lächelt wie ein Mai, Wonne blüht auf seinen Lippen. Aber der Jüngling ergreift es nun, hohnlachend zerreißt er das sanfte Bild und tritt es mit Füßen. —

Sieh! wie die Funken um die grauen Haare meines Träumers fliegen, weit aufgerissen stieren seine Augen ins Feuer. Die Funken sind glänzende Kavaliere in goldgestickten Röcken, sie verneigen sich vor einem besonders dicken Funken und nennen ihn: „Durchlaucht!" Neben Seiner Durchlaucht steht ein blasser Mann und der Fürst reicht ihm dankbar die Hand, denn der Fürst hat Gold von ihm erhalten, Gold um Schlösser zu bauen und Jagden zu veranstalten, und der Fürst fragt nicht, auf welche Weise der blasse Mann das Gold gewann, er weiß nur, daß er es gebraut nachts in seiner Küche, und daß ihm Geister dabei behilflich sind, und der Fürst hat ihm mit Aemtern und Würden gelohnt, und der blasse Golderfinder ist ein Mächtiger im Staate geworden, ja er ist mächtiger wie der Fürst selbst, denn der Fürst liebt die Jagd, den Wein, die Weiber, der blasse Mann aber liebte die Arbeit. Wie wird er umjubelt, der Mächtige! Alles scheint ihm zu dienen, alle Blicke gelten ihm, selbst die Fürstin lispelt ihm verheißungsvolle Worte zu, denn ihr Gatte weilt oft tagelang fern von der Residenz.

Digitized by Google

Der Mächtige schaut mit kaltem Ernst in die Pracht, die ihm dienstbar; nicht unbefriedigter Ehrgeiz blitzt aus seinen Augen, schmerzlich finster zuckt es manchmal um seine Stirn, aber dann schmettern die Trompeten betäubend in den Saal, manchmal kriecht sein Blick ängstlich am Boden, aber dann flüstern glatte Höflingszungen süße Schmeicheleien in sein Ohr. Gestern brachte man ihm ein Todesurtheil zur Unterschrift. Das Weib des Verurtheilten lag zu seinen Füßen, selbst der Fürst bat um Schonung, denn der Fehler des Gerichteten war ein geringer, doch der Mächtige unterschrieb das Urtheil mit fester Hand. Nun hat ihm der Fürst einen hohen Orden überreicht, die Menge ist Bewunderung und Staunen, sein Fuß stampft verachtungsvoll den Sammet der Thronstufen.

„Ich habe es weit gebracht", murmelt es in seinem Innern, „denn ich habe die Menschen geachtet wie Koth, den man mit Füßen tritt. Ich sagte ihnen, Ihr seid Perlen und dachte, Ihr seid Schmutz. Ich habe nur einmal geliebt und dann immer nur gehaßt und hassen will ich alles Lebende, wie ich mich selbst hasse."

Da stiehlt sich eine Maske an seine Schultern, heißer Odem berührt sein Ohr und die Maske flüstert dem Erschrockenen zu:

„Ich weiß Euer Geheimniß, Signor, Ihr seid ein Betrüger, ein Falschmünzer!" —

Sinnberückend wirbelt der Rauch zur Decke, klagend heult der Wind, der Alte schauert zusammen. Wohl möchte er den Bildern entfliehen, die ihn verfolgen, aber sie drängen sich ihm auf mit fieberhafter Hast. Sieh! wer flieht dort durch die finstere Föhrenwaldung am Abhang hin? Sein goldgesticktes Prachtgewand hängt zerfetzt um seine Schultern, kaum tragen ihn seine Füße, sein Athem fliegt, die Adern seiner Schläfen pochen. Er sieht sich angstvoll um. Verfolgt man ihn? Er vermeidet die Helle des mondbeschienenen Pfades, jeder Windhauch dünkt ihm ein Gegner. Jetzt rauscht es neben ihm im Gebüsch, ein Weib vertritt ihm den Weg, weiß schimmern ihre ausgebreiteten Arme im Mondschein.

„Was willst Du?" kreischt er auf.

„Verlasse mich nicht", wimmert das Weib, „halte aus mit mir, nimm mich mit Dir, mich Elende."

„Mir aus dem Weg, Dirne", ruft er zitternd, „Du bist betrogen, wenn Du an meine Liebe glaubst. Tödte die Kinder, ihr Vater ward zum Schurken."

Aber sie klammert sich an ihn mit der Kraft des Wahnsinns, sie weint unendliche Thränen, sie verspricht mit ihm zu leiden. Und er, uneingedenk der süßen Stunden, die er mit ihr durchlebt, stößt sie hart von sich und sie taumelt, schreit auf, stürzt und stürzt hinab den Abgrund, der hinter ihr gähnt. Starren Blicks folgt er dem Unerwarteten. Dort unten liegt sie, blaß, schwer, blutig. „Meine armen Kinder", war ihr letzter Hauch.

Nun schweigt sie, und die finstern Föhren ringsum schweigen auch, und es ist, als erblaßte der Mond, als hielte die Natur den Athem an. Noch steht er von Entsetzen gepackt, kaum weiß er, was er gethan. Seufzt es nicht in den Blättern:

„Du hast getödtet, Dein gelber Schädel grinst und weiß nichts mehr davon?"

Digitized by Google

Sieh! wie sie tanzen, die Flammen, wie sie springen, die Kobolde mit ihren rothen Sammetkleidern! Horch! was sie sich lachend zuflüstern, die lustigen, bösen Kleinen.

„Wir verzehren, wir vernichten", kichern sie, „wir sind das Böse, und das Böse hat Recht in der Welt. Ihr alle, welche man betrog, ihr Unschuldigen, die ihr leidet, nehmt uns zum Beispiel. Wir wissen, euer Herz, als es aus der Hand der Natur hervorging, war weich wie Mailuft, es dachte groß von der Welt, der Mensch war ihm ein Gott im Gewand des Staubes, aber da der Verstand die Schläge des Herzens regelte, schracht ihr zurück vor der Berührung mit der Welt. Falsche Freunde drängten sich in Eure Nähe, Feinde forderten Eure sanften Hände zum Schlage heraus, man vergällte Euch den Frohsinn der Jugend, man verbitterte Euch das Mannesalter durch Kränkung und Zurücksetzung. Die Schläge des Schicksals, Ihr trügt sie wohl leicht, denn ihnen ist Euer ganzes Geschlecht unterworfen; nein! was Euch verschlossen machte, was Euch hart machte, war die Bosheit Eurer Mitgeschöpfe, die offen und verlarvt umherschreitet. Wir sind die Verzehrer, die Hassenden, zu uns gesellt Euch, wir verwerfen Euch nicht, wenn Ihr Rache fordert." Und sie schütteln ihre rothen Röcklein, die Kobolde und nicken auffordernd mit den rothen Zipfelmützen. Doch in der Höhe braust der Sturm. Ueber den Schornstein hin zieht er und manchmal tönt wie Geisterlaut sein Lied hinab in das Gewölbe.

„Die Rache sättigt nicht", singt er hohl, „sie ist eine Speise, zu heiß für menschliche Eingeweide. Die Rache ist die Mutter der Reue. Jede Kränkung findet ein linderndes Heilkraut und fändest Du keins, so bemitleide Dich selbst und trage Deinen Schmerz mit Dir durchs Leben, wie ein liebes Kind. Du kannst alles verzeihen, was man Dir anthat, und dünkt es Dir unmöglich, so bedenke, daß Dein Peiniger ein gequälter Mensch ist, wie Du, um nichts glücklicher, und daß die Pein, die er Dir auferlegt, vielleicht aus seiner eigenen Pein hervorgeht. Vielleicht lächelt er, wenn er Dich quält, aber wer weiß, was hinter diesem Lächeln liegt? Dulden ist größer denn trotzen. Wer duldet, nur wer duldet, straft seinen Feind so hart, als er ihn nur strafen kann. Laß Deine Liebe nie ausschöpfen, und je mehr Du davon bedarfst um die Fehler Deiner Mitmenschen zu bedecken, ihre Schwächen zu entschuldigen, ihre Qualen zu stillen, desto reichlicher laß sie hervorströmen aus Deinem Inneren. Ist sie nicht wie ein Band, das sich stärkt, jemehr sich der Gefesselte seiner entwinden möchte? Die Pflicht hat Grenzen, die Liebe hat keine. Die Pflicht geht einher im Gewande der Pracht, aber sie ist innerlich arm, die Liebe steht nackt, denn sie hat ihr letztes Gewand weggeschenkt. Die Liebe ist das höchste Glück, weil sie glücklich machen kann. Wem kann der Mensch, wem das Schicksal Uebles anthun, der liebt? Wie verschwindet Geist, Wissenschaft, Macht, Reichthum vor ihr! Sie besiegt, als dienende Sklavin die Welt. Und Du findest sie, wenn Du sie suchst, überall. Ist die Welt nicht ein großes Zusammengehöriges? Bist Du nicht verbrüdert mit der Mumie, die vor dreitausend Jahren als Mensch am Nil wandelte? Ist nicht der Mörder Dein Bruder, und ebenso der Wilde in Afrika, der das Fleisch seiner Nächsten verzehrt? Habe Mitleid mit den Menschen, Mitleid mit den Thieren und Pflanzen, Mitleid mit allem, was ist, denn alles, was ist, verdient Mitleid, hat es nöthig — und be-

Digitized by Google

darfst Du nicht selbst des Mitleids? Und was ist Mitleid anders als Liebe!"

So singt der Sturm und der alte Träumer sieht wieder vor sich das Bild, das er einst hohnlachend zerriß, das Bild mit den stillen Augen, das sanfte Mädchengesicht, das ihn so tief unglücklich machte. Was hätte sie aus ihm machen können und was hat sie aus ihm gemacht! O ihr Brief! Seine Worte schlugen sein Herz zu Stein. Kann er ihr vergeben? Wird ihm vergeben werden? — —

Ich weiß es nicht. Doch als man ihn des Morgens todt auf seinem Schemel am ausgebrannten Ofen findet, hängen Tropfen an seinen rußigen Wimpern, die Thränen sehr ähnlich sehen.

Doch vielleicht hat sie ihm der Rauch ausgepreßt! —

Wilhelm Walloth.

Wär' ich allein mit dir!

(Siehe die Illustration „Vier Augen zu viel".)

Wär' ich allein mit dir, wollt ich dir's sagen,
Was deine Augen mich, die blauen fragen;
Wär' ich allein mit dir, wo niemand lauschte,
Wo nur der Wald um uns verschwiegen rauschte,
Dort wo die Quelle schäumt, die Berge ragen,
Wollt' ich ganz leise dir ein Wörtlein sagen.

Liebliches Försterkind, — des Waldes Seele,
Ach wie so schwer, so schwer ich es verhehle,
Was mir den Wald geweiht zum Heiligthume,
Drin mir aus jedem Baum, in Blatt und Blume
Der Gruß der Liebe flüstert traut entgegen
Mit seinem Engelsgruß und stillen Segen.

Wär' ich allein mit dir, mein süß' Gedenken,
Wie sollte mir das Herz die Worte lenken,
So ganz mein Sehnen nur und mein Verlangen,
Von jedem Zwang befreit, von Scheu und Bangen!
— Wär' ich allein mit dir, wollt' ich dir's sagen,
Was ich im Herzen stumm so lang' getragen.

Hartwig Köhler.

Digitized by Google

Salonpost.

B. v. H. in Prag. Adolf Wilbrandt bezieht als Direktor des Burgtheaters einen Jahrgehalt von 6000 fl. und außerdem eine Quartierzulage. Wilbrandt ist am 24. August 1837 geboren und hat sich 1873 mit Auguste Baudius vermält. Für seinen „Gracchus" hat er den Grillparzerpreis, für seine „Chriemhilt" den Schillerpreis erhalten.

P. H. in L. Ernst Häckel hat auf der Eisenacher Naturforscherversammlung die Gemeinsamkeit der Anschauung der drei Koryphäen der Entwickelungstheorie glänzend dargelegt. Lamarck beginnt mit den sorgfältigsten, systematischen zoologischen Studien. Goethe verallgemeinert eine gefundene Thatsache, welche gewissermaßen sich als die Probe auf seine Gedankenrechnung erweist. Darwin fragt nach den Ursachen des Entstehens der durch die menschliche Kultur hervorgerufenen Thierformen. Er findet sie in dem unter dem Gesichtspunkt der natürlichen Zuchtwahl betrachteten Kampfe ums Dasein und erhärtet so die Idee von der einheitlichen Entwickelung der ganzen organischen Formenwelt ohne die Zuhilfenahme irgend welcher übernatürlich wirkender Kräfte. So wird die ganze Naturanschauung pantheistisch und diese wissenschaftliche Erkenntniß ist ein Fortschritt in physischer und moralischer Hinsicht. Weit entfernt davon, zersetzend und zerstörend zu wirken, ist diese Erkenntniß vielmehr versöhnend und ausgleichend. Der Kirchengläubige verlegt sein Erklärungsbedürfniß für die letzten Gründe von den Dingen in dem Begriff Gott, der Forscher in den des Naturgesetzes. Aus dem Erkenntnißbegriffe von dem Grundwesen der Moral folgt mit Nothwendigkeit eine Verminderung der Eigenliebe, (Egoismus) zu Gunsten der Nächstenliebe (Alterismus). Hier aber ist der Punkt, wo die einheitliche Naturanschauung mit den höchsten Geboten des Christenthums zusammentrifft, vorausgesetzt, daß man hierunter nicht ausschließlich die Dogmen der rechtgläubigen Orthodoxie verstehen will.

C. L. in G. Möchte doch der Herr Professor Buckles berechtigte Klagen (in der Geschichte der Civilisation) beherzigen; die also lauten: „Wir haben es dahin gebracht, daß unsere Thatsachen über unsere Erkenntniß hinausgehen und ihr in ihrem Verlaufe zur Last fallen. Die Schriften unserer wissenschaftlichen Anstalten und unserer Männer der Wissenschaft sind bis zum Ueberfluß voll von endlosem kleinen Detail, welches das Urtheil verwirrt und jedem Gedächtniß entschlüpft. Vergebens verlangen wir, daß dieses Detail verallgemeinert und geordnet würde. Statt dessen schwillt der Haufe immer mehr an. Wir brauchen Gedanken und erhalten immer mehr Thatsachen. Wir hören fortwährend, was die Natur thut, aber wir hören selten, was der Mensch denkt."

D. R. in O. Professor Max Müller behauptet in seinem Werke über Sprachen und Religionen des Orients, daß die indischen Wittwenverbrennungen durchaus nicht in den Vedas vorgeschrieben, sondern durch die List und den Unverstand der Priester eingeführt worden seien, indem diese für das Wort „agre" (Altar) das Wort „aguet" (Feuer) hingestellt hätten. Während es also von den Frauen in verschiedenen Abstufungen heiße: „Laßt sie zum Altar treten", oder: „Laßt sie zuerst an den Altar gehen", hätten die Priester daraus gemacht: „Laßt sie ins Feuer gehen", „Sendet sie ins Feuer."

P. v. L. in Görlitz. Wenn man Wein in einem Gefäße aus weißem Glase besonnt, welches mit demselben angefüllt und luftdicht verschlossen ist, so wird man nach zwei bis drei Tagen diesen Wein süßer finden als eine Probe, welche derselben Temperatur, aber im Dunkeln ausgesetzt war. Das Licht kann auf gewisse Weine sehr günstig wirken, denselben den Charakter eines alten Weines ertheilen, vorausgesetzt, daß das Licht hinreichend, aber nicht zu lange auf sie eingewirkt hat; im letztern Falle bekommt der Wein oft einen unangenehmen Geschmack.

G. H. In England ist es bei allen Scheidungsprocessen gesetzlich, daß Kinder bis zum siebenten Jahre in den Händen der Mutter bleiben; erst dann beginnt das Erziehungsrecht des Vaters.

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Achteckiger Leuchtertiſch.

Der Fuß dieſes Tiſches iſt von ſchwarzpolirtem und vergoldeten Holz, während zur Tiſchplatte einfaches glattes Tannenholz genommen wird. Die Platte wird mit einem entſprechend geformten, im Kreuzſtich geſtickten Stück Javacanevas bedeckt, deſſen Deſſin aus der Abbildung erſichtlich iſt. Auch können hier beliebige andere

Nr. 1. Achteckiger Leuchtertiſch.

Deſſins, die gerade zur Hand ſind, verwendet werden. Zur Stickerei kann man Floretſeide in zwei Nüancen braun und zwei Nüancen blau verwenden. Die den Rand umgebende Stickerei wird im gleichen Genre ausgeführt. Das Befeſtigen der Decke wird mittels kleiner leicht zu verdeckender Stifte bewirkt. Will man ſtatt auf Canevas auf Tuch ſticken, ſo wird auf dieſes vorher Stramin geheftet und werden nach beendeter Arbeit die Fäden herausgezogen. Anſtatt des Randſtreifens kann man auch eine hübſche wollene Gitterfranſe mit Gitterkopf an die Decke ſetzen.

Digitized by Google

Nr. 2 u. 3. Elegante Taille für ein junges Mädchen oder eine junge Frau (Vorder- und Rückansicht.)

Das Vordertheil dieser Taille von rubinrothem Sammet oder Atlas mit sehr spitzer mittelalterlicher Schnebbe öffnet sich über ein crêmeweiß und rubinroth bro-

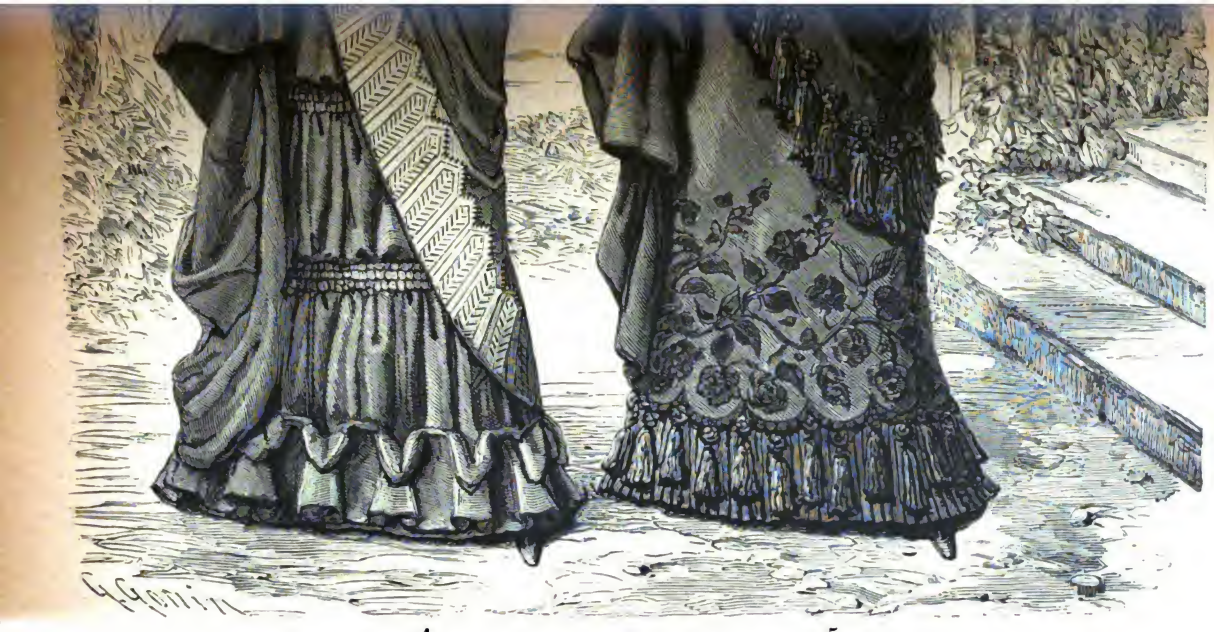
Nr. 2. Elegante Taille. (Vorderansicht.)

Digitized by Google

chirtes Gilet, das ringsum von einer, in drei Falten gelegten Stoffdraperie umgeben iſt. Sehr hoch am Halſe wird es durch einen geraden Kragen mit innerer Fräſe geſchloſſen. Die Schöße der Taille ſind mit einem nach der Spitze zu immer ſchmaler werdenden Bouillonné eingefaßt. Der Ellbogenärmel bildet oben eine, in tiefe Falten gelegte Puffe, an die ſich neun enge Reihungen anſchließen, deren unterſte

Nr. 2. Elegante Taille. (Rückanſicht.)

Digitized by Google



4 5

Nr. 4 u. 5. Gesellschafts-Anzüge.

Digitized by Google

von dem ſehr langen Handſchuh etwas bedeckt wird. Den Abſchluß des hintern Taillenſchooßes bedeckt ein Fächerpliſſé.

Nr. 4 u. 5. Geſellſchafts-Anzüge.

Nr. 4. Anzug von blaßblauer Voile und reicher ecru Stickerei. — Auf den falſchen Rock iſt an den Seiten ein gereihter und ein gekräuſter Querſtreifen aufgeſetzt.

Nr. 6. Federwiſcher (Mit Deſſin)

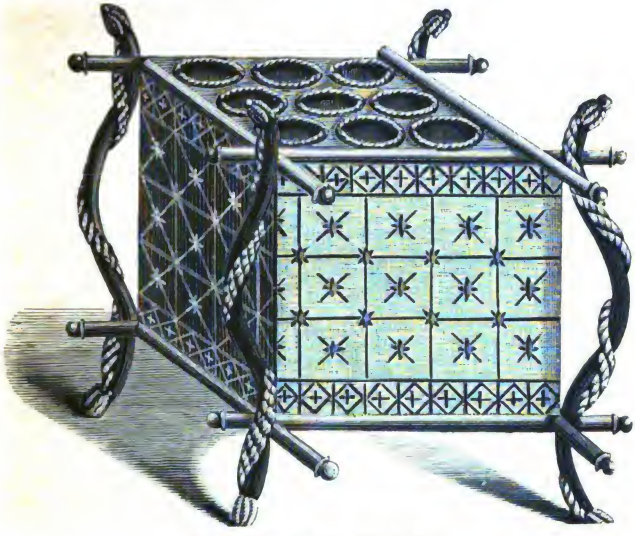
Am untern Rande iſt er mit einem leinenen Hohlfalten-Volant umrandet, deſſen heruntergenähter Kopf mit Atlas gefüttert iſt. Eine mit breiter Stickerei eingefaßte Caſchmirſchürze iſt vorn auf dem Rock drapirt und geht auf der rechten Seite

Nr. 7. Deſſin zum Federwiſcher.

hinauf bis hinter die Hüften. Auf der Rückſeite iſt ein Puff drapirt. Die ſich durch einen Shawlkragen von breiter Stickerei herzförmig öffnende Taille wird gerade geknöpft. Der untere Rand des Schooßes vom eng anliegenden Rücken wird durch den ſchon erwähnten drapirten Puff, der hier angehäkelt iſt, etwas verdeckt. Die Schooßränder umgiebt übrigens eine dreifache Faltenlage. Ellbogenärmel mit geſticktem Aufſchlag. Blauer Bäuerinnen-Strohhut, deſſen Vordertheil mit einer

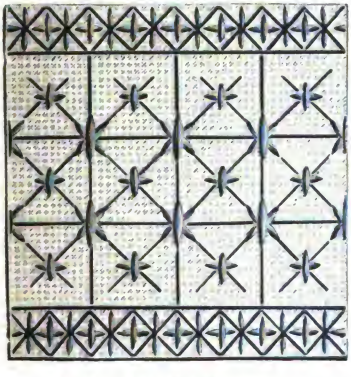
Digitized by Google

dicken, auf der rechten Seite spitz herabfallenden Guirlande von Kornblumen und Feldgräsern verziert ist.



Nr. 8. Cigarrenhalter. (Mit Dessin.)

Nr. 5. Anzug von nickelgrauer Faille mit Spitzenapplicationen. — Der Rand des sogenannten falschen Rockes ist von einem großen Plissévolant umgeben. Darüber eine vollständig glatt gespannte Bahn mit reicher schwarzer Spitzenappli-



Nr. 9. Dessin zum Cigarrenhalter.

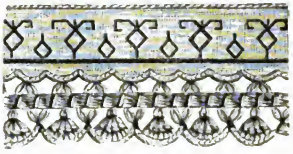
cation, am untern Rande in runde Zacken ausgeschnitten und mit einer seidenen Quastenfranse garnirt. Dieselben Applicationen wiederholen sich auf der glatten

Digitized by Google

Taille, wo sie vorn ein Fischü simuliren und auf dem Rücken ein anderweites ansprechendes Motiv bilden. An die Schoofränder der Taille schließt sich eine drapirte Schürze an, welche nach der Rückseite emporsteigt und sich daselbst unter einer großen drapirten Faillebahn verliert. Mit Applicationen bedeckter Marquisenärmel. Atlasgrau schillernder Strohhut mit grau atlasnen Bindebändern und einem Paradiesvogel.

Nr. 6 u. 7. Federwischer. (Mit Dessin.)

Auf ein 9 Cmtr. im Durchmesser haltendes Rund von bronzefarbenem Tuch wird das Dessin Nr. 7 im russischen und im Kurzstich gestickt. Die vier großen Blumen in himmelblauer Seide mit darüber hinweggezogenen gelben Blattrippen, die Muschen im Hochstich in nüancirter rosa Seide, die Stiele im Kettchenstich in brauner Seide und die kleinen Blätter in havanafarbener Seide. Der Rand des Tuches wird fein ausgezackt. Dann schneidet man ein gleich großes Rund von Carton, auf welches das gestickte Tuchrund geheftet wird. Ein zweites, oben und



Nr. 10. Gehäkelte Mignardisen-Garnitur.

unten mit schwarzem ausgezackten Tuch gefüttertes Cartonrund bildet den Boden. Zwischen beide in angemessener Entfernung von einander gestellten Runds wird eine Rüsche von schwarzem ausgezackten Tuch angebracht, welche als Federwischer dient. Ueber das gestickte Rund steht ein kleiner durch den Boden gehender Handgriff von goldbronzirtem Metall hinaus, dessen unteres Ende am Bodenrund durch eine kleine Mutterschraube befestigt wird.

Nr. 8 u. 9. Cigarrenhalter. (Mit Dessin.)

Das in Quadrate geformte Gestell besteht aus dünnem schwarzlackirten Rohr und hat überall 10 Cmtr. Seite; die die Füße bildenden gewundenen Verzierungen sind aus goldbronzirtem Kupfer. In der obern Fläche sind neun Runds ausgeschnitten, in welche die Cigarren gesteckt werden. Auf einem mit Vorzeichnung versehenen Streifen von brasilianischem Canevas, welcher später unter den Gestellstäben hinweggezogen und an diesen befestigt wird, wird das unter Nr. 9 gegebene Dessin gestickt. Die kleinen Carrés werden im Lanzettstich in schwarzer Wolle ausgeführt; die Zwischenräume und Kreuzungen sind im Kreuzstich in zwei Nüancen roth; in der Randverzierung sind die Rauten in schwarzer Wolle, die Kreuzchen in rother und die geraden Striche in gelber Seide.

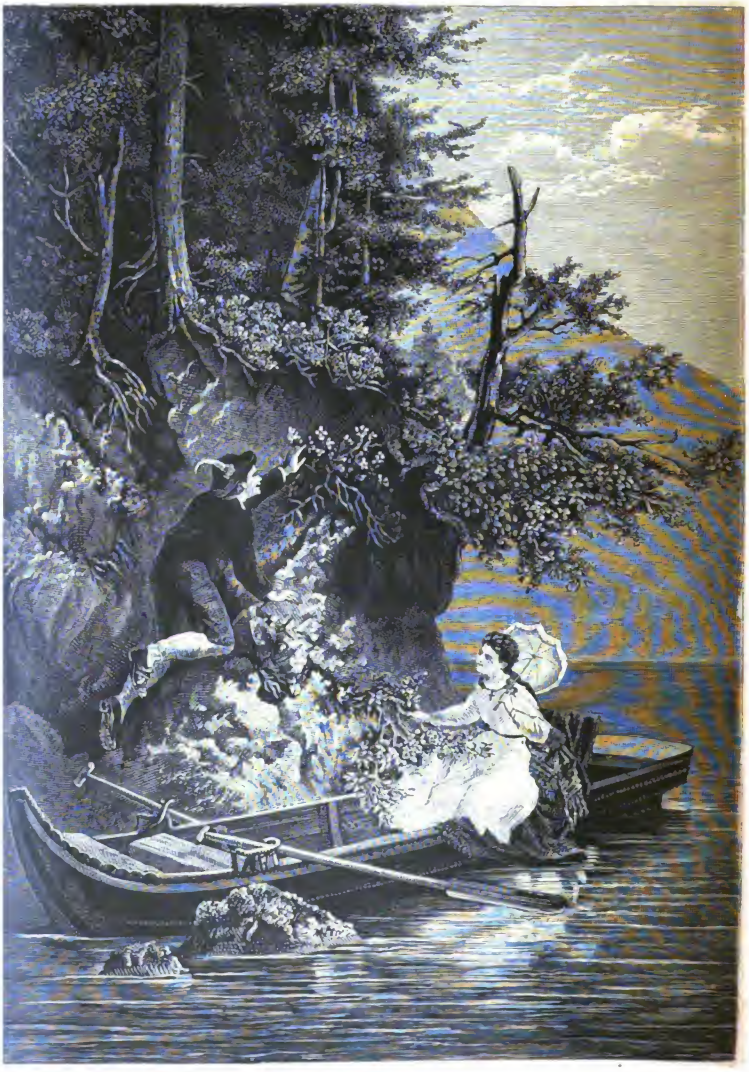
Nr. 10. Gehäkelte Mignardisen-Garnitur.

An ein Stück Mignardise wird in zwei Picots zusammen eine Doppelmasche gemacht, dann 1 Luftmasche, 4 Stäbchen in das folgende Picot. Wiederholt. An die andere Seite kommt ebenfalls eine Dm. in zwei Picots zusammen, 2 Lm., 1 Dm. in ein Colbert-Spitzenbändchen, 2 Lm. Wiederholt. Auf das Colbert-Spitzenbändchen stickt man ein kleines Dessin im italienischen Stich.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google



Rose und Röschen.

Nach dem Originalgemälde von Karl Naumann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Heilige Bande.

Novelle von F. Ferrari.

Nach mehreren trüben Regentagen strahlte endlich wieder die Sonne aus dem reinen Blau eines wolkenlosen Himmels auf das von hohen bewaldeten Bergen umschlossene Bad Ischl. Auf den höchsten Spitzen der mächtigen Gebirgskette, die sich nach Norden hinzieht, lagen in den tiefern Schluchten noch einzelne Nebelstreifen, welche jedoch die despotische Augustsonne gar bald zertheilt hatte. Der Fluß, an dessen Ufern das Bad Ischl erbaut ist, schoß heute, von den vielen Regengüssen der letzten Tage mächtig angeschwollen, schäumend und brausend über die großen Felsblöcke, zwischen denen sonst seine grünlich schimmernden Wogen ruhig hinglitten. An der sogenannten Esplanade, die sich längs des Flusses hinzieht, hingen noch an den Blättern der dichtbelaubten Alleen einzelne Regentropfen, in denen sich die Sonnenstrahlen in zahlreichen Farben brachen.

Kaum war der feine Kies ein wenig aufgetrocknet, als schon wieder zierliche Damenfüßchen in feinen Stiefletten über ihn hinweg tänzelten. Das Orchester der Kurmusik spielte eben eine hübsche Tanzpièce, welche den jungen Mädchen ganz besonders zu gefallen schien, da sie sich noch anmuthiger in ihren schlanken Hüften wiegten und mit der Spitze ihrer buntseidenen Sonnenschirme à la chinoise den Takt zu dem Tempo gaben.

Nur eine der Spaziergängerinnen schritt durch die Reihen der Fröhlichen ohne besondern Antheil zu nehmen an dem was um sie her vorging. Auf den Arm ihres Gatten gestützt, der um viele Jahre älter als sie, wandelte sie gesenkten Blickes an den lachenden und plaudernden Gruppen der Herren und Damen vorüber. Sie achtete nicht darauf, daß ihre Erscheinung die Aufmerksamkeit, ja häufig auch die Bewunderung der anwesenden Kurgäste erregte. Ein feiner Beobachter hätte wohl hin und wieder ein Aufleuchten in den großen blauen Augen der jungen Frau bemerkt, die dann aber um so matter und erloschener blickten. So wechselten wohl auch die Bilder, bald heiter und bald trübe, die durch ihre Seele zogen.

Nachdem die beiden Gatten einige Male auf der Promenade hin

Digitized by Google

und her gewandelt waren, sprach die junge Frau, ihr blasses Antlitz, auf dem sich einige Ermüdung zeigte, zu ihrem Gatten erhebend:

„Wollen wir nicht in das nahe Albrechtswäldchen einbiegen, ich fühle mich ein wenig angegriffen von dem Lärm der Musik und den vielen Menschen hier."

„Wie Du wünschest, meine liebe Hedwig", erwiederte Baron Hektor von Salby, sich besorgt zu seiner Gattin herabneigend. „Fühlst Du Dich etwa unwohl", fuhr er theilnehmend fort, „Du bist überhaupt seit unserm Aufenthalt in Ischl noch ernster und stiller als sonst, solltest Du mit der Wahl des Badeortes nachträglich nicht einverstanden sein, oder behagt Dir die Luft hier nicht?"

„Nein, nein in dieser Luft allein athme ich freier", entgegnete Hedwig lebhaft, „hier fühle ich mich wohler als überall sonst. Bald, bald werde ich ganz gesund sein."

„Wie kommt es dann", erwiederte mit ungläubiger Miene der Baron, „daß Du so wenig Antheil nimmst an den Zerstreuungen und Freuden, die Deiner Jugend angemessen wären und die, wie der Arzt versichert, Deine vollständige Genesung schneller herbeiführen würden."

„Du weißt, Hektor", sagte die junge Frau, während es wie Ungeduld durch ihre Stimme zitterte, „daß ich immer die Einsamkeit liebte, habe also Geduld und Nachsicht, Du hattest sie ja stets mit mir!"

Inzwischen waren die beiden auf ein kleines Plateau hinausgetreten, über das die sich zum Untergange neigende Sonne goldne Streiflichter warf. In der Mitte dieses freien Platzes befand sich ein Bassin von niederen Felsstücken umfaßt, aus dessen dunkelgrün schimmerndem Wasser eine hübsche Gruppe von Nixen aus zerbröckelndem Sandstein emporstieg, auf die ein wassertriefender langbärtiger Neptun wohlgefällig herabblickte. Ein hochaufsteigender Springbrunnen ergoß über die weißen Steinleiber dieser Wasserjungfrauen seinen feinen Perlregen, dessen Tropfen im Wiederschein der sinkenden Sonne in Purpurfarben spielten. Das Bassin umstanden im Halbkreise hohe Trauerweiden, deren federähnliche lange Zweige in die kühle Flut herabhingen. Unter einem dieser Bäume stand eine Bank.

„Willst Du hier ein wenig ruhen?" frug Hektor von Salby die junge Frau, mit der Hand auf den lauschigen Platz weisend. Hedwig ließ sich ohne jede Erwiederung auf die bezeichnete Rohrbank nieder, ihr Gatte aber, anstatt neben ihr Platz zu nehmen, lehnte sich einige Schritte entfernt an den Stamm einer Eiche, die ihre hohe Krone weit in die blauen Lüfte erhob. Seine Blicke ruhten mit wehmüthig innigem Ausdruck auf der schönen Frau, die bald in tiefes Nachdenken zu versinken schien.

Hektor von Salby hatte sich in den drei Jahren seiner Ehe mit Hedwig allmählich daran gewöhnt, seine Gattin Stunden und Tage lang träumerisch und wie in wehmüthiges Erinnern verloren umherwandeln zu sehen. Hatte ihn doch seine Schwiegermutter an seinem Verlobungstage darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Tochter von sonderbarer oft unverständlicher Gemüthsart sei und hinzugefügt, daß dies eine Folge des schweren Nervenleidens wäre, von welchem Hedwig vor einiger Zeit plötzlich befallen worden sei. Hektor hatte es sich daher zur Aufgabe gestellt, seine junge Gattin ganz ihren augenblicklichen Stim-

Digitized by Google

mungen zu überlassen und wo es nur immer thunlich war, ihrem Willen nachzugeben, um sorgfältig alles zu vermeiden, was sie aufregen oder reizen könnte.

Als der nun mehr als zwanzig Jahre ältere Mann die schöne Braut zum Altare führte, gelobte er sich, ihr das Leben so angenehm und genußreich wie möglich zu gestalten. Wollte er sie doch auf diese Weise mit dem Unterschiede der Jahre versöhnen und sie entschädigen für das süße berauschende Glück einer leidenschaftlichen Liebe, das er ihr nicht mehr zu bieten vermochte. Doch so sehr er diesen Austausch angestrebt, so eifrig er bemüht war, alle ihre kaum ausgesprochenen Wünsche zu erfüllen und sie mit der Pracht zu umgeben, die seine Stellung und sein Reichthum ihm erlaubten, so gelang es ihm doch niemals, Hedwig zufrieden oder heiter zu sehen. Und doch war er schon glücklich, wenn seine aufopfernde Sorge um sie ihm hin und wieder ein warmes Wort, oder ein Lächeln von ihr zu gewinnen vermochte. Nur wenn er sie, wie eben jetzt, wieder ganz dem Bewußtsein seiner Nähe entrückt sah, da fühlte er mit tiefem Wehe wie fern und fremd er dem Herzen seiner Gattin stand. Hedwig ahnte nicht, was in Hektors Brust vorging; sie saß leicht nach vorn geneigt da, den Kopf in die Hand gestützt, die auf der Banklehne ruhte und blickte vor sich hin, in das Wasser, dessen Oberfläche ein sanftes Abendlüftchen kräuselte. Dem von hellbraunen Locken umrahmten, sonst so blassen Antlitz der schönen Frau verlieh das Abendroth wärmere Tinten, so daß es blühender und belebter als gewöhnlich erschien. Lange schon hatte Hektors Auge sie nicht so schön und reizend gesehen, wie jetzt in ihrem schwarzen Spitzenkleide, das die zartgeäderten weißen Arme und die feine fast durchsichtige Hand, die entblößt im Schoße ruhte, vortheilhaft hervorhob. Aber auch Hedwig, wenn sie den Blick ihrer großen blauen Augen, statt denselben immer tiefer in das nun dunkelnde Wasser zu versenken, als schaue sie auf dessen Grunde ein wunderbares Bild, zu ihrem Gatten erhob, hätte sich sagen müssen, daß er, wenngleich kein Jüngling mehr, doch ein Mann von ernster männlicher Schönheit war, der ein Weib noch zu fesseln vermochte. Lag doch in dieser hohen schlanken Gestalt Hoheit und Würde ausgeprägt und leuchtete aus diesen dunklen, etwas tiefliegenden Augen, die noch mit jugendlichem Feuer auf die geliebte Frau blickten, eine schöne und edle Seele. Selbst die Narbe auf der linken Wange, die dem Antlitz zwar etwas Herbes verlieh, paßte zu der ganzen Erscheinung dieses Mannes, die eine ungewöhnliche Kraft verrieth. Es lag etwas Unbestimmtes, beinahe Geheimnißvolles in dem Wesen Hektor von Salbys, welches aber durch die feine Liebenswürdigkeit und echte Herzensgüte, die ihn auszeichneten, gemildert wurde.

Bacon Salby, früh verwaist, hatte, kaum zum Manne geworden, einer mächtigen Sehnsucht nach fernen Ländern folgend, sein Bergschloß Hohenfels verlassen und sich einer Expedition nach Südamerika angeschlossen. Nur selten kamen seinen Verwandten und den wenigen Freunden, die sich der stille, zur Einsamkeit geneigte Jüngling in der Heimat erworben, Nachrichten von ihm zu. Nach vielen Jahren der Abwesenheit und wie einige behaupteten, der ernsten Studien und Forschungen, andere eines abenteuerlichen Lebens, kehrte Hektor von Salby als reifer Mann in sein Vaterland zurück. Er bezog ohne Neuerungen vorzu-

Digitized by Google

nehmen das Schloß seiner Väter, das hoch auf einem Felsenvorsprunge lag und von alten Tannen umgeben war. Dort lebte er ziemlich abgeschlossen und die wenigen Besuche aus der Nachbarschaft, die zu ihm kamen, fanden ihn meist bei seinen Büchern, die ihm, wie es schien, die willkommensten Gesellschafter waren. Die einzige Zerstreuung, welche er sich gönnte, war die Jagd.

Ungefähr zwei Jahre nach seiner Rückkehr erhielt er eines Tages einen schwarzversiegelten Brief, dessen Inhalt ihn tief zu ergreifen schien. Die theilnehmenden Fragen seiner alten Haushälterin, die ihn auferzogen, da er frühe seine Mutter verloren, wurden dahin beantwortet, daß ein theurer Freund ihm gestorben sei, den er tief betraure. Das erste Mal im Leben schüttelte die Alte ungläubig den Kopf bei ihres Herrn Worten, denn sie hatte zufällig bemerkt, daß ihr Gebieter bald nach dem Anlangen des Briefes den schmalen Goldreif vom Finger zog, welchen er bisher als einzigen Schmuck getragen. Und als sie am andern Morgen, wie sie zu thun pflegte, in sein Zimmer trat um nachzusehen, ob alles wohl in Ordnung sei, da fiel ihr auf, daß im Kamin halbverbranntes Holz lag, obgleich am vergangenen Abend nicht geheizt worden war.

Wie sie so grübelnd über ihres Herrn Handeln vor dem Kamin stand, entdeckte sie plötzlich zwischen den halbverkohltem Holze ein Stückchen weißes Papier, das darin eingeklemmt war. Sie zog es hastig an sich, damit es in keine unberufenen Hände komme. Am Rande des unbeschriebenen Blättchens stand Mary. War es ein Wort in fremder Sprache oder ein Name, die Alte wußte es nicht. Schon wollte sie sich entfernen, als sie auf dem dunklen Holzboden im Sonnenschein etwas glänzen sah. Sie hob es auf und hielt nun ein Löckchen goldblonden Haares in der Hand.

„Armer ernster Mann", sprach sie leise vor sich, „das war alles, was Dir an Glück geblieben und selbst dies noch hast Du gestern den Flammen geopfert. Darum also ist Deine Stirn oft umdüstert, Dein Blick so traurig. Und die Narbe auf Deiner Wange. Gott allein kennt ihre traurige Geschichte."

Seit jenem Tage war mit Baron Salby eine sichtliche Veränderung vorgegangen. Er war heiterer geworden und mied nicht mehr wie sonst die Gesellschaft, sondern suchte sie zuweilen auf und erfreute sich an dem lang entbehrten Umgang mit Menschen. Die Gutsnachbarn begegneten dem hochgebildeten Manne mit einer Art von Ehrerbietung, während die Damen ihn vielfach auszeichneten, indem sie seine Vergangenheit mit allerhand romantischen Liebesgeschichten in Verbindung brachten.

Da lernte er Hedwig kennen. Ihr stiller, nicht nach Festen und Zerstreuung verlangender Sinn zog ihn sympathisch an. Er warb um sie und sein Antrag wurde von ihrer Mutter mit sichtlicher Freude, von Hedwig mit kühler Zurückhaltung aufgenommen. Hektor fühlte alsbald, daß seine schöne Braut ihn nicht liebe, doch tröstete er sich mit der stillen Hoffnung, daß sie, einmal sein Weib geworden, seiner aufrichtigen innigen Liebe eine wärmere Empfindung nicht versagen werde. Aber er täuschte sich Zwei Jahre waren seit seiner Heirat vergangen und Hedwig hatte noch immer nicht ihr frostiges Wesen verändert, das Hektor anfangs für den Ausdruck mädchenhafter Schüchternheit genommen. Stun-

Digitized by Google

den, ja Tage saß sie in einem der Erker ihres Schlosses, hinter dessen alten epheuumrankten Mauern man kaum die Pracht vermuthet hätte, mit welcher der liebende Gatte diese Räume auszuschmücken verstanden. Allein Hedwigs Blicke, unbekümmert all der Herrlichkeiten, die sie umgaben, schweiften am liebsten dem nahen Walde zu, der sich gegen Norden hinzog und hinter dessen dunkler Tannenwand man in uebelhafter Ferne die blauschimmernden Berge Bayerns gewahrte. Mit banger Sorge sah Hektor Hedwigs völlige Abgeschlossenheit. Er bemühte sich ihre Theilnahme durch seine Erzählungen vom Leben und den Sitten fremder Länder und Völker zu erwecken; dies gelang ihm aber nur für solange als er sprach, denn sobald er wieder schwieg, schien die junge Frau auch schon das Gehörte vergessen zu haben und versank von neuem in düsteres Sinnen. Unter dieser Lebensweise litt Hedwigs Gesundheit augenscheinlich und Hektor begann ernstlich für sie zu fürchten. Der herbeigerufene Arzt verordnete Luftveränderung und Zerstreuung und rieth zu dem Besuch des Bades Ischl. Hedwig willigte mit einer an ihr sonst seltenen Lebhaftigkeit in die Reise, was Hektor um so mehr erfreute, da er auf Widerstand von ihrer Seite gefaßt gewesen.

So finden wir die beiden Gatten mitten in dem bunten wechselvollen Treiben des Weltkurortes . . .

Die Schatten wurden länger und die Luft in dem dichtbelaubten Parke begann bereits feuchtkühl zu werden.

„Hedwig", sprach Baron Salby, ein längeres Schweigen unterbrechend, zu seine Gattin, „es beginnt zu dämmern und Du solltest nach Hause zurück."

„Wie Du glaubst", erwiederte die junge Frau und stand auf. Nachdem der besorgte Gatte den Seidenshawl um ihre Schultern gelegt, bot er ihr seinen Arm und beide traten den Rückweg an. Bald hatten sie die Villa erreicht, welche sie seit einigen Wochen in Ischl bewohnten. Diese lag von den übrigen Landhäusern ein wenig entfernt am Ufer des Flusses. Der schöne, ziemlich große Garten, in dessen Mitte sich das zierliche, im Schweizerstil erbaute Häuschen erhob, dehnte sich bis zu der früher erwähnten Wasserpromenade aus, von welcher er durch ein grünes Staket getrennt war.

Der Abend ließ sich ungewöhnlich mild an und Hedwig äußerte den Wunsch, noch eine Weile im Garten zu bleiben, da sie die drückende Luft in den Zimmern fürchtete. Hektor, welcher dagegen nichts einzuwenden hatte, rieth ihr, nur nicht allzulange unter den schattigen Bäumen zu verweilen, sondern den freieren Theil des Gartens aufzusuchen, welcher sich gegen die Promenade hinzog. Er selbst begab sich in das Haus, um eingelaufene Briefe zu beantworten. Hedwig wandelte einige Male auf und nieder, als sie, durch einen melodischen Gesang angezogen, sich dem Gartenzaune näherte. Es war eines jener harmonischen Volkslieder in oberösterreichischer Mundart, welches, von einer klangvollen Mädchenstimme gesungen, vom Flusse herübertönte. Die junge Frau lauschte. Wehmüthig drangen Töne der Klage, Worte des Abschieds an Hedwigs Ohr.

„Fort ist mein Schatz, fort in die weite Welt!" Doch plötzlich wandelt sich der Schmerz in Freude, die Töne schwellen mächtig an, wie das Aufjauchzen einer glücklichen Brust.

Digitized by Google

„Er ist zurück, er führt als Braut mich heim!“, klang es weit hinaus in den stillen Abend. Die junge Frau seufzte tief auf.

„Er ist zurück, er führt als Braut mich heim“, wiederholten leise ihre Lippen, als der Gesang schon lange verstummt. „Glückliches Mädchen, dem der Geliebte wiederkehrt“, während Arnold für ewig dahingegangen — in den Tod! Und ich, warum kann ich ihm nicht folgen, warum kann ich nicht sterben um doch im Tode mit dem Heißgeliebten vereint zu sein!“ Hedwig hatte, vom tiefen Schmerze ergriffen, ihr Gesicht in beide Hände vergraben. Sie lehnte vom Wege halb abgewendet am Zaun. Als sie die Hände wieder von dem Gesichte herabgleiten ließ, bemerkte sie unweit von sich, auf dem vorbeiführenden Wege die Gestalt eines Mannes. Sie wollte sich rasch entfernen, als sich unwillkürlich ihre Blicke auf sein Gesicht richteten. Zwei große hellbraune Augen blickten sie mit einem seltsam forschenden Ausdruck an. Hedwig erbebte. „Stehen denn die Todten auf. Er ists, Arnold.“ Ein heftiges Zittern überflog ihren zarten Körper und sie wäre zusammengebrochen, hätten sich nicht zwei Arme ihr entgegengestreckt.

Arnold der Todtgeglaubte, denn er war es wirklich, schwang sich, alle Rücksichten, die ihm Hedwigs Verhältnisse geboten, vergessend, über den niedern Gartenzaun, um die einst so Heißgeliebte, die er erbleichen und schwanken sah, in seinen Armen aufzufangen.

„Arnold“, rief jetzt die junge Frau, ihre Fassung wiedergewinnend, „Du lebst während ich Dich als todt beweint.“

„Beweint!“ wiederholte Arnold und es zog wie ein Schatten über seine Stirn hin, „beweint als die glückliche Gattin eines anderen Mannes.“

Diese Worte brachten Hedwig zum völligen Bewußtsein ihrer Lage.

„Jeden Augenblick kann Baron Salby hierherkommen“, sagte sie, „daher verlasse mich jetzt, Arnold. Am späten Abend werde ich in den Garten herabkommen, ich muß Dich sprechen. Liegt doch so viel Dunkles, Unerklärliches zwischen uns. Und Du verurtheile mich nicht, ehe Du mich gehört“, und ihre Hand aus der seinen losmachend, die er nur ungern freigab, verschwand sie in den bereits dunkelnden Laubgängen, die zu der Villa führten.

Die halberleuchtete Mondscheibe war eben hinter der Geißalpe hinabgesunken, durch deren dunkle Tannen ihr scheidendes Licht noch matt erglänzte, und somit war das stille, im Schlafe ruhende Ischl in völlige Dunkelheit gehüllt, als ein leicht dahingleitender Schatten zwischen den Bäumen sichtbar wurde. Vorsichtig jedes lebhaftere Geräusch auf dem Kiesweg vermeidend, näherte sich eine weibliche Gestalt dem Staket und aufmerksam um sich spähend, öffnete Hedwig die kleine Pforte, um den draußen harrenden jungen Mann einzulassen, der bereits geraume Zeit wartend vor derselben gestanden. Beide traten darauf in die Laube von wilden Wein, durch dessen üppig wuchernde Ranken sich einzelne Rosenzweige hindurchzogen, die den kleinen Raum mit süßem Duft erfüllten.

„Hedwig!“ „Arnold“ erklang es zu gleicher Zeit von bebenden Lippen, dann schwiegen sie beide. Nur ihre Blicke hingen aneinander, und die Dunkelheit durchbrechend, sogen sie sich fest an dem langentbehrten Anblick der geliebten Züge. Endlich sprach Hedwig, während sie sich auf die Bank niederließ.

Digitized by Google

„Welchem Verhängniß sind wir beide zum Opfer gefallen, Arnold, löse mir das Räthsel, wenn Du es vermagst. Ich glaubte Dich im Duell gefallen und wollte selbst sterben, da ich das Leben ohne Dich nicht vermeinte ertragen zu können."

„Hedwig, Du täuschest mich, oder wurdest selbst getäuscht."

„Mußte ich es nicht glauben, da mir niemals Nachricht von Dir zugekommen?"

„Und meine Briefe an Dich, und die kalte abweisende Antwort, die darauf erfolgte?"

„Arnold, halte ein", unterbrach ihn bestürzt die junge Frau, „Deine Worte lassen mich ein schweres Vergehen einer Todten ahnen, die mir theuer sein sollte."

„Deine Mutter?"

„Ja, meine Mutter, höre mich zuerst und jede weitere Anklage gegen mich, wird auf Deinen Lippen ersterben. Als mir ein Zufall Deine folgenschweren Wortwechsel mit Baron Flamin verrieth und Du spät am Abend gekommen, um stillschweigend Abschied von mir zu nehmen."

„Welch schmerzlicher Abschied", sprach Arnold düster vor sich hin.

„Ja schmerzlich und trauervoll für mein ganzes Leben, aber laß mich rasch darüber hinwegeilen, da selbst die Erinnerung daran mir das Herz erstarren macht. Den Morgen darauf, zur mir bekannten Stunde, eilte ich in den Albrechtswald, wo Du Dich schlagen solltest und stand in einiger Entfernung von der kleinen Wiese, wo Ihr Aufstellung genommen. Durch das dichte Blätterwerk aller Blicke entzogen, starrte ich glühenden Auges nach Dir hin.

Da hörte ich einen Schuß, ich sah Dich wanken, gleich darauf fiel noch ein Schuß, dann war alles in eine Rauchwolke gehüllt. Ich fühlte, wie meine Sinne langsam schwanden und dichte Schleier sich vor meinen Augen herabsenkten. Mit allem Aufwand meiner Kraft kämpfte ich gegen eine Ohnmacht, die mich der Möglichkeit beraubte, Dir zu Hilfe zu eilen. Vergeblich. Zwei Tage darauf erwachte ich, nachdem mich ein heftiges Fieber auf das Krankenbett geworfen, zum Bewußtsein. Neben mir am Bett saß meine Mutter, welche, nachdem sie mich im Hause vermißt, das Vorgefallene ahnend, im Walde ohnmächtig aufgefunden hatte. Ich wollte mich aufrichten, doch ich war noch zu schwach dazu. Ich sank in die Kissen zurück und schloß die Augen wieder. Tief in der Nacht erwachte ich abermals. Ich fühlte mich kräftiger und winkte meine Mutter heran.

„Mutter", sprach ich mit schwacher Stimme, „lebt er, was weißt Du von ihm, wo ist er?" sie schüttelte traurig den Kopf und wendete sich dann rasch von mir ab. Dies schien mir die Bestätigung meiner schlimmsten Ahnungen. Ein heftiges Zittern überflog meinen Körper und das Fieber begann mit erneuter Kraft meine Adern zu durchglühen. Wohlthuende Phantasieen entrückten mich bald der Wirklichkeit und retteten mich so vor dem Wahnsinn, dem ich sonst gewiß verfallen wäre.

Tage und Wochen vergingen. Langsam erholte ich mich wieder. Nur einmal noch hatte ich eine Aussprache mit meiner Mutter und da theilte sie mir mit, daß Deine Mutter, von dem Tode ihres Sohnes verständigt, seinen Leichnam von Ischl abholen und in der Familiengruft beisetzen ließ."

Digitized by Google

„Das wagte sie Dir zu sagen", rief Arnold in heftigster Entrüstung. Hedwig hatte Mühe, ihn so weit zu beruhigen, um ihre Erzählung fortsetzen zu können.

„Als ich körperlich wieder hergestellt, verließen wir Ischl und kehrten auf unsere Besitzung zurück."

Ich mußte Dich für todt halten und da ich mich bereits als Deine Braut betrachtet hatte, legte ich Trauerkleider an und weigerte mich, in Gesellschaften zu erscheinen. So vergingen mehrere Monate. Eines Tages trat meine Mutter bei mir ein.

„Hedwig", sprach sie mit ihrer kalten, herrischen Stimme, „es ist Zeit, mit der Vergangenheit abzuschließen. Die Todten geben uns keine Klage mehr zurück. Du aber lebst und mußt Dich den Anforderungen fügen, die das Dasein an einen jeden stellt. Ich habe bis jetzt Deine Trauer gestattet, da ich Dein Empfinden ehren wollte, nun aber wünsche ich und sollte dies nicht genügen, so befehle ich Dir, diese schwarzen Kleider, die Deiner Jugend nicht angemessen sind, abzulegen. Von morgen an wirst Du wieder an meiner Seite Dich unseren Freunden zeigen, die unter dem Vorwande Deiner Kränklichkeit lange genug Deine Nähe entbehrt hatten."

„Sie wollte ihr Werk krönen, Du solltest mich vergessen, die Treue brechen, die Du mir gelobt", warf Arnold heftig erregt ein.

„O, Arnold, Du ahnst nicht, wie viele Thränen mir meiner Mutter Befehl gekostet", fuhr Hedwig fort. „Ich bat, ich flehte sie an, daß sie mich nicht zwingen möge, das unruhige Leben wieder aufzunehmen, das niemals meinem Wesen sympathisch gewesen und jetzt mir völlig unmöglich geworden sei — umsonst, meine Mutter blieb unbeugsam und ich aus anerzogenem Gehorsam wagte keinen weitern Widerspruch und fügte mich ihrem Befehle. Obgleich ich aber an ihre Strenge gewöhnt war, fühlte ich mich doch diesmal von ihrer Härte, die fast an Grausamkeit streifte, tief verletzt. Auch erschien mir dieselbe befremdlich.

Sie mußte dies errathen haben, denn sie erhob sich und trat auf die Thür zu, wendete sich dann nach mir zurück und sprach:

„Vergiß nicht, Hedwig, daß so lange meine Augen offen stehen, mein Wille der einzig maßgebende hier in diesem Hause ist. Unheil würde denjenigen treffen, der sich ihm zu widersetzen versuchte."

Es lag etwas Strenges, Unbeugsames im Tone ihrer Stimme und mehr noch im Ausdruck ihrer hellblauen Augen, deren kalter Strahl mich die meinen senken ließ. Zwei Tage nach dieser Unterredung saß ich an einem schönen Juli-Morgen im Reitkleid, den Schleier fest über mein noch thränenfeuchtes Gesicht gezogen. auf meinem Schimmel. Das gute Thier, das lange müßig im Stalle gestanden hatte, begrüßte freudig wiehernd seine Herrin. Jetzt erschien auf der Freitreppe meine Mutter. In ihrem langen enganschließenden dunkelgrünen Tuchkleide, mit dem wallenden Schleier und dem tief in den Nacken herabfallenden reichen Blondhaar, erschien sie mir in diesem Augenblick noch als eine schöne, begehrenswerthe Frau. Einer der Herren, welcher zu der bereits versammelten Jagdgesellschaft gehörte, Herr von Resky, ein Pole, durfte wohl dieselbe Ansicht gehabt haben, denn er eilte auf meine Mutter zu, begrüßte sie mit besonderer Lebhaftigkeit und hielt ihr den Steigbügel. Als sie sich leicht und anmuthig in den Sattel schwang, schien es mir,

Digitized by Google

als flüsterte sie ihm einige Worte zu, auf die er nur mit einem flammenden Blick antwortete.

Wie kam es doch, daß ich meine Mutter nie früher so prüfend betrachtet hatte? War ich bisher zu unreif oder ihr zu blindlings ergeben gewesen, um derartiges zu bemerken und darüber zu grübeln? In diesem Augenblick aber wurde mir so manches in unserer Lebensweise verständlich. Die vielen Gäste, meist aus Herren bestehend, die unser Schloß besuchten, die Bälle im Winter, die Jagden und der große Aufwand in unserm Haushalt. Und doch wußte ich mich deutlich zu erinnern, daß ich oft davon sprechen gehört, wie bei des Vaters Tode bereits unser Stammvermögen auf das Empfindlichste vermindert war. Dies war mir ein Geheimniß, das ich gerne enthüllt hätte.

So in tiefes Sinnen versunken, schloß ich mich der übrigen Gesellschaft an. Vergeblich versuchten einige der Herren mich zu zerstreuen, doch sahen sie bald die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen ein und gesellten sich zu anderen Damen, die gewiß leichter als ich zu amüsiren waren. Kaum sah ich mich ein wenig allein und unbeachtet, als ich dem Verlangen nach Einsamkeit nicht länger widerstehend, in den Wald einbog, der sich längs der Straße hinzog und durch welchen ich, wie ich genau wußte, ebenso gut, wenn auch langsamer das Jagdrevier erreichte. Ich hing den Zügel über den Hals des Pferdes und ließ es in langsamen Schritt gehen, mich den neuen auf mich einstürmenden Gedanken überlassend.

Allmählich verhallten die Klänge der Jagdhörner und der Hufschlag der Pferde, und erst als die tiefe feierliche Ruhe der Natur mich rings umgab, athmete ich wieder erleichtert auf. So mag ich eine Weile fortgeritten sein, als plötzlich unweit von mir ein Schuß knallte. War es die jähe Unterbrechung der Waldesstille oder die Erinnerung an jenen verhängnißvollen Schuß, der, wie ich damals glaubte, Dich getödtet habe, genug ich stieß einen Schrei aus. Bald darauf theilten sich die Zweige eines Gebüsches und ein Mann in einfach dunklem Reitanzug trat rasch hervor."

Ein schmerzliches Aufseufzen Arnolds, der einen der herabhängenden Rosenzweige abgebrochen, deren Dornen er sich in die Hand drückte, ließ sich jetzt vernehmen.

Hedwig fuhr fort: „Als der Fremde mich erblickte, blieb er überrascht stehen, dann eilte er auf mich zu und sprach, den Hut ziehend:

„Mein Fräulein, ich habe Sie mit meinem Schusse erschreckt und bitte Sie deshalb um Verzeihung. Wie konnte ich aber ahnen, hier in meiner kleinen Wildniß eine Dame allein anzutreffen. Sie sind gewiß", fügte er, meine Aufregung gewahrend, hinzu, „von der übrigen Jagdgesellschaft, welcher ich begegnete, durch einen Zufall getrennt worden und haben sich verirrt, wollten Sie mir in dem Falle wohl erlauben, Ihnen zum Führer zu dienen, um so den Ihnen unfreiwillig zugefügten Schrecken theilweise wieder gut zu machen."

Er nannte sodann seinen Namen, der mir nicht fremd war und den ich öfter von meiner Mutter hatte nennen hören. Dankbar nahm ich sein Anerbieten an und er lud mich ein, ihm zu folgen, mit der Hand eine kleine bewaldete Anhöhe bezeichnend, die man durch eine Lichtung der Bäume gewahren konnte. „Dahin", sagte er, „habe sich die Jagd

Digitized by Google

gewendet, als er vor ungefähr einer halben Stunde diesen Waldweg eingeschlagen. Sein ernstes, würdevolles Benehmen flößte mir Vertrauen und Sympathie ein und es entspann sich bald zwischen uns eine längere Unterhaltung, die meist ernstere Dinge umfaßte und somit wohlthuend auf meine Gemüthsstimmung einwirkte. Auf einer Wiese trafen wir in verschiedenen Gruppen lagernd, die Gesellschaft. Meine Blicke suchten zuerst die Mutter, welche ein wenig abseits von den anderen im Schatten einer hohen Linde ruhte. Zu ihren Füßen saß Herr von Resky.

Mein Blick mochte wohl länger und mit schärferem Ausdruck als sonst auf ihr geruht haben, denn es schien mir als zöge eine leichte Röthe über ihr sonst blasses Antlitz dahin. Sie erhob sich und kam auf mich zu. Auch der Pole war aufgestanden, doch blieb er auf seinem Platze stehen. Ich war mittlerweile vom Pferde abgesprungen und meiner Mutter entgegengeeilt.

„Wo bist Du so lange geblieben, mein Kind", rief sie mir zu, „ich war besorgt um Dich und glaubte, Du wärest nach Hause zurückgekehrt. So eben bat ich Herrn von Resky, sich nach dem Schlosse begeben zu wollen, um mir Nachricht über Dich zu bringen. Aber ich sehe mit Freude, daß Du wohl und sogar ziemlich heiter bist."

„Wie könnte dies auch anders sein", mischte sich nun der Pole ein, da ich mittlerweile die Mutter zu ihrem Platze zurückgeführt, „unsere schöne Diana hatte ein allerliebstes Abenteuer in stiller Waldeinsamkeit. Sie allein unter uns hat ein edles Wild erbeutet, während wir vergebens auf Rehe und Hirsche ausgingen."

Ein lautes übermüthiges Lachen folgte diesem Waidmannsscherze, den Herr von Salby ebenso gut wie ich verstanden haben mußte, da er unweit von mir stand. Um den peinlichen Eindruck zu verscheuchen, den diese Worte auf den Baron hervorrufen mußten, gab ich mir Mühe mit ihm recht liebenswürdig zu sein. Er errieth meine Absicht und sagte mir, als wir uns ein wenig von den anderen entfernt hatten:

„Mein Fräulein, Sie thun mir unrecht, vorauszusetzen, daß mich der harmlose Scherz verletzt habe. Wenn auch in meiner Brust vielleicht noch ein jugendliches Herz schlägt, so bin ich doch entfernt zu glauben oder gar anderen glauben machen zu wollen, daß man mit den Silberfäden im Haare, Mädchenherzen fängt. Die Zeit dieser Träume und frommen Wünsche liegt hinter mir und ich bin es beinahe zufrieden, da ich so meine stillen Wege gehen, thun und lassen kann, was mir eben beliebt, ohne daß irgend jemand in der Welt darnach fragt, irgend ein schönes Augenpaar vielleicht darüber lacht oder weint."

Herr von Salby versuchte seinen Worten einen heitern, scherzhaften Ausdruck zu geben, aber es klang doch wie bittere Wehmuth heraus.

Dies erregte meine Theilnahme, aus welcher später, als Herr von Salby oft und immer häufiger zu uns herübergeritten kam, sich eine aufrichtige Freundschaft entwickelte."

„Freundschaft? sage nur Liebe", unterbrach sie Arnold mit Heftigkeit.

„Wie unrecht Du mir thust, Arnold", begütigte Hedwig, „ich war weit, davon entfernt die Dinge zu ahnen, die sich daraus entwickeln sollten. Einige Monate nach der ersten Begegnung mit Baron Salby ließ mich meine Mutter zu sich rufen:

Digitized by Google

„Meine liebe Hedwig", sprach sie ungewöhnlich milde, „ich habe Dir eine ebenso schmeichelhafte als erfreuliche Mittheilung zu machen. Baron Salby hat bei mir um Deine Hand angehalten und ich habe sie ihm zugesagt, da ich schon lange in Deinem Herzen gelesen und Deine Gefühle für ihn erkannt habe."

Ich taumelte betroffen zurück.

Nachdem ich mich ein wenig von meinem schmerzlichen Erstaunen erholt, rief ich aus:

„Du hast ihn meine Hand zugesagt, Mutter und wußtest doch, daß ich niemals mich vermälen werde. Der Mann meiner Wahl und meines Herzens ist todt."

„Und Du hast ihn lange genug betrauert, mein Kind", erwiederte sie ohne eine Mißbilligung meines leidenschaftlichen Widerspruches zu verrathen. „Ewig dauert kein Schmerz, darum sei klug und füge Dich in meinen Willen. Diese Verbindung muß stattfinden und nichts kann und wird meinen Entschluß ändern. Ernste und wichtige Gründe haben mich dazu bestimmt."

„Ich versuchte nun mit Bitten und Vorstellungen den Sinn meiner Mutter umzustimmen, indem ich mit flehenden Worten zu ihrem Mutterherzen sprach. Aber ich erreichte nichts. Ruhig, jedoch unerschütterlich fest bestand sie auf ihrem Willen. Einen Augenblick blieb ich wie verwirrt, rath- und fassungslos, dann stürzte ich mich schluchzend ihr zu Füßen und flehte sie an, Erbarmen mit mir zu haben.

Sie störte den Ausbruch meiner Verzweiflung nicht und als ich mich in ihrem Schoße ausgeweint hatte, beugte sie sich zu mir herab und zog mich an ihre Brust. Es war das erste Mal seit meinen Kinderjahren, daß ich an ihrem Herzen lag.

„Hedwig, mein liebes gutes Kind", sprach sie und ihre Stimme klang so weich, wie ich sie noch nie vernommen, „höre mich ruhig an und dann wird jede Weigerung auf Deinen Lippen verstummen. Als Dein Vater frühe starb, hinterließ er ein verhältnißmäßig unbedeutendes Vermögen. Verschwenderischer Luxus und beinahe fürstlicher Aufwand hatten sein Erbtheil gänzlich aufgezehrt und meine Mitgift zur Hälfte verschlungen. Von Jugend auf an Reichthum und Ansehen gewöhnt, noch jung und unerfahren, fehlte mir der Muth und die Seelengröße, mich in das einfache und bescheidene Leben zu fügen, das mir meine Vermögensverhältnisse allein gestatteten. Ich legte meine bisher kostspieligen Gewohnheiten nicht ab, unbekümmert um das, was folgen mußte.

Heute sind alle meine Hilfsquellen erschöpft. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo wir dieses Schloß verlassen müssen, in das ein Fremder als Herr und Besitzer einziehen wird. Du kennst meinen stolzen Charakter, meine Denkungsweise, und weißt am besten, ob ich Elend und Niedrigkeit zu ertragen vermag. Diese Mauern, das schwöre ich Dir, verlasse ich nicht, in ihnen will ich begraben sein, aber als Herrin begraben!"

Sie hatte bei diesen Worten mit vornehmer Würde um sich geblickt, als wollte sie sich ihres Eigenthums noch einmal vergewissern, bis ihre großen blauen Augen auf mir haften blieben. Allmählich verwandelte sich ihr stolzer Ausdruck in milde Wehmuth und eine Thräne erglänzte

Digitized by Google

in ihrem Auge. Doch fiel sie nicht als Perle herab. Ihre Wange hat nie dieser allen Kummer lindernde Himmelsthau benetzt. Auf mich aber, die ich nie ein tieferes Empfinden in der kalten Brust meiner Mutter vermuthet, die, wie ich glaubte, den Schmerz nicht kannte, der Thränen entlockt, die ich stets glücklich und beneidet wähnte, auf mich machte dieser Augenblick einen überwältigenden, entscheidenden Eindruck.

Ich ergriff die Hände meiner Mutter und bedeckte sie mit Thränen und Küssen, und versprach alles zu thun was sie wollte, nur um diese Augen nie wieder weinen zu sehen."

Aus Arnolds Brust entrang sich ein schwerer Seufzer, doch er unterbrach Hedwig nicht.

„Dir, mein Freund, die Freude zu schildern", fuhr die junge Frau fort, „die Herr von Salby bezeigte, als ihm die Mutter meine Einwilligung verkündigte, vermag ich kaum. Er schien einem neuen glücklichen Leben wiedergegeben zu sein. Aber nicht lange sollte dieser Traum von Glück für ihn währen. Die zunehmende Bläße meiner Wangen, die stille Wehmuth meines ganzen Wesens und die kaum mehr zu verbergende Zerrüttung unserer Vermögensumstände ließen ihn bald die Wahrheit ahnen.

Eine tiefe unüberwindliche Abneigung gegen meine Mutter, die so grausam sein konnte uns beide zu opfern, um sich aus selbstverschuldetem Elend zu retten, bemächtigte sich seiner. Offen und rückhaltslos bezeigte er ihr seine Mißbilligung ihrer Handlungsweise und begegnete ihr so frostig und zurückweisend, daß die stolze Frau, in ihren Gefühlen verletzt, jede Unterstützung ablehnte, die Herr von Salby ihr, als der Mutter seiner Gattin, wollte zukommen lassen. Den immer mehr über sie hereinbrechenden Demüthigungen und einem Leiden, das schon seit einiger Zeit sie ab und zu heimsuchte, erlag sie vor beinahe einem Jahre. Bald nach ihrem Tode machte mir Baron Salby, der, nachdem er den schlauen Handel meiner Mutter entdeckt hatte, mich mehr als seine Tochter, denn als seine Gattin betrachtete, den Vorschlag unsere Verbindung aufzulösen. Von der alten Reiselust erfaßt, fügte er hinzu, wolle er noch einmal Amerika besuchen, da es dort manch Schönes und Sehenswerthes noch für ihn gab. Mir aber wollte er sein Schloß als Aufenthalt anweisen. War es Mitleid mit dem älteren Manne, oder Mitleid mit mir selbst, die nun ganz allein auf dem düstern Bergschlosse hausen müßte, kurz ich bat ihn, mich nicht zu verlassen, sondern Geduld mit mir und meinem trübsinnigen Wesen zu haben, da ich, sobald er von mir ginge, ganz allein auf Erden wäre."

Hedwig hielt einen Augenblick inne. Sie hatte bisher dem Geliebten alles mit gewissenhafter Treue erzählt, nur verschwieg sie jetzt, aus einem ihr selbst nicht ganz bewußten Grunde, wie glücklich damals diese ihre Willensäußerung den Gatten gemacht. Hewig hatte die Erregung Hektors wohl bemerkt, doch als sie ihn später wieder so ruhig und unbefangen wie sonst sah, war der Moment bald vergessen, der ihr einen tiefen Einblick in sein Herz gestattet hatte.

„Nach dem Tode der Mutter", so schloß nun Hedwig ihre Erzählung, „verfiel ich in noch tiefere Schwermuth. Wenn sie auch meinem Herzen nie sehr nahe gestanden, so war sie doch das einzige Wesen, mit dem ich durch innigere Bande verbunden war. Mein Gatte, über meine

Digitized by Google

zunehmende Kränklichkeit beunruhigt, drang in mich, den Rath des Arztes zu befolgen, welcher einen Aufenthalt in Ischl anempfahl. Ich willigte ein.

Hier, umgeben von den einzigen seligen aber zugleich schmerzlichen Erinnerungen meines Lebens, wollte ich mich völlig versenken in Betrachtungen über die Nichtigkeit des irdischen Seins und hinabzutauchen suchen in jenes Reich der Nacht, um die Geheimnisse der letzten Dinge zu ergründen. Und wo ich den Tod suchte, fand ich das Leben, Arnold! wenn Du mir Deine Liebe bewahrt hast — und an dem Leuchten Deiner Augen, als Du mich gestern erblicktest, erkannte ich Dein Herz, kann und wird auch mir das Leben noch einmal Glück und Freude bringen. Ich will Baron Salby alles entdecken, er willigt gewiß in eine Trennung unserer Ehe, hatte er sie doch vor einigen Monaten selbst angestrebt. Dann bin ich frei — und Dein — Dein glückliches Weib! O mein Gott, wie gnädig bist Du, daß Du meinem schwachen Körper die Kraft verleihst, so viel Glück zu ertragen." Und überwältigt von tiefer Empfindung lehnte Hedwig ihr Köpfchen an Arnolds Brust. Er zog sie sanft an sich, während ein tiefer Seufzer, fast ein Stöhnen sich seiner Brust entrang. Hedwig war zu sehr mit ihren eigenen Gefühlen beschäftigt, um die seltsame Zurückhaltung Arnolds zu bemerken. Auch war es in der Laube zu dunkel gewesen, um den stets wechselnden Ausdruck auf dem Antlitz ihres Geliebten wahrnehmen zu können, der bald den heftigsten Schmerz, dann wieder die tiefste Muthlosigkeit verrieth. Bei den letzten Worten aber deckte die Blässe des Todes seine Züge und kalte Schweißperlen traten auf seine Stirn.

Endlich erhob Hedwig den Kopf und bat Arnold, ihr nun das Geheimniß zu enthüllen, das den Ausgang seines verhängnißvollen Duells deckte.

Arnold athmete tief auf, als läge die Vergangenheit wie eine schwere Last auf ihm, dann sagte er:

„Vergieb mir, Hedwig, den Schmerz, den ich Dir verursachen werde, da ich, um alles zu erklären, eine Todte anklagen muß, die Dir nahe gestanden und die vielleicht ebenso unglücklich als strafbar war.

Als ich mich an jenem Abend, nachdem ich den Tag über nicht ein einziges herzliches Wort Dir sagen konnte, Deinem Hause näherte, um Dich vielleicht noch flüchtig am Fenster zu sehen, erblickte ich einen dunklen Schatten, der sich eilig aus Eurem Garten entfernte. Was wollte der Mann so spät und so heimlich hier, dachte ich bei mir und trat rasch auf ihn zu. Es war Baron Flamin. Seine auffällige Annäherung an Dich hatte mir schon immer mißfallen, nun aber hielt ich mich nicht länger.

„Was suchen Sie hier und zu dieser Stunde, mein Herr", rief ich ihm zu.

„Was mir beliebt", antwortete er kurz und wollte sich rasch entfernen.

Ich trat ihm in den Weg.

„Nicht so eilig, Herr Baron, Sie wissen oder müssen doch bemerkt haben, daß ich Fräulein Hedwig von Waldeck liebe und dieser Weg, auf dem ich Sie eben finde, führt zu ihr."

„Sagen Sie lieber, auf dem wir uns beide trafen", unterbrach mich der Baron mit einem Ausdruck der Stimme, in der ein beißender Hohn lag.

Digitized by Google

Ich zitterte vor Wuth.

„Herr Baron", rief ich, ihn am Arme festhaltend, „ich habe nicht Lust, mich mit Ihnen hier und zu dieser Stunde mit Wortspielen zu unterhalten, sondern frage Sie noch einmal, was suchten Sie hier?"

„Ist Fräulein Hedwig von Waldeck Ihre erklärte Braut?"

„Noch nicht, aber sie wird es in Kürze sein."

„Bis dahin also steht es mir ebenso gut frei, wie Ihnen, mich um die Gunst des Fräuleins zu bemühen", sprach Baron Flamin stolz und eilte davon.

Den folgenden Morgen sandte ich ihm zwei meiner Freunde, welche die nöthigen Verabredungen trafen. Wie Du, meine liebe Hedwig, von dem Duelle Kenntniß erhalten, weiß ich nicht, wenngleich ich es zu errathen glaube.

Nachdem die Sekundanten vergeblich einen Ausgleich angestrebt, wurden Pistolen gewählt. Baron Flamin hatte den ersten Schuß. Er feuerte und verwundete mich am Oberschenkel. Ich fühlte mich schwanken, und rasch zielend, sandte ich meine Kugel dem Gegner. Sie traf ihn mitten in die Brust. Als ich stürzte, sah ich noch, wie er zusammenbrach. Mit dem Aufwand meiner ganzen Kraft raffte ich mich wieder auf und schleppte mich zu ihm hin. Er lag bleich und regungslos da. Der herbeigeeilte Wundarzt schüttelte den Kopf und begriff alsbald, daß hier jede Hilfe vergeblich war. In tödtlicher Angst beugte ich mich über ihn hin. Der Gedanke, einen Menschen, wenn derselbe mir auch ein Unrecht zugefügt, getödtet zu haben, machte mir beinahe das Herzblut erstarren. Da schlug der Baron die Augen auf. Er suchte meine Hand und seinen Mund meinem Ohre nähernd, sprach er mit tonloser Stimme:

„Hedwig liebt — nur Sie — ich liebte ihre — Mutter." Sein Kopf sank sodann auf den Rasen zurück; ein röchelnder Athemzug und Baron Flamin war todt!

Arnold hielt, von dieser schmerzlichen Erinnerung tiefbewegt, inne, während Hedwig, einen Schmerzensschrei ausstoßend, rief: „Meine Mutter, immer wieder meine Mutter!"

„Kaum war der Baron verschieden", fuhr Arnold nach einer Pause fort, „als meine beiden Sekundanten auf eilige Flucht drangen, da das Duell mit seinem tödtlichen Ausgang ernste Folgen für mich haben mußte, zudem damals der Landesfürst in Ischl residirte. Nachdem meine Wunde verbunden war, brachte man mich, der von dem erlittenen Blutverlust einer Ohnmacht nahe war, in den Wagen, der mich zur Bahnstation führte.

Noch denselben Abend hatte ich die bayerische Grenze erreicht und langte nach einigen Rasttagen, in einem Zustande gänzlicher Erschöpfung zu Hause an. Einer meiner Sekundanten, Rittmeister Glotz, übernahm es, mir meine Effekten nachzusenden und versprach mir auch, Dich, meine Hedwig, von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, bis ich selbst im Stande wäre, Dir zu schreiben. Nach einigen Wochen, als ich endlich genesen, theilte ich Dir in einem Briefe alles mit und bat Dich, Du mögest diesen traurigen Zwischenfall vergessen und mir Deine Liebe nicht entziehen. Ich selbst wollte bald dem Briefe folgen und bei Deiner Mutter um Deine Hand werben.

Deine Antwort hierauf, von fremder Hand geschrieben, lautete:

Digitized by Google

„Ein Mord steht zwischen uns, betrachte mich als todt, wie auch Du für mich gestorben bist."

Diese Worte trafen mich wie ein vernichtender Schlag. Kaum von dem Krankenlager erstanden, befiel mich ein heftiges Fieber, das mein Leben ernstlich bedrohte. Als ich wieder nach Wochen mich erholt hatte, schrieb ich Dir ein zweites Mal und bat: Du mögest nicht so grausam sein, Dich von mir zu wenden, da ich damals ja doch nicht anders hatte handeln können und ich den tragischen Ausgang des Duelles selbst von ganzem Herzen bedauerte. Mein Brief blieb ohne Antwort. Anfangs wollte ich zu Dir eilen, aber da hielt mich der Gedanke zurück, daß Deine Mutter, die in mir den Mörder Flamins hassen mußte, mir Deine Hand gewiß versagen werde. Die Verzweiflung ließ mich die verschiedensten Beschlüsse fassen, um dieselben, wenn ich mich von der Unmöglichkeit sie auszuführen überzeugt, bald wieder zu verwerfen. Wochen, Monate vergingen darüber. Da kam mir Deine Vermälungsanzeige zu. Diese unerwartete Nachricht warf mich vollends darnieder. Meine Kraft, meine Energie waren gebrochen, ich wünschte und dachte an nichts anders als an den Tod. Mein Leben durch Selbstmord zu enden, verschmähte ich, da ich dies eines Mannes unwürdig halte. Noch gab es einen andern Ausweg, der deutsch-österreichische Krieg war ausgebrochen und ich schloß mich einem der Regimenter an, welche als Reserve nachgesandt wurden. Ich suchte die Gefahr, suchte den Tod, doch er floh gerade mich. Ich blieb unverletzt.

Nach beendetem Feldzug kehrte ich nach Hause zurück. Ich hatte so viel fremdes Elend gesehen, daß ich von da an mein eigenes ruhiger ertrug. Arnold hielt inne, eine kleine Pause entstand. Trotz der Dunkelheit, welche die Liebenden umfing, sah er doch oder besser gesagt, fühlte er, wie Hedwigs Blicke ängstlich und fragend auf ihm ruhten. Es fehlte ihm der Muth zu vollenden und ihr das zu enthüllen, was die neuen süßen Hoffnungen ihres Herzens für ewig zerstören mußte. Arnold fühlte nur zu klar, daß die arme Frau, die aus Kummer über seinen Verlust langsam dahinsiechte, diese letzte schreckliche Entdeckung gerade in dem Augenblick, wo sie nach dem verlorenen Glück wieder die Hand ausstreckte nicht ertragen würde. Es war ein kurzer aber schwerer Kampf der Arnolds Innere durchtobte. Warnend erhob sich in ihm die Stimme der Pflicht, aber leidenschaftliche Liebe und inniges Mitgefühl am Geschicke des jungen Weibes, das brachten die Mahnrufe seines Gewissens nur zu bald zum Schweigen. Hedwigs Hände mit zärtlicher Innigkeit erfassend, sprach er:

„Vergessen wir die trüben Stunden, die ja nun hinter uns liegen, und erfreuen wir uns dieser flüchtigen Augenblicke, die unser sind." Die junge Frau erhob ihr leuchtendes Auge zu seinem Antlitz und während sie so in sein Anschauen versunken war, senkte sich himmlischer Friede in ihre Brust.

„Könnte ich jetzt hinübergehen, Arnold", hauchte sie leise, „in jenes Reich, das meine lebensmüde Seele so oft ersehnte, hinübergehen mit dem Bewußtsein Deiner Liebe mit dieser letzten süßen Erinnerung!"

„Hedwig", rief Arnold erschreckt und im Tone des Vorwurfs, „wie kannst Du so sprechen, jetzt, in diesem Augenblick."

„Du hast recht, mein geliebter Freund", erwiederte die junge Frau

Digitized by Google

wehmüthig, „aber bei all der Glückseligkeit, die mich bei unserm Wiederfinden erfüllte, macht ein Weh vorahnend meine Brust erbeben. Arnold!“ rief sie leidenschaftlich, während sie, wie Schutz suchend, seine Hand erfaßte, „Arnold, nachdem sich in meine trauernde Seele nach Jahren des Leidens wieder ein Strahl des Glückes und der Hoffnung gesenkt, laß mich nicht wieder zurücksinken in die Nacht des Schmerzes.“

Arnold, von dem leidenschaftlichen Aufwallen der sonst so sanften, energielosen Frau auf das Tiefste beunruhigt, wollte sie leise an sich ziehen, ihr Trost und Hoffnung zusprechen, allein Hedwig erhob sich rasch und ihre Hand aus der seinen losmachend, sprach sie:

„Laß uns scheiden, Arnold, ehe ein bitterer Vorwurf die Erinnerung an diese beglückende Stunde trübt. Noch bin ich die Gattin Baron Salbys und erst wenn diese Bande gelöst; sehen wir uns wieder. Lebe wohl, mein theurer Freund, in Deiner Hand liegt fortan das Glück meines Lebens, meine Hoffnung, mein Stern, auf dem ich fest vertrauen will!“

Nach diesen Worten enteilte Hedwig und war bald im dunklen Laubgang verschwunden.

Auch Arnold verließ leise auftretend und sich im Schatten der Bäume haltend den Garten. Seine Schläfe und Stirn brannten und sein Athem entrang sich fast hörbar der gepreßten Brust. Lange noch wandelte er in den dunklen Alleen der Promenade auf und nieder. Die letzten Worte der Geliebten, die sie mit andachtsvollem Vertrauen gesprochen, zitterten noch in seinem Herzen nach und hielten all sein Empfinden und Denken wie in einem Banne gefesselt.

„Was soll ich thun“, rief er in qualvoller Rathlosigkeit, „mir fehlt der Muth und die Kraft, der wiedergefundenen Geliebten zu entsagen und doch schaudere ich vor dem Gedanken zurück, sie hinabzuziehen mit mir in den Abgrund der Sünde.“

Armes, geliebtes Weib, wie grausam hat man Dein Leben zerstört, Dein Glück und Deinen Frieden zur Befriedigung der Rache geopfert, für Geld und Gut verkauft, um ein leichtsinnig verschwenderisches Leben fortführen zu können. Nein, auch Du sollst Deinen Antheil am Erdenglücke haben und komme darnach was wolle. Ich habe nicht den Muth, Dir den erträumten Himmel zu rauben, ich bin nur ein schwacher Mensch und liebe!

Einige Tage nach der Unterredung mit Arnold, äußerte Hedwig gegen ihren Gatten den Wunsch, Ischl bald verlassen zu wollen, da sie sich wohler fühle und nach der Ruhe und Abgeschlossenheit des Schloßlebens daheim zurücksehne. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, wollte die junge Frau, erst zu Hause angelangt, ihrem Gatten alles mittheilen, worauf sie zuversichtlich hoffte, daß ihr seine Einwilligung zur gesetzlichen Scheidung ihrer Ehe zu theil werden würde. Baron Salby, welcher mit aufrichtiger Freude eine auffallend günstige Veränderung in Hedwigs Befinden und Aussehen bemerkte, willigte um so lieber in eine baldige Abreise, da er an die wiederkehrende Gesundheit und Heiterkeit Hedwigs süße Hoffnungen für sein eigenes Glück knüpfte, die sich jedoch erst auf Hohenfels verwirklichen sollten. Und so war kaum eine Woche seit Hedwigs Begegnung mit Arnold vergangen, als sie an der

Digitized by Google

Seite ihres Gatten, in einen bequemen Reisewagen in den Schloßhof einfuhr. Mit eigenthümlicher Erregung erstieg Hedwig, auf den Arm Salbys gestützt, die breite Steintreppe, zu deren beiden Seiten grüne Blattpflanzen in großen Porzellanvasen standen.

Was hatte sich während ihrer kurzen Abwesenheit nicht alles für sie ereignet! Geistig und körperlich verändert kehrte sie in das Haus zurück, in welchem sie bisher, wenn auch nicht das Glück, so doch eine friedliche Heimat gefunden hatte. Und dafür sollte sie scheinbar undankbar sein, indem sie diese Stätte für immer verlassen wollte. Bei diesem Gedanken erfüllte Hedwigs Herz eine stille Trauer und ein leiser Selbstvorwurf wurde laut in ihrer Brust.

Auch Baron Salby, welcher während der Reise Hedwig mit besonderer Theilnahme und zärtlichen Aufmerksamkeiten umgeben, schien, seit er wieder sein Stammschloß betreten, auffallend verändert zu sein. Den Morgen nach ihrer Ankunft brachte er nicht wie gewöhnlich in seinem Zimmer mit Lesen und Studieren zu, sondern suchte Hedwig im Garten auf und wandelte an ihrer Seite, heiter plaudernd durch die schattenreichen Laubgänge, die sich zu beiden Seiten des Schlosses hinzogen.

Auch einige Stunden später bei dem Diner bezeigte er seiner Gattin eine ungewöhnliche zärtliche Aufmerksamkeit, die sie in ihrer gegenwärtigen Stimmung jedoch mehr verwirrte als erfreute. Für den Nachmittag schlug er eine kleine Promenade vor, die Hedwig am liebsten abgelehnt hätte, um allein ihren Gedanken nachzuhangen, aber es fehlte ihr der Muth dazu.

Während die beiden Gatten Arm in Arm dahinwandelten, ruhten Baron Salbys Augen oft und lange auf dem lieblichen Antlitz seiner Gattin, das sich unter seinen Blicken plötzlich mit Purpurröthe färbte, während die langen Wimpern sich senkten.

Beunruhigt und verwirrt durch das seltsame Benehmen ihres Gatten, wollte sich Hedwig am Abend früher als sonst zurückziehen. Sie erhob sich und reichte wie gewöhnlich Hektor ihre Hand zum Nachtgruße hin, dieser aber statt sie, wie er zu thun pflegte, an seine Lippen zu führen, beugte sich zu ihr herab und drückte einen Kuß auf die weiße Stirn seiner Gattin. Die junge Frau zuckte unter dieser ungewohnten Zärtlichkeit zusammen.

„Ich habe Dich erschreckt, Hedwig", sprach er selbst sehr bewegt, „und doch glaube ich, ist dies der kleinste Antheil, den ich mir von meinen Rechten zu nehmen erlaube. Oder zürnst Du mir", fragte er ein wenig verletzt, die leichenhafte Bläße gewahrend, die Hedwigs Antlitz bedeckte. Sein Blick ruhte dabei forschend und flehend zugleich auf ihren Zügen, die bei seinen letzten Worten eine plötzliche Röthe überflogen hatte. Wie schuldbewußt hob sich ihre Brust und einer Regung der Dankbarkeit folgend, ergriff sie seine Hand, um sie an ihren Mund zu führen. Doch Salby zog sie rasch zurück und breitete seine Arme gegen sie aus, indem er rief:

„Hedwig, mein theures Weib, was willst Du thun, komm an meine Brust."

Die junge Frau trat betroffen einen Schritt zurück, während sie einen flehenden Blick auf ihren Gatten richtete. Dann eilte sie rasch davon.

Digitized by Google

Salbys Arme sanken wieder herab und ein tiefer Seufzer hob seine Brust.

„Das muß ein Ende nehmen", sprach er leise vor sich hin, „ich ertrage es nicht länger. Hedwig ist mein Weib und ich liebe sie von ganzer Seele."

Als Hedwig in ihrem Schlafzimmer anlangte, ließ sie sich rasch entkleiden und schickte ihr Kammermädchen zu Ruhe. Sie selbst aber, statt ihr Lager aufzusuchen, rückte einen Sessel an das offene Fenster und versank in tiefes Sinnen. Die kleine Scene mit ihrem Gatten hatte das Gemüth der jungen Frau auf das äußerste beunruhigt und ihre feste Zuversicht auf leichte Erreichung ihrer Wünsche erschüttert.

„Arnold", sprach sie leise vor sich hin, sich an dem Klange des geliebten Namens ergötzend. „Arnold, wann werde ich Dich wiedersehen? Ihre von einem leichten Thränenschleier umflorten Blicke schienen in dem blitzenden Sternenheer die Antwort dieser Frage zu suchen. Hedwigs Augen, wie geblendet von dem Lichte dieser geheimnißvollen Welten, senkte ihre Blicke wieder zu der in Dunkelheit gehüllten Erde nieder. Ihr ward keine Antwort geworden.

Vor ihr lag der Garten in seiner reichen Blumenpracht und sandte süße, berauschende Wohlgerüche zu ihr herauf. Es war eine jener milden Augustnächte, in denen selbst Bäume und Blumen nicht schlafen können und duften und rauschen und der Mensch lauschend ihrem süßen Geflüster zu höherem Empfinden und sinnigen Träumereien angeregt zwischen dem dunklen Laube phantastische Gestalten sich bewegen, Elfen über den feuchten, mondbeglänzten Wiesenplan schweben zu sehen glaubt. Vergeblich wäre es, die seltsamen, spukhaften Bilder, die Gedanken und Empfindungen schildern zu wollen, welche den Einsamen beschäftigten, der den Zauber einer solchen Nacht auf sich wirken läßt, der beim ersten nüchternen Strahl des Morgens in Nichts zerrinnt. Und dabei weilten Hedwigs Gedanken stets bei dem Geliebten, dessen theures Bild sie überall zu sehen meinte.

Wenige Wochen vielleicht noch und sie hoffte vereint zu sein mit dem, welchen sie so unendlich liebte.

Doch empfand sie bei dieser Vorstellung heute nicht jene berauschende Glückseligkeit, die sonst sich ihrem ganzen Sein mittheilte. Immer wieder trat die seltsame Erregung Hektors vor ihre Seele. So hatte sie ihren Gatten noch nie gesehen und als er die Arme nach ihr ausgebreitet, da war er so bleich und seine Augen glühten. Erst fürchtete sie sich vor ihm.

„Sollte ihm vielleicht eine unbestimmte Ahnung sagen, daß ich ihn verlassen will und ist er deshalb zärtlicher und liebevoller als sonst?" fragte sich die junge Frau und erschrak bei dem Gedanken, der sie jetzt durchzuckte. Sie bog sich, um ihr plötzlich erglühtes Gesicht an der Nachtluft zu kühlen, weit zum Fenster hinaus. Da sah sie gegenüber zwischen dem dunklen Laube eine männliche Gestalt. Der Strahl zweier Augen leuchtete zu ihr auf. Sie wagte kaum zu athmen. Verwirrt senkte sie den Blick in ihren Schoß. Als sie ihn nach wenigen Momenten wieder erhob, war die Erscheinung verschwunden. Bald darauf hörte sie Tritte auf dem Korridor, die sich ihrer Thür näherten. Ein seltsames Unbehagen, eine unbestimmte Ahnung ergriff die junge Frau.

Digitized by Google

Sie lauschte.

Jetzt hielten die Schritte dicht vor ihrer Schwelle. Hedwig preßte die kalte Hand auf das bebende Herz. Einige bange Augenblicke vergingen, dann hörte sie noch ein leises Geräusch und zuletzt langsam verhallende Schritte.

Hedwig athmete auf. Später bemerkte sie einen Lichtschimmer im linken Schloßflügel, wo Herrn von Salbys Schlafzimmer lag.

„Mein Gatte!" hauchte sie leise.

Herr von Salby hatte sich, nachdem ihn Hedwig verlassen, in sein Bibliothekzimmer begeben, wo er seiner Gewohnheit gemäß noch eine Stunde unter seinen lieben todten Freunden, wie er seine Bücher nannte, zuzubringen pflegte.

Er schlug den Kant auf und begann zu lesen, doch als er mit den Augen am Ende der Seite angelangt, hatte sein Geist nicht ein einziges Wort des Gelesenen in sich aufgenommen. Er schloß das Buch und rief mit leidenschaftlicher Stimme:

„Umsonst, die menschliche Natur läßt sich wohl zügeln und läutern, aber der Augenblick kommt, wo der Sturm der Leidenschaften alle künstlichen Dämme niederreißt und den Sinnen wieder die Herrschaft wird, dann erscheint uns die Rose aus dem Garten der Liebe begehrenswerther, als der kalte Glorienschein oder die reinen Geistesfreuden." Das Buch weit von sich schiebend, stand Baron Salby auf und verließ die Bibliothek.

Die Luft war überall schwül und drückend und sein Kopf brannte, seine Brust rang nach Luft. Er verließ das Schloß und ging in den Garten hinab. Nachdem er einige Male in den dunklen Alleen auf und nieder geschritten, trat er auf den Rasenplatz hinaus. Jetzt erhob er seinen Blick nach den Fenstern seiner Gattin und kaum hatte er ihre Gestalt im dunklen Fensterrahmen entdeckt, als er sich wieder rasch ins Gebüsch zurückzog, um sie von dort, wie er hoffte, ungestört beobachten zu können.

Der matte Schein einer rothen Ampel erhellte nur schwach das Zimmer und ließ die zarten Umrisse der schönen Frau mehr ahnen als sehen. Und doch bei dem Anblick dieser Lockenfülle, die halbgelöst ihr schönes Haupt umwallte, des weißen Armes, mit dem Hedwig ihre Wange stützte, fühlte sich Salby von dem Feuer einer lang zurückgedrängten Leidenschaft durchglüht. Mit hastigen Schritten durcheilte er den Garten und stand nun vor Hedwigs Thür. Schon hatte er die Hand auf den Drücker gelegt, als die Erinnerung an Hedwigs Abschied ihn durchzuckte. Seufzend kehrte er in sein Gemach zurück.

Es war schon spät am Morgen, als Hedwig aus einem kurzen von ängstlichen Träumen beunruhigten Schlafe erwachte.

Die Sonnenstrahlen, die sich durch die halbgeöffneten weißen Vorhänge hindurchstahlen, ließen diesen köstlichen Raum noch freundlicher erscheinen. Und doch vermochten sie noch lange nicht die düstern Schatten zu zerstreuen, welche die schrecklichen Traumbilder der Nacht in ihrer Seele zurückgelassen.

Die Zeit, wo sie sonst in den Gartensaal hinabzugehen pflegte und wo Baron Salby ihr den Morgengruß zu bieten kam, war heute längst vorüber und Hedwig saß noch immer auf der blauen Damast-Causeuse in ihrem

Digitized by Google

Boudoir, tief in die spitzenumhüllten Kissen gedrückt. Ihre Blicke schweiften in dem reizenden Gemache umher, welches ein liebenswürdiger, ja ein liebender Bräutigam mit allem möglichen Luxus und feinem Kunstsinn ausgestattet hatte. Aber Hedwigs Blicke irrten von der Zimmerdecke, welche ein von Künstlerhand gemaltes blaues Zelt darstellte, über das weiße Spitzenvorhänge herabfielen, die von Rosenguirlanden zusammengehalten waren, zu den kleinen reizenden Watteauschen Schäferbildern, welche die mit blauer Seide tapezierten Wände schmückten bis zu dem mit azurfarbenen Blumengewinden durchwirkten Teppich hinab.

Da klopfte es an die Thür.

Mit matter Stimme rief sie einzutreten, in der Meinung, daß es Annette sei, die sie an die Frühstücksstunde zu mahnen kam. Hedwig blieb in ihrer nachlässigen Stellung, nur zog sie das spitzenbesetzte Morgenkleid fester um die Schultern zusammen, da sie trotz der großen Wärme von Frostschauern überrieselt wurde.

„Hedwig", klang es mit einem Male an ihr Ohr, sie sprang empor. Wer rief ihren Namen mit diesem weichen, schmelzenden Klange, der aus der Tiefe des Herzens zu kommen schien und sie erbeben machte. Aber bleich und bestürzt sank sie in die Causeuse zurück.

„Habe ich Dich vielleicht aus dem Schlummer aufgestört, Hedwig, dann bitte ich Dich mir meinen unceremoniellen Eintritt zu verzeihen", sagte endlich Hektor von Salby, der an der Thür stehen geblieben war, um nach Fassung zu ringen, die der Anblick des schönen, ruhenden Weibes ihm augenblicklich geraubt hatte.

„Ich bin gekommen, mich persönlich nach Deinem Befinden zu erkundigen, da ich Dich bis jetzt vergeblich im Gartensaal erwartet", fügte er hinzu.

„Du bist zu gütig", erwiederte die junge Frau, ihres Gatten Blick vermeidend; „ich fühle mich ganz wohl."

„Das freut mich", entgegnete der Baron, sich einen Sessel neben die Causeuse hinschiebend, „denn ich fürchtete schon, die Reise habe Dich allzusehr ermüdet. Aber wie blaß Du bist, meine liebe Hedwig", rief er jetzt, sie genauer betrachtend und ergriff ihre Hand.

„Und diese kalte, starre Hand — sollte mein Erscheinen hier bei Dir . . . ich gebe zu, daß es Dich befremden darf, aber wie es Dich so heftig erschrecken könnte, das begreife ich nicht", betonte Salby etwas scharf. „Bin ich nicht Dein Gatte, Hedwig, und wäre mein Platz nicht hier bei Dir?" Er drückte ihr bei diesen Worten leise die Hand, sie aber erwiederte den Druck nicht. Eine peinliche Pause entstand. Hedwig fühlte ihr Herz heftig schlagen, wie vor einer schweren Entscheidung.

„Hedwig", ergriff endlich Hektor wieder das Wort, während er seiner Stimme nur mühsam den Ausdruck der Ruhe verlieh, „sollte nie Dein Blick in meinem Herzen gelesen und erkannt haben, was ich mit dem Aufwande meines starken, in der Schule des Lebens gestählten Willens Dir und anderen Augen zu verbergen strebte? Hedwig!" er hielt inne.

Der jungen Frau Züge bedeckten sich plötzlich mit leichenhafter Blässe und ein heftiges Zittern überflog ihre zarte Gestalt.

„Hedwig, theures, über alles geliebtes Weib, was ist Dir, sprich — Du leidest", er war aufgesprungen und neigte sich über sie hin. Sein

Digitized by Google

heißer Athem wehte sie an, sie schloß die Augen. In tiefer Seelenangst lüftete Hektor das blaue Band, das ihr Morgenkleid um den Hals zusammenhielt. Alabasterbleich lag sie vor ihm, die schöne Büste entblößt, das Marmorantlitz von den blonden Locken umwallt.

Sie war schön und sein Weib — und er liebte sie. Von einem unabweislichen Gefühl erfaßt, schloß er sie in seine Arme und drückte einen heißen Kuß auf ihren Mund.

Hedwig, als hätte sie ein versengendes Feuer erfaßt, zuckte zusammen, öffnete ihre Augen und rief mit unheimlich kreischender Stimme.

„Ich bin Deiner Liebe nicht würdig, habe Erbarmen — ich liebe einen andern!"

Hektor stand wie zur Statue erstarrt, dann hob und senkte ein Krampfanfall seine breite Brust, er riß das Halstuch herab, da er zu ersticken drohte. Endlich ging der Athem ruhiger, eine fahle Blässe folgte der dunklen Röthe, die krampfhaft zusammengepreßten Finger lösten sich. Ohne Hedwig, die beinahe besinnungslos dalag, anzublicken, schritt er zur Thür hinaus.

Hedwig, welche sich körperlich und geistig krank fühlte, hatte den ganzen Tag auf ihrem Zimmer zugebracht. Als das Kammermädchen ihre Befehle einzuholen kam, wurde sie mit der strengen Weisung, der Herrin vor allem Ruhe zu gönnen, sofort entlassen. Die junge Frau war in einem Zustande der tiefsten Verzweiflung, die ihr ein gänzliches Alleinsein zum dringenden Bedürfniß machte.

Als Annette dennoch, um ihre Gebieterin besorgt, gegen Abend etwas Speise brachte, wurde sie mit demselben Bescheid wie des Morgens verabschiedet, dem sie sich nun ohne weitere Uebertretungsversuche ergab.

Hedwig lag in einer Art fieberhafter Betäubung, ohne auch nur über ihre Lage und das, was nun geschehen solle, nachzudenken. Ein dumpfes Gefühl, daß alles nun für sie verloren sei, lähmte ihre Kraft, und sie wäre am liebsten aus diesem Zustande der Schwäche in den der ewigen Ruhe hinübergegangen.

In ihrer völligen Abgeschiedenheit, denn ihr Schlafzimmer lag rückwärts nach dem Garten zu, konnte sie das geschäftliche Hin- und Hereilen nicht vernehmen, das in dem Vordertrakt des Schlosses statt hatte. Und noch weniger konnte Hedwig sehen, wie spät am Abend der große Reisewagen vor dem Hauptthor hielt und ein Mann im dunklen Reiseanzug einstieg, worauf die Pferde anzogen und das Gefährt rasch den Hügel hinabfuhr.

Und doch hatte sich im Moment der Abfahrt der Kopf des Mannes zu dem Wagenfenster hinausgeneigt und zwei große traurige Augen sandten einen letzten Blick zu den matt erhellten Fenstern des Schlosses empor.

„Die Welt ist groß und hat überall Raum genug für einen müden Wanderer, der sich nach Ruhe sehnt!" dachte Hektor, als er, eine Thräne zurückdrängend, sich in die Kissen des Wagens zurücklehnte. „Die weite Erde ist unsere Heimat und wo immer sie sich öffnet zur Grube, um unsere todte Hülle aufzunehmen, da ruhen wir an der Mutter Brust."

Es waren trübe Bilder und Gedanken, welche Baron Salby auf seiner nächtlichen Fahrt begleiteten.

Digitized by Google

Den folgenden Morgen brachte das Kammermädchen Hedwig einen Brief ihres Gatten. Ahnungsbange öffnete sie das Siegel desselben und las:

„Theure Hedwig! Ich habe gestern Abend für immer mein Haus verlassen, das von nun an das Deine sein soll. Weise die letzte Bitte nicht zurück, deren Erfüllung mir ein Trost in der Ferne sein wird. Vergieb mir jenen einzigen Augenblick des Glückes, den ich mit ewiger Verbannung von Dir bezahle. Wie konnte ich auch vergessen, daß Du jung und ich ein lebensmüder, von den Stürmen des Lebens arg gerüttelter, dürrer Stamm bin, an dem sich die grüne Rebe nur schutz- und nicht liebesuchend emporrankt.

Ich reise direkt nach H., wo ich alle nöthigen Schritte einleite, damit Dir die Freiheit wiedergegeben werde, die Du in kindlichem Gehorsam und nicht aus freier Wahl mir geopfert hattest.

Sei glücklich in dem neuen Leben, das für Dich anbrechen wird und trübe es Dir nicht mit der Sorge um mich. Bald werden mich wieder die herrlichen Wälder und Prairien Amerikas aufnehmen, und im Dienste der Wissenschaft und Humanität will ich Frieden und Genügen zu finden suchen. Lebe wohl und glücklich."

Hektor.

Stunden und Tage vergingen und noch hatte Hedwig die wirren Gedanken und widerstreitenden Empfindungen, die sie bestimmten, nicht zu ordnen vermocht. Eine tiefe Schwermuth war über sie gekommen, wie in den Tagen ehe sie Arnold wiedergefunden. Inniges Mitleid mit ihrem Gatten, der stets so gütig und liebevoll gegen sie gewesen und dem sie zum Lohne für immer aus seiner Heimat vertrieben, bemächtigte sich ihres Herzens. Selbst der Gedanke an Arnold, der sich ihrer Seele in den verlockendsten Bildern darstellte, konnte nie so ganz die düstere Wehmuth verscheuchen, die sie seit Baron Salbys Abreise befallen hatte. Und so kam es auch, daß seit gestern auf ihrem Tische ein Brief Arnolds lag, den sie noch immer nicht erbrochen hatte. Erst als gegen Mittag ein Schreiben von Salbys Advokaten ankam, das Nachrichten über die bereits eingeleiteten Schritte zur Trennung ihrer Ehe brachte und zugleich einige Bestimmungen ihrerseits einholte, entschloß sich Hedwig, Arnolds Brief zu öffnen. In diesem bat er sie, ihm Nachricht von ihr und dem Resultate ihres Strebens zu geben und theilte ihr auch mit, daß er augenblicklich Ischl verlassen müsse, da ihn eine wichtige Angelegenheit nach Hause rufe. Doch hoffe er, bald dahin zurückzukehren, wo er mit ihr zusammentreffen wolle, sobald ihre Bande gelöst wären. Einige zärtliche Worte und Betheuerungen seiner Liebe schlossen den kurzen Brief, in welchem Hedwig mehr Veranlassung zur Unruhe als zum Troste fand. War es die ihr unerklärliche, mit ihrem Empfinden unvereinbare Verzögerung des Wiedersehens mit dem Geliebten oder eine unbestimmte Ahnung, die sie beschlich, gleichviel, Hedwig, als sie den Brief zu Ende gelesen, vergrub ihr bleiches schmerzerregtes Gesicht in beide Hände und weinte. Heißer und heißer flossen ihre Thränen, durch die hindurch sie das ernste und doch wieder freundliche Antlitz Hektor von Salbys zu schauen vermeinte.

Die Gestalten beider Männer, des Geliebten und Gatten, schienen ihr stets unsichtbar nahe zu sein und nahmen ihr Fühlen und Denken gleich lebhaft gefangen. Der September war gekommen, die ersten

Digitized by Google

Herbstregen begannen. Vom Himmel hingen schwere Nebel tief über den Bergen herab und begrenzten die schöne Fernsicht, die man sonst vom Schlosse aus genoß auf die nächste Umgebung desselben. Aber auch die war trübe genug. Ein heftiger Sturm schüttelte die Bäume und brauste durch die offenen Gänge des weitläufigen Gebäudes. Die Blumen und Halme vom Regen und Sturm gepeitscht, neigten geknickt ihre Häupter und schienen sich nicht wieder erheben zu können. Dazu klang noch, mit ihrer heisern wehmüthigen Stimme, die Dorfglocke aus dem Thale herauf. Sie verkündete den nahen Abend, obgleich der Morgen beinahe ein ebenso trübes und düsteres Antlitz gezeigt hatte. Hedwig stand an einem der Fenster des Bücherzimmers, von welchem aus man den Fahrweg, der vom Dorfe herauf führte, eine gute Strecke verfolgen konnte. Das war der Platz, den sie seit einigen Tagen am liebsten inne hatte.

Die einzige Gesellschaft, die ihr hin und wieder zu Theil wurde, war die der alten Haushälterin. Diese jedoch war ihr peinlicher noch als die Einsamkeit, denn der Alten graue Augen ruhten immer so fragend auf ihr, als wollten sie die junge Frau zur Rechenschaft ziehen für die plötzliche Abreise ihres Herrn, an dem die treue Dienerin mit abgöttischer Liebe hing.

Hedwigs Blicke waren unverwandt auf den Weg gerichtet. Nur dann und wann erhob sie dieselben zu der großen Pendeluhr, die an der holzgetäfelten Wand hing und die seit Jahren schon den Bewohnern dieses Schlosses gute und trübe Stunden zeigte. Eine tiefe Muthlosigkeit sprach aus den schönen Augen der jungen Frau und als jetzt die Schwingungen der Abendglocke an ihr Ohr drangen, faltete sie im Gefühle der Verlassenheit, des Abgeschiedenseins von Welt und Menschen ihre Hände zum Gebet, das sie vereinen sollte mit dem, der da der Trost und die Zuflucht des Einsamen ist.

Sie hatte ihre kurze, von weltlichen Gedanken unterbrochene Andacht kaum vollendet, als sie auf der Straße den Briefboten aus dem Dorfe heraufkommen sah. Ihr Herz schlug heftig vor Erwartung und im Augenblick waren die feuchten Perlen aufgetrocknet, die in ihrem Auge geschimmert hatten.

„Endlich!“ rief sie, „endlich.“ Sie winkte mit der Hand hinaus dem Manne zu, auf daß er doch seine Schritte beschleunigen möge. Doch sah sie der Alte nicht und gemächlich sein Pfeifchen rauchend, erstieg er behäbigen Schrittes den Hügel. Jetzt hatte er den großen Vorplatz des Schlosses erreicht und trat gelassen durch das hohe eichene Thor in den Schloßhof. Die Tritte seiner nägelbeschlagenen Stiefel hallten auf der gepflasterten Einfahrt wieder und Hedwig, die ihre Ungeduld nicht länger bemeistern konnte, eilte an die Thür und riß sie auf. Jetzt hörte sie unten im Flur, wie der Bote an die Thür des Dienerzimmers klopfte, dann die Stimme des alten Josef, welcher auf den Gang hinausgetreten war, um den Brief und in Eile einige Neuigkeiten des Dörfchens in Empfang zu nehmen. Aus der Hand ihres Kammermädchens empfing Hedwig endlich das heißersehnte Schreiben.

„Entzünde schnell die Kerzen“, rief die junge Frau dem eintretenden Mädchen zu, als sie mit Entzücken die Schriftzüge Arnolds erkannt hatte. Rasch erbrach sie das Siegel und las trotz der noch herrschenden

Digitized by Google

Dunkelheit die Aufschrift: „Theure Hedwig.“ Wie verklärte sich ihr Antlitz bei diesen Worten! Ihre Hände zitterten vor freudiger Ungeduld, aber sie wollte keinen Zeugen ihres Glückes haben, ganz allein, voll und ungestört wünschte sie die langersehnten Worte der Liebe zu lesen. Und so entfernte ein gebieterischer Wink das Kammermädchen, nachdem es den dreiarmigen Bronceleuchter auf den Tisch gestellt.

Mit hochklopfendem Herzen las nun die junge Frau:

„Theure Hedwig! Habe Muth und Kraft, um das zu erfahren, was ich Dir bisher aus Uebermaß von Liebe, vielleicht auch aus sträflicher Schwäche verschwiegen hatte. Wenn Du wüßtest, was mich das Bekenntniß, welches ich Dir jetzt machen will, kostet, wie mein Herz bei jedem Worte, das meine Hand niederschreibt, blutet, würde sich aller Groll in Deiner Brust in Mitleid wandeln.

Hedwig! einzig Geliebte, ich muß Dir entsagen. Am Krankenbette meines Kindes habe ich dies Gelöbniß gethan, das Opfer gebracht. Es giebt heilige Bande, die der Mensch nicht frevelnd lösen darf und diese halten auch mich gefesselt.

Als ich mich damals von Dir verschmäht glaubte und die Anzeige Deiner Vermälung erhielt, schloß ich das Jahr darauf mit dem Mädchen, das meine Mutter treu gepflegt, einen Ehebund, den Gott, wenn auch nicht mit Liebesglück, so doch mit einem lieben Kinde segnete. Diesem und seiner Mutter gehört fortan mein Leben. Ich habe den Muth, es Dir einzugestehen, daß erst ein drohendes Unglück, das über meinem Haupte schwebte, mich zur Pflicht zurückgeführt hat. Wenn der erste Sturm des Schmerzes vorüber, meine theure Freundin, dann suche auch Du in der Erfüllung Deines Berufes Zufriedenheit zu finden. Sei Deinem edlen Gatten, den wir im Egoismus unserer leidenschaftlichen Liebe so tief betrüben wollten, eine treue Gefährtin und suche in dem Glück, das Du ihm bereitest, die Entschädigung für den verlorenen Jugendtraum.“

Arnold.

Hedwig hatte zu Ende gelesen.

Mit weitgeöffneten Augen starrte sie vor sich hin, dann hob ein krampfhaftes Zucken ihre Brust, ein Schrei entrang sich der zusammengepreßten Kehle und mit den Armen in die Luft greifend, als suche sie eine Stütze, sank sie zu Boden.

In Arnold von Raden hatte nach der Zusammenkunft mit Hedwig die Stimme des Herzens jene des Gewissens übertäubt. Mit hinreißender Gewalt war die alte Leidenschaft zu dem einst so heißgeliebten Mädchen in ihm erwacht. Als er sich überzeugt, daß Hedwig nie aufgehört ihn zu lieben und mit aller Macht ihrer Seele selbst dem Todtgewähnten treu geblieben, glaubte er diese Treue und Ergebenheit um jeden Preis lohnen zu müssen. Denn nach den gegenseitigen Enthüllungen erschienen seinem aufgeregten Geiste die Bündnisse, die sowohl er als Hedwig geschlossen, nur die Frucht eines Irrthums, eines schändlichen Betruges zu sein. Hedwig und Arnold, sie allein gehörten sich an, nach der Wahl ihrer Herzen, die schon früher mit einander verbunden waren. Die Welt und alles was ihn sonst an sie gefesselt und mit ihr verbunden, schien vor seiner erhitzten Phantasie in nichts zu zerrinnen, ein Gedanke nur, nur eine Empfindung erfüllte sein ganzes Sein. So verbrachte Arnold die folgenden Tage nach Hedwigs Abreise in einer

Digitized by Google

Art von Gefühlstaumel, der ihm jede ruhige Ueberlegung, jede vernünftige Erwägung, die eigenen Verhältnisse betreffend, unmöglich machte. Sehnsüchtig erwartete er Hedwigs nächste Mittheilungen über die Art und Weise, wie sie Bande zu lösen vermag, die sie fern von ihm gefesselt hielten. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend erhielt er ein Telegramm. Hastig riß er es an sich, in der sichern Erwartung, es bringe ihm Nachricht von Hedwig oder gar die ersehnte Anzeige ihres baldigen Wiedersehens. Aber die Botschaft, die es enthielt, mußte keine heitere sein, denn über Arnolds Stirn zogen tiefe Schatten und sein Auge blickte düster vor sich hin.

Eine Stunde später saß er im Postwagen.

Auf einer der Poststationen, wo der Wagen länger hielt, schrieb er den ersten Brief an Hedwig, in welchem er ihr seine Abreise von Ischl anzeigte, die er einer wichtigen Angelegenheit halber antreten mußte. Kaum hatte er das Schreiben vollendet, als er den Postillon zu eiliger Weiterfahrt drängte, denn eine marternde Ungeduld trieb ihn nach dem Ziele seiner Reise.

Wenige Minuten darauf saß er wieder im Wagen. Arnolds Gemüth war so trübe, wie die Gegend, durch die er fuhr. Heftige Regengüsse, die während der Nacht gefallen und der orkanartige Sturm, der noch immer wüthete, hatte die Bäume zu beiden Seiten der Poststraße zum Theil ihres Blätterschmuckes beraubt, die Wiesen überschwemmt und alles in trostlos herbliches Grau gehüllt.

Arnold saß im Hintergrunde des Wagens, die Augen geschlossen, in trübes Sinnen verloren. So war der Abend herangekommen und ihn die Nacht gefolgt. Die Thurmuhr der alten Stadtpfarre schlug die zwölfte Stunde, als Arnolds Wagen über das holprige Pflaster des Städtchens fuhr, in dessen nächster Nähe das Schloß seiner Väter gelegen war. Den Kutscher zu immer größerer Eile antreibend, war Arnolds Gefährt endlich in die breite Allee eingebogen, die zu dem stattlichen Herrnsitz der Freiherrn von Raden führte.

Das Geräusch des rollenden Wagens rief sogleich einen Diener herbei, der den Schlag öffnete und dem Herrn beim Aussteigen half. Arnold, eine schlimme Nachricht fürchtend, eilte ohne ihm eine Frage zu thun, in das Schloß. Am obern Treppenabsatze stand ein zweiter Diener seiner harrend, der rasch eine Portière zurückschob und Arnold trat nun in ein dunkles, durch eine Ampel nur matt erleuchtetes Zimmer. Bei seinem Erscheinen erhob sich eine Frau, die im Hintergrund des Gemaches an einem kleinen Bette gesessen, und trat mit bleichen und verstörten Zügen auf ihn zu.

„Nun, Wilhelmine", frug Arnold, während er vergeblich seiner Stimme Festigkeit zu geben versuchte, „wie geht es unserm Kinde?"

Nur mühsam zurückgehaltene Thränen, die jetzt aus den Augen der jungen Frau stürzten, waren die einzige, aber auch die trostloseste Antwort, welche er erhalten konnte. Baron Raden war mittlerweile, von seiner Gattin gefolgt, an das Bettchen getreten, in dem ein kleines, blondgelocktes Mädchen von ungefähr zwei Jahren lag. Ihr zartes Gesichtchen glühte, ihr Athem flog. Arnold neigte sich über das Kind und küßte es. Da schlug es die Augen auf:

„Papa", rief die Kleine und versuchte zu lächeln, doch gleich darauf

Digitized by Google

kehrte der Ausdruck des Schmerzes auf das liebliche Gesichtchen zurück. Arnolds Herz schlug fast hörbar bei diesem süßen Namen, der wie ein schmerzlicher Vorwurf ihn traf.

Die Baronin hatte ihrem Gatten mittlerweile einen Sessel an das Krankenbett des Kindes gerückt, auf welchem sich Arnold wie gebrochen sinken ließ. Wilhelmine mußte ihm nun schnell die Geschichte der Erkrankung berichten und so erfuhr der betrübte Vater, daß der Arzt schon bei seinem ersten Besuche bedenklich den Kopf geschüttelt und den Vater herbeizurufen angeordnet habe.

„Vor zwei Stunden", fügte sie hinzu, „war er wieder da und versprach diese Nacht noch einmal zu kommen. Jeden Augenblick erwarte ich ihn", sagte die Baronin, einen Blick nach der Uhr richtend. Wirklich ward bald hierauf die Thür geöffnet und ein älterer Mann trat ein, dessen ernstes Antlitz Vertrauen einflößen mußte.

Arnold von Raden ging dem Eintretenden rasch entgegen. Mit inniger Theilnahme reichte ihm der Arzt die Hand, die er herzlich drückte.

„Mein werther Freund", sprach der Baron, „ich weiß, daß es unnöthig ist, Ihnen mein Kind ans Herz zu legen, da Sie immer gewissenhaft und freudig Ihre Pflicht üben, aber der Schmerz eines Vaters klammert sich so gern an die letzte Hoffnung an. Retten Sie mein Kind und fordern Sie von mir, was Sie wollen."

„Herr Baron, ich verstehe Ihre Gefühle, die Kunde geben von Ihrem weichen Gemüth. Ich habe gethan und werde noch thun, was meine schwache Einsicht mir eingiebt; aber —"

„Vollenden Sie nicht", bat der Baron mit bebender Stimme und folgte verzweifelt dem Arzte, der mittlerweile an das Bett des kranken Kindes getreten war. Er fühlte den Puls und zählte die Athemzüge.

„Noch ist keine Verschlimmerung eingetreten seit meinen letzten Beobachtungen, und dies würde allerdings zu Hoffnungen berechtigen. Aber ich wage sie dennoch nicht auszusprechen, denn in einer solchen Krankheit entscheidet oft eine einzige Stunde." Kaum hatte der Arzt den Satz vollendet, als sich heftige Zuckungen an dem zarten kleinen Körper wahrnehmen ließen. Die Mutter, auf das äußerste erschreckt, sank an dem Bettlein auf die Kniee. Arnold ergriff den Arm des Arztes und drückte ihn heftig.

„Ruhe und Fassung", sprach dieser, obgleich selbst lebhaft bewegt, „hier muß gehandelt werden. Herr Baron, Sie würden gut thun, die Frau Baronin hinwegzuführen. Sprechen Sie ihr Trost und Muth ein, denn noch ist nicht alles verloren. Lassen Sie mich nur eine halbe Stunde mit der Wärterin allein und alles soll angewendet werden, was zur Rettung des bedrohten Lebens nur immer möglich ist."

Arnold versuchte den Rath des Arztes zu befolgen und die weinende Mutter aus dem Zimmer zu entfernen, doch es war vergeblich. Alles, was er von ihr erlangen konnte, war: daß sie sich auf den Divan in der andern Ecke des Zimmers zurückzog, von wo aus sie alles was vorging, beobachten konnte. Arnold ging beständig von der Gattin zu seinem Kinde und wieder zu jener zurück, die ihm fast ebensoviel Besorgniß, wie die kleine Kranke einflößte.

So verging eine schreckliche Stunde. Selbst der Arzt begann die

Digitized by Google

Hoffnung aufzugeben und blickte ängstlich nach der Uhr und wieder auf das Kind, das seit einigen Augenblicken fast kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben. Er fühlte nach dem Herzschlag, rieb die kalten Füße mit der flachen Hand und wartete wieder einige Augenblicke. Schier endlose Augenblicke für Vater und Mutter! Da schlug die Kleine ihre Augen auf und mit leiser, aber doch verständlicher Stimme rief sie nach dem Vater. Dieser stürzte auf sie hin und drückte einen Kuß auf ihre feuchte Stirn.

„Wir haben gesiegt", rief jetzt der Arzt, „ich bürge für ihr Leben."

Mit einem Ausrufe des Entzückens sank die hastig herbeigeeilte Mutter am Bette ihres Kindes nieder. Arnold zog sie sanft zu sich empor und geleitete sie zum Divan, indem er flüsterte: „Wilhelmine, denke jetzt an Dich, Nelly ist gerettet, Nelly lebt." Ein Blick der jungen Mutter, aus dem die höchste Erdenseligkeit sprach, traf ihren Gatten.

„Arnold", sprach sie innig und warf sich im aufwallenden Mutterglück an seine Brust.

Ein feuchtkalter Morgen dämmerte herauf, als Arnold wie gebrochen von den heftigen Gemüthsbewegungen, die ihn diese Nacht bestürmt hatten, sein Schlafgemach aufsuchte. Aber so sehr er auch der Ruhe bedurfte, so suchte er sie dennoch nicht, sondern setzte sich an seinen Schreibtisch, um jenen Brief an Hedwig zu schreiben, der die Bedauernswerthe fast tödtlich ins Herz getroffen hatte.

* * *

Hektor von Salby hatte nicht, wie er Hedwig angezeigt, H. sofort verlassen, um sich nach Amerika einzuschiffen. Tag um Tag verging und noch immer konnte er sich nicht entschließen, dem Boden seiner Heimat für immer Lebewohl zu sagen. Die einzige Nachricht, welche er durch seinen Rechtsfreund von Hedwig erhalten, lautete dahin: daß sie sich unbedingt in alle seine Beschlüsse und Anordnungen füge, nur sein Anerbieten, „Hohenfels" als Eigenthum zu betrachten, könne sie nicht annehmen, wenngleich sie die Absicht des Gebers zu schätzen wisse. Sobald die Trennung ihrer Ehe vollzogen, werde sie sofort und für immer das Schloß verlassen. Dies sei ihr unwiderruflicher Entschluß.

Diese Weigerung, die einen Lieblingswunsch Hektors vereitelte, betrübte ihn sehr, denn wenn er auch weitere Verfügungen getroffen, die Hedwig eine sorgenfreie Existenz verschafften, so wäre es ihm doch ein Trost in der Ferne gewesen, die junge, alleinstehende Frau in dem stillen sichern Bergschlosse geborgen zu wissen. Diese Sorge und eine Hoffnung, die er sich selbst kaum einzugestehen gewagt: Hedwig könne ihn am Ende doch, im Gefühl ihrer völligen Verlassenheit zurückrufen, ließen Salby immer die Ueberfahrt aufschieben. Und wie gern wäre er Hedwigs Rufe gefolgt und hätte die, wie er glauben mußte „kindliche Schwärmerei", welche noch aus ihrer Mädchenzeit ihre Phantasie beschäftigte, verziehen und vergessen, nur um den Preis, in ihrer Nähe weilen zu dürfen.

Die unbestimmte Ahnung Hektors sollte sich erfüllen, wenn auch in anderer Weise, als er gehofft. Kaum waren zehn Tage nach seiner plötzlichen Abreise vergangen, als ein Brief von der alten Haushälterin

Digitized by Google

eintraf, der Baron Salby dringend beschwor, heimzukommen. „Die Baronin", so lautete der kurze Inhalt des Schreibens, „ist gestern Abend in bewußtlosem Zustande in ihrem Zimmer gefunden worden und der herbeigeholte Arzt hat eine Gehirncongestion konstatirt, welche zu den ernstesten Besorgnissen Veranlassung giebt. Kommen Sie schnell, gnädiger Herr", schloß der Brief, „da wir alle hilf- und rathlos sind."

Noch am Abend desselben Tages langte Baron Salby in Begleitung eines der ersten Aerzte der Residenz an. Er traf Hedwig in den heftigsten Phantasieen. Sie war völlig theilnahmslos für ihre Umgebung, die sie nicht zu erkennen schien. Verworrene Worte, die heftigen Schmerz und dann wieder tiefe Reue ausdrückten, fielen unzusammenhängend von den Lippen der jungen Frau und trafen Hektors Ohr. Auch klang hin und wieder sein Name und der Arnolds durch die ergreifenden Schmerzensausbrüche dieses armen, gequälten Frauenherzens. Hektor aber sah in ihnen nicht die Schuldbekenntnisse einer Verirrten, sondern nur die wilden Phantasien eines kranken Geistes.

Tag und Nacht saß der bekümmerte Gatte am Bette der geliebten Kranken, ihre Pflege und Ueberwachung selbst übernehmend, da Hedwig während der heftigen Anfälle nur mit Gewalt im Bett festzuhalten war. Sie wollte fliehen, fort aus diesem düstern, einsamen Schlosse, das wie ein Grab sie einschließe, nach lichtern Höhen zu, wo die Sonne der Liebe strahle. So bat und klagte sie, wenn Hektor seine ganze Kraft anwendete, um sie in den Kissen festzuhalten. Der Arzt war auf dringendes Bitten des Barons im Schlosse geblieben und einige Stunden ausgenommen, in welchen er der Ruhe pflegte, hatte er die Kranke unausgesetzt beobachtet und alles angewendet, was ihm die Wissenschaft zu thun erlaubte um des zerstörenden Uebels Herr zu werden. Am Abend des dritten Tages, als der Arzt sich auf sein Zimmer begeben wollte, bat er den Baron, ihn nach einigen Stunden wecken zu lassen, da diese Nacht die entscheidende Krisis eintreten müsse.

„Ich wünsche vom Herzen, Herr Baron", fügte er hinzu, „Ihnen bei unserm Wiedersehen eine freudige Nachricht geben zu können, wenngleich, wie ich offen gestehen muß, meine Hoffnung eine sehr schwache ist."

Nach diesen wenig ermuthigenden Worten entfernte sich der Doktor, den bestürzten Gatten in einem Zustande stummer Verzweiflung zurücklassend.

Hektor von Salby erhob sich von dem Ruhebette, auf welches er sich für eine Stunde hingestreckt und nahm wieder seinen Platz am Krankenbette ein. Hedwig lag momentan still und wie erschöpft von dem letzten heftigen Anfalle in dem hohen Himmelbett, dessen blaue Seidenvorhänge Hektor halb zusammenzog, damit die schlafähnliche Betäubung der Kranken, die sein liebendes Herz, trotz der unheilverkündenden Worte des Arztes mit leiser Hoffnung erfüllte, nicht gestört werde. Unverwandt hing sein Blick an dem Antlitze Hedwigs, das von dem heftigen Fieber entstellt und verändert worden war. Ihre Wangen glühten, der Mund zuckte, die Augen, welche sie ab und zu öffnete, schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen und hatten einen irren Glanz.

„Mein Gott", sprach Hektor leise vor sich hin, „erhalte mir dieses theure Leben, und wenn ich auch dafür auf immer aus der Nähe meines Weibes verbannt sein müßte, nie wieder dies holde Antlitz schauen dürfte!"

Digitized by Google

Vom Schmerz übermannt, senkte er hierauf sein Haupt in beide Hände und blieb lange in düsteres Sinnen versunken. Erst ein gellender Angstschrei weckte ihn aus denselben. Er fuhr empor und sah Hedwig hoch aufgerichtet auf ihrem Lager. Das Haar fiel aufgelöst an den eingefallenen Wangen herab und mit ihren fieberglühenden Augen glich sie einer Irrsinnigen.

„Schnell, Annette", rief sie, „ich muß fort, Arnolds Kind stirbt und wir haben es mit unseren frevelhaften Wünschen getödtet! Ich will hin, dem armen Kinde Leben von meinem Leben einhauchen und müßte ich daran auch selber sterben." Hedwig hielt inne und blickte nun Hektor fest und starr ins Antlitz.

„Nein, nein, er kann es nicht sein", sprach sie wie zu sich selbst, „er ist fort, weit übers Meer — Du bist es, Arnold, nicht wahr, ich kenne ja Deine bleichen, sanften Züge, aber warum bist Du hier und nicht am Bette Deines sterbenden Kindes. Geh", schrie sie und stemmte ihre beiden Hände mit unglaublicher Kraft gegen Hektors Brust. „Geh zu Deiner Gattin, zu der Mutter Deines Kindes und tröste sie — denn Du hast ihr kleines Mädchen getödtet, nicht ich — ich ahnte nichts — ich glaubte Dich frei und darum wollte ich mit Dir gehen und Hektor verlassen. Aber Gott hat uns gestraft, noch ehe wir gesündigt." Sie hielt inne und schien zu lauschen. „Hörst Du das Kind im Todeskampfe röcheln, fort — fort, pflichtvergessener Vater — fort von mir." Die letzten Worte drangen beinahe kreischend aus Hedwigs hochathmender Brust hervor, dann sank sie bewußtlos zurück. Ein krampfhaftes Schluchzen hob ihre Brust.

Endlich wurde sie ruhiger, ihr Athem ging gleichmäßiger, die Adern am Halse schlugen schwächer, die Hände, farblos und beinahe kalt, waren auf die Decke geglitten, die Augen schlossen sich, die glühende Röthe war einer fahlen Blässe gewichen, alles Leben schien aus dem Körper langsam zu entschwinden. Hektor war der Verzweiflung nahe; er knieete am Bettrande nieder und seine Seele erhob sich zu Gott, in einem stummen Gebet. Seine Augen waren dabei unverwandt auf die Kranke gerichtet, als wolle er mit denselben das Leben in ihr festhalten. Hedwig lag nun wieder still und unbeweglich.

„Sollte er den Arzt herbeirufen?" fragte sich Hektor. „Wenn dies aber nicht Agonie, sondern Schlaf wäre, der Genesung brächte, dann durfte man ihn nicht stören. Ist es aber der Tod, dann soll kein dritter die Heiligkeit dieses Augenblickes mit mir theilen." Die Minuten wurden zur Ewigkeit.

Hektor beugte sich über Hedwigs Antlitz, der Athem ging noch, wenn auch leise, so doch regelmäßig. Die Thurmuhr schlug jetzt die erste Stunde des neuen Tages.

„Jeden Augenblick muß der Arzt eintreten", dachte Hektor, doch bebte er vor dessen Erscheinen, da er in seinen Mienen eine schreckliche Bestätigung seiner Furcht zu lesen bangte.

Unerbittlich verrann so eine neue Viertelstunde. Keine sichtbare Veränderung war in der Kranken Zustand eingetreten.

„Allmächtiger", flehte jetzt Hektor laut, „rette mein Weib, meine theure Hedwig!"

Bei dem Klange dieses Namens schlug die Kranke die Augen auf

Digitized by Google

und ein ruhiger, sanfter Blick traf Salby. Ihn erkennend, nannte ihn Hedwig mit schwacher Stimme.

„Hedwig! Hedwig!“ rief er, sich in namenloser Freude über die junge Frau beugend aus.

„Du lebst, o mein Herr, wie danke ich Dir.“

Ueberrascht und unvermögend sich sogleich in die Wirklichkeit hinein zu versetzen, blickte Hedwig fragend in ihres Gatten erregtes Antlitz, in dessen Augen Thränen des seligsten Entzückens schimmerten. Langsam kehrte in der jungen Frau ein schwaches Erinnern zurück, und ahnend was vorgefallen, schlang sie, ergriffen und bezwungen von der Liebe und treuen Aufopferung dieses edlen Mannes, ihre Arme um seinen Nacken. In diesem Augenblick trat der Doktor in das Zimmer. Der Baron erhob sich rasch und ihm entgegeneilend, rief er:

„Gerettet“, und leise fügte er für sich hinzu: „Doppelt gerettet, dem Leben — und mir.“

Die Todten.

Ja, heilig, heilig sind die Todten! Einen Schimmer
Von deiner düstren Pracht wirst Deine Fackel immer,
O Tod, auf den, der ausgelebt.
Der Arme selbst im Sarg — dünkt mehr mir als der König,
Der herrschend auf dem Thron, von Hymnen tausendtönig
Umrauscht, sein Haupt zur Sonne hebt.

Wer in die ew'ge Nacht hinabsteigt — ihn betrachten
Mit stummer Ehrfurcht wir — er lehrt uns ja verachten,
Was uns gepriesen der Genuß.
Sein letzter Hauch zerbläst die trügende Begierde;
Was Gold war, dünkt uns Staub, den Staub zur goldnen Zierde
Erhebt, o Tod, dein ernster Kuß.

O Sterbender, die Hand, die müd' du lässest sinken,
Sie reißt vom Leben uns die buntbemalten Schminken
Und deutet auf sein wahr Gesicht.
O Sterbender, in dir belauschen wir das große
Geheimniß, das da fragt: Jetzt blüht so schön die Rose,
Wie lange währt's, und sie blüht nicht?

Ja, heilig, heilig sind die Todten! Selbst die Schlechten;
Der Tod umadelt sie, gießt Abglanz der Gerechten
Auf eine Stirn, die ihm geweiht.
Verzeihung steht am Grab, und breitet ihre Flügel
Goldschimmernd, thränbethaut zum Schutz ob seinem Hügel
Und spricht: er war — er litt — verzeiht!

Wilhelm Walloth.

Digitized by Google

Aus Goethes Theaterpraxis.

„Wer in Deutschland, der überhaupt etwas geschrieben, hätte nicht auch einmal über Goethe geschrieben, und wie wenige Menschen mag es wohl geben, die die Goethe-Literatur von A bis Z durchgelesen haben", ruft eine Stimme in den Grenzboten bei Gelegenheit einer Beurtheilung eines neuen Goethebeitrages. In der That: die Goethe-Literatur macht allein eine kleine Handbibliothek aus, und wer alle jene Kommentare und Charakteristiken von Goethe dem Staatsmann bis herab auf Goethe den Wegebaumeister durchstudirt hat, könnte sich auf der nächsten Weltausstellung in einer Separatabtheilung für „Bücherreptilien" präsentiren. Indessen, so viel auch über den großen Heiden von Weimar bereits gedruckt sein mag, so giebt es dennoch manche Seiten seines Schaffens und seines Wesens, die noch keineswegs derart beleuchtet worden, daß man sagen könnte, alles später Folgende müsse überflüssig sein. Es liegen noch zu viele ungehobene Schätze in den Weimarschen geheimen Staatsarchiven und auch mancherlei Urkunden und Beläge für die Beurtheilung Goethes und seiner Zeit befinden sich noch in privater Hand, ohne daß es bisher gelungen wäre, dieselben zu Gunsten der literar-historischen Forschung nutzbar zu machen.

Ganz besonders engherzig scheint man in dieser Beziehung mit den Briefen Goethes und seinen Tagebüchern zu verfahren. Und das ist heutigen Tages um so mehr zu bedauern, als Goethe immer mehr in das Volk eindringt, da jeder nur einigermaßen Bemittelte sich die Schriften Goethes für einen geringen Preis anschaffen kann. Auffälligerweise fehlt bis jetzt noch immer eine erschöpfende Darstellung von Goethes Wirksamkeit bei der Weimarer Hofbühne. Alles, was bisher in dieser Beziehung in die Oeffentlichkeit gelangte, ist entweder zerstreut in Memoiren seiner Zeitgenossen oder trockene chronologische Aneinanderreihung der Hauptmomente aus einigen Registern ohne Rücksicht auf den Einfluß, den Goethes Bühnenthätigkeit auf sein gesammtes geistiges Schaffen üben mußte. Es ist das eine Lücke, die sich vielleicht nach Verlauf einiger Jahrzehnte wird ausfüllen lassen, wenn man den Zugang zu den Archiven nicht mehr so ängstlich versperrt halten wird.

Selbstredend kann es unter so bewandten Umständen nicht die

*) Obigen interessanten Beitrag zur Goetheliteratur, der alle vereinzelten Berichte über des Dichters Theaterleitung in einem objektiven Generalbericht verarbeitet, entnehmen wir den Kritischen Streifzügen von Eugen Sierke (Braunschweig, Friedrich Wreden). Dies reichhaltige Buch enthält nicht nur in zahlreichen Kritiken klassischer und moderner Stücke eine Fülle feiner theaterästhetischer Beobachtung, sondern auch wie der obige Artikel beweist, höchst bemerkenswerthe Beiträge zur Theatergeschichte. Die Redaction.

Digitized by Google

Aufgabe einer flüchtigen Skizze sein, in das Dunkel neues Licht durch Veröffentlichung bisher unbekannter Aktenstücke zu bringen; das ist ja eben unmöglich. Vielmehr hat das Nachfolgende den Zweck, Goethe als Theaterdirektor insoweit zu skizziren, als es dem Bedürfniß des weiteren gebildeten Leserkreises entsprechen und das Verständniß für ihn im allgemeinen fördern könnte. Zu diesem Zwecke haben wir aus einer Anzahl wenig bekannter Schriften dasjenige gesammelt, was dort beiläufig über Goethes Bühnenpraxis mit eingestreut worden und die Hoffnung rechtfertigt, daß es auch bei dem Laien auf Interesse Anspruch machen dürfte.

Wer mit den heute gangbaren Vorstellungen von den Befugnissen eines Theaterdirektors und seinen Beziehungen zum Bühnenpersonal sowohl wie zum Publikum an Goethe herantritt, dem möchte es wohl etwas sonderbar, ja befremdlich erscheinen wollen, daß Goethe, der erste Mann in dem kleinen Staate, der alles vermögende Minister und Freund des kunstsinnigen Fürsten, der Centralpunkt des gesammten damaligen schöngeistigen Lebens in Deutschland, sich bei allen seinen Würden dazu hat hergeben können, sich auf den Thespiskarren zu setzen, die Zügel in die Hand zu nehmen und unter den Augen der gesammten Weimarer Bewohnerschaft durch die Straßen zu kutschiren, unbekümmert um das, was die „Leute" wohl zu diesem wunderlichen Schaugepräge sagen mochten: der Herr Minister Excellenz vorn auf dem Bocke und hinter ihm ein buntes Gemenge von Possenreißern, Theatertyrannen, leichtlebigen Sylphiden und sonstigen fragwürdigen Gestalten, die man „dazumal" nur mit einem heimlichen Mißtrauen aus der Ferne zu beobachten gewöhnt war und vor denen man, wenn sie ihre unstäten Kreuz- und Querzüge durch das Land begannen, die Wäsche barg, die auf den Leinen draußen zum Trocknen aufgehängt war (cfr. Genast, Tagebuch eines alten Schauspielers, Bd. I, p. 65). Und dennoch war Goethe seit 1790 nichts mehr aber auch nichts Geringeres als der Direktor des herzoglichen Hoftheaters zu Weimar; wohlverstanden der Direktor, d. h. nicht jener „ausgestopfte Hauptmann", der in der modernen Naturgeschichte unter dem vielsagenden und weitumfassenden Gattungsnamen „Intendant" bekannt ist, an den Höfen gedeiht und nach rühmlich bestandener Vorbereitungszeit als Gardelieutenant das Ehrenamt erlangt, bei vorkommenden Hofbällen die Polonaise anzuführen, gekrönte Gäste hinter die Coulissen zu führen, und ihnen die „Sterne" der Bühne zu präsentiren u. s. w. — nein, Goethe war im vollsten Sinne des Wortes der Leiter, die Seele der theatralischen Bestrebungen in Weimar während siebenundzwanzig Jahren. Man wird zugeben, daß dieser Gedanke, Goethe bei seinen hundertfältigen gleichzeitigen Obliegenheiten in den andern Gebieten des Staats- und Literaturlebens sich als Bühnenchef vorzustellen, etwas Imponirendes hat, wenn man in Rechnung zieht, daß das Amt eines Direktors allein dessen Kraft und Thätigkeit vollauf in Anspruch zu nehmen geeignet ist.

Allerdings hatte sich Goethe seit dem Jahre 1775 bereits mit „Komödiespielen" abgegeben und dabei gewissermaßen die praktischen Vorstudien in den technischen Branchen des Bühnenwesens gemacht, indem er als Arrangeur der Dilettantenvorstellungen thätig war, die an Karl Augusts Hofe mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt gepflegt wur-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Durſtige Seelen.

Nach dem Originalgemälde von H. Kotſchenreiter.

Digitized by Google

Digitized by Google

den und in denen er selbst sogar als aktiver Darsteller mitwirkte. Indessen war diese Wirksamkeit denn doch himmelweit unterschieden gewesen von derjenigen, die er nach dem Abgange der Belluomoschen Theatergesellschaft, welcher bis 1790 die „Hofkomödien" anvertraut waren, zu beginnen hatte. Da mußten neue Mitglieder engagirt und geprüft werden; Goethe mußte an andere Bühnen reisen, um dort nach Künstlern zu spähen, die technischen Einrichtungen inspiziren, Dekorationen malen lassen, solche wohl auch selbst entwerfen; er mußte bestimmen, ob die Königin in dem und dem Stück einen neuen Herrschermantel, ob die Liebhaberin ein neues Kleid erhalten durfte, oder ob ein altes neu aufgefärbt und der Mantel mit anderem Pelzbräm versehen werden sollte: Angelegenheiten, über deren wiederholtes Vorkommen und Entscheidung in den Nachrichten einzelner Zeitgenossen sich thatsächliche und ganz bestimmte Angaben vorfinden. Auch in einigen Briefen Goethes an seinen Obermandarin in Theatersachen, den Geh. Hofrath Kirms, findet sich mancherlei von derartigen trivialen Angelegenheiten, die Goethe bei seiner bekannten praktischen Umsicht und Veranlagung allerdings mit dem entsprechenden Humor zu erledigen wußte, ohne dadurch in seinem idealen Gefühl allzu unangenehm berührt zu werden. Doch das waren die nebensächlichen Obliegenheiten.

Die künstlerische Leitung des Theaters und die Ausbildung der Bühnenmitglieder nahmen seine Hauptkraft in Anspruch, und eben diese Wirksamkeit rief die „Glanzzeit Weimars" und damit der deutschen Schauspielkunst ins Leben.

Ueber die Grundsätze seiner Bühnenleitung äußert sich Goethe selbst in einigen allgemeinen skizzirenden Bemerkungen, die in seinen Gesprächen mit Eckermann auf die Nachwelt gekommen sind, u. A. in folgender Weise: „Die langweilige Periode des französischen Geschmackes war noch nicht gar lange vorüber und das Publikum noch keineswegs überreizt. Shakespeare wirkte noch mit seiner ersten Frische, die Opern von Mozart waren jung und endlich wurden die Schillerschen Stücke, erst von Jahr zu Jahr in Weimar entstanden und auf dem Theater, da durch ihn selbst einstudirt, in ihrer ersten Glorie gegeben, und mit solchen Gerichten war, wie man sich denken kann, Alt und Jung zu traktiren und wir hatten immer ein dankbares Publikum. Die Hauptsache aber war dieses, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ und ich schalten und walten konnte, wie ich wollte. Ich sah nicht auf prächtige Dekorationen und glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse — mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas sein, um Gnade zu finden. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, Gräuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeschlossen; ich hätte gefürchtet, Schauspieler und Publikum damit zu verderben. Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauspieler. Denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte nothwendig aus einem Menschen, den die Natur nicht im Stiche gelassen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauspielern in beständiger persönlicher Berührung. Ich leitete die Leseproben, machte jedem seine Rolle deutlich, ich war bei der Hauptprobe gegenwärtig und besprach mit ihnen, wie etwas besser zu thun sei. Ich fehlte nicht bei den Vor-

Digitized by Google

stellungen und bemerkte am andern Tage alles, was mir nicht recht erschienen. Dadurch brachte ich sie in ihrer Kunst weiter. Aber ich suchte auch den ganzen Stand in der äußeren Achtung zu heben, indem ich die Besten und Hoffnungsvollsten in meine Kreise zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich sie eines geselligen Verkehrs mit mir werth achtete. Hierdurch geschah aber, daß auch die übrige Weimarer Gesellschaft hinter mir nicht zurückblieb und daß Schauspieler und Schauspielerinnen in die besten Zirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Schiller verfuhr in demselben Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel; er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig und nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke pflegte er sie zu sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute sich gemeinsam an dem, was gelungen und besprach sich über das, was etwa das nächste Mal besser zu thun sei."

Was Goethes Verhältniß als Direktor zu dem Herzog Karl August anlangt, so giebt darüber sein Briefwechsel mit diesem hin und her einige Winke. Der Herzog schaute dem Treiben Goethes mit einer Art von stiller Bewunderung und Verehrung zu, die keine Einrede in die Pläne und Maßnahmen Goethes zuließ, und so oft Goethe seinem erlauchten Freunde Meldungen über seine Absichten und den Geschäftsgang machte, erhielt er vom Herzoge meist solche Antworten, aus denen hervorging, daß dieser im voraus mit allem einverstanden sei, was sein kundiger Bühnenchef ins Werk zu setzen vorhatte. In den zwei Bänden jenes Briefwechsels finden sich, soweit dem Verfasser erinnerlich ist, nirgends direkte Einwendungen gegen Goethes Maßregeln; wohl aber häufige Aeußerungen der Befriedigung über diese oder jene Leistung, selten Ausstellungen. Als der Herzog einmal einer Vorstellung beigewohnt hatte, in welcher zwei Darsteller ganz besonders sein Wohlgefallen durch ihr treffliches Spiel erregten, ließ er an Goethe ein Billet gehen, in welchem er eine Extragratification für das brave Spiel anwies. Dieselbe wurde indessen noch in Folge der gleichfalls beifälligen Aufnahme jener Leistung von Seiten der Herzogin Louise um das Doppelte erhöht. Ein ander Mal allerdings beschwerte sich der Herzog über den Lärm, den die Theatereleven während der Vorstellung hinter den Coulissen gemacht hatten und drohte, daß er inskünftig seinen Husarenwachtmeister auf die Bühne senden werde, wenn sich die Ruhestörer nochmals dergleichen zu Schulden kommen lassen würden. Man kann sich denken, welches Unwetter in Folge dieser Aeußerung des Mißfallens von dem Jupiter der Weimarer Bühne auf die Schuldigen herabgesendet sein mag — Goethe verstand in Sachen der Disciplin keinen Scherz, sondern er führte ein strenges gewissenhaftes Regiment, und das war auch die erste Voraussetzung jeder ersprießlichen Wirksamkeit. In den Grenzboten" von 1857 finden sich in dieser Hinsicht mehrere anderwärts noch nicht publizirte Belege, aus denen einiges mitgetheilt werden mag. Am Weimarschen Theater fungirte eine kurze Zeit Frau Burgsdorf, eine leichtfertige, ränkesüchtige Aktrice, die der Direktion vielerlei Ungelegenheiten bereitete und späterhin auch in Folge ihrer Intriguen und Chicanen gegen die Direktion entlassen werden mußte. Diese im Punkte der Sitte nicht sonderlich skrupulöse Dame hatte sich unterfangen, auf

Digitized by Google

einer Hofredoute in sehr verführerischem Kostüm die anwesenden Kavaliere zu allerhand Extravaganzen zu provociren und sich dabei soweit vergessen, in weinseliger Laune Anlaß zu einem Affront zu geben, über den in der Stadt allerhand Klatsch entstand und der dann auch sofort zu Goethes Kenntniß gelangte. Goethe antwortete auf den hierauf bezüglichen Bericht seines Subdirektors Kirms, daß er sofort eine Verfügung erlassen werde, um künftigen Ueberschreitungen der Mäßigkeit im Trinken und sonstigen Anstößigkeiten bei den Redouten vorzubeugen! Er werde mit dem Herzog sprechen und hinsichtlich der Burgsdorf denselben das Vorgefallene vorstellen. Vorderhand sei es indessen gerathen, sie das ohnehin bereits gefüllte Maß ihrer Vergehen vollmachen zu lassen. Das weitere würde sich finden. Einer andern Schauspielerin, die sich erlaubt hatte, in der Vorstellung des Othello absichtlich die ihr nicht zusagende Rolle durch Allotria zu verderben und darauf bei ihrer Vernehmung nichtige Ausflüchte gemacht hatte, erging es schlimmer. Goethe dekretirte sofort, daß die Schuldige mit einer halbwöchentlichen Gage unter dem Vorbehalt zu strafen sei, daß, im Falle sie die gedachte Rolle bei der nächsten Aufführung wiederum geflissentlich verderben würde, ihr eine von den Wochengagen nochmals abzuziehende Strafe von 20 Thaler — für damalige Zeit ein sehr bedeutender Betrag — zudiktirt werden sollte. Außerordentlich häufig kamen, wie es in der angegebenen Quelle heißt, Strafverordnungen gegen Schauspieler vor, welche sich weigerten oder es versäumten, Statistenrollen zu übernehmen, wozu alle ohne Ausnahme kontraktlich verpflichtet waren. Als Goethe eine hierauf bezügliche Meldung gemacht worden, daß zwei Damen sich jener Pflicht ohne Entschuldigung entzogen hatten (es waren dies zwei der hervorragendsten Bühnenmitglieder), erfolgte sofort „Verordnung an den Theaterkassirer, den genannten Frauenzimmern jeder 1 Thaler von ihrer Gage abzuziehen."

Mancherlei Rücksichten wurden Goethe bei seiner Direktion durch die Knappheit des Theateretats auferlegt. Der Herzog, der für seine Kunstbauten und anderen häuslichen Luxus, wie er ihn als ein Mann von feiner ästhetischer und literarischer Bildung nicht gern entbehren mochte, manche Ausgabe machte, überdies aber sich angelegen sein ließ, die nicht sonderlich glänzenden Finanzen seines Hofhaltes in Ordnung zu erhalten, konnte den eine zeitlang gezahlten Zuschuß für das Theater nicht entbehren und mußte denselben daher später wieder zurückziehen, mit dem Anheimgeben, daß sich die Bühne aus ihren eigenen Erträgnissen zu erhalten habe. Unter solchen Umständen war Sparsamkeit äußerst geboten und es konnte für die Aeußerlichkeiten hinsichtlich der Kostüme und der Ausstattung nur wenig aufgewendet werden. Leider besaß die Bühne an derartigem Fundus nur sehr wenig und dieses befand sich noch dazu in abgenutztem Zustande. Wo wir in den noch vorhandenen Urkunden und Briefen auf Geldfragen stoßen, finden wir allemal eine außerordentlich peinliche Rücksichtnahme auf Sparsamkeit, in der Goethe von Kirms, einem ausgezeichneten Geschäftsmann, auf das Gewissenhafteste unterstützt wurde. Ein charakteristisches Beispiel für die beengenden finanziellen Rücksichten giebt u. a. ein Schreiben an einen der Regisseure, der einmal wieder den „Essex" neu inscenirer wollte. Goethe läßt darin melden, daß gegen die Vorstellung nichts einzuwen-

Digitized by Google

den sei, nur müsse kein besonderer Aufwand gemacht werden, weil bei diesem alten Stück außer den Abonnenten auf keine Einnahme von Fremden zu rechnen sei. Wenn unter den vorräthigen Mänteln keiner brauchbar sei (welches jedoch zu wünschen wäre), so solle für die Darstellerin der Elisabeth einer gekauft werden. Ein neues Kleid aber auch zu kaufen, komme zu hoch. Vielleicht könnte sie sich des weißen atlassenen Kleides von Maria Stuart bedienen, wovon neulich Demoiselle Jagemann als Elisabeth den Rock angehabt, und es zurecht machen lassen. Noch weniger erbaulich lautete ein andermal der Bescheid an den Darsteller des Wallenstein, der um ein neues „Wams" petitionirte, da das alte, trotzdem die Gattin des Petenten schon mehrfach eine Kur mit der Stopfnadel daran geübt, nicht länger zusammenhalten wolle. Das Gesuch wurde einfach wegen Mangels an Geld abgewiesen, und der Friedländer mußte daher in dem alten schäbigen Kleide auftreten. Wenn trotz dieser Unvollkommenheiten die Schauspieler den guten Willen dennoch nicht verloren, sondern sich in die Verhältnisse schickten und mit ungeschmälertem Eifer ihrer Kunst oblagen, so sieht man daraus, wie gewaltig der Geist Goethes auf die Belebung eines wahren Interesses für die Kunst zu wirken vermochte. Die Schauspieler vergaßen über den Charakter, den sie darzustellen hatten, und der ihr ganzes Sinnen und Denken ausschließlich in Anspruch nahm, das fadenscheinige Kleid, und das Publikum ebenfalls; denn alle Berichte stimmen darin überein, daß bei Schillerschen oder Goetheschen Stücken stets der Zudrang so enorm war, daß zuweilen die Leute, besonders aus den niederen Ständen, die auf den billigen Galerieplätzen nicht mehr Raum fanden, draußen standen und zuhörten, was bei der Dünne der Wände nicht schwer fiel. Wie anspruchslos und wie rein muß damals der Sinn für das Schöne an sich gewesen sein, der von der Art der äußeren Erscheinung, in der das Schöne auftrat, abstrahiren konnte.

Wir haben vorhin erfahren, in welcher Weise Goethe selbst seine praktische Thätigkeit als Dramaturg schildert. Er hat darin nicht zu viel gesagt, eher zu wenig, denn er war bei allen Geschäften, welche die Einstudirung von Stücken betrafen, selbst thätig und mühte sich damit so ab, wie nur immer ein gewissenhafter und eifriger Regisseur es hätte thun können. Wir besitzen in den Memoiren eines Zeitgenossen Goethes, der zugleich sein hervorragendster Regisseur war, über diese seine Bemühungen einige sehr interessante Zeugnisse. Dieselben rühren von dem einst als Darsteller hochgeschätzten Genast her. Auch Gotthardi, ebenfalls ein Augenzeuge von Goethes Wirken, hat mehreres in dieser Richtung erzählt. Letzterer ist so glücklich gewesen, einmal unbemerkt einer Theaterprobe beizuwohnen und erzählt darüber folgendes:

So lange Goethe noch nicht da war, ging es oben auf der Bühne ziemlich munter her. Das Kommen, das Auf- und Abgehen der Schauspieler und der andern beim Ganzen beschäftigten Personen, die vorläufigen Arrangements, welche der Regisseur traf, um alles in den erforderlichen Stand zu setzen, hatte Bewegung und Leben unter das Personal gebracht. Bei Goethes Erscheinen trat plötzliche Ruhe ein und jeder verfügte sich auf seinen Platz. Der Regisseur — es war der alte wackere Genast — trat mit der Frage an den Chef heran: „Befehlen Ew. Excellenz, daß begonnen werde?" Auf Goethes sonores „Wenns

Digitized by Google

beliebt!" ging die Geschichte denn auch ohne weiteres vor sich. Wie ganz anders ging es da zu, als ich es späterhin in Proben bei einigen andern Theatern gesehen habe. Wie auffallend kontrastirte das Thun und Lassen der Herren Akteurs und der Frauen und Fräulein Aktricen dort mit dem der Goetheschen Schüler und Schülerinnen! Die Probe, welcher als unberufener Zuschauer ich beizuwohnen mir die Ehre gab, war die von Ifflands „Herbsttag." Das Stück selbst, das eine Zeit lang vom Repertoir verschwunden war und daher neu einstudirt werden mußte, langweilte mich — ich gestehe es unumwunden — höchlich, standhaft aber hielt ich aus und bereute auch meine Ausdauer keineswegs. Kurz vor Goethes Ankunft war von Genast, welcher in dem Stück den Andreas zu spielen hatte, dafür gesorgt worden, daß die Scene geräumt und einstweilen alles für den ersten Auftritt vorbereitet war. Der Anfang ließ nicht lange auf sich warten. Die Leute — das hörte man sogleich — hatten ihre Rollen gut gelernt oder vielmehr repetirt und sprachen sie ebenso geläufig und sicher, als mit richtigem Verständniß. Ja, sie benahmen sich, wollte mich bedünken, als ständen sie vor den Zuschauern. Goethe schenkte keinem und keiner etwas. Bald hatte er zu erinnern, daß die und die Stelle zu schnell, bald, daß sie zu langsam recitirt wurde. Bald rückte der eine dem andern zu nahe auf den Leib, bald hielt er sich zu fern von ihm, bald erfolgte der Abgang des Schauspielers zu hastig, bald nicht rasch genug, und sie mußten sich ohne Komplimente dazu verstehen, alles was er zu tadeln fand, nach seinem Willen zu machen. Graff, der den Landhausbesitzer Selbert zu geben und eine sehr starke Stimme hatte, erhob diese an einzelnen Stellen kräftiger als es der Charakter dieses über alle Gebühr weichherzigen, weinerlichen, in einem breiten Gefühlsmeer schwimmenden Ifflandschen Vaters vertragen konnte. „Mäßigung, Mäßigung, lieber Graff", rief Goethe ihm mit lauter und doch sanft warnender Stimme zu; „dieser Selbert muß als ein sehr leidenschaftloser, ruhiger Mann gehalten werden." Derselbe Schauspieler hatte noch die Gewohnheit, den rechten Arm mit geballter Faust öfters auf den Schenkel fallen zu lassen; es bedurfte nur einer kurzen Erinnerung Goethes, dieser Geste sich am unrechten Orte zu enthalten, um ihn für die Folge auf sich aufmerksamer zu machen. Die Beck als Frau Saala, lebhaft wie sie war, wurde an manchen Stellen zu laut, scharf aufschreiend und bewegte unter anderem den Kopf zu unruhig hin und her. Goethe machte ihr dieses Zuviel thun bemerklich: sie kam sofort zur Erkenntniß und wußte sich von da an besser zu beherrschen. Den meisten Spaß machte mir das launige Wort, das er an den allzu lebhaften, hitzigen Peter Unzelmann richtete, das Wort: „Gemach, Gemach! Es geht ja nicht in die Schlacht mit dem Peter, er soll ja keine Batterien stürmen. Warum denn gar so martialisch!"

Der gedachte Augenzeuge schildert dann im weiteren, wie Goethe sich selbst um äußere Geringfügigkeiten gekümmert habe, wie er die Entfernungen der Akteurs von der Rampe und von einander genau normirt, wie er auf die Glätte des Auftritts und des Abganges gesehen, wie er Massenscenen arrangirt und alles genau habe probiren resp. wiederholen lassen, bis es die nöthige Rundung und Präcision zeigte — kurz: wie Goethe im strengsten Sinne des Wortes den Regisseur gemacht habe, der sich keine Mühe verdrießen ließ, um etwas Vollkommenes und

Digitized by Google

Tüchtiges bei seinen Schauspielern zu erzielen. Selten habe er einen herrischen, aufbrausenden Ton angenommen. Die klassische Ruhe sei fast nie von ihm gewichen, und wenn er einmal in Aufwallung gerathen, so wäre dann auch ein ganz außergewöhnlicher Anlaß dazu gegeben gewesen. Ein drastisches Beispiel für diesen Ausnahmezustand erzählt Lobe in seinen „Erinnerungen." Der Kapellmeister Eulenstein fungirte als Chorrepetitor in Klavierproben und sollte als solcher einstmals eine Probe zur „Turandot" abhalten. Er hatte dabei unter anderem einen Marsch zu spielen, nachdem die Prinzessin Turandot einige pathetische Verse gesprochen. Da er ein begeisterter Liebhaber des Spiritus gewesen und solchem aus einer in der Nähe stehenden Flasche mitunter fleißig zugesprochen, habe er sich dabei unvermerkt einen Spitz geholt und durch zu frühes Intoniren seines Marsches der Prinzessin mehremale die Rede vom Munde fortgenommen, worüber Goethe so sehr ergrimmt sei, daß er mit gewaltiger Stimme gerufen: „Schafft mir doch den Schweinehund aus den Augen."

Ganz besondere Rücksicht pflegte Goethe auf die älteren und hervorragenden Mitglieder seiner Bühne zu nehmen, wenn er an ihren Leistungen etwas auszusetzen fand. Er kannte die Empfindlichkeit besonders der angesehenen Künstler zu gut, um dieselbe nicht zu schonen und kleidete daher seine Bedenken in die Form zarter Andeutungen, wie: „Nun, das ist ja gar nicht übel, obgleich ich mir den Moment so gedacht habe; überlegen wir uns das bis zur nächsten Probe, vielleicht stimmen dann unsere Ansichten überein", während er den jüngeren und weniger vorgeschrittenen Darstellern kurzweg zu sagen pflegte: „man mache das so und so und man wird dann den Zweck nicht verfehlen." Zuweilen trat er auch mal selbst auf die Scene, wenn ihm etwas nicht gefiel und machte es dann nach seinem Bedünken vor. So soll er z. B. den Falstaff bei der erstmaligen Inscenirung von Heinrich IV. in seinen bedeutsamsten Momenten dem für diese Rolle designirten Schauspieler vorgetragen haben und zwar so drastisch, daß das gesammte agirende Personal sich vor Heiterkeit nicht zu lassen gewußt. Auch andere Rollen trug Goethe seinen künstlerischen Pfleglingen vor, so oft sie neu waren und eine schwierige Charakteristik in sich bargen, wobei er meist grell auftrug, damit die Schauspieler erkennen sollten, worauf er das Hauptgewicht gelegt wissen wollte. Alle Zeitgenossen stimmen hierbei in ihrem Urtheil überein, daß Goethe trotz der derben Manier dennoch so wunderbar genial seine Darstellungsweise gehalten habe, daß die ausübenden Künstler ihn selten zu erreichen im Stande waren, selbst nachdem sie bereits eifrig an ihren Aufgaben studirt hatten. Gewiß wäre Goethe, wenn er den Bühnenberuf erwählt hätte, einer der ersten deutschen Schauspieler geworden, zumal er außer seinen übrigen Gaben noch über ein ausnehmend sonores und klangvolles Organ verfügte. Wie sehr er sich zuweilen von dem Feuereifer für die Kunst fortreißen ließ, zeigt folgende Episode, die auf einer Probe vorfiel. Eine von ihm wegen ihrer seltenen Begabung sehr protegirte junge Künstlerin, die leider schon mit zwanzig Jahren der Kunst durch den Tod entrissen wurde, sollte vor einem glühenden Eisen, das ihrem Partner aus der Hand fällt, mehr Entsetzen zeigen und vermochte den Wünschen Goethes nicht völlig zu entsprechen. Mit einem Satze war Goethe auf der Scene,

Digitized by Google

riß dem Darsteller das Eisen aus der Hand und stürzte mit so schrecklichem Blicke auf die Künstlerin, daß diese entsetzt zurück wich, zitterte und dann in Ohnmacht sank. Erschrocken kniete Goethe neben ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser, um sie zu besprengen. Als das arme Kind wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund. Genast, der damals Regisseur war und diesen Vorfall erzählt, macht hierzu die nachstehende Bemerkung: „Eine schöne und rührende Offenbarung der natürlichen und kindlichen Neigung beider zu einander." Goethe hat diesem von aller Welt vergötterten Wesen ein herrliches, unvergängliches Denkmal in der Elegie „Euphrosyne" gesetzt; sie hieß Christiane Neumann, spätere Frau Becker.

Trotzdem das Theater unter Goethes befruchtender Leitung sich sofort zu einer Kunstanstalt zu erheben begann, die in Deutschland nicht mehr ihres Gleichen hatte, müssen gleichwohl die mancherlei kleinen und größeren Unzuträglichkeiten, mit denen Goethe wie jeder andere Bühnenchef zu kämpfen hatte, auf seine Theaterlust sehr abkühlend gewirkt haben, denn schon nach fünf Jahren seiner Direktion richtete er an den Herzog das Ansuchen, ihn von dem Amte zu entbinden. Wie sehr letzterer die segensreiche Thätigkeit seines Freundes zu schätzen wußte, beweist die nachstehende Antwort, die Karl August auf jenes Gesuch ertheilte. „Wilhelmsthal, den 20. Dezember 1795. Der gute Fortgang unseres Theaters und die Bequemlichkeit, welche mir bisher die zeitige Direktion desselben verschafft hat, läßt mich auf alle Fälle wünschen, daß Du selbiges fort unter Deiner Aufsicht behaltest. Ich hoffe, Du wirst das Verlangen wieder zurücknehmen, Dich von diesem Geschäfte befreit zu wissen und mir den Gefallen erweisen, in dem noch dauernden Verhältnisse fortzuwirken. Sollten Unannehmlichkeiten, von Personen erzeugt, die bei diesem Geschäfte mit angestellt sind, eintreten, so werden sich gewiß die Mittel, diese in ihren Schranken zu halten, finden. Ich werde sie gewiß anwenden, um Dir die Beschäftigung der Theaterdirektion so angenehm wie möglich zu machen.

Karl August."

Goethe blieb in der That. Freilich sollten für ihn erst später die Hauptunannehmlichkeiten nachkommen. Bevor auf die eigenthümliche Verkettung von Umständen eingegangen wird, die schließlich den Sturz Goethes zur Folge hatten, mag noch eine kleine Schnurre Platz finden, die ein frappantes Licht auf die Naivität der damaligen Zustände im Theater wirft. Die Studenten, die sehr häufig von Jena herüberkamen, um das Theater zu besuchen, hatten früher die Freiheit gehabt, sich dort sans gêne so einzunisten, als ob sie auf der Stammkneipe sich befänden. Das war durch Goethe abgeschafft worden und es ging unter ihnen daher meist recht manierlich zu, wenn sie im Theater waren. Nur ein Stück hatte in dieser Hinsicht comment suspendu und das waren — Schillers Räuber; so oft diese gegeben wurden, duldete man stillschweigend eine größere Nonchalance unter dem jungen Volk, die auch bei dem übrigen Publikum gewissermaßen als traditionell und selbstverständlich schien.

Gelegentlich einer Wiederholung jener Vorstellung mußte denn aber der Tumult doch zu arg geworden sein. Die Studenten hatten

Digitized by Google

sich die Röcke ausgezogen, ließen die mitgebrachten Flaschen fleißig circuliren und rauchten aus langen Pfeifen ganz wacker, wobei sie zwischenein auch noch musikalische Kurzweil trieben. Goethe ergrimmte ob dieses wüsten Treibens endlich so sehr, daß er sich in der Loge erhob und dem Unfug durch ein mit mächtiger Stimme in den Raum hineingerufenes: „Man vergesse doch nicht, wo man sich befindet!“ zu steuern genöthigt sah, worauf sofort Ruhe entstand und der verletzte Anstand sofort wieder zurückkehrte. Die Studenten hatten erkannt, wer der Rufer gewesen und zollten ihm den schuldigen Respekt. Aehnliches passirte übrigens öfter. Ein anderes Mal mußte der alte Donnerer gegen die Studenten sich wenden, weil diese nach einer mißliebigen Darstellerin allzu stark mit den üblichen Kirschkernen schossen, welche sie zwischen den Fingern hervorschnellten!

Im Jahre 1797 wurde bei dem herzoglichen Theater ein neues Mitglied engagirt, dessen Dasein für Goethe verhängnißvoll werden sollte. Es war dies die bekannte Caroline Jagemann, später ein Stern ersten Ranges in künstlerischer Beziehung. Dieselbe war die Tochter des großherzoglichen Bibliothekars, der wegen seiner eminenten Sprachkenntnisse besonders des Italienischen und Spanischen, sich die Gunst der Herzogin Amalie erworben hatte und bei Hofe wohl angesehen war. Diese Gunst übertrug sich denn auch auf die Tochter, die außer ihrer Schönheit noch den Vorzug einer vortrefflichen Stimme besaß und daher für den Bühnenberuf bestimmt wurde. Die Herzogin-Mutter ließ das junge Mädchen bei einem italienischen Gesangsmeister ausbilden und veranlaßte dann ihre Aufnahme in den Verband der Mannheimer Bühne, bei der sie von Iffland in die Geheimnisse ihres Berufs eingeführt wurde.

Die ersten Vorstudien waren bald beendet und so trat denn Caroline Jagemann im Jahre 1797 zu der Weimarschen Bühne über, an der sie binnen kurzem sich derart in ihrer Kunst weiter bildete, daß sie eine der ersten Stellen daselbst bekleidete. Goethe hat verschiedene Male sich über sie urtheilend geäußert und ihr stets eine Anerkennung ihrer hohen geistigen Begabung zu Theil werden lassen, wie er solche sonst niemand spendet. Sie war eine durch und durch genial veranlagte Künstlerin, die alles, was sie auch spielen mochte, stets zur höchsten Bewunderung selbst der strengsten Kunstrichter gestaltete. Außerdem muß sie, wie allgemein behauptet wird, eine der schönsten Frauen jener Zeit gewesen sein.

Zwischen dem Herzog Karl August und seiner Gemalin waltete seit einigen Jahren bereits ein unglückliches eheliches Verhältniß ob, dessen Grund in körperlichen Leiden zu suchen war, von denen die Fürstin nicht wieder befreit werden konnte. Der noch lebensfrische Herzog suchte für diese schmerzliche Prüfung durch Zerstreuung Ersatz und fand solchen in der schönen und geistvollen Künstlerin, die seit einiger Zeit seiner Bühne angehörte. Die Jagemann widerstand den Bewerbungen des Herzogs mehrere Jahre, ob aus schlauer Berechnung, ob aus Charakterfestigkeit — mag unentschieden bleiben. Nichtsdestoweniger wurde sie die erklärte Favoritin Karl Augusts, der sie auf alle mögliche Weise auszeichnen ließ und ihr Ehren erwies, die ganz exorbitant waren und allgemeine Aufmerksamkeit erregten.

Digitized by Google

Obwohl man aus dieser Künstlerin in den Augen der Nachwelt eine Art von Heiligen zu machen bemüht gewesen ist und sie wie ein höheres Wesen gepriesen hat, dem die Gunst beschieden war, einen geistig so hoch stehenden Fürsten wie Karl August nicht allein durch ihre Schönheit, sondern auch durch den Adel ihrer Gesinnung zu fesseln und zu beglücken, so hat solcherlei überschwängliche Huldigung gewisser Schönfärber, die alles, was aus Weimar und seinem Hof herstammt, mit einer sklavischen Anbetung verehren, dennoch nicht die historische Wahrheit zu übertünchen vermocht und wenn wir in Stahrs: „Weimar und Jena" einer Apotheose der Jagemann begegnen, wie man sie nur den edelsten Frauen der Zeit spenden dürfte, so ist das zum mindesten eine literarische Schwäche, die sich nur durch eine gewisse schwärmerische Voreingenommenheit für die klassische Zeit Karl Augusts erklären und verzeihen läßt.

Die Jagemann war eine Intriguantin wie tausend andere Künstlerinnen in ähnlicher Stellung. Und das sagt genug. Von einer edlen Denkart zeigt ein solcher Charakterzug nicht. Wie hätte es aber auch anders sein können, da sie von Jugend auf verwöhnt und verhätschelt worden war. Zunächst erregte es unter ihren Weimarer Kolleginnen Verdruß, daß diesen wiederholt Rollen, die sie früher gewissermaßen als Monopol besessen und zur steten Zufriedenheit absolvirt hatten, abgenommen und der Jagemann übertragen wurden, ohne daß ein zwingender Grund dazu vorlag. Nicht nur die davon unmittelbar betroffenen Darstellerinnen wurden durch solche vom Herzog inspirierte Willkür gekränkt, sondern mittelbar auch deren Ehemänner, und somit entstanden allmählich Zwistigkeiten und Hader, die zu einer allgemeinen Spaltung unter den Theatermitgliedern führten. Auf Goethe, welcher der jungen Künstlerin stets das uneigennützigste und edelste Interesse zollte und sie wie ein Juwel betrachtete, war diese von vornherein nicht sonderlich gut zu sprechen, da sie wohl ganz richtig kalkuliren mochte, daß Goethe ihren Einfluß auf den Herzog zu paralysiren im Stande sei, sobald derselbe ihm hinderlich in den Weg trat. Es fielen allerhand unliebsame Dinge vor, die bald mit den Regisseuren, bald mit dem Kapellmeister die Jagemann in Streit brachten und aus denen zur Genüge erhellt, daß die letztere mit der Zeit hochmüthig und prätentiös wurde, seitdem sie in dem Herzog ihren Rückhalt besaß. Schon eine bloße private Bevorzugung mußte die übrigen Mitglieder verletzen, um wie viel mehr also eine in der technischen Direktionsführung hervortretende. Was für einen Eindruck mußte es z. B. auf die übrigen Kollegen machen, wenn bei Gastspielen der Weimarschen Gesellschaft in der Nachbarschaft z. B. in Rudolstadt, die Jagemann im Schlosse des Fürsten einquartirt und zur Marschallstafel gezogen wurde, während die übrigen Bühnenangehörigen sehen mochten, wo sie Unterkommen fanden! Wird doch der ganz unerhörte Fall mitgetheilt, daß der Fürst bei Ankunft der Truppe in Rudolstadt sich persönlich zu dem Oberregisseur begeben und dort vertraulich angefragt habe, wie man die Jagemann zu behandeln hätte, da sie doch „Kammersängerin" sei, während die übrige Gesellschaft nur aus gewöhnlichen Schauspielern bestände! Solcherlei Mißverhältnisse konnten selbstredend nicht zu Förderung der Harmonie beitragen. Und die Jagemann that außerdem das Ihre, um durch Ueberhebung und An-

Digitized by Google

maßung die Unzufriedenheit noch mehr zu steigern. Wer sich überführen will, studire Pasquès, Genasts und Düntzers Arbeiten über die Goethezeit, in denen sich die beweiskräftigen Briefstellen finden.

Wie Goethe über das alles denken mochte, ist nirgends berichtet. Er schweigt über diese Verhältnisse, die ihm jedenfalls höchst widerwärtig waren. Vielleicht erklärt sich das Erkalten seines Eifers für das Theater, das seit 1805 — nach dem Tode Schillers unleugbar ist, eben aus diesem Verhältnisse der Jagemann zu seinem fürstlichen Freunde. Goethe äußert sich selten über die letztere — wo er jedoch es zu thun Anlaß hat, spricht er stets mit großer Anerkennung von der — Künstlerin!

Gleichwohl aber war er der herrschsüchtigen Freundin des Herzogs ein Dorn im Auge. Und das konnte ja auch nicht weiter befremden. Selbst wenn Goethe nicht ihr Direktor gewesen, der über sie immerhin eine Art von Gewalt auszuüben im Stande war, konnte ihr eine so intime Freundschaft, wie sie zwischen ihm und Karl August bislang bestanden hatte, keineswegs so ganz gleichgiltig sein; mußte sie doch in Goethe gewissermassen einen Nebenbuhler sehen, welcher der völligen Erlangung ihrer Oberherrschaft über den Fürsten im Wege stand. Aber auch aus einem andern Grunde war Goethe ihr unbequem, indem er nämlich ihrem Streben nach der Theatercamarilla wehrte. Und dieses Moment war nicht weniger belangreich als das vorgenannte.

Es ist nicht ganz sicher, bis zu welchem Grade die Jagemann mit einem im Jahre 1806 engagirten Bassisten liirt gewesen. Jedenfalls gestattet aber die Kombination sämmtlicher Umstände einen fast sicheren Schluß auf eine sehr enge Verbindung, die als die Triebfeder für das unermüdliche Bohren der Jagemann gegen Goethe angesehen werden kann. Strohmeier war ein junger und einnehmender Mann und soll sogar auf die Fürsprache der Jagemann, die ihn schon von früher her kannte, engagirt worden sein. Beide Personen schlossen einen intimen Freundschaftsbund, der bis zum Tode Strohmeiers dauerte. Unter diesen Umständen liegt es nahe, anzunehmen, daß sie nunmehr für den Vertrauten, den sie gern an Goethes Stelle gesehen hätte, ihren ganzen Einfluß beim Fürsten geltend machte. Wenigstens rechtfertigt der spätere Erfolg diese Annahme völlig. Strohmeier wurde in der That nach Goethes Abgang Hoftheaterdirektor. Man sieht, es bestand ein Netz von Motiven, die dem schnödesten Egoismus entsprungen waren. Und dennoch preist man die Jagemann als das Ideal einer edlen Frau!

Nach 1802 wurde der Bund zwischen der Künstlerin und dem Herzoge so fest, daß letzterer sie zur Frau von Heigendorff erhob, ein Name, den sie von dem ihr geschenkten Landgute annahm. In seinen Briefen gedenkt der Herzog Goethe gegenüber dieser Mittelperson, die zwischen die Freunde störend trat, nur an zwei Stellen und zwar ohne jegliche Anspielung auf seine Stellung zu ihr. Goethe hütete sich ebenfalls, über sie als die Geliebte seines fürstlichen Gönners eine Andeutung fallen zu lassen, und so ist man denn bei der Beurtheilung ihres Einflusses auf wenige, aber immerhin zuverlässige Zeugnisse von Zeitgenossen angewiesen. Nach den letzteren hat sie bei der Schlußkatastrophe, bei der Goethe fiel, eine geradezu unwürdige Rolle gespielt, und wenn man schon von der weiblichen Würde der Künstlerin eine wenig ehrende

Digitized by Google

Vorstellung gewinnt, so wird man von ihrem Charakter gewiß noch geringer denken müssen. Der Vorfall, welcher die Veranlassung dazu gab, daß Goethe sich genöthigt fühlte, von der Direktion des Weimarer Theaters zurückzutreten, knüpft sich an ein Theaterstück, das dem Titel nach wohl einigermaßen bekannt sein dürfte: „Der Hund des Aubri." Es dürfte wohl nicht uninteressant erscheinen, über die durch dieses Stück heraufbeschworenen Wirren die Angaben eines Augenzeugen zu hören.

Im Jahre 1817 machte auf verschiedenen deutschen Bühnen ein von Frankreich her importirtes Stück Sensation — eben jener „Hund des Aubri du Montdidier" — in welchem ein dressirter Pudel die Hauptrolle vorstellt, indem er zu der Entdeckung des Mörders seines Herrn verhilft. Man kann nicht leugnen, daß eine Komödie, in welcher ein Hund zu nächtlicher Stunde die Leute aus ihren Betten herauszuwinseln hat und dann mit der Laterne im Maule gefolgt von jenen, noch auf den Mörder eine förmliche Hetzjagd anstellt, durch ein Fenster demselben nachspringt und ihn dann beim Kragen faßt, auf der Bühne eines Vierfüßler-Theaters immerhin einen passenden Schauplatz für seine Kunst finden wird. Eine Bühne jedoch, wie die Weimarsche, die eine Pflanzstätte der Kunst vorstellte, durfte durch dergleichen Hocuspocus nicht entwürdigt werden."

Jedenfalls hatte die Camarilla erfahren, wie Goethe über das neue Wunder in der Kunstwelt dachte und war um so eifriger bestrebt, ihrem Gegner diesmal eine Paroli zu biegen. Karl August, dem die Jagemann die außerordentliche Wirkung eines eventuellen Hundegastspiels in den verlockendsten Farben geschildert hatte, mochte die Sache nicht ganz übel erscheinen. Er hatte mit Goethe darüber Rücksprache genommen, von diesem aber eine ablehnende Antwort erhalten. Der Schauspieler, der mit seinem Pudel Gastreisen machte und bereits auch auf der Berliner Hofbühne sich producirt hatte, weilte zu Zeit gerade in Leipzig, wo die Messe abgehalten wurde. Obwohl die Camarilla einen dilatorischen Bescheid erhielt, ruhte sie dennoch nicht, sondern verschrieb auf eigenes Risiko das „Künstlerpaar" heimlich von Leipzig nach Weimar und versuchte dann nochmals einen Anlauf auf den Herzog mit dem Hinweis auf die Gunst des Zufalls, der man es zu danken habe, daß der beregte Schauspieler sich augenblicklich in Weimar aufhalte und somit ohne weitere Umstände die Bühne betreten könne. Strohmeier, der Günstling der Jagemann, soll an diesem Handstreich den Hauptantheil gehabt haben. Der Herzog willigte endlich ein und Goethe, der sich auf den Gesetzesparagraphen der Weimarschen Bühnenordnung berief, „auch dürfen keine Hunde in das Theater gebracht werden", mußte nichtsdestoweniger klein beigeben. Er bat in Folge dessen den Herzog, ihn für den gedachten Abend von der Beiwohnung der Vorstellung zu dispensiren und reiste nach Jena.

In Weimar hatte man bereits auch in weiteren Kreisen von dem unangenehmen Handel Kenntniß erlangt und war natürlich jetzt um so neugieriger, den Stein des Anstoßes kennen zu lernen. Das Theater wurde von den herandrängenden Volksmassen förmlich belagert und war bei der Eröffnung sofort bis auf den letzten Platz occupirt. Beifallssalven erfolgten wiederholt und an verschiedenen Stellen, kurz:

Digitized by Google

der Erfolg sprach durchaus zu Gunsten des bedenklichen Wagnisses. Die Gegner hatten also thatsächlich einen Sieg davongetragen und Goethe war somit gewissermaßen unmöglich geworden. Er fühlte dies es und bat sofort um seine Entlassung. Karl August gewährte sein Gesuch in dem nachstehenden Briefe:

Lieber Freund!

Verschiedene Aeußerungen Deinerseits, welche mir zu Augen und Ohren gekommen sind, haben mich unterrichtet, daß Du es gerne sehen würdest, von den Verdrießlichkeiten der Theaterintendanz entbunden zu werden, daß Du aber selbiger gern mit Rath und That an die Hand gehen würdest, wenn, wie dieses wohl oft der Fall sein wird, Du von der Intendanz darum ersucht würdest. Ich komme gern hierin Deinem Wunsche entgegen, dankend für das viele Gute, das Du bei diesen verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite desselben zu behalten und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren soll. Einen offiziellen Brief, diese Veränderung betreffend, lege ich bei und wünsche wohl zu leben.

Weimar, 13. April 1817.

K. A.

Goethe antwortete hierauf in einem ehrerbietigen Schreiben, in welchem er noch um die Entlassung seines Sohnes aus der Intendanz bat und im übrigen dem Herzog für die bewiesene Huld dankte. Letzterer gewährte auch dieses Gesuch und deutete durch die wenigen Schlußworte: „Zieh hin in Frieden und wenn Du wiederkömmst, besuche mich", an, daß er an dem alten Freundschaftsbunde nichts geändert wissen wollte. Somit war denn die Sonne an Weimars Theaterhimmel untergegangen, die ohnedies schon seit einigen Jahren durch die Wolken der Mißgunst und Verkleinerungssucht verschleiert worden war. Graf Ulling, den man Goethe bereits vor zwei Jahren als Mitintendanten attachirt hatte — eine Rancune der Camarilla — wurde der Nachfolger Goethes, jedoch nur dem äußern Schein nach, denn Strohmeier trat ihm an die Seite und nahm schon nach Verlauf von etwa zwei Jahren seine Stelle ganz ein. Der ältere Dumas läßt einen Chef der Pariser Sicherheitspolizei beständig den Ausspruch wiederholen: „cherchez la femme", um damit anzudeuten, daß er bei allen üblen Anschlägen weibliche Einflüsse wittre. Wenn sich diese Maxime überhaupt irgendwo bewährt, so ist es in der Welt der Bretter, in der die meisten Aergernisse und Intriguen, Zänkereien und Zerwürfnisse, Protektionen und Coterieen die Spuren weiblicher Antriebe verrathen und am verderblichsten wirken, sobald sie mit Frauenwirthschaft verbunden sind. Es giebt leider nur wenige Bühnen, denen dieses Unheil völlig fremd bleibt.

Digitized by Google

Christen und Buddhisten.

Se. Maj. Tshu la lu Koru, der Kaiser von Siam, dessen Prinzen bekanntlich in Schlesien erzogen sind, hat dem Redakteur des Londoner Daily Telegraph, Edwin Arnold, den Orden des weißen Elephanten übersandt, weil das Gedicht desselben „Asiens Licht" die schönste Verherrlichung der Buddha-Religion enthalte, die bis jetzt in Europa erschienen sei. Dieses Epos ist erst drei Jahre alt, aber längst im brittischen Weltreich verbreitet und die amerikanische, natürlich nachgedruckte, Volksausgabe zu fünfzehn Pfennig Reichsmünze, nach Art von Reclam, zählte 1880 bereits über 70000 Exemplare Absatz. Der Dichter ist, wie seine Vorrede Juli 1879 angab, schon wieder mit einem indischen Epos beschäftigt und wird es vor Ablauf dieses Jahres herausgeben. Zeit genug scheint es, daß sich Deutschland mit einem dichterisch-religiösen Erzeugniß bekannt mache, dem die angelsächsischen Vettern eine, jetzt schon nach hunderttausenden von Abzügen zu bemessende, Vorliebe widmen. Freilich ist der englische Geschmack nicht maßgebend für uns. Im Gegentheil zweifelt mancher Deutsche vielleicht, angesichts der so weit auseinander fallenden religiös-philosophischen Richtung der Germanen diesseit des Kanals und ihrer Abkömmlinge jenseit der Wasser: ob wir überhaupt an Arnolds Poesie Gefallen zu finden vermöchten. Das Thema scheint so abstrakt und einförmig: Buddha, der indische Kronprinz, der im Bettelkleid mit dem Almosentopf die Entsagungsweisheit und Allliebe predigt — welch ein Stoff, denkt gewiß unsere deutsche Leserwelt, für epische Poesie? —

Aber Christus? und die zahllosen Evangelienharmonien? und alle die unermeßlichen Epen, Dramen, Cantaten, Oratorien und gar die lyrisch-didaktischen Ergüsse ohne Ende, die Jesu Leben und Leiden behandeln? — Milton und Klopstock, der Britte wie der Deutsche, besangen vor hundert und vor zweihundert Jahren des Erlösers einfach stillen Wandel und galten beide für die erhabensten Epiker, jeder in seiner Nation. Die Nationen selbst begeisterten sich für ihre Epopöen fast in maßlos hohem Entzücken. Damals theilten sie also doch denselben Geschmack und bewiesen zugleich, daß der sprödeste Stoff poetisch interessant sein könne, wenn er vom rechten Dichter bearbeitet werde; daß der abstrakteste farbenreich und bilderkräftig gestaltet zu werden fähig sei. Antwort genug auf die Doppelfrage: ob uns in solchem Grade wie den Angelsachsen Buddha mundgerecht und ob er so poetisch interessant sein möchte, daß die Bekanntschaft mit „Asiens Licht" lohnen würde?

Das freilich ist in die Augen fallend, Christen zog ein Gedicht über Christus schon aus stofflich religiösem Interesse, nicht bloß aus rein poetischem an. Das gilt von den Evangelienharmonien der angelsächsischen

Digitized by Google

Urzeit und der altdeutschen Vergangenheit gewiß ebenso wie von den Messiaden und wiedergewonnenen Paradiesen der Neuzeit. Sonst müßten sie jetzt doch noch stärkere Anziehungskraft besitzen, als die Erfahrung zeigt. Auch die überraschend lebendige Theilnahme der englisch redenden Zeitgenossen für Buddhas Leben und Lehre kann füglich auf ein mehr religiöses als poetisches Interesse zurückgeführt werden. Gerade das aber spricht für unseren Wunsch, die vom „Magazin des Auslandes" angekündigte Leipziger Ausgabe, eine auf Max Müllers Empfehlung vom Dichter selbst autorisirte Uebersetzung, die Graf Schack durch liebenswürdige Beihilfe gleichsam garantirt hat, möchte recht bald erscheinen, damit unsere Leserwelt im großen darüber selbstständig urtheilen könne. Muthmaßlich dürfte bei uns das wissenschaftliche Interesse im Vordergrund stehen, zumal eine Verdeutschung jederzeit den musikalischen Reiz des poetischen Ausdrucks schädigt. Letzterer ist bei Arnolds Werke und dem Beifall, den es fand, sehr bedeutend in Anschlag zu bringen. Der Dichter hat mit Alliterationen und melodischen Rhythmen seinem Epos einen wahrhaft indischen Hauch verliehen. Wie stark das englische Leser empfinden, lehrt beispielsweise eine Stelle bei Frau Hattie Tyng Griswold im Vorwort zu ihrem „Leben des Prairien-Buddha", eines reichen Chicago-Jünglings, der aus dem behaglichen Wohlleben des Vaterhauses, aus der Fülle gesellschaftlicher Freuden und Annehmlichkeiten, in die wüsten Steppen des far West hinauszog, um dem armen Hirten dort zu predigen und beizustehen in der Mühsal ihres Daseins. Die Verfasserin sagt: „Leben lehrt Leben verstehen; die Geistesrichtung dieses achtzehnjährigen Jowaknaben erklärt und verdeutlicht uns den erhabenen Heiland Ostasiens in seiner wunderbaren Richtung auf Erlösung der Menschheit, wie ihn das zauberhaft schöne Arnoldsche Epos malt."

Wer in des jüngst verblichenen Hettner trefflichem Werk über die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts den immensen Einfluß des brittischen Deismus auf die deutschen Freidenker studirt hat und an die spätere Veränderung des englischen Nationalgeistes denkt, welche durch den Umschwung während der Revolutionsjahre auch die deutsche Romantik zurückgewirkt hat, muß mit ernster Aufmerksamkeit beobachten, wie langsam wieder die Freigeisterei in England und Amerika sich breiter und breiter ausdehnt. Vielleicht erleben wir am Ende dieses Jahrhunderts eine Wiederkehr der Aufklärungsepoche, die mit dem vorigen Säkulum ihr frühes Ende fand. Vielleicht ist die Zeit des exklusiven Konfessionalismus im Scheiden begriffen. Wir meinen: was einmal geschah, könnte von neuem geschehen. Der brittische Einfluß hat der Aufklärung vor hundertundfünfzig Jahren vorgearbeitet; vielleicht nimmt er jetzt wieder die Führerrolle für das nächste Menschenalter in Anspruch. Es ist ein gewaltiger Ausblick in die Beziehungen der Menschheit, welchem durch Englands Weltherrschaft eine nie zuvorgeahnte gegenseitige Annäherung bereitet wird. Einer glorreichen Zukunft gehen wir entgegen. Der junge Student von Patna, dem altberühmten buddhistisch-brahmanischen Geistescentrum, der durch Postkarte bei Cincinnatis Redaktion der religiösen Zeitschrift Unity um die Titel von Luthers, Lessings und Leibnitzens Werken bittet, die über Ewigkeit der Höllenstrafen handeln, da er sich mit einer Arbeit über dies Thema beschäftige; die Gesellschaft der Brahma-Somadsk oder Reformunion, welche schon über einige hundert Kirchen-

Digitized by Google

gemeinden ihrer „frei-brahminischen" Richtung gebietet; die Ausdehnung des Unitarier-Systems*) über ganz Amerika — das alles gewährt eine Fernsicht von unbestimmbaren Grenzen. Wer weiß, wie lange noch die Bigotterie der englischen Bibelgesellschaften vorhält und vorhalten kann gegenüber den langsam nagenden Zweifeln, die am stärksten wohl durch Max Müllers Vorlesungen über vergleichende Religionswissenschaft dokumentirt werden. Vor fünfzig Jahren wäre das bloße Thema shocking gewesen!

Und in Deutschland, der Heimat methodisch gründlicher Gelehrsamkeit, beginnen die Früchte der indischen Studien zu reifen, von denen einst Schopenhauer vorher sagte, sie würden auf Europa gleich der hellenischen Renaissance nachhaltig tief einwirken.

Den Buddhismus schilderte Köppen vor Jahrzehnten, studirte Adolf Bastian an der Quelle in Hinterindien durch vierzehn Jahre, lehrte neuerdings (1881) umfassend Hermann Oldenberg; jetzt (1882) geht man einen Schritt weiter oder thut vielmehr fast schon den letzten Schritt und untersucht die wunderliche Verwandtschaft des Christenthums mit dem Buddhismus. Das Werk, das wir meinen, kann der obenskizzirten Poesie Edwin Arnolds gewissermaßen zur edelsten Folie dienen. Es scheint uns das auszusprechen, was die englischen Leser jenes Epos dunkel ahnten, was der Dichter selbst nur leise andeutend berührt: Jesus ist der semitische Buddha!"

Das epochemachende Werk, das wir meinen, lautet mit seinem vollständigen Titel:

„Das Evangelium von Jesu in seinen Beziehungen zur Buddhasage und Buddhalehre. Von Professor Dr. Rud. Seydel. Leipzig. 1882.

Es behandelt in strengster Sachlichkeit das oft ventilirte Problem der Uebereinstimmung zwischen den beiden Weltreligionen, die allein auf Bekehrung der Menschheit in friedlicher Lehre sich stützen, die kirchlich und historisch auffallende Aehnlichkeiten darbieten; dergestalt, daß die ersten Missionäre in Asien mit richtiger Mönchslogik voll giftiger Verbissenheit, ihre geringen Erfolge wahrnehmend, ausriefen:

„Der Teufel hat hier ein Afterchristenthum vorausgeheckt, um dem echten den Eingang zu versperren."

Wie wenig all unsere Missionen in Ostasien bis jetzt geleistet haben, lehrt die einfache Zahlenangabe, wonach in den letzten Jahren — zur großen Freude der Betheiligten! — jährlich bei 1000 Buddhisten bekehrt sein sollen. Leicht ausgerechnet ist, daß also in tausend Jahren eine Million christianisirt sein wird. (Denn „getauft" darf man nicht sagen: sie taufen ja selbst.) Da nun Andrees neueste Zählung 740 Millionen Brahmanen und Buddhisten angiebt, bedarf es zu ihrer Aller Bekehrung einer Missionsarbeit von 740,000 Jahren. Wann werden wir Christen, die nicht viel über die Hälfte jener ausmachen, wenigstens die Mehrzahl auf Erden haben? Offenbar ist auch dazu noch eine Zeitdauer von manchen tausend Jahren nöthig, da wir, deren Religion nur fünf Jahrhunderte jünger, doch immer erst die Hälfte der Buddhagläubigen zählen: nach neunzehn Jahrhunderten heftigen Wetteifers! Das Tempo der Volksvermehrung geht in China mindestens nicht lang-

*) Ablehner der Dreieinigkeit: sie bilden eine kirchlich regulirte Form des Deismus, welchen die englischen Freidenker Toland u. s. w. predigten.

Digitized by Google

samer als im gleich übervölkerten Europa vor sich und beide gleich zahlreichen Rassen bekämpfen einander auf den beiden neuentdeckten fast noch leeren Welttheilen mit leidenschaftlichem Ringen. Das Vorwärtsstreben der Ostasiaten in Westamerika scheint momentan gehemmt und hat auch in Südamerika durch trübe Verhältnisse zeitweiligen Stillstand gefunden. Wir Europäer behaupten dort wie in Australien unbestritten bis heute den Vorrang. Allzufrüh jedoch darf man nicht Siegesruf erheben. Vorläufig sicherten sich die Arier allerwärts das Uebergewicht durch bessere Technik im Maschinenwesen, außerdem durch nichts weiter als tödtlichere Bewaffnung. Beides hat Japan, das kleine England Ostasiens, sich schon nahezu gleichwerthig angeeignet. Von ihm kann das große China, das Zarenreich Hinterasiens, das dem europäischen nicht an Umfang, aber an Volkszahl ungeheuer überlegen ist, über kurz oder lang ins Schlepptau genommen werden. Unschwer lernt es uns dann die groben Künste der Menschenvernichtung ab und macht sich in desto kürzerer Frist, je mehr ihm amerikanische Dollarjagd beisteht, das alles zu eigen, was zur Zeit den Britten zur Beherrschung des Erdballs verholfen hat. Ist der Buddhismus erst bewaffnet wie das christliche Staatensystem — jedem Urtheil entzieht sich, was dann geschieht.

Inzwischen wäre es wünschenswerth, daß beide Menschheitshälften sich gegenseitig kennen und verstehen lernten. Die hundertundachtzig Millionen Muhamedaner sind aber, weil näher wohnend und länger mit uns im engsten kriegerisch-friedlichen Wechselverkehr, den Europäern viel besser bekannt, als die dreifach zahlreicheren Angehörigen der uns verwandteren Religion, obwohl doch letztere sich eines Indogermanen als Stifters rühmt, nicht wie der Islam von einem „bloßen" Semiten „angestiftet" ist, und obwohl sie von unseren Kritikern für unendlich philosophischer als dieser ausgegeben wird. Gründe fürwahr im Uebermaß, daß endlich Deutschland ein wenig das Interesse der anglo-indischen und anglo-amerikanischen Vettern für Buddha zu theilen anfängt.

Wenn nach allem Bishergesagten unsere Leser nun geneigt sein sollten, dem Leipziger Gelehrten auf das Gebiet der Vergleichung beider Weltreligionen zu folgen, möchten wir es wagen, ihnen die streng wissenschaftliche Arbeit desselben, ernst und tief durchdacht, wie sie ist, im flüchtigen Auszuge nach Gang und Ergebniß der höchst interessanten Untersuchung zu schildern.

Herr Seydel beginnt mit einer Verwahrung gegen hitzige Zionswächter, indem er sich auf die schon von Paulus verkündigten christlichen Grundsätze und Grundrechte freier Forschung beruft —

Ob ihm das gegen Ehrengötzes Nachfolger helfen wird, bleibt allerdings ebenso fraglich als die Zuverlässigkeit des Lessingschen Sophisma, das er gleichfalls zu seiner Stütze heranzieht. Das Christenthum bestände auch ohne seine heiligen Bücher. Was, fragt hier der nüchterne Verstand, bleibt vom Christenthum ohne seine heiligen Bücher? Diese hausbackene Anschauung, daß alle Buchreligionen mit ihren „Büchern der Bücher" stehen und fallen, demonstrirt uns kein Lessing hinweg, so bekannt es auch allerwärts ist, daß die Religionsstifter nicht diese Bücher geschrieben. Die Unterscheidungslehren sind nur schriftlich zu überliefern, nur durch schriftliche Ueberlieferung zu beglaubigen; sonst fallen alle Religionen in eine „Vernunftreligion" zusammen und hören die einzelnen auf: das fühlen

Digitized by Google

allenthalben die Gläubigen aller dieser „Buchtreligionen", bis auf die neueste der Mormonen herab — die übrigens weder Max Müller noch Seydel mitzählen, weil sie wohl ihnen gar zu abenteuerlich vorkommt. Gutes geleistet hat sie immerhin und dort, wo sie den wilden Salzsee zum paradiesumblühten Mittelmeer im kleinen umschuf, berührt sie sich als aller jüngste jetzt wunderbar mit der urältesten Weltbekehrungsreligion der Buddhistischen!

Die Evangelien der letzteren, wenn man so kurz ihre heiligen Bücher mit unserem Verfasser nennen darf, mußten von ihm zuerst chronologisch sicher datirt werden, ehe man ihre Vergleichung vornehmen durfte. Herr Seydel stützt sich hier auf den Specialisten Oldenberg, der in Buddha- und Pâli-Urkunden Autorität ist und mit dessen Untersuchungen die Wissenschaft Deutschlands einverstanden scheint. Danach bleibt kein Zweifel, daß die christlichen Evangelien jünger sind als die entsprechenden Schriften der Buddhakirche. Herr Seydel erklärt nun die letzteren für die Quellen der ersteren. Das ist ein kühnes offenes Wort und hat Aussicht, viel Sturm in der Theologie zu erregen. Oldenberg selbst giebt die Wahrscheinlichkeit der Seydelschen Hypothese zu, greift aber Nebensachen und Kleinigkeiten an, wie nach Goethes Klage die alte Sitte der Detailforscher ist, denen der umfassende Blick und der große Sinn fehlt, um die Benutzung ihrer mühsamen Specialarbeiten durch Systematiker ohne Eifersucht anzusehen. Sie wissen meist gar nicht die Gesammtarbeit und Gesammttendenz einer Uebersicht zu würdigen — so ganz gehe sie auf in ihrem Kleinkram. Der etwaigen Versehen und unbedeutenden Irrungen in werthlosen oder doch sehr unwichtigen Nebendingen bemächtigen solche Kleinmeister sich gar zu gern, um in geradezu unsinniger Weise die großen Leistungen der Generalisten recht unteroffiziermäßig zu kritisiren und generell zu diskreditiren. Als hinge davon der Werth einer großen unsäglich mühvollen Zusammenarbeitung des Einzelstoffes ab. Speziell in unserem Fall war das ganze Versehen, das man in einer theologischen Zeitschrift Herrn Seydel vorwarf, dieses, daß er einmal auf bloßen Grund der Uebersetzungen ohne Sprachkenntniß geurtheilt hätte. Als ob etwa Max Duncker Assyriolog und Aegyptolog und Indolog und wer weiß was noch alles sein müßte, um seine herrliche Geschichte des Alterthums schreiben zu dürfen!

Unseren Lesern ersparen wir die Einzelaufzählung der einundfünfzig hauptsächlichsten Momente, wahrhaft eklatanter Uebereinstimmung, dürfen jedoch nicht unterlassen, eine Kategorie derselben ihnen zu allernächst vorzuführen; weil diese am allerschlagendsten beweist, wie schwer widerleglich, wie fast selbstverständlich, ja geradeswegs unabweislich sich jedem Verständigen, Vorurtheilsfreien die unbefangen einfache, naturgemäße Annahme darstellt, daß — gleichwie bekanntlich der Milchtopf des „artigen Bauernweibes" aus dem Eiertopf des Brahmanen hervorgekrochen und vom Ganges über den Seine-Umweg an die Mulde gewandert ist — so auch auf geheimnißvoll unerklärten, doch keineswegs unerklärbar geheimen Wegen die Buddhasage sich von Nal und Damajantis Heimat in die syrisch-aramäische Schweiz Palästinas und an die fetten Nilufer, durch die iranischen Sonnensteppen und die arabischen Wüstengluthflächen, hinübergeschlängelt hat. Hier in Vorderasien ist der Ariermythus von hellenistisch-semitischen Umbildnern zur Ausschmückung

Digitized by Google

der Jesusbiographie benutzt worden und so vielleicht im dunklen Schoß der schwer zugänglichen Geschichtsbefruchtung das Zwillingskind des Christenthums dem Buddhismus an die Seite getreten. Man denke daran, daß nur zwei Flexionssprachen auf Erden existiren: die indogermanische und die Ham-semitische. Nur diese haben daher auch Geist genug entwickelt, um Weltreligionen zu schaffen. Wir stehen erst am Anfang der vergleichenden Wissenschaftsreihe. Ihre Entwickelung wird das nächste Jahrhundert sehen. Aber Sprach- und Mythen- und Religionsvergleichung kann nur das eine Resultat von immer neuen Seiten bestätigen: daß die alleinige Menschheit sich alle ihre Phantasien austauscht. Wenn Justinians Mönche die Cocons aus China brachten, warum soll nicht fünfhundert Jahre vorher ein Buddhistenmissionär Alexandrien besucht haben? Sokotora ist ein Sanskritwort; bei Alexanders indischer Armee war Calanos, den Goethe zum Welteroberer tiefsinnig symbolisch gesellt; „Indiens Constantin", der Staatskirchengründer des Buddhismus, Enkel des indischen „Arminius", (der, glücklicher als der Deutsche, von seinem griechischen Gegner Seleucus zum Eidam gemacht ward), Urenkel durch seine Großmutter, also die Ahnfrau vom Gründer des syrischen Seleucidenreichs, der König Asóka von Magadha behauptet in einer noch vorhandenen Felseninschrift: er habe seinen Ohm Antiochus II. und die Griechenkönige von Europa und Afrika bekehrt; die Ceilonesischen (Singhalesischen) Urkunden nennen den Griechenmissionär mit Namen; Plinius berichtet von „zahlreichen indischen Kaufleuten", die sich in Alexandrien seßhaft machten; Augustus und Claudius empfingen buddhistische Gesandte, von denen der sogenannte Zarmanochegas, das ist Srâmanatsharja (Lehrer der Sramona oder buddhistischen Asketen) sich wie Calanon vor den Augen der Griechen verbrannte, „mit Lust stieg in das flammende Grab." Fand nicht unser Nachtigall südlich vom Tsádsee ein deutsches Stück Pferdegeschirr unter anderen Eisensachen verloren? Ist nicht Gerstäckers Antwort auf die Frage der Leipziger Dame: was ihm das merkwürdigste auf allen Reisen war? bekannt — nämlich: daß er allerorten am Erdball deutsche Handwerksburschen traf? Rettete Lepsius nicht zwei solche am Sinai mitten im Wüstenbrand vom Tode des Verschmachtens? Wahrlich, es wird bald unbegreiflich sein, wie kleinlich und eng umschränkt der Horizont unserer Geschichtsforscher bislang war, weil sie Adam Smith zu treu nachbeteten, daß der Mensch die schwerste bewegliche Ware sei. Philisterhafte Anschauung, der gegenüber die hochpoetische tritt, daß Mancolapac, der Bonifacius von Peru — ein Buddhist aus Ostasien war . . .

Genug der Parallelen. Die Orthodoxie der Gelehrsamkeit verbindet sich in unserem Falle mit der Orthodoxie des religiösen Selbstgefühls; aber „der Möglichkeit von Seydels Hypothese steht, nach Oldenbergs eigenem Ausspruch, nichts von indologischer Seite entgegen." Wie und wieweit der Buddhamythus in „der Ecke von Westasien und Nordafrika" die semitisch-hellenistische Sagenbildung, die wir in unseren Evangelien finden, beeinflußt habe, steht noch dahin; — das „Ob" dieses stillwirkenden Einflusses dürfte aber wohl nur von blinden Läugnern der Entwickelungslehre geläugnet und bestritten werden. Ein offenes helles Griechenauge, wie es das unseres allen Wahn durchblitzenden Goethe war, könnte nicht einen Moment über die Verwandtschaft beider Mythen

Digitized by Google

in Zweifel sein. Seltsamer Menschengeist. Der Aufklärer Voß verdammte Creuzers Versuch, den Orient in die griechische Mythologie „hineinzuschwärzen". Heute widersetzt sich dieser einst von Romantikern gepflegten Anschauungsweise der Gegensatz aller Aufklärung.

Orthodoxe Philologen wollten in blinder Nachahmung antiker Eitelkeit und Kurzsichtigkeit gern Hellas für eine total isolirte Welt erklären und die hellenische Kultur für „autochthon" — als ob das ein Vorzug wäre! Man denkt an den eigenthümlichen Stolz der süddeutschen Fanatiker des „reinen Germanenthums", gegenüber dem „slavodeutschen" Preußen . . .

Orthodoxe Theologen möchten ähnlich die Evangelienbildung für syrisches Ureigenthum ausgeben und dem heiligen Land auch die heilige Sage ganz allein — als „autochthon" — vindiciren. Das blaue Blut der Religion in diesem Fall ist ein Pasquill auf das blaue Blut der Antisemiten . . . Wie lange sie's aber können werden, wird ja eine nahe Zukunft lehren!

Denn gleichwie in kürzester Frist sich Darwins Theorie den Fanatikern des Alten siegreich aufgedrängt und aufgezwängt hat und jetzt nach einem Vierteljahrhundert kurzen Kampfes die selbstverständliche Grundlage aller gebildeten Weltanschauung ist, schneller als die Copernicanische Theorie sich Bahn brach: gerade so wird auch Professor Seydel es noch erleben, daß seine Ansicht allgemeine Ueberzeugung jedes Geschichtskundigen wird!

Und wir unsertheils glauben, daß trotz der „theologischen Literaturzeitung" — oder gerade wegen ihres Allarmrufes und des Oldenbergischen hoffärtigen Gebahrens — unbefangene Leser des vom edelsten Ernste überzeugungskräftiger Innigkeit durchglühten Seydelschen Buches dem ehrlichen, offenherzigen und mit offenem Visir auftretenden Verfasser voll freudiger Anerkennung und mehr oder minder vollständigen Beifalls zustimmen werden. Kleinigkeiten bleiben wie bei Livingstones Entdeckungen von einem Tanley oder Cameron zu rektificiren — der Grundgedanke des Congolaufs konnte nicht richtiger vorgeahnt worden sein, als hier bei der historischen Ableitung der Stromweg der Mythe vorhergesagt wird. Alle künftige Forschung mag Einzelheiten modificiren, kann aber nie mehr das Gesammtresultat aufheben: Die Evangelien haben buddhistische Basis.

Es gründet sich dieser unser Glauben auf die Thatsache, daß längst vor dem Leipziger Gelehrten die Ansicht verbreitet war: es müsse der Evangelien Verwandtschaft mit dem Buddhamythus nachweisbar sein. Wir fühlten die Richtigkeit dieser Ansicht, die nur zwischen den Zeilen zu lesen war, schon in der Knabenzeit, als wir die ältesten Campeschen Darstellungen des Buddhismus in der Sammlung von Reisen des berühmten Philantropen und Pädagogen begeistert in uns aufnahmen.

Seltsam, daß Cuvier eine Zeitlang gegen Geoffroy St. Hilaire Recht behielt! Aber Goethe ließ sich nicht irre machen! Wer Goethes Geist und Art in sich aufgenommen und einheitlicher Weltanschauung seine ganze Seele geöffnet hat, begreift nicht, wie man zögern kann, den innigen Zusammenhang alles Menschenthums als Axiom sich zu inkorporiren!

Noch bleibt ein Ausweg, die Annahme allgemein gleicher Gesetze der

Digitized by Google

menschlichen Phantasie und Sagenbildung. Aber hier ist diese Deutung unannehmbar, die Aehnlichkeit zu frappant, eine anderweite Erklärung als die durch Nachahmung, ja gedankenlose Nachahmung, ausgeschlossen.

Lassen wir die geehrten Leser selbst urtheilen.

Die Darstellung Jesu im Tempel hat innerhalb des mosaischen Gesetzes kein Fundament und Lukas, der sie aus der farbenprächtigen Buddhamythe, verlockt von der herrlichen Schilderung, ziemlich unnütz in seine Messiasbiographie hinübernahm, suchte sich etwas ungeschickt, wo nicht gar escamoteurisch keck, mit der Berufung auf ein — gar nicht vorhandenes — jüdisches Gesetz zu helfen. Diese (mild ausgedrückt) gesuchte Begründung zeigt aber, wie ja jeder schwache Entschuldigungs- und Beschönigungsversuch thut, die Achillesferse des Erzählers. Er wollte das hübsche Geschichtchen vom Tempelgang des Buddhakindes mit aller dort geschilderten Herrlichkeit auch irgendwie für seine Geschichte benutzen und dachte nun die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung durch eine Erklärung zu retten, die gerade, statt einer Stütze, wie so oft im Leben, schnurstracks zum diametralen Gegentheil wird.

Ebenso sonderbar ist das Fasten Jesu, sogar gesteigert bis zum vierzigtägigen Sichenthalten von jeder Nahrung, augenscheinlich nachgemacht der indischen ganzorts- und zeitgemäßen Askese Buddhas — plump nachgemacht, obwohl doch der Heiland selbst über die Selbstpeinigung sonst so hart urtheilt und zumal gerade den Johannesjüngern gegenüber den Kontrast seiner Lebensweise zu der ihres Meisters hervorhebt! — Beides also: Tempelgang und Fasten, ist widerspruchsvoll.

Aber ganz aus dem Rahmen jüdischer Lehre und Weltauffassung herausfallen zwei andere Punkte:

Die Präexistenz Jesu „vor Abraham —"

und die Hindeutung auf ein früheres Leben bei der Geschichte vom Blindgeborenen.

Keine alttestamentliche Stelle vermag hier nur die leiseste Anspielung zur Parallele darzubieten. Im Hiob ist die bekannte Frage Gottes: Wo warst Du, da ich die Welt schuf? doch sichtlich eben ein Beweis, wie unmöglich dem praktisch nüchternen Semiten die Ewigkeit der Einzelexistenz schien.

Neben vier so schlagenden Widersprüchen in der evangelischen Erzählung ist ein vereinzelter Punkt mehr wie ein Nachzügler im Plänkelgefecht beiläufig zu erwähnen: nämlich der unbegreifliche, viel umkrittelte und umzirkelte Feigenbaum Nathanaels bei Joh. I, 48. 50. Dieser kleine Lapsus des Abschreibers ist — wie ein geknickt gebliebener Grashalm als sicherer Fingerzeig für den Pfadfinder — aus der Buddhageschichte vergeßlicherweise hier hereingeschlüpft, wo er absolut keinen Sinn giebt. Solche unbedeutende kleine Versehen helfen ja oft dem Inquisitor plötzlich auf die Spur zu. Die Erwähnung dieses Punktes bei Seydel hat selbst etwas förmlich Packendes für den nachdenklichen Hörer.

Wichtig genug bedünkt uns übrigens auch, um es hier recht sehr hervorzuheben, das abschnappende Ausbleiben aller Parallelen vom Schlußpunkte desjenigen buddhistischen Evangelienbuchs ab, das vorzugsweise Lukas benutzt zu haben scheint. Warum, wenn etwa der Buddhaevangelist den christlichen ausschrieb, hörte er auf zu entlehnen, da nach Jesu Amtsantritt „noch eine Fülle von Wundern, Verherrlichungen, Re-

Digitized by Google

den — und die ganze Auferstehung (!) zu Gebote standen? Einige der evangelischen Wunder, die Todtenerweckungen, Speisungen, der Stater und dergleichen wären sogar dem Buddhistischen Nachahmer in eminenter Weise mundgerecht gewesen. Er ließ sie bei Seite. Dies ist schwer verständlich. Dagegen selbstverständlich ist es, warum die christlichen Evangelien von jenem Punkte an bei weitem weniger und fast nur in der Natur der Sache liegende Parallelen zeigen? Dies erklärt sich einfach dadurch, daß ihre Vorbilder — an eben jenem Punkte zu Ende gingen!" So Seydel.

Fernerhin verzeichnet unser Verfasser im raschen Ueberblick „die Fälle, in welchen ein unabhängiges paralleles Entstehen am unannehmbarsten wäre. Dahin gehören: 1. Die Verkündigung an Maria, verglichen mit der Traumauslegung der Brahmanen, wobei die Uebereinstimmung sich bis in die einzelne Gedankenfolge erstreckt." Man vergleiche nur mit Lukas 1, 29—33. 35. folgende Uebersetzung des Buddhamythus von Lefmann: (Die Angeredete ist Buddhas Mutter, Königin Maja).

„Du wirst erfüllt werden mit höchster Freude. Ein Sohn wird Dir geboren werden — ein edler Sproß königlichen Geschlechts, ein hochgesinnter König der Könige . . . er wird der Buddha sein ꝛc"

2. Der Stern der Magier und ihre Geschenke.

3. Die Huldigung durch Simeon, fast ärmlich abgeklatscht von der Dankrede Asitas des Urgreises beim Anblick des neugeborenen kleinen Buddha.

4. Das Suchen der Eltern nach ihrem abhanden gekommenen Kinde.

5. Der Uebergang von Jüngern des älteren Meisters an den neuen Weltlehrer.

6. Die Taufe mit all ihrem Wunderbeiwerk.

7. Die Versuchung, sehr verkürzt wie alles — man möchte sagen wie der Noahmythus im Vergleich zur assyrisch-chaldäischen Sintflutsage von Hasis-Adra oder Adra-Hasis in dem reichgestaltigen Epos von Izdubar — wie der Schöpfungsbericht u. s. w. Es scheint, der semitische Geist verstand sich auf das schlagfertige Hervorheben der kräftigsten Motive und ihr nachdrücklich tiefer eindringendes Zusammenfassen in knappster Form. Die ostasiatische Phantasie dagegen ist immer zerflossener, umstandsreicher, aber auch umständlich breiter!

8. Die Reihenfolge der fünf ersten Jünger bei ihrer Wahl.

9. Die Seligpreisungen als erstes Heilswort, oft wörtlich übereinstimmend, wie diese Probe aus der französischen Uebersetzung des Buddhaevangeliums zeigt:

„Celui qui a entendu la Loi . . est heureux . . ! . et ne faisant pas de mal, il est heureux dans le monde; . . . exempt de passions, il est heureux! . . . est parvenu à la suprême félicite!"

10. Die generelle Charakteristik des Lebens- und Predigtinhalts gleich beim Amtsantritt.

11. Der Schluß des Matthäus verglichen mit dem Schluß der Buddha-Sutrag. Hierüber spricht Rudolf Seydel folgendes beherzigenswerth schöne Wort:

„Der Buddhismus ist die einzige Religion, welche den Auftrag lehrender Bekehrung der ganzen Menschheit — wovon die muhamedanische

Digitized by Google

Unterwerfung aller Völker unter die Fahne des Propheten (durch den nahen Misdah-Messias) nur eine rohe Karrikatur ist, mit der christlichen theilt. So sind es auch ausschließlich diese beiden Religionen, welche um die Weltherrschaft noch heute rivalisiren. Für den Gesammtüberblick über die bewohnten Theile der Erde verschwinden alle anderen Religionen außer diesen beiden völlig, höchstens den Islam ausgenommen." Bezüglich des letzteren Punktes schalten wir hier nochmals ein, daß Richard Andree 740 Millionen Brahma- und Buddhagläubige annimmt — sich unterscheiden wie Katholiken und Reformirte Indiens, wie Freniten und Schiiten, Kafirs und Parsi ꝛc. Daneben setzt dieser neueste Rechner nur rund 400 Millionen Christen — beinahe bloß die Hälfte! — und endlich nicht mehr als 180 Millionen Muhamedaner. Manchem Statistiker neuesten Datums erscheint auch diese Zahl schon sehr hochgegriffen, angesichts der überraschend kleinen Bevölkerungszahlen, die unsere Reisenden jetzt aus dem Sudân bringen — und das übrige Islamgebiet ist ja fast allwärts Wüste. Die Moslemin ersetzen, wie die fünf Millionen Juden, die Winzigkeit ihres kleinen Kontingents zur religiösen Menschheitsdebatte durch Rührigkeit.

12. Noch bleibt ein letzter Punkt zur Vergleichung übrig; einer der sehr überzeugungskräftig wirkt: das Pfingstwunder als Weiterbildung und Entartung der wunderlieblichen Mythe von Buddhas Predigt auf dem Berge (auch Vergleichspunkt, nebenbei bemerkt). Wir möchten hier ausnahmsweise diese Probe buddhistischer Evangelienmalerei mit den Worten Edwin Arnolds geben, um auch dessen epische Dichtungsart bei Gelegenheit unseren Lesern andeutungshalber vorzuführen:

„Auch steht geschrieben, daß das Tageslicht zögert'
An jenem Tag, weit über seine Zeit
Hinaus — in rosenblatt-gleich rosigem Schein —
Auf allen wachen Gipfeln rings verweilend —:
Sodaß es schien, die Nacht lauscht' in den Thalen — —
Und auf den Bergen hoch der Mittag! — Ja,
Der Abend stand — so schreiben sie — inmitten
Der Hörer wie ein Himmelsknäbchen, lieblich,
Von Lieb' ergriffen und verzückt; die Wolken
Als Lockenschmuck sich kräuselnd, schöngeflochten
Um seine Rosenstirn mit goldgem Schimmer;
Die Sterngeschmeid' als Perl- und Edelsteinkränz'
Im Halsschmuck und auf Hauptes Krone funkelnd —
Inmitt der Stirn als Prachtjuwel den Mond,
Im Diadem der Milchstraß Silberbänder.
Die tiefer dunkelnd irdsche Dämmerung als
Gewand gewirkt ihm um die wonnigen Glieder.
Es war sein leis verhaltner Himmelsathem,
Der wie gehauchte Seufzer duftig über
Die Aun und Triften von den Berghangmatten
Herniederwebend kam — indeß der Herr —
Sie alle lehrend — predigte. Die Lehren
Vernahm wer zuhört — ob im Land ein Fremdling,
Ob Sklav, ob hoher Kast, ob niedrigster
Geburt, Abkömmling hehren Arjostammes,
Mensch oder Dschangelthiermensch — je in seiner
Heimischen Zung' und angewöhnten Mundart.
Was mehr! geschrieben steht: selbst außerhalb
Des Menschenhörerkreises und der Geister
Empfand, was kreucht und fleugt und erdwärts beugt

Digitized by Google

Die Füße — groß und klein, am Fluß gedrängt —
Die Vögel, Thier und Fisch im Wasser — alles
Ein ahnungsvoll Gefühl von Buddhas weltweit
Umfahn'der Lieb' und nahm ein still Verbeißen
Aus seiner mitleidsvollen Rede — sodaß
Ihr Lebensgeist, gekerkert in Gestalt
Von Affe, Tiger, Reh, Bär, Schakal, Wolf
Aasgeier, Perlentaub', Juwelenpfau,
Gefrenkelter Schlang' Eidechs' und hockender Kröte
Molch, Fledermaus, Frosch, Fisch — im Strom hinstreichend
Sanft an den Saum der Bruderliebe rührte —
Dem Menschen ihre Seel' annähernd, welcher
Mehr Unschuld eigen ist als ihm: sie merkten
In stummem Frohsinn, daß ihr Sklaventhum
Zerbrach, da Buddha so zum König sprach. . . .

Wie leicht hieraus das Pfingstwunder sich entwickeln konnte, aber auch wie trocken einfach es erzählt ist, gegenüber der Pracht unserer eben citirten buddhistischen Schilderung, das fühlt wohl jeder beim ersten Lesen.

Aehnlich widerstandslos geben wir uns den zahlreichen andern Nachweisen unmittelbarster Uebereinstimmung gefangen.*) Manche Punkte der Seydelschen Darstellung wirken vielleicht im einzelnen weniger überzeugungskräftig als durch die Massenhaftigkeit bestechend. Wir selbst können uns ein Ablehnen der Hypothese, wie schon oft gesagt, absolut nur durch Befangenheit erklären.

Und was ist nun das Ergebniß solcher tief eindringenden Forschungen. Wenn also die Religionsvergleichung lehrt, daß höchstens eine Rangfolge zwischen gleichberechtigten festgestellt werden kann, aber nimmermehr eine Bevorzugung der einzelnen als alleinberechtigter („allein seligmachender Religion") — welchen Rang räumt dann die Wissenschaft in strenger Gerechtigkeit der christlichen ein? Seydel antwortet mit folgendem herrlichen Schlußgedanken:

„Nicht in den Umständen der Entstehung unserer christlichen Urkunden, nicht in der Herkunft Jesu, wie sie in der letzteren erzählt wird, noch in anderen Erzählungen äußerer Thatsachen, nicht einmal in Jesu eigener Versicherung und seinem eigenen Offenbarungsbewußtsein, rein für sich genommen, kann die Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Ursprungs unserer Religion ihren festen Grund finden. — Dies ist die negative Antwort der vergleichenden Religionsgeschichte . . . Wir anerkennen das Recht des Lessingschen Wortes: „Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele und nur bei unseren Irrthümern nicht?" Ja, wir glauben an die durchgängige Mitwirkung des göttlichen Geistes bei der Entstehung der Religion überhaupt, also bei der Entstehung und Entwickelung aller Religionen „(überhaupt! ohne Unterschied! ist dies nicht frömmer gedacht als die Exclusivität des Konfessionalismus, deren „ungöttliche" Kampflust gegen Schwesterreligionen im Nathan verdientes Gericht erfährt?) „Der göttliche" Ursprung kann mithin allenthalben nur aus dem

*) Z. B. in Bezug auf die Abendmahlsfeier sagt schon im 2. Jh. des Christenthums Justin der Märtyrer: „Der Teufel hat dem Herrn Christus einen Streich gespielt und die Parsen eine Nachäffung des heiligen Abendmahls gelehret." — Es ist aber nicht nach-, sondern vorgemacht in Asien.

Digitized by Google

göttlichen Werthe der Religionen erkannt werden. Dies ist die positive Seite unseres Gesammtresultates — die beste, ja einzige Apologie des Christenthums.

Ja! die Empfindung von dem alleinigen Werthe und der Hoheit jenes (rein innerlichen) Gehaltes kann sich bisweilen in der Stärke unseres Herzens bemächtigen, daß es als unwürdig und läppisch erscheinen will, an jene Ornamente dichtender Phantasie nur zu denken, in dem Augenblicke, wo der mächtige Ernst und die milde Hoheit des von göttlicher Geistesfülle leuchtenden Antlitzes Jesu uns berührt. (Vielleicht sind Nichtchristen vom göttlichen Urbilde ihres Religionsstifters ebenso beseligt.) Und warum sollten wir anderen mißgönnen, was sich an unseren Herzen als Quell ewigen Heils bewährt? Pflicht des Christen ists, den heiligen Geist auch da nicht zu lästern, wo er in anderen Gewandungen als den uns gewohnten auftritt. Gott zu erkennen und zu lieben, wo und wie immer er sich offenbare. (Schwer wird das einer Mormonenreligion gegenüber!) Wer aber hiernach erwarten würde, daß wir auf Gleichstellung des Buddhismus mit dem Christenthum ausgehen, würde sich getäuscht sehen. (Buddhas Angelpunkt ist das Weltelend.) Wer möchte behaupten, Jesus sei ähnlich durch den erschreckenden Anblick der Hinfälligkeit irdischen Glücks getrieben worden, einen Weg der Befreiung aus den Banden zu suchen, die das menschliche Dasein immer von neuem dem gleichen physischen Elend zuführen? Kranken, Armen, Trauernden hat Jesus tröstende Worte geboten, um sie froher zu machen, nicht von diesem Leben zu befreien! Alter und Tod kommen ihm nicht als Uebel in Betracht, nur als Wechselfälle des des von Innen heraus beseligten Lebens. Auch die Mühseligen und Beladenen, denen er seine Erquickung bietet, sind vielmehr die durch der Pharisäer Gesetzesjoch Belasteten, als die von Leibesgebrechen Heimgesuchten. Nichts illustrirt den Gegensatz der Grundmotive Jesu zu denen des Säkjamönchs deutlicher und greller, als seine Donnerworte an die Pharisäer und Schriftgelehrten: Wehe Euch, Ihr Heuchler, die Ihr das Himmelreich zuschließt, die Ihr Land und Wasser umziehet, daß Ihr einen Judengenossen machet — und wenn er es geworden — ihr Narren und Blinde! verblendete Leiter der Blinden! Otterngezücht u. s. w. Hier enthüllen sich völlig das cholerische Pathos und die sittliche Entrüstung als die im tiefsten Seelengrund des Semiten treibenden Gewalten (des Semiten), welche ihn den Kampf bis zum schmachvollen Märtyrertode als Gottesgeheiß auf sich zu nehmen drängen! Das melancholische sensible Temperament des Indo-Ariers mit seiner Rückzugsseile und Einspinnung in sich selbst, mit seiner Freude am bedürfnißlosen, inhaltleeren Lungern will uns dagegen fast als feig und schwächlich erscheinen (ist hier der Keim des Blutlaufs der christlichen Religionsgeschichte?). Die Energie des Buddhisten ist zunächst Entsagungskraft, sodann Missionseifer in erbarmender Liebe, Begierdelosigkeit, Gleichgiltigkeit gegen Besitz, Ehre, Macht, Sanftmuth, Demuth, Geduld, Feindesliebe, das buddhistische Heilsziel: Nirvâna, Verlöschung; Freiheit vom Leiden, Freiheit vom Dasein. Das Himmelreich Jesu ist reales Schöpfungsziel Gottes des Vaters in reicher lebensvoller, realer Ausgestaltung, die Seligkeit, der reiche Lohn von Gott die Liebesseligkeit selbst, die aus dem Thun und Schaffen der in Gottes-

Digitized by Google

gemeinschaft Verbundenen quillt. Das Himmelreich selbst, das Gottschauen, die Gottessohnschaft, ist die Seligkeit der Seliggepriesenen! Die Gerechtigkeit selbst die Sättigung derer die danach hungert und dürstet. Daß sich die Ideen des Reichs Gottes und der Gotteskindschaft vollendeten, dazu bedurfte es der Umwandlung des Jehovahgottes in den Gott des heiligen Liebegeistes, in den Vatergott, dessen eigenes Leben in der Gestaltenfülle des Reichs sich wiederspiegelt. Das Leben in solchem Gotte ist die wahre vollendete Religion. Alles was der erbarmungsreiche Sâkjamönch und seine Nachfolger von selbstloser Hingebung, hoher Weltverachtung, demüthiger Entsagung gesprochen und gelebt haben, ist vollauf mit enthalten in dem heiligen Liebesgeiste des Christenthums, der Religion des Kreuzes (nach heutigem Brauch ausgedrückt: des schmachvollen Galgens). Aber nur mittelalterlicher Wahn blieb am Kreuz (an diesem jeden Stolz zermalmenden schimpflichen Galgenholz) haften und suchte (tief zerknirscht) ein christlich Nirvâna durch Verneinungen und Abtödtungen (in feiger Klosterflucht) zu erringen. Das volle Wort des Christenthums ist nicht das Wort des Todes, sondern das der Wiedergeburt aus dem heiligen Geist und das der schöpferischen Gestaltung eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Der Protestantismus erzielt einen christlichen Klassicismus, der den Geist der Liebe in die nun wieder zu Ehren gebrachten voll eingesetzten Natur-, Gesellschafts- und Geistesformen einzugießen weiß, wie Rafael und Michelangelo ihn den Formen klassischer Schönheit und Männlichkeit einzugießen verstanden. Denn

„Religion des Kreuzes! nur Du verknüpfest in einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!"

Soweit der deutsche Gelehrte. Wir glauben dem englischen Epiker und seinem Uebersetzer gerecht werden müssen, indem wir auch ihre Ansicht über Buddhismus und Christenthum hier anschließend wiedergeben.

Edwin Arnold schreibt im Juli 1879 am Schluß seines Vorworts: „Mein Hauptwunsch ist, immer inniger Ost und West zu verschmelzen, vor allem aus Liebe zu Indien und den indischen Völkern ganz speciell meine Landsleute ihren stammverwandten Reichs- und Staatsgenossen im Kaiserthum India verständnißvoller anzunähern . . . Ein so uraltes Glaubenssystem, das vor unserer landläufigen Weltgeschichtsära entstand, anfing als Nebukadnezar Jerusalem zerstörte, kann der heutige Mensch nur im luftigen Gewande farbenreich ausmalender, verklärender Poesie sich näher rücken. Ich ließ daher alle strengphilosophische Auseinandersetzung fort und gab nur nach Kräften ein Bild von der hoheitvollen Gestalt des herrlichen Prinzen und dem Grundgehalt seiner Lehren; diese aber in einer Form, die es möglich erscheinen läßt, daß sie bald 2500 Jahre lang sich in weltumfassender stolzer Erhabenheit zu erhalten vermochte. Nie wird mich jemand überreden: ein Drittheil der Erdenmenschheit hätte dahin gebracht werden können, durch den ganzen Lauf der bisherigen Weltgeschichte, durch beinahe achtzig auf einander folgende Generationen, an das blanke bare Null oder Nichts pessimistisch-todter Abstraktion und reiner totaler Negation zu glauben und sich darin selig zu fühlen" . . .

Digitized by Google

Der Verdeutscher aber sagt in seinem Vorwort:

„Daß die Menschheit sich begreife, ist das Ziel aller Wissenschaft. Dieses Endzwecks Vorbedingung, daß sie sich verstehe. Buddhisten und Christen, die beiden Hauptabtheilungen des betenden Erdgeschlechts müssen einander verstehen lernen, ehe die neueste Phase ihrer Existenz anbrechen kann: die Geistesarbeit in Allgemeinschaft, bei der das Denken das Beten ersetzt, das Denken aller redenden im Zungenaustausch durch und in einanderflutend, ringend nach den höchsten und letzten Zielen alles Daseins, die da bleiben, wenn der Lärm des zeitlichen Marktgewühls verhallt und die politisch-socialen Vorbedingungen vernünftiger Lebensformen erfüllt sind. Wer an das Ewige glaubt, mißachtet nicht den Augenblick, aber schätzt ihn auch nur seinem richtigen Worte nach. Wer an des Menschthums Hoheit glaubt, verschmäht kein Bruchtheil der gottmenschlichen Geistesentwickelung; ihre Formen und vorüberwandelnden Erscheinungen sind ihm Stufen, alle gleichberechtigt auf dem Wege zum fernen im Dämmerungsgrau spätester Jahrmyriaden sanft aufleuchtenden Ziele des ganzen Geschlechts, das wir heute nicht begreifen könnten — auch wenn wir es ahnten!“

Kunst und Natur.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Im Künstleratelier — da lauschet
So gern mein Herz dem Flügelschlag
Des Genius, der den Sinn berauschet,
Wie Weihrauchduft am Feiertag.

Aus diesem kecken Farbenmärchen
Taucht paradiesisch auf ein Weib,
Und ein naives Kinderpärchen
Mit rheumatismusfremdem Leib.

Die beiden Kleinen schäkern fröhlich
Mit dem verwöhnten Kakadu.
Voll Mutterglück schaut lebensselig
Das schöne Weib den Kindern zu.

Ob als Madonna steht Modell sie,
Ob Venus — weiß ich nicht genau.
Bedenklich schien's, wär nicht schön Elsie
Zufällig ihres Malers — Frau.

F. H.

Digitized by Google

Ein neues Mittel gegen Bleichsucht oder sogen. Blutarmuth.

Von Dr. August Dyes. *)

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß man in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Mehrzahl der Krankheiten der Vollblütigkeit zuschrieb, und dagegen die Blutentziehung, kühlende Arzneien und mäßige Diät in Anwendung zog, während in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts alle Welt an Blutarmuth oder Bleichsucht leiden soll, wogegen die Eisenmittel, erregende Arzneien und eine besonders nahrhafte Diät für heilsam gelten.

Eine Diskussion über die Bleichsucht oder sogenannte Blutarmuth dürfte deshalb vielen Lesern dieses Blattes willkommen sein.

Die Symptome dieses Siechthums sind folgende:

Blasse Färbung der Haut des ganzen Körpers, insonderheit des Gesichts, der Lippen und des Zahnfleisches; selbst bei der wärmsten Temperatur häufiges oder beständiges Frösteln (Gänsehaut) kalte Hände und Füße; zeitweilig Blutwallungen oder Kongestionen zum Gehirn und Herzen, und infolge dessen Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen, Herzklopfen, Brustbeklemmung, und viele andere vorübergehende oder dauernde Beschwerden; meistens Mangel an Verdauung und Appetit; zuweilen auffallende Gelüste auf Kreide, Tafelstifte, Kohlen, Gewürze ꝛc.; Fehlen, Aufhören oder Unregelmäßigkeit zeitgemäßer Blutungen; Abmagerung, Schwäche, Marodigkeit, Verstimmung, Weinerlichkeit, Nervenschwäche ꝛc.

Während die Benennung Bleichsucht von dem Aussehen dieser Kranken herrührt, so ist die Bezeichnung Blutarmuth aus der allgemein verbreiteten Ansicht hervorgegangen, diese Kranken hätten zu wenig, zu dünnflüssiges oder dissolutes und zu hellrothes Blut in den Blutadern.

Was die Quantität des Blutes dieser Siechen anlangt, so ist die Ansicht der Wissenschaft ohne Zweifel richtig, denn es liegt auf der Hand, daß kränkliche, schwächliche und magere Personen eine geringere Menge Blut in den Adern haben, als kräftige und blühende.

Die allgemein verbreitete Meinung aber, das Blut dieser Siechen sei zu dünnflüssig und hellroth, ist durchaus irrig; es ist vielmehr sehr

---

*) Der Verfasser obigen Artikels hat infolge seiner Berufsstellung (er ist Oberstabsarzt erster Klasse) ein reiches Beobachtungsfeld für seine sehr beachtenswerthe Heiltheorie gehabt und wir machen unsere Leser auf den obigen Aufsatz besonders aufmerksam.

Die Redaktion.

Digitized by Google

viel dickflüssiger und von ungleich dunkler Färbung, als das Blut der Gesunden.

Nur in den Fällen, wo dieses Siechthum nach langem Bestehen und muthmaßlich infolge des anhaltenden Gebrauchs von Eisenmitteln und drastischen Arzneien zu Nierenentzündung, Anschwellung oder Oedem der Füße und Augenlider, oder gar zur ausgebildeten Wassersucht führte, zeigt das Blut einen reichlicheren Gehalt an Lymphe, so wie eine Verminderung der rothen, aber Vermehrung der sogenannten farblosen Blutkügelchen.

Trotz des größeren Wassergehalts eines solchen Blutes erscheint es aber während der Aderlässe sehr dickflüssig, offenbar wegen seines großen Gehaltes an Leim, woraus die farblosen Blutkügelchen bestehen.

Professor Frerichs fand in dem Blute der Bleichsüchtigen kleine Krystalle, welche er Leucin und Tyrrosin nannte.

Ob nun diese Krystalle, oder die farblosen Blutkügelchen die Ursache von Stockungen des Blutes in den Haargefäßen sind, sollte den Physiologen Stoff zur Untersuchung bieten.

Für die Therapie bleibt es sich übrigens ganz gleich, ob diese Blutstockungen durch Leucin, Tyrrosin oder Leimkügelchen bewirkt werden.

Der Grund, weshalb das Blutaderblut der Bleichsüchtigen allgemein für dünnflüssig oder dissolut und hellroth gehalten wird, dürfte dem täuschenden Umstande beizumessen sein, daß das durch Nasenbluten, Schröpfen oder andere Hautverletzungen entleerte Blut dieser Kranken in der That hellroth und dünnflüssig ist.

Diese Blutungen sind aber Zellgewebs- oder Haargefäß-Blutungen und das Zellgewebe oder Haargefäßsystem gleicht einem Filtrirapparat, welche der Lymphe und den rothen Blutkügelchen den Durchgang gestatten, während die farblosen Blutkügelchen wegen ihrer Größe und Zähigkeit vor dem Filter stehen bleiben und Stockung des Blutumflusses veranlassen.

Infolge dieser Blutstockung in den Haargefäßen, welche vorzugsweise unter der Haut ihren Sitz haben, leiden die sogenannten Blutarmen und Bleichsüchtigen häufig an Fröfteln (Gänsehaut), so wie an Kälte der Hände und Füße. Die Haargefäße der Bleichsüchtigen sind also blutarm.

Diese andauernde Störung der Blutcirculation muß nothwendig Abmagerung und Schwäche zur Folge haben.

Während sich im Zellgewebe unter der Haut dieser Kranken lymphatisches hellrothes Blut befindet, wie jede leichte Hautverletzung nachweist, so sind ihre großen Blutadern mit dunkelrothem dickflüssigen Blut angefüllt, wie jede Aderlässe, welche ich bei den gedachten Kranken häufig erfolgreich anwandte, beweisen.

Die örtliche Blutleere der Haargefäße unter der Haut ist die Ursache, daß die großen Venen im Rumpf mit Blut überfüllt sind; und die Folge dieser Ueberfüllung ist die Anschwellung der Milz und Leber, welche bei allen Bleichsüchtigen zu konstatiren, eventuell durch die Obduktion nachzuweisen ist.

Bei den an Intermittens und Remittens Leidenden finden wir dieselbe Ueberfüllung der Venen des Rumpfs, der Milz und Leber.

Digitized by Google

Wie gefährlich die Störung der peripherischen Circulation des Blutes ist, sehen wir bei ihrem akuten Auftreten bei der Cholera und beim Tode durch Erfrieren.

Für die Mikroskopiker würde es eine ebenso interessante als wichtige Aufgabe sein, das dem Zellgewebe und einer Blutader solcher Kranken gleichzeitig entnommene Blut mikroskopisch zu untersuchen, um sich von der großen Verschiedenheit beider Blutarten zu überzeugen.

Wer diese Thatsache erkannt hat, wird auch meiner gegen die Annahme der Wissenschaft gerichteten Mittheilung zustimmen müssen, daß der Aderlaß und das Schröpfen nicht denselben Erfolg hat, sondern gerade den entgegengesetzten; insofern der Aderlaß eine Verdünnung, das Schröpfen eine Verdickung des in den Adern verbleibenden Blutes zur Folge haben muß, denn das Schröpfen bewirkt nur eine Haargefäß-Blutung, entzieht also nur den dünnflüssigen Theil des Bluts (Lymphe und rothe Blutkügelchen).

Jeder logisch Denkende, welcher sich von der zu großen Dickflüssigkeit und zu dunkeln Färbung des Venenbluts der sogenannten Blutarmen und Bleichsüchtigen überzeugt hat, wird auch zugestehen müssen, daß die Bezeichnung „Blutarmuth" eine ebenso unangemessene als irreleitende ist.

Als man die mikroskopische Wahrnehmung zuerst machte, daß das Blut der Bleichsüchtigen und sogenannten Blutarmen zahlreiche farblose Blutkügelchen enthält (obwohl das auch bei dem Blut der an Entzündungen und Rheumatismus Leidenden der Fall ist), da war es erklärlich, daß man die Farblosigkeit der Blutkügelchen dem Mangel an Eisen zuschrieb, und daß man hoffte, durch Darreichung von Eisenmitteln die fehlende Färbung zu bewirken.

Daß man aber diese Mittel fortgesetzt in Anwendung zieht, obwohl man ihre Heilsamkeit niemals konstatirt, ist unbegreiflich, zumal es keinem Arzte unbekannt sein kann, daß der Gebrauch der Eisenmittel die Verdauungsorgane schädigt, die Zähne verdirbt und solche Blutwallungen (Kongestionen) veranlaßt, welche insonderheit Herzklopfen, Blutspeien, Blutbrechen, schwarzen Staar und Hirnleiden zur Folge haben können.

Daß dieses Heilverfahren gute Heilerfolge nicht aufzuweisen hat, das weiß die Welt, da ja die zahlreichen Bleichsüchtigen und sogenannten Blutarmen nach jahrelanger Anwendung dieses Heilverfahrens blutarm und bleichsüchtig bleiben, sofern sie diesem Siechthum und den üblichen verkehrten Mitteln nicht erliegen.

Der jetzt von den Gegnern der Blutentziehung so oft gebrauchten Redensart „jeder Blutstropfen ist mir heilig", sollten sich doch diejenigen enthalten, deren Rezepte vorzugsweise Gifte verordnen, welche das ganze Blut ihrer ahnungslosen gläubigen Kranken geradezu verderben.

Die jetzt so häufige Anwendung der Gifte spricht in der That nicht für die behauptete Heilighaltung jedes Blutstropfens; während niemand in Abrede stellen kann, daß die Entleerung eines kleinen Theils des zu dickflüssigen Bluts durchaus rationell ist, wenn er bedenkt, daß das entzogene zu dickflüssige Blut in kaum vierzehn Tagen durch ebensoviel dünnflüssiges junges ersetzt wird, wie die Zunahme des Gewichts beweist.

Digitized by Google

Nach erfolgtem Aderlaß verliert sich die diesen Kranken so unangenehme Kälte der Hände, Füße und ganzen Haut innerhalb einer Stunde, und schon bei leichter Bedeckung im Bett stellt sich bald ein wohlthuender Schweiß ein.

Man sollte die Blutentziehung deshalb zu den schweißtreibenden Mitteln zählen.

Daß man solches nicht that, daß man diese schweißtreibende Wirkung der Blutentziehung nicht kannte oder beachtete, beweist die Thatsache, daß man in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, als der Aderlaß zu häufig und zu stark (coup sur coup) zur Anwendung kam, neben der Blutentziehung vorzugsweise die Abführungsmittel verordnete, obwohl diese der schweißtreibenden Wirkung der Blutentziehung geradezu entgegen wirken, beziehungsweise den ausgebrochenen Schweiß stören oder aufheben.

Als damals die Heilerfolge häufig unbefriedigend waren, beschuldigte ein österreichischer viel geltender Professor die Blutentziehung als die Ursache der ungünstigen Heilerfolge, obwohl die gleichzeitige Anwendung der starken Abführungsmittel die ungünstigen Erfolge verursachte. Ich meines Orts handelte nach dieser Anschauung und hatte mich alle zeit guter Erfolge zu erfreuen.

Während fast alle Aerzte jenem blutscheuen Professor folgten, blieb ich der Blutentziehung treu und kann sie nur rühmen.

Die Verbannung der Blutentziehung durch den Aderlaß geschah zum größten Nachtheil der leidenden Menschheit, weil dieses schnell wirkende Mittel bei entzündlichen Krankheiten, Kongestionen, Bleichsucht und Schlagfluß durch keine Arznei zu ersetzen ist.

Auch gegen den Rheumatismus, mag er akut oder chronisch sein, ist die wiederholte Anwendung der Aderlässe das einzige Heilmittel, während die Blutentziehung durch Schröpfen das Uebel nur verschlimmern kann, weil dadurch nur der dünne Theil des Bluts entfernt wird, also eine gesteigerte Verdickung des zurückbleibenden Bluts bewirkt werden muß.

Daß die Blutentziehung durch den Aderlaß auch gegen die Bleichsucht und sogenannte Blutarmuth sich heilsam erweist, diese Beobachtung machte ich zufällig bei einer Bleichsüchtigen, welche sterbend meine Hilfe in Anspruch nahm. Diesen lehrreichen Fall werde ich am Ende dieses Aufsatzes mittheilen.

Nach dem Aufgeben des Aderlassens, des wirksamsten aller Heilmittel, glaubten die Aerzte in den Giften des Pflanzen- und Mineralreichs einen wirksamen Ersatz gefunden zu haben, und vorzugsweise kamen die narkotischen Mittel in Aufnahme, weil sie die Schmerzen zeitweilig stillen und Schlaf erzeugen, wenn man Betäubung mit diesem Worte bezeichnen darf.

Nach dem Erwachen vom narkotischen Schlaf empfindet man niemals diejenige Erquickung und Stärkung, welcher man sich am Morgen nach ungestörtem natürlichen Schlaf erfreut; der durch Betäubungsmittel bewirkte Schlaf hinterläßt vielmehr Kopfschmerzen, Unbehagen und Schwäche.

Wie man darauf gekommen ist, die giftigen Metalle (Blei, Kupfer, Höllenstein, Quecksilber, Arsenik) für heilsame Stoffe zu halten, und sie

Digitized by Google

als Arzneien zu verordnen, bleibt unerklärlich, da diejenigen, welche diese Stoffe zuerst als Arzneien probirten, wissen mußten, daß sie gesundheitswidrig sind, ja selbst den Tod herbeiführen können.

Da ich meinerseits eine Heilwirksamkeit der vegetabilischen und mineralischen Gifte niemals erkennen konnte, während ihre Schädlichkeit sich allzeit bemerklich macht, so wandte ich sie seit dreißig Jahren gar nicht mehr an, und ich kann versichern, daß ich mich seitdem ungleich besserer Heilerfolge zu erfreuen hatte.

Seitdem der Aderlaß aus der Mode gekommen ist, und die Gifte vorzugsweise als Arznei verwandt werden, seitdem leiden die Kulturvölker in ausgedehntem Grade an demjenigen Siechthum, welches man Bleichsucht und Blutarmuth nennt, welches aber in Wirklichkeit auf Blutverdickung beruht.

Das so häufige Vorkommen des Schlagflusses, welcher jetzt selbst jüngere Personen häufig jäh hinwegrafft; und die stätig zunehmende Ueberfüllung der Irrenhäuser datirt von der Zeit, als die früher bei hitzigen und Kongestionskrankheiten angewandte Blutentziehung urplötzlich aus der Mode kam, weil ein Professor das Anathema über dieses wichtigste aller Heilmittel verhängt hatte. Aber auch die seit jener Zeit übliche Anwendung der vegetabilischen und mineralischen Gifte und der Eisenpräparate hatte meinen Beobachtungen nach diejenige Verunreinigung und Verdickung des Bluts zur Folge, welche zu Kongestionen, Gemüthskrankheiten und Schlagfluß Anlaß geben können.

Daß der innere Gebrauch der Eisenmittel Kongestionen zum Hirn und Herzen, Schwindel, Kopfschmerzen und Herzklopfen verursacht, davon kann sich jeder Gesunde leicht überzeugen, wenn er diese Mittel nur einige Tage hindurch in den üblichen Dosen versuchsweise einnimmt.

Daß die Eisenmittel, gleich den andern giftigen Metallen den Appetit stören, und leicht Magenbeschwerden verursachen, ist allgemein bekannt; und daß der anhaltende innere Gebrauch der Metalle, insonderheit des Quecksilbers und Eisens, das Zahnfleisch zerstört und die Zähne verdirbt, mag wohl bekannt sein, aber es wird nicht genügend beherzigt.

Möchten doch meine Berufsgenossen meiner Mahnung Gehör schenken, und die Blutentziehung durch den Aderlaß bei hitzigen und Kongestionskrankheiten (wozu auch Rheumatismus und die sogenannte Blutarmuth zu zählen ist) wieder einsetzen in ihre Rechte — nach Anleitung der Natur, welche die gedachten Krankheitsformen gar häufig durch Blutungen heilt.

Der Arzt soll ein denkender und beobachtender Handlanger und Gehilfe der Natur sein, und sich nicht einbilden, er könne die Natur meistern.

Während in hitzigen Krankheiten bei Erwachsenen eine Blutentziehung von 120 bis 180 Gramm erforderlich zu sein pflegt, so genügt bei chronischem Rheumatismus, bei Bleichsucht oder der sogenannten Blutarmuth (richtiger Blutverdickung) eine Entziehung von 100 bis 120 Gramm.

Häufig genügt schon eine einzige solche Blutentleerung, um die fehlende, unregelmäßige oder zu geringe naturgemäße periodische Blutung hervorzurufen; ebenso häufig aber muß dieses allein wirksame Heilmittel

Digitized by Google

nach Ablauf von vier Wochen wiederholt werden; und nur selten sah ich mich zu einer dritten Blutentziehung veranlaßt.

Mit dem Eintritt dieser naturgemäßen Blutungen erholen sich diese zarten, schwachen, abgemagerten, bleichen, nervösen und stets fröstelnden Kranken, welche infolge der Stockungen ihres zu dickflüssigen Bluts an Kopfschmerzen, Schwindel, Herzklopfen, Brustbeklemmung, kalten Händen und Füßen leiden; und die zartesten Wachsblumen und Lilien auf ihren Wangen verwandeln sich bald in zarte rothe Rosen, bei deren Anblick niemand mehr an Blutarmuth denkt.

Da der Aderlaß solches bewirkt, so kann nicht Blutarmuth die Ursache der Bleichsucht sein.

Der Aderlaß hat eine Verdünnung und Verjüngung des Bluts zur Folge.

Mit der eintretenden Blutverdünnung macht sich gewöhnlich bald eine Zunahme des Appetits und Verbesserung der Verdauung bemerklich, und die Folge davon, ist Vermehrung der Blutmenge, Zunahme der Körperfülle und Kraft.

Ich beobachtete einige Fälle, daß abgezehrte Bleichsüchtige nach Vornahme der Blutentziehung in vier bis sechs Wochen, zehn bis zwölf Pfund an Körpergewicht zunahmen.

Unter diesen befanden sich einige, deren hochgradige Abmagerung von den behandelnden Aerzten auf Lungentuberkulose zurückgeführt war, obwohl die physikalische Untersuchung solche nicht nachwies.

Die ganz irrige Auffassung des Wesens der Bleichsucht und sogenannten Blutarmuth hat schon vielen ein langes Siechthum oder frühzeitigen Tod veranlaßt.

So wie es bekannt ist, daß der Eintritt der naturgemäßen periodischen Blutungen die Bleichsucht beendet, so würden aufmerksame Beobachter auch wahrnehmen, daß die sogenannte Blutarmuth des männlichen Geschlechts nicht selten durch zufällige Verwundung, sowie durch den Eintritt von Nasenbluten, Bluthusten, Blutbrechen und Hämorrhoidal-Blutungen geheilt oder gemindert wird.

Da diese natürlichen Blutungen nur Zellgewebsblutungen sind, so haben sie meistens nur vorübergehende Besserung zur Folge, während die Blutentziehung durch den Aderlaß radikale Hilfe bringt.

Da die Aerzte trotz der jetzt allgemein verbreiteten Blutscheu das Nasenbluten für eine heilsame Naturhilfe zu erklären pflegen, und durch die anhaltende Anwendung von Eisen, Schwefel und drastischen Abführungsmitteln auf den Eintritt von Hämorrhoidalblutungen hinzuwirken suchen (obwohl diese Mittel auch gefährlichen Bluthusten, Blutbrechen, Hirnhaut- und Nierenblutungen verursachen können), so ist es in der That unbegreiflich, daß sie die Blutung, deren Eintritt sie für heilsam halten und zu befördern suchen, nicht lieber selbst in Scene setzen; zumal eine Venenblutung ungleich wirksamer ist, als eine Zellgewebsblutung.

Die Hämorrhoidalblutung ist nicht Krankheit, sondern ein Heilmittel der Natur.

Ohne Zweifel würde aber jeder Hämorrhoidarius einen einmaligen, eventuell nach Jahren zu wiederholender Aderlaß den chronischen lästigen Hämorrhoidal-Beschwerden und Blutungen vorziehen.

Digitized by Google

Kind und Vater.

Digitized by Google

Kunst und Natur.

Nach dem Originalgemälde von Karl Fröschl.

Digitized by Google

Digitized by Google

Auch die Schlaflosigkeit, woran die sogenannten Blutarmen und Hämorrhoidarier gewöhnlich leiden, und welche so häufig zu dem verderblichen Gebrauch der betäubenden Schlafmittel Anlaß giebt, verliert sich nach einer Blutentziehung durch den Aderlaß meistens schnell; wie denn auch die Gemüthsstimmung dieser meistens hypochondrischen Kranken sich infolge des erquickenden Schlafs, und des geregelten Blutumflusses bald günstiger gestaltet.

Meinen Beobachtungen nach ist der anhaltende Gebrauch der Eisenmittel gar häufig die Ursache von Magenkatarrh, Verderbniß der Zähne, Blutwallungen, Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen, Herzklopfen, Brustbeklemmung, Schlagfluß und nicht selten beobachtete ich bei solchen Kranken Blutspeien, Blutbrechen, Darmblutung, Hirnreizung und Störungen des Sehvermögens ꝛc. Die jetzige Ueberfüllung der Irrenanstalten ist dem medikamentalen Gebrauch der Gifte zuzuschreiben.

Bezüglich der den Bleichsüchtigen gewöhnlich empfohlenen besonders nahrhaften Diät kann ich nur sagen, daß sie mir in zwiefacher Hinsicht unangemessen erscheint; zunächst deshalb, weil diesen Kranken allzeit der dazu nothwendige Appetit und die gute Verdauung fehlt. Wenn aber auch guter Appetit vorhanden wäre, so dürfte die Diät dennoch keine sehr nahrhafte sein, weil dadurch die zu große Dickflüssigkeit des Bluts noch gesteigert werden würde.

Da diese Kranken nach Anwendung einer Blutentziehung durch die Aderlässe bald guten Appetit zu bekommen pflegen, so kann ich doch nur die größte Mäßigkeit empfehlen.

Was die Wahl der Speisen anlangt, so sei man im Genuß der schwer verdaulichen und besonders nahrhaften; (Zucker, süße Weine, Eier, Milch, Chokolade ꝛc.) besonders mäßig; wogegen die säuerlichen Speisen, junges Gemüse, gekochtes Obst, gebratenes Fleisch ungleich bekömmlicher sind.

Vor dem Genuß des rohen Fleisches sollte jeder Arzt warnen, weil es (wie alle rohen Speisen) schwerer zu verdauen ist, und wegen der Gefahr, Finnen und Trichinen in den Organismus einzuführen.

An Arzneien sind nach Anwendung der Blutentziehung solche zweckmäßig, welche die Verdauung befördern, und auf die Blutverdünnung hinwirken; z. B. verdünnte Phosphorsäure, doppelt kohlensaures Natron, Knochenkohle, Rhabarber ꝛc.

Nach Voranschickung dieser Erörterung über das Wesen und die Heilung der Bleichsucht und sogenannten Blutarmuth, erübrigt mir noch, über die Entstehung oder Pathogenese, sowie über die Verhütung oder Prophylaxis dieses Siechthums das Resultat meiner Forschungen mitzutheilen.

Die Aerzte, welche es in dieser blutscheuen Zeit nicht aus eigener Anschauung wissen, können es aus den Schriften älterer Aerzte erfahren, daß sich aus dem durch die Aderlässe entleerten Blut aller an hitzigen oder entzündlichen Krankheiten Leidenden bei ruhigem Stehen nach Verlauf einiger Minuten an der Oberfläche eine weißliche zähe Kruste bildet, welche man mit dem unpassenden Namen „Speckhaut" belegt hat, obwohl sie aus Leim besteht.

Bei der Besichtigung solchen Bluts unter dem Mikroskop findet man, daß die rothen Blutkügelchen mit farblosen gemischt sind.

Digitized by Google

Diese zähen Leimkügelchen sind offenbar die Ursache der Blutstockungen in entzündlichen und Kongestions-Krankheiten, durch welche so häufig der Tod oder chronisches Siechthum verursacht wird, wenn diese Stockungen nicht zeitig durch den Aderlaß aufgehoben oder gemindert werden.

Da ich in den Lazarethen Gelegenheit hatte, die Heilerfolge meiner Kollegen und den Gang der Krankheiten bei verschiedenartiger Behandlung vergleichend zu beobachten, so darf ich es als eine Thatsache aussprechen, daß die Unterlassung einer frühzeitigen Blutentziehung bei entzündlichen und Kongestions-Krankheiten (wozu auch der Rheumatismus zählt), nicht selten der tödtliche Ausgang eintrat, fast immer aber eine langsamere Konvalescenz sich bemerkbar machte, häufig bleibende Störungen der erkrankten Organe zurückblieben, und vorzugsweise dasjenige Siechthum, welches man ganz unpassend Blutarmuth zu nennen pflegt.

Dieses Siechthum besteht seinem Wesen nach in einer durch zu große Dickflüssigkeit des Blutes bedingte Störung der normalen Thätigkeit der wichtigeren Organe; und es ist, wie ich vielfach erprobte, durch eine ein- oder wiederholte Blutentziehung durch den Aderlaß zu heilen, weil mit der Blutverjüngung eine Verdünnung verbunden ist.

Wer nur einmal Zeuge war, daß durch das Nasenbluten bei entzündlichen Krankheiten das zehrende Fieber sich erheblich mindert, der muß auch zugeben, daß die künstliche Blutentziehung durch Aderlaß noch im höheren Grade die Fieberglut kühlen müsse, weil diese eine Venen-Blutung ist, jene nur eine Zellgewebs-Blutung.

Es erübrigt mir noch, denjenigen Fall aus meiner Praxis mitzutheilen, welcher mich auf die vorstehend erörterte Heilmethode hinleitete.

Im Jahre 1849, wo ich als Assistenz-Arzt des Hannoverschen Garde-Husaren-Regiments vorübergehend meinen Wohnsitz in Osterholz (Provinz Bremen) bekam, wurde ich zu Anna Jansen, Tochter eines Lohgerbers im benachbarten Scharmbeck, gerufen.

Diese Kranke, 24 Jahre alt, hatte sieben Jahre lang an Bleichsucht gelitten und war fortwährend von verschiedenen Aerzten behandelt, welche gleichmäßig Eisenpräparate, Chinin und andere tonisirende Mittel, Milchkuren, Ungarwein und andere besonders nahrhafte Speisen empfohlen hatten, obwohl die Kranke keinen Appetit hatte, und die Diät doch allzeit der Verdauung angepaßt sein sollte.

Die Schwäche und Abmagerung der Kranken hatte sich immer mehr gesteigert, und sie glich, als meine Hilfe in Anspruch genommen wurde, einer lebendigen Mumie, oder einem mit Haut überzogenem Skelett. Ihre Haut war leichenfarbig und leichenkalt, die Füße, Hände und Augenlider waren geschwollen (ödematös), der Puls fadenförmig und unzählbar, aussetzend, während das Herz schnell und so heftig gegen den Brustkasten schlug, daß man es überall im Zimmer hören konnte. Der Athem war schnell und so beschwerlich, daß die Kranke nur syllabirend und klanglos sprechen konnte. Sie bat um Gift, weil sie die furchtbaren Kopfschmerzen und das Herzklopfen nicht mehr ertragen könne.

Digitalis und Morphium, von meinem Vorgänger wegen Herzklopfen und Schlaflosigkeit häufig angewandt, wollte die Kranke nicht

Digitized by Google

mehr nehmen, weil danach ihr Zustand immer schlimmer geworden sei. Appetit war gar nicht vorhanden.

Weil die Genesung dieser Kranken auch mir undenkbar schien, so hielt ich es für meine Aufgabe, nur auf die Linderung des Herzklopfens und der unerträglichen Kopfschmerzen Bedacht zu nehmen, und nur die Euthanasie ins Auge zu fassen.

Diese Absicht glaubte ich durch eine mäßige Blutentziehung zu erreichen.

Da Blutegel an so leichenkalter Haut nicht saugen, weil die Haargefäße unter derselben blutleer sind, so öffnete ich eine Blutader am Arm, und entzog 80 bis 90 Gramm (eine halbe Tasse voll) Blut.

Als ich am folgenden Tage sorgenvoll zu dieser Kranken ging und zagend die Thür öffnete, erschrak ich, weil das Krankenbett leer stand. Als ich dann die Thür weiter öffnete, und mich umblickte, erhob sich die Kranke vom Sopha, kam auf mich zu und dankte schluchzend für die Wohlthat der Blutentziehung.

Bald danach hatte das Herzklopfen und der Kopfschmerz nachgelassen, das allgemeine Gefühl von Kälte hatte aufgehört, und einer behaglichen Wärme Platz gemacht; es stellte sich bald Schlaf und Schweiß ein, und beim Erwachen der lange vermißte Hunger.

Die Konvalescenz machte rasche Fortschritte, und nach 6 bis 8 Wochen dachte beim Anblick der frisch aufblühenden Jungfrau niemand mehr an Blutarmuth.

An Arzneien verordnete nur die mehrfach erforderlichen Abführungsmittel, und solche, welche die Verdauung zu fördern im Stande sind: Verdünnte Phosphorsäure, doppelt kohlensaures Natron und Rhabarber.

Nach etwa 15 Jahren, als ich auf einer Reise nach Scharmbeck kam, erfuhr ich, daß diese dem Tode schon verfallene Bleichsüchtige sich fortwährend einer guten Gesundheit erfreut habe und Mutter von vier Kindern sei.

Diese zufällig gemachte Beobachtung, daß durch Aderlaß die Bleichsucht zu heilen sei, veranlaßte mich natürlich, dieses Heilmittel mehrfach in Anwendung zu ziehen, insonderheit in Fällen, wo die Eisenmittel nicht geholfen hatten; und ich versichere, daß ich mich stets guter Erfolge zu erfreuen hatte.

Auch bei dem remittirenden Fieber hilft nur der Aderlaß, wie ich in meiner in Helwings Verlage erschienenen Schrift „Aerztliche Beobachtungen, Forschungen und Heilmethoden" durch Beispiele und Erörterungen nachgewiesen habe.

Möchten meine Herren Berufsgenossen ihre Aufmerksamkeit diesem Heilverfahren zuwenden, so würden sie erkennen, daß ich Grund habe, dasselbe zu rühmen.

Digitized by Google

Der Herr Subpräfekt.

Ein rumänisches Sittenbild von **M. Brocina-Brodiner.**

I.

Er war zwanzig Jahre alt und hatte eben die sechste Gymnasialklasse repetiren sollen, als sein Vater plötzlich starb. Sein Vater war Kirchensänger bei der „Goila" gewesen und in dieser Eigenschaft pflegte er an allen Todtenschmäusen theilzunehmen, wo sehr viel gegessen, sehr viel getrunken und gelegentlich auch sehr viel Ohrfeigen gegeben und ehrlich erwiedert werden.

Bei einem solchen Todtenmahl nun hatte der Vater unseres Helden des Guten zu viel genossen; er legte sich darauf einige Tage ins Bett und schlummerte friedlich in ein besseres Jenseits hinüber.

Unser Held, der der einzige Sohn seines Vaters war und Mihai Vitesco heißt, drückte seinem Erzeuger die brechenden Augen zu, vergoß einige Thränen und sagte dabei die denkwürdigen Worte des Verfassers von L'homme-machine: „la farce est jouée." Der alte Vitesco wurde am dritten Tage nach seinem Ableben wie andere Christenmenschen auch beerdigt. Mihai war sein Erbe ab intestato, da der Alte der Kunst des Schreibens unkundig war. Die Hinterlassenschaft bestand aus baren 20 Dukaten, zwei Jarmoliks (à 14 Piaster) und einem goldgeränderten Gebetbuch in cyrillischer Schrift. Große Schmerzen werden durch große, zerstreuende Aufregungen vertrieben. Mihai wußte das, und er brachte die 20 Dukaten im Kreise guter Freunde durch, die er alle in splendider Weise frei hielt. Am dritten Tage zählte er die Häupter seiner Lieben und fand sich im Besitz der erwähnten zwei Jarmoliks und des Gebetbuches. Mihai war eine skeptische Natur und hielt nicht viel auf Religion, auf Gebetbücher noch weniger. Das Gebetbuch wurde daher dem neuen Kirchensänger um einen Jarmolik übertragen. Aller guten Dinge sind drei, sagte sich Mihai, als er am dritten Tage abends durch die volksbelebte strada mare schlenderte. Jassy war an diesem Abend glänzend illuminirt. Man feierte die glücklich über die Grenze-Transportirung des Fürsten Cusa. Auf einem großen Platze neben dem früheren Fürstenpalast wurde ein großes Feuer angeschürt und das Bildniß Cusas darin verbrannt. Mihai dachte beim Anblick dieses leuchtenden Schauspiels an die Vergänglichkeit menschlicher Größe, was sehr erbaulich war. Dann dachte er an die Vergangenheit runder k. k. österreichischer Dukaten, was weniger erbaulich war. Darum versetzte er einem friedlich neben ihm stehenden Juden eine Ohrfeige, einen andern Sohn Israels zerrte er einige Minuten an dem Bart und an den Schläfen-

Digitized by Google

locken. Seine Stimmung erhielt durch diese Heldenthaten einen Umschwung und er wanderte vergnügt und heiter seiner Wohnung zu.

Wenn ein Rumäne nichts hat und nichts anzufangen weiß, so stehen ihm zwei Carrièren offen. Er wird amploiat (Beamter) oder Journalist. Die Laufbahn eines rumänischen Beamten ist eine sehr angenehme, besonders wenn in den Staatskassen, was wohl manchmal vorkommen mag, keine Ebbe herrscht. Die Laufbahn eines rumänischen Journalisten ist eine sehr nutzbringende, sie nützt der noch unentwickelten, öffentlichen Meinung, die der Journalist aufklärt und ins richtige Fahrwasser lenkt, und nicht minder dem Journalisten selbst, der die rosigsten Hoffnungen auf einen Deputirtenstuhl und auf ein Ministerportefeuille zu hegen berechtigt ist. Mihai Vitesco nun verband das Nützliche mit dem Angenehmen.

Ein Großonkel, der Archimandrit war, verschaffte ihm eine kleine Beamtenstellung bei der Jassyer Präfektur, wo er täglich von acht bis zwölf Uhr arbeitete. Nachmittag von drei bis sieben Uhr arbeitete er in der Redaktion der „Trompeta rumana". Drei Jahre verflossen ihm so in stiller Arbeit. Mihai hatte sich während dieser Zeit in verschiedenen Wissenszweigen umgesehen, er hatte sich einen Code Napoleon mit Kommentar gekauft und häufig darin gelesen und hatte auch hier und da die Vorlesungen der juristischen Fakultät mit seiner Gegenwart beehrt. Aber nicht nur sein Wissen, auch sein Schnurrbart hatte sich während dieser Zeit vergrößert. Es war ein großer, ein schöner, ein schwarzer Schnurrbart. Und auch seine Stirn war größer geworden. Letztere freilich auf einem mehr künstlichen Wege, indem Mihai sich die Haare an den Schläfenwinkeln mit einer Haarzange auszupfte. „Ein großer Denker", sagte sich nämlich Mihai, „hat eine große Stirn", und Mihai war ein großer Denker. Noch mehr, er war ein hübscher Mann und angekränkelt von des Gedankens Bläße, was ihm sehr gut stand. Seine Augen waren schwarz und schwärmerisch und sein Crawato stets himmelblau, und die Handschuhe, die er stets trug, roth oder grün. Es war eben eine ausgesprochene Künstlernatur dieser Mihai Vitesco und hatte einen scharf accentuirten Farbensinn. Eine Künstlernatur und obendrein noch ein Dichter, ein lyrischer Dichter, ein tief fühlender Dichter, ein sehr bescheidener Dichter. Freilich die Conworbiri literari wollten von seinen lyrischen Erzeugnissen nichts wissen. Aber das war der pure Neid von dem Kritiker Majorescu, von dem Dichter Alexandri und von dem Redakteur Negruzzi.

Da die Gedichte aber nun einmal hübsch abgeschrieben waren und die Mitwelt von ihnen keine Notiz nehmen wollte, so kam Mihai auf einen genialen Gedanken. Er legte eine neue himmelblaue Halsbinde an und zog hellgrüne Handschuhe an. Dann schaute er sein Ebenbild im Spiegel an und lächelte. Es war ein süßes, mildes, selbstzufriedenes Lächeln. Die Ursache dieses Lächelns war ein dunkeläugiges, dickleibiges starknochiges, schwärmerisch schmachtendes Weib, war, kurz gesagt, Madame Adele Balacan, die Frau des Chefredakteurs der Trompeta rumana. Frau Balacan und Mihai hatten sich schon seit längerer Zeit Blicke zugeworfen und sich bedeutsam angelächelt. War es indeß Blödigkeit von Seiten Vitescos oder der zarte Sinn seiner dichterischen Natur oder die Hoheit in der ganzen Erscheinung der Madame Balacan, die

Digitized by Google

jede Vertraulichkeit ausschloß, oder auch Furcht vor dem Chefredakteur, der als ein gefährlicher Mensch galt, kurz, es war bis jetzt bloß bei den Blicken geblieben.

Aber endlich kam es doch zu einer That und die bestand eben darin, daß an einem schönen Morgen des Monats Mai, wo alle Knospen sprangen, Herr Mihai Vitesco mit sanftem Erröthen der Madame Adele Balacan seine lyrischen Kinder einhändigte. Madame Balacan überflog die Gedichte, ihre Wangen rötheten sich ebenfalls und ihr weitschichtiger Busen hob und senkte sich im Zweivietreltakt. Dann schlug sie die dunklen Augen schmachtend zu ihrem Verehrer auf. „Vous avez un coeur noble et généreux, Monsieur Vitesco", flüsterte sie. Monsieur Vitesco legte seine grünbehandschuhte Hand auf sein coeur noble et généreux. „Madame Balacan", sagte er mit tremulirender Stimme, Madame Balacan und nichts weiter. Dann drehte er seinen schwarzen Schnurrbart in banger Erwartung der kommenden Dinge. Und die Dinge kamen. „C'est plus fort que moi!" rief Madame Balacan aus, indem sie seine Hände leidenschaftlich faßte, „ich liebe Dich, Mihailuza; aber Mihailuza, sei großmüthig, sei großmüthig, Mihailuza, ich bin nur ein schwaches Weib, ein sehr schwaches Weib, Mihailuza" . . .

Das sehr schwache Weib war aber ein sehr starkes Weib und hätte nöthigenfalls drei Mihailuzas durchprügeln können. Und Mihailuza war nicht großmüthig . . .

Wer will den ersten Stein auf ihn werfen?

Nun, ein Stein war es gerade nicht, aber zwei Ohrfeigen, zwei gediegene Ohrfeigen, die acht Tage später wie angegossen rechts und links auf den Wangen Mihailuzas saßen. Der freigebige Ohrfeigenvertheiler war die beleidigte moralische Weltordnung in der Person des dicken Chefredakteurs der Trompeta rumana des Herrn Matein Balacan.

„Diese höllische Realinjurie kann nur durch Blut abgewaschen werden", brüllte Mihai Vitesco. Nun, Blut war es gerade nicht, aber Wein, rother Bordeauxwein, mit dem die höllische Realinjurie abgewaschen wurde. Denn nachdem die Schüsse das erste Mal nicht losgegangen und das zweite Mal durch einen wunderbar glücklichen Zufall über die Köpfe der beiden Duellanten geflogen waren, legten sich die Sekundanten ins Mittel. Es wurde eine feierliche Versöhnung mit obligaten Umarmungen und Küssen gestiftet und abends wurden diversen Weinflaschen die Köpfe abgeschlagen.

Niemand entgeht seinem Geschick und darum auch die lyrischen Produkte des Herrn Vitesco nicht. Denn Madame Balacan hatte trotz ihrer durch den Schreck über das Duell bewirkten Krämpfe Geistesgegenwart genug, die corpora delicti dem Feuer zu überantworten, die lyrischen nämlich. „Sie wissen nicht, beste Freundin", sagte einige Tage nach der so glücklich abgelaufenen Katastrophe Madame Balacan zu ihrer Freundin Fräulein Mathilde Cugleriza, die hochaufgeschossen, eine bejahrte Jungfrau, sehr mager und Dichterin war, „Sie wissen nicht, was es heißt, ein edles, großmüthiges Herz zu verlieren, das uns liebend entgegengeschlagen." Madame Balacan seufzte und fuhr mit dem Taschentuch nach den Augen.

„Es war mir, beste Mathilde", fuhr Madame Balacan dann fort, „vergönnt, einen tiefen Blick in den geistigen Organismus dieses edlen

Digitized by Google

und großmüthigen Herzens zu werfen und ich habe dasselbe vom edelsten Ehrgeiz beseelt gefunden. Ich werde dafür sorgen, beste Mathilde, daß dieser edle Ehrgeiz in seine richtige Bahn gelenkt werde."

Madame Balacan sorgte auch dafür. Der Minister des Innern war ihr Neffe und Jugendfreund. Zwei Wochen später war der edle Ehrgeiz des Herrn Mihai Vitesco in die richtige Bahn gelenkt. Seine Ernennung zum Subpräfekten in Agiud war eine Thatsache, und diese Thatsache stand groß und breit gedruckt im „Monitorul!"

II.

Agiud ist ein Städtchen in der südlichen Moldau, hat neunhundert Einwohner und ist der Sitz einer Subpräfektur. Einige Meilen von Agiud entfernt liegt Odobesci, wo nach Cötna der beste rumänische Wein wächst. Einen Fluß hat Agiud auch, Trotusch heißt er. Ein gar artiger und ruhiger Gesell, dem indeß bei starken Regengüssen der Kamm schwillt und das Bett zu enge wird. Er reißt dann oft bei solchen Gelegenheiten Eisenbahnbrücken mit sich fort. Dies ist indeß weniger sein Verdienst, sondern vielmehr der schwankenden Solidität der rumänischen Eisenbahnbrücken überhaupt zuzuschreiben. Die Subpräfektur liegt auf einem großen Platz im Centrum von Agiud. Sie besteht aus einem kleinen, ebenerdigen Häuschen mit einem windschiefen Schindeldach, das durch die starkbelaubten Kronen zweier alter Ahornbäume, die seit Menschengedenken vor der Subpräfektur Wache stehen, bescheidentlich dem Anblick der Mitwelt entzogen wird. Auf der kleinen Veranda vor der Subpräfektur lagert die bewaffnete Macht von Agiud. Selbige besteht aus zwei Dorobanzen, von denen der eine Manolachi heißt und gleichzeitig das Amt eines Trommlers und öffentlichen Ausrufers versieht, und der andere Kostaki, der zugleich Trompeter und Pompier ist. Schießgewehre haben die beiden Dorobanzen auch. Da aber zu einer Gewehrpyramide mindestens drei Büchsen gehören, so bildet die Feuerstange Kostakis die dritte Stütze im Pyramidenbund. Die Pyramide ist stets vor der Subpräfektur drohend aufgepflanzt. Auf der Nordseite des Platzes, der den schönen poetischen Namen „piata trandafiriului", Rosenplatz führt, zieht sich ein Teich hin, darin die agiuder Gänse, Enten und sonstige Einwohner in adamitischer Tracht baden. Hier und da wimmeln einige Ferkel traumverloren quiekend über den Platz dahin. Auch an Hunden ist kein Mangel. Letztere sind sehr friedlicher Natur, wie überhaupt alle rumänischen Hunde und leben unbeleckt von jeder Kultur und in glücklicher Ahnungslosigkeit von der occidentalen Kulturerrungenschaft des Maulkorbes mit dem agiuder Geflügel und Borstenvieh im besten Einvernehmen. Rechts an der Ostseite des Teiches steht wieder ein ebenerdiges, strohbedecktes Häuschen. Oberhalb der Thür desselben prangen die rothen Riesenworte: „Hotel de l'Europe." Das „Hotel de l'Europe" besteht aus drei Zimmern, von denen das erste eine Wein- und Branntweinschenke und das dritte eine Warenniederlage ist. Eigenthümer des Hotel de l'Europe ist ein ziemlich dunkler Ehrenmann, Jankele Ganef, ein mageres, sehr kleines Jüdlein von wenig ansprechendem Aeußern, welches dadurch keineswegs erhöht wird, daß Herr Jankele

Digitized by Google

sich des Besitzes nur noch eines einzigen Auges erfreut, während man doch allgemein das Vorurtheil hegt, daß zu einem menschlichen Gesicht mindestens zwei Augen gehören müssen.

Politisch-ökonomische Studien hat Jankele meines Wissens niemals getrieben. Er weiß nichts von Adam Smith, nichts von der Manchester-Schule, nichts von Richard Cobden. Aber nichtsdestoweniger ist eine unbestreitbare Thatsache, daß Jankele ein Freihändler mit Leib und Seele und der erbittertste Feind nicht nur der Schutzzölle, sondern überhaupt aller, auch der Finanzzölle. Zwei Mal wöchentlich in später Nachtstunde werden daher unter seiner werkthätigen Mithilfe Waren von der russischen Grenze, die eine Meile von Agiud entfernt ist, über den Pruth auf das rumänische Gebiet und viceversa transportirt. Aber die Zollgensdarmen haben auch Schießgewehre. Darum demonstrirt Jankele den Zollbeamten mit klingenden Gründen ad oculos die Ueberlegenheit und den Vorzug seiner Handelspolitik. Und klingenden Gründen zu widerstehen fällt einem edlen Rumänenherzen schwer.

Fünfzig Schritte vom Hotel de l'Europe entfernt steht wieder ein Häuschen, aber ein nettes freundliches Häuschen, das von blühenden Rankengewächsen über und über umsponnen und von einem kleinen wohlgepflegten Garten umgeben ist. Alles zeigt hier von einer gediegenen Wohlhabenheit. Das Blechdach ist wohl erhalten und blinkt und glitzert gar lieblich im goldigen Sonnenschein, die Fenster blank geputzt und die Gardinen blütenweiß. Dieses Häuschen gehört dem Herrn Feiwisch Grünstock.

Feiwisch ist Gutspächter, Unternehmer von Chausseebauten und Holzhändler, ein wohlhabender, ein reicher Mann sogar. Sowohl an Wochen- als auch an Feiertagen trägt er einen feinen Seidenkaftan und um die Hüften einen seidenen Gürtel. Samstags baumelt überdies noch ein rothseidenes Taschentuch aus seiner hintern Kaftantasche in die Welt hinein. Feiwisch ist vierzig Jahre alt und verheiratet. Sein Weib, Chanale geborene Perlmutter aus Suczawa, ist zwanzig Jahre alt. Seit fünf Jahren sind sie verheiratet, aber Gott hat bis jetzt ihre Ehe mit keinem Sprößling gesegnet, obgleich Herr Feiwisch wegen dieser delikaten Angelegenheit dreimal im Jahre zum Rabbi von Stefanesci und einmal zum Rabbi nach Sadogora wallfahrtet. Chanale ist das schönste Weib im ganzen Bezirk, schlank gebaut, alle ihre Formen blühen in üppiger Fülle. Chanale ist civilisirt, sie trägt nicht mehr das unförmliche Kopftuch, ihr Haar, licht und schwer wie Gold, wallt frei und lockig um das reizende kindliche Gesicht, in dem zwei wunderschöne braune Augen wie Sterne leuchten. Chanale vertreibt sich die Zeit mit der Lektüre französischer und deutscher Romane. In ihrer Bibliothek prangen die Werke von Paul de Kock, Eugen Sue und Leopold von Sacher-Masoch. Dreimal wöchentlich nimmt sie überdies noch Unterricht in Literatur und Geschichte bei Professor Hieronymus Rudler, einem Deutschen von Geburt, die Stunde zu 2 lei (2 Francs.)

Dies sind nun kurz skizzirt einige der Hauptpersonen von Agiud und der Schauplatz, auf dem sich der edle Ehrgeiz des Herrn Mihai Vitesco bethätigen soll. Und er bethätigte sich. Die ersten drei Tage vergingen dem jungen Subpräfekten mit der Erwiederung all der officiellen Besuche, unter denen obenan der Besuch beim Primar (Bürgermeister) von Agiud, Herrn Pantasi Chirichides stand. Einen Tag wid-

Digitized by Google

mete er dann den Sehenswürdigkeiten von Agiud und Umgegend, unter denen den ersten Rang eine vom Trotusch fortgeschwemmte Brücke einnahm, oder besser gesagt, der Platz war, wo einzelne Pfosten nur von der verschwundenen Pracht zeugten. Nachdem er noch einen fernern Tag der Inspektion der unter seiner Botmäßigkeit stehenden benachbarten Ortschaften und der darin befindlichen weiblichen Wesen gewidmet hatte, glaubte er hinlängliche Lokalkenntnisse zu besitzen, um die erste Hand an sein Reformationswerk zu legen.

Die Gassenjugend von Agiud war vollzählig um die Subpräfektur versammelt. Das Reformationswerk nahm seinen Anfang. Auf dem First des windschiefen Subpräfekturdaches standen nämlich die beiden Dorobanzen Kostaki und Manolachi und klopften und hämmerten und bohrten an einer langen Stange, an der schließlich eine Fahne mit den rumänischen Nationalfarben aufgehißt wurde. Und wie die Fahne lustig im Winde zu flattern begann, brachen die beiden Dorobanzen auf ein Zeichen des Subpräfekten, der dem Unternehmen würdevoll zusah, in das Geheul „sa trai asca Rumania!" (hoch Rumänien!) aus, in das die Gassenjugend begeistert einstimmte. Hierauf wurde von den beiden Dorobanzen eine zweite Stange, an der oben eine Platte befestigt war, vor der Subpräfektur in die Erde gesteckt. Auf der Platte prangten zur Hälfte grün, zur Hälfte roth die Worte: „Piata lui Mihai Viteasu" (Mihai des Tapferen Platz). Die Umtaufung des Rosenplatzes nach dem Namen des großen rumänischen Nationalhelden, in der gleichzeitig eine versteckte Anspielung auf einen andern rumänischen Heros lag, war der zweite Stein im Reformationsgebäude. Hierauf wurde die Agiuder Jugend und die sonstige Bevölkerung von Kostaki und Manolachi unter Zuhilfenahme von Fußtritten und Kolbenstößen in alle vier Weltgegenden auseinandergejagt. Der Subpräfekt saß auf einem gepolsterten Lehnstuhl in seinem Bureau, trank langsam und bedächtig aus einem Glase Rothwein, das er vor sich stehen hatte, rauchte dazwischen aus einem Tschibuk mit einer großen Bernsteinspitze, reflektirte darüber, wie ein naturwüchsiges Talent trotz aller Hindernisse sich Bahn breche, ferner wie angenehm es sei, daß dieses naturwüchsige Talent einem jungen Subpräfekten gehöre und daß diesem jungen Subpräfekten die Weiber wie Aepfel in den Schooß fallen, ferner, daß Chanale Grünstock, wenn auch eine Jüdin, doch ein wunderschönes Weib sei, deren Besitz ihn unendlich glücklich machen würde. Und zu all diesen rosigen Gedanken lächelte Mihai sein altes, mildes, selbstzufriedenes Lächeln. Auf der Veranda lagen die beiden Dorobanzen, rasteten von der Mühsal des Tages aus und erwiesen sich gegenseitig kleine zarte Liebesdienste, indem sie sich in der Aufspürung und Erlegung eventuellen Ungeziefers behilflich waren. Nachdem ein guter Theil dieser anmuthigen Arbeit vollbracht war, reckten sie sich, streckten sich der ganzen Länge nach auf dem Boden aus und bald darauf hörte man die bewaffnete Macht von Agiud kräftig schnarchen.

„Kostaki", rief der Subpräfekt — Kostaki schnarchte. „Kostaki!" rief er lauter. Der gerufene Dorobanz erwachte, rieb sich verwundert die Augen und eilte ins Bureau. „Ich habe zwei Mal Kostaki gerufen", sagte sanft der Subpräfekt. „Apoi da, cocoane" (gnädiger Herr), meinte Kostaki, indem er sein kostbares Haupt kratzte.

Digitized by Google

Apoi da ist ein sehr gutes rumänisches Wort, das sich überall anwenden läßt, wo man nichts zu sagen hat.

„Ein wenig näher, Kostaki", sagte der Subpräfekt in demselben sanften Ton. Der Dorobanz trat, Unheil ahnend, näher. Er erhielt eine Ohrfeige rechts und dann zur Herstellung des Gleichgewichts eine links.

„Kostaki", fuhr hierauf der Subpräfekt fort, „laufe zum Herrn Primar (Bürgermeister), und ersuche ihn gleich herzukommen." Zehn Minuten später keuchte schweißtriefend Herr Pantasi Chirichides, ein rundes Männlein mit einer sehr schönen Glatze, ins Zimmer hinein.

„Ich habe Sie hierher bemüht, lieber Herr Chirichides", begann freundlich der Subpräfekt, nachdem er mit herablassendem Kopfnicken den Primar begrüßt, „um mit Ihnen einiges zu besprechen, was das Wohl der Stadt betrifft. Ich habe mir, lieber Herr Chirichides, die große Aufgabe gesetzt, die Stadt Agind in moralischer und physischer Beziehung auf einen höheren Kulturstand zu bringen.

„Kulturstand, moralisch, physisch", waren für den würdigen Primar drei böhmische Dörfer. Er zog daher aus seinem Ledergürtel ein Papierdütchen mit Schnupftabak hervor, führte eine tüchtige Dosis in ein kleines, bläuliches Näschen und nieste geräuschlos dreimal nach einander. „Auf einen höheren Kulturstand, lieber Chirichides. Ich habe demnach die Einrichtung getroffen, daß nach der Sitte anderer civilisirter Städte jeden Abend um neun Uhr Kostaki und Manolachi abwechselnd Zapfenstreich trommeln und blasen."

„Vollkommen einverstanden, cocoane", sagt der Primar, indem er eine zweite Prise nahm. „Ich habe ferner, lieber Chirichides, vernommen, daß die persönliche Sicherheit und der Eigenthumsbegriff hier ziemlich gefährdet sind. Wir werden daher das Institut des „Butuc", in unserm Arrestlokal einführen. Der „Butuc", Herr Chirichides, ist, wie Ihnen aus den benachbarten Ortschaften bekannt sein dürfte, ist, sage ich, eine sinnreiche Holzschraube, durch die die Beine der Arrestanten festgeklemmt werden. Sollte in unserem Arrestlokal kein „Butuc" vorräthig sein, so wünsche ich denselben sobald als möglich angeschafft zu sehen. Ich bin, Herr Chirichides", fuhr der Subpräfekt freundlich lächelnd fort, ein sehr humaner Mensch und habe meinen Geist mit den leuchtenden Grundsätzen der französischen Revolution genährt, ich glaube aber, daß in einem jungen Staatswesen, wie dem unserigen, vor allem herbe Strenge noth thut. Salus publica, lieber Chirichides, suprema lex.

Sie werden ferner einen Vers, den ich auf diesen Zettel zugleich mit seiner rumänischen Uebersetzung geschrieben habe, mit großen Buchstaben über der Thür des Arrestlokals aufschreiben lassen. Der Vers lautet: lasciate ogni speranza voi che intrate cio." Ich bin nämlich, lieber Chirichides, im Strafrecht ein warmer Anhänger der sogenannten Abschreckungstheorie. Was nun speciell den Vers betrifft, lieber Chirichides, so ist derselbe von Dante, von Dante, bester Chirichides, einem bedeutenden Dichter der glorreichen italienischen Nation, die durch Bande des Blutes und der Freundschaft innig mit der unserigen verknüpft und verbunden ist."

Der würdige Primar, Herr Pantasi Chirichides, war über diese Beredsamkeit und Gelehrsamkeit, die der Subpräfekt gleichsam spielend aus dem Aermel geschüttelt hatte, geradezu verblüfft. Er hustete, schneuzte

Digitized by Google

sich einmal nach dem andern, glättete seine Glatze, ergriff endlich ehrfurchtsvoll den Zettel, wickelte ihn sorgfältig in sein beblümtes rothes Taschentuch, steckte Taschentuch und Zettel in seinen Gürtel und trat unter vielen devoten Bücklingen den Rückzug an. Der Subpräfekt erhob sich, spazierte einige Mal nachdenkend im Bureau auf und ab, öffnete dann eine Schublade im Bureautisch, suchte aus einem Dutzend Fläschchen, Schachteln, Haarzangen und sonstigen diversen Toilettenutensilien ein ganz kleines Aetherfläschchen heraus, ließ einige Tropfen auf sein feines Battisttuch fallen und tupfte damit rechts und links die Schläfen.

„Wenn es zur nächsten Deputirtenwahl hier in Agiud kommt", sagte er, sein Ebenbild in einem kleinen Handspiegel betrachtend, „so wird es an einem geeigneten Kandidaten nicht fehlen und dem geeigneten Kandidaten wird es weder an Beredsamkeit noch an Energie, noch an allen sonstigen parlamentarischen Requisiten mangeln. Doch ich glaube, daß es an der Zeit ist, sich ein klein wenig mit Herzensangelegenheiten zu befassen."

Wie aus dem Schlußsatz des Monologs ersichtlich, war Herr Mihai Vitesco ein pflichttreuer Beamter, der die Maxime: „Zuerst das Geschäft und dann das Vergnügen" hoch in Ehren hielt. „Manolachi." Manolachi, der gerade ein leises Adagio auf seiner Trommel phantasirte, unterbrach die Etude und trottelte ins Bureau.

„Sind Deine Hände rein?" fragte der Subpräfekt. Manolachi, dem eine solche Frage das erste Mal in seinem Leben vorgelegt wurde, machte ein sehr verwundertes Gesicht und betrachtete dann gedankenvoll seine Hände, die, wie es schien, seit ihrer Geburt in keinem innigen Kontakt mit Brunnenwasser und Seife eingetreten waren. „Apoi da cocoane", meinte er endlich, indem er sich hinter den Ohren kratte. „Manolachi, hier sind 20 Bani, Du kaufst damit sogleich ein Stück grüne Seife, wäschst die Hände rein und verfügst Dich zum Gärtner Gavrile; verstanden?" „Da cocoane." — „Gavrile wird Dir einen Blumenstrauß übergeben, den trägst Du dann zur Frau Chanale Grünstock, übergiebst ihn ihr und sagst dazu, der Herr Subpräfekt lasse sie schönstens grüßen, und nun marsch fort!" Zum größeren Nachdruck ertheilte der Subpräfekt den zum postillon d'amour avancirten Dorobanzen einen gelinden Fußtritt, so daß er mit potenzirter Geschwindigkeit über die Thürschwelle hinausflog.

III.

„Sie müssen mir ein Märchen, ein schönes Märchen erzählen, Herr Nudler. Ich habe die Romane nun satt, vollkommen satt", sagte Frau Chanale Grünstock.

Sie nahm dabei eine Rose aus dem Strauß des Subpräfekten und steckte sie in ihr blondes Haar. Nudler, Professor Hieronymus Nudler, ein ziemlich dünner Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, mit einem bleichen, abgehärmten Gesicht, das von langen, blonden Locken umwallt war, knackte einige Zeit mit den Fingern, dann legte er den Zeigefinger an sein Kartoffelnäschen, das blauroth angehaucht war und schaute mit seinen blaßblauen, etwas gläsernen Augen nachdenklich in die blaue Luft. „Ein Märchen, Herr Nudler, ein schönes, kurzes Märchen." Dem Pro-

Digitized by Google

fessor Hieronymus Nudler, der eben im Begriff gewesen war, seine Geschichtsstunde mit der erbaulichen Erzählung von dem Selbstmord der römischen Jungfrau Virginia zu beschließen und daran einige tiefsinnige moralische Betrachtungen über den ethischen Werth der Tugend zu flechten, kam der Wunsch des schönen eigensinnigen Weibes nach einem schönen kurzen Märchen ziemlich ungelegen. „Die Frauenzimmer haben in der That ganz eigenthümliche Ideenassociationen", brummte er; von einem ernsten Geschichtsthema auf ein Märchen überzuspringen, eine entschiedene eigenthümliche Ideenassociation, in der That, hm." Professor Hieronymus Nudler lächelte, dann that er einen ganz kleinen Schluck — er that überhaupt ganz kleine Schlücke — aus einem Glase Cötnaer Wein und blickte die schöne, üppige Jüdin ernst und traurig an. Jeder große Mann hat irgend eine kleine liebenswürdige Schwäche. Die des Herrn Hieronymus Nudler bestand darin, daß er ein wenig, ein klein wenig dem Trunk ergeben und daß er, die Wahrheit zu gestehen, eigentlich niemals recht nüchtern war.

„Ein Märchen, ein schönes Märchen, Frau Chanale", sagte er leise und strich dabei mit der Hand über die Stirn, „ein kurzes Märchen, hm?

„Wo sich ein liebend Pärchen
Küßt in der Sommernacht,
Das ist das schönste Märchen,
Das je ein Dichter erdacht."

„Das ist ja sehr schön, Herr Nudler!" rief Chanale fröhlich aus, „sehr schön, Herr Nudler, haben Sie das gemacht?"

„Nicht ich, aber ein Studienfreund von mir, der jetzt ein berühmter Professor der Germanistik an einer deutschen Universität ist, während ich", er that wieder einen ganz kleinen Schluck und schloß dabei die Augen, „während ich Professor der Literatur und der modernen Sprachen in Agiud bin. Habs weit gebracht, Frau Chanale, stupend weit gebracht."

Chanale hatte indeß eine zweite Rose dem Strauß entnommen und suchte sie an ihrem Busen zu befestigen.

„Ein Märchen, Frau Chanale", begann Nudler und knackte dabei mit den Fingern. „Soll ich Ihnen von einem jungen Subpräfekten erzählen, der einer schönen Jüdin Blumen ins Haus schickte, hm?"

Seine Stimme klang jetzt etwas heiser und rauh. Frau Chanale erröthete. „Der Subpräfekt" sagte sie, „ist ein schöner, interessanter Mann und so elegant, wie ich noch keinen gesehen. Dabei ist er so zuvorkommend, höflich und hat solch kleine Füße, wie selten ein Mann."

„Kleine Füße, hm", Professor Hieronymus Nudler lachte. Es war ein trockenes, heiseres Lachen, dann leerte er sein Glas und ergriff seinen windschiefen Cylinder, der schon manchen Sturm durchgemacht zu haben schien. „Adieu, Frau Chanale und grüßen Sie den Herrn Feiwisch!"

* * *

Frau Chanale Grünstock hatte ein ausgezeichnetes Gedächtniß:

„Wo sich ein liebend Pärchen
Küßt in der Sommernacht,
Das ist das schönste Märchen,
Das je ein Dichter erdacht."

Digitized by Google

Sie sagte diese Strophe ein Mal und dann zum zweiten und dritten Mal leise vor sich hin.

Dann stützte sie die Stirn auf ihre kleine weiße Hand. Es war ihr wundersam weich ums Herz.

„In der nächsten Woche werde ich zwanzig Jahre alt, und in der nächsten Woche sind es fünf Jahre, seit ich verheiratet bin. Es waren eigentlich fünf traurige Jahre und dann werden noch fünf Jahre kommen und vergehen und dann wieder fünf und so weiter. Ich werde indeß sehr viele Romane gelesen haben und dabei alt werden." Thränen kamen ihr in die Augen. . . Die Rose fiel von ihrem Haar zu Boden, sie bückte sich darnach und hob sie auf. Die Thür öffnete sich leise. Herr Feiwisch Grünstock trat fast unhörbar herein. Er trug Zeugschuhe. Er war niedergeschlagen, sehr niedergeschlagen. Er war überhaupt niemals fröhlich. Er hatte so viele Geschäfte und Spekulationen. Er setzte sich neben seine Frau. „Traurige Nachrichten, Chanale", begann er, sehr traurige Nachrichten. A schwarz' Jahr auf alle wallachischen Advokaten. Drei Jahre zieht sich nun schon mein Prozeß dahin und raubt mir den Schlaf, und die Mörder, die Advokaten, haben mich Blut gekostet und nun habe ich den Prozeß in zwei Instanzen verloren. A schwarz' Jahr auf alle wallachischen judecators (Richter). Nun kommt es noch vor die curte de cassatie (Kassationshof). A schwarz' Jahr auf die curte de cassatie."

Er schwieg einige Augenblicke, dann begann er wieder mit derselben monotonen Stimme; „Achtzig schwarze Riches (Teufel) auf die Minister in Bukarest, sie haben wieder angefangen die Juden aus dem Lande zu treiben. A schwarz' Jahr auf alle wallachischen Präfekten, sie sind noch größere Hunde wie die Minister. A schwarz' Jahr auf den Subpräfekten von Agiud, er scheint auch ein Judenfeind zu sein, der Mörder, er soll brechen den Kopf heute Nacht."

Nachdem er noch diesen frommen Wunsch geäußert, erhob er sich und verließ ebenso leise und gedrückt wie er gekommen das Zimmer.

IV.

Mit der Austreibung der Juden hatte es seine Richtigkeit. Einige Tage nach den erzählten Begebenheiten nämlich erhielt der Subpräfekt von Agiud durch die Vermittelung des Departementspräfekten einen Ukas vom Minister des Innern, darin ungefähr Folgendes enthalten war.

„In Anbetracht, daß die Selbsterhaltung die erste gebieterische Pflicht eines jeden geordneten Staatswesens sei, in Anbetracht, daß die Existenz des theuren Vaterlandes durch die vaterlandslosen Vampyre, die Juden, geschädigt, ja geradezu in Frage gestellt werde, in Anbetracht, daß es aus Opportunitätsrücksichten nicht angehe, die ganze rumänische Judenmasse in die Donau zu werfen (was eigentlich die bequemste und beste Lösung der Judenfrage wäre), werden die Herrn Präfekten, respektive Subpräfekten, aufgefordert, diejenigen jüdischen Individuen, die nicht gehörige Legitimationspapiere über Ursprung, Domicil, Gewerbe ꝛc. aufweisen können, per Schub in ihre respektiven Heimatsländer auszuweisen.

Digitized by Google

Der Herr Minister", lautete der Schlußpassus, „vertraue der Weisheit der Herren Präfekten, resp. Subpräfekten, daß sie die Angelegenheit zu seiner vollen Zufriedenheit zu Ende führen und das theure Vaterland ein wenig von der jüdischen Heuschreckenplage säubern werden."

Das Vertrauen des Herrn Ministers auf die Weisheit seiner Organe wurde nicht getäuscht. Als Mihai Vitesco dieses denkwürdige Dokument zu Ende gelesen, leuchteten seine Augen auf. „Wir haben jetzt ein sehr bequemes und sehr einfaches Mittel in der Hand", lachte der würdige Ehrenmann und humane Subpräfekt, „Sie für einige Zeit unsichtbar zu machen, mein theurer Othello Feiwisch Grünstock, und uns dadurch das Terrain für unsere Operationen frei zu halten."

Einige Minuten später stand Jankele Ganef, der bereits das vollste Vertrauen des Subpräfekten genoß, im Bureau und knickte einmal nach dem andern wie ein Taschenmesser vor seinem leutseligen Pascha zusammen. „Sie werden mir, lieber Jankele, sofort eine Liste der hiesigen Juden anfertigen, Name, Geburtsland, Gewerbe, alles muß darin verzeichnet sein." Eine halbe Stunde später war die Liste und kurz darauf die Proskriptionsliste fertig, in der obenan der Name „Feiwisch Grünstock" prangte. Jankele konnte sich vor Freude kaum halten. „Dieser Feiwisch war mir stets ein Dorn im Auge, cocoane," schmunzelte er, im Zimmer auf und ab tänzelnd, „ein großer Dorn im Auge, cocoane." Der Singular „Auge" stand hier ganz richtig am Platze. Die Beine von Manolachi und Kostaki hatten wie die des Mohren Hassan alle Hände voll zu thun, um den betreffenden Unglücklichen die Ausweisungsordre zu überbringen. Feiwisch kam todtenblaß in die Subpräfektur gelaufen. All sein Flehen half nichts. Alle seine Demonstrationen, daß er kein Vagabund sei, daß er, wenn auch in Rußland geboren, so doch seit zehn Jahren in Aginb domicilirt und Hausbesitzer sei, waren tauben Ohren gepredigt. „Vagabund, Herr Feiwisch", sagte streng der Subpräfekt, „ist ein dehnbarer, ein sehr dehnbarer Begriff und das Gesetz, in dessen Namen ich zu Ihnen spreche, kennt kein Erbarmen."

„Kennt kein Erbarmen", nieste der würdige Primar Pantasi Chirichides.

„Kennt kein Erbarmen", schmunzelte Jankele.

„A schwarz' Jahr auf Dein Kopf", wandte sich Feiwisch zu dem ehrenwerthen Besitzer vom Hotel de l'Europe, „a schwarz' Jahr auf Dein Kopf, Du bist ein noch größerer Rosche (Bösewicht) wie die da, sollst brechen den Kopf heutige Nacht"

„Keine Persönlichkeiten in meiner Gegenwart, judane (Jude)", rief streng der Subpräfekt. „Um Ihnen aber, Herr Feiwisch, zu beweisen, daß ich da, wo es mir möglich, Gnade vor Recht ergehen lasse, stelle ich es Ihnen anheim, die Reise bis zur russischen Grenze in Ihrem eigenen Wagen zu machen, natürlich unter Begleitung von Manolachi." Nach diesem Beweis seiner gnadenreicher Huld entließ der Herr Subpräfekt den Herrn Feiwisch Grünstock.

Ungefähr fünfzig kummervolle, gebrochene Judengestalten, von weinenden Frauen und Kindern umringt, standen am Abend dieses Tages auf der „Piata lui Mihai Viteasu", zum Abmarsch an die russische Grenze bereit, versammelt. Die Ueberwachung und väterliche Leitung derselben bis an die russische Grenze war dem anderen Dorobanzen

Digitized by Google

Kostaki anheimgefallen. Kostaki war gemüthlich, sehr gemüthlich und stand ziemlich schwach auf den Beinen. Um nämlich sein Wohlwollen zu gewinnen, hatten ihm die Angehörigen der Proskribirten allerlei Eßwaren und bedeutende Schnapsquantitäten zukommen lassen, was alles Kostaki mit der gnädigsten Gönnermiene von der Welt, wie wenn sich das alles von selbst verstände, in sein großes Tornister eingepackt hatte.

Er sagte auch einigen um ihn versammelten Jüdinnen, die ihm ihre Gatten noch besonders ans Herz legten, daß er alle Menschen liebe, daß er niemals daran gezweifelt, daß Juden auch Menschen wären und daß er sie demnach ebenfalls liebe, was er durch einige schnalzende Küsse, die er der ihm nächststehenden Jüdin, einem alten Mütterchen versetzte, sofort ins Praktische übertrug. Er meinte ferner, daß der heutige Tag der schönste seines Lebens wäre, schöner noch als jener Sonntag, an dem er den Popen Chirile im Wirthshaus weidlich durchgeprügelt, und ließ dabei die Bemerkung einfließen, daß er das letztgenannte summarische Verfahren gegen die Angehörigen aller Derer anwenden dürfte, deren Tribut an Viktualien und Schnaps noch im Rückstand wäre." Bald darauf setzte sich der traurige Zug in Bewegung.

Aus hunderten von jüdischen Kehlen stiegen an diesem Abend die gräßlichsten Flüche gegen den Mörder, den Subpräfekten, zum Himmel auf. Was verschlug das dem Herrn Mihai Vitesco? Er befand sich ganz wohl dabei, trank eine Flasche Rothwein, dann die zweite und zum Schluß die dritte. Hierauf warf er sich in seine eleganteste Toilette — es schlug eben zehn Uhr — und lenkte die kleinen Füßchen zum Häuschen Feiwisch Grünstocks.

Frau Chanale, die sehr blaß war, erschrak heftig, als der Subpräfekt urplötzlich eintrat.

„Bitte, Frau Chanale", sagte er mit seinem gewinnendsten Lächeln, „bitte, erschrecken Sie nicht. Ich bin ein großer Verbrecher und komme nur, mir von Ihnen für meine Sünden Absolution ertheilen zu lassen." Das war sehr schön gesagt und die beste Einleitung zu einem Gespräch.

„Ich hatte den allerstriktesten Befehl vom Herrn Präfekten", begann Herr Mihai Vitesko, indem er sich auf einem Stuhl neben Frau Chanale niederließ, „den allerstriktesten Befehl, Ihren werthen Gatten auszuweisen. Sie können sich denken, Frau Chanale, mit welch schwerem Herzen ich an die heutige Ausübung meiner Pflicht ging. Was der Herr Präfekt gegen Ihren werthen Gatten hat, weiß ich nicht. Ich vermuthe aber, daß seine Animosität gegen Herrn Feiwisch in irgend einer Verbindung mit dem Prozeß Ihres werthen Gatten steht. So ein Beamter wie ich", sprach er leise und resignirt weiter, „ist ein stummes Werkzeug in den Händen seiner Oberen. Aber ängstigen Sie sich nur nicht, liebe Frau Chanale, ich habe sofort heute darüber an das Ministerium des Innern berichtet und ich gebe Ihnen, liebe Frau Chanale, mein heiliges Ehrenwort, daß Sie binnen vier Tagen Ihren werthen Gatten wohlbehalten in Ihren Armen haben werden. Mein heiligstes Ehrenwort darauf, beste Frau Chanale."

„Ich wußte ja, daß Sie nicht unedel handeln können", lächelte traurig Frau Chanale.

Sie wußte also, daß der Herr Subpräfekt nicht unedel handeln

Digitized by Google

könne. Mihai Vitesco hätte vor Freude aufjauchzen mögen. Was der junge, hübsche, elegante, kleinfüßige Subpräfekt noch alles weiter gesprochen?

Ach, gar Vieles und sehr Schönes, was das Herz eines thörichten Weibes bestricken kann, besonders wenn dieses thörichte Weib bereits mehr als zur Hälfte verliebt ist, was leider bei Frau Chanale nur allzusehr der Fall war. Ehe eine halbe Stunde verflossen, hatte er ihre beiden Hände gefaßt und geküßt, dann legte er ihr seinen Arm um den Nacken, sie wehrte es nicht. Frau Chanale weinte; er tröstete sie gar liebreich und flüsterte ihr solch schöne und süße und zärtliche Worte ins Ohr, wie sie Frau Chanale schöner und süßer und zärtlicher nicht einmal bei Eugen Sue gelesen. Dann bedeckte er ihr Mund, Wangen und Augen mit glühenden Küssen . . .

* * *

Die europäische Diplomatie und die wundervollen Löschapparate der rumänischen Feuerwehr haben die Eigenthümlichkeit gemein, daß sie beide — Diplomatie und rumänische Löschapparate — immer ein wenig zu spät kommen, wenn man sie zur Löschung, resp. Verhütung eines Brandes benöthigt. Nachdem nun durch die Weisheit der rumänischen Präfekten und Subpräfekten einige tausend arme arbeitsame Familienväter ihren Familien entrissen worden und tausende Familien dadurch in die bitterste Noth kamen, begann sich die europäische Diplomatie die Angelegenheit zu Gemüthe zu führen und die Telegraphendrähte spielten nach allen Richtungen der Windrose. Das Bukarester Ministerium war natürlich an allen Vorgängen ebenso unschuldig wie ein neugebornes Knäblein. Die offiziösen Blätter vermeldeten, daß der patriotische Versuch des Ministeriums, die Judenfrage vermittels Transportation zu lösen, mißglückt war, — „ganz entschieden mißglückt war", wie Nudler meinte.

Einige allzubeflissene Präfekten und Subpräfekten, die ihre Weisheit allzusehr hatten leuchten lassen, mußten als Opfer fallen. Unter diesen Opfern befand sich auch der Subpräfekt von Agiud, Herr Mihai Vitesco. Seine Enthebung von der Subpräfekturstelle war eine Thatsache und stand wie die vier Wochen alte seiner Ernennung ebenfalls groß und breit gedruckt im „Monitorul." Mihai wurde ein wenig blaß, als ihm diese Thatsache kund wurde. Da sich aber bekanntlich ein naturwüchsiges Talent trotz aller Hindernisse durchschlägt, so verzweifelte er nicht, sondern warf sich in eine elegante Reisetoilette.

„Ich reise eben nach Bukarest", meinte er lächelnd, sein Ebenbild im Handspiegel betrachtend und zwei Härchen an den Schläfen mit der Haarzange auszupfend. Er reiste nach Bukarest.

An dem Abend, an welchem Mihai Vitesco dem Schauplatz seiner reformatorischen Bestrebungen Adieu sagte, saß Feiwisch Grünstock stundenlang über seinen Prozeßakten brütend und rechnete und kalkulirte . . . Frau Chanale saß am offenen Fenster, spielte mit einer Rose, schaute auf die leise raschelnden Bäume und weinte bitterlich.

Digitized by Google

Der Dichter der Frithjofssage.

Zum hundertjährigen Geburtsfest Esaias Tegnérs.

Von Max Vogler.

„Um Berg und Thal weit soll es hallen
Von Schwedens männlichem Gesang."
Tegnér.

Gedenkfeiern — mögen sie wie immer geartet sein, — welche die Nachwelt hervorragenden Geistern widmet, pflegen in den Menschen, welche sich überhaupt über Verhältnisse und Dinge Rechenschaft zu geben gewohnt sind, Gedanken und Empfindungen nach zweierlei Richtungen hin wachzurufen. Leider muß es, wie diese „beste aller Welten" nun einmal eingerichtet ist, fast immer zuerst die Erwägung sein, daß die Nachlebenden durch ihre Ehrenbeweise dem Gefeierten eine Entschädigung zu bieten suchen für das, was sie ihm, als sein Fuß noch auf der Erde stand, schuldig geblieben: welche begeisterten Worte, welche Berge von Lorbeeren, welch' herrliches Denkmal, welche stille, pietätvolle Andacht, welch' brausender Jubel, würdet Ihr nur dem Lebenden den kleinsten Theil Eurer Begeisterung geschenkt haben, wie viel äußere und innere Drangsal hättet Ihr ihm erspart, um wie viel leichter hättet Ihr ihm des Daseins Bürde gemacht! Aber Ihr habt ihn im Verborgenen ringen und kämpfen, die beste Kraft seines Lebens verbrauchen lassen in fortwährenden Widerstand gegen die niedrigsten Sorgen des gemeinen Lebens, ihr habt den leuchtenden Demant seines erhabenen Geistes nicht aufzuheben gewußt aus dem Schutte des Mittelmäßigen, oder ihr habt ihn nicht aufheben wollen, bis der Tod ihm gab, was er lang verdient und der Riesenbaum seines Ruhms aufwuchs aus seinem Grabe! Diesem traurigen Bewußtsein stellt sich dann naturgemäß das Gefühl freudigster Genugthuung an die Seite, daß der Verherrlichte trotz aller Noth und Pein, trotz aller Hindernisse, die ihm das grausam harte Leben bereitet, sein Ziel nicht aus dem Auge verloren und seinen Weg dazu zu finden gewußt hat, ein echter Götternsproß, ungebeugt und unentwegt geschritten ist, wo Ihr jetzt seine verklärte Gestalt in leuchtender Glorie schaut — „auf der Menschheit Höhen!"

Der Lebensgang Esaias Tegnérs, dessen hundertsten Geburtstag das schwedische Volk und mit ihm die ganze civilisirte Welt am 13. November dieses Jahres weihevoll begeht, bietet, rein äußerlich betrachtet, verhältnißmäßig wenig Anlaß zu Betrachtungen dieser Art. Sein dichterisches Schaffen hatte raschen Erfolg, und sein äußeres Leben ver-

Digitized by Google

lief in ziemlich geordneten Bahnen; desto reicher aber war sein Dasein an innerem Kampf.

Im Hause eines Landpredigers im Dorfe Millesnik stand seine Wiege. Vierzehn Jahre alt, verlor er durch den Tod seinen Vater, der Tegnérs Mutter in ziemlich ärmlichen Verhältnissen hinterließ, und es war daher ein Glück für ihn, daß sich ein Freund des Heimgegangenen, Steuerbeamter in der an landschaftlichen Schönheiten reichen Provinz Wermland, liebevoll seiner annahm. Die herrliche Natur der letzteren wirkte auf sein früh erwachtes poetisches Talent überaus anregend; schon sein, später leider verloren gegangenes, Erstlingsgedicht „Atle" zeigte seine großen dichterischen Fähigkeiten und eine Behandlung seiner Muttersprache, wie sie bis dahin kaum vorgekommen. Für seine Ausbildung war ein weiterer vortheilhafter Umstand, daß er in der Familie des Kapitäns Lövenhjolm auf dem Gute Malmahaus Aufnahme fand, wo er von seinem älteren Bruder, dem die Erziehung der Söhne des Gutsherrn anvertraut war, unterrichtet wurde, von noch größerer Bedeutung für ihn aber sollte die Zeit seines Aufenthaltes auf dem Gute des Bergraths Myhrmann zu Rämen bei Filipstadt im Gebirge werden, wo sein Bruder darauf eine ähnliche Stellung einnahm und ihn zu weiterem eifrigen Studium anregte. Hier nämlich lernte er in der jüngsten Tochter des Hauses seine spätere Gattin kennen, die das Vorbild seiner Ingeborg wurde. Das glückliche Zusammenleben des Jünglings mit der Erwählten seines Herzens hat im ersten Gesang der „Frithjofssage" seinen poetischen Ausdruck gefunden. Als begeisterter Sänger der Liebe wird Tegnér stets den größten Dichtern aller Zeiten und Nationen beigezählt werden müssen; die ganze „Frithjofssage", die doch im Grunde nur ein hohes „Lied der Liebe" ist, gleich der Sage von Hero und Leander, gleich Shakespeares „Romeo und Julie" und Bernardin de St. Pierres „Paul und Virginie" u. a., liefert dafür den sprechendsten Beweis. Aber auch sonst hat er zur Verherrlichung dieser schönsten Blume des Herzens die wärmsten und reinsten Töne zu finden gewußt:

„O Wunder aller Wunder, Liebe!
Du Athemzug der Seligkeit!
Du frischer Hauch aus schönrer Zeit
Im qualmerfüllten Weltgetriebe!
Du Herz in aller Wesen Brust,
Der Götter und der Menschen Lust!
Ein Tropfen sucht im Meer den andern
Und die Gestirne, die dort wandern,
Sie schlingen nur im weiten Kranz
Den Brautreihn um der Sonne Glanz.
Du lebst noch in des Menschen Herzen
Ein Abendroth, getrübt von Schmerzen,
Der schöner'n, ach! der bessern Zeit —"

heißt es in einem seiner Gedichte, das er „Liebe" überschrieben hat.

Im Herbst 1799 bezog Tegnér die Universität Lund, wo er hauptsächlich theologische, daneben aber auch mathematische und philosophische Studien mit solchem Erfolge trieb, daß er nach bestandenem Kandidaten-Examen, im Jahre 1802 unter dreißig jungen Magistern, die nach schwedischer Sitte im Dome zu Lund mit dem Lorbeer gekrönt wurden, als Neunzehnjähriger den Ehrenplatz einnahm. Schon während seiner Stu-

Digitized by Google

dienzeit hatte er zwei lateinische Abhandlungen über den griechischen Dichter Anakreon und die Aesopische Fabel veröffentlicht und dadurch jenen Reichthum an Kenntnissen gezeigt, der ihm, nachdem er sich zuvor kurze Zeit, mit dem Geschichtsschreiber Geijer eng befreundet, zu Stockholm aufgehalten und nachher als Dozent der Aesthetik in Lund gewirkt, im Jahre 1812 eine Berufung als Professor des Griechischen an die Universität letztgenannter Stadt eintrug, in deren Nähe er zugleich das Amt eines Predigers versah. Im Jahre 1818 wurde er Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften, der sogenannten „Achtzehn", und 1824 Bischof von Wexiö, in welcher Stellung er sich namentlich große Verdienste um das Unterrichtswesen und wohlverdientes Ansehen als Redner erwarb. Sein Gemüths- und Geistesleben war während dieser Zeit wiederholten Veränderungen unterworfen; doch zeigte er sich früher ernst, verschlossen, unzugänglich, von der Zeit an, da sich seine äußere Lebensstellung mehr und mehr befestigte, im ganzen lebhaft, offen und gesellschaftlich. Nichtsdestoweniger verfiel er im Jahre 1840 noch einmal in zeitweilige Geistesstörung, von der er jedoch in der Irrenanstalt Schleswig Heilung fand. Sein Tod erfolgte am 2. November 1846 zu Wexiö.

Die dichterische Thätigkeit Esaias Tegnérs war in zweierlei Hinsicht von der allergrößten Bedeutung: einmal für Schweden und dann für die gesammte Weltliteratur. Abgesehen von dem rein poetischen Werth seiner Schöpfungen überhaupt nämlich, sind dieselben vor allem auch nach der Seite hin zu würdigen, daß Esaias Tegnér im Verein mit Geijer und Afzelius durch dieselben jene Richtung in der schwedischen Literatur eröffnete, die im Volksthum und in der altnationalen Heldensage ihre gesunde Grundlage suchte. Die Anhänger dieser Richtung nannten sich die „Gothische Schule", und ihr Organ war die berühmte, von 1810 bis 1845 in Stockholm erschienene Zeitschrift „Iduna", in welcher auch zuerst ein Theil des schwedischen Originals der „Frithjofssage" veröffentlicht wurde.

Dieser Charakter der Tegnérschen Poesie trat schon an seinem 1811 erschienenen Gedichte „Svea" („Schweden") hervor, für welches der Dichter den großen Ehrenpreis der schwedischen Akademie erhielt; gleicherweise in dem folgenden, 1814 veröffentlichten „Nore", in welchem er die Vereinigung der skandinavischen Reiche prophetisch verkündete. Diesen Gedichten folgte im Jahre 1820 das schöne Idyll „Die Nachtmahlskinder" und ein Jahr später die berühmte Romanze „Axel", die mit dem sein dichterisches Schaffen so treffend kennzeichnenden Ausruf: „Die alte Zeit ist mir so werth!" beginnt. Dazwischen veröffentlichte er eine Fülle lyrischer Gedichte, die seine Begabung vor allem nach dieser Seite hin in das rechte Licht setzten. Seinen Weltruhm aber begründete sein großes, zum ersten Mal vollständig im Jahre 1825 erschienenes Gedicht „Frithjof", in welchem er, seinem eigenen Geständniß nach, „ein poetisches Gemälde von dem altnordischen Wikingerleben" geben wollte.

Der Schauplatz dieses wundervollen Romanzen-Cyklus — denn vierundzwanzig einzelne Gesänge in verschiedenen, von dem Dichter mit sehr feinem poetischen Gefühl gewählten Versarten bilden das Gedicht, in welchem Tegnér eine im Norden sehr bekannte altisländische Sage

Digitized by Google

behandelt, schildert Gottfried von Leinburg, der sich um die Kenntniß des Gedichts in Deutschland die hauptsächlichsten Verdienste erworben hat, so:

„Im Kirchspiel von Bergen in Norwegen hat sich das Meer ein tiefes Bett ins feste Land gespült und dadurch den seiner herrlichen Gestade wegen so berühmten, buchtenreichen Meerbusen von Sogn gebildet. Zu beiden Seiten dieses Meerbusens (Fjords) lag das kleine Reich des Königs Bele. An seinem Nordwestgestade erhebt sich ein steiler Felsvorsprung; an dieser Stelle stand der Tempel des Balder (Lichtgott). Auf einem anderen Felsvorsprung, gerade gegenüber, lag nach dem allgemeinen Volksglauben Framnäs, die Wohnung des reichen, freien Bauern Thorsson Wikingssohn, des greisen Freundes des Königs Bele und selbst sagenberühmten Vaters des Frithjof. Auf einsamer Bergeshöhe nächst Framnäs steht denn auch, immer umrauscht und weithin sichtbar, der hohe Granitblock, der durch die Frithjofssage zu neuem und ewigem Glanz und Ruhm gelangt ist (Frithjofs Bautastein, Grabstein). Wenden wir uns von Sogn, dem Reich des Königs Bele, weiter nach Morgen zu hinab, so finden wir das ehemalige Reich jenes greisen Königspatriarchen der Sogn, das noch jetzt seinen Namen verewigende schöne Land Hringerike, das wir wie eine Halbinsel zwischen Buchten vor uns ausgedehnt liegen sehen. Den „Kranz von Inseln", von dem im achten Gesange des Gedichts die Rede, und deren eine der Schauplatz der Kraft und Schönheit sprudelnden Romanze „Frithjof bei Angantyr" ist, bilden die Seehunds (Orkney) Inseln."

Der Inhalt von Tegnérs Meisterwerk ist, in gedrängtester Wiedergabe, folgender:

In Hildings, ihres Pflegers Hut, wachsen Frithjof, der rasche, kühne, und die lilienschlanke, rosengleiche Ingeborg auf. Jener ist der Sohn des freien Bauern Thorsson, diese die Tochter des Königs Bele, der außer ihr noch zwei Söhne, den harten, finstern Helge und den sanfteren Halfdan, besitzt, denen er sein Reich hinterläßt, als er mit Thorsten, seinem alten Waffenbruder, gemeinsam zu sterben beschließt. Vor seinem Tode ermahnt er seine Söhne, mit Frithjof, der ebenfalls das Erbe seines Vaters antritt, Frieden und Freundschaft zu halten wie die Väter. Aber zwischen Helge zumal und Frithjof bestehen unversöhnliche Gegensätze, die zum offenen Bruch zwischen beiden führen, als der letztere bei Beles Erben um Ingeborg wirbt.

„Dem Bauernsohn geb ich die Schwester nicht.
Nicht Deines Gleichen
Soll Wallhalls Erbin die Rechte reichen",

ist Helges hochmüthige, höhnische Antwort. Bald darauf wirbt der wackere, aber alte König Hring um die berückend schöne und eben deshalb weit berühmte Jungfrau, wird aber ebenfalls, weil der starrgläubige Helge den Willen der Götter so zu verstehen meint, abgewiesen; um die Schwester vor gewaltsamem Raub zu schützen, bewahrt der letztere Ingeborg in Balders Tempel. In heiß verlangender Liebe irrt Frithjof in der Nähe des Tempels am Strande, aber wenn die Nacht herniedersinkt, genießt er der Wonnen höchste in ihrem Arm; der siebente Gesang, in welchem die nächtliche Zusammenkunft der Liebenden geschildert

Digitized by Google

wird, ist von einem Zauber der Sprache, von einer Beredsamkeit der Schilderung, wie sie eben nur einem Dichter ersten Ranges zu Gebote stehen können. Das gleiche gilt in fast noch erhöhtem Maße vom folgenden Gesange, der Frithjofs Abschied von Ingeborg zum Gegenstande hat. Die letztere verschmäht es, mit dem Geliebten zu fliehen, sie will seiner Thatenlust kein frühes Grab bereiten durch ein süßes, seliges Liebesleben in „schöner Inseleinsamkeit" des fernen Südens, nicht „stehlen ihres Freundes Ruhm dem Leid der Skalden", wie sie sich sehr schön ausdrückt; nach langen, vergeblichen Versuchen, sie zu überreden, beschließt er, gemäß Helges Spruch, der ihn verurtheilt, weil er durch seine nächtlichen Besuche bei Ingeborg das Heiligthum Balders entehrt — zu dem gefürchteten Angartyr zu fahren, um von ihm den seit Beles Tode ausgebliebenen Tribut einzufordern. Ist er so der Buße ledig, so will er nach der Rückkehr die Geliebte begehren — „von Helge nicht, von Nordlands ganzem Volk: das ist Dein Hochzeitsvater. Königstochter!"

Nach gefahrvoller Meerfahrt kommt Frithjof zu Angartyr, der ihn wegen seiner Tapferkeit so lieb gewinnt, daß er ihm zwar nicht den geforderten Zins, aber als „Willkommensgabe" eine reiche Goldspende giebt. Voller Hoffnung fährt Frithjof heim, aber er findet sein Besitzthum durch Helge verwüstet, und Ingeborg? — sie ist des greisen Königs Hring, der mit seinen Streitscharen ins Land gebrochen und Helge in die Flucht geschlagen, Weib geworden, auf des Bruders Befehl. Ihr letztes Wort, bevor sie von der Heimat Abschied nahm, war ein Gruß an Frithjof, den sie ihm durch Hilding entbieten läßt, und —

„Schmerz und Leiden ist Liebespflicht,
Allvater richtet, ich klage nicht!"

Frithjof, aufs äußerste entrüstet, schleudert Helge in Balders Tempel Angartyrs Gold ins Gesicht und verursacht, ohne es zu wollen, den Brand des letzteren, infolge dessen er als Landesflüchtiger wieder seine Heimat verläßt und „im Sturm durch die Oede des Meeres" als Wikinger schweifend, Abenteuer sucht, bis ihn die Sehnsucht nach Ingeborg übermannt und er zu König Hring fährt. Es verlangt ihn, die Holde nur noch einmal zu sehen; als ein „unbekannter Greis" tritt er in des Königs Saal, läßt aber auf Hrings Wunsch die Maske fallen, „da steht statt eines Greises ein Jüngling, morgenhell" — und bleibt bei Skaldensang und Gelag den Winter hindurch als Gast bei Hring. Dieser erkennt ihn und prüft seine Treue, indem er ihm Gelegenheit giebt, ihn, während er schläft, zu tödten. Frithjof aber widersteht der Versuchung, was ihm dieser dadurch lohnt, daß er ihn bittet, als „sein Sohn wie bisher im Königshaus zu gasten", — bald werde er ja zu Grabe steigen: „Nimm das Reich denn hin, o Jüngling, nimm die Königin, sie ist Dein!" Aber der Edle erwiedert, er sei nicht gekommen, ihm sein Weib zu rauben, schon weile er zu lange, er, auf dessen Haupt der Fluch Gott Balders ruhe:

„Sturm und Wogen will ich hören, Sturmgebrüll und Wetterschlag,
Wenn der Sturmnacht Schrecken rasen, ist's in Frithjofs Herzen Tag.
Schwertgeklirr und Pfeilehagel! Wenn der Seeschlacht Lärm erdröhnt,
Hei, dann fall ich und dann wall ich nach Walhalla hin versöhnt!"

Aber König Hring, der seinen Tod nahe fühlt, will ihn nicht ziehen lassen, sondern stirbt muthig den Speertod, indem er sich nach altnordi-

Digitized by Google

scher, rauher Sitte die Adern mit dem Speere ritzt und sterbend Ingeborgs Rechte in die Frithjofs legt. Der letztere aber verschmäht nichtsdestoweniger die Herrschaft über Hrings Reich, sondern sichert dieselbe dem jungen Sohne des Königs, kehrt nach der Heimat zurück und baut, nachdem ihm am Grabe seines Vaters ein wundersames Gesicht geworden, das ihm den Thron des Lichtgotts und ein Abbild des neuen Tempels zeigte, dem Gotte ein neues schönres Haus, versöhnt sich mit Halfdan — Helge hat inzwischen in einem Kampfe mit den Finnen seinen Tod gefunden, der Hohepriester Balders löst den auf ihm ruhenden Bannfluch —

„Und wie der Bann gelöst, trat plötzlich Ingeborg,
Im Brautschmuck prangend, Hermelinummantelt, ein,
Gefolgt von einer Schar von Frauen, gleichwie der Mond
Gefolgt von Sternen wandelt seine blaue Bahn,
Mit Thränenglanz im schönen Auge, warf sie sich.
Ans Herz des Bruders, doch der führte stillgerührt
In Frithjofs treuen Arm der theuren Schwester Bild.
Und selig am Altar des Gottes reichte sie
Die Hand dem Freund der Kindheit, dem Geliebten hin.

Kein Wunder, daß diese in ihrer Art klassische Dichtung, die dem „genialen Tegnér" auch das uneingeschränkte Lob „Altmeister Goethes" eintrug, in kürzester Zeit der Stolz und die Freude ganz Schwedens war: bereits im Jahre 1827 durfte man mit Recht sagen, „daß es daselbst beinahe kein Haus mehr gebe, das nicht neben der Bibel und dem Gesangbuch auch ein Exemplar der Frithjofssage besäße." Heute ist dieselbe fast in alle Sprachen Europas übersetzt, zum Theil in ein und dieselbe Sprache wiederholt, ins Deutsche circa zwanzig mal.

Die Verehrung, welche das schwedische Volk seinem größten und nationalsten Dichter zollt, wird bei der bevorstehenden Gedenkfeier zu beredtem Ausdruck gelangen, bisher schon hat es ihm seine Dankbarkeit auch äußerlich zu bezeigen gesucht. Dem ihm im Jahre 1853 zu Lund, wo seine von der Stadt angekaufte ehemalige Wohnung restaurirt wurde und gezeigt wird, errichteten schönen Denkmal folgte in seinem Geburtsort ein zweites mit folgender knappen, aber treffenden Inschrift, mit der wir unsere Skizze abschließen wollen: „Hier seine Wiege, in Wexiö sein Grab, im Gesange sein Gedächtniß!" —

Digitized by Google

Ein Mord im Dunkeln.

(Fortsetzung.)

Die Verhandlungen nahmen endlich ihren Anfang. Das Auditorium war zahlreich, was Herrn Scharff Vergnügen machte, denn der Unbekannte würde nicht zögern, sich unter eine solche Menschenmenge zu mischen. Der erste Tag wurde dem Zeugenverhör gewidmet. Um die Wahrheit zu sagen, wußte von der Hauptsache niemand etwas. Aber alle sagten Gutes über die Antecedentien Edmunds und die Harmonie aus, die zwischen ihm und seiner Frau zu bestehen schien. Auch der Bericht des Herrn Scharff, der die Erlaubniß bekommen hatte, nicht zu erscheinen, wurde gelesen. Dieser Bericht oder vielmehr dieses kurz und bündige Protokoll, das unter dem lebhaften und klaren Eindruck des Verbrechens geschrieben war, brachte einen Schauer in dem Saal hervor. Es entschied nichts und es hatte auch nichts zu entscheiden, aber es neigte zur Unschuld Edmunds. Während die Aufmerksamkeit auf die Zeugen gerichtet war, prüfte Herr Scharff in der dunkelsten Ecke stehend die Anwesenden. Seine Augen schweiften von einer Physiognomie zur andern, ohne jedoch in denselben etwas zu finden, das ihm den Weg zeigen könnte. Eine indessen bemerkte er, die, etwas intelligenter, gesammelter, in gewisser Art in sich selbst zurückgezogen, ihn anzog. So gleichgiltig die Maske auch war, schien eine klug zurückgehaltene innere Leidenschaft sie doch zu durchblitzen. Aber es war nicht viel gewonnen mit solcher Spur und Herr Scharff irrte sich vielleicht. Der Mann, den er beobachtete, war ungefähr fünfzig Jahre alt, hatte einen mehr dünnhaarigen als kahlen Kopf; seine Augen waren unter einer Brille verborgen, seine Nase war lang, seine Lippen schmal und seine Gesichtsfarbe aschfarben, obgleich stellenweise rothfleckig. Ein großer Mantel, der seine Hände verbarg, bedeckte ihn ganz. Seine Hände verriethen ihn. Herr Scharff war in seinem erbarmungslosen Examen von dem Gesicht auf die Körperverhältnisse übergegangen. Er bemerkte, daß die Hände auf dem Knie ruhten und daß sie sich von Zeit zu Zeit zusammenzogen und das Tuch des Mantels knitterten und das besonders, wenn ein Murmeln der Sympathie für Edmund die Aussagen der Zeugen aufnahm. Herr Scharff glaubte sich endlich auf der Spur, welche er suchte, und zitterte vor Freude.

Er ließ den Unbekannten nicht mehr aus den Augen.

Als die Sitzung beendet war, sah er diesen Mann langsam hinausgehen, sich verschiedenen Gruppen nähern und horchen, was sie sprachen, aber selbst nichts sagen.

Herr Scharff beging nicht die Unklugheit, ihm selbst zu folgen. Er übergab diesen Auftrag einem seiner besten Agenten, dessen Rückkehr er mit Ungeduld erwartete. Dieser kam nach Verlauf einer Stunde. Der

Digitized by Google

Mann, den er überwacht hatte, bewohnte in der Vorstadt das Erdgeschoß eines Hauses, das ihm gehörte und einen kleinen Garten hatte, dessen Thür in eine benachbarte, fast verödete Straße führte. Er hieß Mardefeld und war ein ehemaliger Advokat.

Am andern Tage stellte sich Scharff mit allen Manieren eines im Ruhestand befindlichen Kaufmanns in dem Gerichtssaal neben Mardefeld. Das Zeugenverhör wurde fortgesetzt. Aber Herr Mardefeld bekundete auch nicht ein Zeichen von Aufregung. Vielleicht hatte er überlegt, daß die geringste Aeußerung eine Gefahr für ihn werden könne, oder er war abgestumpft für diesen Theil der Verhandlungen, dessen Wichtigkeit im ganzen nur sehr nebensächlich war. Die Reihe kam jetzt an den Arzt, der Edmund behandelt hatte und die tiefste Stille trat ein. Der Arzt erzählte mit großer Einfachheit, aber mit der ganzen Autorität des Mannes der Wissenschaft, in welchem Zustand er den Angeklagten gefunden hatte, welchen Beweis er an ihm erprobt, das Resultat dieses Beweises und erklärte, daß seiner Meinung nach Edmund nicht der Schuldige sei. Hierauf folgte eine allgemeine Bewegung und das Verhör wurde einige Augenblicke unterbrochen. Man plauderte auf allen Seiten leise mit Lebhaftigkeit. Herr Scharff, der Herrn Mardefeld an seiner linken Seite hatte, wechselte mit seinem Nachbar zur rechten einige Worte. Dieser Mann, der durch das immer größer werdende Interesse an der Sache aus seiner Lethargie erweckt wurde, war ein warmer Anhänger Edmunds. Herr Scharff that, als wenn er ihm widerspräche und zeigte ihm, was in den Erklärungen des Doktors mangelhaft gefunden werden konnte. Der Nachbar schlug ihn mit Energie. Mardefeld, den die Stimmung des Publikums infolge der kurzen und verständigen Versicherungen des Arztes außer sich gebracht zu haben schien, neigte sich auf die Seite der Streitenden und fing begierig die Worte Herrn Scharffs auf. Dieser, anscheinend aufs äußerste gebracht, wendete sich plötzlich an ihn. „Nicht wahr, mein Herr, was ich da behaupte, ist wahrscheinlich?"

„Gewiß", antwortete Herr Mardefeld in einer augenblicklichen Verwirrung.

Aber sich sogleich besinnend, schien er den Kommissarius mit einem ungewöhnlichem Mißtrauen zu betrachten. Herr Scharff zeigte ihm aber ein so ehrliches Gesicht, was das gewöhnliche Wohlwollen seiner Züge ihm leicht machte und so ruhige und friedliche Mienen, daß Herr Mardefeld sich wieder beruhigte, während der Kommissarius sich innerlich sagte: „Ah, jetzt bin ich endlich Deiner sicher!" Indessen hielt er es nicht für gerathen, das Gespräch fortzusetzen und wie das Glöckchen des Präsidenten erschallte, machte er sogar einigemal leise Pst! mit einer kleinen Handbewegung, welche sein ungemeines Verlangen kund geben sollte, nicht in dem gestört zu werden, was er jetzt hören würde.

Für den dritten Tag wurde der Strafantrag, die Vertheidigung und der Urtheilsspruch aufgespart. Herr Scharff hütete sich wohl, zu früh zu erscheinen und setzte sich so, daß er sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Diese Vorsicht war nicht umsonst, denn Herr Mardefeld, als wenn er seinen Nachbar von gestern suchte, warf mehrmals unruhige Blicke um sich her. Der Antrag ward sehr geschickt gestellt. Er setzte die Aussagen der Zeugen leicht bei Seite, welche nur die guten Antece-

Digitized by Google

dentien Edmunds feststellten. Die Berichte des Kommissarius und des Arztes waren viel wichtiger, aber welche Bedeutung ihnen auch ein wohlwollender Geist beilegen mochte, so blieb doch nicht weniger wahr, daß sie zur Entlastung keinen jener überzeugenden und wesentlichen Beweise herbeiführten, die das Gericht zu fordern die gebieterische Pflicht hat. Es blieb unangetastet und schuldbelastend die Thatsache übrig, daß jene Frau an der Seite ihres Gatten, der im Augenblick des Verbrechens nicht erwacht war, der auch nicht die kleinste Verletzung erhalten hatte, ermordet gefunden worden ist. Nur des Morgens um sechs Uhr, drei Stunden ungefähr nach dem Ereigniß, wie sich aus Röders Geständnissen selbst ergab, war er sich dem Polizeikommissarius zu überliefern gekommen, ihm angebend, er habe in einem Anfall von Nachtwandeln gehandelt. Ein Kommissarius, der, kaum aus dem Bett gesprungen, durch eine solche Visite überrascht wird, konnte leicht getäuscht werden. Die Wissenschaft, die gar zu oft durch Theorien und Hypothesen voreingenommen ist, zeigte sich schonend und gelind; aber welcher unparteiische und kaltblütige Mensch konnte solcher Fabel Glauben schenken? Warum übrigens diese drei Stunden des Wartens und des Ueberlegens? Bleibt der wirklich Unschuldige in einer solchen Unthätigkeit? Ruft er nicht sogleich Hilfe herbei? Bedarf sein Auge nicht des Lichtes und sein Ohr des Geräusches? Giebt man nur den moralischen Schlüssen Gehör, so war Röder ein vollendeter Bösewicht, welcher mit Muße seine Schandthat berechnet hatte. Und um wie viel augenscheinlicher war seine Schuld, wenn man an die Stunde, den Ort, die Einsamkeit, selbst das Werkzeug des Verbrechens dachte, die gegen ihn zeugten. Der königliche Staatsanwalt verlangt gegen den Angeklagten die ganze Strenge des Gesetzes.

Edmunds Advokat führte die Vertheidigung seines Klienten mit lebhafter Entrüstung. Er stützte sich auf die guten Antecedentien des Angeklagten. Man schreitet nicht in einer Stunde von der Tugend zum Verbrechen. Er schlug nacheinander, so gut er konnte, die Argumente des Anklageaktes nieder. Er war gezwungen, anzuerkennen, daß kein wirklicher und handgreiflicher Gegenbeweis Edmund zu Hilfe kam, aber er appellirte in dieser geheimnißvollen Angelegenheit an das innere Mitgefühl, welches seit Eröffnung der Verhandlungen alle Herzen ergriffen hatte, an jenes unumschränkte und ernste Billigkeitsgefühl, welches verlangt, daß der Richter freispreche, wenn er den leisesten Zweifel an der Schuld des Angeklagten habe.

Als man Edmund fragte, ob er zu seiner Vertheidigung nichts hinzuzufügen habe, erhob er sich und rief, die rechte Hand erhebend, feuchten aber glänzenden Auges mit lauter Stimme: „Ich schwöre, daß ich die volle Wahrheit gesagt und daß ich nicht das Verbrechen begangen habe, dessen man mich anklagt."

In diesem Augenblick sah Scharff Herrn Mardefeld an. Er war sehr bleich und trocknete seine mit Schweiß bedeckte Stirn. Der Gerichtshof zog sich zurück, um zu überlegen und nach einer halben Stunde wieder eintretend, lautete sein Urtheil auf Nichtschuldig.

„Mein Herr", sagte alsdann der Präsident zu Edmund, „Sie kehren in die menschliche Gesellschaft zurück, nachdem Sie eine schreckliche Prüfung bestanden haben. Obgleich die sonderbarsten Umstände sich

Digitized by Google

vereinigen, um Sie zu belasten, haben Ihre Richter an Ihre Verzweiflung in den ersten Stunden, an die Ehrlichkeit Ihres Blickes, an die Aufrichtigkeit Ihres Ausdrucks geglaubt. Die Wahrheit läßt sich nicht lange erörtern, sie drängt sich auf und bezwingt die Ueberzeugung. Sie ist nach unserer Meinung in Ihrem Betragen, in Ihren Worten, auf Ihrer Stirn in unabweisbarer und rührender Art zum Ausdruck gekommen. Beweinen Sie in Frieden, umgeben von der Achtung und der Theilnahme Aller für das Unglück, das Sie getroffen hat, die Frau, die Sie verloren haben! Was den wirklichen Mörder anbetrifft, so wird ihn, wo er sich auch verbergen mag, früh oder spät der Finger Gottes dem menschlichen Richter bezeichnen." Die Ansprache des Präsidenten kam willkommen. Selbst nach dem Verdikt erleichterte diese erst die Herzen von dem letzten Rest der Beklemmung. Ein Mensch kämpft nie vor den Richtern für sein Leben, er wird nie heftig angegriffen oder vertheidigt, ohne daß ein wenig von seiner Ehre und seiner Tugend auf diesem traurigen Schlachtfeld zurückbleibt. Ein unwiderstehlicher Drang zog alle Studenten zu ihrem ehemaligen Kameraden, den sie im Triumph und fast ohnmächtig aus dem Saal in die frische Luft zur Freiheit, zu den wieder aufblühenden Freuden des Lebens zurückführten.

Was die anderen Anwesenden betrifft, so beeilten sie sich, da es spät geworden war, nach Hause zu gehen. Herr Mardefeld, aschfarben, hatte Edmund mit wilden, verstörten Blicken verfolgt. Er war aufgestanden, wankte wie ein Trunkener und hielt seinen Mantel mit zitternden Händen zusammen. Sich beim Hinausgehen umwendend, erblickte er drei Schritte von sich Scharff, der ihn ruhig betrachtete. Er schlug die Augen nieder, zitterte und grüßte in der Verwirrung den Kommissarius. Dieser lächelte und erwiederte seinen Gruß mit Höflichkeit.

III.

Herr Scharff war gewiß sehr glücklich über die Freisprechung Edmunds; aber er war auch zu gleicher Zeit entzückt über den Erfolg, der seine scharfsinnigen Muthmaßungen gekrönt hatte. Es war in der That eingetroffen, daß Theresens Mörder eher alt als jung, ein zurückgewiesener Bewerber war, der bis dahin an eine sitzende Lebensart und Stubenarbeit gewöhnt, dann plötzlich durch eine sinnliche Leidenschaft aufgeregt und durch die Gewohnheiten seines Geistes und seines Temperaments zur Erfindung der kaltblütigsten und raffinirtesten Rache geneigt war. Denn die Neugier jedes Schuldigen, sein Verbrechen betreffend, ausbeutend, hatte er berechnet, daß dieser Mensch sich nach kurzem Aufschub zeigen würde. Und siehe da, in den Sitzungen des Gerichtssaales hat sich ihm dieser Mardefeld dargeboten, ein ehemaliger Rechtsanwalt in dem Alter und mit der Physiognomie, wie er denselben gedacht, auffallend aufmerksam auf die Verhandlungen, hin und wieder durch jene Schauer des Körpers und der Seele geschüttelt, die der mächtigste Wille nicht unterdrücken kann und tief verwirrt bei der oberflächlichsten Beobachtung, deren Gegenstand er war. War nun dieser Mensch der Mörder?

Scharff zweifelte nicht daran, indessen hat er ihn doch nicht ver-

Digitized by Google

haften lassen. Seine Vermuthungen sind keine Beweise und die Polizei muß sich so viel als möglich hüten, sich zu irren. Die Verhaftung Herrn Mardefelds hätte ein Skandal, eine Gefahr, schlimmer noch eine Sache ohne Nutzen sein können. Er hätte geleugnet und hätte nicht überführt werden können. Es war keine Spur von seiner Gegenwart in Edmunds Hotel vorhanden und bei der Lage des Hauses, das er bewohnte, hatte er sogar in der Verbrechensnacht ungesehen ausgehen und wieder heimkehren können. Zwei Mal jedoch, in der ersten Freude über seine Entdeckung, als er Herrn Mardefeld bemerkte, und später, als Edmund durch den Antrag des königlichen Staatsanwaltes halb für schuldig erklärt wurde, war Herr Scharff im Begriff zu handeln gewesen. Wenn die Verurtheilung Edmunds ausgesprochen worden wäre, hätte er sich Mardefeld während der Sitzung versichert. Glücklicherweise war alles zum Guten ausgeschlagen und Herr Scharff war Optimist.

Hatte er diese erste Partie gewonnen, sah er eine zweite viel ernstere voraus, die nach demselben Verfahren fortgesetzt werden mußte, denn sie hatte gleichfalls die scharfe Beobachtung des menschlichen Herzens und die logische Entwickelung der Gefühle, die es erschüttern, zur Basis. Er mußte den Schuldigen in eine Sackgasse locken und ihn zwingen, sich selbst zu überliefern.

Herr Mardefeld, welcher Art sein Geheimniß auch sein mochte, war in einer unbeschreiblichen Aufregung nach Hause zurückgekehrt. Dessenungeachtet hatte er sich gezwungen, das Mittagessen zu berühren, das seine alte Haushälterin, sein einziger dienstbarer Geist, ihm angerichtet hatte. Nach dem Mahl schloß er sich in sein Arbeitszimmer ein, dessen Thür zu gleicher Erde nach dem Garten führte. Dann ging er bei dem Licht einer einzigen Kerze kreuz und quer auf und nieder, die Hände ringend, dumpfe Schreie ausstoßend und gegen die Wände rennend. Sein Gesicht leuchtete abwechselnd in den Farben des Hasses und der ohnmächtigen Verzweiflung. Minutenlang ließ er sich auf einen Fauteuil nieder und blieb dumpf und niedergeschlagen sitzen. Wenn Herr Scharff ihn in solchen Augenblicken gesehen hätte, würde er sich ohne Zweifel gesagt haben, daß dieser Mensch allen Muth verloren habe und Edmund wie eine ihm entschlüpfte Beute betrachtete. Beobachtete man jedoch Herrn Mardefeld genauer, so würde man gesagt haben, daß er über einem zweiten Verbrechen brüte. Er erhob sich ungestüm, ging wieder auf und ab und blieb dann plötzlich, müde dieser unnützen Wuth, dieser fruchtlosen Klagen mitten im Gang stehen und ging, den Kopf in beiden Händen, sich mit den Ellenbogen auf den Marmor des Kamins zu stützen. Aber dieses stillschweigende, durch heftige Erschütterungen unterbrochene und vielleicht ganz mit Visionen erfüllte Nachdenken führte zu keinem Ziel. Er endete dasselbe mit einem erstickten Schrei und die Fäuste erhob, als wenn er aus Wuth den Himmel herausgefordert hätte. Was seinen Anblick vielleicht noch schreckenerregender machte, war, daß sich zu seinen moralischen Qualen ein physisches, fast scheußliches Leiden gesellte. Auf seinem Gesicht waren plötzlich erschienene bräunlichfarbene Hitzblattern und seine Augen unterliefen mit Blut. Die Adern seiner Stirn waren zum Zerspringen angeschwollen. Es war nicht daran zu zweifeln, daß der Körper ebenso wie die Seele unter

Digitized by Google

einem unerwarteten Schlag rang. Alles in diesem Menschen bot das Bild einer zurückgedrängten Eifersucht, die mit um so größerer Wuth wieder erwachte, als sie sich in ihren Racheträumen getäuscht sah. Eine neue Idee kam ihm plötzlich, eine von einer ganz anderen Beschaffenheit. Er horchte und öffnete schnell die Thür zum Garten, den er nach allen Richtungen durcheilte. Seine Züge hatten sich zertheilt; zweifelsohne erinnerte er sich an jemand, dessen Gegenwart er fürchtete. Herr Mardefeld hatte Angst. Wenn Herr Scharff in diesem Augenblick dagewesen wäre, hätte er ihn wie am Schluß der Sitzung mit seiner ruhigen und kalten Miene angelächelt. Herr Mardefeld athmete endlich wieder auf, näherte sich dem Spiegel und wahrscheinlich über die Veränderung in seinen Zügen entsetzt, tauchte er seinen Kopf in eine Waschschüssel voll Wasser. Alsdann betrachtete er sich wieder, studirte seine Züge, fing an mit einem gemäßigten Schritt auf und abzugehen und stieß einen Seufzer wie der Erleichterung aus. Er gehörte sich also noch selbst an und niemand hatte ihn in seiner letzten Zerrüttung gesehen.

Sicherlich sollte ohne Zweifel niemand etwas von seiner geheimen Aufregung ahnen. Auch legte Herr Mardefeld sich zu Bett, obgleich es ihm unmöglich war, zu schlafen und fing am nächsten Tage seine gewöhnliche Lebensweise wieder an. Diese war sehr einfach. Herr Scharff ließ dieselbe durch den geschickten Agenten, den er schon einmal gebraucht hatte, belauschen und wurde schnell benachrichtigt.

Herr Mardefeld ging nur Nachmittags aus, um die Börse zu besuchen und kehrte auf der Promenade umherspazierend nach Hause zurück. Des Abends begab er sich gewöhnlich in ein Café, las dort die Zeitungen und plauderte mit einigen Bekannten. Er hatte keine Geliebte und empfing nur Geschäftsleute bei sich. In seinem Viertel sagte man nichts Bemerkenswerthes über ihn, Gutes als Schlechtes, denn er bezahlte seine Bedürfnisse pünktlich. Herr Scharff war froh, ihn nicht haben verhaften zu lassen. Indem er dem Agenten die Sorge überließ, das äußere Leben Herrn Mardefelds zu überwachen, hatte er sich das viel schwierigere Amt zurückbehalten, seine Physiognomie zu erspähen.

Deshalb legte er sich jeden Abend gegen fünf Uhr in einem Café in der A . . . . straße in den Hinterhalt, an der Herr Mardefeld, dessen Wanderungsplan unabänderlich war, immer vorüberging. Herr Scharff, der leise den Vorhang entfernte, hatte nur Zeit, einen Blick auf seinen Gegner zu werfen, aber einem so geübten Physiognomisten, wie er, genügte dieser Blick. Herr Mardefeld schien ihm zuerst von einer großen moralischen Niedergeschlagenheit beherrscht.

Seine Züge waren schlaff und hängend, sein Blick abgespannt, seine Mundwinkel schmerzlich zusammengezogen. Nach Verlauf von einigen Tagen trat bei ihm allmählich eine sehr wesentliche Veränderung ein. Sein Fleisch wurde wieder fester, sein Mund richtete sich wieder auf, das Auge anscheinend zerstreut, verschleierte sich unter den Lidern und die Stirn zog sich in Falten. — „Ah", sagte sich Herr Scharff, „die Periode der Muthlosigkeit ist vorüber und er fängt an, Pläne zu schmieden. Nun wohl, ich werde ihm einen Theil des Weges ersparen."

Seit dem Tage nach seiner Freisprechung war Edmund nach seinem Städtchen zurückgekehrt, wo man ihn auf das Vortrefflichste empfangen hatte. Unter der Aufsicht seines Vorgängers und von dem

Digitized by Google

Bureauvorsteher geleitet, war sein Bureau im besten Wohlergehen. Er übernahm sogleich die Führung seiner Geschäfte und obgleich er noch immer seine Frau beweinte, erholte er sich von Tag zu Tag mehr von der schrecklichen Erschütterung, die er bestanden hatte.

Mittlerweile erhielt er von Herrn Scharff einen Brief, der ihn sofort nach B. rief. Der Kommissarius, der eine Verzögerung von Seiten Edmunds befürchtete und seiner bedurfte, fügte hinzu, um ihn eher zu bestimmen, daß ihn eine Gefahr bedrohe. Der junge Mann reiste ab und begab sich zu Herrn Scharff, der ohne Einleitung zu ihm sagte: „Mein lieber Herr Röder, wollen Sie Ihre Frau rächen?"

Diese einfachen Worte warfen Edmund gewaltsam wieder in den Strom der finsteren Ideen zurück, aus dem er sich beinahe gerettet hatte. Er konnte ein Zittern nicht zurückhalten; aber er war ein braver und muthiger junger Mann. „Ja, gewiß", antwortete er.

„Uebrigens", erwiederte der Kommissarius, „handelt es sich um Sie wenigstens eben so gut, wie um Ihre Frau."

„Wie das?"

„Sie werden es sehen", sagte Scharff mit seiner etwas spöttischen Ruhe.

„Was soll ich thun?"

„Für den Augenblick wenig. Gehen Sie alle Tage an die Börse und spielen Sie dort."

„Womit?"

„Mit nichts. Kaufen Sie heute sichere Werthpapiere, verkaufen Sie sie morgen, kaufen Sie sie übermorgen wieder. Wenn Sie dabei Geld gewinnen, um so besser. Verscheuchen Sie jede Bangigkeit und jede Traurigkeit. Es kommt darauf an, daß Sie wie ein vom Leben entzückter Mensch aussehen."

Denselben Tag noch ging Edmund an die Börse und Herr Scharff begab sich auf seinen Beobachtungsposten. Als Mardefeld vorüberging, lag auf seinem Gesicht ein tiefes Erstaunen. Am andern Tage hatte dieses Erstaunen einer wilden aber unbestimmten Freude Platz gemacht. Der Agent Scharffs benachrichtigte ihn zu gleicher Zeit, daß Mardefeld am Ausgang der Börse Edmund mit den Augen gefolgt sei, bis er ihn aus dem Gesicht verloren. „Mein lieber Freund", sagte Scharff zu Edmund, der bei ihm gewohnt hatte und noch von allem nichts ahnte, „morgen nach der Börse wird Ihnen mein Agent mit lauter Stimme vorschlagen, abends mit ihm in das W. Theater zu gehen. Nehmen Sie das Anerbieten an."

Am nächsten Tage gingen der Agent und Edmund in das Theater. Als das Schauspiel beendet war, begaben sie sich auf den Weg, um zu Herrn Scharff zurückzukehren.

Als sie an der großen Brücke angekommen waren, bemerkte Edmund, daß ihnen ein Mann in ziemlich großer Entfernung folgte. Der Agent gab ihm den Rath, es anscheinend nicht zu bemerken. Als sie in eine der Hauptstraßen eintraten, blieb der Mann stehen, machte einige Schritte rückwärts und kehrte dann auf dem Wege über die Promenade wieder um.

Herr Scharff fand Edmand etwas bleich aussehend: „Ah!" sagte er zu ihm, „Sie fangen an zu begreifen."

Digitized by Google

„Ja, der Mörder meiner Frau beschäftigt sich mit mir."

„Aber wir", antwortete Herr Scharff, „wir beschäftigen uns auch mit ihm."

Und in der That, der Kommissarius dachte an nichts weiter, als an Herrn Mardefeld. In dem flüchtigen Augenblicke, wo es ihm gestattet war, ihn zu sehen, deutete er die kleinste Veränderung in seinen Zügen und strengte sich an, aus dem wechselnden und verwickelten Ausdruck seines Gesichtes die innere Arbeit des Gedankens zu errathen. Diese Mischung von Unschlüssigkeit und wilder Freude, die er am vorigen Tage an ihm bemerkt, hatte ihn stutzig gemacht. Es war nicht schwer, diesem Manne Gewaltpläne gegen Edmund beizulegen; aber bis wohin würden seine zaghaften Gewohnheiten und sein arglistiger Charakter es ihm gestatten, sie zu verfolgen? Herr Scharff glaubte aus leisen Merkmalen in diesem aufgeregten Gesicht zu entziffern, daß das so natürliche und immer wachsende Verlangen nach dem Morde einen Menschen mit Herrn Mardefelds Temperament über die Grenzen der Klugheit hinaus fortreißen würde. Das Fieber und seine blutigen Phantasien konnten lauter sprechen als die Vernunft und die Ueberlegung, und der Geist, sich allmählich verdunkelnd, würde vollständig dahin gelangen, mit einer thierischen Trunkenheit nur den Einflüsterungen der Sinne zu gehorchen.

So beginnt die Monomanie des Verbrechens.

Herr Scharff war brennend neugierig, zu wissen, ob er sich nicht täuschte. Schon sah er Herrn Mardefeld so handeln, wie er vorausgesehen hatte. Er sagte sich, daß er den Beweis kühn vervollständigen müsse und den Geisteszustand des Mörders berechnend, gedachte er, den krankhaften Reiz, den die Erinnerung und die Oertlichkeiten auf ihn ausüben würden, auszubeuten.

Deshalb ging er auch am nächsten Tage frühmorgens in Edmunds Zimmer und ihm gerade ins Gesicht schauend, fragte er ihn: „Haben Sie Muth?"

„Allerdings", sagte Edmund erstaunt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Sein letztes Glück.

Novellette von **Hellmuth Mielke.**

I.

San Pietro ist ein kleines Fischerdorf, im Toskanischen gelegen, nördlich von Livorno. Die Küste beginnt hier ihren steilen Charakter zu verlieren, da die Ausläufer des etruskischen Apennin sich mehr nach Osten wenden und so eine schmale Küstenniederung frei läßt, die weiter südlich der Arno mit seinem befruchtenden Gewässer durchströmt. San Pietro selbst ist ein elendes Nest, wie alle italienischen Dörfer, die vor den nordischen nur die Vorzüge ihrer landschaftlichen Schönheit besitzen. In seinem Rücken erhebt sich im bläulichen Schimmer der Kamm des Gebirges und vor seinem Strand rollt ein tiefblaues Meer und spritzt seine Wasser um einige kühn aus der Tiefe ragende Felsen.

Es ist ein heißer Tag im Hochsommer. Der Wind schläft auf dem blitzenden Meeresspiegel, in dem Dorfe hat sich die Einwohnerschaft in ihre Hütten zurückgezogen, so daß die Gegend wie ausgestorben scheint. Die Sonne brennt auf den niedrigen Holzdächern und brütet auf einem Haufen fauliger Fische, die man achtlos an den Strand geworfen, Miasmen aus.

Ein Peitschenknall! Von dem Gebirgsweg her rasselt eine Posttutsche an dem Marienbild vorüber, das kaum hundert Schritte von dem Dorfe entfernt steht, bei seinem Anblick hat der braune Bursche auf dem Bock die Peitsche geschwungen und etwas in den schwarzen, krausen Bart gebrummt, wer weiß, ob es ein Paternoster oder ein Fluch gewesen.

Vor einem breiten, niedrigen Häuschen hält das Gefährt. Ueber der Thür prangt, aus Holz geschnitten, eine kleine, plumpe Heiligenfigur, in der einen Hand hält sie einen großen Schlüssel, in der andern einen hölzernen Becher. Jedes Kind in dem Villaggio weiß, daß es der heilige Pietro sein soll, der hier freundlich zum Trinken in der Bettola (Dorfschenke) einladet. Ebenso ist jedermann bekannt, daß der fromme Heilige nicht nur in seinem Gesichtsausdruck, sondern auch in den Umrissen seiner Gestalt die unverkennbarste Aehnlichkeit mit dem Bettoliere, dem ehrsamen Bartolomeo zeigt, der seinem Schutzpatron zu dessen himmlischen Pförtnerpflichten auch dieses irdische Thürhüteramt aufgebürdet hat.

Bartolomeo ist endlich aus seiner Spelunke hervorgekrochen und hat die Thür des Postwagens aufgerissen. Mit kriechender Höflichkeit erkundigt er sich nach den Wünschen der Insassen. Wie erstaunt ist er aber, als ein Mann aus dem Innern springt, ihn beiseite stößt und dann mit beiden Händen in den Wagen greift, um eine andere Person wie ein

Digitized by Google

Kind aus demselben herauszuheben. Während der Zeit hat der Postillon vom Hintertheil des Gespanns ein eigenthümliches, kleines Fuhrwerk losgeschnallt, das Bartolomeo mit offenem Munde anstiert. Es ist ein Fahrstuhl. So etwas hat der gute Wirth noch nie gesehen, und doch war er schon zehn Meilen über den Kreis des Dorfes hinausgekommen.

Der erste der beiden Ankömmlinge hat, während der Wagen von dannen jagt, den anderen in den Stuhl gesetzt und deutet auf die Thür der Schenke. Bartolomeo versteht, er kratzt sich hinter den Ohren und geht voran, die Thür zu öffnen. Fremde, die sich in San Pietro aufhalten wollen! Er strengt vergebens seinen Kopf an, um herauszubringen, welchem Heiligen eigentlich dieser merkwürdige Tag gehöre.

Der Fahrstuhl ist in die Gaststube gerollt. Es ist ein bleiches, welkes, Gesicht, das dem zusammengesunkenen Leib des Kranken gehört. Kein Ausdruck liegt in den matten, halbgebrochenen Augen, die unverwandt auf einen Punkt starren, tiefe Falten ziehen sich über die Stirn hin, und als der breite Hut zur Erde fällt, zeigt sich üppiges, aber dunkelgraues Haar, vielleicht die Asche, welche die Zeit auf das Haupt eines Sünders gestreut hat, vielleicht auch das Kennzeichen des unglücklichen Dulders.

Der andere greift in die Tasche und Bartolomeo hört ein Goldstück auf den Tisch klingen. Gegen Wein, Gold und den Pfaffen ist seine arme Seele nicht gefeit. Mit demüthiger Stimme spricht er von einem Stübchen, das den Signori zur Verfügung stände, doch müßten sie kein fürstlich Gemach erwarten, er sei nur der arme Bartolomeo und lebe in San Pietro und nicht in dem großen Firenza. Dann ruft er sein Weib herbei, das aus einer Nebenkammer stürzt und mit dem Zungenschwall übermäßiger italienischer Höflichkeit den Signori das Gemach zeigt, in welchem sie logiren könnten. Es ist die eigene Wohnstube des guten Bartolomeo und sie sieht nichts weniger als freundlich aus. Aber der Kranke scheint damit zufrieden, leise nickt er mit dem Kopf, um darauf müde die Augen zu schließen.

Der andere winkt und Bartolomeo und sein Weib ziehen sich aus dem Zimmer zurück. Der brave Bettoliere macht ein vergnügtes Gesicht, er stellt sich an den Schenktisch und sucht sein inneres Wohlbehagen noch durch ein paar Gläser sauren Landweins zu erhöhen.

„Per Dio, un gentiluomo eccellente!“ murmelte er vor sich hin. Und dann beginnt er, an den Fingern den Verdienst zu berechnen, welchen der heilige Pietro ihm an den beiden Fremden gewähren werde.

II.

Bartolomeo trank mit seinen Gästen, einigen Fischern, die am Abend hinaus auf das Meer fahren wollten, als der Begleiter des kranken Signore in der Thür des Zimmers erschien und ihm bedeutete, hereinzukommen. Wie er hereintrat, öffnete der Kranke die Augen, er schien geschlummert zu haben.

„Ihr habt viele Gäste?“ fragte der andere.

Bartolomeo schwankte, ob er lügen sollte. Wenn er nur wüßte,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das letzte Treiben.

Digitized by Google

Digitized by Google

in welchem Sinne die Frage gestellt sei! Er verzog seinen Mund zu einem breiten Grinsen:

„Die Heiligen segnen mich! Nicht viel, Signore, nicht viel. Arme Fischer!"

„Einerlei! Mein Freund ist krank. Hier in diesem Hause können wir nicht bleiben. Er bedarf der Ruhe und Stille."

Der gute Bettoliere erschrak, seine ganze Zukunftsrechnung hatte der Satan ihm da durchgestrichen.

„Wohnt nicht in dem Villaggio hier eine Wittwe oder sonst ein unverheiratetes weibliches Wesen, das uns bei sich aufnehmen könnte und bei dem der Signore hier seine Pflege hätte!"

Bartolomeo ging in Gedanken die Reihe seiner Verwandten durch, aber er gönnte es keinem und machte daher mit Hand und Kopf eine verneinende Geberde.

„Eine Wittwe? Nein, Signore. In ganz Pietro giebt es keine Wittwe. Alles wieder verheiratet, Signore. Und die Jungen! O, Signore, das ist nichts. Das sind alles hübsche, schlanke Mädchen, von denen jede ihren Giovanotto hat, die haben wenig Lust, sich mit einem alten Kranken abzugeben."

Und er lachte in seiner dumm herzigen Weise vor sich hin, bis es ihm einfiel, daß er am Ende etwas sehr wenig Angebrachtes gesagt hätte, und er verlegen mit der Hand in sein krauses Haar fuhr. Die beiden achteten nicht darauf.

„Man erzählte uns von einem jungen Mädchen, das ganz allein wohne", fuhr der Fremde scheinbar gleichmüthig fort. „Wie hieß es doch noch? Ich glaube, Maria Camozzi. Ist es nicht so?"

Der biedere Wirth schien ganz erschrocken.

„Maria Camozzi, la fanciulla di Maria. O nein, Signore. Das werdet Ihr nicht thun. Per amor di Dio, thut es nicht."

„Was heißt das? la fanciulla di Maria? Und was habt Ihr denn gegen das Mädchen?"

„Es ist ein nichtsnütziges Ding, Signore, und sie wohnt in einem Teufelshaus."

„Warum nennt Ihr sie la fanciulla di Maria?"

Bartolomeo machte ein verschmitztes Gesicht und grinste in seiner Weise.

„Lange Geschichte das, Signore. Hübsche Mädchen hier in San Pietro, wie ich auch sagte. Aber hinter den hübschen Mädchen ist der Diavolo. Da war die Giuseppa Camozzi, Signore —"

„Giuseppa!"

Wie ein Seufzer war der Name plötzlich durch das Zimmer gegangen. Erstaunt blickte Bartolomeo den Kranken an. Der aber hatte die Augen wieder geschlossen und schien in tiefes Sinnen versunken zu sein.

„Die Giuseppa, Signore, das war ein Mädel, wie sie in ganz Toskanien nicht schöner wachsen. Doch, Signore, was gehts Euch an?"

„Erzählt mir, was wars mit der Giuseppa?"

„Ein frommes Kind wars, Signore, das seinem Padre nie eine Sünde zu beichten hatte. Und schön war sie — la bella santa! Ich war damals noch ein junger Bursche, per Dio, Signore, ich war in sie

Digitized by Google

verschossen, daß ich für einen Blick ihrer Augen mein Herzblut hätte hingeben können. Ich habe mich um ihretwillen fast mit allen Burschen im Villaggio geprügelt. Sie war nicht arm, ihr Vater hatte die beste Casa im ganzen Villaggio, aber trotzdem nicht stolz, sie war eben ganz anders wie andere Mädel. Sie hielt sich still allein und tanzte selten und wenn sie tanzte, Signore, es war, als ob ein Engel über den Rasen schwebte. Der Padre Antonio war ihr bester Freund, ich glaub, er wollte sie zur Nonne machen und sie schien es auch werden zu wollen. Sie hatte an uns Burschen kein Gefallen. Nachher aber, als es Ernst werden sollte, hat sie ihm die Zähne gezeigt und gelacht. Da war sie auf einmal ganz anders. Und wie kams? Wie 's immer kommt, Signore, durch einen Streich des Teufels. Eines Tages ist bei uns in Pietro ein Segelboot gelandet mit einigen verrückten Engländern oder Deutschen, was weiß ich? Sie sind von Genua aus über das Meer gesegelt und wollten nach Livorno, wurden aber durch einen Sturm hierher verschlagen. Sie haben sich dann einige Zeit hier aufgehalten, ich glaube, es waren Maler dabei, denn ein paar von ihnen habe ich nachher droben auf den Bergen wiedergefunden, wie sie auf ihrer Leinwand herumklexten. Der eine aber blieb im Dorfe zurück, Signore; das war das Unglück für die arme Giuseppa. Mit einem Male war sie wie umgeändert. Sonst grüßte und lachte sie doch noch, wenn wir grüßten, nun aber sah sie uns nicht mehr an. Auch der Padre Antonio hat sich sehr über sie beklagt, daß sie nicht mehr zu ihm in die Beichte ginge. Sie beichtete dafür dem schönen Deutschen. Denn ein kräftiger Kerl wars, Signore, ein schöner Mann, daß ihm noch andere, als die Giuseppa gut sein konnten. Natürlich hat es denn auch an Hetzereien unter uns Burschen nicht gefehlt und eines schönen Tages warf er ihrer drei ins Wasser, die sich mit dem Messer auf ihn stürzten, um ihm die Lust an der schönen Heiligen zu nehmen. Dabei aber hat er etwas abbekommen, Signore, einen Messerstich von der Tiefe. Sie trugen ihn halbtodt in Giuseppas Casa und sie pflegte ihn trotz der Einsprache ihres Vaters, dem sie sonst willfährig war wie ein steuerloses Boot den Wellen. Was noch alles geschehen, weiß kein Mensch, genug, der Deutsche ward gesund. Eines Morgens habe ich ihn am Strande gesehen und bei ihm die Giuseppa, sie hielten sich umschlungen und küßten sich. „Meinetwegen", sagte ich wüthend zu mir selbst, „der Teufel steckt ja doch dahinter." Und bald nachher sollte es sich auch zeigen. Als ich wieder vorüberging nach einer Stunde, stand die schöne Giuseppa noch am Strande und schaute in die Ferne, wo ein einziges, weißes Segel leuchtete, und dann warf sie sich plötzlich in den Sand und weinte und schrie wie eine Rasende. Pah, es kam noch besser. Der Padre Antonio suchte sie wieder an sich zu locken, aber es war vorbei, sie hatte es mit den Heiligen gründlich verdorben. Sie ist nie mehr mit den andern in die Kapelle gegangen. Draußen vor dem Madonnenbilde hat sie frühmorgens und spätabends auf ihren Knieen geweint und gebetet. Was halfs? Man merkte ihr schon an, was kommen mußte. Eines Tages haben sie ein Kind gefunden, in ein paar Tücher gehüllt, so lag es vor dem Marienbild und unsere heilige Mutter schaute gar verwundert auf das arme, schreiende Würmlein. Um den Hals trugs ein Kreuz, das gehörte der Giuseppa. So hat mans denn dem Alten in die Casa gebracht, der hat geflucht und geschimpft bei allen

Digitized by Google

Heiligen und sein Leben verschworen. Aber was halfs? Es war nun einmal da, das kleine Würmchen, la fanciulla di Maria."

„Und Giuseppa?" fragte der Fremde, da Bartolomeo hier eine Pause machte, um Athem zu schöpfen und sich über den Eindruck zu vergewissern, den seine Erzählungskunst auf die Zuhörer gemacht.

„Pah, nachher ist etwas vom Meer ans Land getrieben, es war eine Leiche, Signore, und kein Mensch hat gezweifelt, daß es Giuseppa war."

Der andere hatte sich schnell über den Kranken gebeugt, aber auf dem müden Gesicht zeigte sich nichts, nur ein leiser, pfeifender Athem zog durch den Raum.

„Sie haben sie eingescharrt, Signore, aber der Padre hat ihr nicht den letzten Segen geben wollen. Es war schade um das Mädel! In ganz Toskana war keine so hübsch."

„Und das Kind!"

„Das ist eine saubere Dirne geworden. Der Alte hat es natürlich aufnehmen müssen und der Padre Antonio hat es getauft auf den Namen Maria, weil die Mutter es der Madonna geweiht hat, und weil man von seinem Vater nie etwas mehr zu sehen oder zu hören bekommen, so trägt es den Namen seiner Mutter: Camozzi. Es ist zwar ein Gotteskind, aber man merkt doch, daß der Teufel sein Vater war. Die Mutter war fromm und still, dies aber ist ein wildes, katzenböses Ding, das nie etwas von dem Padre und den Heiligen hat wissen wollen. Sie hat mit ihren Streichen das ganze Villaggio oft in Schrecken gesetzt. Weiß nicht, wer daran schuld ist! Vielleicht die Leute, die sie immer damit aufgezogen haben, daß sie ihren Vater nicht kenne und daß ihre Mutter ins Wasser gegangen sei."

„Und jetzt."

„Jetzt lebt sie in ihrer Casa. Ihr Großvater, der Alte, ist schon längst todt. Da haust sie nun mit einem alten Weib zusammen, per Dio, Signore, einer vecchia maligua, mit der sie Freundschaft geschlossen."

„Und wovon ernährt sie sich?"

„Sie fischt, Signore. Und sie hat Glück, la fanciulla di Maria. Die Leute sagen, die alte Hexe sei daran schuld, daß sie immer die größten Fische fange, und deshalb hielte sie es nur mit ihr."

Hier machte der Kranke einige heftige Bewegungen mit der einen Hand und sprach einige Worte in einer fremden Sprache, die Bartolomeo nicht verstand.

„Cospetto di Bacco!" dachte er bei sich. „Gewiß auch ein paar dieser verrückten Tedeschi." Aber er hütete sich, seine Gedanken laut zu äußern.

„So meint Ihr, daß wir bei ihr wohnen können?"

„Glaubs nicht, Signore, sie ist zu störrisch. Sie verkehrt mit niemand von uns, am allerwenigsten mit einem Fremden."

„Wir können es versuchen."

Bartolomeo zuckte die Achseln.

„Ich will es!" sagte der Kranke leise und bestimmt. Seine Augen zeigten dabei einen feuchten Glanz, es waren wunderschöne, blaue Augen,

Digitized by Google

wie der gute Bettoliere jetzt zu seiner Verwunderung bemerkte, nur daß die Hand des Todes schon auf ihnen zu ruhen schien.

„A mio riguardo!“ rief Bartolomeo, halb ärgerlich, halb gutmüthig, da er einsah, daß sein Gegenreden vergeblich, „wenn die Signori durchaus wollen, aber per Dio, es ist eine Casa del Diavolo. Es wird der Signori leid thun. Doch — ich werde die Signori hinführen.“

III.

„Holla, Maria Camozzi, öffnet!“

Aber vergebens pochte der biedere Wirth an die Thür der Hütte, niemand kam — da stieß er mit dem Fuß gegen sie und sie ging auf.

„Entschuldigt, Signori, ich werde erst zusehen, ob sie in der Casa ist.“

Mit diesen Worten verschwand Bartolomeo hinter der Thür, während der Kranke und sein Begleiter draußen blieben. —

Abend war es geworden, die Sonne ging hinter den Bergen unter. Auf den Höhen brannten zuckende Feuer und ihre Flammen schlugen über auf das weiße Gewölk, das von Westen her der Nacht voranzog. Auf dem Meere hob sich ein frischer Wind und ging über die Wogen, und das Auge des Kranken sah, wie es über den Strand schweifte, das blaue Gewässer in leichtem Schaum sich drehen und kräuseln.

Von dort her, wo am Horizont in einem feinen, weißen Schleier Himmel und Meer in einander verschwammen, war er einst gekommen, sein Glück zu finden. Wo war es geblieben? Es war mit dem Liebsten, was er einst besessen, ins Meer gesunken.

Wie so frisch der Wind seine heiße Stirn umspielte! Was summte und raunte sein kühler Athem ihm ins Ohr? Was schien die Woge zu rauschen, die dort drüben auf- und niederging und deren Schall sein Geist wirklich deutlich vernahm? Waren es nicht dieselben Lieder brausender Lebenslust und seligen Genusses, mit denen sie einst vor Jahren sein Herz erfüllt hatten? Mahnten ihn nicht die zitternden Wolkenrosen des Himmels mit ihrem sanften Purpur, das alte Märchen noch einmal zu träumen — das Märchen vom Glück? . . .

Wie hast Du Dich verändert, Du greises Menschenherz! Wir blühen nach wie vor in strahlender Schönheit und in seligem Glück und Dein Leib und Deine Seele sind elend zusammengesunken. Wir tragen in uns wie einst und wie in aller Zeit den süßen Frieden und Du hast ihn verloren. In qualvollen Nächten hast Du nach ihm gerungen, wenn kein Schlaf Dich trösten wollte. Willst Du ihn nicht wiederfinden, ist Deine Bestimmung nicht wie die unsere das ewige Glück? Auf, werde, was wir sind! Wirf Deine Gedanken und Sorgen in das rollende Meer der Ewigkeit und bette Dich in den zeitlosen Schoß, in dem wir ruhen und jubeln in wechselnder Wonne, ohne ein Heut, ein Morgen zu kennen!

Selig, selig ist die Welt — alle ihre Tiefen und Höhen umkreist der Strom der ewigen Liebe!

Nur das Menschenherz kennt die Verdammniß, denn es ist böse von seiner Geburt an. —

Die Schuld, die Schuld! Sie rang seinen Geist nieder, der sich über die Qualen des Körpers erhoben hatte.

Digitized by Google

Bartolomeo war aus der Hütte getreten und schnitt ein possierliches ärgerliches Gesicht.

„Maladetto, Signori, sie ist nicht in der Casa. Sie fischt. Nur das alte Weib sitzt drinnen. Die Heiligen beschützen die Signori vor der! Sie hat mich behext!"

„So wollen wir warten! sagte der Kranke sanft.

„Wer kann da warten! Wer weiß, wann sie heimkehrt? Die Abendluft ist zu scharf für Euch, Signore."

„Wir warten drinnen!"

Per amor di Dio!" rief Bartolomeo erschrocken. „Bei der Alten drinnen! Signore, ich beschwöre Euch bei Eurem Seelenheil —"

„Ihr könnt ja gehen!"

Bartolomeo machte scheinbar Umstände, aber er war schließlich ganz froh, daß der Fremde ihm sehr scharf befahl, sie allein zu lassen. Mochte dann die Hexe drinnen den Tedeschi anthun, was sie wollte — pah, es waren gewiß Ketzer, also auch nicht viel besser als die Alte selbst. Vergnügt schwenkte er seinen schmierigen Filzhut zum Abschiede und trottete nach seiner Battola zurück.

Der andere hatte die Thür der Hütte geöffnet und schob den Fahrstuhl mit dem Kranken hinein. Sie gelangten zunächst in eine Art Flur, zu dessen Rechten sich eine halb geöffnete Thür zeigte, die sie in ein kleines, zweifenstriges Gemach führte. Bei dem Geräusch ihres Eintritts sprang eine seltsame Gestalt aus einer Ecke, wo sie auf einem Haufen von Kräutern gekauert hatte, vom Boden auf und begann, eine entsetzliche Flut von Schimpfwörtern auf die Eindringlinge loszulassen. Es war ein spindeldürres Weib, fast in Lumpen gekleidet, von so abschreckender Häßlichkeit, daß der Kranke bei ihrem ersten Anblick vor Grauen die Augen schloß. Sein Begleiter kannte bereits das Mittel, solche Megären zu zähmen. Als die Alte ein Goldstück über den Fußboden rollen sah, verwandelten sich ihre Flüche in ebenso viele Segenswünsche und sofort warf sie sich der Länge nach hin, um nach dem kostbaren Schatz zu suchen. Die beiden Fremden kümmerten sich nicht weiter um sie. Still saß sie darauf wieder in ihrer Ecke und schaute, allerlei vor sich hinmurmelnd, auf das Goldstück, das sie fest zwischen ihren schmutzigen Fingern hielt; nur verstohlen blinzelte sie bisweilen zu dem Kranken hinüber. Er hatte zu sehr das Aussehen eines Todten.

Das war das Zimmer, in dem er einst blutüberströmt gelegen. Es war fast nichts darin geändert. An der Wand hing noch das hölzerne Kruzifix mit dem Madonnenbilde darüber, vor denen sie oft und für sein Leben zu ihrem Gott gefleht hatte. Durch das Fenster fiel der rothe, brennende Abendschein auf die Dornenkrone des Erlösers. Was starrte er darauf?

Sie war um ihn, um seinetwillen gestorben. Seine Schuld und ihre Schmach hatten sie in das Wasser getrieben. Wie dort auf einmal die rothen Farbenflecke glühten in den Dornen des Heilandsbildes — Blut schien es, zuckendes Blut — angstvoll wandte er den Blick zu dem Madonnenbilde —

O sancta Maria, ora, ora pro nobis! —

Von der Kapelle drüben vom Berge her klang gedämpft der Abendsegen — leise, zitternde Töne des Friedens, die das Glöckchen über die

Digitized by Google

Küste hinsandte, aber sie drangen nicht in die keuchende Brust des Lebensmüden, der dort im Stuhl saß und kein Glück auf der Welt hatte, nur bange, schwere Lebensschuld.

O Maria, ora pro nobis! —

Das Licht der Abendsonne erlosch, Schatten fielen auf die Heilandsgestalt, in der Ecke kauerte immer noch die Alte und murmelte jetzt lauter ihre einförmigen, unverständlichen Sprüche, die schließlich beruhigend und einschläfernd auf ihn wirkten. Sein Freund stand am Fenster und sah, in Gedanken versunken, auf die Berge hinaus. Er aber neigte still sein Haupt auf die Brust. In dem leichten Dämmer, der sein müdes Auge umfing, erlosch sein qualvolles Leben, Jahre schwanden aus seiner Erinnerung, er war wieder jung und träumte wie einst das süße Märchen vom Glück.

„Giuseppa!" stöhnte er.

Er sah sie vor sich mit dem dunkeln, sanften Auge, das herrliche Kind des Südens. War es Traum oder Wirklichkeit? Sie stand in der Thür, aber sie lächelte nicht so herzlich wie sonst, aus ihrer Hand war das Fischgeräth gefallen, er hörte deutlich einen Aufschrei der Ueberraschung.

„Giuseppa!" flüsterte er noch einmal und versuchte, die matten Arme nach ihr auszustrecken. Doch dann erschrak er selbst. War das Giuseppa?

„Signora", hörte er seinen Freund italienisch sprechen, „entschuldigt, wenn wir in Eure Casa eintraten, da Ihr nicht zu Hause waret."

Aber sie hörte nicht auf diese Worte, sie stürzte auf die Alte zu, die noch immer theilnahmlos am Boden hockte und packte sie bei ihren Lumpen.

„Warum ließest Du diese ein?"

Das Weib kreischte erschrocken auf.

„Bist Du endlich da, mia bella? Den Heiligen sei Dank! die da", sie wies mit ihrem knöchernen Finger auf die beiden Eindringlinge.

„Warum ließest Du sie ein?"

„Mia bella, ich that es nicht. Bei der heiligen Maria, sie sind hereingekommen, was weiß ich woher. Aber sie haben Gold, Püppchen, sieh" — und dabei ließ sie das Goldstück vor den Blicken der jungen Fischerin funkeln, während ihre schwarzen Augen in freudiger Habsucht nicht minder glänzten. „Gold, mia bella, mit dem sich die arme Ifotta einen guten Tag machen kann."

„Pfui über Dich!" sagte Maria. Ihr Gesicht glühte vor Entrüstung.

„Verzeiht, Signora, die Alte trifft keine Schuld", begann der Freund des Kranken wieder, „wir kommen zu Euch in der ehrlichsten Absicht und was mehr sagen will — als Bittende."

„Als Bittende!" Maria lachte auf. Das klang so schneidend und höhnisch, daß der Kranke es bis in sein elendes Mark fühlte. Es lag eine Welt von Verachtung darin. Was mußte dieser junge Geist alles erfahren haben, daß er eine einfache Bitte nicht mehr verstehen wollte!

„So sprecht denn, Signore. Doch legt Euch keinen Zwang auf und bittet nicht. Die Heiligen bittet und die Leute in Villaggio. Ich habe mit beiden nicht viel zu schaffen. Ihr wißt wohl nicht, daß ich das Kind der Maria bin?"

Digitized by Google

„Signora", sagte der andere wieder, und er bemühte sich, seine Stimme so weich wie möglich klingen zu lassen. „Wir kennen Eure Geschichte. Man hat sie uns erzählt. Glaubt nicht, daß wir deshalb geringer von Euch denken."

„Danke, Signore!" unterbrach sie ihn. „Ich bin auch denen draußen dankbar, daß sie so freundlich waren, Euch von mir zu erzählen."

„Ich sehe, daß Ihr über Euch selbst spottet. Das macht wenig geneigt, fremden Worten Vertrauen zu schenken. Hört mich, Signora, ich bitte Euch. Seht dort meinen Freund, er ist ein schwerkranker Mann. Die Aerzte haben ihm gerathen, hier in Pietro den Rest des Sommers zu verbringen. Er bittet Euch durch mich, ihm in Eurem Hause Obdach und Pflege zu gewähren. Er wird es Euch Dank wissen, Signora, mehr als Ihr denkt. Und vielleicht habt Ihr es auch nöthig."

„Ich brauche kein Gold, ich will kein Gold. Geht, Signori, verlaßt mich!"

„Signora — mein Freund ist todtkrank."

„So mag er zu Bartolomeo gehen oder zu sonst wem? Ich halte keine Herberge."

„Den wüsten Lärm einer Kneipe soll er ertragen? Und wo könnte er sonst die richtige Pflege genießen außer unter den Händen eines Wesens, das wie ein Engel für ihn wacht. Und da seid Ihr, Signora, im Dorfe die einzige, die ihn hüten kann."

„Ich bin kein Engel. Ich will nichts mit dem da zu thun haben. Mag er sterben, was kümmert es mich. Auf der Stelle verlaßt mich, Signori!"

Was lag nicht in diesem Ton! Mit ängstlichem Gesicht hatte der Kranke bisher jedem Wort gelauscht, das von ihren Lippen kam. Es war ja die Stimme der Vergangenheit, die zu ihm sprach, nur daß sie düsterer, wilder klang. Es war eine Musik, die ihn berauschte mit ihren alten Zaubertönen, deren Schwingungen seine Seele forttrugen in eine ferne märchenhafte Zeit, um sie dann, wie er schwindelnd und mit Entsetzen bemerkte, in eine grundlose, nächtige Tiefe zu schleudern.

Sein Freund blickte ihn fragend an — er jedoch schüttelte mit dem Kopfe. Auf seinen Lippen lag ein Wort, ein inhaltsschweres Wort, in seiner Brust arbeitete und stöhnte es, aber dies Wort, das alles lösen oder verderben mußte, kam nicht aus seinem Munde.

Noch nicht — noch nicht! —

Er begann zu sprechen, es waren zitternde und abgerissene Worte, kaum vernehmbar und, wie ihm schien, fast ohne Sinn.

„Signora, ich bin todtkrank — ich werde sterben, Signora, noch in diesem Sommer. Mein Arzt und Freund hier, der weiß es. Stoßt mich nicht fort, Signora, laßt mich bleiben. Ich will Euch danken."

Sie schüttelte das trotzige Haupt, aber der verächtliche Zug schwand aus ihrem Angesicht. Dies war die Sprache eines Sterbenden.

„Meine Casa ist kein Sterbehaus, Signore, und meine Nähe thut keinem Sterbenden wohl. Ich bin verhaßt und verabscheut in ganz Pietro. Auf dieser Hütte ruht nicht der Segen der Heiligen, dessen der Kranke bedarf. Geht, Signore, geht."

„Ich kann nicht, Signora, entschuldigt dies Wort. — Was frage ich danach, ob San Pietro Euch haßt oder liebt? Ich bedarf nicht der

Digitized by Google

Heiligen — nur Eurer Nähe, der Nähe eines so jungen, blühenden Wesens. Sie giebt mir Ruhe und Frieden."

Wieder machte sie eine heftig-verneinende Geberde.

„Meine Nähe nicht, Signore, dies Haus nicht. Hier hausen nur ich und jenes Weib" — sie deutete auf die in ihrer Ecke kauernde Alte — „hier wohnen nur die, welche den Haß und die Verachtung der Welt auf sich geladen haben. Ein Kranker darf nicht sterben unter den Händen einer Hexe und eines Hexenkindes. Geht, Signore, es ist besser so für Eure letzte Stunde."

„Signora, wenn Ihr unglücklich seid, gönnt auch mir, dem Unglücklichen eine Stätte in Eurem Hause."

„Ihr seid nicht unglücklich, Signore, Ihr seid nur krank. Krankheit ist kein Unglück und der Tod kein Uebel. Aber auf die Welt gestoßen zu sein, wie ich, ein Kind der Mutter Gottes zu heißen, weil meine Mutter ins Wasser ging und ich meinen Vater nie zu sehen bekam, ein Spott dem Dorfe, ein Dorn sich selbst mit jedem Gedanken, den man denkt, Signore, Ihr wißt nicht, was das heißt, wenn man jung ist. In das Wasser hätte ich mich schon längst gestürzt, wie's meine Mutter gethan, aber die andern würden darüber lachen, Signore, und sich freuen. Und das gönne ich ihnen nicht, das nicht."

So leidenschaftlich war es aus ihrer Brust hervorgestoßen und die Thränen blitzten in ihren rollenden Augen, daß selbst die Alte am Boden gerührt wurde und ihr holdes „Püppchen" zu beruhigen suchte. Aber sie achtete nicht darauf, ebenso wenig wie der Kranke, der von neuem mit seiner zitternden Stimme begann:

„Ihr seid verzweifelt, Signora, ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht. Ich kannte einst Eure Mutter, wie ganz anders —"

„Ihr kanntet meine Mutter!"

Sie war auf ihn zugeeilt, hatte seine Hand ergriffen und sah ihm starr und ängstlich ins Gesicht.

„Ich kannte sie" — sie war so schön wie Ihr, Signora. Doch nicht allein schön, sie war auch fromm und mild wie eine Heilige, wie ein Engel."

„Und wie und wann saht Ihr sie, Signore? o sprecht!"

„Ich sah sie —" seine Stimme ward noch leiser — „mit ihm zusammen."

„Mit wem?" rief sie. Er mußte es wagen, das Wort auszusprechen, vor dem er sich vorhin gescheut hatte.

„Mit Eurem Vater — hier in San Pietro."

„Ihr saht ihn, Ihr kanntet ihn, den Schurken", stieß sie hervor, „denn ein Schurke wars, Signore! Wars nicht ein Schurke? Ein armes Weib mit ihrem Kind im Unglück zu lassen, mir das Leben und ihr den Tod zu geben. Ich hasse ihn, Signore, o, Ihr wißt nicht wie!"

Wie sie seine Hand preßte, wie ihre Augen glühten in dämonischen Flammen! Das war sein Kind!

„Ich war sein Freund, ich habe sie beide oft gesehen hier in Pietro, in diesem Zimmer — und ich weiß, er hat sie aufrichtig geliebt, geliebt wie nie ein Weib nachher."

„Das ist nicht wahr, Signore! Er war ein Schurke! Sagt es selbst, Signore."

Digitized by Google

„Ich weiß es nicht. Er war vielleicht zu schwach. Als er nach Hause ging, hatte er die feste Absicht, Eure Mutter zu seinem Weibe zu machen. Er theilte dies seinem Vater sofort mit. Sein Vater war ein reicher Handelsherr und hatte ganz andere Pläne mit seinem Sohne. Was sollte das italienische Fischermädchen in einem nordischen Kaufmannshaus? Heftige Kämpfe hat es in seiner Familie gegeben — doch als seine Mutter, Signora, die Frau, die ihn geboren, fast auf ihren Knieen unter Thränen ihn bat, den wahnsinnigen Gedanken aufzugeben, der ihn und seine ganze Familie ins Unglück stürzen würde, da gab er nach. Er schrieb an Giuseppa den Scheidebrief. Er hoffte auf die Zukunft, aber die Zukunft brachte ihm nicht den Tag der Freiheit. So ist er alt und gebrechlich geworden, Signora, und ist dann gestorben ohne Familie, ohne Glück noch Stern."

„So ist er todt!"

Wie dies Wort auf sie wirkte! Sie war ins Knie gesunken, ihr Haupt neigte sich auf die Lehne des Fahrstuhls und sie merkte kaum, wie die Hand des Kranken leise ihr Haar streichelte, das glänzende, schwarze Haar, aus dem elektrische Funken zu sprühen und seinen welken Leib zu durchzucken schienen.

„So ist es besser!" rief sie dann wild auffahrend. „Was redet Ihr nur von dem Manne noch! Und wenn seine Mutter ihn auch beschwor, er durfte nicht so handeln — nicht so."

Der Kranke nickte wehmüthig.

„Er durfte nicht. Daß er schwach war, er hat es büßen müssen, ein ganzes qualvolles Leben. Als sein Vater starb, war das Handelsgeschäft, dem er vorstand, dem Bankerott nahe. Er mußte seine ganze Kraft aufbieten, um den Namen seines Hauses zu retten und die letzten Lebenstage seiner Mutter zu sichern. In mühevoller Arbeit gelang es ihm — und bei der Arbeit trat Giuseppas Gestalt zurück. Zehn Jahre waren fast hingegangen und er glaubte nun, ein Glück vom Schicksal fordern zu können. Er lernte ein junges Mädchen kennen, er bildete sich ein, sie zu lieben — seid ruhig, Signora — es kam nicht zur Hochzeit — sie starb bald nach der Verlobung. An ihrem Grabe dachte er wieder an Giuseppa, an Eure Mutter, er wollte sie aufsuchen. Da warf ihn eine schwere Krankheit auf das Lager, monatelang, ein unheilvolles Brustleiden, das er sich durch Ueberarbeitung und Erkältung zugezogen. Als der schöne kräftige Mann wieder aufstand, war er ein siecher Leib, dessen Lebensjahre gezählt waren. Aber das nicht allein. Die Leute hintergingen ihn, da er sich nicht mehr um das Geschäft bekümmern konnte: sie stahlen ihm unter den Händen fort, was er sich mühsam erworben. Er hatte Unglück bei seinen Unternehmungen und wie er eines Morgens seinen elenden Leib vom Lager erhob, theilte man ihm mit, daß er fast ein Bettler sei. Das warf auch seinen Geist nieder, der bisher noch dem Unglück zu trotzen wagte — er empfand den Fluch, den schrecklichen Fluch, den, seinem Ohre unvernehmbar, seine einstige und einzige Geliebte über ihn ausgerufen hatte, die alten Erinnerungen packten ihn mit unwiderstehlicher Macht — doch neben den süßen Gedanken des einzigen Glückes, das er auf der Welt genossen, erhob sich in ihm ein Dämon, der seine Seele geißelte. O Signora, wißt Ihr, was die Reue ist? Was sind Verachtung und Spott der Menge gegen die eigene Selbst-

Digitized by Google

verachtung, gegen die nagende Pein, ein sündiger schuldbeladner Mensch zu sein. Signora, Ihr seid glücklich gegen ihn. In dieser Zeit traf ihn das Votum der Aerzte: Du mußt sterben, nur ein Sommer ist Dir höchstens noch beschieden. Das richtete ihn auf, es gab ihm die Kraft des letzten Entschlusses: zu sühnen, was er verbrochen. Und nun hielt ihn kein Hinderniß mehr. Er wollte nach Italien, nach San Pietro und Giuseppa seinen Namen und ihre Ehre zurückgeben. Bis zu einem Dorfe bei Mailand ist der Todtkranke gekommen, als er von einem Fischer aus San Pietro erfuhr, daß Giuseppa sich ins Meer gestürzt und Euch, Signora, zurückgelassen hätte. Wie diese Kunde auf ihn wirkte, Signora, nur ich habe es empfunden. Und doch lebte noch ein Gedanke in seinem erloschenen Geist — er mußte hin nach San Pietro, seine Seele mußte die Ruhe des Gewissens finden, deren er für den Tod bedurfte, er mußte seinem Kinde geben, was es für die Welt und das Leben bedurfte, nicht Geld noch Gut, sondern Namen und Achtung. Nur eins drohte ihm die Hoffnung und die Zuversicht auf dieses letzte Glück zu nehmen. O Signora, wie würde ihn sein Kind empfangen? Würde es glauben an seine Reue, glauben an seine Liebe, die ihn den Todtkranken den weiten Weg machen ließ vom fernen Meer bis über die Alpen, würde es ihm verzeihen und den letzten Kuß auf seine sterbenden Lippen drücken! Zu seinem Gott hat er gefleht in heißer Todesangst, dies Glück ihm zu gewähren, dies letzte, vielleicht einzige Glück seines Lebens. Und nun —"

Er konnte nicht weiter, die Stimme brach ihm, seine Brust wogte im Krampfe hin und her, und besorgt trat sein Freund auf ihn zu. Aber er schaute nur auf sein Kind, in seinen Augen lag eine flehende, entsetzliche Angst — geisterbleich hatte sich Maria aufgerichtet und starrte ihn an. Dann schrie sie plötzlich laut auf und warf sich auf ihn und umschlang ihn schluchzend mit ihren Armen, inbrünstig und fest, und ihre Lippen küßten heiß und schwer seinen Mund, seine abgezehrten Wangen und dann ruhten sie wieder auf den seinigen so wild und leidenschaftlich, daß er meinte, sein Herz stände still und es käme die Nacht, die lange, düstere Nacht.

„Mein Kind!" flüsterte er.

Ihr Haupt ruhte an seiner Brust und seine Thränen fielen in ihr weiches, aufgelöstes Haar.

Sein letztes Glück! —

Digitized by Google

Vertrahmen zu unseren Bildern.

I. Rose und Röschen.

Die Sonne sinkt, der große Schatten zieht,
Dem Lichte folgend, über Thal und Hügel
Und wie sie vom Balkon hernieder sieht,
Streift sie des Abendwindes sanfter Flügel.

Manch eilender Fuß hält momentan zögernd still, manch bewundernder Blick schweift feurig beredt auf zu dem schönen Mädchenbild, das, von den Strahlen der rothglühenden Sonne mit Glanz übergossen, graziös zwischen den Blumen lehnt.

Noch gilt die schöne Rose von Stahl für ein junges Mädchen und doch schon lagert bereits um ihre Augen und Lippen jener unverkennbare Zug müder Erschlaffung, welcher der völligen Blasirtheit voranzugehen pflegt. Gegenwärtig freilich erscheint dieser fatale Zug zu einem lieblichen Lächeln verklärt, welches hell und freundlich um die feinen Lippen schwebt. Mit lebhaftem Ausdruck späht das stolze Auge hinunter nach der Stelle, von woher frischer Gesang einer jugendlichen Männerstimme ertönt.

Wer erinnerte sich nicht gern der eigenen Jugendzeit! Wen durchzitterte nicht mit süßem Empfinden der Nachklang einst verlebter schöner Stunden?

Der sanft schaukelnde Kahn, welcher dem jungen Alpenburschen zum Sitze dient, der volle Blütenstrauch am waldigen Abhang des Sees — alles so ähnlich mit dem Bilde von damals, da sie, selbst eine frische, kaum erblühte Menschenrose, auf dem bayrischen Alpensee dahin fuhr, ganz allein mit ihrem schmucken Führer. Ein heftiges Verlangen nach den Blüten da unten zwingt die Dame, hinabzusteigen. Erstaunt vernimmt der singende Bursch ihren Wunsch, dann pflückt er tapfer zu, froh des verheißenen Trinkgeldes und innerlich lachend über die närrischen Launen der reichen Leute, die für dergleichen das schöne Geld hingeben. Froher und heller noch als zuvor tönt dann sein Gesang herauf zu der vornehmen Dame, während sie sich mit den Blüten schmückt, dabei der Vergangenheit gedenkend. Ein wehmüthiger Schimmer zuckt in ihrem Auge, leicht seufzt sie auf: „So jetzt wie damals!“

Wie damals, als das blühende Mädchen verlangend aufsah zu den duftenden Alpenrosen.

Rasch pflegt die Jugend sich zu verstehen. Wie der junge Schiffer den sehnsüchtigen Blick erfaßte, schwang er sich schnell und kühn über den Rand des kleinen Fahrzeuges. Behende, mit einer natürlichen, unbewußten Anmuth klettert er mit ein paar kräftigen Sätzen den Hang hinan, rafft schnell ein Sträußchen zusammen und legt es bescheiden, mit einem gewinnenden Lächeln in die Hände der Schönen. Erröthend dankt sie mit süß verwirrtem Blick. Wohin ist in diesem Augenblick die Dame der großen Welt? Ihrer eigenen Verwirrung sich bewußt und hilflos in ihrem Bann, bittet sie um ein Verglied, die Einsamkeit zu beleben. Gefällig, ohne sich lange zu weigern, erfüllt er ihren Wunsch. Ist doch das Bergvolk reich an Liedern, frischen und sehnsuchtsreichen zugleich. Unterdessen umzieht der Abend die Gegend mit immer dichterem Schleier und im Herzen des jungen Fräuleins zittert es süß und bang. Mit verrätherischer Weichheit hängt ihr Blick an dem hübschen Sänger.

„Das thut ihm keiner unserer Herren nach“, denkt sie entzückt und fast erscheint das Treiben der großen Welt dem schwärmerisch erregten Sinn des Edelfräuleins fade und abgeschmackt.

Da plötzlich wird sein Singen zum Wechselsang — vom Uferrand herüber ertönt als Echo eine nicht minder hübsche weibliche Stimme. Der Bursch, wie inspirirt von diesem Klang, wendet sein Gesicht hochergliihend seitwärts. Der jungen Dame entgeht das nicht. „Dein Liebchen, Schiffer?“ flüstert sie halb ungewiß; und

Digitized by Google

wie er als Antwort nur verschämt nickt, zieht sie das Tuch, das ihren Schultern entglitten, plötzlich um sich.

„Sie fröstle in der Nachtluft, sagte sie, sie wolle heim."

Rasch lenkt er, die junge Dame blickt starr in den Strom. Da treibt sein Sträußchen, die schaukelnde Bewegung des Kahnes ließ es ihrer bebenden Hand entfallen, der Führer merkt es nicht, hat es augenscheinlich sehr eilig, hinüber zu kommen. Ohne hinzublicken nimmt er den Lohn entgegen, welchen sie ihm mechanisch reicht.

Eine einzige Rose steckt wie verloren in ihrem Haar, als sie endlich die Gesellschaft erreicht, von welcher sie vorhin heimlich sich entfernt. Viel scherzende Neckerei erregte damals dieser ländliche Schmuck, das Symbol ihres eigenen Namens — Rose — jetzt hingegen pries man entzückt den superben Geschmack des schönen Mädchens, als sie, mit den Dolden des Blütenstrauchs geschmückt, unter den Sommergästen des kleinen Badeorts erschien.

C. Vernon.

II. Das letzte Treiben.

Wem es gegeben ist, so unmittelbar Natur in Kunst zu gestalten und so echt und treu aufzufassen, wie es unser Bild zeigt, dessen Werk bewahrheitet das Goethesche Wort: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben und wo Ihrs packt, da ist es interessant." In diesem Sinne ist die neue Schöpfung des Malers Ernst Ph. Fleischer bedeutsam, der uns in diesem Bilde eine köstliche Gabe auf dem Gebiete heiteren Genres, mit dem lebensfrischen Humor, welcher alle seine Werke ausgezeichnet, dargebracht hat.

Es ist eine Scene aus dem oberbayrischen Jägerleben. Die Jagd ist vorüber, im festlich geschmückten Wirthshaussaale versammeln sich die Waidmänner zum frohen Mahle. Die Dorfmusik schickt sich an, heitere Weisen vorzutragen und den Klang der Becher zu übertönen, denen die durstigen Kehlen wohl tapfer zusprechen werden. Die Hauptfiguren stehen im Vordergrund des Bildes. Ein schmucker Jägersmann nimmt aus der Schürze eines halbwüchsigen Mädchens Eßwaren heraus, um sie mit neckenden Scherzen, gleichzeitig mit einem emporgehaltenen Bierkrug an die durstigen und hungrigen Treiberjungen zu vertheilen, die gleich der wilden Jagd mit den Hunden herbeistürmen, in der Angst, damit ja keiner zu kurz kommt. Die Gäste am Seitentisch sehen, gemüthlich ihre Pfeife rauchend, dem tollen Treiben zu; ob mit derselben Herzensruhe die beiden Dorfschönen, die dort flüsternd in der Ecke stehen und schelmischen Blickes den schmucken Jägerburschen betrachten, das weiß nur Gott Amor zu sagen.

Digitized by Google

Salonpost.

Dr. F. in Hamburg. Die proponirten Themata sind für den Salon nicht geeignet. Wir erwarten andere Vorschläge in demselben Genre.

Franz Ziemann in Königsberg „Maria Mancini" ist nicht übel. Es bildet ein Talent sich in der Stille, darum streben Sie noch nicht nach Publizität.

O. L. in Hamburg. Wir wünschen, daß „die Blüte der Liebe" Ihnen nicht nur auf dem Papier erblühen möge!

P. v. H. in Osterode. Zum Mäßigkeitsverein zu gehören, mag ganz gut sein, aber in Sachen der Poesie ist Mäßigkeit vom Uebel.

Dr. O. C. in P. Die Verbrennung der Leiche Shelleys durch Byron, welche Alfred Meißner in einem schönen Gedicht beschrieben hat, hat in der allgemein angenommenen Weise nicht stattgefunden. Die Verbrennung war ganz und gar nicht poetisch. Byron hatte sie zusammen mit seinen Freunden Hunt und Trelawney vorgenommen. Nur des letzteren Nerven waren jedoch schließlich stark genug dazu. Byron und Hunt, weit davon entfernt thätigen Antheil zu nehmen, blieben im Wagen sitzen und mußten sich abwenden. Als sie später durch den Wald nach Pisa zurückfuhren, brachen sie in eine krampfhafte Lustigkeit aus, sangen und jauchzten, bloß um ihr Grauen zu vertreiben. Man hat sogar behauptet, sie wären betrunken gewesen! Auch daß Byron auf Newstead-Abbey mit seinen Genossen aus Todtenschädeln getrunken, dürfte, wie der Treppenwitz der Weltgeschichte meint, eine Fabel sein, veranlaßt durch sein Gedicht „Lines upon a cup formed from a skull". Daß er das Faktum selbst erzählt, beweist gar nichts, indem er jene krankhafte Eitelkeit besaß, welche sich lieber beleidigen als übersehen läßt und die um jeden Preis in der Leute Mund bleiben will. Die meisten Skandalgeschichten über ihn sind seine eigene Erfindung.

C. v. R. in O. Es giebt ein unparteiisches und ein vergöttertes Urtheil über Richard Wagner. Ein sehr verständiger und empfindungsreicher Poet, der Musiker Max Kalbeck sagt in der Vorrede einer soeben in dritter Auflage erschienenen Schrift über Wagners Nibelungen sehr richtig: Die Griechen schrieben ihrer Musik heilbringende Kräfte zu, und die Neuplatoniker wissen über Pythagoras und seine Schule Dinge zu berichten, die ans Fabelhafte grenzen. Jamblichos erzählt, Pythagoras habe durch eine auf der Flöte gespielte spondäische Melodie einen von Liebe und Wein berauschten tauromenischen Jüngling, der eben im Begriff war, das Haus seines Nebenbuhlers in Brand zu stecken, plötzlich zur Vernunft und Besonnenheit zurückgebracht. Bei Wagner ist das Umgekehrte der Fall. Er macht oft Menschen, deren Zurechnungsfähigkeit vor dem bürgerlichen Gericht kaum angezweifelt werden würde, verrückt und reißt sie zu Extravaganzen hin, über welche sie sich später schämen müssen. Neben der ästhetischen steht die pathologische Wirkung seiner Kunst außer Frage, ja die letztere scheint sogar bedenklich zu überwiegen. Wir werden von dieser Musik befallen, wie von einer Krankheit, die epidemisch werden kann, soweit die Zerrüttung eines entnervten und überreizten Geschlechts ihr Vorschub leistet. Wohl uns, wenn wir wissen, daß wir krank sind, denn wir haben Aussicht und Hoffnung, zu genesen. Neben den Unheilbaren, an denen die Menschheit zum Glück wenig verliert, begegnen uns doch schon hier und da Rekonvalescenten, die ernstlich darauf bedacht sind, von der Verstimmung, die sie sich in der trüben und drückenden Schwüle alterirter Akkorde zugezogen, in reineren Harmonien sich zu erholen. Kehren wir von den Wagnerschen, mit Leitmotiven ausgestatteten Bühnengespenstern unter die lebensvollen Gestalten der Mozartschen Oper zurück! Tauschen wir für den absurden Naturalismus seiner Instrumentalmalerei die idealen Tongedanken der Beethovenschen Symphonie wieder ein! Ruhen wir nach dem Hackbrettgeklapper seiner hölzernen Stabreime bei den süßen melodischen Strophen der Goetheschen Gedichte aus! Wenden wir uns von den

Digitized by Google

theatralischen Situationsmalereien und Kosmoramen für große Kinder zu der Charaktertragödie Schillers und Shakespeares zurück, welche auch ohne üppige Dekorationen, halsbrecherische Maschinistenkünste, mühsam ergrübelte Schneidermeisterstücke, bengalische und elektrische Beleuchtungseffekte unser Gemüth bewegen! Geben wir jedem künstlerischen Organismus das ihm zuträgliche Element, setzen wir nicht den Fisch aufs Trockene, den Singvogel ins Wasser; verlangen wir nicht das Unmögliche von der Kunst, weil es die Natur uns verweigert; lassen wir dem Philosophen seine Begriffs-, dem Dichter seine Gefühls-, dem Musiker seine Stimmungs-, dem Maler seine Anschauungssprache und ergötzen wir uns nicht an dem dilettantenhaften Bemühen, welches diese verwandten Ausdrucksweisen auf ihre mütterliche Wurzel zurückzuführen meint, indem es sie alle durcheinander mengt! Der Philosoph denke, der Dichter dichte, der Musiker musizire, der Maler male! Muß die Welt so alt werden, um sich diese bescheidene Wahrheit als etwas Neues sagen zu lassen? Was sich von selbst versteht, ist so schwer zu begreifen!

S. H. in L. Ueber das Schloß der Patti in England kursiren verschiedene Gerüchte, wir glauben aber, daß nur eine französische Quelle darüber gut unterrichtet ist, wonach das Schloß die Summe von 1,500,000 Fr. gekostet hat und zu dessen Instandhaltung alljährlich 100,000 Fr. erforderlich sind. Es liegt im Thal von Swansea, ungefähr eine Stunde vom Meer. Das Klima ist dort überaus milde und die benachbarten heißen Quellen, die sich gegen Halsleiden sehr heilsam erweisen, machen der Patti den Aufenthalt dort besonders angenehm. Das Schloß enthält nicht weniger als zwanzig höchst komfortabel ausgestattete Fremdenzimmer, die während der Jagdsaison denn auch meist mit Besuchern überfüllt sind. Im Erdgeschoß befinden sich die Gesellschaftsräume, der große Salon, der Speisesaal, ein Boudoir, ein Billardzimmer ꝛc. In dem letzteren steht ein mächtiges Orchestrion, das seine 50,000 Fr. gekostet hat, während jeder einzelne Cylinder, deren jeder ein Musikstück enthält, 500 Fr. gekostet. Im Weinkeller lagern 6000 Flaschen, und eine eigene Gasleitung versorgt das Schloß und die nächste Umgebung. Die Honneurs macht neben der Diva Herr Nicolini, der schlechte Tenor und gute Freund der Patti. Sie selbst fühlt sich in Craig-y-Nos ganz als Chatelaine und singt keinen Ton, die Gäste haben daher höchstens das zweifelhafte Vergnügen, Herrn Nicolini sich auf dem Klavier produziren zu hören. Ende Oktober werden sich die Patti und ihr Freund auf den Weg nach Newyork machen, wo sie 22,000 Francs für jedes Auftreten erhalten. Für das Jahr 1884 hat Frau Patti bereits einen Kontrakt für eine neue Konzertreise, diesmal durch Brasilien, unterzeichnet. Sie erhält für vier Monate genau eine Million Francs.

Digitized by Google

Nr 1 bis 3. Anzug für Mädchen von 6 bis 8 Jahren. — Herbstmantel für Mädchen von 6 bis 8 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Nr. 1. Anzug für Mädchen von 6 bis 8 Jahren. — Unter dem in Röhren-

Nr. 1 bis 3. Anzug und Herbstmantel für Mädchen von 6 bis 8 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

falten gelegten runden Rock von russisch grüner Sicilienne tritt unten ein gestickter Streifen hervor. An der Taille mit kleiner Schnebbe ist der Schooß an der Seite etwas bogig ausgeschnitten. Lange Aermel. Filzhut mit Atlasschleife.

Digitized by Google

Nr. 2 u. 3. Schottischer Mantel von quadrillirtem Molton für Mädchen von 6 bis 8 Jahren. Vorder- und Rückansicht. — Die Eigenthümlichkeit dieses praktischen Mantels besteht in dem, an die Vordertheile angesetzten Plissérock, während auf der Rückseite Taille und Rock in gleichen Plisséelagen aus dem Ganzen gemacht sind. Mit Hilfe eines Gürtels wird die Taille hinten von Innen etwas straff angezogen. Die Aermel runden sich vorn ab und sind dabei ziemlich weit. Runder gesteppter Kragen. Filzhut mit breiten, mit Surah gefütterten Rändern.

Nr. 4. Herbsthut

von dunkelgrünem englischen Stroh. Die hohe weit ausgebogene Passe ist mit

Nr. 4. Herbsthut.

glatt gespanntem dunkelgrünen Sammet gefüttert; eine gepufste Garnitur von demselben Sammet umgiebt den Rand. Die eine Seite ist mit einer dunkelgrünen Atlasdraperie garnirt, welche durch eine Schnalle von altem Silber gehalten wird; an der andern Seite eine dunkelgrüne Federtuffe. Von der Rückseite ausgehende Bindebänder, welche unter dem Kinn geknüpft werden.

Nr. 5. Herbsthut

von schwarzer Strohborte. Die sehr weite Passe ist mit einem Bouillonné von pfirsichblüthrothem Sammet gefüttert. Oben auf der Passe eine ringsherum gehende

Digitized by Google

Jetspitze; an der Seite eine Puffung von schwarzem Merveilleuxatlas, welche unter einer breiten mit großen Jetperlen verzierten Platte gerafft ist; an der entgegengesetzten Seite eine Schleife von pfirsichblüthrothem Sammet. Von der Calotte neigt sich eine schöne, von pfirsichblüthrothem bis zu rosa schattirte Amazonenfeder zur rechten Seite herab. Die Bindebänder von Jetspitze sind ziemlich weit hinten angesetzt; die Schleife unter dem Kinn wird besonders angesteckt.

Nr 6 u. 7. Anzüge für Besuch.

Nr. 6. Anzug von kastanienbrauner Faille mit Perlenstickerei in der gleichen

Nr. 5. Herbsthut.

Farbe. — Schräg über das Vordertheil des Rockes geht eine geschmackvoll gerafftte Failledraperie, die auch die linke Seite des Rockes zum größten Theil bedeckt, während die rechte Seite frei bleibt, um die reich mit Jetperlen bestickten Volants sehen zu lassen, welche die wesentliche Ausschmückung dieses Anzugs ausmachen. Zwei andere an den Rand des Taillenschooßes gesetzte Draperien sind als gepuffte Paniers gerafft. Auf der Rückseite zieht sich von der Taille eine sehr lange und sehr weite Bahn bis zum Rockrande herab, nachdem sie oben als leichter Puff arrangirt war. Auf der Vordertaille hat die Schnebbe nur eine Spitze, während

Digitized by Google

Nr. 6 u. 7. Anzüge für Besuch.

auf der Rückseite die Schneebbe in zwei Spitzen auseinander tritt; der Rand der Taille ist mit einem Galon von Perlenpassementerie besetzt; ein gleicher Galon auf der Brust und um den Halsausschnitt. Die halblangen Aermel endigen in einen

Nr. 8. Journalhalter.

Aufschlag mit Perlenstickerei. Rothbrauner Strohhut mit bräunlichem Sammet gefüttert, auf der rechten Seite ein assortirtes Federbouquet.

Nr. 7. Anzug von glacirtem und breschirten elektrisch blauen Taffet und Surah von derselben Farbe. Der Taffetrock ist mit einem großen Plissévolant

Nr. 9. Körbchen für Arbeitsgeräth u. dergl. (Mit Deisin)

garnirt. Die Tunika aus glatter Surah wird aus einer kleinen drapirten Schürze und einer doppelten, auf der Rückseite als Puff gerafften Bahn gebildet. Die Vordertheile der Surahtaille bilden eine Schneebbe und sind mit einer in Reihen

Digitized by Google

Nr. 10. Deſſin zum Körbchen für Arbeitsgeräth u. dergl.

Digitized by Google

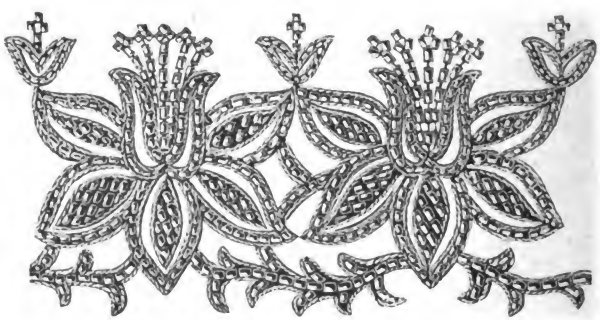
gezogenen Taffetdraperie garnirt. Der Rücken ist eng anliegend und hat Röhrenfalten am Schooß. Ellbogenärmel mit kleinem Aufschlag. Blauer mit Sammet von gleicher Farbe gefütterter Strohhut. Oben eine Sammetdraperie mit Federbouquet.

Nr. 8. Journalhalter.

Die Stickdessins der offenstehenden Klappe wie die Vorderfläche des Halters sind die gleichen, nur daß sie in entgegengesetzter Richtung ausgeführt werden. Das Sticken geschieht im Hochstich auf nankingelbem brasilianischen Canevas in gespaltener algerischer Seide. Die Ranke besteht aus zwei Nelken, einer rothen und einer pfauenblauen in fünf Nüancen, welche in einander verfließen, mit diesen Farben übereinstimmenden Knospen, Blättern und Stielen und in Frischgrün, welkblattgelb, dunkelgrün und abgestuftem Braun

Nr. 9 u. 10. Körbchen für Arbeitsgeräth u. dergl. (Mit Dessin.)

Der Körper besteht aus einem einfachen runden Weidenkorb, dessen Inneres



Nr. 11. Perlenstickerei.

mit gesteppten blauen Atlas gefüttert wird. Das Aeußere ist mit marineblauem Plüsch überzogen; auf der Mitte desselben bringt man einen nach dem Dessin Nr. 10 im japanesischen Stil gestickten Streifen an; dieser wird am obern Rande mit einer, in eine Franse endigenden dicken Passementerieschnur umgeben. Auf den mit demselben Plüsch überzogenen Deckel stickt man ein mit dem erwähnten Streifen harmonirendes Dessin. Der untere Rand des Körbchens wird mit einer Kugelfranse und Quasten von gekämmter Wolle garnirt. Je drei gruppirte Kugeln von gekämmter Wolle zieren die Henkel.

Nr. 11. Perlenstickerei.

Das Dessin wird auf schwarze Gaze vorgezeichnet und den Conteuren im Kettchenstich in schwarzer Seide gefolgt. Die innern Räume werden dann mit Jetperlen ausgefüllt. Nach beendeter Stickerei wird die nicht bestickte Gaze ausgeschnitten und jene auf das zu verzierende Kleidungsstück appliquirt. An den untern freien Rand befestigt man die aus aufgereihten Perlen bestehende Franse.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Der Salon.

Die Kellersängerin.

Dem Tagebuch eines Arztes nacherzählt von **H. v. Spielberg.**

„Es ist spät geworden", meinte Baron Velten und sah beim matten Schein der Straßenlaterne nach der Uhr. „Diese ewigen Gesellschaften mit ihrem Einerlei von Höflichkeitsphrasen, mit denen man sich gegenseitig betrügt, werden nachgerade unerträglich. Wenn man wenigstens für das konventionelle Wortgeklingel durch angemessene Verpflegung entschädigt würde, ich komme um vor Durst!

Ich lachte.

„Es ist gut, daß Ihre Frau Mama Sie nicht hört, Egbert. Aber wo können wir noch ein Glas Bier bekommen, alle Lokale sind geschlossen. Ich gestehe, ich wäre auch nicht abgeneigt —"

„Dort drüben aus jenem Keller winkt ja noch ein freundlicher Lichtschein."

„Aber ich bitte Sie, Velten! Das Lokal sieht denn doch zu wenig einladend aus und die Harfenklänge, die ihm zu entstammen scheinen, tönen Ihnen wohl auch kaum verführerisch."

„Was thuts, Doktor? Es kennt uns ja niemand, auf zehn Minuten wird es wohl unten auszuhalten sein. Denken wir, daß wir Schüler der naturalistischen Schule wären, die auszögen, auch einmal unter der Erde ihre Studien zu machen."

Indem standen wir schon an dem Eingang des Kellers, über dem ein transparentes Schild mit der Aufschrift „Grand café chantant", die zweifelhaften Vergnügungen anzeigte, welche unsere Herren kannten. Eine drückend heiße Atmosphäre drang aus dem Kellerhals herauf, wir stutzen unwillkürlich doch einen Moment, ehe wir eintreten, aber mein Gott! wir waren junge Leute und nicht geneigt, uns hier in dem entfernten Stadttheil große Gêne aufzulegen.

Es war ein niedriges, langgestrecktes, verräuchertes Lokal. An kleinen Tischen saß eine recht zahlreiche Gesellschaft, die sich aus den verschiedensten socialen Lebensstellungen zusammenzusetzen schien; neben stämmigen Arbeitern in blauen Blousen machten sich ziemlich stutzerhaft gekleidete Jünglinge Merkurs breit und mehrfach tauchte ein rothes oder blaues Cerevisiäppchen auf. An der Querseite des „Salons" war eine kleine Bühne aufgeschlagen, auf der mehrere „Damen" in verschossenen

Digitized by Google

rothen Sammetsesseln placirt waren, während eine andere Künstlerin soeben mit ein wenig kreischender Stimme einen vulgären Gassenhauer vortrug. Ohne auf diese Kunstleistung zu achten, nehmen wir ziemlich entfernt von der Bühne Platz und bestellten zwei Seidel.

Das Bier war wirklich gut und unser Durst fesselte uns länger als beabsichtigt. Wir saßen so wohl schon eine Viertelstunde und plauderten über dies und das, als Egbert plötzlich meine Aufmerksamkeit auf eine der Harfenistinnen lenkte, die an den uns zunächst stehenden Tischen den üblichen Obolus einsammelte.

Das Mädchen war nicht schön, ja sie war kaum hübsch zu nennen, aber ihre ganze Erscheinung paßte so wenig in diese Umgebung, daß sie hier auffallen mußte. Das sehr schmale Oval des blassen Gesichts war von schweren blonden Flechten umrahmt, die dunklen Wimpern verdeckten fast die niedergeschlagenen Augen und um den kleinen, nicht ganz regelmäßig geformten Mund zuckte es wie ein schmerzvolles Weh; ein fast ärmliches Kleid aus dunkelfarbigem Wollstoff schloß, sehr im Gegensatz zu den stark dekolletirten übrigen Künstlerinnen, die schlanke Figur bis knapp an den Hals ein, den ein schmaler Kragen von untadelhafter Weiße umspannte.

Als sie zu unserem Tische herantrat, bemerkte ich, daß ihre Bewegungen von einer eigenthümlichen Mattigkeit waren; es schien als ob jeder Schritt ihr schwer würde, ihr Fuß glitt mehr, als er ausschritt, das zierliche Köpfchen hing müde herab und die kleine Hand zitterte leise, als sie uns wortlos den Sammelteller hinhielt.

Velten legte eine auffallend reiche Gabe auf den Teller, sie schien es aber nicht zu bemerken, sondern war im Begriff, sich wieder von uns abzuwenden, als jener plötzlich fragte:

„Sie sind noch nicht lange hier, mein Kind?

Ohne aufzuschauen, antwortete sie mit leiser Stimme; es klang fast wie eine Entschuldigung.

„Erst seit gestern, mein Herr!"

Auch ihre Stimme tönte matt und müde, trotzdem lag ein unendlicher Wohlklang in den wenigen Worten und der Accent wies so entschieden auf den Ton der gebildeten Welt hin, daß ich erstaunt war.

„Und Sie heißen, mein Fräulein?"

„Hedwig, mein Herr!"

„Wollen Sie uns nicht Ihren vollen Namen nennen?"

Sie schlug zum ersten Mal die Augen auf, große blaue Augen von etwas starrem Glanz, sah uns wie fragend an, schüttelte verneinend den Kopf und trat zu den nächsten Tischen.

Velten starrte ihr nach.

„Wie kommt dieses unschuldsvolle Kindergesicht in diese mindestens fragwürdige Umgebung?" stieß er endlich hervor.

„Pah, wer wird an die Unschuld einer Harfenistin glauben? Der Schein trügt oft, Egbert, und von allen Wissenschaften ist sicher die Physiognomik die unzuverlässigste. Gerade wir Aerzte, die uns unser Beruf mehr denn jeder andere mit den Höhen und Tiefen des Lebens bekannt macht, erfahren das leider am häufigsten."

„Und doch täuschst Du Dich hier, Oskar! Das Mädchen hat nicht nur bessere Tage gesehen, sondern sie hat aus ihnen auch den eigenen

Digitized by Google

Werth mit hinüber in diese Atmosphäre von Verderbtheit gerettet. Ich muß — — Aber was ist das?" unterbrach er sich plötzlich und sprang vom Stuhle auf.

Hedwig war an einen Nebentisch getreten, an welchem mehrere Studenten, wie es schien in recht angeheitertem Zustand saßen. Der eine derselben, ein hochaufgeschossener Bursche von ziemlich gewöhnlichem Gesichtsausdruck, der mir schon vorher durch sein überlautes Wesen aufgefallen war, versuchte seinen Arm ihr um die Taille zu legen und sie an sich zu ziehen, und wir hörten, wie sie ihn erregt bat, sie loszulassen, während er sie unter dem Gelächter seiner Kollegen nur um so fester umfaßte; eine helle Röthe stieg ihr in die blassen Wangen und mit einer Kraft, die man der zarten Gestalt nicht zugetraut hätte, stieß sie den frechen Gesellen zurück. Er aber, von dem spöttischen Lachen seiner Genossen nur noch mehr gereizt, sprang auf, faßte mit rohem Griff die Handgelenke des Mädchens, so daß der Teller mit seinem Inhalt klirrend zu Boden rollte, und rief, indem er sie gewaltsam festhielt: „Das sollst Du mir mit einem Kuß bezahlen, Dirne!"

Man war augenscheinlich an ähnliche Auftritte im Lokal gewöhnt, wenigstens begrüßte eine schallende Beifallssalve den Ausruf des Unverschämten und die nächsten Tische schienen mit Erwartung dem unzweifelhaften Ausgang des Attentats entgegenzusehen. Das war alles das Werk eines Augenblicks, da stand plötzlich Velten neben dem Studenten und legte seine Hand auf dessen Schulter.

„Sie werden augenblicklich das Mädchen loslassen, mein Herr!" redete er ihn ruhig aber befehlend an.

Erstaunt blickte jener sich um.

„Was fällt Ihnen ein, lassen Sie mich meine Angelegenheiten allein ausfechten und kümmern Sie sich um die Ihrigen!"

Ich sah die Zornesader auf Egberts Stirn anschwellen und trat, um womöglich vermittelnd einzuschreiten, an seine Seite. Ich kannte ihn und wußte, daß er, einmal gereizt, seinen Willen mit allem Nachdruck durchsetzen würde.

Ich hatte mich nicht getäuscht.

„Herr, Sie lassen das Mädchen auf der Stelle frei, oder —"

„Oder?"

Der Student richtete sich auf und maß seinen Gegner von Kopf bis zu den Füßen, während seine Hände nach wie vor das schluchzende Mädchen festhielten.

„Oder ich werde Sie züchtigen, Herr, wie man einen unverschämten Buben zu züchtigen pflegt!"

Die Kommilitonen des Studiosus sprangen auf und schienen auf Velten eindringen zu wollen. Wirre Rufe: „das ist ja unerhört! Wie kann man um eine Dirne solch Wesen machen!" schwirrten durcheinander. Ich versuchte die aufgeregte Gesellschaft vergebens zu beruhigen.

Plötzlich gelang es dem Mädchen freizukommen, ihr Widersacher mochte in der Aufregung wohl seinen eisernen Griff gelockert haben, und scheu wie ein Reh flüchtete sie sich auf die kleine Bühne. Der Student schien ihr nacheilen zu wollen, besann sich aber dann und wandte sich mit dem Ausruf: „Pah, was liegt an der Dirne!" an Velten. Sie werden mir Rede stehen, mein Herr!"

Digitized by Google

Egbert war merkwürdig kalt und ruhig geblieben.

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Wollen Sie Ihren Vertreter an diesen Herrn adressiren."

Er deutete auf mich und schritt seinem alten Platze zu.

Die nothwendigen Verabredungen waren schnell getroffen, die Schwere der Beleidigung schloß jeden Vergleich aus. Eine Viertelstunde später schritten wir wieder durch die kalte Winternacht. Mir war trübe ums Herz und ich sprach es Egbert gegenüber offen aus, daß es mir denn doch sehr zweifelhaft scheine, ob das Mädchen seines Eingriffs werth gewesen sei.

Er sah mich groß an.

„Wir werden es sehen!" sagte er dann.

Die Kugel des Gegners hatte Egbert zwischen der zweiten und dritten Rippe getroffen; ich war nicht ohne Sorge wegen der Verwundung, zumal schon am Nachmittag des Duelltages ein ungemein heftiges Wundfieber zum Ausbruch gekommen war. Egbert bewohnte eine kleine Garçonwohnung in der ruhigen, wenig verkehrsreichen Franzstraße, welche die nothwendigen Bequemlichkeiten bot und nur mir wenigstens gestattete, ihn in seinem eigenen Heim zu pflegen. Er hatte mir vor dem Duell den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß seine Mutter — der alte Herr von Velten war schon vor Jahren verstorben — nur im Fall größter Gefahr herbeigerufen werden sollte und ich mußte von meinem Standpunkt als Arzt aus seine Beweggründe billigen, da mir die Baronin als eine sehr aufgeregte Dame bekannt war. Auf der andern Seite erschien mir am Krankenlager Egberts weibliche Pflege unbedingt nothwendig; ich war daher im Begriff, an den mir befreundeten Chefarzt des Augustahospitals die schriftliche Bitte um Ueberlassung einer Pflegerin zu richten, als mir der alte Diener Veltens ein junges Mädchen meldete, daß sich trotz des wiederholten Hinweises, daß ein Schwerkranker im Hause sei, nicht abweisen lasse, „gerade deshalb müsse sie den Herrn Doktor sprechen."

Zu meinem grenzenlosen Erstaunen war es Hedwig, die unschuldige Ursache der Verwundung meines Freundes!

Das zarte Gesicht war noch blasser als gestern, die Augen schienen wie vom anhaltenden Weinen geröthet; sie trug das ärmliche Kleid, in dem ich sie zuerst gesehen und das im hellen Schein der Mittagssonne noch verschossener aussah, als im Gaslicht und in der Kelleratmosphäre, die kleinen Hände waren nicht einmal mit Handschuhen bekleidet. Und dennoch erinnerte mich nichts an dem Mädchen an den Ort, an dem wir sie kennen gelernt; sie trat mit dem Anstand der guten Gesellschaft ein und ich hatte sofort die Empfindung, daß sie eine Erziehung genossen haben müsse, die uns auf gleiches Niveau stellte. Ich bat sie Platz zu nehmen.

„Wundern Sie sich nicht, Herr Doktor, mich hier zu sehen", begann sie mit jener weichen, wohllautenden Stimme, die mir schon gestern aufgefallen war, „die Herren, mit denen Herr von Velten leider meinethalben in Streit gerieth, trugen gestern, nachdem Sie selbst das unglückselige Lokal verlassen hatten, dafür Sorge, daß Ihre Namen laut wurden

Digitized by Google

und die natürliche Angst, die mich wegen des Ausgangs der Angelegenheit peinigte, oder sagen Sie auch mein Schuldbewußtsein, trieben mich hierher, wo ich erfuhr, was ich befürchtet, daß Ihr Freund, der sich eines armen unglücklichen Mädchens so edelmüthig angenommen, schwer verwundet sei."

Die Thränen traten ihr in die Augen, als sie fortfuhr: „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Herr von Velten keine Angehörigen hier am Orte hat und daß Sie selbst ihn behandeln, deshalb wende ich mich an Sie, Herr Doktor, um Sie zu bitten, nein, um Sie anzuflehen, lassen Sie mich an dem Lager Ihres Freundes Krankenpflegerdienste thun, gestatten Sie mir, ihm wenigstens so einen geringen Zoll der Dankbarkeit abzutragen, geben Sie mir die Möglichkeit, mich selbst von einem Theil der Schuld an dem traurigen Unglück, als dessen Veranlassung ich ja leider mich betrachten muß, zu entlasten!"

Sie sagte das alles in einem einfach bescheidenen Ton, der offenbar von Herzen kam, dennoch konnte ich keinesfalls ohne weiteres ihren Wunsch erfüllen. Ich setzte ihr ruhig auseinander, daß mir als Arzt der beste Wille nicht genügen dürfe, die größte Aufopferungsfreudigkeit nicht hinreichende Garantie für ihre Leistungsfähigkeit als Krankenpflegerin sein könne.

Eine helle Röthe färbte ihre Stirn bis zwischen die blonden Haarwurzeln herauf.

„Ich muß mir ja selbst sagen, Herr Doktor, daß der Ort, wo Sie mich gesehen, wenig geeignet ist, Ihnen Vertrauen zu mir einzuflößen. Ich will Sie nicht mit der Erzählung meines traurigen Schicksals belästigen, aber die Versicherung bitte ich Sie mir zu erlauben, daß meine frühere Lebensstellung mir leider Gelegenheit gab, mich oft genug in der Pflege schwer Kranker zu üben; ich selbst habe meinen Eltern die Augen zugedrückt."

„Velten und ich haben nie daran gezweifelt, mein Fräulein, daß nur besondere Verhältnisse Sie zu jenem, Ihrem ganzen Wesen so durchaus widersprechenden Beruf führen konnten; gerade daß mein Freund so energisch für Sie eintrat, mag Ihnen dafür der beste Beweis sein."

Wieder färbten ihre Wangen sich in höherem Roth.

„Und gerade deshalb beschwöre ich Sie, lassen Sie mich hier! Versuchen Sie es wenigstens mit mir, Herr Doktor." Sie erhob sich und trat mit gefalteten Händen auf mich zu. „Schenken Sie mir armen unglücklichen Geschöpf Vertrauen, geben Sie mir den Glauben an die Welt, den Glauben zu mir selbst wieder! Ihr Freund war der erste Mann, der in meinem Unglück mich nicht nach dem äußeren Schein beurtheilte, der einzige, der für ein bedauernswerthes Wesen einzutreten den Muth hatte, lassen Sie mich ihm wenigstens beweisen, daß er sich für keine Undankbare opferte."

Ich war ergriffen, und noch mehr, ich faßte wirklich Vertrauen zu dem Mädchen. Ihre Erscheinung, ihre Sprache war so überaus sympathisch, ihre Worte ohne jede theatralische Ueberhebung, aber offenbar vom tiefsten Gefühl durchbebt, ich konnte nicht widerstehen, Fräulein Hedwig Belgern, wie sie sich auf mein nochmaliges Befragen nannte, wurde als Krankenpflegerin acceptirt.

Digitized by Google

Schon die nächsten Stunden zeigten mir, daß ich keinen Fehlgriff gethan. Mit raschem Verständniß faßte das junge Mädchen meine Instruktionen auf und befolgte sie mit der Sorgfalt einer ausgebildeten Diakonissin. Lautlos glitt sie durch das Krankenzimmer, mit tadellos geschicktem Griff erneute sie die Eisumschläge, ordnete die Kissen und Decken auf Egberts Lager. Er selbst lag im heftigen Fieber, ein Erkennen seiner Pflegerin war voraussichtlich noch auf Tage ausgeschlossen.

Was mir aber an dem jungen Wesen (sie konnte höchstens zwanzig Jahre zählen) am meisten gefiel, war die echt weibliche Art, in der sie sonst in das kleine Hauswesen in der Franzstraße eingriff. Ohne irgendwie Ansprüche oder Rechte zu usurpiren, die ihr nicht zukamen, wußte sie alles so anzuordnen, wie es für den Kranken am besten war. Der alte Heinrich, der sie erst etwas verwundert angeschaut, empfand mit dem feinen Instinkt, der Domestiken guter Häuser eigen ist, bald ihre Ueberlegenheit und ordnete sich ihr willig unter: Da mußten die Teppiche umgelegt werden, damit kein lauter Tritt den Schlaf des Kranken störe, die Wohnungsklingel wurde abgestellt, die verödete Küche zur schnellen Herstellung etwa erforderlich werdenden Tränke ꝛc. hergerichtet.

Die nächsten Tage vergingen ohne bemerkenswerthen Zwischenfall, das Wundfieber nahm einen normalen Verlauf und ab und zu traten bei Egbert schon halb lichte Momente ein, in denen er wie verwundert seine aufopfernde Pflegerin anschaute. Und wirklich das war sie, sie wich nicht von dem Lager des Verwundeten und nur der Aufbietung meiner ganzen Autorität gelang es, sie zu überreden, sich nachts einige Stunden durch mich selbst oder durch den zuverlässigen alten Diener vertreten zu lassen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die unaufhörlichen Beziehungen, das stundenlange Beisammensein zwischen uns eine gewisse Vertraulichkeit herbeiführten; je näher ich das Mädchen aber kennen lernte, desto mehr verwischte sich in mir die Erinnerung an die Umstände, unter denen ich ihr zuerst begegnet und je länger, je mehr erschien sie mir als eine junge Dame der guten Gesellschaft. Und die kurze Geschichte ihres Lebens, fast kann man zugleich sagen ihres Unglücks, wie sie mir dieselbe zum Theil unaufgefordert erzählte, wie ich sie andererseits aus einzelnen ihrer Andeutungen mir kombiniren konnte, bestätigte meine Empfindungen.

Hedwig war das einzige Kind eines Gutsbesitzers aus dem österreichischen Schlesien; im anscheinenden Wohlstande aufgewachsen, hatte sie im elterlichen Hause eine vorzügliche Erziehung genossen und im Mittelpunkt eines seltenen häuslichen Glücks gestanden, bis der schnell aufeinanderfolgende Tod beider Eltern sie mit einem Schlage aus dem kurzen Jugendtraum herausriß. Wie leider so oft, stellten sich bei der Ordnung des Nachlasses ihres Vaters die Verhältnisse ganz anders heraus, als man allgemein erwartet hatte. Das Gut war weit über seinen wahren Werth mit Schulden überlastet und, was das Schlimmste, während der Krankheit der Eltern versäumt worden war, die halbjährliche Rate für einen nicht unbedeutenden Versicherungsbetrag, durch den der Vater die Zukunft seines Kindes hatte sicherstellen wollen, zu entrichten, so daß die Assekuranzgesellschaft, formell rechtlich, die Zahlung der versicherten Summe verweigern konnte. Verwandte waren nicht vorhanden und so stand das neunzehnjährige, in den realen Lebensverhältnissen unerfahrene

Digitized by Google

Kind nach wenigen Monaten mit einer kaum nennenswerthen Summe einer trostlosen Zukunft gegenüber. Es wiederholte sich das alte traurige Lied, das in seinem herzzerreißenden Leid doch leider ewig neu bleibt: Das junge Mädchen gab sich in Troppau bei einer alten Dame in Pension und verzehrte, während sie durch Annoncen in den gelesensten Blättern eine ihren Kenntnissen entsprechende Stellung suchte, ihre paar hundert Gulden, deren redlichen Verbrauch sie vergebens durch empörend schlecht bezahlte Handarbeiten hinzuhalten suchte. Endlich nach Jahresfrist schien ihr ein Hoffnungsstern aufzugehen, ein Berliner Vermittlungsbureau bot ihr eine Stellung als Stütze der Hausfrau in einer angesehenen Familie unter scheinbar günstigen Bedingungen an. Die Reise zehrte den Rest ihrer kleinen Habe auf, fast ganz von Geld entblößt kam sie in Berlin an, mit dem besten Willen trat sie in ihre Stellung ein, aber nur um zu finden, daß die „angesehene Familie" in ihr nicht eine gleichgestellte Genossin des Haushalts, sondern eine Arbeitsmagd sehen wollte, die man ja als hilflose Fremde doppelt auszunutzen sich nicht zu entblöden brauchte. Ach! ich wußte als Arzt, vor dessen Augen sich so oft die verborgenen Geheimnisse großstädtischen Familienlebens enthüllen, nur zu gut, wie häufig eine derartige herzlose Berechnung stattfindet, wie rücksichtslos selbst gebildete Frauen ein armes wehrloses Mädchen, das sie zu möglichst geringen Gehalt unter dem wohllautenden Namen ihrer eigenen „Stütze" engagiren, zu Diensten erniedrigen, die empörend sind, wie sie die körperlichen Kräfte einer Unglücklichen, die harte Arbeit nicht gewöhnt ist, untergraben und mit dem physischen zugleich das geistige Wohlbefinden unterdrücken! Hedwig leistete fünf Monate das Menschenmögliche, dann warf sie ein schweres Nervenfieber nieder und kaum aus dem Hospital als Rekonvalescentin entlassen, stand sie mittellos auf der Straße. Der Agent, den sie wieder aufsuchte, zuckte die Achseln. Er ließ es zwar an Versprechungen, ihr wieder eine entsprechende Stellung zu verschaffen, nicht fehlen, aber sie sah bald, was sie von ihnen zu halten habe, so lange sie jene nicht mit klingender Münze bezahlen konnte. „Ja wenn Sie eine Stellung als Kellnerin in einem feinen Lokal annehmen wollen?" hieß es heute. „Versuchen Sie es doch mal als Sängerin, ich habe eine Gesellschaft für ein Café chantant zu engagiren", hieß es morgen! Lange wies sie diese Vorschläge mit Entrüstung zurück, so wenig sie mit derartigen ihr angebotenen Stellungen bekannt war, ihr Gefühl sagte ihr doch, was sie erwarte. Mühsam erwarb sie sich einen dürftigen Lebensunterhalt durch aufreibende Arbeit für ein Tapisseriegeschäft, da wollte das Unglück, daß der Besitzer fallirte. Alle Versuche, neue Arbeit zu gewinnen, waren vergebens; die Geschäfte waren überfüllt, ihre Bemühungen, sich als Dienstmädchen zu vermiethen, wurden mit einem lächelnden Blick auf ihre zarte Gestalt zurückgewiesen!

„Hunger thut weh, Herr Doktor!" schloß sie ihre traurige Erzählung, die leider nur zu sehr den Stempel der Wahrheit trug. „Ich hatte seit vierundzwanzig Stunden nur ein Stückchen Brot genossen, als ich zum letzten Mal zu einem Agenten ging, eine halbe Stunde später war ich für das Lokal engagirt, in dem Sie mich tags darauf fanden, und konnte mich von dem empfangenen kleinen Vorschuß seit langer Zeit wenigstens einmal satt essen. Und dennoch, ich versichere Sie,

Digitized by Google

fühlte ich schon am ersten Abend, den ich unter meinen geschminkten und geputzten, lachenden und scherzenden neuen Kolleginnen zubringen mußte, daß ich dies Leben noch weniger ertragen könne, als alles frühere Leid! Es blieb mir ja immer noch eins, der Tod! Und so frevelhaft es klingen mag, die Gewißheit, mit einem gewaltsamen Schritt allem Weh des Lebens ein Ende machen zu können, hielt mich aufrecht!"

Ich verstand diesen Aufschrei eines gequälten Herzens, so wenig ich auch seine Konsequenzen zu billigen vermochte. Gottlob konnte ich sie wenigstens über ihre nächste Zukunft beruhigen; ich glaubte ihr nämlich mit Sicherheit eine Stellung als Krankenpflegerin in irgend einem Hospital der Hauptstadt verschaffen zu können und sah mit inniger Freude, wie froh sie diese Aussicht begrüßte. Nicht allein aber die gesicherte, wenn auch anstrengende Existenz war es, welche sie fast heiter stimmte. „Wer selbst viel leiden mußte", sagte sie in rührend einfachem Ton, „dem ist das Bewußtsein eine doppelte Freude, die Leiden anderer mindern zu können."

Es sollte anders kommen!

Egbert erholte sich rapid. Eine kurze Aussprache mit mir gab ihm die nothwendigen Erklärungen über die Anwesenheit Hedwigs, der er in meiner Gegenwart mit herzlichen Worten dankte. Ich bemerkte, daß seine Blicke mit Innigkeit an der zarten Gestalt seiner Pflegerin hingen, aber es schien mir nur natürlich, wer hätte sie in ihrem stillen geräuschlosen Walten, in ihrer anmuthigen Fürsorge sehen können, ohne sie zu bewundern. Sie blieb anscheinend unverändert. „Ich habe nur meine Pflicht gethan, Herr von Velten", war ihre einzige Antwort auf seine Dankesworte.

Seit der Verwundung Egberts waren fast vierzehn Tage verflossen und sein Zustand gestattete mir endlich eine, schon fast zu lang hinausgeschobene Reise zu unternehmen, wußte ich doch, daß ich seine weitere Pflege Hedwig ruhig anvertrauen konnte. Sie versprach mir täglich Nachricht zu geben und sie hielt Wort. Während aber in den ersten Tagen ihre Briefe ruhig und objektiv waren und neben den stets günstigen Berichten über den Zustand des Kranken nur die besten Grüße beider enthielten, änderte sich nachher ihr Ton und Inhalt in mich überraschender Weise. Nicht als ob die Nachrichten über Egberts Befinden schlechter geworden wären, Hedwig berichtete im Gegentheil, daß die Rekonvalescenz die besten Fortschritte mache, aber ich las zwischen den Zeilen eine gewisse fieberhafte Unruhe der Schreiberin selbst heraus, die mir unwillkürlich auffiel. Sie sprach wiederholt davon, daß ihre Pflege ja nun bald überflüssig sei, sie schrieb viel von ihrer zukünftigen Lebensaufgabe und dankte mir schon jetzt in fast überschwänglichen Worten, daß ich ihr damit eine neue Zukunft eröffne, sie erinnerte mehrfach an den Abgrund, dessen gefahrvollen Saum sie berührt und hob immer wieder den Edelmuth Egberts hervor, der sie gerettet habe. Ich war wohl eine Woche von Berlin entfernt, als ich endlich ein Schreiben erhielt, worin sie mich flehentlich bat, wenn es irgend möglich sei, bald zurückzukommen, sie könne mir die näheren Gründe nicht angeben, ich solle mich aber nicht etwa Herrn von Velten halber beunruhigen, er befände sich den Umständen nach wohl und munter.

Vierundzwanzig Stunden darauf war ich in der Hauptstadt und

Digitized by Google

mein erster Gang galt natürlich meinen Freunden, der Ausdruck in der Mehrzahl erscheint mir heute zu natürlich, als daß ich ihn hier nicht gebrauchen sollte, in der Franzstraße. Ich war augenscheinlich erwartet worden. Hedwig kam mir im Wohnzimmer entgegen und bat mich nach einigen einleitenden Worten, welche Egberts Befinden galten, dringendst für eine anderweitige Pflege für denselben zu sorgen.

Ich sah ihr wohl etwas erstaunt in die Augen, sie schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte leise.

„Halten Sie mich nicht für eine Undankbare, Herr Doktor? Nur das nicht! Aber ich kann nicht hier im Hause bleiben, ich vermag es nicht!"

Ich bemerkte erst jetzt, wie merkwürdig sich das junge Mädchen in der kurzen Zeit verändert hatte, ihre sonst so blassen Wangen glühten, in ihren Augen lag ein fast fieberhafter Glanz, aber der alte schmerzhafte Zug auf den Lippen, den mehr und mehr verschwinden zu sehen mich in den letzten Wochen so sehr erfreut hatte, schnitt seine Leidensschrift schärfer als je in das schmale Oval des Gesichts.

Es mußte irgend etwas vorgefallen sein, was neues Weh in dies arme Herz geträufelt hatte.

„Mir scheint, Fräulein Hedwig, daß ich Sie allerdings von Krankendienst werde dispensiren müssen, aber nur um Sie selbst in Behandlung zu nehmen. Sie sehen wirklich leidend aus, ist es deshalb, daß Sie Herrn von Velten verlassen wollen?"

Sie lachte trübe.

„Sorgen Sie sich nicht um mich. Ich bin ganz gesund und fühle mich körperlich ganz wohl."

„Ihr Aussehen widerspricht zwar Ihrer Behauptung, aber ich will vorläufig davon absehen. Um so bestimmter muß ich aber dann eine anderweitige Aufklärung über die Gründe Ihres plötzlichen Wunsches erbitten."

Sie schwieg, in demselben Augenblick aber hörte ich aus dem Nebenzimmer die laute Stimme meines Freundes. „Komm nur herein, Oskar, ich will Dir erklären, weshalb das Fräulein nicht bei mir unausstehlichen Menschen bleiben will! Kommt nur beide herein, wir brauchen keine Geheimnisse vor einander zu haben."

Die Stimme klang fest und bestimmt, wie in gesunden Tagen, aber mehr als das, sie klang froh und heiter. Hedwig rührte nicht sich von ihrem Stuhl und so blieb mir nichts übrig, als allein in das Krankenzimmer zu treten.

Egbert sah gut aus, seine Herstellung, das erkannte ich auf den ersten Blick, hatte überraschende Fortschritte gemacht. Er richtete sich mit Leichtigkeit auf und streckte mir die Hand zum Gruß entgegen.

„Gottlob, daß Du wieder da bist, mein Junge! Nun können wir die Sache ja endlich in Ordnung bringen."

„Ich verstehe Dich nicht, Egbert."

Er lachte aufs neue.

„Das glaube ich wohl, gottlob verstehe ich sie desto besser. Aber ich will Dich nicht auf die Folter spannen: Kurz und gut, ich muß Dich bitten, mir eine andere Pflegerin zu verschreiben, wenn der Heinrich wirklich nicht bis zu meiner völligen Wiederherstellung genügt!"

Digitized by Google

„Ja, aber was ist denn bloß mit Euch beiden vorgefallen?"

Er zog mich zu sich aufs Bett und seine guten klaren Augen glänzten freudig erregt.

„Ich kann nicht länger scherzen, mein lieber, mein bester Freund. Es ist über mich gekommen wie mit Himmelsmacht: Ich liebe Hedwig und ich werde sie heiraten!"

Ich war wie aus den Wolken gefallen, kein Gedanke hatte mir ferner gelegen als dieser. Egbert ließ mich nicht zu Worte kommen. Mit erregter Stimme fuhr er fort:

„Bist Du denn blind gewesen, Oskar? Aber freilich ich selbst war es ja bis zu den letzten Tagen, in denen die Erkenntniß dessen, was ich lange schon unbewußt empfunden, mit aller überwältigender Kraft in mir zum Durchbruch kam, in denen mir aber auch erst der ganze Reichthum ihres Herzens, die ganze Reinheit und Hingebung ihres Gemüths klar wurde. Und wie es denn kam, Oskar, bis ich erkannte, daß auch ich ihr, meiner Hedwig, nicht gleichgiltig sei, daß nicht nur der leere Schemen bloßer Dankbarkeit sie hierher geführt habe, wie soll ich Dir das schildern? Wenn sie mich nachts in tiefem Schlummer glaubte und leise an mein Bett herantrat und ich unbemerkt beobachten konnte, wie ihre lieben Augen auf mir ruhten, wie kann ich Dir das süße Gefühl beschreiben? Und endlich vergessen, als sie sich über mein Lager beugte und zaudernd dem vermeintlichen Schläfer einen Kuß auf die Stirn drückte und ich sie in meinen Armen hielt und ihr sagte, wie ich sie liebe, Oskar, Freund, welche Fülle von Glück schwellte da plötzlich meine Brust.

Ich trat zur Thür und sah in das Wohnzimmer, es war leer, Hedwig hatte augenscheinlich der Auseinandersetzung aus dem Wege gehen wollen, ihr feiner weiblicher Takt ließ sie vermeiden, Zeugen der leidenschaftlichen Ergüsse Egberts zu sein. Ich selbst befand mich in einer eigenthümlichen Lage: Auf der einen Seite sagte mir meine Kenntniß des Charakters meines Freundes, daß jeder Widerspruch seine einmal gefaßte Absicht nur reizen würde und zugleich hatte Hedwig meine Sympathie in so hohem Grade erworben, daß ich ihm im Grunde meines Herzens nur Glück wünschen konnte, auf der anderen Seite aber sah ich alle Schwierigkeiten voraus, welche jeder Versuch Egberts, den Gegenstand seiner Neigung heimzuführen, von Seiten der Seinen hervorrufen mußte und, ich gestehe es offen, der Gedanke zerriß mir das Herz, daß das junge Mädchen sich im Kampf mit derartigen Widerwärtigkeiten aufreiben sollte.

Ich machte Velten aus meinen Gedanken kein Hehl, er wies sie aber mit der kurzen Entscheidung: „Ich will es!" zurück und ich schwieg; was nutzt es auch einem Verliebten, mit Gründen zu begegnen. Jedenfalls mußte ich zunächst mit Hedwig selbst sprechen. Ich fand sie in ihrem Zimmer unter Thränen ihre kleine Habe in ein bescheidenes Köfferchen packend.

„Was müssen Sie von mir denken, Herr Doktor? Verdammen Sie mich nicht, weil meine Liebe in einem unbedachten Moment sich selbst vergaß? Wie habe ich", fuhr sie still weinend fort, „mit mir gerungen seit dem ersten Tage an, wo ich ihn sah, wie gekämpft gegen eine Neigung, die mein Verstand mir von vornherein als hoffnungslos, fast als sündhaft kennzeichnete. Es war vergeblich!"

Digitized by Google

Die Thränen rannen ihr die zarten Wangen hinab, sie sah fast schön aus in ihrem Herzensleid, denn daß ihr die Erkenntniß ihrer Liebe noch als tiefes Weh erschien, wie sie Egbert himmelhoch aufjauchzen ließ, darüber ließ sie mich nicht im Zweifel.

„Ich weiß", sagte sie, „daß was Herr von Velten mir im Rausch des Augenblicks zugeschworen, nie Wahrheit werden kann! Nicht als ob ich an seiner Liebe zweifelte, ich würde mich selbst verächtlich machen, wenn ich so klein von ihm dächte, aber ich kenne nur zu gut die Macht der Verhältnisse, die auch hier stärker sein wird, als sein Wille! Die arme, mittellose Waise, die verächtlich in den Ecken herumgestoßene Dienstmagd, die Sängerin in dem elenden Kellerlokal und der Freiherr von Velten: Glauben Sie mir, Herr Doktor, ich weiß, was der Abstand bedeutet und ich will ihm und auch mir die Demüthigung ersparen, an jenen erinnert zu werden."

„Hedwig, Sie unterschätzen Egbert und Sie denken zu gering von sich selbst."

„Nein, Herr Doktor, ich spreche nur aus, was Sie selbst wahrscheinlich auch empfinden, was jedenfalls die ganze Welt denken würde. Und nun lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen, das Bewußtsein, Egbert eine spätere Reue erspart zu haben, wird mir vielleicht über das Schlimmste hinweghelfen! Ich verlasse dies Haus in der nächsten Stunde und möchte Sie nur bitten, mir, wenn es Ihnen möglich ist, die versprochene Stellung zu verschaffen, Thätigkeit und Arbeit sagt man ja", sie lächelte trübe, „sind Heilmittel von nie versagender Kraft!"

Sie trocknete ihre Thränen und blickte mich mit bewundernswerther Entschlossenheit an, man sah dem armen Kinde an, daß ihr Herz in der Schule des Leidens gestählt worden war.

„Und Sie wollen Egbert nicht mehr sehen? fragte ich.

„Ersparen Sie es mir und ihm, Herr Doktor, auch meine Kraft hat ihre Grenzen, ich könnte schwach werden, wo ich stark sein soll!"

„Und so glaubst Du von mir scheiden zu können, glaubst wirklich, daß ich Dich ziehen lassen werde, wo ich Dich kaum gefunden?"

Erstaunt, erschrocken schauten wir uns um: da stand er, Egbert, in der weitgeöffneten Thür, im langen Krankenrock und gestützt auf einen schweren Stock, die freie Hand drückte er auf die wunde Brust, die sich hochaufathmend hob und senkte, das edle von der Krankenluft gebleichte Gesicht deckte eine fliegende Röthe.

Ich sprang auf, ihn zu unterstützen und machte ihm Vorwürfe über seine unverzeihliche Unvorsichtigkeit, welche die schlimmsten Folgen haben konnte. Er drängte mich ziemlich unsanft zurück.

„Was schert es mich, ob der elende Körper noch länger zusammenhält, wenn das Herz zerbrechen soll! Aber Du, Hedwig, bist Du wirklich dieselbe Hedwig, die mir gestand, daß sie mich liebte? Oder nennst Du das Liebe, was da zweifelt und zagt, wägt und klügelt, anstatt zu vertrauen? Hast Du Grund, mich für eine zaghafte Memme zu halten, der das Geträtsch alter Muhmen und Basen höher gilt, als ein Blick von Dir, ein Wort aus Deinem Munde?"

Seine Stimme klang grollend, aber seine Augen hingen mit unendlicher Liebe an dem armen Kinde, das leise zitternd den Kopf beugte.

„Ich habe es leider nicht für vollen Ernst genommen, wenn Du

Digitized by Google

mir in diesen Tagen wieder und immer wieder sagtest, Du müßtest mich verlassen, weil ich wußte, daß Du mich liebst", fuhr er fort, „weil ich mir nicht denken konnte, daß Deine Liebe vor Hindernissen zurückschrecken könnte, die mir eine Lust sind, weil ich sie um Deinetwillen vernichten will. Soll ich mir sagen müssen, daß ich mich getäuscht habe? Was Du hier dem Doktor, der sich da mein Freund nennt und Dich doch ruhigen Herzens ziehen lassen kann, als kraftvolle Entsagung schilderst, soll ich es Dir mit dem rechten Namen nennen: Schwäche ist es, Deiner unwürdige Schwäche!"

Hedwig schluchzte. „Du thust mir Unrecht, Egbert."

„Nein, Hedwig, ich thue Dir kein Unrecht. Ich weiß, daß Du glaubst, das Rechte getroffen zu haben, aber ich weiß auch vor allem, daß wir beide über die Trennung zu Grunde gehen würden. Ja, Bündnisse, wie sie unter der wohlwollenden Mitwirkung von Vettern und Tanten unter dem Fittich der sogenannten Gesellschaft geschlossen werden, die mögen wohl auseinander gehen, ohne daß die Herzen darüber erkranken, wenn sich aber zwei Herzen unter solchen Verhältnissen gefunden haben, wie die unseren, dann scheiden sie sich nicht, sie werden eins oder sie brechen. Hedwig, Geliebte, kannst Du es wirklich wahrmachen wollen, kannst Du mich verlassen?"

Eine tiefe schwüle Stille lag auf dem kleinen Gemach. Die nächste Minute schien sich mir zur Ewigkeit auszudehnen. Egbert lehnte matt gegen den Thürpfosten und sah erwartungsvoll auf das junge Mädchen, das mit gefalteten Händen an ihrer einfachen Lagerstätte stand und schwer mit sich kämpfte.

Endlich schaute sie auf; in ihren Augen lag der feuchte Glanz der letzten Thränen, ihre schlanke Gestalt bebte vor innerer Erregung. Leise, fast wie ein Hauch, aber doch mit dem Ausdruck fester Entschlossenheit rangen sich die wenigen Worte aus ihrer Brust.

„Ich werde Dich ewig lieben, Egbert, aber ich kann nicht anders, es muß sein!"

Ich sah Veltens hohe Gestalt wanken, ein dumpfer Aufschrei tönte aus seinem Munde, sein Haupt neigte sich, entsetzt sprang ich hinzu, das Schlimmste befürchtend, aber schon stand Hedwig an seiner Seite ihn umarmend und stützend, zugleich rief sie unter Thränen jubelnd:

„Nein, mein Geliebter, ich bleibe Dein, ewig Dein!"

O Du wunderbares räthselhaftes Menschenherz! Du allgewaltige Liebe!

Die Aufregung war gottlob für Velten ohne ernstliche Folgen geblieben, Freude und Glück sind ja das wunderbarste Heilmittel und der ganze Schatz unserer Mixturen und Tränke ist armselig gegenüber der Allmacht eines frohen Gemüths, das wissen wir Aerzte am besten.

So wie die Sachen nun einmal lagen, durfte Hedwig natürlich nicht im Hause Egberts bleiben, zumal seine weitere Pflege anstandslos von Heinrich besorgt werden konnte. Ich brachte sie in Uebereinstimmung mit den Wünschen meines Freundes zu einer entfernten Verwandten von mir, Frau Dr Bern, einer alten liebenswürdigen Dame, welche sich des jungen Mädchens mit liebevollem Herzen annahm. Täglich in den Nachmittagsstunden begleitete ich beide Damen zu Egberts Krankenlager,

Digitized by Google

und einige Stunden frohen Zusammenseins eilten den glücklich Liebenden wie im Fluge dahin. Hedwig lebte ordentlich auf, ihre blassen Wangen färbten sich in dem kräftigen Ton der Gesundheit und des Glücks und ihre Augen leuchteten voll innerer Zufriedenheit, die Bilder einer trüben Zukunft, wie jene sie sich bisher fast zu dunkel in die Ferne blickend, ausgemalt, schienen vom Horizont hinweggescheucht, sie schwelgte vorläufig im goldenen Glück der Gegenwart und an die Stelle bangen Zweifels, war ersichtlich volles Vertrauen, wie Egbert es forderte, getreten.

Velten war fast ganz wiederhergestellt, er durfte schon gestützt auf den Arm des Dieners kurze Ausgänge unternehmen und fühlte seine Kräfte von Tag zu Tag mehr wiederkehren. Eines Tages sprach er unerwartet bei mir vor und bat mich um eine Unterredung, wir fanden in seiner Wohnung ja fast nie Gelegenheit, uns allein zu sprechen.

Ich hatte eigentlich schon lange auf die Mittheilung dessen gewartet, was er mir zu sagen kam und ich gestehe es, mit bangen Ahnungen.

Er erzählte mir, daß er seiner Mutter geschrieben, daß er ihr mit dem offenen Freimuth des Sohnes, die Ereignisse der letzten Wochen berichtet und sie um ihre Zustimmung zu seiner Heirat gebeten habe. Anstatt der erwarteten Antwort sei die alte Dame trotz ihrer Kränklichkeit gestern selbst von Schloß Burkau nach der Hauptstadt gekommen und habe ihn heute in den Morgenstunden aufgesucht. Er überging mit kindlichem Zartsinn die wahrscheinlich bei den Anschauungen seiner Mutter, die übrigens, wenn man gerecht sein will, von ihrem Standpunkt aus kaum anders handeln konnte, recht unerquicklichen Auseinandersetzungen mit derselben und theilte mir nur mit, daß sie ihm die erbetene Einwilligung auf das Entschiedenste verweigert habe.

„Ich wußte leider im voraus", fuhr er fort, „daß es nicht anders kommen werde, daß Du mich so ruhig siehst, mag Dir Beweis dafür sein, daß ich mich auf diese traurige Wahrscheinlichkeit, die ich darum wahrhaftig nicht minder tief und schmerzlich empfinde, vorbereitet hatte. Ich bin ganz selbstständig und der Widerspruch meiner Mutter ändert an meinen Beziehungen zu Hedwig nicht das mindeste, sie wird noch in diesem Monat die meine! Ich hoffe, ja ich kann wohl sagen, ich weiß, daß meine Mutter uns später, vor allen wenn sie Hedwig näher kennen lernt, die Zustimmung, die sie uns jetzt im ersten Aufbrausen entzieht, nicht vorenthalten wird, ich müßte das Mutterherz nicht kennen, wenn es anders wäre! Es schmerzt mich nur tief, daß der Segen der Mutter Hedwig an unserem Hochzeitstage fehlen soll, sie, die selbst Waise ist, wird es am bittersten empfinden! Und ich möchte Dich deshalb bitten, sie vielleicht durch Frau Dr. Bern, die meine und ich weiß, auch ihre volle Sympathie hat, darauf vorbereiten zu lassen — eine Frau weiß leichter den versöhnenden Ton zu finden, der hier nothwendig, als wir Männer!"

Ich versprach gern, mein möglichstes zu thun und wir fuhren zusammen nach der Wohnung der beiden Damen, Egbert in dem ganzen Glück eines Liebenden, in dessen Freudenkelch der eine Wermuthstropfen noch nicht vergiftend gewirkt, ich mit recht bangem Herzen.

Frau Dr. Bern kam uns im Entree entgegen, sie war sichtlich bestürzt, faßte sich aber schnell und bat Velten, einen Moment im Salon

Digitized by Google

zu verziehen, Hedwig sei soeben ausgegangen; sie selbst sei nicht ganz wohl und wünsche meinen ärztlichen Rath. Wir traten in ihr kleines Boudoir.

„Ich konnte es Herrn von Velten nicht mittheilen", flüsterte sie mir in heftiger Erregung zu, „wir müssen ihn allmählich darauf vorbereiten — Hedwig ist fort!"

Ich glaubte zu träumen, das Blut stieg mir in die Augen, ich mußte mich auf die Lehne des Fauteuils stützen, an dem ich stand.

„Wie? Aber das ist ja unmöglich!"

„Und doch ist es so!" Sie erzählte in fliegender Hast. „Wir hatten gerade unser kleines Diner beendet, als es klingelte, Hedwig öffnete selbst, ich stand in der Thür des Wohnzimmers und hörte nur, daß eine wohllautende Damenstimme fragte: „Ist Fräulein Hedwig Belgern zu sprechen? Sind Sie es vielleicht selbst, mein Kind? Ich bin Frau von Velten?" Hedwig faßte mit der Hand nach der Brust, trat aber sofort zurück und bat den Besuch, eine sehr distinguirt aussehende ältere Dame, in ihr Zimmer einzutreten. Sie blieben wohl eine halbe Stunde zusammen, dann hörte ich, wie Hedwig die Dame an die Thür geleitete und sich dann in ihrem Zimmer einschloß. Eine entsetzliche Unruhe erfaßte mich, ich klopfte mehrere Male an ihre Thür, sie antwortete mir aber stets, sie könne noch nicht öffnen. Endlich, es mochten wohl anderthalb Stunden seit dem Fortgang des Besuchs vergangen sein, mir schien es wie eine Ewigkeit, trat sie, ihr kleines Köfferchen in der Hand, heraus; sie sah sehr verweint, aber ganz gefaßt aus, umarmte mich, dankte mir mit innigen Worten für alle unverdiente Freundlichkeit, wie sie sagte, als ob man solch lieben Wesen anders als mit freundlichem Herzen begegnen könnte, und erklärte, daß sie mich sofort und auf Nimmerwiedersehen verlassen müsse. „Auf meinem Schreibtisch", setzte sie hinzu, „liegt ein Brief an meinen Bräutigam — an Herrn von Velten, wollte ich sagen, den Sie ihm wohl geben; ich bitte Sie auch, den Herrn Doktor (Sie meinte Dich natürlich) noch meine herzlichsten Empfehlungen und meinen innigsten Dank zu bestellen!" Wir konnten beide vor Thränen nicht sprechen, den wenigen Worten, die ich fand, Sie zum bleiben zu bewegen, begegnete sie mit entschiedenem Kopfschütteln. Sie schloß mich noch einmal herzlich in die Arme und dann hörte ich sie langsam die Treppe hinuntersteigen, während ich selbst wie betäubt dastand."

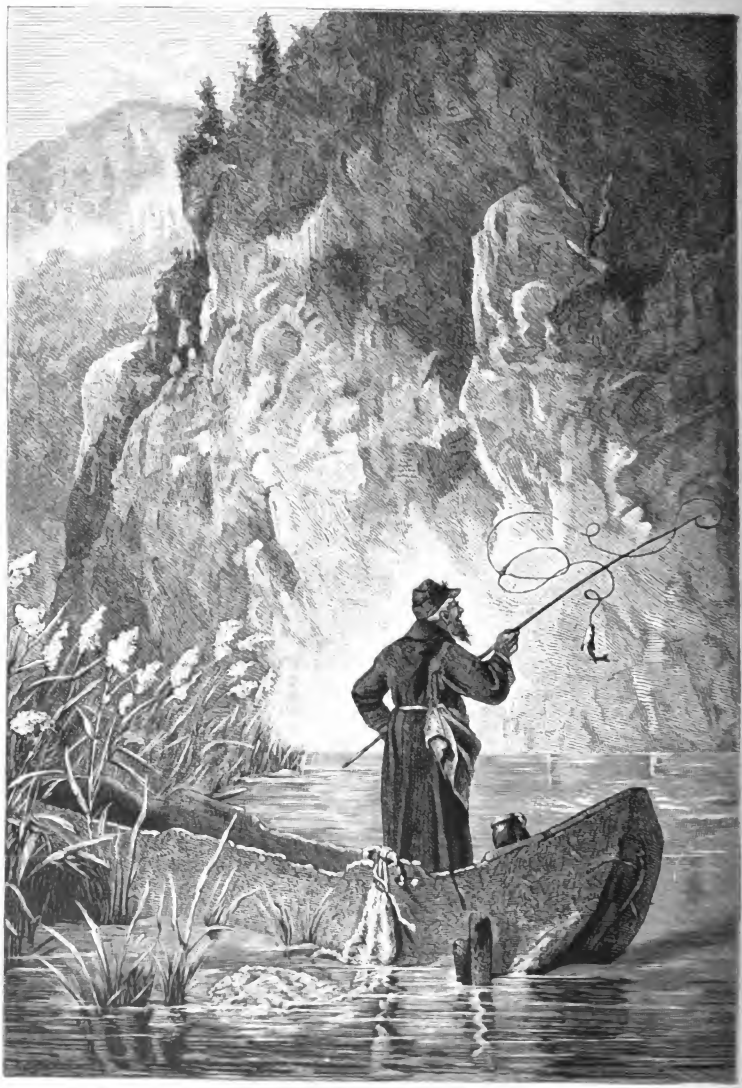
„Und Du ließest sie wirklich gehen, Du eiltest ihr nicht nach, um wenigstens ihre Spur zu verfolgen! Tante, das verzeihe Dir der Himmel!"

„Urtheile doch nicht so vorschnell, Oskar, sondern denke Dich in meine Lage. Ich war von alledem so überrascht, daß ich im ersten Augenblick gar keinen Entschluß fassen konnte. Eine kostbare Minute verging und als ich ihr nachstürzte und die Hausthür öffnete, sah ich sie gerade von dem Droschkenstand gegenüber abfahren. Es war zu spät."

„Aber sie ist ganz ohne Geld, wo will die Unglückliche hin?

„Ganz ohne Geld wohl nicht, aber jedenfalls sind ihre Mittel sehr gering, sie hat in der letzten Zeit trotz meiner Einreden für ein Geschäft gearbeitet und ist daher jedenfalls wenigstens im Besitz einer kleinen Summe, die ihre Existenz auf einige Tage sicher stellt. Die Geschenke Veltens freilich hat sie alle in ihrem Zimmer zurückgelassen, selbst den

Digitized by Google



Ein Fischfang für den Fasttag.

Nach dem Originalgemälde von Karl Naumann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlobungsring! Aber das nächste ist doch wohl, daß wir ihn in schonender Weise in Kenntniß setzen!"

Es war eine schwere Freundespflicht! Egberts Verzweifelungsausbruch grenzte an Wahnsinn. Bald tobte er wie ein Rasender, bald weinte er wie ein Kind, es war herzzerreißend.

Den Brief Hedwigs wollte er zuerst gar nicht sehen, um ihn nachher mit Küssen zu bedecken. Derselbe enthielt übrigens nur wenige Zeilen: „Mein Egbert", schrieb sie. „Ich gehe von Dir, weil ich einsehen gelernt habe, daß unsere Verbindung ein Unglück für Dich wäre und weil ich Dich zu sehr liebe, als daß ich dies ertragen könnte. Vergiß das Mädchen, das der Zufall auf Deinen Weg führte, und werde glücklich, so glücklich, als dies für Dich vom Himmel erfleht Deine Hedwig."

Nur sehr langsam gewann in Velten ruhige Ueberlegung wieder Raum, während er aber zu kombiniren versuchte, was zwischen seiner Mutter und Hedwig vorgegangen sein könne, entwarf er zugleich Pläne, die Spur der letzteren zu verfolgen. Aber wo für ihr Verbleiben einen Anhaltepunkt finden? Wenn sie auch voraussichtlich mindestens vorläufig durch ihre Mittellosigkeit gezwungen war, in Berlin zu bleiben, wie schwer würde es sein, in der großen Stadt ihren Zufluchtsort zu entdecken. Und was war damit gewonnen, wenn es wirklich gelang? Doch daran dachte Egbert vorläufig nicht.

Er entschloß sich zunächst, nach dem Hotel seiner Mutter zu fahren und verlangte bestimmt, daß ich ihn begleiten solle; so peinlich mir es war, Zeuge der Auseinandersetzungen zwischen Mutter und Sohn zu werden, er ließ keinen Widerspruch gelten. Wir fanden Frau von Velten zur Abreise gerüstet.

Egbert schaute sie lange schweigend — traurig an, ehe er Worte fand.

„Mutter, daß Du mir, daß Du Dir das gethan hast?"

Die alte Dame richtete sich hoch auf. „Was ich gethan habe, kann ich vor Dir und einst vor meinem höchsten Richter verantworten, ich meine aber", sie deutete, sich leicht gegen mich neigend, auf mich, „daß wir besser unter vier Augen besprechen, was zu besprechen ist. Sie verzeihen, mein Herr!" setzte sie wie entschuldigend hinzu.

Ich wollte mich zurückziehen, aber Egbert ergriff meine Hand und hielt mich fest. „Du bleibst", sagte er entschieden. „Oskar ist mein Freund, Mama, und hat sich stets als solcher bewiesen, ich habe keine Geheimnisse vor ihm und wünsche ihn als Zeugen dessen, was ich Dir zu sagen habe!"

Frau von Velten zuckte die Achseln.

„Wie Du wünschest, mein Sohn. Ich brauche das Urtheil der Welt über meine Handlungsweise nicht zu scheuen, ich habe nur meine mütterliche Pflicht erfüllt."

Egbert lachte bitter auf. „Du nennst es eine mütterliche Pflicht, wenn Du Deinen Sohn unglücklich machst, sein ganzes Leben mit einem Schlage zertrümmerst?"

„Ich hoffe, Du wirst nach einiger Zeit anders darüber urtheilen! Uebrigens kann ich Dich versichern, daß jene — Dame freiwillig gegangen ist. Ich muß ihr das Lob ausstellen, daß sie sich der Logik meiner Gründe nicht zu entziehen versucht hat!"

Digitized by Google

„Der Logik Deiner Gründe! Ich kann mir denken, wie Du mit unbarmherziger Schärfe dem armen geliebten Weibe das Bild einer Zukunft ausgemalt hast, die sie um meinetwillen schaudern machen mußte, ein Bild, das doch nur in Deiner Phantasie existirt!"

„Ich will Deiner Erregtheit diese Worte zu gute halten. Ich habe dem Fräulein nur gesagt, was die Wahrheit ist, daß wir sie nie anerkennen würden, daß sie Deine Carriere im Staatsdienst unmöglich mache, daß Du endlich, wenn der Rausch des Augenblicks verflogen, ihrer überdrüssig werden würdest!"

„Und das nennst Du die Wahrheit, Mutter? Und vergaßest Du ganz, daß Hedwig mich mit der aufopferndsten Liebe gepflegt, daß —"

„Die Dienste, die sie an Deinem Krankenlager verrichtete, waren ihr im besten Falle von einem Gefühl der Dankbarkeit diktirt, wie sie Deine, gelinde gesagt, etwas leichtsinnige Handlungsweise in dem überspannten Mädchenkopf erzeugt hatte, ich habe übrigens versucht, sie dafür pekuniär zu entschädigen!"

„Ich bitte Dich, Mama, sprich nicht davon, schon der Gedanke, daß Du Hedwig für fähig hieltest, Geld anzunehmen, empört mich!"

„Sie war allerdings unpraktisch genug, mein Anerbieten abzulehnen, wie ich überhaupt der Wahrheit nach, es ist mein Stolz, daß ich immer wahr gewesen bin, mir selbst und anderen gegenüber, nur sagen kann, daß ich von meiner ersten Ansicht, das Mädchen habe eine berechnende Rolle gespielt, zurückgekommen bin."

„Und dennoch —"

„Und dennoch, Egbert, mußte es sein. Ich kenne die Welt dreißig Jahre länger als Du und ich weiß, daß Ihr tiefunglücklich geworden wäret. Gleichheit der Lebensstellung ist die erste Vorbedingung —"

„Es ist unnöthig, darüber zu streiten, Mama! Ich kam auch wahrlich nicht deshalb hierher, sondern allein um Dich um Beantwortung einiger Fragen zu ersuchen, die Du mir wohl nicht verweigern wirst!"

„Frage!"

„Hast Du eine Ahnung, wohin sich Hedwig gewendet hat?"

„Nein."

„So werde ich sie trotzdem selbst zu finden wissen! Und nun, Mutter, höre mich, es ist mein letztes Wort: Ich weiß, daß Hedwig, wenn ich sie gefunden habe, nicht widerstreben wird, mein Weib zu werden trotz Deiner logischen Gründe, denn die Macht unserer Liebe wird doch stärker sein, als deren gekünsteltes Gebäude! Wenn sie aber mein Weib ist, wenn Du der vollendeten Thatsache gegenüberstehst, wirst Du auch dann Deine Entscheidung nicht ändern, wirst Du mir, uns auch dann noch Deinen Segen vorenthalten? Antworte noch nicht, Mama! Bedenke, geliebte einzige Mutter, daß Du damit eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Dir und Deinem einzigen Sohne aufrichtest, daß Du das innige Verständniß, das stets zwischen uns geherrscht und das uns so glücklich gemacht hat, mit einem Schlage zertrümmerst. Willst, kannst Du Dir den Sohn, mir die Liebe der Mutter rauben? Und weshalb? Ich habe Dir Hedwigs Vorleben, ihr Denken und Sinnen ohne jedwedes Hehl enthüllt, findest Du einen Flecken daran, wenn Du anders nicht Armuth und Unglück als einen Makel bezeichnen willst? Ihre Geistes- und Herzensbildung ist bewundernswerth und vor allem: Ich

Digitized by Google

liebe sie! Mama, geliebte Mama, sprich, sage mir, daß Dich der unglückliche Schritt, den Du in der ersten Uebereilung gethan, gereut und ich will es Dir auf den Knieen danken, will Deines Opfers als gehorsamer, dankbarer Sohn gedenken so lang ich lebe!"

Egbert hatte in tiefer Erregung gesprochen, er streckte beide Hände wie flehend zu seiner Mutter aus, eine Thräne rann über seine Wange. Aber auch Frau von Velten kämpfte sichtbar, endlich riß sie sich wie aus einem tiefen Traum empor und ihren Sohn mit einem Blick unendlicher Liebe ansehend, sagte sie fest: „Um Deinetwillen, Egbert, ich kann es nicht!"

Velten schlug beide Hände vor die Augen. Dann wandte er sich kurz um und mit einem scharf hervorgestoßenen: „Du hast es gewollt, Mutter, leb wohl!" schritt er der Thür zu.

Als wir draußen waren, stöhnte er tief und drückte krampfhaft meine Hand. „Mit der Geliebten auch die Mutter verloren, es ist zu viel, zu viel!" Dann sprach er nie mehr von der Scene mit der Mutter, er schien selbst der Erinnerung aus dem Wege gehen zu wollen.

Mit fieberhaftem Eifer warf er sich dagegen auf die Wiederauffindung Hedwigs. Unterstützt von einem ihm vom Polizeipräsidium gestellten, sehr gewandten Beamten durchging er sämmtliche Wohnungsanmeldungen, fuhr persönlich in allen Hotels und Absteigequartieren herum, suchte die Nummer der Droschke zu ermitteln, in welcher Hedwig von der Wohnung der Frau Dr. Bern weggefahren war, alle seine Versuche waren aber vergebens. Vergebens waren auch meine Erkundigungen in allen Krankenhäusern der Residenz, meine Nachfragen bei den Kollegen, ob sich nicht eine junge Dame, deren Erscheinung auf Hedwig Belgern passen könne, als Pflegerin angeboten habe, vergebens endlich eine oft wiederholte Annonce, in der ich (natürlich ohne Namensnennung) eine Pflegerin für eine alte kranke Dame verlangte; hunderte meldeten sich, aber die Gesuchte war nicht unter ihnen.

Wochen vergingen. Ich begann fast zu verzweifeln, aber Egberts Zuversicht war unüberwindlich. „Mein Herz sagt mir, daß ich Hedwig wiederfinden werde", entgegnete er, wenn ich erlahmen wollte, konnte ich ihm den Glauben, die frohe Hoffnung, der er allein noch lebte, nehmen?

Endlich brachte uns Frau Dr. Bern auf einen neuen Gedanken. Sie erinnerte uns an die Tapisseriehandlung, für die Hedwig in der letzten Zeit gearbeitet hatte, und regte die Idee in uns an, daß das junge Mädchen vielleicht dort wieder Arbeit gesucht habe oder suchen würde. Wir eilten mit meiner Tante nach dem Geschäft und wer beschreibt Veltens Glück, als der Besitzer versicherte, daß die Dame, welche bereits früher mit unserer Begleiterin in seinem Laden Arbeiten abgeliefert habe, vor einigen Tagen bei ihm gewesen sei und neue Aufträge erbeten hätte. Zwar habe er sie augenblicklich nicht beschäftigen können, aber ihre Adresse zurückbehalten, die er uns nach einigen Zögern einhändigte. Wir hätten freilich in Berlin lange suchen können, sie hatte sich nach Lichterfelde, einem Dorfe in der Umgebung, geflüchtet.

Ich kann kurz sein mit dem, was mir noch zu erzählen bleibt. Der nächste Zug führte uns hinaus und mühsam nur konnte ich Egberts von der Liebe beflügelten Schritten folgen, mit denen er ihrer Wohnung zustürzte. In einer ärmlichen Dachkammer fanden wir sie. Ich werde

Digitized by Google

das Wiedersehen nie vergessen. Es dämmerte schon, als wir auf ihr leises „Herein“ in das kleine Zimmerchen traten; sie saß am Fenster und schien soeben eine angefangene Arbeit aus der Hand gelegt zu haben.

„Hedwig, meine Hedwig“, schrie Egbert auf.

Sie richtete sich starr empor, ich glaubte sie taumeln zu sehen, aber schon hielt er sie in seinen Armen und küßte die leise Widerstrebende mit der ganzen Glut seiner leidenschaftlichen Liebe. „Habe ich Dich wieder, Du süße Böse, habe ich Dich wieder!“

Und sie legte den blonden Kopf an seine Brust und blickte thränenden Auges zu ihm auf. „Keine Macht der Welt, Egbert, hätte mich zu Dir gebracht! Aber jetzt, wo Du mich, wie ich mich auch verborgen, gefunden hast, wo ich Dich wiedersehe, fühle ich doch: Stärker als wir alle ist die Liebe! Wie es auch kommen mag, ich bleibe Dein!“

Zwei Jahre sind seitdem vergangen; im letzten Sommer habe ich sie besucht auf ihrer herrlichen Villa am Genfer See und einige frohe Wochen mit ihnen verlebt. Sie sind so glücklich, wie sie es verdienen, das sagt alles. Nur eins fehlte Egbert zur völligen Zufriedenheit, seine Mutter war bisher unversöhnlich; aber wunderbar, sie, die jedem Versuch einer Annäherung aus dem Wege ging, ließ mich, als sie neulich in der Residenz war, zu einer Konsultation nach ihrem Hotel rufen, mich, der ich keineswegs zu den Autoritäten unserer Stadt gehöre. Und ihr Leiden war, so schien mirs, kaum der Rede werth, wohl aber brachte sie mich mit der Gewandtheit der Dame von Welt auf die Villa in der fernen Schweiz und deren Bewohner zu sprechen und ich mußte ihr ausführlich über alles berichten, was ich dort gesehen und erlebt. Und auf ihrem Arbeitstisch lagen in einem kleinen Körbchen Stickereien und Häkelarbeiten, so zierlich und klein, wie sie nur ein zartes Baby brauchen kann. „Für einen nahen Verwandten“, meinte sie lächelnd, als ich die niedlichen Dingelchen so beiläufig bewunderte! Wer weiß! wer weiß?“

Digitized by Google

Carmen Sylva.

Gar oft ist die Frage aufgeworfen worden, woran es liege, daß unter all den Frauen, die durch Geburt und Erziehung berufen scheinen, eine hervorragende Stellung einzunehmen, nur wenige sich zu der Geistes-höhe emporarbeiten, für die die Vorbedingungen in ihrem Leben so reich und allseitig gegeben sind.

Königin Elisabeth von Rumänien ist eine jener seltenen Frauen, die es verstanden, die Vorzüge, die ihnen ein gütiges Geschick in die Wiege gelegt, zu verwerthen; die Welt kennt sie als Dichterin und Schriftstellerin, ihr Volk verehrt sie als die bravste, pflichttreueste Landes-mutter, wenige aber wissen, durch welche Verkettung von Umständen und Zufälligkeiten die Fürstin gerade zu der Bedeutung gelangt ist, die ihr heute in der Reihe der idealsten, thatkräftigsten und liebenswürdigsten Fürstinnen einen hervorragenden Platz gesichert hat.

Der Königin jüngstes Werk, das sie unter dem Titel „Leiders Erdenwallen" veröffentlicht hat, giebt uns einigermaßen Aufschluß. Viele, die es gelesen, werden sich gefragt haben: Wie kommt es, daß eine in der Blüte des Lebens stehende, allgemein verehrte Fürstin, der alle guten Genien verschwenderisch ihre Gaben in den Schoß gelegt, mit so prägnanten Farben, so herzergreifenden Worten „Leiders Erdenwallen" schildern kann? Die hohe Frau kennt leider das Leiden eingehender als die Freude, sie versteht es, psychologisch zu ergründen, seine Einwirkung auf der Menschen Thun, auf ihre Entwickelung, ihr Geistes- und Ge-müthsleben klar, wie ein Arzt der Seele zu beleuchten.

Die Welt ist vielfach in dem Vorurtheil befangen, daß diejenigen, die das Glück haben, auf den Höhen des Lebens zu stehen, das Leiden von sich fern halten können. Krankheit und Tod sind aber gar schlimme Gesellen, die verwegen ihre Hand dem Fürsten wie dem Bettler entgegenstrecken und ihren Tribut fordern. Königin Elisabeth hätte viel-leicht nie als Carmen Sylva zu uns gesprochen, wenn Tod und Krank-heit ihr nicht ihr Liebstes genommen, in ihrer Jugend den heißgeliebten Bruder, den ein organisches Leiden elf lange Jahre quälte, dann den Vater, den sie als Ideal eines hochbegabten, seltenen Mannes verehrte und, da sie bereits den Thron einnahm, ihr einziges Kind. Die Feder war ihr, da sie kaum den Kinderjahren entwachsen war, bereits eine liebe Vertraute; in großen albumartigen Büchern pflegte Prinzessin Elisabeth den Gedanken und Gefühlen, die sie bewegten, Ausdruck zu geben. Ihr bereits früh aufs Hohe und Edle gerichteter Sinn kannte keine Ruhe; schon als Kind war sie unermüdet thätig, bald bei ihren Büchern, bei weiblichen Handarbeiten, in der Dorfschule (es war ihr

Digitized by Google

Ideal, Dorfschulmeister zu werden), im Kuhstall, auf dem Kartoffelfelde, wo die Prinzessin selbst Hand anlegte.

Den ersten Unterricht erhielt Prinzessin Elisabeth von ihren Eltern; schon im sechsten Jahre sprach sie außer ihrer Muttersprache französisch und englisch, dichtete in beiden Sprachen und wurde, da sie überaus scharf und korrekt dachte, als ein kleines Wunderkind angestaunt. Als die fürstliche Familie im Jahre 1850 von Schloß Wied nach Bonn übersiedelte, da der kranke Bruder stets unter Aufsicht des Arztes bleiben sollte, der ihn in seinen ersten Lebensstunden operirt, ward Prinzessin Elisabeth der erklärte Liebling des greisen Ernst Moritz Arndt, dessen begeisterten patriotischen Reden sie, obschon sie sie nur halb verstand, in wahrer Verzückung lauschte.

Damals begann, weil Mutter und Bruder andauernd krank waren, eine ernste Zeit für die die Leiden der ihrigen theilnahmvoll mitfühlende Fürstentochter. Viele Jahre später, als sie selbst krank im Königsschloß an der Donau darniederlag, schrieb sie für die ihrigen die Erlebnisse jener Zeit; das Buch ist eins der ergreifendsten, psychologisch werthvollsten; Carmen Sylva hat da nicht nur als gewandte Schriftstellerin geschrieben, es ist uns, als habe sie die Feder in ihr Herzblut getaucht; wir leben, fühlen und trauern mit ihr, lernen den idealen Sinn, der in der Familie herrschte, kennen, den Geist der Liebe, der Frömmigkeit und Duldung, der das Fürstenschloß wie ein göttlicher Hauch durchwehte.

Elf lange Jahre war der Bruder an das Krankenbett gefesselt und in diese elf Jahre fällt die geistige Entwickelung der Prinzessin. Ihr Vater, Fürst Herrmann von Wied, war damals mit der Herausgabe eines bedeutenden Werkes: „Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung", beschäftigt und versammelte in seinem Schlosse einen Kreis von Gelehrten und Künstlern, der wie die ganze Atmosphäre des Hauses anregend auf die junge Fürstentochter wirken mußte.

Seit ihrem dreizehnten Jahre erhielt sie ihren Unterricht nur von Lehrern oder vom Fürsten selbst, dessen Hauptvergnügen es war, bildend und veredelnd auf sein Kind einwirken zu können. Um der lebhaften, fast glühenden Phantasie der Prinzessin nicht zu viel Nahrung zu geben, war ihr alle Romanliteratur fern gehalten; erst in ihrem neunzehnten Jahre durfte sie abends nach den Theestunden ihren ersten Roman „Soll und Haben" lesen, dem gar bald Ivanhoe, the wide, wide world, und all jene Werke folgten, die die Tageskritik als neu und lesenswerth empfohlen hatte. Carmen Sylva hat die bei Frauen sonst seltene Gabe, viel und schnell lesen zu können und das Gelesene stets im Geiste gegenwärtig zu haben. Ohne zu ermüden kann sie wohl täglich drei Bände eines Romans durchlesen; ihr ist und war von je die frühe Morgenstunde die liebste Arbeitszeit, die sie gewissenhaft wie wenige auszunützen versteht.

Bereits in ihrem elften Lebensjahre begann die kleine Prinzessin mit eignen, schriftstellerischen Versuchen, mit vierzehn Jahren versuchte sie sich in einem Drama, dann in Novellen, Märchen und Skizzen, die sie lebenswahr und mit der ihr eigenen Schärfe des Geistes kurz und prägnant zu geben weiß. In allem was sie schreibt, dokumentirt sich eine große Welt- und Menschenkenntniß, die sie, wie sie in ihrer Bescheidenheit gern eingesteht, den Reisen, die sie mit der geistreichen Groß-

Digitized by Google

fürstin Helene von Rußland gemacht, verdankt. Nach dem Tode ihres Vaters lebte die Prinzessin abwechselnd auf ihrem Schlosse Monrepos, in Neapel, Petersburg und am Hofe der ihr verwandten schwedischen Königsfamilie; hier eignete sie sich vollständige Kenntniß der schwedischen Sprache an, so daß sie die Frithjofssage im Urtext lesen konnte.

Damals schrieb und dichtete die Prinzessin viel, doch kam es ihr nie in den Sinn, ihre Poesien veröffentlichen zu wollen.

Erst im Jahre 1880 entschloß sie sich, dem Drängen ihrer Freunde nachgebend, zwei Dichtungen „Sappho" und „Hammerstein" als Manuskript drucken zu lassen; beide wurden von der Kritik warm aufgenommen und begründeten den Ruf der fürstlichen Dichterin.

Ehedem war es der Wunsch der Prinzessin gewesen, unvermält zu bleiben. Ihre Verwandten und Freunde, die sie in Anbetracht ihrer glänzenden Geistesgaben gern auf einem von Europens Thronen gesehen hätten, suchten ihr wiederholt all die Vortheile, die ihrer harrten, nahe zu legen, wenn sie diesem oder jenem Kronprätendenten, der um ihre Hand warb, Gehör schenken wolle.

„Ach was, ein Thron!" entgegnete Prinzessin Elisabeth, „der einzige, der mich anziehen könnte, wäre der rumänische, denn dort gäbe es noch etwas für mich zu thun!"

Als im Jahre 1869 Fürst Karl von Rumänien der vielumworbenen Turandot Herz und Hand bot, willigte sie ein, ihm zu Liebe ihre Freiheit aufzugeben. Selten hat es eine Fürstin verstanden, so der gute Genius ihres Volkes zu werden, wie Königin Elisabeth.

Unermüdet sorgt sie für Schulen, Volksküchen, Bewahranstalten, Ausbildung von Krankenpflegerinnen ꝛc. Die große rumänische Wohlthätigkeitsgesellschaft „Société de bienfaisance" ist ihr Werk; alljährlich werden durch dieselbe mehrere Bälle veranstaltet, deren Ertrag zur Holzvertheilung an Arme bestimmt ist. Aus eigenen Mitteln hat die Königin eine Stickereischule gegründet, in der armen Mädchen die nationalen Arbeiten gelehrt werden; die rumänischen Stickereien sind bekanntlich von wunderbarer Schönheit und werden zum Nationalkostüm in großer Menge benöthigt. Man weiß es der Königin Dank, daß sie die Landestracht selbst mit Vorliebe trägt und selbige zu allen großen Bällen der Société de bienfaisance zur Vorschrift gemacht hat. Hunderte fleißiger, kunstgeübter Frauen finden dadurch lohnenden Erwerb.

Alle Bestrebungen der Königin waren von je darauf gerichtet, das Selbstgefühl im Volke zu heben und die Industrie im Lande zu fördern. In diesem Sinne hat sie unlängst einen offenen Brief an den Minister gerichtet, in welchem sie denselben auffordert, ihr behilflich zu sein, die Weberei im Lande dadurch zu heben, daß ein sicherer Absatz garantirt wird, was nur möglich ist, wenn der Bedarf für die Armee, die Spitäler und Gefängnisse im Lande producirt und verarbeitet wird. In kürzester Zeit nahm dann diese Industrie einen eminenten Aufschwung, Webeschulen wurden gegründet, die verlassenen Webstühle verbessert und in Bewegung gesetzt; außerdem wurden in der Hauptstadt 4—500 arme Frauen regelmäßig mit Näharbeit versehen, die, wenn auch aus den Händen der Aermsten hervorgehend, an Dauerhaftigkeit und Reinlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Die alljährlich stattfindenden, durch die Königin bewerkstelligten

Digitized by Google

Holzvertheilungen an Arme, die Speisungen armer Schulkinder in eigens für sie errichteten Speiseanstalten, die Sorge der Königin für Spitäler und Lazarethe, haben ihr Thun und Wirken schon jetzt zur Legende gemacht. Die Bevölkerung spricht von ihr mit einer Verehrung, die sonst nur Heiligen gezollt wird.

Besonders in den Kriegsjahren von 1877 bis 1878 war die hohe Frau allen anderen voran von nie ermüdender Opferwilligkeit. Aus ihrer Schatulle hat sie ein Lazareth für 100 Verwundete unterhalten; sie selbst wohnte vielen Operationen bei und oft gelang es nur ihrem Zuspruch, einen Verwundeten zu der nöthig gewordenen Operation zu bewegen. Mancher wollte nur von ihr das schmerzbetäubende Chloroform gespendet haben und alle, denen sie in schweren Stunden nahe trat, nahm das dankbarste Andenken an sie mit in die Heimat zurück.

Dem in jenen Kriegsjahren tief empfundenen Mangel an barmherzigen Schwestern suchte die Königin nach wiedergewonnenen Frieden dadurch abzuhelfen, daß sie Schulen für Krankenpflegerinnen gründete, in Wort und Schrift, auch dadurch, daß sie Subventionen von der Regierung erlangte, für dieselben wirkte.

Die hohe poetische Begabung der Königin, die sich in bedeutenden poetischen Werken manifestirt hat, ist jüngst in einem, der poetischen Königin gerecht werdenden Artikel im „Salon" gewürdigt worden. Mit tiefer Empfindung und scharfem durchdringenden Geist sucht die königliche Dichterin die höchsten Probleme des Menschenthums zu behandeln, es ist die Poesie der Idee, die aus den Dichtungen Carmen Sylvas spricht.

Was die Königin einzelnen in den verschiedensten Lebenslagen thut, darf hier keine Stelle finden, aber ihre milde Hand ist stets offen und sie kennt nur ein Bedauern, nicht jedem und nicht nachhaltig helfen zu können. Aber vielen ist sie nicht nur Helferin, sondern auch Trösterin geworden und verdient es im wahren Sinne des Wortes, wenngleich selbst kinderlos, die Mutter des Volkes zu heißen.

Ida Barber.

Digitized by Google

Verschollene Thiere.

Von Dr. Franz Schlegel.

„Es ist eine unbezweifelte Thatsache" — sagt Pöppig, bekannt durch jahrelange Reisen in Amerika — „daß der kupferfarbene Mensch die Verbreitung europäischer Civilisation nicht in seiner Nähe verträgt, sondern in ihrer Atmosphäre, ohne durch Trunk, epidemische Krankheiten oder Kriege ergriffen zu werden, dennoch wie von einem giftigen Hauche berührt ausstirbt." Er bezeichnet die Indianer Amerikas als einen von der Natur selbst dem Untergange geweihten Zweig unseres Geschlechts. „In den leergewordenen Raum — fährt er fort — tritt eine geistig vorzüglichere, beweglichere aus dem Osten stammende große Familie. Wie diese ihrer Bestimmung gemäß zur allgemeinsten Ausbreitung gehorsam sich ausdehnt und die entlegensten Wildnisse sich unterwirft, so legt die Urbevölkerung zum Todesschlafe sich nieder und verschwindet selbst aus dem Gedächtniß des neuen Volkes. In weniger als einem Jahrhundert wird vielleicht die Forschung über die ersten Bewohner eines ganzen Welttheils dem Gebiete der Archäologie überwiesen werden müssen und dann erst wird das Tragische und Räthselhafte ihres Schicksals begriffen und tief empfunden werden."

Thatsache ist, die Ureinwohner Amerikas sind seit Entdeckung des Welttheils von sechzehn Millionen auf zwei Millionen zusammengeschrumpft. Allerwärts aber, wo die Kultur den Naturvölkern als Macht nahe getreten, ergiebt die Zählung eine stetige Abnahme der Köpfe, hier schleuniger, dort langsamer, hier größer, dort geringer.

In gleicher Weise schwinden auch Thiergeschlechter aus den Reihen der Schöpfung; sie weichen der Kultur, wenn es nicht gelingt, sie ihr botmäßig zu machen. Doch Hunderttausende schon sind in vormenschlicher Zeit, wo von Kultur noch keine Rede war, ausgestorben, und wir sehen uns zur Erklärung auf Ursachen verwiesen, die in der Natur selbst gelegen, durch Umänderungen bedingt sind, wie sie heute noch, wenn auch vielleicht etwas geruhiger, fort und fort wirken. Fast möchte das Verschwinden ganzer Generationen der organischen Welt Naturnothwendigkeit scheinen.

Seitdem der Mensch den Schauplatz betreten, macht sich allerdings ein weiterer Faktor geltend. Jedenfalls aber heißt es dessen Macht gar sehr überschätzen, ihm die alleinige oder selbst auch nur hauptsächliche Schuld an dem Untergange einzelner Thierarten, die erwiesenermaßen seine Zeitgenossen gewesen, beizumessen. „Kampf ums Dasein", damit ist alles gesagt. Ueberall in der Natur gilt das Faustrecht, der Schwächere weicht dem Stärkern, der Unvollkommenere dem Vollkommenern.

Digitized by Google

Auch der Mensch handelt instinktmäßig nach diesem Naturgesetz und hat sich von jeher in solchem Sinne als unverbesserlicher Egoist der ganzen Mitwelt gegenüber verhalten. Wo es sein Vortheil erheischt, wüthet er gegen alles, was ihm hemmend den Weg vertritt. Und wie sehr wir solches vom menschlichen und noch mehr vom christlichen Standpunkt beklagen mögen, alle sittliche Entrüstung, alle ins Werk gesetzten Anstrengungen sind gescheitert an der Unbesiegbarkeit des menschlichen Egoismus. Darin besteht nun einmal das Geheimniß des Erdenlebens. Die Gerechtigkeit verlangt aber zu sagen, daß die unmittelbare Hand des Menschen wohl niemals im Stande sein dürfte, eine Thiergattung vom Erdboden zu vertilgen. Immer und überall helfen Umstände mit, zum Theil ganz außerhalb der Machtsphäre des Menschen gelegen, Zufall scheinend und doch vielleicht nach gewissen Naturgesetzen unerbittlich, unvermeidlich. Mag man auch die Wirkung menschlicher Fang- und Mordwerkzeuge noch so hoch anschlagen, mit diesen Waffen ist der Herr der Schöpfung nur im Stande, sich seiner Haut zu wehren, seinem Vergnügen, sei es der Jagdlust oder dem Gaumen, seinem Vortheil oder auch der Wissenschaft zu dienen.

Es lehrt die Erfahrung, daß das Bestehen der Thiere um so gesicherter ist, einen je größern Verbreitungsbezirk sie inne haben, oder daß sie um so stärker sich mehren, je weniger deren auf einen gewissen Raum zusammengedrängt leben. Nur so ist es ihnen vergönnt, sich die günstigste Oertlichkeit auszuwählen und deren Besitz möglichst unangefochten auch zu behaupten, nur so die Auswahl gerade der vortheilhaftesten Nahrung nicht streitig gemacht. Andererseits ist eine bekannte Thatsache, daß in gleichem Maße die eine oder die andere Thierart in einzelnen Gegenden überhand nimmt, deren durch die Natur bestellten Feinde gedeihen und oft aus weiter Ferne heranziehen, als wenn es gälte, das Gleichgewicht der Schöpfung herzustellen. Je massenhafter, je gedrängter nun jene Thiere leben, um so leichter wird das Spiel ihrer Feinde sein und zwar nicht allein darum, weil es nur zuzugreifen gilt, sondern auch und hauptsächlich deshalb, weil Schwächlinge und Krüppel, wie sie in dichtgedrängten Wohnstätten auch in der Menschenwelt nothwendig sich zeigen, ihnen leichten Spieles zufallen.

Weit mehr als die rohe Gewalt des Menschen hat das, was wir fortschreitende Bodenkultur nennen, die Ausnutzung der von uns bewohnten Erdoberfläche auf deren Thierbevölkerung verderbenbringend gewirkt. Die Wandlung von Waldboden in Ackerland hat zugleich nachhaltiger gewirkt, als der Mensch mit aller List und allen Waffen jemals vermocht haben würde. Die Thiere der Einsamkeit, die Bewohner großer geschlossener Waldungen sind Schritt für Schritt solchem ungestümen Andrängen, nur der Kultur gewichen und ihr werden sie endlich erliegen. Aber auch die Natur selbst wirkt noch heute wie ehedem zur Zerstörung ihrer zeitlichen Schöpfung, wie um einer bessern Platz zu machen. Veränderungen, deren Zeiten wir nach Art der Eintagsfliegen messend, als urplötzliche uns vorzustellen gewohnt sind, wirkten dereinst mächtiger und auf undenklichen Zeitraum hinaus zum Untergange des Bestehenden. Dieselben Kräfte wirken auch heute noch. Unsere Nilpferde, Nashorne, Elephanten, vordem über einen großen Theil der Erdoberfläche verbreitet, sind schon in frühester Zeit dem Schicksale ent-

Digitized by Google

gegengegangen, welches deren Ueberreste ganz sicher dereinst erreichen wird, so wie die Menschen den Raum in Anspruch nehmen, auf welchem jene Thiere noch gebieten. Dazu wird nicht nothwendig sein, daß der Mensch ihnen nachstellt, sie erlegt und ausrottet. Sie werden der andrängenden Kultur weichen, auf immer engern Raum beschränkt, mit unpassenden Oertlichkeiten sich begnügen müssen und dabei nothwendig verkümmern. Schließlich werden sie aussterben auch ohne gewaltigen Naturereignissen oder übermächtigen Feinden zu erliegen. Wessen frevelnder Hand aber der letzte Sproß verfällt, der ist der Missethäter, der Greuel aller Thierfreunde, ihm folgt unser Fluch, wie jenem Wilddiebe, der den letzten Auerochsen preußischer Lande mit seiner Kugel niederstreckte.

Die Zahl der angeblich durch Menschenhand vom Erdboden getilgten Thiere, so weit solches wenigstens einigermaßen ermittelt werden kann, ist eben nicht sehr groß. Sie sämmtlich fanden sich auf engem Verbreitungsbezirk, meist kleinen abgelegenen Inseln vor. Und wie auch der Mensch, in einzelnen Fällen wenigstens nachweisbar, gewüthet und aufgeräumt haben mag, es stand zu fürchten, daß früher oder später diese Ueberreste dem gleichen Schicksal zu entgehen nicht vermocht haben würden.

Die Gruppe der Mascarenhasinseln, Bourbon, Mauritius und Rodriguez, wurde vor ein bis zwei Jahrhunderten von mehreren Arten großer Vögel bewohnt. Man hat sie Dodos genannt, weil der auf der Insel Mauritius heimische Dodo, die Dronte, am besten bekannt und am auffälligsten gestaltet ist.

Im Jahre 1598 ging unter Admiral Jakob Corneliszoon van Neck die zweite holländische Flotte, bestehend in acht Schiffen, nach Ostindien unter Segel. Am Cap der guten Hoffnung brach ein Sturm los, die Schiffe wurden zerstreut. Deren drei unter van Neck sammelten sich an der Küste von Madagasgar und segelten geradeswegs nach Baniam, während die anderen fünf unter Admiral Wybrand van Warwyk am 18. Oktober auf Mauritius landeten. Diese Insel hieß damals schon — wie der holländische Reisebericht sagt — „Itha do Cerne", d. i. Lawaneninsel. Noch war sie von Menschen nicht bewohnt. Jene Holländer blieben vierzehn Tage lang hier liegen, fanden Wild, namentlich Vögel in Menge, und letztere so zahm, daß man sie, zumal die Tauben, mit der Hand fassen und mit Stöcken erschlagen konnte. Einer dieser Vögel nahm durch Größe und absonderliche Gestalt die Aufmerksamkeit der Seeleute in Anspruch. Sie nannten ihn Walghvogel, d. h. Würgvogel, wahrscheinlich weil sein Fleisch nicht besonders fein und schmackhaft war. Ein paar Jahrzehnte lang nach jener Entdeckung beobachtete man die Dronte wiederholt auf Mauritius. Im Jahre 1638 wurde in England der Vogel lebend zur Schau gestellt und gemalt, angeblich nach dem Leben. Aus dem Bericht des englischen Malers geht hervor, daß auch ein in Holland lebend vorhandenes Exemplar in Oel gemalt wurde. Und jedenfalls muß das schon vor dem Jahre 1638 geschehen sein, da ein von dem Holländer Savary gemaltes, in Wien befindliches Oelgemälde, die Dronte ($1^1/_2$ Fuß hoch) darstellend, aus dem Jahre 1628 datirt. Ein zweites Bild desselben Meisters entdeckte der berühmte englische Naturforscher Owen bei Gelegenheit eines Besuches der Gemäldegalerie in Haag im

Digitized by Google

Jahre 1838. Auf dem sogenannten Orpheusbilde der dortigen Sammlung wird die Wirkung der Musik auf die versammelte Thierwelt dargestellt und darunter befindet sich die Dronte, eine Figur von fünf Zoll Höhe mit ausgespreizten, herabhängenden Flügeln, wahrscheinlich um damit die Macht der Töne auf den stumpfsinnigen Vogel anzudeuten. Savarys Neffe malte später (1651) ein Drontenbild für Oxford, entfernte sich aber dabei womöglich noch mehr von der Natur. Nun folgen Kopien auf Kopien und merkwürdig gerade die schlechteste aller Abbildungen, die Oxforder, jetzt im brittischen Museum, erbte sich in unsere Naturgeschichten hinein. In späterer Zeit sind noch andere Darstellungen des Vogels aufgefunden worden, keine derselben kann aber Anspruch auf Originalität und Naturtreue machen. Ganz neuerdings endlich glaubt man in einem Bilderwerke der kaiserlichen Privatbibliothek zu Wien das älteste Farbenbild entdeckt zu haben. Diese Sammlung enthält die Aquarellen sämmtlicher in der damaligen Menagerie des kaiserlichen Lustschlosses Ebersdorf lebender Thiere und man ist nicht abgeneigt zu glauben, daß jene dort abgemalte Dronte ebenfalls in der kaiserlichen Menagerie gelebt. Wie es scheint, hat der Maler dieser Bilder, Hoefnagel nennt er sich, spätestens im ersten Decennium des siebzehnten Jahrhunderts obige Bilder gefertigt und demnach würde das allerdings die erste Abbildung in Farben sein, da Savarys Gemälde vom Jahre 1628 datirt.

Vom Jahre 1598—1638, während welcher Zeit holländische Indienfahrer öfter auf Mauritius landeten, sogar ein Fort angelegt und eine Ansiedelung gegründet wurde, gedenkt man der Dronte unter den Vögeln der Insel häufig, indem gerade dieses Wild zur Verproviantirung der anlegenden Schiffe sich sehr bequem darbot. Doch allmählich lichteten sich deren Mengen. Vom Jahre 1638 ab, wo, wie schon erwähnt, eine lebende Dronte nach England gebracht worden, verstummen alle weiteren Nachrichten von dem Vogel. Keiner der späteren Reisenden erwähnt seiner mehr. In unserer europäischen Literatur aber und in unseren Systemen figurirte er unter den Lebenden fort länger als ein ganzes Jahrhundert, bis Morel, der auf Mauritius ansässig war, die gänzliche Vertilgung des Vogels als Thatsache konstatirte. Da endlich fing man in Europa an, den Vogel aus den Listen zu streichen und um so williger, als wirklich seit der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kein einziges Exemplar, nicht einmal ein einzelner Theil des Vogels nach Europa gekommen war. Bereits vor dem Jahre 1652 existirte nachgewiesenermaßen in der Sammlung des Engländers Tradescant eine ausgestopfte Dronte. Sie wurde bei des Privatsammlers Tode der Akademie der Stadt Oxford zum Geschenk gemacht. In dem sogenannten Ashmoleschen Museum sah man den Balg noch im Jahre 1755 und möglicherweise stammte derselbe von der 1638 lebend in England gezeigten Dronte. Später bei einer Revision des Museums wurde der Balg als schadhaft entfernt, nur Kopf und Fuß des Unikums bewahrt, nicht weiter beachtet und vergessen. Schließlich leugnete man sogar, daß der als Dronte bekannte Vogel jemals in Wirklichkeit existirt habe. Endlich, als jene Ueberreste in Oxford 1793 zum Vorschein kamen, war der Glaube daran immer noch so schwach, daß selbst Cuvier das ehemalige Vorhandensein der Dronte in Frage stellte.

Digitized by Google

Jetzt fand sich auch in London noch ein Fuß der Dronte vor, später 1845 erst ein Kopf des Wundervogels, der aus den Händen des holländischen Arztes Paludanus zu Enkhuysen nach Gottorf und von da nach Kopenhagen überging. Zuletzt entdeckte man einen Schnabel im Prager Museum. Die Dronte ist verschollen. Als die französischen Kolonisten im Jahre 1816 sich bei der Feier der hundertjährigen Besitznahme der Insel zu einem Festmahle vereinigten, saßen zwei Einwohner, jeder über neunzig Jahre alt, dabei, keiner aber erinnerte sich, je von einem solchen Thiere gehört, geschweige denn etwas gesehen zu haben. So schnell also hatte sich selbst die Erinnerung daran verwischt. Ganz in neuester Zeit ist es gelungen, in einem Morast, der ein eigentliches Beinhaus der Dronte ist, so viel Knochen zusammenzubringen, daß ziemlich vollständige Skelette daraus auferbaut werden konnten.

Das Knochengerüst der Dronte ist uns ziemlich vollständig bekannt, wie aber im übrigen der Vogel ausgesehen haben mag, dafür bieten uns die wenigen in unseren Museen aufbewahrten Bruchstücke und die auf uns vererbten Abbildungen des Vogels einigen Aufschluß. Diese aber stimmen nicht besonders mit einander überein und es bleibt uns nur der Ausweg übrig, die verschiedenen Bilder mit den noch vorhandenen Ueberbleibseln zu vergleichen. Die von den alten Reisenden gegebenen, allerdings nur kleinen und sehr rohen Abbildungen weichen von allen in Europa gemachten Gemälden nicht unbedeutend ab. Ueberall fast bei letzteren ist der Kopf unverhältnißmäßig groß, der Schnabel stark gekrümmt, die Füße kurz und eingeknickt.

Den Berichten der alten Reisenden nach war die Dronte so groß wie ein Schwan oder ein starker Truthahn und hatte ein Gewicht von fünfzig Pfund. Schwan und Truthahn aber wiegen etwa fünfundzwanzig Pfund, die Dronte muß also bei dem angegebenen Größenverhältniß ungleich plumper gewesen sein, wie das auch mit dem im brittischen Museum vorhandenen Oelgemälde der Dronte in Lebensgröße stimmt. Doch ist hier das Thier gleichfalls in sich gekauert, während die Skizzen jener Reisenden die Dronte als einen mit kräftigen Schritten schreitenden flüchtigen Vogel darstellen. L'Estrange, der die im Jahre 1638 in England lebend zur Schau gestellte Dronte gesehen, berichtet ebenfalls, daß der Vogel sich gestreckt gehalten, aufrechter als ein Truthahn. Savarys Gemälde im Haag, im Wiener Belvedere, so wie das in Berlin scheinen somit ebenfalls verfehlt und wenn überhaupt nach der Natur aufgenommen, entweder nach gefangenschaftskranken oder ausgestopften Thieren, vielleicht wohl auch, zum Theil wenigstens, nach Kopien kopirt zu sein. Das ganz neuerdings in Wien aufgefundene Bild empfiehlt sich allerdings dadurch, daß es den Vogel bei weitem weniger abenteuerlich darstellt wie gewöhnlich, doch auch diese Abbildung dürfte nicht ganz frei sein von den Fehlern sämmtlicher noch vorhandenen Gemälde. Sie ist jedenfalls nicht eine bloße Kopie, wohl aber auch nicht nach dem Leben aufgenommen, sondern, wie scheint, einem mangelhaft gestopften Balge entnommen. Auch sie stimmt nicht mit den Ueberlieferungen derjenigen, die den Vogel lebend in Freiheit gesehen und nach dem Leben skizzirten.

Den Berichten der Reisenden nach scheint die Dronte am Meeresstrande nur, nicht im Innern der Insel gelebt zu haben, war also auf sehr kleinen Bezirk beschränkt und somit nicht im Stande, als zahmer

Digitized by Google

dummer, flugunfähiger Vogel der feindlichen Begegnung mit Menschen zu widerstehen. Sie wurde als Schiffsproviant eingenommen, theils frisch, theils gesalzen verspeist, wenn auch deren Fleisch mit Ausnahme von Brust und Magen nicht als besondere Delikatesse geschildert wird. Dafür aber war ein einziger dieser Vögel hinreichend, um über dreißig Personen zu sättigen. Das reizte natürlich zu deren stets sich erneuernder Verfolgung. Auch seine Vermehrung scheint schwach gewesen zu sein. So schwand sein Geschlecht und in dem kurzen Zeitraum von fünfzig bis sechzig Jahren, welche seit seiner Bekanntschaft mit Menschen verflossen waren, vollzog sich dessen gänzlicher Untergang. Ein Thier, das so stiefmütterlich von der Natur ausgestattet worden und unter so ungünstigen Bedingungen überhaupt lebt, ist stets in Gefahr, von der Mitwelt — im Kampf ums Dasein, wie Darwin sagt — verschlungen zu werden. Selbst bloßen physikalischen Vorgängen auf seinem Wohnplatz wird es leicht erliegen, wenn sie auch in diesem Falle, wenigstens nicht nachweisbar, mitgewirkt haben. Ohne Zweifel aber würde die Dronte über kurz oder lang denselben Weg gegangen sein, den hunderttausende von Thiergeschlechtern vordem schon gegangen und vielleicht sie sämmtlich ohne Ausnahme zu gehen bestimmt sind.

Ein zum selben Geschlecht gehöriger Vogel, unter dem Namen Solitaire bekannt, oder Einsiedler, lebte auf der Nachbarinsel Bourbon. Er hatte die Größe eines Truthahns, einen Schnepfenschnabel, war hochbeinig und weiß von Farbe. 1613 wird er zuerst erwähnt und lebte noch um Mitte des vorigen Jahrhunderts. Seitdem sind alle Spuren verschwunden und nicht die geringsten Reste auf uns gekommen.

Auch die dritte Insel, Rodriguez, hatte ihren Dodo. Leguat sah ihn 1691. Von ihm rühren Beschreibung und Abbildung her. Niemand erwähnt seiner wieder. Sein Stamm muß sehr schnell ausgestorben sein. 1829 erst sollte es gelingen, einige Knochenreste davon aufzufinden. Er war ebenso groß wie der eigentliche Dodo, die Dronte, nur hochbeiniger und mit Hühnerschnabel. Außerdem werden von Leguat noch zwei kleinere dodoähnliche Vögel auf Mauritius und Rodriguez heimisch erwähnt. Auch sie sind spurlos verschwunden.

In unser System wollen die Dodos leider nicht recht passen. Namentlich für die Dronte, um die man sich am meisten gemüht, ist sogar eine eigene Familie gegründet worden. Während einige in dem Vogel Verwandtschaft mit Albatrosen, Alken, Stelzvögeln und Hühnern gefunden, wollen andere ihn sogar bei den Tauben und noch besser bei den Geiern untergebracht wissen. Alle diese verschiedenen Ansichten haben ihre Vertreter heute noch. Die ersten Schriftsteller über die Dronte haben angedeutet, daß er in mancher Hinsicht an den Strauß erinnere und so wurde er anfangs von Linné und mehreren anderen zu den Straußen gestellt. Wenige Forscher der Neuzeit sind dieser uranfänglichen Anschauung treu geblieben.

Wenn man die den drei größten Arten von Dodos gemeinsamen Merkmale zusammenfaßt, so ergiebt sich, daß der eine fünfzig, der andere fünfundvierzig Pfund schwer war und der dritte etwas kleiner, von der Größe eines Truthahns, etwa fünfundzwanzig Pfund Gewicht hatte. Sie sämmtlich waren kräftig gebaut, dickleibig, fast kugelig mit vorgewölbter Brust und langem, dickem, vom Rumpfe abgesetzten Hals, kurz-

Digitized by Google

flügelig mit weichen gekrümmten Federn und ebensolchen auch am Schwanze, ferner mit ziemlich weichen, dunenartigen, an Kopf und Oberhals vielleicht haarartigen Federn, dicken, runzeligen Füßen und hufartigen Nägeln; sie konnten nicht fliegen, lebten auf dem Lande und nisteten am Boden. Außerdem wissen wir von der Dronte wenigstens, daß deren Magen muskulös war und ziemliche Steine enthielt. Denkt man da nicht unwillkürlich an unsere Straußvögel, wie das auch schon der Reisebericht des Entdeckers der Dronte ausdrücklich ausspricht? Unsere Gelehrten aber, denen nur nach einzelnen Bruchstücken die verwandtschaftlichen Beziehungen der Dronte zu beurtheilen vergönnt war, außerdem noch geirrt durch die karikirten Porträts des Vogels, fanden ganz merkwürdige Dinge heraus und je mehr geforscht wurde, um desto größeres Räthsel galt er, ein Wundervogel, ein leibhaftiger Spaßvogel — wie Giebel sagt — der die Künste unserer Systematiker zu verspotten schien. In allen schon erwähnten Charakteren stimmen die Dodos mit den Straußen überein. Die abweichende Bildung der Schnäbel bei den verschiedenen Dodoarten, ferner die Verschiedenheit ihrer Leibesgröße, alles das findet Analogien in unserer heutigen Straußenfamilie. Auch hier zeigen sich seltsame Kontraste. Der Riesenstrauß Afrikas neben dem huhngroßen Kiwi Neuseelandes, Schnabel breit, schmal, kurz, stumpf, dann wieder lang, ganz schnepfenartig, hier hochbeinige Vögel, dort Kurzfüßer, mit zwei Zehen, drei Zehen und einer vierten, wenn auch nur kleinen Hinterzehe. Bei den Dodos war diese Hinterzehe vollkommen entwickelt.

Mit den Dodos ist aber die Reihe der auf den Mascarenen verschwindenden Thiere noch nicht erschöpft. Erst neuerdings hat der alte Reisebericht des französischen Emigranten Leguat, dessen wir schon oben gedachten, auf die einstige Existenz eines straußgroßen Vogels, von dem Reisenden Géant, d. i. Riese, genannt, auf Mauritius heimisch, hingeführt. Dieser Géant scheint ein Wasserhuhn gewesen zu sein, die Kranichform unter den Wasserhühnern zu repräsentiren. Die Lebensdauer auch dieses Vogels kann nur eine sehr kurze gewesen sein, da außer Leguat kein anderer Reisender dieses „Riesen" gedenkt. Nur auf der Nachbarinsel Bourbon hat der Marquis du Quesne einen riesigen Sumpfvogel gesehen, den er gleichfalls „Géant" nennt.

Außerdem werden in alten Reiseberichten noch andere Vögel als Bewohner der Mascarenen genannt, so ein blauer Vogel, „oiseau bleu", schwanengroß, jedenfalls ein Verwandter unserer Purpurhühner, und ferner ein rother Vogel, „poule rouge" genannt, mit langem Schnepfenschnabel.

Jene drei Inseln beherbergten außer Fledermäusen keine anderen Säugethiere, doch so klein der Bezirk war, eine ziemliche Menge merkwürdiger Vögel, merkwürdig dadurch, daß sie fast sämmtlich kurzflügelig waren, dafür aber schnell laufen konnten. Außerdem zeichneten sie sich theils durch abweichende Gestalt, theils durch absonderliche Größe aus, während dagegen die Flora dieser Inseln nichts besonders Auffälliges darbietet. Es wiederholen sich dieselben Erscheinungen auf Neuseeland. Man möchte zu der Angabe sich berechtigt glauben, daß auf beiden Inselgruppen als Stellvertreter der Säugethiere die Vögel zu betrachten und darum so außerordentlich entwickelt und so eigenthümlich ge-

Digitized by Google

staltet sind. Uebrigens hat Neuseeland die große Mannigfaltigkeit und die Beschränkung der einzelnen Arten auf kleine Inseln oder sonst enge Bezirke mit den Mascarenen gemein.

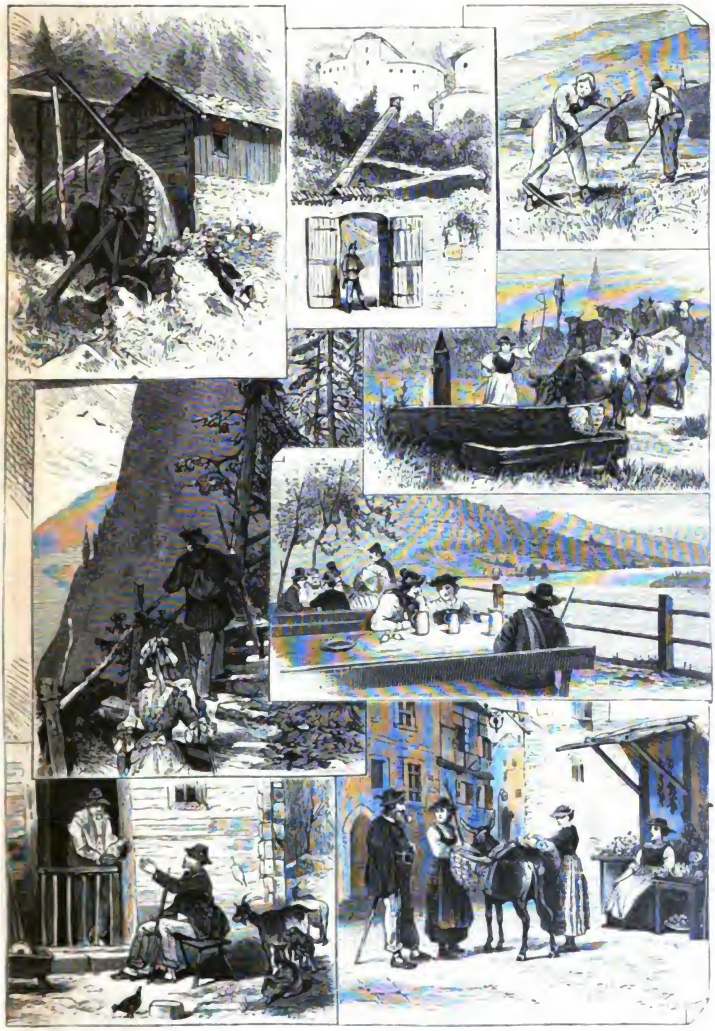
In unmittelbarer Nähe der Mascarenen liegt die zoologisch merkwürdige Insel Madagascar. Auch sie liefert ihr Kontingent zu den verschollenen Thieren und darunter einen befiederten Riesen, der unseren Urahnen vielleicht zu der hartnäckig sich vererbenden Sage vom Vogel Ruc Veranlassung gewesen sein mag. Marco Polo, bekannt durch seine Reisen und vielfach verdächtigt, ob der Wunderdinge, die er den ungläubigen Europäern daheim zu erzählen wußte und in seinem Reisebericht veröffentlicht hat, sagt von der Insel Madagascar folgendes: „Die Einwohner erzählen, daß zu gewisser Jahreszeit ein wunderbarer Vogel, Ruc genannt, aus dem Süden her erscheint. An Gestalt soll er dem Adler gleichen, nur ungleich größer; denn er ist so stark, daß er einen Elephanten mit seinen Krallen ergreift und mit sich in die Luft führt, von wo er ihn zur Erde fallen läßt, daß er stirbt. Alsdann senkt er sich auf ihn nieder, ihn zu verzehren. Leute, die diesen Vogel gesehen haben, versichern, daß seine ausgebreiteten Flügel von einer Spitze zur andern sechzehn Schritt maßen, seine Federn acht Schritt lang und im Verhältniß dick sind. Da Marco Polo glaubte, daß die also geschilderten Vögel Greife seien, wie man sie auf Bildern sieht, Geschöpfe halb Vögel, halb Löwen, so frug er diejenigen, welche die Thiere selbst gesehen zu haben vorgaben, ganz besonders über diesen Punkt. Sie behaupteten aber, daß ihre Gestalt durchaus die von Vögeln sei oder so zu sagen die von Adlern. Als der Großkhan der Tartarei, in dessen Auftrag M. Polo reiste, diese wunderbare Erzählung hörte, sandte er Boten nach der Insel unter dem Vorwande, dort die Freilassung eines seiner Diener zu bewirken, eigentlich aber um sich nach den Verhältnissen des Landes und der Wahrheit der wunderbaren Dinge, die erzählt wurden, zu erkundigen. „Als jene Boten zu Sr. Majestät zurückkehrten, brachten sie — so habe ich gehört, sagt M. Polo — eine Feder jenes Wundervogels mit, die nach Versicherung neunzig Spannen und deren Kiel zwei Palmen im Umfang maß. Das war gar wunderbar zu sehen und machte dem Großkhan großes Vergnügen, weshalb er denen, die die Feder mitbrachten, reiche Geschenke verabfolgen ließ."

M. Polo verscherzte durch diesen seinen Bericht nicht wenig von seiner Glaubwürdigkeit. Bedenklich schüttelte man den Kopf und damit hieß die Sache abgethan, sie wurde todtgeschwiegen. Im Jahre 1656 erst erscheint auf einer von dem Franzosen Flacourt aufgestellten Liste der merkwürdigsten Thiere Madagascars ein Vogel, bei den Eingebornen „Varun-patra" genannt. Flacourt berichtet dazu: „Der Varun-patra ist ein großer Vogel, der Eier legt, wie der Strauß und auch wirklich eine Straußart ist. Fangen läßt er sich nicht, er wohnt in Wüsteneien." Auch dieser Bericht wurde durch die Ungläubigkeit der Gelehrten Europas verdächtigt und fand keine Beachtung. Da kamen Madagassen nach Mauritius, dort Rum zu holen in Gefäßen, die zwei Gallonen faßten. Und diese Gefäße waren Vogeleier, ein jedes so groß wie ein halb Dutzend Straußeneier oder hundertfünfunddreißig Hühnereier etwa. Von da ab mehrten sich die Berichte. Im Jahre 1848 fand Dumarele bei einem Häuptling ein solches Riesenei, konnte sich aber nicht in dessen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Eine „Hausmühle" am Thierberg. Eingang zur Festung Kufstein. Heumadd am Weg zum Sonnenjoch.
„Steinerne Stiege" am Wege zum Hinterstein. Brunnen am Hinterstein.
Alm unter der hohen Salve. Kuracher Bierkeller am Inn.
Almerinnen in der Stadt.

Bilder aus dem Unterinnthal.

Nach Originalskizzen von W. Grögler

Digitized by Google

Digitized by Google

Besitz setzen. 1850 endlich gelangten zwei Eier und einige Knochenreste an das Pariser Museum. Man hat den Vogel Aegyornis, d. i. Hochvogel, genannt. Seine Eier wurden, in Gips nachgeformt, verschiedenen Museen Europas mitgetheilt.

In Neuseeland wiederum erzählen die Eingebornen von einem Riesenadler Movie genannt und einem Monstrum, das sie Moa heißen. Es gleicht einem riesenhaften Huhn mit Menschenantlitz und lebt in Höhlen. Zwei große Eidechsen, Tuatara, sind seine Gesellschafter und Wächter. Ein paar Nordamerikaner — so erzählt man — wurden im Gebirge des Vogels ansichtig, in Staunen darüber aber so gelähmt, daß sie nicht schießen konnten, obschon sie in der Absicht ausgezogen waren. Eine Stunde lang konnten sie sich von dem Anblick nicht trennen, waren aber schließlich heilfroh, unversehrt wieder von dannen zu können. Sie schätzten das Thier auf vierzehn bis sechzehn Fuß hoch.

Im Jahre 1812 kam der erste Balg eines neuseeländischen Kiwi nach England, eines Straußvogels, haarartig befiedert, von Huhngröße, ohne Flügel, ohne Schwanz, mit langem Schnepfenschnabel. Das scheint aber nur der letzte Sproß einer Familie flügelloser Riesenvögel zu sein, welche die Eingeborenen Neuseelands „Moa" nennen. Heutzutage finden wir davon nichts mehr als zerstreute Knochenreste nebst Bruchstücken von Eiern und nächstbei nicht selten Häufchen von kleinen abgerundeten Steinen (Chalcedone, Carnolen, Opete, Achate), von den Eingebornen „Moasteine" genannt. Richtig wohl betrachtet man diese Steine als aus dem Magen jener Riesenvögel stammend, welche sie gleich wie unser Strauß zur Unterstützung der Verdauung zu verschlucken die Gewohnheit gehabt haben mögen. So lange jene Riesenvögel — Dinorins nennt sie die Wissenschaft — auf Neuseeland noch die Alleinherrschaft führten, mögen sie Jahrhunderte lang keinem Mangel, keinem Feinde — größere Landsäugethiere gab es nicht — preisgegeben und vielleicht auch verschont von gewaltsamen Naturereignissen sich massenhaft vermehrt haben. Die eßbare Wurzel eines Farnkrautes scheint ihre einzige Nahrung gewesen zu sein. Da kamen die ersten Einwanderer, die Maoris. Außer einer kleinen Ratte fanden sie nichts vor, wovon sie sich nähren konnten. Mit den befiederten Ureinwohnern Neuseelands waren sie also auf jene Farnwurzel verwiesen, mußten sich somit schon darum der ungebetenen Kostgänger möglichst erwehren und griffen schließlich nach deren Fleische, als der einzigen animalischen Nahrung. Jedenfalls diesen Vögeln verdanken die Maoris, daß ihr Stamm zu einer Bevölkerung von einigen Hunderttausenden heranwuchs. Noch heute sind Maorigedichte erhalten, welche die Kämpfe mit jenen Moas schildern und die Jagdschmäuse verherrlichen. An den alten Lager- und Feuerstätten der Einwanderer sind Moaknochen, die Ueberreste großer Mahlzeiten, zu Haufen aufgeschichtet zu finden. Die Federn des Vogels waren ihr Schmuck, die Schädel dienten als Farbbüchsen, aus den Knochen wur den Angelhaken gemacht und die Eier als Proviant den Todten mit ins Grab gegeben.

Schon inmitten des siebzehnten Jahrhunderts scheinen die Moas ausgestorben zu sein. Fürchterlich mögen die Maoris unter ihnen gewüthet haben. Auf einem Gebiet aber von dem Umfange Großbritanniens sammt Irland hätten die wenigen Hunderttausend Einwohner den Vogel

Digitized by Google

wirklich ausrotten können? Die zu Neuseeland zählenden Inseln tragen die Spuren gewaltiger und gewaltsamer Veränderungen ihrer Oberfläche. In verschiedenen Gegenden wirken noch heute die vulkanischen Kräfte aus der Tiefe hervor, werfen siedendheiße Wassermassen in langer Reihe nebeneinander quellend zu dampfenden Fontänen empor und machen sich Luft in Schlammvulkanen und Solfataren. Mehr als hundert Meilen lang zieht sich, die Vulkane verbindend, eine unheimliche Glut bis dicht unter die Oberfläche hin und brodeln zahllos aus tiefen Spalten und Rissen zischende Dämpfe auf. Gewaltige Kämpfe mögen auf diesem Gebiete stattgefunden haben, bis in die neueste Zeit Kräfte augenfällig oder auch im geheimen thätig gewesen sein, wie sie anderwärts schon ausgetobt haben, dort aber noch heute nicht zur Ruhe kommen können. Ganze gewaltige Flächen der Inseln sind um mehrere Tausend Fuß nachweisbar emporgehoben, andere in die Tiefe gesunken, zu Landseen geworden. Dazu Wald- und Haidebrände; dort eine gar häufige Erscheinung, mögen die fliehenden Vögel zu Herden in Sümpfe und Moräste und so ihrem Tode in die Arme getrieben haben. Wir finden hier aufrechtstehende Moafüße und Knochen zu Haufen. Zweifelsohne würden die Maoris ohnmächtig gewesen sein, hätten nicht andere Mächte eingegriffen, Mächte, denen schon ganze Schöpfungen erlegen sind. Uebrigens, so viel bis jetzt bekannt, haben vielleicht acht bis zehn verschiedene Arten ähnlicher Vögel dereinst auf Neuseeland gelebt.

Auf der nördlichen Halbkugel der Erde kennt man, trotzdem sie ungleich bevölkerter ist, als die Südhälfte, eigentlich nur zwei Thiere, welche in historischen Zeiten ganz und gar verschwunden sind, und zwar einen Vogel, den Brillenalk, und ein Säugethier, die von Steller entdeckte Seekuh, auch Borkenthier genannt.

Der Brillenalk scheint dereinst ziemlich weiten Verbreitungsbezirk gehabt zu haben, an manchen Orten, z. B. an den Inseln um Neufundland, sogar zahlreich vertreten gewesen zu sein. An den Inseln der östlichen Seite des atlantischen Oceans dagegen war er schon den frühesten Nachrichten zufolge, vielleicht stets, eine seltene Erscheinung. Allmählich wurde des Thieres Verbreitungsbezirk immer enger und nur an der äußersten Nordgrenze seines dereinstigen Gebiets erhielt sich eine kleine Kolonie. Ueberall freilich, wo er mit dem Menschen in Berührung kam, ist dem flugunfähigen, unbeholfenen, fett- und dunenreichen Vogel der Krieg erklärt gewesen. In ganzen Scharen wurden sie in lange schmale Buchten getrieben, von hier aufs Land genöthigt, wie Schafe eingepfercht, um nach Bedarf abgeschlachtet, eingesalzen oder wohl auch ihres Fettes wegen zur Feuerung benutzt zu werden. Leider aber begnügte man sich nicht allein damit, die Vögel selbst zu fangen, man nahm auch deren Eier in Massen weg. Und unglücklicherweise fiel die jährliche Ankunftszeit der auf Fischfang ausgehenden Schiffe gerade in die Brüteperiode der Brillenalke.

Auf der Ostseite des atlantischen Oceans scheint sich der Vogel am längsten an der Küste Islands erhalten zu haben. Aber früher nicht als in Mitte des vorigen Jahrhunderts ist man dort allgemein auf ihn aufmerksam geworden, darum vielleicht, weil er weniger Island selbst, sondern vorzugsweise einige benachbarte, unzugängliche, von Brandung umtobte Inseln bewohnte. Man nannte diese Klippen nach

Digitized by Google

eben jenem Vogel „Gierfuglfelsen.“ Auf einem dieser Felsen war im Jahre 1813 noch eine Kolonie solcher Alke vorhanden. Laut Berichten wurden von der Bemannung eines faroerschen Bootes in jenem Jahre dreizehn Stück erlegt. Im Jahre 1830 und 1831 kamen siebenundzwanzig Exemplare in Kopenhagen zu Markt und weiter bis zum Jahre 1840 deren nochmals zehn. Die letzten Individuen, ein Männchen und ein Weibchen, im Jahre 1844 erlegt, werden als Spirituspräparate vom zoologischen Museum in Kopenhagen bewahrt. Auch bei den Faroerinseln ist der Brillenalk, obschon sehr selten nur, beobachtet worden und von hier stammt das Exemplar, welches Ole Worm mehrere Monate am Leben erhielt und von welchem die einzige Zeichnung nach dem Leben entworfen, die wir besitzen, herrührt. Volle zwei Jahrhunderte nachher erst war es einem Naturforscher vergönnt, den Vogel wieder lebend zu sehen. Flemming nämlich beobachtete auf einer Reise zur Besichtigung der nördlichen Leuchtthürme im Jahre 1822 einen Brillenalk, welcher ihm lebend an Bord gebracht worden. Das Thier war abgemagert, erholte sich aber nach reichlicher Fütterung mit Fischen ziemlich bald. An einer Leine befestigt gestattete man ihm sich im Wasser zu tummeln. Ein anderer im Jahre 1829 gefangener Brillenalk wurde ebenfalls lebend erhalten und zwar mit in Milch eingeweichten Kartoffeln gefüttert. Er ging in verschiedene Hände über und lebte ungefähr vier Monate bei ganz demselben unnatürlichen Futter, doch wurden ihm später, nebenbei wenigstens, auch Fische gereicht. Dieser Alk stand hoch aufrecht und strich häufig seinen Kopf mit dem Fuße, ganz besonders wenn ihm irgend eine Lieblingsnahrung gewährt wurde. Einzelne Individuen hat man an den westlichen schottischen Inseln, vorzüglich St. Kilda, auch an der englischen und sogar an Frankreichs Westküste verschlagen gefunden. Selbst an der Küste Norwegens ist der Vogel betroffen worden, einmal sogar in der Ostsee. In Dänemark muß er in Vorzeiten ziemlich häufig gewesen sein, da in den Küchenabfällen der dortigen Urbevölkerung, den sogenannten Kjökkenmöddings Ueberreste vom „Gierfugl“ sich nicht selten finden.

Uranfänglich mag also der Brillenalk, wie schon erwähnt, ziemlich weit verbreitet gewesen sein. Schon sehr früh aber hatte er sich auf einige Küsteninseln der nördlichen Erdhälfte beschränkt und schwer nur läßt sich heutzutage entscheiden, ob das in Folge widriger Naturereignisse oder einzig und allein durch Verfolgung seitens der Menschen geschehen ist. Aus historischer Zeit kennen wir ihn nur noch als Brütvogel auf engem Bezirk. Hier verfiel er der feindlichen Begegnung der Menschen und rettete sich auf einige wenige, schwer zugängliche Küsteninseln der nördlichen Erdhälfte. Doch auch dieser schwache Ueberrest entging seinem Schicksale nicht. Keines besonderen Kampfes bedurfte es, um die wenigen noch vorhandenen Kolonien zu vernichten, zumal es nur zu vollenden galt, was die Natur selbst über den Vogel verhängt zu haben schien. Gerade die Nistplätze, welche der Vogel als Zufluchtsstätten gewählt, sind nachweisbar von der Natur selbst verödet worden. Manche jener Inseln sind heutzutage eisumpanzerte Klippen und manchen erneuerten vulkanischen Ausbrüchen ausgesetzt gewesen, durch welche namentlich auch das letzte Asyl des Brillenalks heimgesucht worden.

Der der zweiten Behringschen Expedition beigeordnete Naturfor-

Digitized by Google

scher Steller strandete im Jahre 1741 an der Behringsinsel. Er fand hier ein ihm unbekanntes Thier, ein Seesäugethier von ansehnlicher Größe und zu ganzen Herden. Steller machte so verlockende Schilderungen von der Menge dieser Thiere und der Güte ihres Fleisches, sowie der Leichtigkeit sich ihrer zu bemächtigen, daß von Stund an alle Pelzjäger jener Region die Insel passirten, um sich dort mit Proviant zu versorgen. In den Berichten damaliger Zeit wird von der Seekuh allerdings wenig gesprochen, weil jenes Thier die Pelzjäger nur um seines Fleisches willen interessirte. Wie ergiebig aber daselbst die Jagd gewesen und wie gründlich man bei der Vernichtung zu Werke ging, zeigt der Bericht des Kosakenunteroffiziers Bassow, der im Jahre 1744 mit mehreren tausend Fellen von Seebären und Seeottern heimkehrte, über eineinhalbmal so viel als heutzutage die amerikanische Compagnie, welche das ausschließliche Recht des Pelzthierfanges im Behringsmeer hat, innerhalb eines ganzen Jahres zu Markt bringt.

Unsere letzte Nachricht von der Seekuh datirt vom Jahre 1786 und zwar wird das in diesem Jahr erbeutete Exemplar als das letzte noch übrige Individuum bezeichnet. Aller Bemühungen ungeachtet hat sich seitdem nirgends mehr eine Spur von dem Leben des Thieres auffinden lassen und schließlich mußte man sich mit Knochenresten begnügen, welche auf der Behringsinsel zusammengelesen wurden. Selbstverständlich wird ein so kolossales Thier ursprünglich nicht auf so enges Gebiet beschränkt gewesen sein und jedenfalls war die von Steller entdeckte Kolonie nur der schwache Rest eines einst großen, weitverzweigten Stammes. Zur Vertilgung jener Ueberbleibsel mag der Mensch hauptsächlich eingewirkt haben. Dieselben Ursachen aber, durch deren Schuld das ganze Geschlecht bereits auf ein geringes Häuflein zusammengeschmolzen war, würden ohne Zweifel, wenn auch vielleicht weniger schnell, zum endlichen Verschwinden des Thieres geführt haben. Eine Abbildung der Stellerschen Seekuh existirt nicht. Callad hat versucht ein ungefähres Bild zu geben; es ist aber, wie der Naturforscher selbst bemerkt, bloß eine rohe Skizze, welche nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von seiner Gestalt gewähren kann. Dem heute noch lebenden Dujong mag die Seekuh ziemlich ähnlich gewesen sein. Beide gehören zu den sogenannten Sirenen, fischähnlichen Säugethieren, eigentlich Mittelgliedern zwischen Seehunden und Walen. Stellers Seekuh hatte ausnahmsweise keine Zähne, sondern an deren Statt mit Hauplatten belegte Kiefer; sie war größer als ihre heute noch lebenden Verwandten, vierundzwanzig Fuß lang, hatte einen Leibesumfang von zwanzig Fuß und ein Gewicht von sechzig bis achtzig Centner. Den Kopf des Thieres vergleicht Steller mit dem des Büffels, das Auge nennt er ein Schafsauge ohne Lider, an den Lippen sitzen Borsten bis Federkielstärke, Kopf und Rumpf gehen halslos in einander über, die Vorderfüße endigen hufartig breit und sind einer Kratzbürste gleich mit kurzen Borsten dicht besetzt, übrigens ohne Finger, ohne Nägel; am fischähnlich sich verdünnenden Hintertheile fehlen die Füße, der Schwanz verschmälert sich in eine Flosse; die Haut fand er zolldick, fest, hart und schrundig, am Kopf voller Gruben, Runzeln und Löcher, der Rinde eines alten Eichbaumes gleich, daher man die Seekuh auch Borkenthier genannt hat.

Damit ist aber jedenfalls die Reihe der ausgestorbenen Thiere

Digitized by Google

noch nicht erschöpft. Manche Thierart, die vordem gelebt, mag vergessen sein; sie wurde nicht registrirt und heutzutage sehen wir uns ganz außer Stand, nach den überlieferten, höchst mangelhaften Charakteristiken genau die Species der fraglichen Thiere zu ermitteln. Noch gar manche Thiere sind bereits auf dem gleichen Wege zu der traurigen Berühmtheit verschollen zu heißen; kümmerlich fristen sie annoch ihr Leben.

Im Jahre 1852 gelang es, einen Kiwi Neuseelands, sehr bezeichnend Schnepfenstrauß genannt, für den Londoner zoologischen Garten zu gewinnen. Schon hatte man die Hoffnung aufgegeben, einen Genossen für das vereinsamte Thier aufzufinden, als man endlich im Jahre 1864 eines Männchens habhaft wurde. Zwar noch verschiedene Arten solcher Schnepfenstraußе leben bis heutigen Tages auf Neuseeland, sind aber durch Nachstellungen seitens der Menschen und seit Einführung von Hunden und Katzen bereits zu Seltenheiten geworden. Sie gehen sicherlich ihrer gänzlichen Ausrottung entgegen. Ebenso hat man von dem durch den Engländer Mantell auf Neuseeland im Jahre 1850 entdeckten riesenhaften Purpurhuhn (Notornis) seitdem nichts wieder gehört. Auf den Samoainseln im stillen Ocean lebt eine Erdtaube, Manu-mea von den Eingeborenen genannt, welche darum ganz besonders das Interesse der Forscher in Anspruch nahm, weil man in diesem Vogel der Aehnlichkeit seines Schnabels mit dem der Dronte willen einen Verwandten jener ausgestorbenen Dodoart zu finden vermeinte. Sie ist gleichfalls durch Einführung der Katzen und Ueberhandnehmen der Ratten beinahe vollständig verschwunden. Ebenso scheint es dem auf einer kleinen (Philipps-) Insel Neuseelands heimischen Nestropapagei ergehen zu sollen, wahrscheinlicher aber noch bereits ergangen zu sein.

Doch warum so weit gehen? Schauen wir uns in nächster Nähe um! Der mächtige Auerochse, der einst unser Vaterland von den Alpen bis zur Ostsee bevölkerte, ist auf einen kleinen Winkel Europas, in den Bialowitzer Wald zurückgedrängt und verdankt auch hier nur dem Machtgebot des russischen Czaren seine Existenz. Ebenso das Elen wird bei uns nur noch durch die strengsten Gesetze kümmerlich erhalten, und ferner der europäische Steinbock würde ohne die Vorsorge der italienischen und französischen Regierung schon vor Jahrzehnten sein Ende gefunden haben. Geht es doch unserm gesammten Wild nicht besser. Was würde aus ihnen ohne Pflege und ohne Jagdgesetze werden? Von Bären, Wölfen, Bibern ist so kaum noch die Rede und sehr richtig ist gesagt worden, wäre unser Deutschland eine Insel, jene Thiere nur auf Deutschland beschränkt gewesen, so würden wir sie schon jetzt fast zu den Verschollenen zu zählen haben. Ueberall hier aber ist es nicht die unmittelbare Hand des Menschen, welche die Thierwelt vernichtet, die Kultur ist es, die ihnen den gedeihlichen Boden unter den Füßen wegzieht. Was hat man sich nicht schon über die Verminderung unserer Singvögel ereifert? Gesetze und Strafen, Besteuerungen und Schmähreden sollen helfen? Wir schlagen Wälder nieder, rauben den Höhlen- und Heckenbrütern ihre Wohnsitze und Niststätten, und wo sonst Wasser- und Sumpfvögel reichliche Nahrung fanden, in ganzen Kolonien nistend und brütend, wo zur Herbstzeit zahllose Scharen Wanderlustiger sich anschickten, da haben wir trocken gelegt und geebnet, haben wir gepflügt und gesäet. Man ist entrüstet, daß in Italien alljährlich Hunderttausende unserer

Digitized by Google

nützlichsten und lieblichsten Sänger beim Uebergang ins afrikanische Winterquartier abgefangen und verspeist werden. Jeder von uns, der Nutzen und Bedeutung dieser unermüdlichen Kerbthiervertilger kennt und deren fröhlichen Gesängen beim Nahen des Frühlings mit Sehnsucht entgegenwartet, glaubt auf solche Barbarei schmähen zu dürfen. Alles das aber würde noch keine irgendwie bemerkbare Verminderung der Vogelwelt geben, fänden die Rückkehrenden ihre alten Wohnungen wieder, ihre traute Einsamkeit, ihre düster schattigen Wälder und Hecken, die kleinere Schar würde um so ergiebiger sich nähren, um so fruchtbarer sich mehren. Dahin sehen wir die Hauptursache der Verminderung der Singvögel, in der fortschreitenden Bodenkultur überhaupt den Urgrund des Schwindens unserer Thiere. Doch wer vermöchte und wer wünschte die Kultur zu hemmen? Ohnedem des Menschen unbezwinglicher Selbstsucht gegenüber heißt es tauben Ohren predigen, daß neben ihm, dem gewaltigen Herrscher der Erde, ein jegliches Thier sein Anrecht auf das Leben hat. Egoismus ist das Geheimniß des Erdenlebens und auch der Mensch kämpft den Kampf ums Dasein, instinktmäßig dem Grundsatz der Gleimschen Fabel huldigend: „Du bist mein, denn ich bin groß und Du bist klein."

Der Tannenbaum.

Er steht so königlich und frei,
Einsam in tiefer Felsenkluft,
Als ob er der Beherrscher sei
Von Wald und Bach und Berg und Luft.

Um seinen Wipfel zieht der Aar
Mit feierlichem Flügelschwung.
Den goldgestickten Prachttalar
Webt ihm die Abenddämmerung.

Doch jetzt durchweht's ihn ahnungsbang,
Er rauscht, als ob er Schmerzen fühlt,
Ihm ist, als hört' er den Gesang
Der Säge, die sein Holz durchwühlt.

Denn schöner als auf stolzer Höh'
Wird bald gestalten sich sein Loos:
In ihm birgt sich vor'm Erdenweh
Ein Herz im dunkeln Grabesschooß.

Wilhelm Walloth.

Digitized by Google

Ein Name und eine Firma.

Nach dem Schwedischen des „Onkel Adam" von **Oskar Reyher.**

Der letzte seines Namens.

Die Zeit bringt es so mit sich, daß ein alter Mann, wenn er eine Geschichte erzählen will, fast unwillkürlich mit den Worten anfängt: „Es war schon vor langen Jahren . . ."

Dabei handelt es sich stets um allerlei kleine Bilder, die auf der photographischen Tafel der Erinnerung von der Zeit her haften, als diese noch feucht und lichtempfindlich war. Allgemach trocknet die Zeit aber deren Oberfläche, so daß sie keine Bilder mehr dauernd aufnimmt und dann hat man eben nur das noch vor dem geistigen Auge, was sich einst „schon vor langen Jahren" mit hellem Licht und kräftigem Schlagschatten auf dem Glase abspiegelte. Wenn es sich um die Schilderung von Menschen handelt, ist der Unterschied zwischen sonst und jetzt glücklicherweise weit geringer, als man sich gewöhnlich vorstellt. Unsere Väter waren weder besser noch schlechter als wir — dieselben Tugenden wie dieselben Fehler, dieselben Seelenkräfte wie dieselben Schwachheiten besaßen sie ganz wie wir, besitzen wir ganz ebenso wie sie. Das einzige, was die Charaktere zweier verschiedenen Zeiten möglicherweise unterscheidet, ist höchstens — das Kostüm. Man kleidet sich in den Zwischenakten um, das ist alles. Es macht also im allgemeinen nicht so viel aus, wenn man auch beginnen muß: „Ich erinnere mich, daß schon vor langen, langen Jahren . . ." u. s. w., wie die Worte auf aller Alten Lippen schweben, die den Jungen doch so lächerlich erscheinen.

Vor langen, langen Jahren lag da auf dem Kungsholm*), Quartier Bergklippan, ein kleines zweistöckiges Haus, das seiner Größe und äußeren Erscheinung nach eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der Kaaba in Mekka besaß, wie man letztere in Holzschnitten sieht — ein Würfel auf einem Hügel, auf „der Bergsklippe", umgeben von einem ziemlich geräumigen Garten und gegen die große weite Welt abgeschlossen durch eine roth angestrichene, baufällige Planke.

Gleich daneben lag ein kleineres Stückchen Gartenland, erpachtet von einer Madam**), die in dem kleinen Häuschen in dessen Mitte eine Speisewirthschaft für die Arbeiter des Schnupftabakfabrikanten Helins und die des Herrn Samuel Owens betrieb.

In dem einen oberen Zimmer der Kaaba (die Etage enthielt einen beschränkten Vorsaal und zwei kleine nach verschiedenen Seiten liegende Stübchen) wohnte jener Zeit der Verfasser dieser Zeilen. Er hat sich seitdem wohl bemüht, Haus und Garten wieder aufzusuchen — alles ist

*) Ein Stadttheil Stockholms; unter Quartier ist ein Häuserviereck zu verstehen, das verschiedenen Straßen angehört und in Schweden meist einen besonderen Namen führt.

**) „Madam" ist in Schweden die Bezeichnung für Hökerinnen, Waschfrauen ꝛc. Die weiblichen Personen der sogenannten höheren Stände heißen nur „Fru" (Frau).

Digitized by Google

verschwunden! Jetzt erheben sich stolze Gebäude auf derselben Stelle; Zeisige und Hänflinge aber finden keinen Baum mehr, auf dem sie sitzen und zwitschern könnten; der Gesang mußte schweigen, wo der Nutzen ins Spiel kam, und an Stelle der Vöglein, denen der Herrgott hier ein Haus und Heim gegeben, traten nun Miethsleute vom Dache bis zum Keller.

Es war im Sommer „vor langen . . ." nun ja, es war eines Sommers und ein Zelt stand aufgespannt im Nachbargarten, wo zwei junge Leute (der Verfasser dabei), die alle Ursache hatten, zu sparen, hier ihr Mittagsmahl für einen Preis einzunehmen pflegten, von dem ich lieber schweige, da eine Mahlzeit für so billiges Geld, wie die Verhältnisse jetzt liegen, kaum einen Sperling sättigen möchte. Damals war sie aber gut, schmackhaft zubereitet und überhaupt vortrefflich, wenigstens für Leute mit gesundem Appetit.

Unsere Schenkwirthin verrichtete wahre Wunder in der Kochkunst zum Besten der „Herren im Zelte", übrigens die einzigen „Herren", welche ihre Kunst erprobten. So weit es ihre Zeit gestattete, verkürzte sie deren Mahlzeit durch lange und mannigfache Erzählungen, während sie mitten vor ihnen stand, die drallen rothen Arme über der Brust gekreuzt, selbst roth wie eine Päonie, mit krausem, röthlich-braunem Haar, das meist mit einem schwachen „Anflug" von Mehl geschmückt war. Stets handelten dieselben von der Lebensgeschichte der Nachbarn, die darin geschildert und bestmöglichst erklärt wurde — von glücklichen Dienstmädchen, welche sich mit irgend einem „Herren aus den Werkstätten" verlobten, oder von einem glücklichen Herrn, der eine reiche Fabrikantentochter heimgeführt u. s. w.

„Wenn die Herren nur ein wenig durch die Zeltthür gucken wollen, werde ich Ihnen zeigen, wo ein närrischer Kauz wohnt."

Wir guckten.

„Sehen die Herren dort die drei Fenster voller Blumen?"

„Ja."

„Da in dem dreistöckigen Hause, das gerade unter uns nach der alten Kungsholmsbrücke zu liegt."

„Ja freilich."

„Nun, sehen Sie, da wohnt ein närrischer Kerl, der Yxkull heißt und sich Baron nennen läßt, obwohl mein Mann, der Weinfahrer, behauptet, daß das eine verd— Lüge sei und kein Baron „Yxkull" heiße, denn das hat der Buchhalter Hörner bei Middelfart und Compagnie gesagt. Was glauben Sie? Er läßt sich Baron schimpfen, der Narr; aber, Gott sei Lob und Dank, jetzt kümmert sich keiner mehr um Grafen und Barone, 's ist einer ja so gut wie der andere, sagt der Buchhalter Hörner und sagt mein Mann, der Weinfahrer, auch. Nein (ein Seufzer), man kann Gott nicht genug dafür danken, daß man einen ehrlichen Namen hat und von den Menschen geachtet wird, wahrhaftig, man muß Gott danken, daß man bei seinesgleichen und bei andern in gutem Ansehen steht. Die Herren können es glauben, daß wir, wenn mein Mann auch nur Weinfahrer ist und ich für Helins', Owens' und anderer kleine Leute Schankwirthschaft betreibe, doch jeden Stüber, der uns übrig bleibt, zurücklegen, damit unser Berndt etwas Ordentliches lernen soll; Berndt ist aber auch ein Prachtkerl von Junge, obgleich er erst

Digitized by Google

zehn Jahre alt wird, und Herr Hörner, der Buchhalter bei Middelfart und Compagnie, prophezeiht, daß Berndt einmal Großhändler werden und ins Handelskollegium kommen kann — ha, ha, ha — Herr Hörner ist so nett und spricht mit meinem Mann wie mit einem alten Freund und Kameraden."

Unsere Wirthin war, wenn sie einmal den Mund aufthat, ziemlich wortreich und sprach mit Vorliebe von sich selbst, ihrem Manne, dem Weinfahrer, und von ihrem Sohne Berndt, dem Schulknaben. Wir erfuhren so allmählich, daß Madam selbst in ihrer Jugend „ein hübsches Lärvchen" gehabt habe, so daß Löfgren, der Weinfahrer, aus Liebe zu ihr „ganz närrisch" gewesen sei und gedroht habe, in die Brunnsvik zu springen, wenn sie ihn verließe, und ferner, daß Löfgren ein Mann sei, wie sie nicht immer auf der Straße herumliefen, nur sollten ihn „schlechte Menschen" nicht verleiten, dann und wann zu viel zu trinken, denn dann würde Löfgren etwas unvernünftig und gar handgreiflich, was die Madam, die sich auf ihre stämmigen Arme verließ, indeß nicht besonders zu ängstigen schien.

Im übrigen lebten sie wie ein paar Turteltauben in ihrem Schlage im Quartier Bergklippan, ein gutes Stück über der Kungsholmskirche.

Inzwischen hatte ich fast mit unverwandten Blicken an dem hohen Hause die drei Fenster betrachtet, vor welchen sich gleichsam ein Gitter von verschiedenfarbigen Pelargonien ausbreitete, eine Blumenart, welche damals modern war und es auch wieder werden dürfte, wenn man einmal der Kakteen und der chinesischen steifen Kamelien überdrüssig wird.

Madam Löfgren hatte den Besitzer jener Blumen einen „Narren" genannt, den Barons-„Narren" Yxkull; gerade das aber erregte mein Interesse für den Mann. Schon lange wußte ich ja, daß praktische Leute, vorzüglich die etwas beschränkteren darunter, alle diejenigen, welche in Kultur über ihnen stehen, gern als Narren bezeichnen. Das einzige, was sie selbst verstanden, war etwa, Geld anzusammeln, und solche Leute nannten dann alle anderen, die das Geld nur als Mittel, nicht als Zweck betrachteten, Narren und Thoren, welche in alten Büchern herumstöberten, statt Soupers zu geben, oder über den Räthseln der Natur grübelten, statt Puff zu spielen. In einer derartigen Gesellschaft von grundvernünftigen Leuten kam es vor, daß ein Akademie-Adjunkt eines Tages bei einer Festlichkeit das Wort erhielt und in einer Weise sprach, daß die Zeitung des Ortes nicht wohl umhin konnte, seiner zu erwähnen, da das aber mit einer gewissen Achtung vor einem Manne, der doch eigentlich nichts besaß, als einen Schatz von Kenntnissen, geschehen mußte, so klang der Titel „Adjunkt" doch gar zu armselig, weshalb man ihn bei der Korrekturlesung zweckdienlich verbesserte und berichtete, daß „ein inhaltsreicher Vortrag gehalten worden sei von dem Akademie-Comminister (etwa Diakonus) N. N."

Es ist eigentlich im höchsten Grade komisch, sich selbst neutral zu verhalten und zu hören, mit welcher Ueberlegenheit stets der eine über den andern urtheilt. Könnte man allen Glauben schenken, so ergäbe sich das Resultat, daß die ganze menschliche Gesellschaft nur — aus Narren und Bösewichten bestände.

Aber der Baron Yxkull da — ich konnte ihn nicht mehr aus den Gedanken los werden, den „Narren", den alten Blumenfreund, der dort,

Digitized by Google

drei Treppen hoch, hauste in seiner Wohnung, deren ganze Front drei Fenster zählte, also höchstens zwei Zimmer umfaßte.

Madam Löfgren bediente mich bald mit weiterer Aufklärung.

„Fast jeden Abend", so plauderte sie weiter, „geht der alte Narr nach dem Kungsholms-Friedhof und sitzt da ganze Stunden lang neben einem mit Immergrün überwachsenen Grabhügel. Er soll wohl einen Knaben verloren haben, um den er trauert. Ja, ja, ich weiß ja, wie bitter Eltern der Verlust eines Kindes zu Herzen geht und ich denke noch mit Schmerzen meiner kleinen Amelie, die vor sechs Jahren starb; aber ich bin dabei doch ein Christenmensch und ein vernünftiger dazu, der es einsieht, daß Amelie es bei ihrem lieben himmlischen Vater besser hat, und glücklich war, von dieser verführerischen Welt wegzukommen, und ... (Da trat die Magd ein, die ihr etwas ins Ohr raunte). Da hast Du den Schlüssel! Nimm von Möllers Schwachbier, das wird immer leicht sauer — was sagte ich doch eben? Aber wirklich, bei dieser Wärme bekommt das Schwachbier einen Stich nicht selten schon nach wenigen Stunden; das von Möllers ist das schlechteste; das mögen die Owens'schen Leute verzehren, Gießer und Schmiede vertragen es schon. — Da lobe ich mir doch Helins Tabaksmüller, das sind richtige „schlangtile" Kerle. Ja, wie gesagt, für Kinder ist es gewiß am besten, wenn sie zeitig sterben, da sollte man Gott eher dafür danken."

„Freilich", fiel ich ein; „nun, ob nicht auch Berndt eine schwache Brust hat? Seine Backen sind so röthlich."

„Was? Nein, Gott behüte mich, Berndt hat doch nicht etwa Anlage zur Schwindsucht? Wenn er stürbe, dann lebte ich auch nicht mehr lange. Nein, ist das Ihr Ernst? Sollte Berndt wirklich schwachbrüstig sein?"

„O, nein, Madam", erwiederte ich lachend, „Berndt erfreut sich ja einer felsenfesten Gesundheit; da es Ihrer Ansicht nach „für Kinder aber am besten ist, wenn sie jung sterben", so glaubte ich Ihnen mit meinen Worten eher eine Freude zu machen."

„O, über Ihr loses Mundwerk, daß Sie mich so erschreckten!"

Der Sohn Berndt war ein hübscher Junge, still, fleißig, anstellig, mit ein paar lebhaften Augen und der ganzen Lebensfrische, die der gute Gott der Jugend verleiht, und welche nur wegpedantisirt werden kann in solchen Schulen, die eigentlich Vollstopf-Institute heißen sollten, Anstalten, in denen viele Einzelkenntnisse (nicht gründliches Wissen) in die zerrissenen Fetzen abgenutzter, verzärtelter Kinderseelen eingepackt werden; die Schule stand jener Zeit aber noch so tief, daß die kleinen Gelehrtenlichter nicht damals schon bis auf den Leuchter niederbrannten, und dadurch ist es gekommen, daß nicht wenige jener „erbärmlich unterrichteten Knaben" noch heute Licht und Ehre über ihr Vaterland verbreiten.

Man kann in der besten Absicht dem Spioniren verfallen, ja, es ist das eigentlich immer der Fall, wenn man nicht ganz allein an sich selbst, seine Gesundheit und seines Leibes Nothdurft denkt, sondern sich mit der ganzen Menschheit in unauflöslicher Verbindung fühlt. Ich erinnere mich kaum, daß uns als Jungen etwas tiefer empört hätte, als der englisch-chinesische, sogenannte „Opiumkrieg", obgleich die Chinesen sonst keineswegs unsere Leute waren und weit genug hinter Berg und Meer wohnten.

Digitized by Google

So war ich denn auch nicht wenig neugierig, den „Narren" kennen zu lernen, der so schöne Pelargonien vor den Fenstern stehen hatte und jeden Abend auf seiner kleinen Bank neben einem Kindergrabe saß.

Der Zufall, vielleicht die Vorsehung oder das Geschick, vielleicht nur, damit ich in ferner Zukunft einige versöhnende Worte über eine verfallende Institution sagen könne; was weiß ich? — fügte es, daß ich sehr bald Gelegenheit fand, den „Narren" zu besuchen, ihn, den geburtsstolzen Mann, der sich Baron nennen ließ, wie der Buchhalter Hörner behauptete.

Eines schönen Tages stand in dem großen, prächtigen Vorzimmer des Seraphimen-Lazareths ein hochgewachsener, grauhaariger, vom Alter etwas gebeugter Mann. Sein Gesicht erschien fein geschnitten, die Nase etwas gebogen, um den Mund spielte ein wohlwollender, aber doch gleichzeitig sozusagen aristokratischer Zug, und die ganze Haltung verrieth einen Mann, der sich zwar der Nothwendigkeit fügte, doch so, daß er nie seinen Werth und seine Selbstachtung aus den Augen verlor. Da ich zufällig in seine Nähe kam, grüßte er und fragte nach einem Arzte. „Mein Name ist Yxkull", setzte er hinzu, „ich wohne hier ganz in der Nähe, mein alter Diener ist schwer erkrankt und ich möchte darum ersuchen, daß . . ."

„Sehr gern, ich werde den Herrn Baron in einigen Minuten begleiten."

Als wir den Kaplanshügel hinaufstiegen, blieb der alte Mann öfter stehen. „Ich kann nicht so schnell fort wie Sie", entschuldigte er sich lächelnd, „es ist nur ein Vorzug der Jugend, bergauf eben so leicht zu gehen, wie auf ebener Straße. Meine Brust ist schwach und ich komme schnell außer Athem." Und trotzdem wohnte mein alter Freund drei lange Treppen hoch. Das deutete wohl auf Armuth.

Nachdem wir die drei mühsamen Stiegen emporgeklettert, wurde ich in das Dienerzimmer geführt, das nach der andern Seite, nach der Kungsholmsbrücke zu, hoch über Dächern und Schornsteinen lag.

„Nun, wie stehts mit Dir, lieber Leman?" fragte der Baron und öffnete einen Sommerladen, so daß es im Zimmer heller ward.

„Ei, ei, daß Sie auch um meinetwillen diesen Weg machen mußten; ach, mit mir gehts ja so leidlich, wenn es auch bei jedem Athemzuge wie mit Nadeln in der Brust sticht; aber wer soll Ihnen denn nun aufwarten?"

„Darum mach Dir keine Sorge, lieber Leman, das ist schon alles in Ordnung!"

Der Diener, ein bejahrter, fast ebenso grauhaariger Mann wie sein Herr, hatte Lungenentzündung.

Nachdem ich meine Vorschriften gegeben, kam es mir recht erwünscht, daß der alte Baron mich in sein Zimmer, in seine „kleine Behausung", wie er sagte, einlud.

Diese bestand aus zwei hellen, freundlichen Räumen, in denen Pelargonien und andere Topfgewächse das grelle Sonnenlicht milderten. Die eine Wand schmückte eine schöne Büste „des seligen Königs" wie der Baron sich ausdrückte, und worunter in seinem Munde Gustav III. zu verstehen war. Ich bewunderte dieselbe und der Baron lächelte vergnügt.

„Sie ist von meinem Freunde Sergell (dem berühmten Bildhauer)

Digitized by Google

modellirt. Jene Gemälde erhielt ich zum Geschenk, z. B. von Breda — das ist das Bild meines kleinen Sohnes, setzte er langsamer hinzu, — und diese sind von alten Meistern. Ich bekam sie vom seligen König."

An einer zweiten Wand stand ein Klavier. Pianos waren damals weniger verbreitet als heute, und die mir hier ins Auge fallenden Notenblätter enthielten nur sogenannte klassische Musik — Haydn, Mozart u. a. Die dritte Wand nahm des Barons reichhaltige Bibliothek ein, meist französische Werke über Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Und der, der in dieser Umgebung lebte, war also der Mann, den der Buchhalter Hörner und, auf dessen Wort hin, auch Madam Löfgren einen „Narren" titulirten!

Erst als ich in das Schlafzimmerchen trat, fielen meine Blicke auf ein Bild, welches etwa auf Geburtsstolz hindeutete. Es zeigte zwei gegen einander geneigte Schilder und war mit Gold und Farben nach allen Regeln der Heraldik auf Glas gemalt.

„Solche Wappen sind „reine Kinderei", das weiß ich recht gut, gerade deshalb aber macht es mir als Zeitvertreib Vergnügen, alle diese Bilder zu studiren, welche der Phantasie so viel zu rathen geben."

Das eine Schild des kleinen Bildes enthielt den St. Olafslöwen mit der krummschäftigen Axt, das andere ein goldenes Jägerhorn in blauem Felde.

Der Baron bemerkte meinen aufmerksamen Blick. Er lächelte in seiner gewohnten milden Weise und sagte: „Das ist mir ein theueres Andenken. Auf meines Schwiegervaters Gute wohnte ein sogenanntes altes Inventarium, Namens Roland, ein vormaliger Schiffslieutenant und früherer Kamerad des Vaters meiner seligen Schwiegermutter. Das war ein freundlicher, recht begabter Mann, und am Hochzeitstage, als ich mit meiner seligen Frau getraut worden war, schenkte er uns dieses, von seiner Hand gemalte Bild als Andenken, die Yxkull-Gyllenhornschen Familienwappen, einander zugeneigt und sich gegenseitig stützend, und umgeben mit einem Kranze von Myrthe und Eichenlaub. Das Bildchen hat nur für mich einen Werth, aber für keinen andern", setzte er hinzu und schien dabei eine Thräne im Augenwinkel zerdrücken zu wollen.

„Und Sie hoffen", unterbrach er sich selbst, „daß mein alter Diener wieder gesund werden kann? Sie wissen nicht, wie glücklich ich wäre, wenn er sich wieder erholte. Er ist mein einziger Freund, der einzige, mein alter, ehrlicher Leman, Herr, verleih ihm Genesung und ich werde wie ein Reh den Kaplanshügel hinauflaufen!" setzte er scherzend hinzu.

Es wurde mir von diesem Tage ab zur angenehmen Pflicht, bei dem ehemaligen Hofjunker, Baron Alexander von Yxkull, vorzusprechen, um den sich in der ganzen Gotteswelt sonst keine Seele kümmerte. Der alte Leman besserte sich nach und nach; das gab aber das Signal zum Streit zwischen den beiden Leutchen.

Leman wollte unbedingt seinem Baron „aufwarten" und der Baron wollte ebenso halsstarrig seinem alten Leman „aufwarten", auf des Barons Seite tretend, entschied ich den Sieg, so daß der Diener, freilich mit einigem Murren, nicht vorzeitig das Bett verließ und den Bedientenrock wieder anzog.

Digitized by Google

Während der ganzen Zeit schien der Baron selbst die Wohnung in Ordnung gehalten und ebenso die Stelle des Herrn wie die des Dieners eingenommen zu haben, was den alten Leman nicht wenig verdroß, da er am besten wußte, wie es im Hause mit der Kasse stand.

„Sie gehören", sagte der Baron eines Abends zu mir, „Sie gehören einer neueren Zeit an, ich dagegen einer verschwundenen. Sie stehen noch mitten in der Morgendämmerung, ich sitze am Rande des Abends und sehe die Sonne versinken. Sehen Sie, mein Freund, deshalb sind unsere Gefühle verschieden, nicht so unsere Ansichten. Der Stand, dem ich angehöre, ist im Untergange begriffen, ich weiß es. Der selige König dort, um dessen Stirn sich ein unvergänglicher Lorbeer flicht, wußte es auch; wozu dient aber der heutzutage überall sich breitmachende Hohn über eine Institution, welche nach und nach, gleich einer zerbröckelnden Ruine, von selbst verschwindet? Sind die neuen Holzhäuser besser als die alten Ritterburgen? Ist die Aristokratie des Geldbeutels mehr werth als die der Geburt? Lebt ein Volk freier und glücklicher unter der Herrschaft der Geldfürsten als unter der der Fideikommissare? Wissen Sie, es giebt einen Adel, der, gottlob, niemals untergeht; es ist der Adel des Herzens und der wird freilich weder durch alte Familienurkunden noch durch einen neuen feuerfesten Geldschrank anerzogen."

„Und doch liegt schon in der Achtung und Pflege alter Erinnerungen etwas, was den Menschen veredelt, wenn er eine längere Reihe von Voreltern mustert und so mit eigenen Augen sieht, wie ein Geschlecht einst emporstieg und wie es, ebenso unbedingt wie unwillkürlich, gleich der schwellenden Woge wieder herabsinkt, um neuen nachkommenden Wogen Platz zu machen; aber sehen Sie — Sie verstehen mich ja wohl — werfen Sie vom Strande aus einen Strohhalm hinaus, und Sie werden wahrnehmen, daß derselbe nur unmerkbar weiter getragen wird von den steigenden und fallenden Wogen, welche einander folgen und ihren Schaum über den Strand ergießen.

„Dieser Strohhalm, mein Freund, ist im Menschenleben etwas, was wir Glück oder Freiheit nennen, wie man will; doch wenn die eine Institution niedersinkt und eine andere neue Wogen emportreibt, so liegt Menschenglück und Freiheit doch nahezu an derselben Stelle, ohne merkbar vor- oder rückwärts zu schreiten.

„Bei jeder neuen Woge rufen aber die Kinder: Nun kommt es, jetzt wird der Strohhalm auf den Strand geworfen, um daran liegen zu bleiben. Arme Kinder! Da werdet ihr lange warten müssen; denn die Meinungswogen wechseln im Grunde ebenso leicht, je nachdem der Wind bläst.

„Deshalb, sehen Sie, betrauere ich die verflossene Zeit und erwarte nur wenig von der kommenden; bei Ihnen liegt das anders; doch warten Sie nur — und warten müssen Sie schon. Aber es ist wohl besser, ich lasse Sie etwas von Haydn hören, in der Welt des Schönen war er ein Aristokrat wie kaum ein anderer."

Der Baron setzte sich ans Klavier und spielte.

Auch das Instrument selbst eignete sich fast mehr, Gefühle auszudrücken, als das heutige Piano, dessen Hämmer ihre Arbeit gleichsam fabrikmäßig ausführen und der „Kunst des Herzens" wenig Gelegenheit

Digitized by Google

geben, sich hören zu lassen. Baron Alexander von Yxkulls Zeit pflegte Ligato-Tonsätze zu spielen, während die neuere Zeit das Staccato bevorzugt.

„Nun ist ja der alte Yxkullsche Dienerstiefel wieder auf den Beinen", begann eines schönen Tages Frau Löfgren. „Der liebe Herrgott mag wissen, wovon die Leute leben; von einer schmalen Pension, glaube ich, und einem dürftigen Erbtheile, das ist wohl alles; jedenfalls meine ich aber, daß der Diener das Mittagsessen im Ofen kocht und der gnädige Herr Baron sich mit schlechter Kost begnügen muß."

„Das dürfte nicht mehr lange dauern, Madam Löfgren, denn ich habe ihm davon gesprochen, welch prächtiges Essen wir hier im Zelte erhielten, und da bat er mich zu fragen, ob er es wohl auch bei Ihnen holen lassen könne."

„Sapperlot, ich soll einen Baron speisen — wenn er nur bezahlt!"

„Das versteht sich von selbst."

Einige Tage später kam der alte Leman im Auftrage des Barons.

„Aber mein Gott und Schöpfer", brach da Frau Löfgren aus, „der gnädige Baron kann doch nicht meine einfachen Gerichte essen! Ich koche ja nur für Helins' und Owens' Arbeiter. Doch, Gottes Wille geschehe!"

Wir beiden Zeltgäste bemerkten unzweifelhaft, daß die Madam von dieser Stunde ab ein möglichst feines Mittagsbrot herstellte und bald hörte man auch an ihrem Tone, daß ihre bisherigen Anschauungen sich nach und nach veränderten. Sie erzählte uns (den unwiderruflich Bürgerlichen), daß „selbst der Herr Baron" ihren Lachspudding und die Bouillon gerühmt, deren gleichen er kaum an des „seligen Königs" Tische gefunden habe. Es hatte ja seinen guten Grund, daß Madam jetzt mehr aufgerichtet einherging, da sie einen Baron speiste, während sie früher nur für Helins' und Owens' Arbeiter, und eigentlich nur zufällig für zwei „Herren" kochte, die aber doch noch lange keine „Barone" waren, und das mitten in der Zeit der Aufklärung und der dämmernden Freiheit und sogar entgegen der in solchen Fragen sonst anerkannten Autorität des Buchhalters Hörner.

Der Sohn Berndt half mit aufwarten und erbat sich durch den alten Leman einen Abdruck von dem Siegel des Barons, denn der Junge war, wie die meisten seines Alters, Siegelsammler. Die Jugend hat ja eben lebhafte Phantasie und ein Deficit an nüchternem Verstande, und deshalb sammelt sie „werthlose" Siegel, bis sie einst zu reiferem Urtheil kommt und nur noch andere Siegel schätzt, nämlich solche, die unter Schuldscheinen sitzen.

Es ging stark auf den Herbst und ich wollte die Hauptstadt bald verlassen.

Da klopfte es einmal in der Dämmerstunde an die Thür meines einfachen Stübchens auf Bergklippan.

„Herein!" Es mußte ein außergewöhnlicher Besuch sein, denn meine Freunde beschwerten sich nicht erst damit, bei mir anzuklopfen.

„Herein!"

Da erschien der alte Leman, der Diener, auf der Schwelle und verbeugte sich mit den Worten: „Bitte um Verzeihung, wenn ich störe!"

„Nein, sicherlich nicht, Herr Leman, setzen Sie sich nieder!"

Digitized by Google

„Ich habe", begann der alte Mann, „nächst Gott Ihnen . . ."

„Nun, nun, lassen wir das! Ich weiß, was Sie sagen wollen."

„Nein, das wissen Sie nicht. Sie wollen von hier fortgehen, und wahrscheinlich besuchen Sie den Baron noch einmal."

„Gewiß war das meine Absicht."

„Er will Sie für die gehabte Mühe belohnen."

„Daran habe ich nicht im geringsten gedacht."

„Er aber desto mehr. Der Baron hat nicht viel; er weiß nicht, was er Ihnen anbieten soll; eine nennenswerthe Geldsumme besitzt er nicht, nun vermuthe ich — doch, wie gesagt, das denke ich nur — er will Ihnen einen kleinen Goldring geben, der von der seligen Freiherrin herrührt; aber nehmen Sie den nicht, nehmen Sie das Geschenk nicht an, nein, Herr, hier, nehmen Sie das, es ist meine alte, silberne Taschenuhr, nehmen Sie diese, aber bitte, nicht den Ring, den soll der Baron einst im Grabe noch am Finger tragen; es war ja ein Ring der seligen Freiherrin."

„Nein, nein, braver Leman, behaltet nur Eure Uhr; es ist mir nicht in den Sinn gekommen, von Eurem Baron ein Honorar zu erwarten, und den Ring nehme ich bestimmt nicht."

„So nehmen Sie aber die Uhr, ein Andenken müssen Sie doch haben."

„Ein Andenken? Lieber Leman, glauben Sie, ich würde Sie beide vergessen? Nein, bei Gott, ich vergesse weder Sie noch diese Stunde. Ich betrachte Ihre Uhr also als die meinige, und Sie, lieber Leman, behalten sie fortan als ein Andenken an mich und an diese Stunde!"

Leman mochte diese Lösung nicht erwartet haben; verlegen und gerührt zugleich barg er die Uhr wieder in der Tasche.

Uebrigens schien der alte Mann Gefallen zu finden an meinem Stübchen, dessen einzigen Schmuck ein Kupferstich bildete, ein Porträt des Hofkanzlers und Dichters Olaf von Dahlin.

„Das war der Vorläufer der schönen Zeit des seligen Königs!" bemerkte Leman bei dessen Anblick.

Je länger wir plauderten, desto gesprächiger und offenherziger wurde der bejahrte Diener.

„Ich bin meinem Baron überallhin gefolgt. Als er auf Yxkullsnäs noch als Knabe umhersprang, war ich ebenda als Gärtnerjunge, und der junge Baron liebte die Blumen so sehr. Deshalb sehen Sie noch heute seine Fenster voller Blumen und seltene Pflanzen, welche ich pflege." „Dann wuchs er zum schlanken Jüngling heran, trat in der Königin berittenes Leibregiment ein und wurde Hofjunker beim seligen Könige. „Als der König erschossen ward, sollte Baron Alexander von Yxkull eben die Leiter der Ehre erklimmen; nun änderte sich alles mit einem Schlage, und nachdem er sich mit dem schönen Fräulein Ulla Gyllenhorn verheiratet, wars mit dem äußern Glanze vorbei, denn die neuen Machthaber hatten einen Prozeß gegen die Gyllenhornsche Familie verloren und letztere selbst ging durch Unfälle anderer Art zu Grunde. Des Barons inneres Glück blühte aber desto mehr auf, je drückender der Kampf um das tägliche Brot wurde; da gelang es mir, einen Garten zu pachten, den ich bearbeitete. Der Baron wurde im Dienste gehudelt und nahm seinen Abschied; er hielt sich aber nicht für zu gut,

Digitized by Google

während des Winters an Uebersetzungen und im Sommer mit im Garten zu arbeiten, so daß wir recht erträglich durchs Leben kamen.

„Da bekam er einen Sohn. O, wie sein Auge strahlte!

„Das Yxkullsche Geschlecht", sagte er, „wird also noch eine Generation erleben."

„Ich begreife das. So ein altes Geschlecht ist ein Baum, der an seinen äußersten Zweigen noch Schößlinge treiben kann, wenn der Stamm auch schon lange kernfaul geworden war. Der Baron sagt öfter: Mit einem Namen gehts wie mit einem Baum. Zuerst ernährt er sich von verschiedenen Wurzeln, die weit in der Erinnerung unbekannte Tiefe hinabreichen; nach und nach stirbt der Kern aber ab und endlich ists nur die Rinde, das Aeußerliche, der leere Name, was noch fortlebt. Und doch nehmen die letzten Zweige von dieser noch ihren Blätterschmuck her; aber wovon lebt jene? Ja, von der bloßen Lust, nur noch von einem Gedanken, von der einem alten Namen zugewandten Achtung. Dann ist das Ende freilich nahe; und doch, lieber Leman, sagte der Baron, freut es Dich jetzt ebenso wie mich, daß der alte Baum noch einmal neue Sprossen treibt. Und so spielte und plauderte er mit seinem Söhnchen.

„Gott seis geklagt, diese Freude sollte nicht lange dauern. Die Freiherrin starb und ein Jahr später folgte ihr der junge Baron, vier Jahre alt, nach.

„Deren gemeinschaftliches Grab ist es, das der Baron besucht; das schmückt er in anhänglicher Liebe, als könnten die Todten seine Blumen sehen. Ich glaube, sie erkennen seine Liebe; ich glaube, sie blicken uns an aus den Augen der Blumen, sie folgen jeder Empfindung, jedem Gedanken und fühlen sich in demselben Maße glücklich, wie ihre hinterlassenen Lieben ihrer in Liebe gedenken.

„Jetzt ist der Garten wieder aufgegeben. Der Baron genießt eine kleine Pension, und was hat er nun zu erwarten? Je nun, das Ende und die Ehre, der letzte seines Namens zu sein."

„Der letzte seines Namens?" rief ich aus. Es muß ein eigenthümliches Gefühl erwecken, der letzte eines vordem großen Namens zu sein."

„Ja freilich!" meinte der alte Leman und ergriff seinen Hut. „Erinnern Sie sich des Ringes!" waren seine letzten Worte, als er langsam und vorsichtig die schmale Treppe hinabging, welche von meinem Taubenschlage im Quartier Bergklippan auf Kungsholm nach Gottes Erdboden führte.

Nur wenige Jahre später fand ich unter den Todesanzeigen den Namen Alexander von Yxkull, „des letzten Ueberlebenden von Gustav III. Hofjunkern" — „des Letzten seines Namens."

Wenn der Werth eines Menschen darin liegt, daß man in dieser Welt von Stufe zu Stufe emporgestiegen ist, das oder jenes vollbracht, oder sich durch Tapferkeit, Gelehrtheit, Reichthum oder Geist ausgezeichnet hat, so kam dem alten Hofjunker nur ein geringer zu; deshalb ward er auch von allen vergessen, außer von einem und dem andern,

Digitized by Google

der plötzlich die schönen Pelargonien an den Fenstern vermißte, und daraus folgerte, daß der Besitzer derselben, der alte Hofjunker, nicht mehr da sei.

Doch, es giebt auch noch eine andere Registratur, in der jeder reine Gedanke, jedes warme Gefühl, jedes ehrliche Wollen und Thun mit daguerreotypischer Genauigkeit jeden Augenblick verzeichnet wird. Könnte man dieses Verzeichniß lesen, so würde man den alten Hofjunker finden als reichen, als großen Mann, erhaben über Noth und Unglück, ergeben im Sinne, niemals klagend, nimmer murrend, geduldig und duldsam, dankbar und mit einer das vergangene wie das kommende umfassende Liebe im warmen Herzen.

Selten wird es einen geben, der so wie er die letzte Bürde eines großen, mit der Zeit verdunkelten Namens, und diese so friedreich trug wie der, über dessen Staub der alte Leman auf eigene Kosten einen Stein errichtete mit der einfachen Inschrift: „Hier ruht Freiherr Alexander von Yxkull — der letzte seines Namens."

Ein paar Jahre sah man noch, des Sommers jeden Sonnabend Abend ein grauköpfiges Männchen an einem blumengeschmückten Grabhügel in Kungsholms Friedhofe beschäftigt; im dritten Sommer blieb auch dieser Pfleger aus. Die Erde hatte einen treuen Diener weniger. Einen weniger, der ohne Rücksicht auf „Kost und Lohn" seinen Herrn bis zum Tode und dann auch noch seines Herrn Grabstätte pflegte. Es war der alte Leman, der sich als treuer Diener nun erst zur ewigen Ruhe gelegt, er auch: der letzte seines Namens, des schönen Namens, sich, ohne auf Lohn, Lob und Ehre zu rechnen, bis zum letzten Augenblicke mit der ganzen Hingebung der Liebe einem einzigen angeschlossen zu haben.

Man klagt in unseren Tagen oft über die Unmöglichkeit, treue Diener zu finden. Die Ursache liegt gewiß mit darin, daß wir die Segnungen der Tradition verloren haben und alle nur nach Reichthum streben. Für Geld und durch Geld allein ist aber noch niemals etwas Schönes, Gutes, Großes oder Heiliges vollbracht worden. Liebe kann man nicht kaufen und Treue noch weniger.

Eine Firma.

Auf einer Reise (auch das war schon vor langen Jahren) wollte ich einige Tage in einer Mittelstadt verweilen und ging am ersten Nachmittag mit einem dort wohnenden Kollegen spazieren.

Er sollte mir die Merkwürdigkeiten des Städtchens zeigen, die sich doch auf das Rathhaus mit einem Thürmchen auf dem Dache und auf die Kirche beschränkten, mit deren größten Merkwürdigkeiten, einem alten Glöckner und einem sehr alten Meßgewand aus Goldbrokat.

„Und das Haus dort, das in so wunderlichem Stile gebaut ist, mit dem Säulengange und den kleinen Thürmen an den Ecken?"

„Das gehört dem reichsten Kaufmann der Stadt, einem gewissen Hörner."

„Hörner? Mir däucht, ich erinnere mich dieses Namens", fiel ich dem Freunde ins Wort und suchte in den losen Blättern halb verblichener Erinnerungen, die sich in meinem Kopfe vorfanden. „Hörner?"

Digitized by Google

„Ja, er verheiratete sich mit der Tochter eines der Theilhaber der Firma Middelfart und Compagnie in Stockholm und erhielt mit dieser ein großes Vermögen, legte sich dann, mit Kapital wohl ausgerüstet, auf den Holz- und Branntweinhandel, und ist nun sehr reich, folglich sehr angesehen und geachtet. Uebrigens ist er ein wenig derb, aber mit gutem, wenigstens hinlänglichem Selbstvertrauen ausgestattet.

„Ich bin heute zu ihm eingeladen, schlug es aber ab, weil ich selbst fremden Besuch habe; er hat darauf gleich meinen Fremden, Dich, lieber Freund, mit eingeladen. Es fehlt hier leider an allem, Dir eine andere Unterhaltung zu gewähren, also komm getrost mit!"

Wenn man gelegentlich an einem fremden Orte verweilt, will man auch gern alles sehen, was zu sehen ist und mich plagte wirklich ein wenig die Neugierde, zu beobachten, wie der Herr Buchhalter Hörner sich entwickelt habe, nachdem er einen Theil der Middelfart'schen Schätze erhalten und in einer kleineren Stadt zum hervorragenden Manne geworden war, statt in der großen unter der Menge zu verschwinden. Er hatte offenbar hier lieber der erste sein wollen, als „der zweite in Rom".

Er war es ja, der früher bei dem Weinfahrer Löfgren und dessen Ehehälfte als Orakel in allem galt, was die neuere Zeit und deren Denkweise anging. Jetzt konnte er diese ja unbehindert äußern und seine Ansichten in die Wirklichkeit übertragen, denn der reiche Mann kann was er will, und das Haus Hörner und William genoß ein großes Ansehen, so weit man Planken, Bretter und Branntwein brauchte.

Die Wohnung war verschwenderisch erleuchtet, und in der langen Reihe schöner, prachtvoll geschmückter Räume bewegte sich eine fröhliche Menge.

In einem der inneren Zimmer trafen wir die Frau vom Hause, eine zwar nicht mehr junge, aber doch einnehmende Erscheinung mit einem paar so schöner Augen, daß sie bei jedermann Vertrauen erweckten. Herr Hörner dagegen war eine ziemlich große, beleibte Persönlichkeit, etwas schläfrig vornehm mit seinen hellen Augen und geschmückt mit einem richtigen englischen Backenbarte, der gleich zwei kräftigen gelbrothen Handhaben an dem breiten Antlitz saß. Er grüßte gleichzeitig höflich und doch achtlos und setzte sein Gespräch mit einem jungen Manne fort, der bald als „Kammerjunker Freiherr Meijerheim, ein Freund unseres Hauses" vorgestellt wurde, nachdem ein kleiner magerer Mann mit großer dünner Nase und beginnendem Mondschein auf dem Vorderhaupt an die Reihe kam, das war „Herr Großhändler William, mein Compagnon!" Dieser Herr Compagnon hatte ein paar kleine graufunkelnde, schlaue Augen, welche gleichsam verstohlen unter der weit vorspringenden Stirne hervorlugten. Er schien nicht recht hierher zu passen, sondern schlenderte mit auf dem Rücken gekreuzten Händen hin und her, ohne je etwas Anderes zu sagen als: „Ergebener Diener!" oder „Ei, ei, wäre das möglich?"

Schließlich waren alle Hauptpersonen vorgestellt; mein Freund hatte für mich aber noch eine Ueberraschung aufbewahrt.

Dort, in der Nähe des Pianos stand ein junger Mann, der in seiner ganzen Haltung etwas Distinguirtes zeigte. Aus seinem Gesicht sprach Thatkraft, Klarheit und Stärke, die ganze Erscheinung sah so stattlich aus, wie es die Gesellschaftstracht jener Zeit, schwarzer Frack,

Digitized by Google

weiße Halsbinde, farbige Seidenweste und schwarze Beinkleider, nur zuließ.

„Hier hast Du einen alten Bekannten", sagte mein Freund. „Na, sieh nur nicht so verwundert aus. Es ist der erste Buchhalter des Comptoirs."

„So nenne mir den Namen."

„Das kann ich unmöglich."

„Aber ich darf es wohl", fiel der junge Mann freundlich lächelnd ein. „Erinnern Sie sich an Bergklippan auf Kungsholm, an ein Zelt im Garten daselbst und an einen Knaben Namens Berndt?"

„Berndt Löfgren?"

„Gewiß, ich heiße Berndt Löfgren und bin nur etwas gewachsen, wie Sie sehen", erwiederte der junge Mann lachend, doch fiel es mir unwillkürlich auf, daß er während des kurzen Gesprächs mit mir, die Augen wiederholt nach einer andern Richtung wandte. Ich folgte derselben denn auch und erblickte ein junges Mädchen, so liebenswürdig, schön und bescheiden, daß es mir auch wie dem Jüngling erging und ich den Blick gar nicht mehr von jenem lieblichen, blühenden Gesicht abwenden mochte.

„Wer ist die junge Dame dort?" fragte ich meinen Buchhalter, der mir über und über erröthend mittheilte, es sei des Gastgebers einzige Tochter mit dem altschwedischen Namen Gertrud.

Das ist nicht ganz richtig, dachte ich mir, das ist nicht ganz richtig mit dem Herzen des hübschen Jungen. Er ist überführt. Nun wohl, er mag sich verheiraten, das Geschäft übernehmen, ein glücklicher Gatte und mit der Zeit ein reicher Kaufmann werden.

Ich kann nicht leugnen, daß ich den beiden netten Leutchen das herrlichste Horoskop stellte, daß sie unter einem glücklichen Stern geboren seien, vielleicht unter der Herrschaft der Wage, „dabei man Segen hat in der Ehe", wie in den alten Bauernregeln zu lesen ist.

Es gelang mir, mit dem hübschen Kinde einige Worte zu wechseln; diese beschränkten sich freilich auf eine gewöhnliche Salonplauderei, nicht geeignet, ihre Seeleneigenschaften zu verrathen, aber gut war sie gewiß, vielleicht zu gut und schön, wie eine Rose vermählt mit einer Lilie.

Bei Großhändler Hörners gings übrigens ganz so zu, wie in andern Abendgesellschaften bei Leuten, welche so viele „Freunde" haben, daß sie kaum Platz finden in den ausgedehnten Räumen, die sonst unbenutzt bleiben und sich nur einige Male des Jahres wie ein großes Schleppnetz aufthun, wo dann der ganze Schwarm von Freunden hineinstürmt und sich einige Stunden darin umherdrängt, um zur Einsicht zu gelangen, daß man sich wegen der sogenannten Freuden des Gesellschaftslebens eigentlich recht unnöthig abmartert, und der dann mit doppelter Freude heimkehrt zum traulichen Herde, zur Ruhe und zum Schlummer, den man nach einem solchen Tage mit besonderer Erquickung genießt. Man lernt sein eigenes Heim schätzen, das ist der eigentliche Nutzen solcher Soireen.

„Sie erinnern sich wahrscheinlich des seligen Barons Alexander von Yxkull, der auf Kungsholm etwa zu derselben Zeit wohnte, als Sie da oben auf dem Dachboden hausten; des Sonderlings, der immer so schöne Blumen hatte?" begann der Großhändler zu mir.

Digitized by Google

„Ja, gewiß."

„Das war ein höchst achtungswerther alter Herr, vielleicht mit einigen Launen, wie man das ja öfters findet. Baron Meijerheim gehört derselben Familie an; Baron Alexander war des jungen Barons Großmutter leiblicher Bruder; es rinnt also Yxkullsches Blut in seinen Adern!"

Mir war es unbegreiflich, wo der sonst so nüchterne Kaufmann die romantische Sage vom „Blute" plötzlich herhatte, die er in seiner Jugend so tief verachtete, und noch mehr, wie er zu dieser Verehrung des Namens Yxkull kam, den eine alte Großmutter einer andern Familie getragen, aber gegen einen andern Namen vertauscht hatte. „Löse mir dieses Räthsel der Natur!" sagte ich zu meinem Cicerone.

„Daß Hörner Sympathien für den Adel hat? O, das findet man gewöhnlich bei älteren Kaufleuten, wenn sie mehr erworben haben, als daß sie sich mit einem nicht blaublütigen Schwiegersohne begnügen zu dürfen glauben."

Es ist doch ein kurioses Ding um sogenannte Prinzipien und ein noch kurioseres um sogenannte Ansichten, welche oft nach ebenso unberechenbaren Gesetzen wechseln wie die Witterung. Gerade dieser unaufhörliche Wechsel stellt aber das dar, was man die Meteorologie der Weltgeschichte nennen könnte, dieser Wechsel, der doch immer zu demselben Resultate führt, wenn man nach Mittelzahlen rechnet, dabei aber nicht auf den zufälligen Mißwachs in einzelnen Jahrhunderten und die reichere Ernte in anderen speciell Rücksicht nimmt. In der moralischen Welt hat Josephs Traum dieselbe Geltung wie in der physischen: Die mageren Kühe zehren die fetten auf.

Kaum ein Jahr war ins Land gegangen, als sich in dem Städtchen gleich einem Lauffeuer die Nachricht verbreitete, daß der hübsche Buchhalter Berndt Löfgren plötzlich seinen Abschied erhalten habe und abgereist sei. Herr Hörner sah ganz geheimnißvoll aus und Herr William blinzelte mit den grauen Augen; aber keiner von ihnen ließ ein Wort laut werden.

„Schade um den Mann", sagte der ehemalige Inspektor Swenson, der in der Stadt nach Herrn Hörner für „am schwersten" galt — „schade um ihn. Er war ein recht hübsches Kerlchen und nannte mich immer Onkel; doch weiß der Kuckuck, in unsern Zeiten — ja — na, ich will nichts sagen, nein, nicht um die Welt, so wenig wie Hörner und William selbst, doch ich denke mir — na, eine Ursache muß doch zu Grunde liegen."

„Du willst doch nicht etwa behaupten, daß der junge Löfgren ein Deficit gemacht habe, ein so hübscher junger Mann, und wenn ich zehn Töchter hätte, dem gäbe ich sie meinetwegen alle miteinander", erwiederte Frau Swenson eifrig. „Das sind nur gemeine Menschen, die solche Gerüchte ausstreuen, und ich hoffe, Du verkehrst nicht mit derartigem Pack, das so etwas sagen konnte. Half er mir nicht immer beim Ab- oder Umnehmen des Mantels auf den Soiréen und bei dem letzten Konzert, als der fremde Musiker — ich weiß seinen Namen nicht mehr — im Rathhaussaale die große Geige spielte? Stets war er so aufmerksam und hübsch sah er doch auch aus."

Digitized by Google

„Ja wohl, Violoncell", bemerkte der reiche Inspektor. „Man spricht aber einmal so, denn kein Mensch begreift, weshalb er seine Stelle so plötzlich aufgab und davonging. Es sieht aus, als sei er weggejagt worden — da würde Hörner indeß kein Geheimniß draus machen; oder als hätte er selbst gekündigt; das wäre aber dumm von Löfgren, der hier seine jährlichen dreitausend Riksdaler hatte, eine Summe, die man nicht so mir nichts dir nichts aus dem Aermel schüttelt."

„O, da kann noch manches andere vorliegen", meinte die Frau, welche von Jugend auf traditionelle Kenntniß von der Macht der Liebe hatte. „Es kann z. B. so sein, daß der junge Löfgren sich in die Mamsell Gertrud und diese sich in Löfgren vergafft hat, es sind ja beide ein paar hübsche, liebe Leutchen."

„Nun, das wäre ja ganz in der Ordnung, daß Löfgren das Mädel bekäme und das Geschäft fortsetzte", fiel der Inspektor ein, denn gleich und gleich gesellt sich gern, sagte immer der selige Graf auf Linnebaga, wo ich Inspektor war, bevor wir heirateten und nach Moßhult zogen. Gleich und gleich gesellt sich gern, ein Kaufmann und eine Kaufmannstochter."

„Meinst Du? Ich weiß nur, daß Hörner nach einem Orden strebt, nicht etwa das Wasa-Kreuz, denn das ist heutzutage für einen Kaufherrn nicht mehr gut genug, sondern wenigstens den Nordstern, der soll ja vornehmer sein. Die Leute sagen, er würde so seine zehntausend nicht ansehen, wenn er den erhalten könnte, und deshalb sagt auch Frau Gröndahl, welche den Haushalt besorgt, soll Gertrud sich mit dem jungen Baron Meijerheim, dem Generalssohn, verheiraten, da würde der Stern schon aufgehen. Frau Gröndahl weiß freilich auch, daß Mamsell Gertrud den jungen Baron nicht leiden mag, und er sieht doch nicht gerade häßlich aus, obwohl er neben Löfgren nur ein Knirps zu nennen ist. Der Junge mit den ehrlichen Augen ist aber kein Dieb, dabei bleibe ich, höchstens hat er ein Mädchenherz geraubt."

„Nun seh einer an", lachte der Inspektor, „Du bist ja zum Advokaten geboren und sprichst mit verteufelt viel Kenntniß von Courmacherei und Liebelei, trotz Deiner sechzig!"

„Bitte, ich werde zu Weihnachten erst neunundfünfzig!"

Im Nachbarhause verhandelte man über dieselbe Angelegenheit. Der Buchhalter Löfgren war plötzlich entlassen worden und abgereist, und die kleine Gertrud saß einsam in ihrem Zimmer.

Herr Hörner brummte in übler Laune und seine Frau spielte die Unterhändlerin zwischen Vater und Tochter.

„Du schwätzest; wer konnte vermuthen, daß der Gelbschnabel, den ich eigentlich aus Gnade ins Comptoir aufnahm, es wagen würde, sich —"

„Aber lieber Mann, es ist doch entschieden ein hübscher, junger Mann, so sagen ja alle."

„Es kümmert mich nicht im geringsten, was diese „alle" sagen, auf die Ihr Weiber Euch immer beruft, sagen oder nicht sagen, es ist ein unverschämter Mensch, Weinfahrer Löfgrens Junge, Madam Löfgrens Augapfel, dabei bleibt es! Kommt da zu mir herein, beginnt von seiner Liebe zu reden und fragt ganz unverfroren, ob ich zu seiner Werbung

Digitized by Google

um Gertrud Ja sagen wolle, und da ich natürlich Nein sagte und daß ich keine Ursache hätte, Madam Löfgren in unsere Familie aufzunehmen, so stellt er sich auch noch auf den großen Fuß und erklärt mir, daß er auch wieder geliebt werde. Und diese Geschichte, Marianne, hast Du gewußt, ruhig mit angesehen und mir nicht sofort davon gesprochen, so daß der Junker aus dem Hause kam, bevor er unserm Mädchen den Kopf verdrehte."

„Ich wars jedoch, der Löfgren ehrlich den Rath gab, sich an Dich zu wenden."

„Aha, das muß für die Frau des großen Hauses doch gar zu schön sein, neben Madam Löfgren, der Hökerin, auf dem Sopha zu sitzen und zu schwätzen, gebuzt zu werden von der kupferrothen Hexe, die ihre ganze Bildung von Owens' Gießern und Helins' Tabaksmüllern erhalten hat. Ich gratulire! Es ist wirklich ein kleiner Unterschied, mit ihr umzugehen, als neben der Frau General Meijerheim zu sitzen, die eine geborene Gräfin ist und so fließend französisch und über Paris spricht, wo Du ja warst, ebenso gut wie sie. O nein, da lobe ich mir den vertrauten Umgang mit Madam Löfgren, die Dir haarklein sagen kann, wie viel Mohrrüben auf eine richtige Suppe zu gepökeltem Hammelfleisch gehören, und wie man sparen kann, wenn man die Fleischklößchen statt mit Butter mit altem Talg bratet. Eine passende Gesellschaft für Frau Hörner, Tochter des Großhändlers und Ritters Middelfart und Compagnie. Ja, ja, Middelfart sagte ich!"

So sehr die Frau vom Hause auch der Liebe zwischen den jungen Leuten günstig gestimmt war, scheute sie sich doch davor, mit Madam Löfgren, deren Ton, Auftreten und Lebensgewohnheiten mit denen eines Salons so wenig übereinstimmten, auf demselben Sopha zu sitzen und zu plaudern. Mit grellen Farben hatte ihr Mann den Unterschied gemalt, hier mit einer fein gebildeten Generalin, dort mit einer Hökerin zu verkehren, und wirklich konnte sie sich eines gelinden Schauers nicht erwehren bei dem Gedanken, mit der fetten, rüstigen und schwatzhaften Madam Löfgren auf Du und Du zu stehen, welche gewiß niemals vergessen würd, daß ihr Sohn mit der einzigen Tochter des Hauses verheiratet sei.

Man schreibt so viel über den Haß zwischen verschiedenen Menschenrassen, darüber, daß es ganz verfehlt sei, z. B. bei dem Neger dieselben Gefühle und Anschauungen vorauszusetzen wie bei dem Weißen; doch mitten in unserer weißen Gesellschaft schließen sich ja die einzelnen Klassen von einander ab und bemühen sich, eine Vermischung zu verhindern. Und es ist nicht etwa die Geburt oder das Vermögen, welche diese Grenzlinien ziehen, sondern jene, bei verschiedenen Klassen vorkommende Abart von Bildung. Die gelehrte und die Salonbildung, die feine Konversation und die ehrliche, welche alles mit dem rechten Namen nennt und ohne Schonung auch die eigenen Fehler aufdeckt, lassen sich nun einmal nicht vereinigen, wie richtig auch die Theorie von der Gleichheit aller Menschen sein mag.

Diese Gleichheit kommt in Wahrheit nur bei zwei Gelegenheiten zur Geltung, in der Wiege und auf dem Sterbebett. Das eine Mal, wenn die Fackel des Lebens sich eben entzündete, das zweite Mal, wenn sie dem Erlöschen nahe ist.

Digitized by Google

Frau Hörner, welche früher nur schwache Versuche gemacht hatte, Gertrud zum Vergessen Berndt Löfgrens zu überreden, was sie damals selbst für nicht erreichbar hielt, strebte, nachdem sie sich mit der Löfgren im Geiste auf dem Sopha nebeneinander gesehen hatte, jetzt mit mehr Eifer darnach, Gertrud zu einer „passenderen Partie" zu überreden.

Jeder, der nur einigermaßen weiß, welche Kraft das sonst schwache Weib entwickelt, die Standhaftigkeit, mit der es allem trotzt und welche den Höhepunkt ihrer Aufopferungsfähigkeit erreicht, wenn es sich um ihre Liebe zu einem Jüngling oder Mann, zu Kindern oder sonst einem Kleinode ihres Herzens handelt, braucht hier Gertruds Antwort wohl gar nicht zu hören.

So sanft und nachgiebig sie früher war, so kraftvoll und kühn wurde sie nun.

Man kann eines weiblichen Wesens Eigenliebe kränken, ihren Willen unterdrücken, ihren Anschauungen entgegentreten, sie erträgt wohl alles, aber rühre nur im geringsten an ihr Herz, da erwacht der Löwenmuth und sie vertheidigt sich gegen wen es auch sei.

Es liegt so in ihrer Natur und ist der oft räthelhafte Grund dafür, daß es eigentlich das Weib ist, welches die menschliche Gesellschaft gleich einer einzigen großen Familie regiert, während der Mann, um etwas dabei zu thun, die Affichen zusammenschreibt und an den Straßenecken anklebt.

Während dieses Interregnums machte die Generalin Meijerheim sehr häufige Besuche, und der junge Baron that sein Möglichstes, Gertrud zu gefallen; beide hatten den Zusammenhang der stadtkundigen Vorfälle errathen und wollten sich ein so vortheilhaftes „Geschäft" nicht entgehen lassen, wie jene Verbindung zwischen Gertrud und dem jungen Baron, der nichts zu erwarten hatte als seine Lieutenantsgage, wenn er einmal nicht mehr bei den Eltern wohnte und von deren Tische aß.

Alle Versuche erwiesen sich vergebens.

Die altnordische Sage berichtet oft von seidenen oder wollenen Zaubermänteln, welche eine liebende Jungfrau ihrem erwählten Kämpen gewirkt und von denen jeder Schwertstreich abprallte. Der Charakter des Weibes gleicht fast einem solchen, gegen jeden Schlag gefeiten Mantel, der sie unverwundbar macht, gerade weil sie sonst so weich, so zart mit einem Wort verzaubert ist.

Der letzte der Firma.

Wenn das Unglück einmal will, daß ein Haus in Brand geräth, so zündet es dasselbe auch gewöhnlich auf der Seite an, von der der Wind herkommt, und dann flattert das Feuer weiter in unhemmbarem Wüthen und oft weit über die Grenzen seines Herdes hinaus.

Ein ähnliches Schauspiel erregte eines Tages die Aufmerksamkeit der kleinen Stadt, als wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus das Gerücht ging, Hörner und Compagnie hätten ihre Zahlungen eingestellt.

Es war ein wirkliches Erdbeben in der Geschäftswelt, als der Granitberg barst und Blumenbeete sich in schwefelausdünstende Pfühle verwandelten.

Bei allen derartigen Ereignissen erwacht man plötzlich und sieht

Digitized by Google

seine ganze Stellung erschüttert. Alles wird unsicher, alles scheint in den Abgrund, der sich unerwartet geöffnet, zu versinken, und so weit das Auge sieht, gewahrt man, wie die festesten Gebäude schwanken und zusammenstürzen gleich einer Reihe mit der schmalen Kante aneinander gelehnter Karten.

Früher hatte man in dem Städtchen die Firma Hörner und Compagnie für so unerschütterlich angesehen wie einen Felsberg, und jetzt — jetzt brach nicht allein diese zusammen, sondern auch fast unzählige andere, und begruben in ihrem Falle arme Wittwen und Waisen, die ihre kleinen Sparpfennige nicht sicherer anlegen zu können gemeint hatten, als in dem Comptoir der mächtigen Firma.

Man wußte nun zu erzählen, daß sich Hörner schon Jahre lang nicht selbst um das Geschäft bekümmert habe, denn hinterher weiß man ja alles. Er hatte höhere Ziele im Auge gehabt und nach äußerlicher Auszeichnung gestrebt, während der andere Theilhaber der Firma, der mit den blinzelnden grauen Augen, im Comptoir saß und die Geschäfte allein besorgte.

Wenn ein Erdbeben den Boden erschüttert, sind es die gierigen Ratten, welche zuerst die Gefahr wittern und entfliehen, und im Menschenleben ist es ebenso zuerst das Nagergeschlecht (die „guten Freunde", wie man sie nennt), das die Unglücksstelle schnellstmöglich meidet.

Das Hörnersche Haus wurde also binnen einem Tage befreit von der gewöhnlichen Einquartierung von „Busenfreunden", die früher dessen Prachträume überschwemmten und die „edle Denkungsweise" der Wirthsleute priesen.

Ja, so geht es her im Leben; man erkennt es als einen recht erbärmlichen Zug an, der den Menschen doch schon vor Jahrhunderten eigen war und es nach Jahrhunderten immer noch sein wird.

Inzwischen verstrich ein Jahr; Herrn und Frau Hörner nebst Fräulein Gertrud erwähnte niemand mehr, außer um sie zu tadeln.

Gertrud arbeitete gleichwie ihre Mutter; jetzt bedurfte es der Kraft der Liebe, und davon waren beide überreich.

Herr Hörner selbst kam sich vor wie vom Monde heruntergefallen. Er hatte, wie man zu sagen pflegt, völlig das Konzept verloren.

Wer es einmal mit angesehen hat, wenn ein Pferd an Bord eines Schiffes gebracht wurde, wenn das edle Thier, in den breiten Leibgurt geschnallt, allmählich von der Erde emporgewunden wird, und es die letzten mißglückten Versuche macht, wieder festen Fuß zu fassen, wüthend ausschlägt und jeden zu beißen sucht, der ihm zu nahe kommt, und wie es dann, wenn es allen Boden verloren hat, die Beine streckt und den stolzen Hals, gelähmt und zu allem außer Stande, herabhängen läßt, der hat das Bild eines verunglückten Geschäftsmannes. Ungefähr so fühlte sich Herr Hörner jetzt zwischen Himmel und Erde schweben, nachdem er seine einzige Grundveste, den Reichthum, und die Ursache für alles genossene Ansehen, das Geld, verloren hatte.

Gerade den Repräsentanten der Kraft geschieht es so häufig, daß die Kräfte sie verlassen, wenn sie deren am nothwendigsten bedürften.

An Gertrud konnte auch ein Späherauge kaum eine Veränderung entdecken, außer daß ihr Auge eher einen freudigeren Ausdruck hatte und daß das hübsche Mädchen einmal in der Woche noch fröhlicher als

Digitized by Google

sonst zu sein schien, nämlich wenn der Postbote mit einem Briefchen bei ihr angeklopft hatte. Wir, die wir die Verhältnisse kennen, errathen, daß diese Briefe von keinem andern herrühren konnten, als von Berndt Löfgren, der in K— einen kleinen Handel angefangen hatte. K— war freilich kein weitbekannter Ort, bot aber doch Raum für Fleiß, Ordnung und ehrlichen Willen.

Nach Berndts höhnischer Zurückweisung durch den „reichen" Handelsherrn, hätte sich jetzt für einen charakterlosen Wicht die schönste Gelegenheit zur Rache an dem „Armen" geboten; jener dachte aber weder an Rache, noch daran, durch Edelmuth glühende Kohlen auf dem Haupte der gefallenen Größe zu sammeln, was doch schwer zu vermeiden war, da eine erneuete Werbung fast unwillkürlich als ein Vorwurf für den gestürzten Geldfürsten empfunden werden mußte, der eben im Elend sitzen blieb, während William, sein früherer Gesellschafter, aus dem Konkurs der Firma noch Vortheil zu schlagen wußte und bald wieder für einen reichen Mann gehalten wurde.

William war einer derjenigen, dem man zwar „alles mögliche" zutraute, der aber doch das allgemeine Vertrauen genoß; einer jener Amphibien, welche gleichzeitig im Licht und im trüben Dunkel leben, mit dem Kopfe oben und mit dem Herzen — im Schlamme. William hatte sich beim Hörnerschen Fallissement bereichert, war also ein „kluger" Mann, der Achtung und Vertrauen genoß, da ihm das Gesetz nicht beizukommen vermochte.

Es ist das ein sehr gewöhnlicher Charakter, der weniger dessen Träger angeht, als der Gesellschaft, in der er lebt und wirkt, denn derartige Charaktere, welche dessen ungeachtet von ihrer Umgebung hoch gehalten werden, werfen auf dieselbe den Schatten ihres eigenen dunklen Farbentones. Erst wenn das Unglück einen solchen trifft, wendet die Welt ihm den Rücken; nicht dem falschen Freunde, sondern dem „unglücklichen", der keinen Freund mehr hat.

An einem rauhen Wintertage hielt ein kleiner Bauernschlitten vor dem Hause, in dem die Familie Hörner jetzt ihre anspruchslose Wohnung hatte.

Eine in Pelze und Shawls eingewickelte große starke Frau kletterte mit Hilfe des Miethkutschers daraus hervor und fragte ein vorübergehendes Mädchen:

„Wohnt wohl die Familie Hörner hier?"

„Hörner?"

„Ja wohl, Hörner! Hören Sie, meine kleine Puppe, ich denke, in dem kleinen Neste hier sollte man wohl die Familie Hörner kennen, die in besseren Tagen alle an der Leine hatte, sammt Bürgermeister und Rathsherren."

„Ja, ja, ich glaube, die wohnen hier oben", antwortete das Mädchen, die erschreckten Blickes die gewaltige Gestalt vom Scheitel bis zur Zehe musterte.

„Na, das ist ein wahrer Segen, unter Dach zu kommen — ein ganz verteufeltes Wetter — daß es einem nur so um die Nase schlägt", sagte immer der selige Löfgren, mein Mann, der Weinfahrer!"

Digitized by Google

Es dauerte nicht lange, bis die frühere Madam, jetzt „Frau“ Löfgren sich in Hörners kleinem Vorraum unter unaufhörlichem Plaudern ihrer Hüllen entledigte und endlich in der wirklichen Reisetracht erschien, einem grünstreifigen Wollenkleide, das ihre gewaltigen Formen ziemlich knapp umschloß.

„Ergebene Dienerin — mein Name — Frau Löfgren von Stockholm, die Mutter von Berndt Löfgren, meinem einzigen Sohn, der in K— ein Geschäftchen hat und, Gott sei ewig Lob und Dank, mit seinem geringen Lose ganz zufrieden ist.

„Ergebenste Dienerin, das sind richtige kleine Vogelbauer von Stuben, ungefähr wie die meine, in der ich nun wohne — ach schon verteufelt lange auf den Hügeln vom Kungsholm — ja, ich habe nun einmal so meine Vorliebe für Kungsholm — in solchen kleinen Stübchen braucht man so wenig Feuerung!“

Nun war also doch die Stunde gekommen, wo Frau Hörner mit Madam Löfgren auf demselben Sopha sitzen sollte. Die Vorstellung war vorüber.

„Nun hören Sie“, begann Frau Löfgren, „hören Sie mich einmal an! Ja so, da ist ja Fräulein Gertrud, nun werden Sie nur eine brave Frau und sorgen Sie gut für Berndt — doch, er hat wohl hier noch keine eigentliche Werbung versucht, gleichwohl, so geschieht es hiermit; denn mein Sohn ist wohl geborgen und kann eine Frau ernähren, wenn sie nur sparsam und eingezogen zu leben weiß und nicht die Vornehmen nachahmt, sich brüstet und überhebt — Reichthümer sucht er ja nicht, nur Tugend und Fleiß und was dazu gehört.“

„Beste Frau Löfgren“, fiel der Hausvater ein, „wir haben ja von Berndt nichts gehört, seit er von hier weg ist.“

„Ei potztausend, er schreibt sich doch häufig genug mit Fräulein Gertrud; das war doch eine heiklige Sache. Ich bin doch seine leibhaftige Mutter, und er weiß, wie wenig ich es leiden mag, daß ein mittelloser Kieckindiewelt sich mit einem armen Mädchen verheiratet — und jetzt ists hier im Hause ja aus mit dem Reichthum, und mein Sohn Berndt sitzt auch noch nicht fester im Sattel, als es eben mit einem neuen Anfänger der Fall sein kann, der nichts hatte, als etwas zusammengesparten Lohn. Aber Jugend und Weisheit gehen einmal nicht Arm in Arm, das ist ja eine alte Geschichte. Nun weiß mein Sohn auch, daß ich nichts habe als mein gutes Gewissen, das freilich eine kostbare Perle ist, und guten Namen und Ansehen bei hoch und gering und so weiter, aber er ist einmal verliebt in das Fräulein Gertrud, ja, geradezu vernarrt. Da dachte ich mir denn, Du wirst bei der guten Schlittenbahn einmal hinunterfahren, damit die Sache klar wird und Berndt in Gottes Namen seine Herzliebste bekommen mag!“

Herr Hörner hatte schweigend zugehört; endlich erhob er den Kopf etwas und sagte:

„Also Löfgren freite nicht nur um des Geldes willen, wie ich glaubte, ist es so, Gertrud? Liebt er Dich auch heute noch?“

„Ja“, flüsterte Gertrud schüchtern. „Sei uns nicht böse, Papa, wir wagten nicht, es Dir zu sagen, sondern fürchteten, Du würdest noch immer dagegen sein.“

„Jetzt nicht im mindesten. Ich gebe gern meine Einwilligung.“

Digitized by Google

„Nun, übrigens ist mein Berndt ein so rarer Junge, wie man seinesgleichen lange suchen würde, nur eine Dummheit machte er, als er von hier wegging. Er hats auch genug bereut, denn nachher bekam der Herr William freie Hand. Da hatte er nicht länger zwei ehrliche Augen über dem Hauptbuche, die ihn hinderten, ja wohl, ein paar ehrliche Augen über dem Hauptbuche. Aber Jugend und Weisheit gehen einmal nicht Arm in Arm, und so wollte Berndt mit aller Gewalt sein eigener Herr werden, aber dumm war das, sowohl für ihn selbst, als auch für Sie, seinen damaligen Chef!"

Offenbar hatte Berndt seiner Mutter nicht mitgetheilt, wie und weshalb er früher von hier wegging.

Herr Hörner seufzte tief bei dem Gedanken, daß er selbst die Aufsicht der ehrlichen Augen über die Buchführung der Firma unmöglich gemacht hatte.

Frau Löfgren war nicht zu bewegen, länger als einige Stunden zu verweilen. Als sie wieder wegfahren wollte, rief sie Gertrud zu sich.

„Höre, mein Kind", begann sie mit etwas unsicherer Stimme, „ich sage Du, weil Du nun doch die Frau meines Sohnes wirst, ich weiß, daß Du arm bist, ich weiß auch, daß Berndt jeden Stüber zu Rathe halten muß, daß er und Ihr beide also einen harten Kampf zu bestehen haben werdet; aber bitte nur zu Gott, wie ich es auf meine Weise selbst gethan habe, er läßt schon niemand untergehen.

„Doch sieh, liebe Gertrud, es will mir nicht so recht in den Kopf, daß Ihr Euch verheiratet, ohne eine kleine Grundlage zu haben, das wäre nicht gut."

„Na, na, Gertrud, fürchte Dich nur nicht vor mir. Sieh, ich bin eine alte Schenkwirthin, oder, rein herausgesagt, eine alte Hökerin; doch eines weiß ich, daß man sich durch Fleiß vorwärts bringt, aber nicht durch Eitelkeit. Dieser grüngestreifte Rock ist mein Brautkleid. Was meinst Du? Fühl einmal, da ist Wolle drin!

„Nun höre einmal, mein Schatz", fuhr sie fort, nachdem sie eine Minute lang in der Kleidertasche gesucht, „ich habe da so meine Gedanken zu Papier gebracht, sie sind nur simpel, vielleicht gar dumm, doch sieh, Kind, Du wirst ja später meines Berndt Glück oder Unglück sein. Gott segne Dich und ihn alle Zeit!" setzte sie hinzu und begann zu schluchzen.

Es war im Grunde kein so schöner Anblick, Frau Löfgren Thränen vergießen zu sehen, doch faßte Gertrud tiefgerührt die eine ihrer fleischigen rothen Hände und drückte einen Kuß darauf.

„Nein, Kind, das paßt sich nicht, daß ein so feines Mädchen eine so grobe Hand küßt. Die sah freilich anders aus, als der selige Löfgren um mich freite und nach einigen Kreuz- und Querzügen mein Jawort erhielt.

„Doch, laß uns ruhig sprechen. Hier ist ein Brief, er ist etwas groß und dick, aber er enthält auch alles, was ich vom Leben, vom Glück und von der Zukunft weiß. Geh in Dein Kämmerchen, erbrich ihn und lies ihn für Dich, wenn ich weggefahren bin."

„Schon gut, schon gut — leb wohl mein Kind!" fuhr sie schnell und bestimmt fort, „draußen steht das Pferd und friert, und ich habe gute drei Meilen Weg, bevor ich die Nase wieder in eine warme Stube bringe!"

Digitized by Google

Nicht lange darauf saß die dicke Frau wieder in dem Schlitten verstaut und fuhr die Straße hin mit einem Pferde, dessen Schellen am Brustriemen man unmöglich hören konnte; der Polizei gegenüber wars ja hinreichend, wenn man sie nur sah, um nicht wegen unterlassener Benutzung von Schellen in Strafe gezogen zu werden.

Gertrud eilte nach ihrer Kammer, den Brief zu erbrechen. Einige starke Papiere mit Siegeln daran fielen heraus, nebst einem mit solchen Zügen beschriebenen Stück Papier, die sogar Champollion, den älteren wie den jüngeren, abgeschreckt hätten, obwohl es deren Vergnügen war, Hieroglyphen zu entziffern.

„Durch Gottes Segen (so stand auf dem Papiere), durch Fleiß, Häuslichkeit und festes Vertrauen habe ich etwas gesammelt, was Du hierbei erhältst, um es als Deine Mitgift in meines Sohnes Haus einzubringen.

„Jungen müssen sich selbst forthelfen", sagte immer mein Mann, der selige Löfgren, Gott segne ihn; denn die werden Taugenichtse, wenn sie wissen, daß sie für nichts und wieder nichts Geld bekommen. Deshalb hab ich Berndt nie davon gesprochen, daß ich einen Sparpfennig besäße, sondern er hat mir im Gegentheil noch kleine Unterstützungen geschickt. Hier hast Du diese kleinen Summen, welche ich nun mit Zins und Zinseszins zurückbezahle. Die Papiere habe ich mir ehrlich erworben.

„Halte wohl Haus, mach mir keine Sorge auf meine alten Tage. Gott segne Euch beide! Sarah Löfgren."

Gertrud lief zu ihren Eltern.

Die Papiere enthielten ein Vermögen von gegen 20,000 Riksdalern.

In Erzählungen wie im gewöhnlichen Leben findet man immer, daß Geld als gleichbedeutend mit Glück angesehen wird. Jetzt besaß Gertrud eine Grundlage und es dauerte nicht lange, da waren der Kaufmann Berndt Löfgren und Jungfrau Gertrud Hörner zu einem ebenso glücklichen als schönen Paar verbunden, zum schönsten, das der Propst in K— jemals eingesegnet, obgleich er schon alt und grau war und in seinem Leben viel gesehen hatte.

Zur Hochzeit kam Mutter Löfgren aber nicht, obgleich Dampfboote von Stockholm einen Tag um den andern nach K— gingen.

Im kalten Winter kam sie, des Sohnes Auserwählte zu sehen und ihr den größten Theil ihres kleinen Vermögens zu überliefern; jetzt kam sie aber nicht, sondern schrieb nur: „Ich komme nicht zur Hochzeit; da müßte ich ein seidenes Kleid haben, und Seide paßt nicht für eine alte Hökerin vom Kungsholm. Ich passe nicht dazu, mit Euch zusammen zu sein, aber an Euch zu denken und Euch zu segnen in dieser wichtigen Stunde, das steht ja einer Mutter wohl zu, wie simpel sie auch sein und wie wenig sie unter vornehmen Leuten auch taugen mag. An Eurem Hochzeitstage bereite ich mir wie gewöhnlich, seit ich für mich allein koche, mein Essen im Ofen, aber ich werde eine kleine Nachspeise herrichten und ein Glas von dem alten Sherry dazu trinken, den der selige Löfgren vor dreißig Jahren von Herrn Middelfart geschenkt bekam. Das trinke ich auf Euer Wohlsein. Gott segne Euch alle!"

Digitized by Google

Wer gern einige Stunden in einem stillen, gemüthlichen Familienkreis zubringt, kann nichts Besseres thun, als mit dem Kaufmann Berndt Löfgren in K. Bekanntschaft zu machen. Bei ihm sieht er freilich nichts von dem prahlenden Luxus, der Emporkömmlinge so merkbar kennzeichnet, und des Reichen Uebermuth ebenso zur Schau stellt, wie des Armen Versuche, höher zu fliegen, als seine Schwingen tragen. Berndt war ein gemachter Mann, einer jener wirklich achtungswerthen Kaufleute, welche stets nur ganz gute Waren führen und den Preis dafür nicht nach der vermutheten Leichtgläubigkeit oder Zahlungsfähigkeit des Käufers bestimmen. Und hat man sich satt gesehen an dem sauberen, stets in Ordnung gehaltenen Laden, in dem sich Leute jedes Standes vorfinden, und man tritt in das Comptoir, so findet man hier einen mittelalten, dem Aussehen nach noch ziemlich jungen Mann am Pulte. Wenn er aufblickt, gewahrt man ein paar so grundehrliche, ruhige und freundliche Augen, daß man glaubt, daß vor diesen noch nichts Böses seine Furchen in die Seele getrieben haben könne, die sich in dem Glanze der Augen wiederspiegelt.

„Bleiben Sie da", sagte er zu mir, „bleiben Sie zum Mittagsessen, wie es eben in der Woche ist!" — und wir gingen nach der Wohnung hinauf. Da stand der Tisch gedeckt für Mann, Frau, Kind und Handelsgehilfen, es war nur eine große Familie.

Ein Stuhl und ein Couvert mehr, darauf beschränkten sich alle Anstalten für den fremden Gast. Es gewährte mir ein recht wohlthuendes Gefühl, zu sehen, daß man um meinetwillen keine besonderen Umstände machte. Frau Gertrud zeigte noch die Spuren ihrer früheren Schönheit. Diese verwelkte ja nicht mit dem Körper, der doch altern mußte, denn sie ernährte sich von der Seele, die bei dem Guten immer jung bleibt.

„Hast Du den Brief abgesendet?" fragte die Hausfrau.

„Ja, natürlich; übermorgen erhält Mutter die Photographien. Wissen Sie", fuhr er zu mir gewendet fort, „meine Mutter lebt noch, sie will nicht bei uns wohnen, sondern kocht sich ihr Essen im Kachelofen. Eines nur verlangt sie unbedingt, nämlich jährlich die Photographien der Kinder zu erhalten, um zu sehen, wie sie gewachsen sind. Wir leeren dieses Glas auf das Wohl meiner Mutter, der alten Hökerin von Bergklippan auf dem Kungsholm!"

Der alte Hörner ist todt; ebenso sein ehemaliger Compagnon William. Der einzige Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß auf Hörners Grabe von Tochter und Enkeln gepflegte Blumen wachsen, während ein großer Stein die vergessenen Ueberreste des Herrn William bedeckt. Auf dem flachen Steine spielen im Sommer die Jungen, doch keiner denkt an den stillen Schläfer darunter, und das ist gut für ihn.

Seine Verwandten sagen aber, daß der alte William die letzten Jahre wie ein Narr lebte und Jahr für Jahr mehr verbrauchte, so daß es recht gut war, daß er zu seinen Vätern ging, bevor alles alle wurde. Der große Stein ward auf das Grab gelegt, bevor seine verschiedenen Hinterlassenen mit einander in Prozeß geriethen; der ist aber wenigstens ein Andenken, denn er dauert immer noch fort, wie ein Infusionsthier, das sich durch Selbsttheilung vermehrt. Jetzt besteht der Prozeß aus zehn Prozessen, als segenbringende Früchte von Herrn Williams Maulwurfsfleiße.

Digitized by Google

Theater und Gesellschaft.

Von **Paul Dehn.**

Es war vor einigen Jahren auf einem großen officiellen Bankett von Dichtern und Künstlern. Die Reihe der officiellen Trinksprüche schien fast vorüber, als sich ein namhafter Schauspieler erhob, um, wie er vorausschickte, die deutsche Kunst, in Wirklichkeit aber die Schauspielkunst, ihre Repräsentanten und nicht zuletzt sich selbst zu feiern. Er hatte seine Rede genau memorirt und trug sie mit Ausdruck, leider aber auch mit jenem ihm eigenen Bestreben vor, jedes Wort zu unterstreichen und je zwischen zwei Worten eine kleine Pause zu machen. Das läßt man sich zur Noth gefallen, wenn Shakespeare oder Goethe das Wort hat, allein es muß ermüden, wenn man nur schöne Worte und beliebte Phrasen hört. So gingen denn auch meine Gedanken, wie der Franzose euphemistisch zu sagen pflegt, spazieren, bis sie plötzlich durch eine Apostrophe des Redners an seine verehrten Kollegen wieder gesammelt wurden, welcher denselben zurief:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben, bewahret sie!"

Was mag den vielbeklatschten und oft bekränzten Mimen veranlaßt haben, Schillers großartiges, philosophisch-ästhetisches Gedicht an die Künstler so mißbräuchlich anzuwenden?

An dieses Vorkommniß wurde ich erinnert, als Ende Oktober 1882 der Pariser „Figaro" einen fulminanten Artikel gegen den modernen Schauspieler veröffentlichte und alle Angehörigen zunächst der Pariser Theater dadurch in Entrüstung versetzte. Wiener Blätter ergriffen damals die Gelegenheit, um ihrerseits gegen den übertriebenen Schauspielerkultus vorzugehen und eines derselben schrieb in richtiger Selbsterkenntniß: „Es ist Zeit, daß wir uns ermannen. „Ehret dem König seine Würde, dem Bürger seiner Hände Fleiß" — und dem Künstler, was er leistet. Aber der Schauspieler ist nicht nur nicht der Inbegriff des Künstlerthums, er steht sogar in der zweiten Linie, und ihn dorthin zu postiren, ist ein ehrliches Beginnen, das keinen Anlaß zu Duellen giebt. Die Journalistik klopfe sich reuig an die Brust. Sie hat es zum großen Theile auf dem Gewissen, wenn der „comédien" sich eine der wichtigsten Personen im Staate dünkt."

Lächelnd und stillschweigend könnte die moderne Gesellschaft über derlei Episoden hinweggehen, welche allem Anschein nach Heinrich Laube in seinem neuen Lustspiel aufs Korn genommen, da er ihm das charakteristische Wort „Schauspielerei" zum Titel gegeben, wenn nicht die „Comédiens" überhand genommen hätten. Ohne die geschätzten Dilettanten, Choristen und Statisten zählte man vor wenigen Jahren an 350 deutschen Bühnen

Digitized by Google

nicht weniger als 8500 Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen und in fast jedem einzelnen dieser Theaterleutchen lebt das Bewußtsein, als Träger der Würde der Menschheit auf der Höhe der Kunst und als genialer Künstler an der Spitze der Gesellschaft zu stehen oder doch wenigstens zu ihren auserwählten und hervorragendsten Elementen zu gehören. Und dieses Bewußtsein empfinden diejenigen ohne Zweifel nicht ganz mit Unrecht, welche wegen ihrer Begabung und Schulung gepriesen und für ihre Leistungen besser als Minister bezahlt werden, von jenen Damen abgesehen, welche es, wie Balletensen, Kunstreiterinnen u. dergl., zu fürstlichen Liaisons, zu gräflichen und freiherrlichen Ehen gebracht haben. Was viele erstreben, was wenige verdienen: Gold, Ruhm und Ehre, sie werden in reichem Maße den reproducirenden Angehörigen des modernen Theaters zu theil und ginge es nach diesen äußeren Auszeichnungen, so wären ihnen in Kunst und Gesellschaft die ersten Plätze anzuweisen. Wenn trotz alledem die Schauspieler, wie die Gegenwart zeigt, bei uns in den Hintergrund gedrängt worden sind, so müssen, um diese Thatsache verständlich zu machen, im übrigen auf der Bühne des öffentlichen Lebens vollständige Gruppenverschiebungen und Dekorationswandlungen vor sich gegangen sein, wie das denn auch in Wirklichkeit der Fall gewesen ist.

Die moderne Welt wird in Anspruch genommen von Aegypten, von der Börse, vom Kulturkampf, von der socialen Frage, von Dampfkraft und Elektricität — wo bleibt da Raum für das Theater?

Vor fünfzig Jahren, als die Gesellschaft noch eine Art von Stillleben führte, Zeit im Ueberfluß hatte und sich um wenige Mittelpunkte gruppirte, zunächst um den Hof, da stand das Theater fast unbestritten im Vordergrunde ihres Lebens und vereinigte auf sich den besten Theil ihrer aktiven und passiven Theilnahme. Dieses Stillleben wurde um die Mitte des Jahrhunderts bei uns in Deutschland durch die politischen Ereignisse plötzlich und auf immer unterbrochen. Die konstitutionelle Staatsform schuf neue wichtige Mittelpunkte auch für das Leben der deutschen Gesellschaft, welche sich seither, und ganz besonders seit Beginn der tiefgehenden liberalen und nationalen Bewegung, wie sie hauptsächlich bei der Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag zur Erscheinung gelangte, in zunehmendem Maße mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigte. Was wir inzwischen in zwei kurzen Jahrzehnten miterlebt, ist gewaltig genug, um auf Jahrhunderte nachzuwirken: politisch die Neugestaltung des deutschen Reiches, social die Kämpfe und Wirren zwischen Kapital und Arbeit, wirthschaftlich und technisch endlich der großartige Aufschwung der ganzen Lebensführung. In einer ehedem ungeahnten Zahl von Vereinen und Versammlungen politischer, socialer und wirthschaftlicher Richtung, in Wanderversammlungen, Kongressen und beruflichen Zusammenkünften, in der Feier patriotischer und sonst berühmter Männer und Tage, in lokalen, nationalen und internationalen Kunst- und Gewerbeausstellungen, in belebten Salons zur Winterszeit, fern auf dem Lande während des Sommers, in politischen, socialen und wirthschaftlichen Studien und Beobachtungen verbraucht der beste Theil der Gesellschaft seine besten Kräfte und sucht und findet im Theater wie im Wirthshause im allgemeinen nur Gelegenheit zur Erholung und Vergnügung.

Digitized by Google

„Beseht die Gönner in der Nähe,
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh."

Die moderne Gesellschaft ist aber eine Persönlichkeit, wie jede andere, vielumworben, vielbeansprucht, mit großen Bedürfnissen, mit wechselnden Neigungen. Wer ihre Bedürfnisse am besten befriedigt, dem kommt sie mit ihren Neigungen am weitesten entgegen. Ehedem beschränkten sich ihre höheren Bedürfnisse auf Kunstgenüsse, neuerdings sucht und findet sie aber auch auf wissenschaftlichem Gebiete Befriedigung, seit die Ergebnisse der exakten Forschung so erfolgreich popularisirt und so vielfach im praktischen Leben angewendet werden. Für die weltbewegenden Fortschritte der Naturwissenschaften, für ethnographische, anthropologische, prähistorische und kulturgeschichtliche Studien ist das Interesse der Gesellschaft erheblich angewachsen, für alle technischen Erfindungen und Probleme, welche, wie u. a. die elektrische Beleuchtung und Kraftübertragung, jedweden Handel und Wandel unmittelbar beeinflussen, neu belebt worden. Und während dem hierdurch einigermaßen verminderten Bedürfniß der Gesellschaft nach Kunstgenüssen, Staat, Gemeinde und Vereine durch Gründung und Erweiterung von Museen, Galerien und Sammlungen, durch Errichtung zahlreicher Denkmäler, durch Herstellung monumentaler Bauten, den Buch- und Kunsthandel durch immer massenhaftere Erzeugung von literarischen Werken und immer vollendetere Nachbildungen berühmter Originale auf Grund neuer Vervielfältigungsverfahren weit über die Nachfrage hinaus, zu entsprechen suchten, wodurch alle diese Künste neu befruchtet wurden, blieb das moderne Theater inmitten dieses Wettbewerbes weit zurück. Es verlor die innige Fühlung mit der Gesellschaft, für deren Anforderungen es vor allem seine Räume erheblich hätte erweitern müssen, vermochte bald nur engere Kreise zu fesseln und verzichtete in dem Bestreben, dieselben festzuhalten, auf größere Aufgaben, während ein Sprößling des modernen Theaters, die Singspielhalle mit ihren verschiedenen, mehrfach recht bedenklichen Abarten, mit nur zu großem Erfolge in die Lücke trat und jenes hart bedrängte. Noch rechtzeitig griff damals in Deutschland die Polizei ein, unterdrückte die besuchtesten Singspielhallen und rettete die Theater vor gänzlicher Vernachlässigung, nicht aus Liebe zur Kunst, sondern im Interesse der Gesellschaft, welche zwar unkünstlerische, nicht aber demoralisirende Schaustellungen zu ertragen vermag.

Vom social-psychologischen Standpunkt aus sind schöne Künste und Literatur bisher nur selten betrachtet worden. Die Kritik hat es mit dem Künstler oder Dichter und seinem Werke zu thun und vermeidet es aus verschiedenen Gründen, vielfach wohl in Erinnerung an die frühere Censur und ihre bedenkliche Thätigkeit oder infolge ihrer Stubengelehrsamkeit, gelegentlich auch Betrachtungen anzustellen über die Wirkungen gewisser Kunstwerke auf Geschmack und Gemüth der Gesellschaft, obschon solche Betrachtungen oft werthvoller wären als kunstkritische Erörterungen — für die konsumirende Gesellschaft sowohl als für den producirenden Künstler, welche in innigsten Wechselwirkungen stehen müssen, wo die Kunst ersprießlich wirken soll. Auf die Nothwendigkeit solcher Betrachtungen neuerdings wirksam hingewiesen zu haben, ist eines der vielen Verdienste Albert Schaeffles, unseres großen Sociologen, welcher in seinem berühmten Werk „Bau und Leben des socialen Körpers"

Digitized by Google

Bierpolitiker.

Digitized by Google

Digitized by Google

(Tübingen 1881, Lauppsche Buchh., 4 Bde), die Stellung und Aufgabe der Kunst in der Gesellschaft eingehend behandelt hat. „Kunst und Poesie", sagt er, „lauschen schauend alles, was für den socialen Menschen Werth und Bedeutung hat, der Natur, dem einzelmenschlichen Leben, der Gesellschaft und der Geschichte ab, um diese Werthe durch ihre Phantasie zu konkreten, unmittelbar, allgemein und ergreifend zum Volke sprechenden schönen Gestalten und Formen zu individualisiren. Für die Gesellschaftslehre und Socialpsychologie haben Kunst und Belletristik die Bedeutung einer eigenthümlichen, machtvollen, sinnlich unmittelbaren Symbolik behufs volksthümlich packenden konkreten Ausdrucks der verschiedenen Idealwerthe. Weil ihre Werke die Werthe nicht abstrakt, sondern konkret, äußerlich und sinnlich darstellen, wissen Künstler und Poeten das Gemüth der Massen so gewaltig zu ergreifen. Weil sie in gebundener, harmonischer, schöner Form eine Welt werthvoller Beziehungen des Menschen zur Natur, zur Gesellschaft und zu Gott niederzulegen verstehen, üben die echten Bildner des Schönen durch die Schöpfungen der Phantasie die ungeheure, unmittelbar ergreifende Gewalt über alle idealistisch angeregten Herzen. Daher tragen die Formen der Kunst, wenn sie echt menschliche Werthe dem Volksgefühl in Romanen, Liedern, Bildern und Denkmalen vorführen, zur Veredelung des Volksgefühls, zur Geltendmachung idealer Werthe mächtiger und unmittelbarer bei, als es in irgend einer anderen Form geschehen kann.

An und für sich betrachtet, sind alle Künste ebenbürtig. In ihrer Wirkung auf das Volksgemüth stehen indessen als die redenden Dichtkunst und Tonkunst voran, weil sie das Volksgefühl allgemeiner, tiefer, vielseitiger, die Dichtkunst bewußter, die Tonkunst unmittelbarer, ergreifen. Was die verschiedenen Künste für die Gesellschaft erstreben und bedeuten sollen, hat Schaeffle (Bau und Leben IV., S. 132) neuerdings vom socialpolitischen Standpunkt aus zusammengefaßt, indem er von ihnen sagte, daß sie dienen sollen die Verehrung Gottes und der Verherrlichung alles Großen und Erhabenen in der Gesellschaft und in der Natur, der Veredelung, Erfrischung und Versöhnung der Volksseele, der Hervorhebung des Werthvollen, der Belohnung des Verdienstes durch öffentliche Werthschätzung. „Kunst und Literatur erheben uns über die Unvollkommenheit und Alltäglichkeit des gemeinen Lebens, indem sie uns bildlich ideale Werthe und hiermit Vervollkommnungsziele vor die Sinne führen. Auch die dramatische Kunst scherzt uns als Komödie über den Ernst, die Unvollkommenheit und die Blößen unseres Lebens und Seins hinweg. Als Schauspiel erhebt uns die Poesie durch die Anschauung des Sieges menschlicher Tüchtigkeit über das Böse und Ueble der Welt. Als Tragödie durchschauert sie uns durch das schlimme Los der Missethat, das Trauerspiel ist ja eine „Kur des Tragöden gegen uns". Indem sie verherrlichen, verklären und ehren, indem sie zum Heiligen erheben und zum Edlen begeistern, indem sie uns Gestalten der charakterstarken Weltüberwindung, der Erlösung, der Ergebenheit, der Aufopferung vorführen, indem sie zum Erhabenen hinführen, das Gemüth durchschauern, das Gericht der moralischen Weltordnung darstellen oder über die Schwächen und Mängel hinwegscherzen, uns unterhalten, von der Eintönigkeit des gemeinen Lebens zeitweise befreien,

Digitized by Google

Blößen und Leere bedecken, stehen schöne Künste und schöne Literatur im Dienst der socialen Werthschätzung und Befriedigung, Erhebung, Beglückung und Reinigung des Volksgemüths macht ihre unmittelbare Bedeutung aus, Erholung des Intellektes und Veredelung des Willens sind im Gefolge ihres Genusses durch das Volk."

Gilt das alles auch nur von der höheren Kunst, in deren Schöpfungen sich die Allgemeinbegriffe des Schönen und Guten kreuzen, so giebt doch Schaeffle zu, daß von socialpolitischem Werthe auch schon die bloße vergängliche Kunst sei, da ästhetische Erholung und Unterhaltung zur vollen geistigen Erhaltung und Entwickelung unentbehrlich seien.

Aus diesen Betrachtungen über Literatur und schöne Künste in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft ergeben sich allerlei schätzbare Nutzanwendungen und Winke für den schaffenden Künstler und Dichter wie von selbst. Er soll sich dessen bewußt sein, daß er, wenn er nicht gerade ein Genie ist und über Generationen und Jahrhunderte hinwegblickt, inmitten der Gesellschaft seiner Zeit steht und daß diese Gesellschaft, diejenige der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und dazu deutscher Nationalität, welche ihm Stoff und Form giebt zu Kunstschöpfungen, von ihm erwartet, daß die letzteren ihr Gepräge tragen. Was fremde Völker und frühere Zeiten hervorgebracht, hat die moderne deutsche Gesellschaft lernend aufgenommen. Nun will sie selbstständig und in ihrem Geiste schaffen und genießen.

Vom Brennpunkt der modernen Gesellschaft abgedrängt, hat das deutsche Theater diese Forderung immer weniger beachtet, obschon es sie allezeit hätte hochhalten sollen als Träger der Bretter, die die Welt bedeuten. Was weiß man dort von dem Geiste unserer Zeit und seinem gewaltigen Ringen? Nur „wie er sich räuspert und wie er spuckt", haben ihm die unfähigeren Theaterpoeten abgeguckt und führen die uralten Figuren und Situationen im neuen Gewande wieder vor. Von den fähigeren dramatischen Dichtern aber trotzen ihm einige, wie u. a. Felix Dahn, welcher die Forderung der Kritik, „das Drama müsse in der Gegenwart wurzeln", in das unberechtigte Verlangen übersetzt, der moderne Theaterdichter müsse seine Stoffe der Jetztzeit entnehmen, um daraufhin nachweisen zu können, daß Schiller, Goethe und selbst die Alten das nicht gethan, und um zuletzt zu behaupten, Trauerspiel und Schauspiel höheren Stils „müssen nicht in der Gegenwart, vielmehr (regelmäßig) in der Vergangenheit ihre Stoffe suchen." Mögen die Künstler und Dichter ihre Stoffe suchen, wo und wann sie wollen, wenn sie dieselben nur mit den Anschauungen, Forderungen und Bedürfnissen ihrer Zeit verarbeiten und ihnen das Gepräge derselben geben. Aus Erwägungen der Zweckmäßigkeit mag der Künstler oder Dichter einen Stoff in eine ferne todte Vorzeit entrücken, unmittelbar nahe und lebendig aber muß er ihn nach den Geboten der Kunst zu gestalten wissen. Welche Ideen und Ideale zeigen sich denn in Schillers „Räubern", „Don Karlos", „Wilhelm Tell", in Goethes „Tasso", Iphigenie" und „Faust"? Etwa diejenigen, der von den Dichter angegebenen Zeit der Handlungen oder diejenigen ihrer Entstehungszeit, des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, an welchen wir herangewachsen sind? Die Iphigenie, welche Goethe schuf, wäre in der Zeit der Antike und auf griechischem Boden doch in Wirklichkeit nicht zu denken, ebenso wenig wie

Digitized by Google

ein Marquis Posa an Philipps des Zweiten Hofe. Alle Dichter und Künstler sind und bleiben Angehörige und Sprößlinge ihrer Zeit und ihres Volkes und lassen sich als solche in ihren Werken erkennen. Die unsterblichen Künstler und Dichter des perikleischen Zeitalters, die Michel-Angelo, Rafael, Holbein, Dürer, des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die Homere und Barden, die Gothiker und Komponisten der Kirche bauten, sangen, meißelten, malten, bildeten und komponirten aus mehr oder weniger erregter oder befriedigter Stimmung der Volksseele heraus" (Schaeffle).

Nachdem es den innigen Zusammenhang mit Gesellschaft und Zeitgeist zum größten Theil verloren, läuft nun das moderne Theater noch Gefahr, sich auch der Kunst zu entfremden. Schon zieht sich der producirende Dichter verstimmt zurück und widmet sich dem Buchdrama, während das Theater vollends dem Gewerbe des Schauspielers verfällt, welcher sich mehr und mehr vordrängt. Der moderne Schauspieler möchte am liebsten auch selbst produciren und es gelingt ihm nicht selten, auf Grund seiner Bühnenerfahrung wirksame Stücke zusammenzustellen; als Direktor und Regisseur bevorzugt er Stücke mit effektvollen Rollen oder Situationen oder er frischt ältere Stücke dieser Art auf, wie es bekannte Virtuosen thun. Einige derselben lassen sich eigens Stücke für ihre Gastreisen schreiben, welche keinen andern Zweck haben, als ihre Virtuosität nach allen Richtungen hin entwickeln zu lassen. In Wien, so schrieb unlängst ein Wiener Blatt und charakterisirte mit diesem kleinen Zuge das ganze moderne Theater, geht man ins Burgtheater zur „Zauberin am Stein" nicht, um ein jahrelang gegen Nissel geübtes Unrecht gutzumachen, sondern um in diesem Stücke die Wolter zusehen. Zuweilen „arbeiten" auch Schauspieler und solche Theaterdichter in der Weise zusammen, daß sie eine „Idee" zu Grunde legen, etwa ein internationales Auskunftsbureau, wie dies unlängst in Berlin geschehen, und nun darum aus allerlei Scenen Stück- und Flickwerke schaffen, wie sie an kleineren Theatern größerer Städte vorwiegend gegeben werden. Doch genug von diesen Geheimnissen der modernen Lustspiel- und Possenfabrikation, welche übrigens noch harmlos sind gegen die Geheimnisse der modernen Operettenbühne.

Was man auch immer den französischen Theaterdichtern der Gegenwart nachsagen möge — im Vergleiche mit ihren deutschen Kollegen erscheinen sie im großen und ganzen als Schöpfer, Förderer und Vertreter einer selbstständigen nationalen Bühne, auf welcher sich das Volksleben in fast allen seinen bedeutsamen Erscheinungen wiederspiegelt. Und das Leben ist doch im Grunde genommen der Boden, aus welchem alles Bestehende hervorwächst, auch die wechselnden Anschauungen über Moral und Kunst. Anders ist der Boden, aus welchem der deutsche, anders der Boden, aus welchem der französische Theaterdichter seine Schöpfungen hervorbringt — das ist die natürliche, die nationale Verschiedenheit. Anders ist aber auch die Art des Schaffens hüben und drüben. Während der französische Autor sich bemüht, durch die oberen alltäglichen Schichten zu dringen und in die Tiefe zu greifen, macht sich sein deutscher Kollege die Sache leichter, indem er ein wenig an der Oberfläche scharrt. Typisch ist in dieser Hinsicht durchaus Sardou mit seinem „Daniel Rochat", worin die Bedeutung des religiösen Momentes

Digitized by Google

im modernen Leben so ergreifend veranschaulicht wird, nach- und anempfunden, von unbedeutenden Sachen zu schweigen. Wenn man ein Schauspielhaus nach solch einem Abend in innerer Leere verlassen hat, muß man sich unwillkürlich fragen, ob denn das deutsche Volk nicht eine große Zeit eben durchgelebt hat und sich erst andern Tages aus den Zeitungen versichern lassen, daß es inmitten tiefgreifender gewaltiger Wandlungen und Wirren steht. Und wenn man in Deutschland nicht erkennen will, daß das moderne deutsche Theater, womit wir natürlich immer die deutsche Theaterdichtung verstehen, seinen höheren Aufgaben immer weniger entspricht und dabei seine bedeutsame Stellung im Leben der Gesellschaft mehr und mehr zu verlieren droht, so möge man sich vom Auslande her auf diesen Verfall aufmerksam machen lassen und zwar von Thatsachen, nicht von Meinungen.

In Deutschland pflegt man es nur zu leicht zu vergessen, daß außerhalb der schwarz-weiß-rothen Grenzpfähle noch Stammesgenossen sind, welche — abgesehen von ihrer anderweiten Staatsangehörigkeit — ebenso gute Deutsche sind, als diejenigen im Reiche und gleichbefähigt und gleichberechtigt an allen Erscheinungen und Aeußerungen des deutschen Geistes theilnehmen — mit dem Unterschiede jedoch, daß sie im politischen Verbande mit anderen Nationen sich in der Regel eine größere Unbefangenheit und Vielseitigkeit bewahren, zum mindesten der leitenden, intelligenteren Kreise. Speciell im deutschen Theaterleben spielt Wien eine überaus hervorragende, mit seinem Burgtheater sogar führende Rolle. Am Burgtheater haben deutsche Theaterdichter allzeit bereite und freundliche Aufnahme gefunden, in der Regel wurden sie bevorzugt. Was in Deutschland verdienten Beifall fand, durfte auch am Burgtheater auf Annahme rechnen, wenn nicht ein anderes Wiener Theater diesem den Rang ablief, und nicht selten gingen deutsche Novitäten zuerst am Wiener Burgtheater in Scene. Nur mit Unmuth habe ich die Schwänke dieser Herren von der vornehmen Bühne her gehört und im Interesse des deutschen Theaters das allzuweit getriebene Entgegenkommen der Leitung des Burgtheaters bedauert. Nicht lange konnte die Reaktion gegen gewisse deutsche Komödien, welche ihre Verfasser beschönigend Lustspiele nennen, auf sich warten lassen und sie ist in der That bereits gekommen, wie die interessante Erörterung beweist, welche Ende September dieses Jahres von den theaterfreundlichen Kreisen Wien's in nachstehendem Gedankengange gepflogen wurde.

In Burgtheaterkreisen, so sagte die Opposition, droht wieder einmal die Franzosenseuche auszubrechen. Man sei dort von dem Princip des Ankaufs der „Katze im Sack" d. i. des Ankaufs von neuen, noch nicht aufgeführten Stücken, welches Dingelstedt und auch Laube für ein des Burgtheaters unwürdiges erklärt hätten, abgekommen, indem man das Schauspiel „Les Corbeaux" von Becque um 6000 Francs erworben habe, und weil es vom Théatre français angenommen worden, während die Direktion die Werke deutscher Autoren, auch der berühmtesten, stets strengster Prüfung unterwerfe und auch dann noch schlecht bezahle. Inzwischen sei das neue Stück bei seiner ersten Aufführung in Paris ausgezischt worden. Ob wohl ein deutscher Dichter es wagen dürfte, von der Direktion des Burgtheaters ein ähnliches Vorrecht zu begehren?

Ja, wenn nur ein vollgiltiges deutsches Dichtertalent käme,

Digitized by Google

wurde erwiedert, wie gern würde das Burgtheater zugreifen! Uebrigens sei die Wiener Hofbühne reich genug, um für ein Stück, das von den Sociétaiers des ersten französischen Theaters mit Einstimmigkeit zur Aufnahme empfohlen worden, eine Art Vormerkungsgebühr zu entrichten. Auch erhielten sich „die Raben" bei großem Andrange fortwährend auf dem Repertoir trotz des Fiaskos am ersten Abend, an welchem der ungewöhnlich realistische Ton des Werkes befremdet haben soll.

Ei, ei, tönte es wieder von der andern Seite, die Wiener Hofbühne reich genug? Bisher hörten wir stets, das Burgtheater sei so arm, daß es, um nur in der bisherigen Art fortbestehen zu können, trotz aller Rücksicht auf sein Stammpublikum nothgedrungen die Preise der Plätze um ein Bedeutendes zu erhöhen gezwungen gewesen sei. Man thäte dem Stammpublikum einen größeren Gefallen, wenn man die alten Preise behielte und sich dafür ähnliche Geniestreich: zu Gunsten obskurer Franzosen ersparte. Mit einigen solchen „Vormerkgebühren" wäre der ganze Kassenausfall zu decken gewesen. Es handele sich indeß nicht um die 6000 Francs, sondern um das des Burgtheaters unwürdige Princip. Es falle niemandem ein, Molière oder Augier und ähnliche französische Dramatiker vom Burgtheater ausschließen zu wollen. Nur die offizielle Verhöhnung der deutschen Produktion und ebenso die Verhöhnung der deutschen Moral durch die beliebten französischen Maitressenstücke möchten wir uns verbeten haben. St. Beuve sage von Molière: „Moliere c'est la morale des honnêtes gens." Moderne französische Dramatiker, von denen man dasselbe sagen könne, seien im Burgtheater, natürlich nicht ohne Prüfung, stets willkommen. Wenn man bisher so gern, die nationalpolitische Bedeutung des Burgtheaters gerühmt habe, welches die Hegemonie in ästhetischer Beziehung bei Wien und Oesterreich festhalten solle, so würde die jetzt eingeführte Praxis zur Kräftigung derselben beizutragen wohl außer Stande sein.

Das letzte Wort blieb den Burgtheaterkreisen. Als nach Dingelstedt's Tod — so ließen sie sich vernehmen — der Bann für die französische Bühnenliteratur im Burgtheater gelöst schien, waren es die ersten Künstler und Künstlerinnen des Hauses, welche auf die Heranziehung des Pariser Repertoires drangen; die Darsteller lechzten nach wirksamen neuen Rollen, das Publikum nach frischen, fröhlichen Eindrücken. Die Hofbühne setzte sich mit französischen Autoren in Verbindung, und wollte sie nicht von anderen Theatern überflügelt werden, so mußte sie den vielumworbenen Dichtern auch die Bedingungen gewähren, ohne welche die Herren einmal für uns nicht geistreich sein wollen. . . Würde man früher nicht so spröde gegen das Pariser Theater gewesen sein, so würden vornehme Stücke, wie „Haus Fourchambault" (Augier), „Die Welt, in der man sich langweilt" (Pailleron) u. a. m. dauernde Zierden des Burgrepertoires geworden sein, während sie an anderen Bühnen durch intensivste Ausbeutung einfach zu Tode gespielt werden. Das Burgtheater hat daher nicht bloß mit dem Autor jener als Unglücksraben verschrienen „Corbeaux", sondern auch mit Augier, Feuillet und Pailleron Abmachungen für noch ungeborene Werke getroffen — ein Treffer wiegt da reichlich eine vergeblich gezahlte Prämie auf. Man möge daher das Burgtheater nicht anklagen, daß es sein Geld zum Fenster hinaus- und in Pariser Dichterstuben hineinwerfe. Wir können

Digitized by Google

das sprühende Leben, das aus der französischen Literatur strömt, nicht entbehren, werden aber einmal die deutschen Lustspielgötter — was wir aufrichtig wünschen — dieselbe Höhe wie die französischen erklommen haben, so wird auch ihre Muse ohne Zweifel ebenso geläufig von hohen Vormerkgebühren wie die Pariser Kollegin zu sprechen verstehen.

So weit die Polemik, wie sie anfangs Oktober dieses Jahres in Wiener Blättern, namentlich in der „Neuen Freien Presse", für und in der „Deutschen Zeitung" gegen das Vorgehen des Burgtheaters zu lesen war. Ich für meine Person halte es nicht für statthaft, daß man sich deutscherseits, wenn man nicht für Tantièmen und Interessen einzutreten sich zum Vorwurf machen lassen will, in diese österreichische Polemik einmischt. Wohl aber sollte sie in Deutschland als ein bemerkenswerthes Anzeichen dafür gewürdigt werden, daß die deutsche Komödiendichtung bis zu einem bedenklichen Grade in Verfall gerathen und schon jetzt nicht mehr im Stande ist, im deutschen Außerdeutschland vor einem unbefangenen Publikum mit der französischen Komödiendichtung zu konkurriren. Nur im historischen Schauspiel und in der Tragödie hat das deutsche Theater seine guten Ueberlieferungen bewahrt und beginnt jetzt neue Blüten zu treiben.

Erst wenn Gesellschaft und Theater in Deutschland sich wieder näher getreten sein werden, wenn beide in reger Wechselwirkung zusammengehen, wird eine neue aufsteigende Epoche des deutschen Theaters und vor allem der deutschen Komödie zu erwarten sein.

Das Schwerste.

Es ist nicht schwer, dem Schicksal Dich zu beugen.
Wenn es Dich hält in seiner starken Hand,
Es ist nicht schwer Dich dankbar zu erzeigen
Dem Herzen, das Dir lange treu verwandt;

Es ist nicht schwer, für ein geliebtes Leben
Zu opfern freudig Deiner Seele Ruh:
Schwer aber ist es, Ruhm und Ehr zu geben,
Dem Geist, der wahrhaft größer ist als Du.

T. Re.

Digitized by Google

Eine interessante Dame.

Ein amerikanisches Erlebniß. Von O. Fero.

Irish Meadows liegt nicht allzuweit von New-York entfernt auf einem welligen Hügellande im Staate New-Jersey.

Einer meiner französischen Bekannten hatte mir den Ort als angenehmen Aufenthalt sehr warm empfohlen.

Schöne Wälder, mittelhohe, nicht zu steile Berge, liebliche Aussichtspunkte, Jagd auf Kaninchen und Vögel, billige und gute Pension beim père Goudriot, zarte Froschschenkel zum Frühstück und schmackhafte Schwämme zum Abendbrot, absolute Einsamkeit — das waren die besonders betonten Vorzüge, welche meinen Freund, den jungen Doktor Zwicker und mich nach längerer Debatte veranlaßten, im Spätsommer des Jahres 187. unsern jährlichen Ausflug nach dem genannten Orte zu richten; unsern Ausflug, der uns nach den geschäftlichen Mühseligkeiten des einen Jahres zu den Arbeiten des kommenden stärken sollte und welchen wir seit Jahren stets gemeinsam unternommen hatten.

Wir thaten Geld in unseren Beutel, Wäsche in die Reisetaschen und saßen eine Stunde nach gefaßter Resolution im glühenden, staubigen Coupé.

Unter den Mitfahrenden fiel uns sogleich ein hünenhafter, sehniger Alter mit weißem, wallendem Barte auf. Unter buschigen zusammengewachsenen Brauen blitzten große, graue, stechende Augen hervor. Ein etwas schmieriger, heller Sommeranzug, der schlotternd um die gewaltigen Glieder hing, harmonirte aufs beste mit dem zerknüllten, durchgeschwitzten Hemde.

Hätte statt des mit Stadteinkäufen gefüllten Handkorbes eine Harfe neben ihm gestanden, so hätte sich uns als guten Deutschen gewiß der Vergleich mit dem Harfner aus „Wilhelm Meister" aufgedrängt. So entpuppte er sich in den ersten zehn Minuten als der père Goudriot selbst, den wir mit unserm Besuch zu beehren gedachten. Sobald er im Gespräch seinen Namen nennen hörte, spitzte er die verstaubten Ohren und nahm seine Beute sofort in Beschlag. Einen neugierigeren Menschen habe ich selten gefunden. Alles schien ihn an uns zu interessiren, Stand, Alter, Religion, politische Gesinnung. Auf ein Bekenntniß betreffs der letzteren ließen wir uns wohlweislich nicht ein. Seit dem Kriege im Jahre 70 waren erst wenige Jahre verstrichen und unsere Auffassung der Dinge mußte selbstverständlich mit der des Franzosen diametral auseinandergehen. Auch sonst verhielten wir uns ablehnend, zumal Zwicker; ich meinerseits hatte gleich anfangs die Unvorsichtigkeit begangen, mein bißchen Französisch an den Mann zu bringen. Dieser

Digitized by Google

Mann aber glich einer Klette; wo er einmal eingehakt hatte, war er nicht wieder loszuwerden. Merkwürdigerweise schien er zu vermuthen, daß uns irgend eine geheime Absicht in sein Haus führe.

„Waren Sie schon früher in der Gegend?" fragte er. Kennen Sie vielleicht jemand in der Nachbarschaft? Wunderbar, sonst kommen doch Deutsche nicht in mein Hotel. Sie haben vielleicht die Absicht, sich droben anzukaufen? Kommen Sie wirklich nur hierher, um sich zu amüsiren?"

„Gewiß, nur dazu, Sie können es dreist glauben", antwortete Zwicker ärgerlich und seine dicke, gute Nase begann vor Zorn zu glühen. „Wenn Ihnen unsere Absicht jedoch so wunderbar däucht, so fahren wir gern weiter. Wir werden wohl ein Plätzchen finden, wo man uns ohne Examen aufnimmt."

„So sind nun diese Deutschen", wandte sich der Greis halb begütigend, halb gereizt zu mir. „Immer mit dem Kopfe durch die Wand. Natürlich sind Sie willkommen und da sind wir schon. Sie können gleich in meinem Wagen mitfahren. Also Sie kommen nur zu Ihrem Vergnügen hierher!"

„Das verspricht ja recht niedlich zu werden in Deinem Irish Meadows", brummte mein leicht ungeduldiger Freund.

Gleich darauf hielt der Zug und wir stiegen aus. Die Sonne brannte erbarmungslos und beim Anblick der staubigen weißen Straße, welche sich scheinbar endlos an den grünen Hügeln hinauf wand, waren wir im Grunde sehr froh, in dem „Rockaway" — so nennt man diese offenen, mit einem Verdeck versehenen Wagen dort zu Lande — des alten Franzosen einen schattigen Sitzplatz zu finden.

Nach kurzer Fahrt in der Ebene stieg der Weg ziemlich steil bergan und zog sich fast immer nahe an einer felsigen Schlucht entlang, die einem munteren, wasserreichen Waldbache zum natürlichen Rinnsal diente.

In einer Nische dieser Schlucht eingebettet lag, nicht weit vom Gipfel des durchaus bewaldeten Berges die Farm des Vater Goudriot. Um der Unbill des Winters zu trotzen, war der Platz gewiß sehr geschickt ausgewählt. Im August dagegen war es hier unerträglich heiß und schwül. Nach den häufigen Regengüssen der letzten Wochen wimmelte die feuchtheiße Luft von so bösartigen Mosquitos, daß Zwicker sie mit äußerster Bestimmtheit für Abkömmlinge der berüchtigten Floridaswamp-species erklärte. Den Massenmord dieser kleinen Blutsauger ausgenommen, war es mit der verheißenen Jagd herzlich schlecht bestellt, das erfuhren wir sogleich auf unsere Frage. Charley, der älteste Sohn unseres Wirthes, ein hübscher, schlanker Bursche von wenig Zuvorkommenheit aber desto größerer Schweigsamkeit, theilte uns in seiner mürrischen Weise mit, die Flinte sei zerbrochen, das Pulver feucht und den Hinterlader habe die „Diva" im Hause. Auch was die verheißenen Froschschenkel betraf, so harrte unserer hierbei schmerzliche Enttäuschung. Der Alte hatte die ganze Ausbeute der letzten Tage an Delmonico in New-York verkauft. Kaum daß noch ein vereinzeltes Quaken aus dem künstlich aufgestauten Teiche hinter dem Garten drang. Die letzte übrig gebliebene Portion aber war für die „Diva" reservirt, belehrte uns die Wirthin. Es blieben von den versprochenen Genüssen nur noch die

Digitized by Google

Schwämme, diese allerdings im Ueberfluß. Morgens gab es Schwämme ohne Salat, mittags Schwämme mit solchem, abends Salat mit Schwämmen. Der ganze Wald wimmelte förmlich davon, da gab es rothe, gelbe, braune, weiße, große, kleine — wie man sie haben wollte. Der ganze Waldboden war überhaupt durch den anhaltenden Regen zu einem großen Schwamme geworden, man verzeihe den Kalauer! Wo man den Fuß hinsetzte, trat das Wasser aus dem Rasen. Und in den Wald mußte man doch, dazu war man ja hergekommen; schon um der zahlreichen Gesellschaft zu entgehen, die sich überall in der Nähe der Pension umhertrieb; auf der hölzernen Veranda, im Gastzimmer, im Gemüsegarten und auf der Kegelbahn. Denn auch die gerühmte Einsamkeit erwies sich als ein holdes Trugbild. Es war zufällig Sonnabend und am Nachmittag brachte der Alte eine ganze Ladung geschwätziger Franzosen und Französinnen mit von der Bahn, welche nach newyorker Weise den Sonntag auf dem Lande zu verleben gedachten.

„Irish Meadows", seufzte der Doktor ein Mal über das andere, „Irish Meadows, Vorhof der Hölle!"

Wir verbrachten den Nachmittag damit, in der nächsten Umgebung herumzuschlendern. Der unmittelbar hinter dem Hause aufsteigende Gipfel wurde erklommen, um zunächst eine allgemeine Orientirung zu ermöglichen. Dieser Gipfel war der höchste Punkt eines weithingestreckten, von beiden Seiten aus grünen Thälchen sich erhebenden Kammes. Zur Linken setzte sich der Wechsel von Berg und Thal ins Blaue hinein fort, zur Rechten blickte man über den nächsten Bergzug hinweg in die Ebene von New-Jersey, durch die wir gekommen waren, und an deren Horizont aus weiter, weiter Ferne die Thürme und Monumentalbauten der Stadt New-York emportauchten. Die mächtige Bay von New-York erglänzte im hellen Sonnenschein.

Nachdem beschlossen worden, am nächsten Morgen einen Streifzug den Kamm entlang und von da in den lieblichen Wiesengrund zur Rechten, aus dem eine weiße Mühle heraufwinkte, zu unternehmen, erfolgte der Abstieg in die Schlucht, wo wir an einsamer Stelle ein Sitzbad im seichten Bach nahmen und uns darauf im Schatten eines alten Baumes lagerten.

Als wir in die Pension zurückkehrten, fanden wir den Vater Goudriot und seine Gäste schon im Eßzimmer versammelt. Man schien noch auf jemand zu warten. Wir waren es nicht, denn auch nach unserer Ankunft wurde das Essen noch nicht aufgetragen. Einzelnen Ungestümen wurde im Flüstertone die Antwort durch die ab- und zugehenden Söhne und Töchter des Hauses: on attend la diva. Ob dies Zauberwort, das ich nun schon einige Mal heute vernommen, die Frager zufriedenstellte, war nicht ersichtlich. Jedenfalls gab es noch immer nichts. Endlich ertönte von der Straße her durch die offenen Fenster der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes, um ebenso schnell vor dem Hause zu ersterben.

„La, voilà, there she comes!" riefen die Eingeweihten durcheinander.

„Servez le potage!" rief der père Goudriot.

Ihr dunkelgrünes Kleid mit der einen Hand, in der andern eine elegante Reitpeitsche haltend, trat die Dame, welche sie die Diva nann-

Digitized by Google

ten, mit leichtem Kopfnicken in den Saal, dessen niedrige Decke sie beinahe mit ihrem hohen Reithut berührte. Die Anwesenden mit Ausnahme des alten Farmers schienen gar nicht für sie vorhanden zu sein. An seiner Seite nahm sie ohne weiteres Platz, nachdem sie Hut und Peitsche auf dem Fensterbrett abgelegt. Das Glück wollte es, daß Zwicker und ich ihr schräg gegenüber zu sitzen kamen. Die Unterhaltung zwischen ihr und ihrem Nachbar wurde aber sehr leise geführt, so daß es bei dem lauten Durcheinanderreden der lebhaften, meist französischen Gesellschaft unmöglich war, mehr als einzelne Worte zu verstehen. Um so ungestörter konnten wir die Diva beobachten.

Diesen Namen verdiente sie in der That schon ihrer Erscheinung halber. War auch ihr Profil nicht besonders regelmäßig geformt, so war doch der Gesammtausdruck ihrer Züge von ausgezeichneter, eigenthümlicher Schönheit. Das weiche und dennoch energische Oval ihres Gesichts stach mit seinem schwach ins Gelbliche spielenden Teint wunderbar von dem schwarzen, leicht gekräuselten, üppigen Haar ab. Dazu die schwellenden, etwas sinnlichen Lippen, die südlich dunklen großen Augen mit den edel geschwungenen Brauen darüber, das lebhafte Incarnat der Wangen — es war wirklich ein Anblick, um auch kältere Herzen zu erwärmen, als Zwickers und meines. Ein leichter Druck von Zwickers Knie belehrte mich, daß derselbe meine Bewunderung theilte. Welche Wonne, bedeutete dieser Druck, dies reizende Geschöpf in aller Ruhe anstaunen zu können. Dies letztere ließ sich kaltblütig fixiren, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Nur einmal streifte uns, wie in Gedanken, ihr schwarzes Auge, worauf Goudriot, den Blick auffangend, ihr leise einige Worte zuflüsterte.

Die Mahlzeit, eine Handlung, die ja bei den Franzosen eine so bedeutende Rolle spielt, gleichviel ob sie Ratten oder Hirschbraten auf dem Menu haben, die Mahlzeit dauerte geraume Zeit. Man trank den herben, bläulich angehauchten französischen Landwein dazu und ich bemerkte, daß der alte Goudriot ganz bedeutende Quantitäten dieses petit vin zu sich nahm. Mit jedem Glas wurde er gesprächiger und fing an, sich über den Tisch hinweg in die Unterhaltung anderer Gruppen zu mischen. Auch auf mir blieb sein graues Auge öfters haften und es schien, als habe er nicht übel Lust, mich in sein Gespräch zu ziehen. Doch war ich zu andächtig in die Betrachtung meines schönen Gegenüber versenkt, um auf seine hingeworfenen Phrasen zu achten oder auf seine politischen Orakelsprüche etwas zu entgegnen. Wer mochte eigentlich dieses interessante Mädchen — denn dafür hielt ich sie — sein? Wie kam sie hierher und welcher Art war die offenbar bevorzugte Rolle, die sie in diesem Hause spielte? Würde ich Gelegenheit finden, mich ihr zu nähern?

Endlich war der Käse servirt, Kaffee und die Cognakflasche wurden herumgereicht. Einzelne Gäste erhoben sich. Auch die Diva wischte sich den hübschen Mund mit der Serviette, lächelte, das erste Mal seit ihrem Eintritt, wobei sie ihre untadelhaften Zähne zeigte, und sagte laut zu ihrem Tischnachbar:

„J'ai fait un délicieux repas."

Worauf der Alte mit einer leichten Verbeugung erwiederte:

„J'en suis charmé, Miss Rosebud."

Digitized by Google

Ihren Namen wußte ich nun und es war schwer, keine Vergleiche anzustellen, obgleich Miß Rosebud weniger einer Knospe, als einer vollaufgeblühten Rose ähnelte. Auch Zwicker hatte die Worte gehört, und machte mich in seiner Weise so nachdrücklich auf seine Entdeckung aufmerksam, daß ich bei einem Haar meinen Kaffee verschüttet hätte.

Ich hatte während des Essens vergebens auf eine Gelegenheit gewartet, ein paar Worte an die interessante Schöne zu richten. Aber „eine Würde, eine Höhe", welche sich ungesucht in ihren Mienen kundgab, schnürten mir jedesmal den Hals zu, wenn ich den Augenblick gekommen glaubte. Nun sollte ich doch die Genugthuung haben, ihr einen kleinen Dienst zu erweisen. Miß Rosebud zog, ehe sie sich erhob, ihr Portemonnaie, entnahm demselben eine Banknote, welche sie dem Vater Goudriot mit dem Ersuchen übergab, sich damit bezahlt zu machen. Es war ein funkelnagelneuer Zwanzigdollarschein, eins von jenen Kassenbillets, welche man ihrer grünen Farbe wegen allgemein „Greenbacks" nennt, und der alte Herr kehrte seine Westentaschen um und um, konnte aber die benöthigte Summe augenscheinlich nicht zusammenbringen. Endlich fragte er, ob nicht einer der Herren wechseln könne. Ich säumte nicht, meine Hilfe anzubieten, legte das Aequivalent neben den Teller der Dame auf den Tisch und schob den Greenback in mein Taschenbuch. Sie dankte mit einer kaum merklichen Neigung des Kopfes, berichtigte ihre Schuld und stand vom Tische auf.

„Lassen Sie, bitte, mein Pferd satteln", sagte sie zu einer der Töchter. „Ich will sogleich fort."

Es war mittlerweile dunkel geworden, Lampen wurden gebracht und die Gäste standen in Gruppen an den offenen Fenstern, durch welche man in den Büschen die Leuchtkäfer herumschwirren sah.

Ich trat mit Zwicker auf die Veranda, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Auch da war es drückend heiß, von Norden schob sich eine schwarze Wolkenwand über den Mond, der nur noch schwach die Wipfel der Bäume versilberte, während der untere Theil des nahen Waldes in undurchdringlichem Dunkel ruhte.

„Was hältst Du von der Diva?" fragte ich den Doktor. „Ist sie nicht entzückend?"

„Ich wollte", meinte er trocken, „sie bräche beim Nachhauseritt den Arm und ich dürfte sie vier Wochen lang behandeln."

„Unverbesserlicher Cyniker", sagte ich indignirt, „mich wundert nur, daß Du nicht wünschest, sie bekäme die Pocken!"

„Der Mensch muß nicht zu viel verlangen", antwortete er gleichmüthig.

Wir traten wieder in den Saal und fanden Miß Rosebud reisefertig. Sie knöpfte eben an ihrem zweiten Handschuh herum und unser Freund Charley, der das Pferd gesattelt hatte, stand in Hemdsärmeln neben ihr und war ihr bei diesem Geschäft behilflich. Man sah, wie ihm bei diesem Ritterdienst das Blut in den Kopf schoß. Diesen Charley hatte ich schon den ganzen Abend beobachtet. Fortwährend hatte er sich, ganz unnützerweise meiner Ansicht nach, im Eßzimmer zu thun gemacht und hatte nur Augen für die Diva gehabt. Er war ein sehr hübscher Junge, etwa zwanzig Jahre alt und lang und schlank wie sein Vater, dem auch sein Gesicht ähnelte, nur daß sich auf seinen markirten Zügen

Digitized by Google

die ganze „Independence" der amerikanischen Jugend ausprägte. Wortkarg und beinahe grob gegen die Gäste seines Vaters, war er ein Bild der Ergebenheit der Diva gegenüber. Ohne Zweifel war er in sie verliebt. Wie konnte es auch anders sein? War doch auch ich auf dem besten Wege, mir an diesem leuchtenden Gestirn die Flügel zu versengen. Sie ihrerseits behandelte den jungen Mann mit einer Art ungekünstelter Vertraulichkeit, wie etwa eine ältere Cousine sie ihrem jüngeren Vetter entgegen bringen würde.

„Wollen Sie uns nicht ein Lied singen, ehe Sie gehen?" hörte ich Charley fragen, als er nach mehreren vergeblichen Versuchen den Knopf durch das Knopfloch gezwängt hatte.

„Wer soll mich aber begleiten, Charley?" fragte sie unbefangen lächelnd.

„Der Deutsche, der Ihnen gegenüber saß und Sie während des ganzen Essens anstarrte", entgegnete er, „hat heute wenigstens eine Stunde auf dem Pianino geklimpert. Soll ich dasselbe öffnen? Ihre Noten liegen auf dem Deckel."

„Wenn es denn sein muß, Charley", erwiederte sie. „Ich sehe, Sie lassen mich nicht eher weg; aber nur ein Lied, Charley! — Ich höre, Sie spielen Klavier", wendete sie sich direkt an mich. „Darf ich Sie bitten, mir ein Lied zu accompagniren? Dieser junge Starrkopf thut es nun einmal nicht anders."

„Mit vielem Vergnügen", stammelte ich und fühlte wie ich roth wurde, nahm auch sogleich am Pianino Platz, welches Charley bereits strahlend vor Freude geöffnet hatte.

Die Diva suchte einen Augenblick unter den Heften, dann reichte sie mir das kleine süße Lied von Chopin, das den Titel führt: „Das Ringlein" und dessen Text auf deutsch also lautet:

Noch seh ich Dich vor mir stehen
In dem Kinderkleidchen,
Da schon hab ich Dich geliebet,
Nannte Dich mein Bräutchen,
Habe Dir als Liebeszeichen
Einen Ring gegeben,
Du gelobtest ihn zu tragen
Für Dein ganzes Leben.
Mußte in die Fremde wandern,
Und Du unterdessen
Hast genommen einen andern,
Ring und mich vergessen,
Und doch kann ich meine Liebe
Keiner andern schenken,
Muß an Dich und an das Ringlein
Ach, noch immer denken.

Ihre glockenreine Altstimme hatte etwas ungemein Melancholisches und Liebliches. Sie sang die wenigen Verse ohne jede Künstelei, aber mit tiefem Gefühl, scheinbar ganz unbekümmert um die Anwesenden, welche andächtig den herrlichen Tönen lauschten. Charley lehnte in einer Fensternische und verwandte kein Auge von ihrem Munde.

Als die Sängerin geendet, brach ein Sturm des Beifalls los. Das Bravoklatschen schien sie zu ärgern. Sie drehte sich, ohne mich zu

Digitized by Google

grüßen, kurz auf den Absätzen herum und schickte sich zum Fortgehen an. Nach wenigen Schritten jedoch kehrte sie, gleichsam ihrer Unhöflichkeit gedenkend, noch einmal zurück und reichte mir die Rose, welche sie während des Singens in der Hand gehalten.

„Zum Dank für die gute Begleitung", sagte sie, „au revoir!"

Damit wandte sie sich, ehe ich ein Wort der Antwort finden konnte, zum zweiten Mal und verließ nun, dem père Goudriot vertraulich zunickend, mit elastischen Schritten den Speisesaal.

Charley sandte mir einen finstern Blick herüber und folgte, um ihr beim Aufsteigen behilflich zu sein.

Unmittelbar nachher vernahm man draußen den scharfen Galopp des Pferdes, welches seine schöne Last auf dem Rücken davontrug.

Sogleich erhob sich das Geschnatter von neuem. „Quelle belle voix! quel timbre! une vraie Catalani!" tönte es von allen Seiten durcheinander. Zwicker aber raunte mir ins Ohr:

„Du bist ein Glückspilz! Komm, laß uns noch ein Viertelstündchen ins Freie!"

Dabei schritt er der Thür zu.

Mich hatte die kleine, an sich so unbedeutende Episode aufgeregt und ich fühlte ebenfalls das Bedürfniß, im Freien noch eine Cigarre zu rauchen und mit meinem Freunde ein wenig über die räthselhafte Erscheinung zu plaudern. Ich war daher nicht wenig erbost, als mir père Goudriot in auffallender Weise den Weg vertrat. Mein Wirth hatte augenscheinlich dem Rothwein noch mehr zugesprochen, seine eckigen Backenknochen waren geröthet und im Tone seiner Stimme vibrirte jenes gewisse Etwas, das die anhebende Trunkenheit kennzeichnet.

„Sie müssen nicht denken", hub er an und bemächtigte sich eines meiner Knöpfe, „daß ich Ihnen Ihre deutsche Abkunft nachtrage. Sind doch die Unterthanen unschuldig an den Thaten ihrer Souveräne. In unserem aufgeklärten Jahrhundert sollten die Nationen alle untereinander verbrüdert sein. Wie lange wird es dauern, so haben auch Sie die Republik. Und dann fällt jeder Grund fort, uns unser armes Elsaß und das trauernde Lothringen vorzuenthalten. Ebensowenig den Rhein. Denn Sie müssen wissen, der Rhein bildet die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Gehört uns erst der Rhein wieder, dann — dann haben Sie denselben nicht mehr. Geben Sie dagegen Elsaß-Lothringen und den Rhein nicht gutwillig heraus, so bricht der Krieg über kurz oder lang wieder los, obgleich die Franzosen das friedfertigste Volk der Erde sind. Der Krieg, Monsieur, ist ein fürchterliches Ding. Die Blüte eines Landes erwürgt die Blüte des andern. Das Plus zermalmt das Minus. Glauben Sie übrigens nicht, daß Sie noch einmal siegen werden. Geht der Tanz wieder an, so werden wir besser gerüstet sein. Damals waren Sie zehn gegen einen. Wir waren nicht vorbereitet, Monsieur, als der letzte, unglückliche Krieg begann. Leboeuf log, als er dem Kaiser sagte, es sei alles parat bis auf den letzten Gamaschenknopf. Leboeuf war ein Hallunke und der Kaiser desgleichen, und hätte uns Bazaine nicht verrathen, so hätten wir Metz noch heutigen Tages und es wäre kein Mann von Eurer Armee in sein Vaterland zurückgekehrt. Nach Sedan, sehen Sie, da hätten die Preußen das Schwert in die Scheide stecken sollen. Ihr König kämpfte

Digitized by Google

nicht gegen das französische Volk, sondern nur gegen Badinguet. Er hat es selbst ausgesprochen. Nachdem dieser die Regierung niedergelegt hatte, war gar kein Grund mehr vorhanden, einen weiteren Schuß abzufeuern. Aber die Potentaten sind sich alle gleich, Ihr König, Bismarcke, Moltke und wie sie alle heißen. Es war eine Infamie, Paris, das Centrum der Civilisation zu beschießen. Ganz Europa hat diese Barbarei laut verurtheilt. Am schärfsten hat Viktor Hugo —"

Ich hatte während des ganzen Krieges fast täglich mit Franzosen zu verkehren gehabt, manche Lanze über die brennenden Fragen mit meinen Bekannten gebrochen und war im allgemeinen recht gut mit ihnen ausgekommen. Der Alte aber mit seinen unzählige Male gehörten Gemeinplätzen machte mich nervös, mich, dem noch immer die melodische Stimme der Diva in den Ohren tönte. Ich war ärgerlich und unwirsch, und schnitt, nachdem ich eine Weile geduldig die Tiraden des alten Franzmanns angehört, ihm kurz den Faden der Rede ab, indem ich durch einen energischen Schritt rückwärts meinen Knopf aus seinen Fingern befreite.

„Père Goudriot", sagte ich mit unverhohlenem Aerger und führte zugleich die duftende Reliquie an die Nase, „père Goudriot, sollten Sie es noch nicht wissen, so lassen Sie mich es Ihnen jetzt sagen, daß ich hier zu Ihnen aufs Land gekommen bin, um mich zu zerstreuen und zu erholen, nicht aber, um Politik zu treiben. Wollen Sie mich einmal in New-York besuchen, so bin ich bereit, mit Ihnen zu diskutiren, so lange Sie Lust haben. Hier jedoch verspüre ich nicht die geringste Neigung dazu. Auch glaube ich kaum, daß wir uns je verständigen werden. Also bitte, kein Wort weiter über Politik, so lange ich in Irish Meadows weile. Bon soir!"

Damit ließ ich den alten Fanatiker stehen, ohne mir nur die Mühe zu geben, das verblüffte Gesicht anzusehen, welches er zweifelsohne machte, und folgte Zwicker, der meiner schon geraume Zeit auf einer Bank nahe bei der Kegelbahn wartete.

Zwicker war nicht allein; er unterhielt sich über die Fenz hinüber mit dem Besitzer des Nachbargrundstückes, einem braven Plattdeutschen, der mit den Armen auf den obersten Fenzriegel gelehnt, in Hemdsärmeln seine lange Pfeife rauchte. Schröder hieß der Mann. Haare und Kinnbart waren ihm flachsfarben, Oberlippe und Wangen waren rasirt, so daß der breite rothe Mund in seiner ganzen, besonders beim Lachen nicht unbeträchtlichen Ausdehnung frei lag.

Mein Freund hatte, wie sich denken läßt, das Gespräch auf die Diva gebracht und ich kam gerade zur rechten Zeit, um von den Mittheilungen Schröders zu profitiren.

„Die junge Lady", sagte er in seinem deutsch-amerikanischen Jargon, „hat unten in der Mayflowervalley ein Couple of Lots mit einem Farmhause darauf. Sie ist erst im July (spr. Dschulei) des vorigen Jahres daselbst eingemoved (sp. eingemuft — eingezogen) und soll früher in Paris (spr. Päriß) auf der Stage (spr. Städsch) gewesen sein. Was sie eigentlich hier treibt, weiß niemand so recht. Denn für ein Mädchen, das so jung und fair ist, ist es doch ein wenig lonely bei uns. Sie muß aber a damned sight money haben, denn sie hat drei Pferde im Stall, von denen eins immer faster (sp. fäster) ist, als das andere. Dann hält

Digitized by Google

sie sich eine Chambermaid und einen Groom, Visitors kallen (spr. kaolen) selten bei ihr, mitaus (korrumpirt von without, statt except) hier und da ein paar alte Gentlemen von New-York. Sie reitet aber fast täglich auf die French Farm hier oben. Wo sie eigentlich herstammt, weiß ich nicht. Doch ist es likely (spr. leikeli) daß sie eine Southern Lady ist; so sieht sie wenigstens aus, by (spr. bei) ihrer dunkeln Complexion zu judgen (spr. Complekschön zu dschödgen). Airs hat sie wie eine Gräfin, aber alle Leute bis zum Cowboy gleichen sie (gleichen korrumpirt aus to like). Im Garten hat sie nur Flowerbeds, obgleich das Corn (türkischer Weizen) gerade in der Valley gut gedeiht. Es wächst viel besser, als meines hier oben. Dagegen succeede (spr. ßuckside) ich besser mit dem Cabbage (spr. Käbbädsch)."

„Hat denn die Dame keine Eltern?" fragte ich, um den biederen Schröder von seinen Kohlhäuptern abzulenken.

„Gehabt wahrscheinlich", meinte er nachdenklich, „aber die werden wohl todt sein, oder wo anders. Den besten Cabbage baue ich gleich hinter meiner Yard, nur sind in dieser Season (spr. ßisen) die Caterpillars (Raupen) so goddam plenty."

„Ja, und die Mosquitos auch", rief Zwicker und schlug einen der kleinen Blutsauger auf der Hand todt. „Wenn wir noch länger draußen bleiben, behalten wir keinen Tropfen Blut im Leibe. Laß uns schlafen gehen. Gute Nacht, Mister Schröder."

„Gute Nacht, Gentleman!"

Damit gingen wir hinein und direkt in unser Zimmer, ohne auf den alten Goudriot zu achten, der in der Hausthür stand und mir im Vorbeigehen zurief:

„Dites donc, monsieur le Prussien, après tout je m'en moque un peu de votre Bismarke!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Ueber Nacht hatte sich das schon am Abend drohende Gewitter entladen. Anstatt sich jedoch abzukühlen, war die Atmosphäre nur noch schwüler geworden. Sie lag, beinahe greifbar, wie ein heißer Dunst auf dem Gebirge. Jede Bewegung preßte den Schweiß aus den Poren. Zwicker, unberechenbar in seinen Launen, behauptete, nicht eine Viertelstunde weit gehen zu können und legte sich mit der Zeitung auf den nächsten schattigen Felsblock am Bach. Mit der mir angeborenen Zähigkeit machte ich mich daher allein auf meine Erforschungstour, doch muß ich bekennen, daß der heimliche Wunsch, der Diva unterwegs zu begegnen, viel zu diesem Heroismus beitrug.

Mit meinem Taschenkompaß brauchte ich ein Verirren nicht zu besorgen und drang munter mitten durch den grünen Wald, nachdem ich den schon erwähnten Gebirgskamm erreicht hatte. Nach kurzer Zeit lichteten sich die Bäume und bald stieß ich auf einen schmalen, grasbewachsenen Fahrweg, der sich irgendwo aus dem Thale heraufschlängelte und nun auf der Höhe entlang lief.

Der einsame Gang unter dem prächtigen Laubdach war für den Wanderer, welcher der Stadt entfloh, ein herrlicher Genuß. Durch die schlanken, hohen Stämme zeigte sich wie in einem Bilderrahmen von Zeit zu Zeit ein Stück der umliegenden Gegend, nach links ein Panorama von meilenweit sich hinziehenden saftig-grünen Hügeln und Thälern.

Digitized by Google

aus denen in weiten Zwischenräumen einzelne Farmen hervorschauten, nach rechts der Einblick in das idyllische sonnenbeschienene Maiblumenthal, aus dessen Sohle sich gerade zu meinen Füßen die schon erwähnte Mühle erhob. Die klaren Fluten eines Baches ergossen sich in starkem Strahle über das Mühlenrad und zerstoben in den Sonnenstrahlen wie Diamanten, vom Bergesabhang herauf ertönten die harmonisch gestimmten Glocken einer weidenden, dem Auge verborgenen Kuhherde, ein Hund, wahrscheinlich in Ermangelung eines besseren Zeitvertreibes, bellte in der Entfernung und dazwischen knallte irgend ein Farmersboy, vermuthlich aus demselben Grunde, mit der Peitsche.

Noch hatte ich das Landhaus der Diva nicht entdecken können. Erst als ich eine Krümmung des Bergrückens erreicht hatte und nun still stehend das anmuthige Bild zu meinen Füßen mit Muße betrachtete, lag es vor mir, ein zierliches, einstöckiges, weiß angestrichenes Häuschen, mit horizontal gefügten Brettern bekleidet, und wie die meisten amerikanischen Villen mit einem flachen Dache eingedeckt. Ein paar Stufen führten zur Veranda, welche auf allen Seiten das Haus umgab. Dieses, beschattet von zwei mächtigen Platanen, machte, mit seinen grünen Jalousien einen äußerst freundlichen Eindruck, der noch durch den sorgfältig gepflegten Rasen erhöht wurde. Hinter dem Hause zogen sich buschige Gartenanlagen entlang bis an den Fuß der gegenüberliegenden Hügelkette und schlossen mit einem glasgedeckten Treibhause in einer Ecke und mit dem Stall in der andern ab, vor dessen Thür ein Mann stand und ein Pferd wusch.

Dies mußte unzweifelhaft das Heim meiner interessanten Bekanntschaft vom Abend zuvor sein, die im Schatten ihres Boudoirs sich vermuthlich zur Zeit auf ihrem Rockingchair schaukelte und über der Lektüre eines Romans von Daudet des armen Ritters gewiß längst vergessen hatte, der von hier oben sehnsüchtige Blicke nach ihrem Asyl hinabsandte.

Der Anblick ihrer Wohnstätte entflammte mein Herz von neuem und die Phantasie gaukelte mir allerlei abenteuerliche Bilder vor. Auf gewöhnliche Art durfte eine so stolze Schöne entschieden nicht gewonnen werden. Ich stellte mir die Sache ungefähr so vor: Maskirte Räuber dringen in stürmischer Nacht in ihr Gemach und verlangen mit vorgehaltenen Revolvern den Schlüssel zu ihrem Marwin, wie man in New-York seinen Arnheim nennt. Die Diva verweigert selbstverständlich, tollkühn wie sie ist, die Herausgabe. Der durch den Widerstand gereizte Highwayman drückt los, der Schuß geht fehl. Diesen Schuß hören, von meinem Posten auf der Veranda, wo ich mich eben anschicke, ein moralisches Lied zur Laute zu singen, mit einem Riesensprunge durch das Glasfenster zu setzen, dem Banditen die Mandoline auf dem Kopfe zerschlagen, ihn niederwerfen und knebeln ist das Werk eines Augenblickes. Die Diva fällt mir um den Hals, nennt mich ihrer Retter und ich versichere das reizende Wesen auf den Knieen, daß ich sie vom ersten Augenblick unseres Begegnens an stürmisch geliebt habe.

Oder konnte das Pferd der kühnen Amazone nicht gerade in dem Augenblicke durchgehen, wo ich des Weges kam? Konnte ich das durch eine Vogelscheuche wild gemachte Thier nicht vom jähen Abgrund zurückreißen? Der Huf des Arabers verletzt mich bei diesem Beginnen an der

Digitized by Google

Stirn, doch nicht schwerer als unumgänglich nöthig, um Effekt zu machen, und das Blut stürzt mir über das Gesicht.

„O Gott, Sie bluten!“ ruft sie erschrocken, nachdem ich ihr vom Pferde geholfen, „Sie bluten — für mich.“ — Und sie zerreißt ihr Taschentuch, welches sie zärtlich über der Wunde festbindet.

Ach, es giebt Ahnungen, die sich erfüllen, wenn auch nur theilweise, denn die Diva ritt viel zu gut, um meiner Hilfe zu bedürfen, wie ich bald nachher sehen sollte!

Um bequemer träumen zu können, hatte ich mich, Front gegen das Thal, ins Gras niedergelassen und den Rücken gegen einen starken Ahornstamm gelehnt. Zuerst absorbirte die Villa meine ganze Aufmerksamkeit; nach einer Weile jedoch machte ich im Sitzen eine halbe Wendung um den Baum, so daß ich den Waldweg vor mir und das Thal zu meiner Rechten hatte. Jetzt erst gewahrte ich nicht allzuweit von meinem Beobachtungsposten zwischen den Bäumen ein verfallenes Gebäude, dessen Vorhandensein mir bis dahin ganz entgangen war. Durch die von Rauch geschwärzten Fensterhöhlen schimmerte der blaue Himmel, während ein zerbröckerter Schornstein seinen langen Hals melancholisch über die vier nackten Wände emporreckte. Zu beiden Seiten des verlassenen Wohnsitzes standen zwei Hickorybäume, deren schlanke Stämme bis in die Krone wilder Wein überwucherte, in üppigen Festons über das Wrack des Hauses sich von Baum zu Baum ziehend.

Auch eine weniger aufs romantische angelegte Natur hätte dieser Anblick entzückt. Ich zog mein Skizzenbüchlein aus der Brusttasche und begann die malerische Ruine auf das Papier zu zeichnen. Ich hatte aber keine glückliche Hand. Die Mauern standen aus dem Lot, die Baumkronen glichen Luftballons und die schwebenden Weinreben ähnelten mehr Hängematten, als Laubgewinden.

Entmuthigt ließ ich den Stift sinken und starrte gedankenlos auf das widerspenstige Objekt.

Plötzlich nahten Männerstimmen von links. Zwei Köpfe tauchten über der Böschung des Berges auf, dann, halb durch das Gebüsch verdeckt, zwei Leiber. Ich glaubte den alten Goudriot und Charley zu erkennen. Die beiden Gestalten bewegten sich von Irish Meadows her, wahrscheinlich auf einem Richtwege, dem verfallenen Hause zu. Im Eingange desselben verschwanden sie. Unmittelbar darauf stieg an dem geschwärzten Rauchfang eine kleine rothe Flagge auf.

„Sie geben irgend jemandem ein Zeichen“, bemerkte ich sehr richtig bei mir selbst. Aber wem? Unwillkürlich wendete ich meine Augen nach der Villa hinunter. Richtig, das Zeichen wurde von unten beantwortet. Eine der grünen Jalousien stand jetzt offen und ein weißer Arm schwenkte ein rothes Tuch nach dem Berge zu, worauf beides ebensoschnell zurückgezogen wurde. Ein Blick nach dem Schornstein zeigte mir, daß auch da die Flagge verschwunden war.

Dieser Depeschenwechsel erregte, ich kann es nicht leugnen, meine Neugierde aufs äußerste. Wozu diese Geheimnißkrämerei, wenn die verbündeten Mächte sich bequem ihre Neuigkeiten in ihren beiderseitigen Häusern mittheilen konnten?

Ich richtete mich zu meiner vollen Höhe empor und versuchte die beiden Eindringlinge durch die Fenster zu erspähen. Aber vergebens.

Digitized by Google

Das Haus lag zu entfernt. Gegenüber den Stufen der Villa jedoch wurde jetzt eben ein gesatteltes Pferd vorgeführt und es dauerte nicht lange, so erschien die Diva und schwang sich mit Hilfe des Grooms in den Sattel. Im kurzen Galopp sprengte sie gleich darauf die Straße entlang, ich sah nur noch, wie sie, den hölzernen Steg verschmähend, in hohem Bogen über den Bach setzte, dann entzog die Biegung des Thales sie meinen Blicken.

Wenn ich mir die Sache recht überlegte, so hatte ich eigentlich gar kein Recht, mich um die Privatangelegenheiten meiner Wirthe und deren Freundin zu kümmern. Mochten Sie noch so geheimnißvolles Zeug treiben, was ging es mich an? Und hatten sie Gründe, ihr Thun Fremden zu verbergen, so war es nicht einmal anständig, hier unbemerkt zu spioniren und eine Lösung des Räthsels anzustreben. Im Gegentheil, ich hatte die Pflicht, den Goudriots meine Anwesenheit kund zu thun, so unlieb mir auch ein Zusammentreffen mit ihnen, besonders mit dem älteren war. Ich muß offen gestehen, daß dies Raisonnement meiner Wißbegierde gegenüber zum Vorwand diente, direkt in die Ruine einzutreten; sonst hätte ich schwerlich den Gewissenhaften gespielt. Ich bedachte mich auch nicht lange mehr, sondern steckte mein Skizzenbuch ein und ging gerade auf das Haus zu.

Die Thür fehlte ebenso wie die Fenster. Durch den offenen Thürrahmen konnte man in das Innere sehen. Dasselbe war leer.

Der etwa dreißig Fuß ins Geviert haltende Raum war gedielt und aus den klaffenden Fugen der halb verfaulten Bretter waren Nesseln und Gesträuch gewachsen. Eidechsen mit rothen Bäuchen schwänzelten hurtig bei meinem Nahen in ihre Schlupfwinkel und eine schwarze Schlange schob sich langsam unter das Mauerwerk, nachdem sie mich einen Augenblick angezüngelt.

Vergebens sah ich mich nach den beiden um, die ich doch deutlich im Hause hatte verschwinden sehen. Oder waren sie etwa um dasselbe herumgegangen? Aber die Flagge?

Vorsichtig und leise schritt ich weiter, denn meine chevalereskeu Bedenken waren auf einmal geschwunden. In der einen Ecke, die im Halbdunkel unter den dichten Weingewinden lag, entdeckte ich eine schmale Holztreppe, die jedenfalls in den Keller führte. Ein schwacher Lichtschein leuchtete aus dem Gewölbe herauf und zugleich tönte unbestimmtes Stimmengemurmel an mein Ohr. Ich vergrößerte die Muschel desselben durch meine Hand und konnte nach kurzem Lauschen deutlich die beiden Stimmen von Goudriot Vater und Goudriot Sohn unterscheiden. Sie schienen etwas zu zählen. Der Alte rief eine Zahl aus und der Sohn sprach dieselbe bestätigend nach. Die Zahlen, alle über zwanzigtausend, folgten sich in vollkommenster Regelmäßigkeit von Einer zu Einer, ohne daß ich ergründen konnte, um was es sich eigentlich handelte. Nach ein paar Minuten hörte das Abrufen auf.

„Wo nur die Diva bleibt", meinte der Alte. „Sie könnte längst oben sein!"

„Merkwürdig", antwortete Charley; sie wird doch dem verdammten Deutschen nicht begegnet sein; ich sah ihn vor ein paar Stunden in den Wald hineinschlendern. — 20165 war die letzte Nummer, Pa. —"

Digitized by Google

„20166" — hub der Alte wieder an, Charley wiederholte und so ging es weiter.

Ich hätte für mein Leben gern weiter gelauscht; die Besorgniß jedoch, entdeckt zu werden, hielt mich davon ab. Meines Bleibens hier war deswegen nicht länger, da jeden Augenblick die erwartete Diva eintreffen konnte.

Ich zog mich ebenso sacht zurück, als ich gekommen, und hörte nur noch im Gehen, wie der alte Goudriot sagte:

„Nun, wenn sie denn nicht kommt, mußt Du zu ihr hinunter und ihr sagen, daß wir sie heute Abend ganz bestimmt hier erwarten. Der Mond geht um neun Uhr auf und die Sache muß unbedingt zu Ende. Ein einziger Mißgriff kann uns verrathen. 20191 — — —"

Vor dem Hause hielt ich inne und überlegte. Ich mußte wissen, was da drinnen gebraut wurde; die Beziehungen zwischen der Diva und den beiden im Keller wollte ich um jeden Preis ergründen. Jedenfalls nahm ich mir vor, am Abend wieder zu kommen und ihr heimliches Treiben zu belauschen. Der verliebte Farmersjunge mit seinem verwünschten Phlegma, das stark nach Unverschämtheit schmeckte, war mir verhaßt und ich brannte vor Begierde und Eifersucht, zu erfahren, was er und Miß Rosebud zusammen haben konnten. Welcherlei Geschäfte konnte überhaupt eine Dame an diesem einsamen Ort bei Nacht abzuwickeln haben? Und was hatten die beiden im Keller gezählt?

Keinesfalls durfte mich die Creolin in der Nähe des verlassenen Hauses treffen. Und doch schmachtete ich so nach ihrem Anblick, daß ich mich nicht entschließen konnte, den Rückweg anzutreten, sondern langsam und scheinbar harmlos in der Richtung weiter schlenderte, aus der sie meiner Ansicht nach herkommen mußte.

Es dauerte auch nicht lange, bis ich sie zu Gesicht bekam. Der grasbewachsene Pfad fing an, sich ziemlich steil abwärts zu senken und sie war genöthigt, da sie bergan ritt, ihr Pferd in langsamerem Tempo einherschreiten zu lassen.

In Gedanken versunken, dem schönen Thier auf die schwarze Mähne starrend, bemerkte sie mich nicht eher, als bis ich dicht neben ihr stehen blieb und sie begrüßte.

Nun schrak sie leicht zusammen und sah mich durchdringend, beinahe feindselig mit ihren großen, dunkeln Augen an.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Renaissance.

Aus dem Leben eines Handwerkers im Mittelalter.

Von **Eduard Müller-Gauger.**

Am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts lebte zu Frankfurt am Main ein Webermeister, namens Veit Römisch, dem es nicht zum besten ging, obschon er ein geschickter und auch fleißiger Mann war. Während seine Zunftgenossen herrlich und in Freuden lebten, kehrte die Noth vor seiner Thür; er konnte sich und seinem Eheweib nicht einmal einen neuen Pelzbesatz auf die Festgewänder machen lassen, den sie haben mußten, um mit Ehren bei der zünftigen Feier des Johannistags zu bestehen. Während Frau Barbara darum klagte und weinte, schlich Veit Römisch hinauf in seine Werkstatt, schob den Riegel von innen vor und ließ sich nicht mehr sehen und hören. Die alte Margarete aber, seine Mutter, eine lahme und schwache Matrone von siebzig Jahren, öffnete eine kleine, mit Eisenbändern umschlagene rothe Truhe, nahm ein Gebetbuch heraus und hinkte der Kapelle des Ursulinerinnenklosters zu, wo eben das Glöcklein zur Abendmesse rief. Sie ging gern dahin, wo sie als Kind beten gelernt, wo sie der alte selige Römisch zum ersten Mal als Mädchen gesehen, wo sie als junge Frau ihr Herzeleid ausgeweint hatte. In dem ewigen Dämmer, der zwischen den gothischen Pfeilern webte und den kein Lichtstrahl zerreißen konnte, weil die Glasmalereien der hohen Bogenfenster einen dichten, bunten Schleier um die heiligen Räume zogen, war sie recht eigentlich zu Hause. Wo auf Erden kann es schöner sein als hier, dachte sie, als sie sich aufathmend in einen reichgeschnitzten Chorstuhl niederließ. Hier flüstert die arme, sündenbeladene Seele zu den Füßen ihres Erlösers und bittet um Gnade. Hier giebt es kein Elend, das nicht gelindert würde, hier verjüngt sich das alte geschlagene und wunde Herz, hier rauscht unvergänglich der Bronnen des wahren, des ewigen Lebens.

Weil aber der fromme, schon halb verklärte Sinn der Matrone doch noch mit einer Faser an diesem irdischen, mühseligen Leben hing, in welchem sie einen Sohn, den Veit Römisch, geboren hatte, dem es nicht ging, wie es ihm nach dem Herzen der Mutter gehen sollte, so unterbrach sie ihre letzten Betrachtungen mit allerlei weltlichen Gedanken und ließ dabei, munter und neugierig wie alte Frauen zu sein pflegen, ihre Augen in der Kirche umherschweifen. Alte gebrechliche Männer und Weiber schlichen vorüber; von ihnen war auf dieser Welt nichts mehr zu hoffen. Jetzt trat die Oberin des Klosters, von zwei Nonnen gefolgt, aus einer mit Gitterwerk versehenen Zelle, kniete vor dem Allerheiligsten nieder und schritt am Stuhl der Mutter Römisch vor-

Digitized by Google

über. Die Römischin erhob sich, faßte zitternd nach der Hand der Oberin, küßte dieselbe und sprach:

„Ich bitt um Euren Segen für mich und den Sohn, den ich mit Schmerzen geboren habe und den das Unglück verfolgt, weiß nicht warum."

„Was treibt Euer Sohn für ein Gewerk?" frug die Oberin lispelnd.

„Veit Römisch hat die Kunstweberei von seinem seligen Vater, dem Balthasar Römisch, meinem braven, gottesfürchtigen Gemal, gelernt, ist auch fertig, flink und geschickt, aber es ist gerade, als sei ein böser Zauber über seine Hände Werk gefahren; sie findet keine Abnehmer, es ist kein Geld im Haus, sein Weib, die Barbara kann den Kindern kein Brot backen, der Frieden ist gewichen aus der Familie meines Sohnes und alles verkehrt sich in Mißgeschick, Zank und Traurigkeit."

Die Oberin sah die dicken Thränen über die runzeligen Wangen der Alten laufen. Ohne ein Anzeichen in der Stimme, daß die Rede der Römischin ihr zu Herzen gedrungen sei, versetzte sie nach einer Weile:

„Wohlan, gute Frau, wenn Eures Sohnes Kunst so groß ist, wie Ihr sie rühmt, und daß sie ihn und seine Familie ernähren kann, so beredet, ihn einen kostbaren Teppich zu wirken, der sich auf meiner Zelle mir zu Füßen ausbreite; denn der, welcher mir jetzt zu diesem Zweck dient, ist mit dem Alter der Zeit dünn geworden und schützt meine Füße nicht mehr vor der Kälte des Estrichs. Auch sonst fehlt es unserem Kloster noch an allerlei frommen Schmuck und wenn Veit Römisch es übernehmen will, den Altar mit Decken zu versehen, so findet er Beschäftigung die Menge und kann auf guten Lohn rechnen, denn die Mittel sind vorhanden und sollen aufgewandt werden."

Die alte Römischin blickte voll Rührung in das Antlitz der Oberin, das bleich, kalt und streng auf sie niederschaute. Sie wollte so recht aus voller Seele und beglücktem Mutterherzen danken, als jene bereits über die Steinplatten der Krypta rauschte und in einer schmalen Thür verschwand mit sammt ihren Begleiterinnen.

„So empfange Du meinen Dank, heilige Mutter Gottes", sprach sie und kniete zitternd nieder vor dem Altarbild der Maria mit dem Jesusknaben, „Du kennst menschliche Leiden, menschliche Freuden, Du wirst meinen Sohn zum guten Werk stärken und ihm die richtigen Gedanken einflößen, auf daß er seine Arbeit nach dem Wunsch und Sinn der Oberin anfertige. Du wirst ihm helfen, ein gott- und menschengefälliges Werk schaffen, zu Deiner Ehre und zu Nutz und Frommen der Kirche, die uns wieder mit Speise und Trank erquickt hat, da wir dem Verschmachten nahe waren."

Dann erhob sie sich so schnell sie konnte und eilte durch die mittlerweile nachtumschatteten Gassen nach Hause, dem Sohn die freudige Mär zu überbringen.

Veit Römisch hatte sich, wie schon gesagt, vor dem erneuten Ausbruch des häuslichen Haders bei Gelegenheit der Frage nach einer neuen Pelzverbrämung der Prunkgewänder geflüchtet, indem er sich auf seiner Werkstatt von aller Welt abschloß.

Hier sah es gar kraus und wunderlich aus. Das Zimmer war an Wänden und Decke mit braunem Holz getäfelt. In Manneshöhe waren

Digitized by Google

ringsum Nischen eingelassen, die in die Tiefe des Gemäuers gingen und mit allerlei Hausrath ausgefüllt waren. Daneben hingen von Rauch und Staub angeschwärzte und vergilbte Handzeichnungen, Muster für den Webstuhl von der Hand des seligen Römisch, die der Sohn in gutem Andenken hielt. Zwei Fenster sollten den düsteren Raum erhellen; aber das Licht, das durch die Bleiumrahmungen der vielen kleinen Scheiben auf seinem Weg gebrochen wurde, reichte nur nothdürftig hin, um eine halbvollendete Arbeit auf dem Webstuhl und eine Zeichnung auf dem Fenstertisch zu erkennen. In der Tiefe des Zimmers herrschte zweifelhaftes Halbdunkel. Von dem Alkoven her, der durch eine Art Ofenschirm von dem bißchen Tageslicht des vorderen Zimmers abgeschlossen wurde, zuckte ab und zu ein röthlicher Lichtschein über das schwarze Gebälk. Die phantastischen Figuren in dem Gewebe des Ofenschirms schienen Leben bekommen zu haben. Die weißen und grünen Leiber fabelhafter Thiergestalten wanden sich gespenstisch durcheinander; zwischen ihnen schlüpfte ein feuriger Salamander. Das Flackern einer Flamme hinter dem Ofenschirm in dem niedrigen Raum des Alkovens verursachte diese Erscheinungen, indem sie den matten Farben des Gewebes Leben verlieh.

Im Haus war alles still. Nur leise klang aus der untern Stube der jungen Frau Wiegengesang herauf, und dazwischen knisterte es geheimnißvoll im Alkoven.

Plötzlich schlug der Klöppel dreimal kräftig an das Hausthor. Wie aufgescheucht von bösem Thun, Schrecken in den Mienen, trat Meister Römisch hinter dem Ofenschirm vor. Er schritt zur Thür und legte das Ohr horchend an. Er vernahm einen kurzen, heftig geführten Wortwechsel im Hausflur. Hierauf kam es mit schweren Tritten die Treppe herauf und rüttelte am Schloß der Thür.

„Beim heiligen Fridolin", rief eine rauhe Stimme draußen, „da sitzt der Vetter wie der Igel im Bau und will die Schlange nicht einlassen. Veit, armseliges Weberlein, was sperrst Du Dich ab vor Deinem Glück? Es steht auf der Schwelle und muß schön bitten, daß Du es auch ja einlässest."

„Seid Ihr es, Onkel Markus?" rief Veit verwundert und schob den Riegel zurück. Herein trat eine große, starkbrüstige, breitschultrige Gestalt. Ein langer, weißer Bart wallte bis zum Gürtel herab, in dem zwei mit kostbaren Steinen gezierte Dolche hingen, dazwischen ein Lederbeutel, dessen Last den Gürtel tief hinabzog. Auf dem wettergebräunten Gesicht stand Güte und Leidenschaft, Weichheit und Wildheit geschrieben; es war ein Räthsel, ein Räthsel wie der ganze Charakter des alten Schiffsmannes und Händlers, Onkel Markus. Er war der Bruder des seligen Römisch, der verlorne Sohn der Familie, aus der Art geschlagen und stand daheim bei den Seinen in keinem guten Andenken. Raufluftig und gewaltthätig war er immer gewesen; die tiefe Narbe zwischen den buschigen Augenbrauen war ein Denkmal seiner unbändigen, zügellosen Jugend. Er hatte nichts gelernt, was er in den Mauern einer friedsamen, gewerbfleißigen Stadt hätte verwerthen können. Deshalb war er bei einem Schiffer verdingt worden, der den Main hinauf- und hinabfuhr mit sogenannten Holländerstämmen, den Bäumen, aus denen sie in Antwerpen und Amsterdam die Schiffsmaste zimmerten.

Digitized by Google

Auf den langen Flossen den Rhein hinabzuschwimmen, frei und ungebunden, über sich das gestirnte Himmelszelt, getragen von den rauschenden Wogen, wurde seine ganze Lust und er dankte denen, die ihn zu diesem Stand gezwungen, als seinen Wohlthätern.

In den blühenden, volkreichen, in frischem Leben pulsirenden Seestädten der Niederlande fühlte er sich zu Hause. Bald wurde das weite Meer seine Heimat. Seine Fahrten ließen ihn andere Länder, ließen ihn Italien, Genua und Venedig sehen. Die Wiedergeburt des Menschengeistes, die von dort ausging und die Banden des Dogma von der alleinseligmachenden Kraft der Kirche und der ursprünglichen Verworfenheit der menschlichen Natur siegreich zersprengte, war soeben in tausend herrlichen Meisterwerken der Künste und Wissenschaften in die Erscheinung getreten. Die wie im schwerem Traum gelegene Menschheit athmete auf, und ihr unvergänglicher Genius regte sich auf allen Gebieten zu erneuter Schaffenslust.

Markus, dessen Geist von Jugend auf wenig Bildung geschmückt hatte, dessen wilde Naturtriebe kein Glaubens- und kirchliches Sittengesetz zu zügeln vermocht hatten, für die Sprache der Natur, für das Schöne zeigte er ein empfängliches Gemüth. Er suchte seine Kraft in der neuen Welt, die ihn umgab und die so gänzlich verschieden war von den nüchternen, engen dumpfen Eindrücken seiner Jugendzeit, nützlich zu machen. Er handelte mit Kunstgegenständen Italiens nach allen Ländern. Das Glück begünstigte ihn. Als reicher Kaufmann ließ er sich in Amsterdam nieder.

Nun stand das Weberlein vor ihm, Sorgen und Kümmernisse auf der Stirn, gebeugt und schwächlich, wie ein Zwerglein, dem die Last der Welt zu groß und schwer erscheint.

„Ja, starre mich mit Deinen gläsernen Augen nur an, wie ein erschrockenes Mäuslein, das keinen Ausweg findet", rief Onkel Markus. „Wir wollen gleich einmal die Probe machen, ob noch ein Tropfen Blut in Deinem Körper steckt, der einer Sünde werth ist, oder ob die Kirche und die Weiber Dich gänzlich ausgepreßt haben", fuhr er in einem seiner oft nur zu muthwilligen, launigen Anfälle fort und holte eine handvoll Gold aus dem Beutel, das er auf den Tisch warf. „Nun aufgepaßt, Weberlein! Das Gold ist Dein, aber es kommt vom Teufel! Nun, hast Du das Herz zuzugreifen, wir wollen sehen?"

Meister Veit blickte verdutzt und zweifelhaft in das spaßhafte Gesicht des Alten, ohne das blinkende Gold anzurühren.

Aber während ihn Markus weidlich schalt und mit unehrerbietigen Witzen traktirte, lugte Veit mehr als einmal nach dem Alkoven und dann wieder ängstlich nach Markus, als habe er etwas vor diesem zu verbergen und fürchte die Entdeckung. Den schlauen Blicken des Markus entging das scheue Wesen Veits nicht, ebenso wenig wie die Richtung seiner furchtsamen Augen.

„Und in diesem verworfenen Mauerloch logirt der armselige Plagegeist", begann er, das Zimmer abschreitend und vor dem Ofenschirm stehen bleibend, „und hier ist seiner Meisterhände Werk. Hm, also das ist seine ganze Kunst? Woraus besteht sie? Was weiß so ein armer Tropf von der Welt, von ihren Schönheiten, von ihrem Reichthum, wovon er den Menschen ein Bild im Gewebe geben will? Hast Du Dein Lebtag keinen schöneren

Digitized by Google

Frauenleib gesehen, als diese gelbliche, häßliche Alte mit dem Fischschwanz? Soll das die Pracht ihrer Locken sein, was da wie ein Bündel Stroh herabhängt, steif und binsenförmig? Und was sind das für Thiergestalten, widerwärtig, mißgestaltet? So häßliches giebt es im ganzen Umkreis der Schöpfung nicht. So etwas lebt nur im dunstigen Hirn eines von tausend Schrecknissen und Bitternissen verfolgten und geängsteten Meisterleins. Schwarz ist seine Werkstatt, düster Kopf und Herz, finster sein ganzes Dasein. Und was steckt eigentlich hinter all dem Spuk?" Mit diesen letzten Worten zog er den Ofenschirm mit kräftigem Ruck bei Seite. Eine röthliche Flamme züngelte in dem Alkoven empor. Flaschen und Krystalle standen umher; in einem Schmelztiegel brodelte und zischte ein Metall. Auf dem Pult lag ein Buch voll kabbalistischer Zeichen aufgeschlagen.

„Hallo, ein Schwarzkünstler sind wir also, ein Alchimist? Der Webstuhl steht verlassen; hier in der schwarzen Küche sitzt das Meisterlein und braut und kocht die köstlichen Elixire fürs Leben? Wie heißt Dein Lieblingselixir; Jugend, Schönheit, Rang, Macht?"

„Gold!" ächzte Veit und sank auf einen Stuhl nieder. „Gold suche ich seit Jahr und Tag, mich und die Meinen vor Noth und bitterer Schande zu retten! Verrathe mich nicht, Onkel Markus; bedenke meine Armuth, meine Verdienstlosigkeit. Niemand fragt nach meinem Webstuhl, niemand kauft meine Ware. Ich webe gut wie ein anderer; gefallen ihnen meine Muster, meine Zeichnungen nicht, Gott mag wissen, was daran schuld ist. Da habe ich von einem durchreisenden Araber voriges Pfingsten dieses Zauberbuch um schweres Geld erstanden; es lehrt die Kunst, Gold zu machen. Aber es ist eine harte, schwere Arbeit und dauert Jahre lang. Noch ist mirs nicht gelungen, aber endlich muß ichs doch einmal finden!"

„Armes Meisterlein", sagte Onkel Markus und legte seine Hand auf Veits Schulter, „wie arg bist Du betrogen. Du suchst das Gold vergebens in Deinem Schmelztiegel. Es ist vorhanden, es ist massenweise in die Welt gekommen von drüben, den neuentdeckten Ländern her, wo es ganze Berge und Städte aus festem Gold giebt. Es rollt seitdem durch die Welt, auf den großen Stapelplätzen des Handels und Verkehrs rinnt es Dir täglich zu Haufen durch die Hände. Aber hier in Deinen elenden vier Wänden fällt es Dir nicht in den Schoß. Deinen Genossen fließt es zu, die zu Florenz, Venedig, Rom, Amsterdam für die Großen, die mächtigen dieser Erde ihre Werke schaffen. Dort wird das Talent, das Genie belohnt, dort kann es sich ausbilden, entwickeln. Aber hier in Deinen kleinen, ärmlichen Verhältnissen in Eurer bürgerlichen Beschränktheit werdet Ihr nie etwas Großes schaffen. Die Spukgestalten Eurer Phantasie verkörpert Ihr, in ihnen gebt Ihr die Beklemmungen Eurer von kleinlichen Zweifeln erschütterten Seele wieder. Ueberall Schranken, kein freier Zug, kein frischer, gesunder Blick in die Natur, geht mir mit Eurem Stümperwerk. Nicht ein Stück Deiner Webereien würde ich auf dem großen Markt losschlagen. Lachen, lachen würde man, wenn ich zu Venedig oder Amsterdam Deine Gewebe zum Kauf ausstellen würde."

Der arme Webermeister saß, all seiner Hoffnungen mit einem Mal beraubt, von jedem Wort des gereisten, welterfahrenen, alten Mannes

Digitized by Google

wie von einem Keulenschlag niedergeschmettert, da. Während Onkel Markus, geringschätzige Worte in den Bart murmelnd, die an den Wänden hängenden und umherliegenden Zeichenmuster zu Veits Webereien betrachtete, wurde die Thür geöffnet und herein schleppte sich die alte Margarete, die soeben von ihrem Kirchgang zurückgekehrt war. Sie hatte von der Ankunft des Mannes bereits gehört, der seinem Bruder, ihrem seligen Gemal, so viel Kummer bereitet hatte. Sie hatte nur von ihm erzählen hören, als einem mißrathenen, gottlosen Menschen; sie hatte ihn nie zuvor gesehen. Ihre Seele wurde in ihren schweren Zweifeln nur bestärkt, als sie den langen, ehrwürdigen, weißen Bart, und das rothe, joviale Gesicht, seine funkelnden Augen gewahrte. Ohne sich weiter mit ihm einzulassen, schritt sie auf Veit zu und sprach mit bebender Stimme:

„Mein Sohn, Maria, die Mutter Gottes, hat unser Bitten und Flehen erhört. Erhebe Dich und lege Deine Hände an ein frommes Werk ihr zu Ehren und der heiligen Kirche. Die Oberin von Sankt Ursula bestellt bei Dir einen kostbaren Teppich, ihre Füße in kalter Zelle zu erwärmen und ihr Auge zu erfreuen. Und wenn Du Dich darin geschickt gezeigt hast, sollst Du Altar und Kirche schmücken, wozu die Mittel vorhanden sind und aufgewandt werden sollen."

Veit fuhr freudig auf. Es war seit langer Zeit wieder eine seiner Kunst würdige Bestellung. Aber Onkel Markus zerstörte seinen ersten Freudenrausch, indem er höhnisch rief:

„Sieh Dich vor, mein Sohn, daß Du nicht abermals um Deiner Hände Fleiß betrogen werdest. Die Frau Oberin kann viel bestellen, aber ob sie Dirs lohnt, wie sichs gebührt, das fragt sich. Je nun, um einer Oberin Füße zu wärmen, reicht Deine Kunst allenfalls noch aus. Machs nur fein fromm. Den Sündenfall und den Erzengel mit dem flammenden Schwert daneben. Nur alles steif und hölzern, und nicht zu sündig natürlich!"

Die alte Margarete zitterte ob der boshaften, satanischen Rede, drückte die Hand ihres Sohnes und sprach eindringlich:

„Mein Sohn, Du bist alt und verständig genug, um den höllischen Versucher von Dir zu weisen. Ich kenne Dein Gemüth, es ist rein und christlich ergeben in Demuth. Komm, verzage nicht mehr und mach Dich alsbald ans Werk."

Onkel Markus lachte und rief: „Da die Alte einmal den leibhaftigen Gottseibeiuns in mir vermuthet, so will ich als rechter eingefleischter Satanas auch um ihre alte Seele wuchern." Er hob den Beutel mit Gold in die Höh, ließ ihn am Ohr der alten Margarete klingen, und lockte: „Was meinst Du, Alte, wenn ich Euch alle, wie Ihr hier seid, mit nach Amsterdam, in das Reich der Weltenlust und Paradiesesfreude auf Erden führe, wenn ich Deinem Sohn dort einen Webstuhl errichte und ihm die Kundschaft der großen Herren zubringe, die nicht mit Versprechungen und frommen Aussichten fürs Jenseits, sondern mit barem schönen Golde wie dieser hier ist, zahlen, daß der Veit und Ihr alle Euch des Lebens freuen könnt, wie's einen Kunstweber von Talenten mit Fleiß gebührt? He, wie gefällt Dir das, Alte, und Dir Veit und Euch, ehrbar Frauchen Base?" frug er Barbara, die, ein Kind auf dem

Digitized by Google

Arm, das andere an der Hand, durch den Wortwechsel herbeigerufen, eingetreten war.

Veit schwankte. So lange ohne Aussicht auf Erwerb, boten sich jetzt plötzlich zwei sehr verschiedene Wege zum Glück. Dort der goldene Klang, hier eine alte Mutter, die in Markus den bösen Versucher sah und eine schlichte brave Frau, die die Auffassung der Alten theilte. Hier ein frommes Werk und wenn auch geringer irdischer Lohn, so doch reicher Segen und großer Verdienst; dort gleißende Verheißungen auf Reichthum, weltliches Ansehen und Ehre. Durch das Glück erhoben und stolz gemacht, gewann er wieder Selbstvertrauen; zog mit der einen Hand Weib und Kinder an sich, die andere reichte er der Mutter und sprach zu Markus:

„Onkel Markus, ich glaube nicht, daß Du es schlecht mit mir im Sinn hast, da ich Dir nie ein Leids zugefügt habe. Wenn Du mir also förderlich und dienstlich sein willst, so unterstütze mein Handwerk dadurch, daß Du mir hierher Kunden empfiehlst und meinen Ruf ausbreitest, wo Du hinkommst. Mich ehr das Vertrauen der Oberin von St. Ursula; ich will bleiben und ihren Auftrag vollziehen. Er ist ehrenvoll und ich fühle mich stark genug, eine Kirche zu schmücken. Schon längst ist dies mein stiller Wunsch gewesen, und da die Gelegenheit dazu sich bietet, greife ich zu!"

Mutter und Frau dankten ihm hocherfreut. Onkel Markus zog die Stirne kraus, knüpfte seinen Beutel wieder am Gürtel fest und sagte kalt: „Dem Thoren dieser Welt ist einmal nicht zu helfen. Du schlägst mein Urtheil, meinen Rath in den Wind, bist demüthig und vermessen, bescheiden und überstolz zugleich. Wohlan. Geh es Dir gut und möchtest Du die heutige Stunde nicht bereuen. Ein andermal findest Du mich vielleicht hart und unerbittlich, wie Du es heute bist, da Du mein Gold verschmähst, das ich ehrlich verdient habe, was auch die Weiber da von mir sagen mögen. Leb wohl!"

Ein ganz anderer ging er von dannen, als er gekommen war. Uebermüthig war er bei Veit eingetreten, traurig und still schlich er davon. Beim trüben Schein der Lampe, die Barbara mitgebracht hatte, hatte es Veit geschienen, als rolle dem Onkel Markus, dieweil sein Mund kalt und herb sprach, eine Thräne über die gefurchte Wange in den Bart.

Es kam ein glückliches Jahr für Veit Römisch, ein Jahr der freudigen Arbeit, an deren Ende Ehre, Segen und Ansehen, wenn auch nur im engeren Kreis seiner Vaterstadt winkte. Veit empfand die Wohlthat, die darin liegt, nach einem bestimmten Plan arbeiten zu können, weil er ein bestimmtes Ziel vor sich hatte. Und was das wahrhaft Beglückende für ihn war, die Aufgabe entsprach seinem ganzen Denken und Fühlen, der Richtung, die seine geistige und technische Ausbildung genommen hatte. Die religiösen Motive für den Teppich der hohen Frau, und später für die weitere Ausschmückung der Kirche zu finden, wurde Veit nicht schwer, weil ihm die Gedanken- und Gefühlswelt der christlichen Kirche nahe lag. Der schwärmerische Grundzug seines Wesens, sein Hang, sich in das Wunderbare von Gott und Welt zu versenken, kam ihm bei der Ausführung dieses Auftrags trefflich zu statten. Er war aufgewachsen in einer gottesfürchtigen Familie, in kleinen bürgerlichen Verhältnissen. Die große Welt mit ihren mannigfachen Versuchungen

Digitized by Google

war ihm fremd geblieben. Seine Wanderschaft in das nahe Frankenland hatte er unterbrechen müssen, als sein Vater plötzlich starb und der Sohn das Erbe antreten sollte. Kaum selbstständig geworden, hatte ihn die fürsorgliche Mutter in die Fesseln der Ehe geschlagen, indem sie das hübsche Nachbarskind Bärbchen für den Sohn erwählte. Die Ehe war mit Kindern gesegnet, und der junge Meister empfand Freud und Leid eines innigen Familienlebens, während im großen und ganzen seine Tage wenig Abwechselung boten und einem sanft dahingleitenden Fluß glichen, der nie den Versuch machte, seine Ufer einmal zu überschreiten.

Alles, was Veit Römisch als Künstler in seinem Handwerk leistete, schöpfte er aus sich selbst. Die Welt seiner Phantasie war mehr seine wahre, echte Heimat, als die wirkliche der realen Erscheinungen. Alles was er zeichnete und einwob, war empfunden, war innerlich erlebt. Die Seele fehlte seinen Gebilden nie, wohl aber sehr oft die Schönheit der Form, die Richtigkeit der Zeichnung. Sein Auge, seine Hand hielten nicht gleichen Schritt mit seinen Impulsen; was er tief innen empfand und wiedergeben wollte, gelang nicht zur Genüge. Das Unzulängliche seiner Ausbildung sprach sich unverkennbar in seinen Arbeiten aus, und stellte sie nicht in den Rang derjenigen, deren Künstler mit der gleichen Kraft der Empfindung besseres Studium der Natur verbanden.

So oft er die Wahrnehmung des Unzureichenden an sich machte, wurde er von Zweifeln an dem Gelingen seines Werkes geplagt. So geschah es auch an dem Tag, da die Zunftgenossen zur Feier des Johannistags hinaus zur grünen Au gezogen waren. Während am Zechtisch wie auf dem Tanzplan, bis hinauf in die Aeste der prangenden Linde eitel Lustigkeit und Lebenslust erscholl, lag Veit Römisch jenseits des Waldes am Saum im hohen Gras und schaute mit träumerischen Augen in das weite Land, wo der Main in gefälligen Windungen sich hinschlängelte bis dahin, wo er am Horizont im goldnen Dunst sich verlor, in den die sinkende Sonne sich ergoß. Zum ersten Mal im Leben empfand er etwas wie Sehnsucht nach fernen Ländern, zu schauen, was andere Menschen Herrliches bilden und vollbringen. Es war ihm, als läge Onkel Markus neben ihm im Gras und zeigte ihm die Wunder der Welt und dagegen sein eigenes Zwergdasein. Es war ihm, als höre er ihn sagen: „Vermessener Thor, Du willst alles aus Dir selbst vollbringen? Das Unschöne, das Gespenstische und Ungeheuerliche vermag Deine Phantasie zu gebären. Das Schöne fließt nur aus dem Leben selbst, aus dem Zusammenwirken der Geister, aus der Erkenntniß der Fülle der Natur. Dein Sinn ist unaufgeschlossen, liegt in schweren Banden; Deine Seele ist gefesselt von falschen Vorstellungen und Schreckgebilden."

Indessen fesselte ein den Main sanft hinabgleitendes Schifflein Veits Aufmerksamkeit. Die Wimpel flatterte lustig im Winde; mit dem Abendwind kam der fröhliche Gesang der Schiffer vorüber. Veit folgte ihm mit den Blicken. Es entfernte sich immer weiter, ward kleiner und kleiner; jetzt schwand es zu einem weißen Punkt dahin. Mit ihm schwand Veits Selbstvertrauen, als nähme das ferne Schifflein sein bestes mit hinweg, Glaube, Hoffnung und Liebe, blickte er traurigen, trüben Auges in den Nebelschleier. Ein Gefühl der Angst überkam ihn, als er an sein unvollendetes Weberstück daheim auf dem Webstuhl dachte. In der

Digitized by Google

Mitte des Teppichs sollte das Bild der Maria mit dem Jesusknaben prangen. Es schwebte ihm in diesem Augenblick vor, wie er es sich gedacht. Aber als hätte er ein anderes Auge, einen schärferen Blick bekommen, das Bild wollte ihm nicht gefallen. Sein Ausdruck war kalt, nüchtern, ohne Wahrheit, ohne die Züge des Mutterglücks und der göttlichen Liebe.

Seine geängstete Seele wurde bis zur Verzweiflung getrieben, als seine Mutter am Schlagfluß starb. Mit der alten Margareth schwand auch der letzte Funke von Vertrauen zu sich selber dahin. Sie hätte immerhin seine milde Fürsprecherin bei der Oberin werden und die Schwächen des Werks durch frommen Ausspruch vom redlichen Willen des Verfertigers verdecken können. Die Noth, der Mangel, die sich im Hinblick auf das vorgesteckte Ziel ertragen ließen, meldeten sich aufs neue, als die Zuversicht, es zu erreichen, geschwunden war.

Eines Abends kehrte er abgehetzt und erschöpft heim. Sein Weg führte ihn an St. Ursula vorüber. Die unerklärliche Lust wandelte ihn an, einzutreten und im Gebet Frieden zu suchen. Er kniete hinter einem Pfeiler nieder und versenkte sich ganz in die Betrachtung der Größe und Erhabenheit Gottes. Seine Seele erleichterte sich. Er gedachte seiner guten todten Mutter, die hier oft gebetet, die von hier einst Trost mit jenem Auftrag der Oberin heimgebracht hatte. Eine wunderbare Ruhe und Verklärung kam über ihn. Seine Gedanken sammelten sich zu einem Gebet, in dem er den seligen Geist der Todten beschwor, ihm auch noch das Mittel zur Lösung seiner Aufgabe zu geben. Gestärkt und beruhigt ging er heim und trat just bei sich ein, als Barbara an der Wiege des jüngsten Kindes saß und sein Kommen über das Spiel mit dem Kind nicht gewahrte. In tiefstem Frieden lächelten beide; ein wonniges Bild reinen Erdenglücks. Veit blieb ergriffen auf der Schwelle stehen und sog den ganzen Zauber der Natur ein, die sich so göttlich in der jungen Mutter mit ihrem höchsten irdischen Glück auf dem Schoß offenbarte. Ein Strahl der Erleuchtung fiel in seine Seele. „Diese Gruppe bildest du nach", sagte er zu sich, und schlich mit dem beglückenden Bewußtsein, die Lösung gefunden zu haben, auf seine Werkstatt.

Von Stund an ging ihm die Arbeit wunderbar von den Händen. Er nahm Zug für Zug aus dem Bild, das ihm die Wirklichkeit gegeben; er wob sein eigenstes höchstes Erdenglück in den Teppich hinein.

Da das Werk vollendet war, eilte er voll freudiger Erwartung zur Oberin ins Kloster. Er fand eine an ihren Stuhl durch Krankheit gefesselte, streng und finster dreinschauende Greisin. In ihren starren, kalten Zügen lag kein Herz; Veit bebte zusammen, da er vor dieser Richterin sein Werk ausbreiten mußte. Aengstlich blickte er in ihre Augen. Sie weissagten nichts gutes. Nach einer langen Weile bewegten sich ihre blassen Lippen und sie sprach:

„Ihr habt es auf Euch nehmen wollen, unsere Kirche zu schmücken? Wißt Ihr auch, daß Euch für solch sündliches Verlangen die Strafe des Himmels treffen kann? Das ist nicht Frömmigkeit, was sich in Eurer Arbeit ausspricht. Das ist eitle Erdenlust, sündiges Ergötzen an den Freuden des Fleisches. Euer Werk lenkt den Sinn nicht hinauf zu Gott, es zieht ihn hinab in den Pfuhl des Lasters und des ewigen Verderbens. Da ich Eurer Mutter versprach, Euch zu unterstützen, so nehme

Digitized by Google

ich diesen Teppich an und zahle Euch dreihundert Gulden dafür, obwohl er für mich werthlos und unbrauchbar ist. Eure weiteren Dienste jedoch kann ich nicht gebrauchen. Empfangt Euren Lohn und entfernt Euch."

Zerknirscht, in tiefster Seele verwundet, um all seine Hoffnungen betrogen, aus Gnade abgelohnt, wo er sein bestes hingegeben hatte, eilte Veit nach Hause. Das Urtheil war gefällt; er trieb sein Handwerk, seine Kunst sündhaft. Onkel Markus hatte dem jungen Meister Talent und Geschicklichkeit abgesprochen; die Oberin sprach ihm auch noch Frömmigkeit, Gefühl ab. Es war Veit klar, daß kein Segen auf seiner Hände Arbeit ruhte. In wilden Verwünschungen verschwor er sich, fortan keinen Faden mehr zu verweben.

Er hielt Wort. Der Webstuhl verstaubte. Die Noth trieb den einstigen Webermeister, nachdem er unthätig umhergestrichen war, so lange die dreihundert Gulden vorhielten, sich bei einem Schiffer als Knecht zu verdingen. Der gute sittsame Bürger war soweit herabgekommen, wie der tolle Markus einst seine Laufbahn begonnen hatte. Es war ein schweres Dasein für den harter Arbeit ungewohnten Veit, und doppelt schwer, da er den kümmerlichen Verdienst mit seinem Weib, seinen Kindern daheim theilen mußte.

Oft, wenn er nachts die Wache auf dem Schiff hatte und zu den Sternen aufblickte, dachte er an den reichen Onkel Markus in Amsterdam, dessen Beistand er einstens stolz von der Hand gewiesen hatte, und der von den Seinen gekränkt und um seinen guten Willen geschmäht, im Groll davongegangen war. Vielleicht würde er Dir helfen, dachte Veit, wenn er erführe, wie traurig es mit dir steht. Aber der Gedanke, sich so tief demüthigen zu müssen vor dem reichen Mann und um das betteln, was er einstverschmäht, schnitt ihm ins Herz, und er beschloß, bis an sein Ende dies traurige mühevolle Leben zu ertragen.

Inzwischen, ob seine Hand auch keinen Faden mehr verwob, war sein Geist doch nicht untyätig. Ohne daß er es wußte, woben sich in seiner Seele tausend schöne farbenreiche Bilder zusammen von all dem lieblichen und schönen, das die Ufer boten, an denen das Schifflein vorüberschwamm. In stiller Nacht saß er im Traum am Webstuhl und stellte die herrlichsten, prangendsten Farben und Formen zusammen; aber die Morgensonne verlöschte alles, und nichts als ein unsäglich wehes Gefühl in tiefster Brust blieb zurück.

So rollten die Jahre mit den Wellen des Rheins in das Meer der Ewigkeit hinab.

Da wurde eines Tages zu einem berühmten Kunsthändler in Amsterdam ein altes Gewebe gebracht und ihm zum Kauf angeboten. Der Kunsthändler, ein Achtziger, schwach und gebrechlich, gerieth in Feuer und Begeisterung, da er die Zeichnung der Arbeit betrachtete. Welche Wahrheit, welche Innigkeit, welche Zartheit und Einfachheit", rief er einmal um das andere. Der Verkäufer benutzte die Aufrichtigkeit des Alten, um einen Preis von fünfhundert Gulden zu fordern, den dieser auch anstandslos erlegte. Damit war der Alte aber noch nicht befriedigt. Er wollte wissen, woher das Gewebe stamme. Der Verkäufer nannte einen andern, von dem er es erstanden; dieser wieder einen andern, bis sich endlich die Spur in einem Kloster zu Frankfurt am Main verlor. Trotz seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit machte sich

Digitized by Google

der Kunsthändler auf die Reise. Alles sprach dafür, daß die Arbeit aus der Hand seines Neffen, des Webermeisters Veit Römisch war. Zwar grollte er demselben noch gar sehr im Herzen, aber der Gedanke, daß das Gewebe wirklich von ihm herrühren könne, nöthigte ihm hohe Achtung vor dem Werth von Veits Talenten ab. Zwar hatte man ihm einst eine schlechte Aufnahme in Veits Haus bereitet, aber was wollte das alles gegen sein Unrecht sagen, das er dem armen Veit mit seinem harten wegwerfenden Urtheil angethan hatte, und das er wieder gut zu machen wünschte. Zunächst wollte er Gewißheit haben. Im Kloster St. Ursula ward sie ihm. Veit Römisch hatte vor Jahren das Gewebe geliefert, aber man hatte es, weil es der Oberin mißfiel, beiseite gelegt und schließlich veräußert.

„So muß das eitle Sündengold des Weltteufels das Unrecht des frommen Unverstandes gut machen", polterte der alte Markus und wanderte zum Haus des einstigen Webermeisters Römisch. Er trat in eine halbverfallene Hütte der Armuth, des Elends. Sein Bericht, daß ihr Mann ein großer Meister in seiner Kunst sei, fand bei der eignen Frau keinen Glauben mehr. Veit kam gerade von einer längeren Reise ermüdet und abgestumpft nach Hause. Als der Kunsthändler Markus ihm noch einmal dreihundert Gulden auf den Tisch legte, aus Freude darüber, daß er in Besitz des werthvollen Römischen Gewebes gelangt sei; als er sich erbot, für Veits fernere Arbeiten sein fester Abnehmer zu werden und dieselben da wo sie hingehörten, auf den großen Markt zu bringen, da verging dem armen Veit Hören und Sehen. Er wollte sprechen, Worte des Dankes, der Verwunderung, aber er vermochte es nicht. Mit einem heißen Strom von Thränen allein konnte er danken, daß er erlöst war von dem furchtbaren Gelübde, keinen Faden mehr zu verweben, daß er wie aus dem Grab, in welchem er sich bei Lebzeiten gebettet hatte, ans Licht, zu neuem Leben, zu fröhlichem Schaffen gezogen wurde.

Markus verlangte nicht, daß Veit ihm nach Amsterdam folge. An der alten Stätte seines Wirkens sollte er glücklich und seines Fleißes, seiner Geschicklichkeit wieder froh werden.

In Amsterdam waren und blieben die Gewebe des Frankfurter Meisters Veit Römisch ein gesuchter Artikel. Die schlichten, sinnigen und zarten Muster und Zeichnungen erfreuten die Welt, wie der Meister sich erfreute an seiner Wiedergeburt im Geiste der Zeit. Er war ein würdiges Glied in den großen Reihen der Zeitgenossen, die entgegen der finsteren Auffassung des Mittelalters von der sündigen Verworfenheit der Natur, diese mit all ihrer Reinheit und Kraft, in ihrem Dienst sich zu läutern, in ihre Rechte einsetzten.

Digitized by Google

Haarplaudereien.

Ueber die kulturgeschichtliche Bedeutung des menschlichen Haares ist bisher noch nichts Zusammenfassendes erschienen. Vom physiologischen und medicinischen Standpunkt ist vieles über die Haare geschrieben worden, aber einen Abriß über die kulturgeschichtliche Bedeutung der Haare haben wir erst ganz neuerdings keinem Historiker, sondern einem Arzt zu verdanken. Es ist dies Dr. H. Schultz in Kreuznach, der in seinem höchst instruktiven und anziehenden Buche „Haut, Haare und Nägel" (Leipzig, J. J. Weber) die kulturhistorische Bedeutung des Haares in übersichtlicher Weise schildert, daß wir dieser Darlegung in dem nachstehenden Artikel folgen.

Zu allen Zeiten und von allen Völkern wurde auf die Haare, die man als die natürlichste Zierde des menschlichen Körpers betrachtete, hoher Werth gelegt. Daher wurde auch der Pflege des Haares besondere Sorgfalt gewidmet, und sind bis heute noch bezüglich der Anordnung der Haartracht Gebräuche festgehalten, die für ganze Völkerschaften (z. B. bei den Chinesen) vollständige Erkennungszeichen abgeben.

Der Schönheitssinn der Griechen erkannte im Haar den vorzüglichsten Schmuck des menschlichen Hauptes, welcher ihm von der Natur gegeben wurde, darum schenkte man der Pflege des Haares auch die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Homer rechnet das Haar zu den Geschenken Aphroditens. Der griechische Himmel begünstigte zudem den Haarwuchs, daher finden wir schon zu den Zeiten der Götter und Heroen beide Geschlechter mit der sorgsamsten Pflege dieser Zierde beschäftigt. Während die Spartaner vom Mannesalter an das Haar lang trugen, weil es im Kriege ein schreckliches Aussehen gebe, hielten die Athener vom Mannesalter an ihr Haar mäßig verschnitten und mit möglichster Kunst in Locken gedreht. Die Knaben ließen, bis sie die Ephebenjahre (in Athen das 18. Lebensjahr) erreicht hatten, das Haar lang herabhängen, dann aber verschnitt man es ziemlich kurz, und ließ es erst mit dem Beginne des reiferen Alters wieder länger wachsen. Davon machten die Spartaner nur insofern eine Ausnahme, als sie den Knaben das Haar kurzschnitten. Sklaven durften bei den Spartanern die Haare nicht lang tragen, eine Sitte, die auch anderwärts in Griechenland geherrscht zu haben scheint. Beim Eintritt in das Epheben- oder Jünglingsalter war es Brauch, daß der Griechenjüngling das ihm abgeschnittene Haar auf dem Altare einer Schutzgottheit, gewöhnlich des Apollo, zur Weihe niederlegte. Dies geschah jedoch nicht nur bei der soeben erwähnten Gelegenheit, sondern vor jedem anderen ernsten, feierlichen Unternehmen, z. B. bei der Heirat, vor einer langen Reise, einem Kriege u. s. w., ferner auch bei unglücklichen und traurigen Begebenheiten. Nach ver-

Digitized by Google

lorenen Schlachten und anderem Unheil, das über den Staat gekommen war, beraubte man sich meist des Schmuckes der Haare. Allgemein war die Sitte, durch Vernachlässigung des Haares seine Trauer erkennen zu geben. Man schnitt es entweder ab, oder ließ es in unordentlichem Gewirre herabhängen. Auf den Gräbern geliebter Abgeschiedener wurde das abgeschnittene Haar als Opfer niedergelegt und nannte man dies „Trauerlocken." Ferner war es bei den Griechen Brauch, die Haare ihrer Todten an der Thüre aufzuhängen, um jeden zu verhindern, sich durch Eintreten in das Haus zu verunreinigen.

Das erste und vornehmlichste Zeichen der Knechtschaft war bei den Griechen die Aufhebung des Privilegiums, lange Haare zu tragen. (Dieses Wahrzeichen hat sich gewissermaßen bis auf die heutige Zeit erhalten, insofern den Gefangenen bei ihrem Eintritt in das Gefängniß das Haar abgeschnitten wurde.) Sogar die Bürger von Sparta, denen jeder Schmuck durch das Gesetz verboten war, konnten sich nicht von der Zierde trennen, die ihnen das Haar als Geschenk der Natur brachte. An der Art und Weise, wie ihre Haare geschnitten waren, konnte man Stamm, Alter und Rang erkennen. Als Charillus gefragt wurde, warum die Spartaner langes Haar trügen, antwortete er: „Weil es der wohlfeilste Schmuck ist."

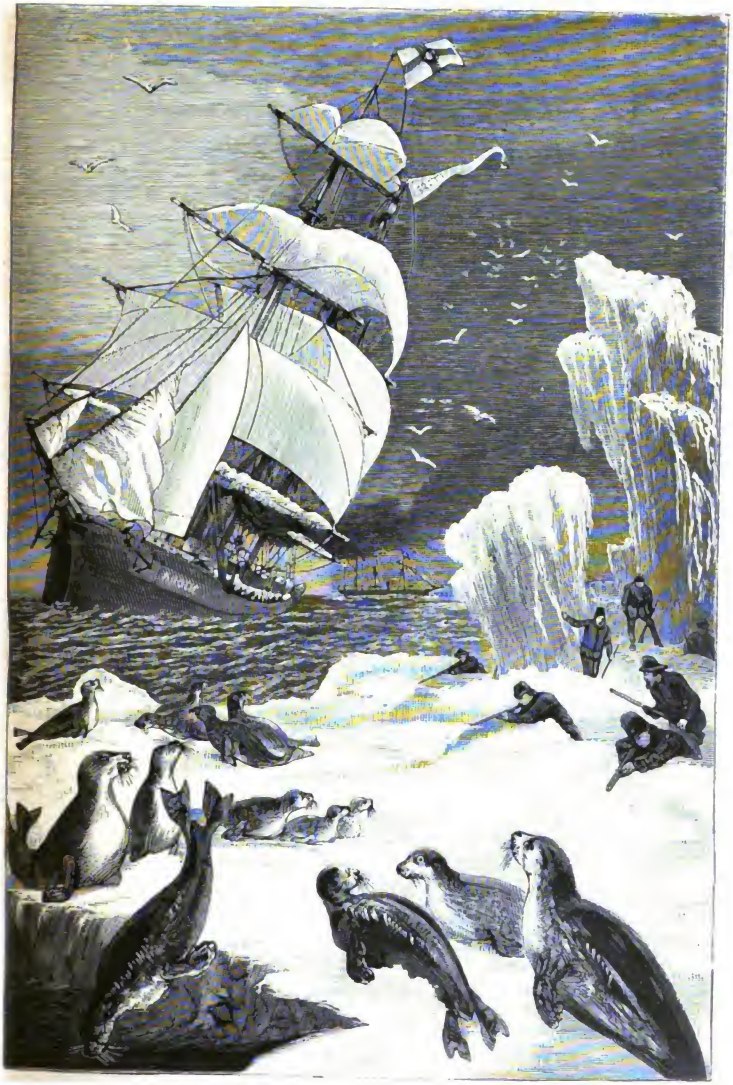
Die einzelnen Moden des griechischen Haarputzes betreffen vornehmlich das weibliche Geschlecht. Auf den ältesten Kunstdenkmalen erscheinen die Frauen mit langen zopfartigen Locken, die weit über die Achseln, ja über die Brust herabhängen. Auch haben auf Darstellungen dieser Zeit männliche Figuren, nicht nur Apollo, dieselbe Haartracht. Der allmählich zunehmende Luxus brachte, besonders bei den Joniern, vielerlei Veränderungen hervor; einzelne Porträts zeigen uns sehr künstlich geordnetes Haar wie z. B. die Büste der Aspasia, die berühmten Herkulanerinnen u. s. w. Durch Aristophanes erfahren wir, daß auch eitle Weichlinge unter den Männern weibische Sorgfalt auf ihren Haarschmuck verwendeten. Im allgemeinen hielten die Griechen, orientalischem Geschmack zuwider, blonde Haare für die schönsten und werthvollsten, wie uns die Werke der alten Künstler und Dichter beweisen. Wo die Natur sie nicht gegeben, wurden sie durch künstliche Mittel hervorgebracht, und die Kunst, Haare zu färben, die von Natur nicht hell waren, war auch zu jener Zeit schon ein sehr einträgliches Geschäft. Doch verlor, wie aus Anakreon zu ersehen ist, die schwarze Haarfarbe deshalb nicht an Werth. Lockiges Haar wurde besonders in Athen sehr geschätzt, und die Haarkräusler, die dort ein eigenes Gewerbe bildeten, waren zu jener Zeit schon geschäftig, den Haaren auf künstlichem Wege dieses Aussehen zu verleihen, falls sie nicht so geartet waren. Wie viele griechische Sitten, so ging auch die des Haarputzes von den Griechen zu den Römern über, und wurde von diesen weiter ausgebildet.

Die Römer sollen lange Zeit Haar und Bärte getragen haben, ohne sie zu verschneiden oder zu rasiren, und die Zeit ist nicht genau bekannt, da sie anfingen solches zu thun. — Varro spricht klar und deutlich aus, daß im Jahre 454 v. Chr. die ersten Tonsoren und Barbiere nach Rom kamen, und daß ein gewisser P. Ticinus Maena sie von Sicilien mitgebracht habe. Von dieser Zeit an schnitten sich die jungen Leute Bart und Haare bis zum Alter von 49 Jahren; später, sagt Plinius, war

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Seehundsjagd in Newfoundland.

Digitized by Google

Digitized by Google

es nicht mehr erlaubt. Der Tag, an welchem junge Leute zum ersten Male rasirt wurden, war ein Freudentag; sie legten sorgfältig die Haare ihres Bartes in eine silberne oder goldene Dose und brachten sie einem Gotte, hauptsächlich dem Jupiter Capitolinus, zum Opfer, wie dies auch Nero, nach dem Zeugniß des Suetonius, that.

Von einer ursprünglichen Einfachheit gingen jedoch die Römer, sobald sie mit dem Luxus bekannt geworden waren, mit raschen Schritten zur kleinlichsten Sorgfalt im Haarputz über. Zu Cicero's Zeiten prangten nicht nur junge Stutzer, sondern selbst hochgestellte Staatsmänner mit salbenduftendem künstlichen Lockenbau. Julius Cäsar, der große römische Feldherr, der unglücklicherweise kahlköpfig war, hielt deshalb nach dem Bericht des römischen Geschichtsschreibers Suetonius von allen ihm vom Senate zuerkannten Ehrenbezeigungen die für die größte, daß man ihm, um den Mangel an Haar weniger fühlbar werden zu lassen, das beständige Tragen des Lorbeerkranzes gestattete.

Der Haarputz der Frauen artete seit der Zeit des Augustus ins Ungeheuerliche und Abgeschmackte aus. Anfangs wurden die zusammengeschlagenen Haare einfach aufgerollt und liefen von der Mitte der Stirn an, wo sie gescheitelt wurden, um den Kopf in einer Art Bausch herum, worauf sie hinten zusammengeknüpft oder noch einmal nach vorn gelegt und abermals geschlungen wurden. Vornehme Römerinnen trugen über diesem Bausch noch das von den Griechen entlehnte Diadem. Später lassen sich zwei Hauptklassen des Haarschmuckes unterscheiden: entweder waren es wirkliche mit einem Brenneisen (calamister) gekräuselte Locken, die mit einem goldenen, oft mit Perlen verzierten Band getrennt waren; oder man flocht die Haare in mehrere Zöpfe und Flechten, die erst in vielfachen, einander immer wieder begegnenden Kreisringen übereinander gewunden und dann in der Mitte gerade über dem Scheidel, wo ein starker Wulst von eben diesen Zöpfen hervorging, mit einer langen Schmucknadel durchstochen und festgehalten wurden. Da zu dieser Menge von Zöpfen und Locken die Haare eines Kopfes nicht ausreichten, so nahm man falsches Haar zu Hilfe. Bekannt ist, daß den Vorzug vor allen das goldgelbe Haar der Germanen hatte, und daß man sich nicht nur bemühte, durch beizende Salben oder durch Einstreuen von Goldstaub dem Haar diese Farbe zu geben, sondern daß man auch ganze Perücken von deutschen Haaren trug.

Nach Livius soll ein Gebrauch, wonach die Römer zu Zeiten der Trauer Haar und Bart wachsen ließen, aus dem Jahr 369 v. Christo nach der Gefangennahme des Manlius Capitolinus datiren. Ungeordnet herabhängendes Haar bedeutete darnach Trauer über Todes- und Unglücksfälle. Drohte dem Staate eine große Gefahr, so pflegten die Weiber mit ihren aufgelösten Haaren die Altäre der Tempel gleichsam zu kehren. Auch war es üblich, nach einer bestandenen Gefahr, besonders nach einem Schiffbruch, das Haar dem Neptun zu opfern. Bei den römischen Hochzeiten wurde das Haar der Braut mit einem lanzenähnlichen Instrument geschmückt, was auf die ersten, gewaltsamer Weise durch Raub der Sabinerinnen geschlossenen Ehen hindeuten sollte.

Die Germanen zeichneten sich durch ihr langes braungelbes, hie und da ins Goldblonde und Röthliche fallende Haar aus. Nach den verschiedenen Volksstämmen war auch ihre Haartracht verschieden. Die

Digitized by Google

Sueven strichen das Haar von der Stirn gegen den Scheitel zurück und banden es in einen kammartigen Schopf zusammen. Die Häuptlinge stutzten das Haar noch höher und stattlicher auf, um sich ein furchtbareres Ansehen zu geben. Bei den Katten ließen die Jünglinge Haar und Bart so lange wachsen, bis sie einen Feind erschlagen hatten. Ein gleiches Gelübde erzählt Gregor von Tours von einem Sachsenheere. Abgeschorenes Haar war bei den Germanen ein Zeichen der Unterthänigkeit. Auch hat sich das Haarabscheeren als entehrende Strafe lange in einzelnen deutschen Rechten erhalten. — Bei den Kelten galt abgeschorenes Haar gleichfalls als Zeichen der Unterthänigkeit.

Die alten Britten waren stolz auf die Länge und Schönheit ihrer Haare, und gaben sich große Mühe, sie schön zu ordnen. Um das Haar noch mehr zu bleichen und ihm eine flachsgelbe Farbe zu verleihen, bedienten sie sich, wie Plinius XVIII, 51 berichtet, einer Mischung aus Kalkwasser und Seife. Ein junger Krieger, welcher gefangen genommen und zum Tode verurtheilt wurde, erbat sich als letzte und größte Gunst, daß kein Sklave seine Haare, welche bemerkenswerth lang und schön waren, berühren dürfe, und daß sie nicht mit seinem Blute befleckt würden.

Bei den Chinesen und Japanesen scheren bekanntlich die Männer das Haar bis auf einen kleinen Büschel am Wirbel. Diesen Büschel lassen sie lang wachsen, und flechten davon einen Zopf, auf dessen Länge sie stolz sind. Das Abschneiden desselben ist mit einer entehrenden Strafe verbunden. Die Frauen ordnen ihr Haar auf der Mitte des Kopfes zusammen und schmücken es zierlich geordnet mit Blumen.

Die Perser scheren sich zum Theil das Haupt, während ihre Frauen das Haar in langen Flechten ordnen, die sie durch seidene von gleicher Farbe verlängern.

Die Araber schätzen ihr Haar so sehr, daß sie es nach jeder Pilgerfahrt gen Mekka im Thale Meria opfern, welche Ceremonie den feierlichsten Schlußakt der Pilgerfahrt bildet. Sie halten den Kahlkopf für eine Schande und deshalb sagen sie, wenn sie eines Verbrechens angeklagt sind, beim Schluß einer Eidesformel: „Wenn ich es gethan habe, dann soll der Herr mein Lockenhaupt in einen Kahlkopf verwandeln.“ Doch tragen sie kurzes Haar. Die Araberinnen theilen das Haar in unzählige kleine Flechten, die sie mit Goldfäden, Perlenschnüren u. s. w. durchziehen und mit einem leichten Turban, wie ihn die europäischen Türken tragen, bedecken.

Die Neugriechen (die Männer) tragen das Haar kurz, die Frauen flechten dasselbe, lassen lange Haarbüschel an den Seiten statt der Locken herabfallen und befestigen auf das Ganze einen Schleier; dabei färben sich die verheirateten das Haar ganz schwarz, die unverheirateten mahagonibraun, und verwenden auf Färbung und Pflege ungemeine Sorgfalt.

Den Juden galt ein dicht mit Haaren bewachsenes Haupt als Symbol von Kraft, Männlichkeit und Stärke. So sagt Simson zur Delila: „Es ist nie ein Schermesser auf mein Haupt gekommen .... Wenn Du mich beschöreſt, so wiche meine Kraft von mir, daß ich schwach würde und wie alle anderen Menschen.“ Und in der That: „Sie ließ ihn einschlafen auf ihrem Schoß und rief Einen, der ihm die sieben Locken

Digitized by Google

seines Hauptes abschöre. Und sie fing an ihn zu zwingen. Da war seine Kraft von ihm gewichen."

„Kahlkopf" wurde bei den Juden als starker Ausdruck des Vorwurfes und arger Beschimpfung gebraucht. So lesen wir (2. Könige 2) von Elisa: „Und er ging hinauf zu Bethel. Und als er auf dem Wege hinan ging, kamen kleine Knaben zur Stadt heraus, verspotteten ihn und sprachen zu ihm: „Kahlkopf, komm herauf! Kahlkopf, komm herauf." Eine der erniedrigendsten Weisen, seine Verachtung auszudrücken, war bei den Juden das Ausreißen der Haare. Wir hören, wie Nehemia dies als eine Strafe erwähnt, die solchen auferlegt werden sollte, welche sich auf ungesetzliche Weise verheiratet hatten.

Das Scheren des Hauptes wird oft bei den hebräischen Propheten erwähnt, metaphorisch Betrübniß, Armuth, Ungnade bezeichnend. Wir können uns deshalb nicht wundern, daß Krieg auf die Beleidigung folgte, welche den Gesandten David's von dem Ammoniterfürsten widerfuhr, die darin bestand, daß er ihnen die eine Hälfte ihrer Bärte abscheren ließ.

Die natürliche Dünne des Haares oder auch der gänzliche Mangel desselben wurde von den Juden um so mehr gefürchtet, weil man sie als den ersten Grad des Aussatzes betrachtete, welcher das davon betroffene Individuum von der Gesellschaft ausschloß und es außerhalb des Weichbildes der Stadt zu leben nöthigte.

Nach orientalischen Begriffen müssen die Haare dicht und schwarz sein, um für schön gehalten zu werden. So finden wir im Hohen Liede Salomonis: „Sein Haupt ist wie das feinste Gold, seine Locken sind buschig und schwarz wie Rabengefieder." Andere Dichter des Alten Testamentes vergleichen die Locken der Jungfrau häufiger mit der finsteren Nacht, in welcher ihr Gesicht heiter strahlt wie der silberne Mond, und die böse Jesabel wußte schon, daß schön gepflegte Haare mächtige Helfershelfer sind, denn als sie von Jehu's Kommen nach Jezreel hörte, „schminkte sie ihr Angesicht und schmückte ihr Haupt und sah zum Fenster hinaus" (2. Könige 9, 30).

Aus dem Neuen Testamente wissen wir, daß Maria Jesu Füße in Bethanien mit ihren Haaren zu trocknen nicht unwürdig erachtete. Dasselbe widerfuhr dem Heiland von der Frau, der Sünderin, in dem Hause des Pharisäers. „Sie fing an seine Füße mit ihren Thränen zu benetzen, und trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes."

Während also im gewöhnlichen Leben die Juden den Schmuck des natürlichen Haupthaares hochhielten, verlangte der Tempeldienst, daß die Leviten, sobald sie in den Dienst eingeweiht wurden, ihre Haare abschnitten. Von dieser Ceremonie hat sich in der römischen Kirche die Tonsur bis auf den heutigen Tag erhalten.

Es ist ein sonderbares Faktum, daß die Kirche den langen Haaren niemals gewogen war, sondern stets mit aller Kraft und oft ungewöhnlicher Strenge dagegen eiferte. Anicetus soll der Erste gewesen sein, der der christlichen Geistlichkeit verbot, langes Haar zu tragen. Später übertrug die Kirche dieses Verbot auch auf das Volk, und existirte im Jahre 1096 ein Gesetz, wonach diejenigen, die lange Haare trugen, zu Lebzeiten vom Gottesdienst und nach dem Tode von der Fürbitte ausgeschlossen sein sollten. In Frankreich excommunicirten die Priester schon unter Hugo

Digitized by Google

Capet (987—996) alle, die ihr Haar wachsen ließen. In England erzählt Wilhelm von Malmesbury 1143 in seiner Kirchengeschichte, daß St. Wulstan, Bischof von Worcester, kraftvoll gegen Luxus aller Art, hauptsächlich gegen lange Haare als den verbrecherischsten und zugleich gewöhnlichsten Luxus, predigte. „Wenn einige von diesen eitlen Leuten", sagt Wilhelm von Malmesbury, „ihre Häupter vor ihm neigten, um seinen Segen zu empfangen, so schnitt er, bevor er denselben ertheilte, mit einem kleinen Messer, das er zu diesem Zweck stets bei sich führte, ihnen eine Locke des Haares ab, und befahl ihnen als Buße für ihre Sünden die übrigen Haare in gleicher Weise abzuschneiden. Waren einige unter dieser Menge, die sich weigerten seinem Befehle zu gehorchen, so rief er das schrecklichste Gericht auf sie herab, warf ihnen ihre Weichlichkeit vor, und prophezeite, daß, wie sie die Frauen in Bezug auf die Länge der Haare nachahmten, sie ihnen auch in ihrer Feigheit ähnlich sein würden, wenn man in ihr Land einbräche", eine Prophezeiung, die bei der Landung der Normannen in Erfüllung ging. Außerdem erntete Serlo, ein normännischer Bischof, hohen Ruhm durch eine Predigt gegen langes lockiges Haar, welche er vor Heinrich I. im Jahre 1104 hielt. Der König und sämmtliche Höflinge waren so tief davon ergriffen, daß sie einwilligten, auf ihre wallenden Locken, die Zierde und den Hauptstolz ihres Hauptes, Verzicht zu leisten. Der predigende Prälat ließ ihnen auch nicht einmal Zeit, ihre Meinung zu ändern, sondern zog eine Schere aus seinem Aermel und vollzog die Operation mit höchsteigener Hand.

Den langen Haaren wurde nicht nur in der Kirche, von der Kanzel herab, der Krieg erklärt, es wurden auch öffentliche Diskussionen gehalten und Bände darüber geschrieben. So schrieb ein Utrechter Professor im Jahre 1650 ausdrücklich über die Frage, „ob es gesetzlich sei, daß Männer lange Haare tragen?" und entschied sich für das Gegentheil. Ein anderer Theologe Namens Raves, welcher für die Sache geschrieben hatte, erwiederte ihm darauf: „Ob die Absicht, lange Haare zu beseitigen, alten Priestern und Professoren vom Neide diktirt wurde, als gegen einen Schmuck, dessen sie aus verschiedenen Ursachen beraubt waren, ist schwer zu sagen."

„Unter den fränkischen Königen", sagt Gregor von Tours, „war es lange das besondere Privilegium der königlichen Familie und die Prärogative der königlichen Würde, wallende Locken zu tragen; während es für alle anderen Unterthanen in der Länge und dem besonderen Schnitt der Haare rangmäßige Abstufungen gab, vom Edelmann bis zum Sklaven, der sie dicht abgestutzt tragen mußte. Wenn ein Prinz vom Rechte der Thronfolge ausgeschlossen wurde, so schnitt man seine langen Locken ab, um damit anzudeuten, daß er von nun an nur die Stellung eines Unterthanen einnehme.

Seit Karl's des Großen Zeiten, der kurzes Haar trug, wechselte die Mode. Am Hofe Franz I. von Frankreich, der aus Eitelkeit gern eine Kopfnarbe zeigte, wurde das lange Haar gänzlich abgeschafft und sehr bald in ganz Frankreich die Mode, das Haar kurz zu tragen, allgemein. Dagegen kamen lange Haare unter der Regierung Ludwig's XIII. wieder in Aufnahme, und zwar in einem Grade, daß man, da das eigene Haar zum Schmucke des Hauptes bei weitem nicht ausreichend war, zu

Digitized by Google

Perücken seine Zuflucht nehmen mußte. Hierauf folgte die Herrschaft des Haarpuders und der Perücken, jener Haargebäude von oft ungeheurem Umfange, in Wülsten von Locken, Knoten, Buckeln und dergleichen, mit dazwischen gruppirten Diademen, Perlen und Blumen, aufs wunderlichste, oft geschmackloseste aufgeführt. Die große französische Revolution machte auch diesen unsinnigen Geschmacksverirrungen ein Ende, ihre Fluten schwemmten mit den veralteten Staatsformen auch die widernatürliche Tyrannei der Frisuren hinweg.

In unserer Zeit mit zunehmendem Luxus hat der Handel mit künstlichem Haar abermals einen gewaltigen Aufschwung genommen. Männliche Perücken werden selten, und dann meist nur aus Gesundheitsrücksichten getragen, dagegen ist die Mode, falsches Haar zu tragen, in der Damenwelt sehr verbreitet.

Die vorstehenden Bemerkungen werden hinreichend sein, zu beweisen, daß die Rolle, welche die Haare in der alten Zeit spielten, nicht weniger wichtig war, als gegenwärtig, und daß Völker auf allen Kulturstufen den Haaren stets besondere Beachtung schenkten.

Die auf unterster Kulturstufe und noch im Zustande voller Roheit lebenden Männer der wilden Stämme suchen sich meist durch ein mähnenartiges Herabwallen des langen Haares ein furchtbares Ansehen zu geben, während dagegen die Frauen derselben das Haar häufig kurz oder in einen Wulst zusammengedreht tragen. Es kommen bei den verschiedenen Rassen, je nach angestammter Sitte, auch die verschiedensten Abweichungen in der Haartracht vor. Hierbei macht sich vorzugsweise das bei diesen Volksstämmen sehr gebräuchliche Färben der Haare bemerklich, und wir begegnen hier einer entschiedenen Vorliebe für Braun, Purpurroth oder Orange, sogar für vollständiges Zinnoberroth (künstliche Haarfarbe der Bewohner der Admiralitätsinseln).

Seit alten Zeiten hat man dem Haar eine nicht geringe physiognomische Bedeutung beigemessen und die körperliche Kraft nach der mehr oder weniger starken Behaarung beurtheilt. Die üppigen Bärte der Türken und kasanischen Tataren machen ebenso sehr den Eindruck von überlegener Kraft, wie die Chinesen und Mongolen, die Aegypter und die meisten Amerikaner, besonders die Guichuas in Peru durch ihren höchst spärlichen Bart einen wenig männlichen Eindruck machen; solche Völker vertilgen häufig den spärlich keimenden Bart vollständig, wie dies von den Tungusen und Kamtschadalen, den Bewohnern der malayischen Inseln, der Sandwichsinseln und der Philippinen bekannt ist. Die Behaarung des übrigen Körpers ist nach Bichat öfters stark bei muskelschwachen Menschen, und umgekehrt. Einen ungemein reich behaarten Körper haben die Bewohner der japanischen Inseln und der neuen Hebriden. Die meisten farbigen Völkerstämme, besonders die Amerikaner und Neuseeländer, sind am Körper sehr wenig behaart. Bei den Siamesen, welche am Körper sehr wenig Haare sowie fast keinen Bart haben, wachsen die Haare tief auf die Stirn herunter und bedecken zuweilen einen großen Theil des Angesichts.

Die Haare besitzen eine große Festigkeit, deren beredtester Zeuge die Geschichte selbst ist. Als nämlich im dritten punischen Kriege die Stricke für das Kriegsgeräthe ausgegangen waren, ersetzten die Frauen Karthagos dieses unentbehrliche Material, indem sie ihr langes Haar zum Flechten

Digitized by Google

dieses Rüstzeuges hergaben. Ein menschliches Kopfhaar hat die Tragkraft von 180 Gramm, und bei dieser Belastung werden die Haare um ein Drittel ihrer Länge ausgedehnt; nach Entfernung des Gewichtes sind sie aber nur um ein Sechstel länger, als vor dem Versuche. Dehnt man das Haar um ein Fünftel seiner Länge aus, so zeigt es sich nach Beseitigung des Gewichtes nur um ein Siebzehntel verlängert. Demnach besitzen die Haare auch Elasticität, können ausgedehnt werden und ziehen sich wieder zusammen.

Allgemein bekannt ist die hygroskopische Eigenschaft des Haares, d. h. die ihm innewohnende Kraft, mit großer Begierde Wasser aus der Atmosphäre anzuziehen und aufzusaugen. Wenn man z. B. ein Haar an einem Ende aufhängt und am andern mit einem Gewichte beschwert, so wird sich das Haar in feuchter Luft verlängern und in trockener Luft verkürzen: Saussure's Haarhygrometer besteht aus einem solchen Haar, dessen unteres Ende um eine Rolle geschlungen ist, die andererseits durch ein kleines Gewicht gespannt wird. Auf der Rolle ist ein Zeiger befestigt und dieser giebt auf einer bogenförmigen Scala die Verlängerung des Haares sehr genau an. Man stellt die Scala her, indem man den Stand des Zeigers zuerst in künstlich getrockneter und dann in mit Feuchtigkeit gesättigter Luft beobachtet. Den Zwischenraum zwischen den beiden auf diese Weise gefundenen Punkten theilt man in 100 Theile, die man Feuchtigkeitsgrade nennt. Das Haar selbst muß mit Aether entfettet sein. Die Haarhygrometer geben die äußerste Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft an, sie zeigen, ob sich die Luft dem Sättigungspunkte mehr oder weniger nähert; man kann aber aus ihren Anzeigen keinen direkten Schluß auf die Menge des Wasserdampfes in der Atmosphäre machen. — Die Haare sind schlechte Wärmeleiter und schützen in dieser Eigenschaft Kopf und Hals vor Erkältung. Daß dieser Schutz in der Thierwelt ein weit ergiebigerer ist, als beim Menschen, ist eine bekannte Thatsache. Trockene Haare werden durch Reiben elektrisch und können selbst Funken sprühen. Ein leichtes Knistern verspürt man zuweilen beim Auskämmen des Haupthaares mit einem Guttaperchakamme, wenn dasselbe sehr trocken ist. Kommt auch den nicht behaarten Stellen des Körpers das feinste Tastgefühl zu, so steigern doch an den behaarten Stellen die Haare das Gefühl eines Druckes. Es beruht dieses Faktum auf dem anatomischen Grunde, daß die Haarbälge schief in die Haut eingepflanzt sind, daß daher ein drückender Körper auf die Haare wie auf kleine Hebel wirkt und eine Verschiebung der Haarbälge erzeugt, in deren Gefolge wieder eine, wenn auch unbedeutende Zerrung der benachbarten Nervenfasern eintritt. Kahlköpfige Personen empfinden einen leichten Druck auf der kahlen Stelle des Kopfes viel weniger deutlich, als auf dem behaarten Hinterkopfe, man fühlt die Bewegungen einer Nadelspitze, welche, ohne die Haut zu berühren, bloß an den Flaumhaaren der Wange vorbeistreift. Man kann demnach behaupten, daß die Spürhaare die Rolle von Tastorganen übernehmen.

Die Farbe der Haare ist bekanntlich sehr verschieden und verändert sich während des Wachsthums beständig. Bei Neugeborenen noch fast farblos, nehmen die Haare allmählich immer mehr Farbstoff in sich auf, sodaß hellblonde Haare mit der Zeit in der Regel ganz dunkel werden. Die Farbe des Haares wird durch zwei Stoffe beeinflußt, welche

Digitized by Google

verschiedene Wirkung hervorbringen, durch ein pigmentirtes Fett und die Luft. Das Fett ist namentlich in der Rinde des Haarschaftes gleichmäßig verbreitet, und seine mehr oder weniger dunkelbraune Färbung macht die Rinde dunklerer Haare undurchsichtig. Ammoniak und Kali lösen das Fett und deshalb werden Haare durch Behandlung mit diesen Körpern farblos. Die Luft befindet sich hauptsächlich im Mark der Haare zwischen den Zellen, und helle Haare sind reicher an kleinen lufthaltigen Räumen als dunkle. Die Kräuselung des Haares, welche nach Pfaff in der Hauptsache von der vorherrschend elliptischen Form der Haardurchmesser abhängt, steht doch auch mit der hygroskopischen Beschaffenheit der Haare in naher Beziehung, und der Wechsel von Feuchtigkeit und Trockenheit ist es vornehmlich, welcher das zeitweilige Kräuseln der Haare bedingt. Der höchste Grad des bei Menschen vorkommenden Kraushaares ist das Wollhaar der Neger. Es ist nicht nur kraus, sondern auch überaus fein in den einzelnen Haaren, und die Wurzeln sind weit kleiner und liegen oberflächlicher, als bei anderen Menschenrassen. Daß die krause Beschaffenheit des Haares nicht wesentlich von der Wärme des Klimas abhängig ist, lehrt uns das durchaus schlichte Haar anderer, auch in der heißen Zone wohnender Menschen. Blumenbach schreibt den Menschenrassen charakteristische Haarunterschiede zu. Die kaukasische Race hat braunes, theils ins Gelbe, theils ins Schwarze übergehende, weiches, reichliches, wie Wellen fließendes Haar. Die mongolischen und amerikanischen Völkerstämme haben schwarzes, starres, schlichtes und dünn stehendes Haar. Die malayische Rasse hat schwarzes, weiches, lockiges, dicht und reichlich stehendes Haar; die äthiopische endlich schwarzes, krauses Wollhaar.

Digitized by Google

Ein Mord im Dunkeln.

(Schluß.)

„O, verstehen wir uns recht", erwiederte der Kommissarius, in ernstem Ton, „ich spreche von jenem wahrhaften geduldigen, kaltblütigen Muth, über den weder die Stille, noch die Schrecken der Nacht Gewalt haben, der den Angriff grausiger Erscheinungen aushalten kann und welcher, ohne jemals zu erschlaffen, bereit ist, einer immer gegenwärtigen, obgleich unsichtbaren Gefahr zu trotzen."

Er machte eine Pause. „Ich werde ihn haben", antwortete Edmund mit Entschlossenheit.

Herr Scharff drückte ihm die Hand. „Wohlan! Von heute ab nehmen Sie in Ihrem ehemaligen Hotel wieder das Zimmer im ersten Stock, das Sie mit Ihrer Frau bewohnt haben. Jeden Abend zünden Sie ein Nachtlämpchen an, lassen Ihren Schlüssel außen stecken und warten Sie ab. Aber hüten Sie sich, nachts zu schlafen; wenn der Tag kommen wird, können Sie sich ausruhen. Sie werden übrigens eine Waffe unter Ihrem Kopfkissen haben", fügte der Kommissarius hinzu, als er Edmund leicht beruhigt sah. „Da wir gerade von Waffen sprechen, hat Ihnen die Gerichtskanzlei Ihren tscherkessischen Dolch wiedergegeben?"

„Ja."

„Haben Sie ihn hier?"

„Ich habe ihn mitgebracht, denn als ich Ihren Brief bekam, habe ich wohl geahnt, daß es sich um das Verbrechen handelte, und wenn ich versucht werden würde, in der Rache, die ich dem armen Wesen schulde, zu erschlaffen, würde mir der Anblick dieser noch mit Blut befleckten Klinge meine Kräfte wiedergeben."

„Dann legen Sie ihn auf die Kommode neben das Nachtlämpchen auf dieselbe Stelle, wo er damals lag. Und jetzt wünsche ich viel Glück, denn man darf uns beide nicht zusammen bemerken und wir werden uns ohne Zweifel erst wiedersehen, wenn alles beendet sein wird."

Die Gasthofszimmer sind nackt und alltäglich, das Auge und der Geist ruhen daselbst auf keinem jener tausend Gegenstände aus, welche, ehemals einen Theil unseres Daseins bildend, uns eben so viel Erinnerungen sind. Aber dadurch eben bewahren sie das ergreifende Bild der traurigen oder glücklichen Ereignisse, die uns darin begegnet sind. So wie man sie verlassen, so findet man sie wieder und der Eindruck des Vergangenen kehrt plötzlich und tief wieder zurück. So war es mit Edmund. Als er in das Zimmer trat, welches er mit seiner Frau bewohnt hatte, senkte sich ein mit Schrecken gemischter Kummer auf ihn

Digitized by Google

nieder. Das Bett mit seinem Baldachin und seinen Damastvorhängen war dasselbe; die Kommode und das Schreibpult von Akazienholz, welchem hier und da einige der Griffe von vergoldetem Kupfer fehlten, hatten ihren Platz nicht geändert. Er sah über dem Kamin dieselbe alterthümliche Uhr.

Welche Stunden hatte sie für ihn geschlagen! Der Fußboden, den ein schlechter Teppich nur halb bedeckte, hatte die Farbe vergossenen Blutes. Edmund stützte sich auf einen Fauteuil. Die Hotelbesitzerin, die ihn begleitet hatte, richtete einige Trostworte an ihn. Sie war nicht erstaunt darüber, daß er, nach B. zurückgekehrt, bei ihr abgestiegen war. Die ungebildetsten Frauen verstehen, daß die Liebe immer wieder von neuem den Stahl in die Wunde senkt.

Edmund richtete sich ein und beeilte sich auszugehen. Nach den Instruktionen Scharffs mußte er eine große Sorglosigkeit zur Schau tragen.

Gegen Mittag ging er auf den Promenaden spazieren und speiste dort in einem Restaurant zu Mittag, wo er sich mit Absicht in die Nähe des Fensters setzte, damit man ihn von außen bemerken konnte. Um neun Uhr kehrte er in seine Wohnung zurück, ohne sich einmal umzusehen. Es war dort beinahe elf Uhr. Er hatte ungefähr ein und eine halbe Stunde gebraucht, um diesen Gang zu machen. Die Schritte hielten ihn wider Willen nach hinten zurück. Dann beschäftigte er sich mit den traurigen Dispositionen, die ihm Scharff vorgeschrieben hatte. Er ließ den Schlüssel außen in der Thür, zündete ein Nachtlämpchen an und legte den Dolch daneben. Das so eingerichtete Zimmer erschien ihm schreckenerregend und er legte sich schaudernd zu Bett. Wenig fehlte, so hätte eine unüberwindliche Angst sich seiner bemächtigt. Aber ein eben so großer Schmerz hielt dieser Angst die Wage.

Er dachte daran, daß er kaum einen Monat vorher seine Frau neben sich gehabt hatte. Sein Herz blutete und er weinte die ganze Nacht bitterlich.

Nichts war gekommen, ihn zu stören. Nach dem Frühstück stützte er sich lange auf das Fenster, das auf die Straße führte. Der Mörder mußte doch wissen, wo er zu finden war. Dennoch warf er nur zerstreute Blicke auf die Vorübergehenden. Aber im Grunde seiner Seele fragte er sich: „Wo ist er?"

An der Börse würde er ihn vielleicht mit dem Ellbogen stoßen, auf der Straße ihm ohne Zweifel begegnen. Er hatte übrigens keine Ahnung, was dieser Mensch sein könnte, denn Scharff hatte ihm nichts davon gesagt. Am zweiten Abend untersuchte er in Erwartung des Angriffs, dem er ausgesetzt war, die Oertlichkeiten. Er bemerkte beim Eintritt ins Hotel, daß der die Thürschnur ziehende Portier im Halbschlaf sich nicht einmal am Guckloch zeigte, um zu sehen, wer geklopft hatte. Die Gewohnheiten des Hauses hatten sich also kaum seit dem Morde Theresens geändert. Edmunds Zimmer war Nummer 12. Man gelangte, nachdem man die Treppe erstiegen hatte, durch einen dunklen Gang dahin. Rechts in diesem Gange war ein sehr kleines Zimmer mit Nummer 1.

Dieses war von Nummer 12 nur durch eine Wand getrennt und

Digitized by Google

war unbewohnt. Davor hatte man in der Mauer eine Art verschließbare Holzkammer angebracht. Die Thür dazu war sehr niedrig, oben rund und von einem kleinen viereckigen Fenster durchbrochen. Edmund wurde diese Nacht weniger von schmerzlichen und finsteren Ideen beunruhigt. Man gewöhnt sich an alles. Am nächsten Tage, als er nach Hause kam und sein Licht nehmen wollte, sah er ein anderes mit einem Schlüssel an der Seite des seinen zurecht gelegt. Es war der Schlüssel zu Nummer 12.

Das Zimmer war also im Laufe des Tages vermiethet worden. Edmund hatte die Ahnung, daß es durch seinen Feind geschehen sei. Er legte sich schnell nieder und wartete. Der Bewohner von Nummer 1 kam bald nach Hause. Edmund that, als ob er schliefe.

Er hatte unter sein Bett ein Taschenpistol geschoben, dessen er sich im Nothfall zu bedienen dachte. Eine Stunde verstrich, dann die zweite. Sollte er sich getäuscht haben? Hatte er einen ganz unschuldigen Nachbar, der an keinen Angriff dachte? Indessen schlief dieser Nachbar nicht. Edmund, dessen Sinne von der möglichen Gefahr eine außergewöhnliche Schärfe bekommen hatten, entging selbst das kleinste Geräusch dieser vorhandenen Schlaflosigkeit nicht.

Es waren sehr leichte und leise durch das Zimmer gewagte Schritte, einige jener willenlos entschlüpften, halb unterdrückten Ausrufe und wenn der Fremde an der Wand horchte, was er mit großer Vorsicht that, das fortgesetzte Geräusch eines sich bewegenden Körpers. In der Schule des Herrn Scharff und besonders angesichts dieser geheimnißvollen Gefahr, die er über sich schweben wußte, hatte Edmund schnelle Fortschritte gemacht. Vorausgesetzt, daß dies der Mörder war, bestätigte nicht sein langes Wachen die Unschlüssigkeit seiner Seele, sein Mißtrauen in den Erfolg und die fast natürliche Schwierigkeit, welche dem Versuche, ein solches Verbrechen auszuführen, auf dem Fuße folgt, seine Vermuthung. Und alles dieses brachte Edmund zu dem Glauben, daß sein Nachbar der Mörder sei.

Hatte dieser Mensch nicht, seit Herr Scharff ihm die Absicht zu einem zweiten Verbrechen zugemuthet, jeden Tag einen neuen Schritt auf dem Wege gethan, auf den sein geheimer und gewaltiger Gegner sich vorgenommen hatte, ihn zu locken? Was war denn Erstaunliches dabei, daß er die Schwelle dieses Hauses überschritt? Nur durfte er nicht eilig kommen und eben so wieder entfliehen. Er hatte zu viel Aufschub gebraucht, er hatte zu lange gegen die Furcht, sich belauscht zu sehen, gekämpft, um nicht bis zuletzt diesen verführerischen Mordgedanken, der ihm gekommen war, dessen Reiz er sich unterwarf, aber dem zu widerstehen die Furcht ihm half, zu erwägen. In diesem kleinen Zimmer hingegen, das seine letzte Zuflucht war, fühlte er sich frei. Er konnte sich nach Belieben dessen versichern, daß das Verbrechen möglich, selbst leicht ausführbar war. Er riskirte nicht, wie das erste Mal, blindlings auf ein unerwartetes Hinderniß zu stoßen. Noch im letzten Augenblick konnte er davon abstehen und den Rückzug ergreifen. Es ist wahr, daß nach vollendeter That die einzige Thatsache, das Zimmer neben dem Opfer bewohnt zu haben, ihm die größte Gefahr bringen konnte; aber einige Stunden nahm er sich, nachdem es geschehen war, in Acht und dann mußte er seine Maßregeln getroffen haben, um ohne eine Spur zu hinterlassen, zu verschwinden.

Digitized by Google

„Heute wird es noch nicht sein", sagte sich Edmund, „das wäre zu schnell."

Und es geschah in der That nichts. Die folgende Nacht verging ihm unter derselben peinlichen Erwartung. Er hielt sich aufrecht, denn er war die Beute einer äußersten Nervenerregtheit. Um ein Uhr ungefähr glaubte er zu vernehmen, daß sich jemand mit leisen Schritten seiner Thür näherte und daß der Schlüssel im Schloß bewegt wurde.

Der Mörder fürchtete ohne Zweifel, sich durch dieses wenn auch schwache Geräusch verrathen zu haben, denn er entfernte sich und das war alles.

Die Nacht darauf empfand Edmund, eine natürliche Folge seiner vorhergehenden Nachtwachen und der unvollkommenen Ruhe, die er am Tage genoß, das Bedürfniß zu schlafen. Es war schrecklich für ihn.

Der Schlaf bemeisterte ihn, trotz aller seiner Anstrengungen. Jedes physische Mittel fehlte ihm, um ihm zu widerstehen. Die Neigung zum Einschlafen wurde durch die Nothwendigkeit, bei angenehmer Wärme in diesem stillen und halbdunklen Zimmer im Bett liegen zu bleiben, noch begünstigt. Zu wiederholten Malen bemerkte er, daß er geschlafen hatte. Er rüttelte sich mühsam aus dem Schlafe empor und öffnete die Augen ganz weit; darauf schlossen sie sich wieder und er schlief weiter. Kurz, seine Augenlider wurden zuletzt schwer, seine Gedanken verwirrten sich und ein tiefer Schlaf überfiel ihn.

Es war ungefähr zwei Uhr morgens, als sich Edmunds Zimmerthür leise öffnete. Ein Mann mit tief ins Gesicht gedrücktem Hut und mit einem Messer bewaffnet, näherte sich heimlichen Schrittes, nachdem er die Vorsicht gehabt hatte, die Thür hinter sich halb offen zu lassen. Es war Mardefeld. Er neigte das Ohr auf Edmunds Seite und hörte mit Freude die keuchenden, aber tiefen Athemzüge desselben. Dann blickte er um sich und der Anblick des Zimmers erschütterte ihn heftig. Edmund schlief am Rande des Bettes und so entstand zwischen dem jungen Mann und der Wand eine große weiße Stelle. „Da lag sie damals", sagte der Mörder zu sich. Er war eben in den durch das Nachtlämpchen hervorgebrachten Lichtkreis getreten und sein Gesicht wurde von einem wilden und zugleich schmerzlichen Gefühl durchzuckt. Er ging nach dem Nachtlämpchen und sah den Dolch.

„Ah!" sagte er. Er zog die Waffe aus dem Futteral. Ein röthlichbrauner Rost hatte sich an dem Stahl gebildet. „Ihr Blut!" sagte er, „man sollte meinen, daß es da ist, um mich zu versuchen." Und er näherte sich Edmund um einen Schritt, dann blieb er stehen. „Nein, nicht mit derselben Waffe wie sie. Ihr Blut soll nicht mit dem seinigen vermischt werden." Er legte den Dolch wieder auf die Kommode und ging von neuem nach dem Bett. Als er demselben ganz nahe war, fühlte er seine Kraft schwinden und zögerte. Aber diese Störung dauerte nur eine Minute.

„Nein, nein!" murmelte er, „ich würde durch ihren Mord ein unnützes Verbrechen begangen haben und dieser Mann, den sie mir vorgezogen, der sie besessen hat, würde glücklich, unschuldig und freigesprochen, weiter leben, während ich . . ." Er vollendete nicht und fuhr mit der Hand über die Stirn, die von Schweiß rieselte. „Nein, nein, sie müssen beide nach einander auf demselben Bette getödtet werden,

Digitized by Google

wie sie verdient haben!" Er öffnete das Hemd Edmunds ein wenig. „Ob ich ihn aufwecke, damit er weiß, daß ich es bin, der ihn tödtet?" Er überlegte einige Augenblicke. „Nein, das wäre unklug; er würde sich zur Wehr setzen. Also schnell!" Er entblößte die Brust Edmunds und ganz mit diesen Vorbereitungen beschäftigt, erhob er, nachdem er sich eine Stelle ausgesucht hatte, sein Messer und stellte sich ein wenig auf die Fußspitzen, um besser zustoßen zu können. „Da", sprach er, „Das Dir."

Aber im selben Augenblick, als die Waffe im Begriff war niederzufallen, fühlte er sich am Handgelenk gepackt, und wie in einen Schraubstock gepreßt, während zwei Hände sich seines andern Armes bemächtigten. Mardefeld konnte nur den Kopf umwenden und sah sich zwischen Scharff und seinen Beamten. Sein Mund war aufgesperrt und seine Augen weit aufgerissen. „Ja", sagte Scharff, „ich bin es", und er fügte hinzu: „der Polizeikommissarius."

Diese einfachen Worte schienen dem Elenden die letzte Hoffnung zu rauben und er fiel ganz steif zur Erde. „Binden Sie ihn", sagte Scharff ruhig zu einem Polizisten. Dieser zog Stricke aus seiner Tasche und neigte sich über ihn. — „Es ist kaum der Mühe werth", sagte er, „er ist halbtodt vor Angst und wird sich kaum wieder erholen."

Scharff rief Edmund, der sich nicht bewegte, bei Namen. Er mußte ihn stark rütteln, um ihn aufzuwecken. Mein Gott!" sagte er, „schlafen Sie aber fest!"

„Nun?" versetzte Edmund, der sich in seinem Bette aufgerichtet hatte, „was ist geschehen?"

„Sehen Sie."

Edmund begriff alles. „Und Sie waren da?" sagte er, Scharff die Hand drückend.

„Ja, seit drei Nächten, in dem Holzkämmerchen, das ich von Innen verschlossen hatte. Einer meiner Leute war jener Portier, welcher halb im Schlafe die Thürschnur zog und sich nicht um die Leute kümmerte, die eintraten. Wir wachten über Sie und über ihn", setzte er hinzu, auf den ohnmächtigen Mardefeld zeigend.

„Das ist ein Unternehmen, das Ihnen Ehre machen und Ihnen Beförderung einbringen wird", sagte Edmund warm.

„Pah", erwiederte Scharff, „ob man mich belohnt oder nicht, ich bin zufrieden mit mir. Es beweist mir, daß ich mich nicht geirrt habe und daß meine kleinen Theorien ihr Gutes haben."

Digitized by Google

Bilder aus dem untern Innthal.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Die Schönheit der deutschen Alpen ist unverwelklich. Immer wieder zieht es den naturfreudigen Wanderer zu den hohen Schroffen, den blauen Seen, den dunklen Wäldern, deren Reize auch im Herbst zu fesseln vermögen. Die Krone aller deutschen Alpenschönheiten gebührt unzweifelhaft dem Grenzland Bayern und Tirol. Ihm sind die nachfolgenden frischen Schilderungen gewidmet, die wir nach dem ansprechenden Reisebuch „Im Herbst gesammelt" von Friedrich Lampert (Stuttgart, Richter und Kappler) in gedrängter Form wiedergeben und zu deren Reproduktion uns die naturtreuen Zeichnungen unseres Künstlers veranlaßt haben.

Der Bahnhof von Rosenheim bietet ein lebendiges Bild. Es hat schon fremdartige, außerdeutsche Züge. Die Nähe Oesterreichs und Italiens macht sich geltend. Die malerischen Trachten des bayerischen Grenzlandes und Tirols mischen sich unter die gewöhnlichen Reisetoiletten. Orangen und andere Früchte des Südens werden neben den Tischen, auf denen der schäumende Bierkrug steht, feilgeboten. Zwischen den urkräftigen Lauten oberbayerischer Zunge hört man die weichen Töne der Sprache von jenseits der Alpen. Es stößt und drängt sich auf dem Perron und im Wartesaale. Vier Züge werden fast gleichzeitig abgerufen. „Kufstein-Innsbruck!" ist unser Signal. Wir steigen ein, wir sind auf dem Wege, wo es „durchs Tyrol" nach Welschland geht.

Denn dort — jetzt im vollen Sonnenlichte — liegt das alte Grenzbollwerk Tirols, auf einem gewaltigen, mitten aus der Ebene emporsteigenden Felsblocke trutzig erbaut, sich wie ein Riegel dem Thale vorlegend, das einst viel genannte und viel berannte Kufstein. Aber die uns entgegendräuenden Schießscharten sind nicht mehr gefährlich. Die Zeiten des „Weckauf" und des „Purlepaus", die Kaiser Maximilian eigenhändig gegen die widerspenstige Festung gerichtet, des Pinzenauer, der des Kaisers gespottet, sind vorüber — wir ziehen unangehalten und unangefochten in Kufstein ein. Der Weg von der Klause her ist nahe, darum gehörts auch zur Kufsteiner Sitte, möglichst oft zu ihr hinauszupilgern. Und doch hat das Städtlein selbst so treffliche Heimstätten für behagliche Ruhe nach ermüdendem Wandertag! Wie köstlich sitzt sichs da unter den alten Kastanienbäumen des „Auracher Gartens", wenn rings sich schon die Nacht über Berg und Thal gelagert hat, von der Eisenbahn drüben und den Häusern am diesseitigen Ufer die Lichter blinken und der Mond langsam hinter den Bergen des Innthals heraufkommt, der Fluß aber meint, seine Wogen an der Mauer des Gartens mit doppelt lautem Schall vorüberbreiben zu müssen, weil die, die drinnen trinken und singen, es vergessen könnten, daß all ihre Lust und Fröhlichkeit doch auch nur jenen Wellen gleicht, die rasch hinfluten und von denen keine wiederkehrt.

Beim „Auracher", den schon seit Jahrzehnten die Reisehandbücher als eine Perle Tiroler Gasthäuser preisen, hat sichs vortrefflich geruht, aber die ganze Zeit bis zum Signal der Bahnglocke dürfen uns seine gastlichen Räume doch nicht aufhalten. Wir wandern noch gen Sparchen, dem Ausgang des Kaiserthales zu. Am rechten Innufer geht der Weg hinab, nur eine halbe Stunde von Kufstein entfernt, ist das köstliche Bild gestellt: der aus nächtlicher Klamm herausstürzende Bach, in mächtigem Fall von der Höhe sich niederwerfend, wie jubelnd, daß er der finstern Enge sich entrungen, daß er Luft und Licht, Bäume und Blumen wieder grüßen kann. Da drunten im gährenden Schlunde springen und tanzen die Wassergeister, hier dicht neben ihnen haben die des ihnen feindlichen Elements ihr Wesen: die Funken sprühen in der glühenden Esse, die Rauchsäulen eines Hammerwerks wirbeln auf, und wieder unweit davon treiben die Wellen des schon etwas gesänftigtern Baches eines

Digitized by Google

friedlichen Mühlwerks rauschende Räder. Aber nicht mehr weit aufwärts können wir ins Kaiserthal vordringen, dessen grüne Alpenregion auf der Höhe umstarrt wird von dem Felsenkranze des Hinter- und Vorderkaisers — wir streben einem andern, noch großartigern Blick auf diesen, anderen Berg- und Thalformen zu.

Es muß ein gewaltiger Kampf der Fluten gewesen sein, die in unvordenklicher Zeit in dem breiten Bett, das heute den Namen des Innthals trägt, durcheinanderwirbelten, ehe sie bei Kufstein sich völlig zur Freiheit durcharbeiteten. Je weiter wir von letzterm Ort den Fluß hinauf kommen, um so deutlicher tritt das zu Tage. Der Mündung des Brixenthales bei Wörgl gegenüber liegt der Angerberg, er gehört offenbar zum Boden des einstigen Stromwirbels, denn er erhebt sich nur wenig über die Thalsohle, und das Grattenbergl, ihm in der Nähe ist gar eine Düne, wie zum Denkstein jener Strömungen hingestellt. Unterhalb des letztern erschließt sich auf einmal weit die rechtseitige Wand des Hauptthales, aber die weite Oeffnung ist wieder wie verriegelt durch einen quer vorliegenden rothen Sandsteindamm, den nur zwei enge Pforten durchbrechen, aus deren jeder je ein kleinerer Fluß, die Brixenthaler Ache und der Feuersingbach, sich durchdrängen, um dann ihre Gewässer zu einen und gemeinsam dem Inn zuzueilen. Der erste der beiden zeigt uns den Weg für das Endziel unseres zweiten Tages in Tirol: — zur hohen Salve. In Wörgl verlassen wir die Bahn, denn wir sind da an der Mündung des oben in seinen Umrissen geschilderten Brixenthals. In dessen Mitte baut sich das reizende Gebirge mit seinen grünen Matten auf, welches das Salvengebirge heißt und dessen Haupt die hohe Salve ist. Von Jahr zu Jahr ist diese mehr genannt, als die Krone Tyroler Bergausssichten gepriesen worden. Wer von Vergleichen nicht loskommen kann, hat sie den Rigi Tirols geheißen. Und wir lassen das gelten. Wie jener liegt die Salve vorgeschoben, den eigentlichen Gewaltigen der Alpenwelt nahe genug, um ihnen in ihren Herzpunkt hineinzuschauen, und doch auch wieder entfernt genug, um diesen Blick zu einem richtigen, wirkungsvollen zu machen. Man steht auf ihr wie auf einer Insel, die nur ganz niedrige Wasserscheiden mit dem höhern Gebirgsamphitheater verbinden, das sie rings umkreist, aber eben dieses imposante Amphitheater ganz und gar zu übersehen, das ist es, was der Salve unvergleichliche Eigenart ausmacht.

Der Salvenwächter hat uns heraufkommen sehen, an den Rand des Plateaus vorgetreten, winkt er uns sehr vergnüglich und wohlwollend mit seiner Zipfelmütze zu. Aber es dauert immer noch eine Weile bis wir bei ihm sind; der letzte Ansteig ist steiler, die Luft kühler, auch der Abend schon weit vorgeschritten. Aber eine Stunde zur Rundschau haben wir immer noch.

Wie rathlos steht man eigentlich immer zu Anfang auf einem aussichtreichen Berge! Mit einem Blinden möchte man sich vergleichen, dem durch eine glückliche Hand auf einmal die Augen aufgethan sind und der nun nicht weiß, wohin er sich zuerst wenden, wie sich zurecht finden in dieser neuen, ungeahnten Welt. Und eine ungeahnte Welt ist es, die einen auf jedem Berggipfel, den man erreicht, umfängt. Hat man wohl schon beim Aufsteigen hier und da ein Stück von ihr vortreten sehen, es war eben nur Stückwerk, das rasch wieder verschwand und höchstens nur errathen ließ, was es sein würde, oben eingefügt in den Rahmen des Ganzen. Aber jetzt steht alles da, eins neben dem andern, da wo es hingehört, sich unterordnend, dem Ganzen anfügend, und doch auch als Einzelnes seinen Platz wirksam behauptend. Aber wieder die Frage, der fast verwirrende, beängstigende Zweifel, wie Herr werden des Ganzen, wo anfangen mit dem Einzelnen? Hier der Blick hinüber zur düstern Zackenmauer des Kaisers, da hinab zu den grün heraufgrünenden Thälern — und dort wieder hinein in die blendende Pracht der Schnee- und Eiswelt der Tauern! Je mehr wir uns von Osten, von den Alpen des Mitterpinzgaues und dem Radstätter Tauern, gen Südost und Süden wenden, desto wunderbarer entfaltet die Gletscherwelt ihr Zaubergebiet. Die Fuscher und Rauriser Tauern beginnen den eisumpanzerten Reigen; auf den ersten Blick kennbar, leuchten die blitzenden Hörner des Großglockners und des Wiesbachhorns auf, gespenstisch lagert sich der schwarze große Rettenstein vor die Schneefelder und Felder und Kaiser Tauern, — aber schon ist der dunkle Schatten, den er auf das glänzende Heerlager ringsum geworfen, wieder verscheucht von der blendenden Pyramide, die da gerade im Süden emporsteigt, dem großen Venediger. Wo man hinsieht: kein Tadel an ihr, ohne Flecken das schneeweiße Gewand, wie in bräutlicher Schöne das herrlichste Gebilde der deutschen Alpenwelt. Noch zieht sich der Eiskranz über die Krimmler Tauern, den Dreiherrnspitz, die tiefer zurückliegenden Gebirge des Ziller- und Pusterthals hin, aber nichts erreicht mehr den Eindruck, den der Venediger macht.

Digitized by Google

Aber es weht zu kalte Luft, ich muß ins Haus. Die Kellnerin, das dritte der drei einzigen hier oben hausenden menschlichen Wesen, bringt das frugale Abendbrot und den glücklicherweise auch in dieser Höhe nicht fehlenden Wein. Wirth und Wirthin lassen sich nicht blicken, aber das Mädchen erzählt, wie sie drunten in Brixen wohnen und dann, wie jetzt zur Sommerszeit heraufziehen, damit dem Fremden nicht der Wirth, aber vor allem auch dem Kirchlein nicht der Küster fehle, der zu den Gebetszeiten das Glöcklein ziehe, dies aber besonders auch mächtig ertönen lasse, wenn Gewitterwolken nahen, damit dann auch sämmtliche Glocken im Thale mit einstimmen: „Heilge Susanne, treibs Wetter von danne!" Das Läuten von der Salve hinab wird man allerdings schwerlich hören, aber das weiße Tuch, das dann ihr Wächter aushängt, sieht man, und nun beginnts auf allen Kirchthürmen laut zu werden und so lang fort zu tönen, bis die Wetter wirklich glücklich von dannen sind — oder doch, die gute Meinung des betreffenden Kirchthurms verkennend, in denselben eingeschlagen haben. Ferner berichtet die „Zenzi" vom letzten Frohnleichnamstag, wie sie da in Brixen den „Antlasritt" gehalten, bei dem alle Bauern hoch zu Roß in mittelalterliches Gewand gekleidet sind, der hochwürdige Herr Dechant das Sanktissimum auch zu Pferde hoch erhoben hält und die ganze reitende Prozession unter Glockenläuten, Böllerschüssen, Paternosterbeten und sonstiger Verzierung sich nach dem ein und eine viertel Stunde entfernten Kirchberg begiebt, um dort zuerst die Andacht zu verrichten, dann aber allerlei weltliche Kurzweil zu treiben. Unter solchen Gesprächen geht der Abend hin, bis der Wein ausgetrunken ist und die Ehehezerade des Salvenhauses das Licht ergreift, um mir „geruhsame Nacht" zu wünschen und mich ins „Herrenhaus" zu geleiten. Euphonistischer Name für ein Blockhaus, wie es primitiver nicht in den Urwäldern Amerikas gebaut sein kann, wo man im engen Stübchen neben dem Bett kaum den Platz herausfindet, sich in dieses hineinzuschwingen, und der Wind durch die Fugen und Ritzen pfeift, daß man, hat man sich noch mit keinem steifen Hals niedergelegt, wenigstens mit demselben aufsteht! Aber wer müde ist, schläft auch hier vortrefflich und hat nur die eine Sorge: zu spät zum Sonnenaufgang zu erwachen. Der harmonische Weckruf des Rigikuhreigens ist auf der Salve noch nicht eingeführt. Dem Herrn Salvenwächter scheints überhaupt nicht daran zu liegen, ob seine Gäste das Lever der Tageskönigin mitmachen oder nicht, denn trotz meiner Mahnung am Abend, wenigstens einige handfeste Schläge gegen die Thür meiner einsamen Hausung zu thun, wenn „man fern im Osten Frührotb glänzen sähe", muß ich mir diese, die Zenzi sorgfältig verschlossen, gewaltsam selbst öffnen und mich eilen, zur Stelle zu sein, denn schon fängt der Tag an zu grauen. Die Tauernfürsten sind es, die seinen ersten Gruß empfangen. Die Schneekrone des Glockners erglüht zuerst im rosigen Scheine, dann glänzts purpurn auf dem Venediger, und bald kehrt auf allen diesen leichenfarbigen Berghäuptern der täuschende Schimmer des Lebens zurück. Es wechseln Lichter und Farben, je nachdem die Sonne höher steigt und stückweis Höhen und Tiefen mehr und mehr in das Bereich ihrer Herrschaft zieht. Im Thale wallen stellenweise noch Nebel, hier schon in lichterem Schleier, dort noch dunkel zusammengeballt, allein bald erreichen auch sie die warm hernieder dringenden Strahlen und all das Einzelne, das dort unten am Abend sichtbar war, wird es wieder im hellen Schein des Morgens.

Digitized by Google

Salonpost.

B. Sch. in Br. Die Aufnahme in den Freimaurerbund erfordert zunächst die intime Bekanntschaft mit einem Mitgliede des Bundes, welches für den Neuaufzunehmenden Bürgschaft zu leisten hat. Vor der Vollendung des 25sten Lebensjahres wird in der Regel niemand in den Bund aufgenommen.

Otto v. S. in F.

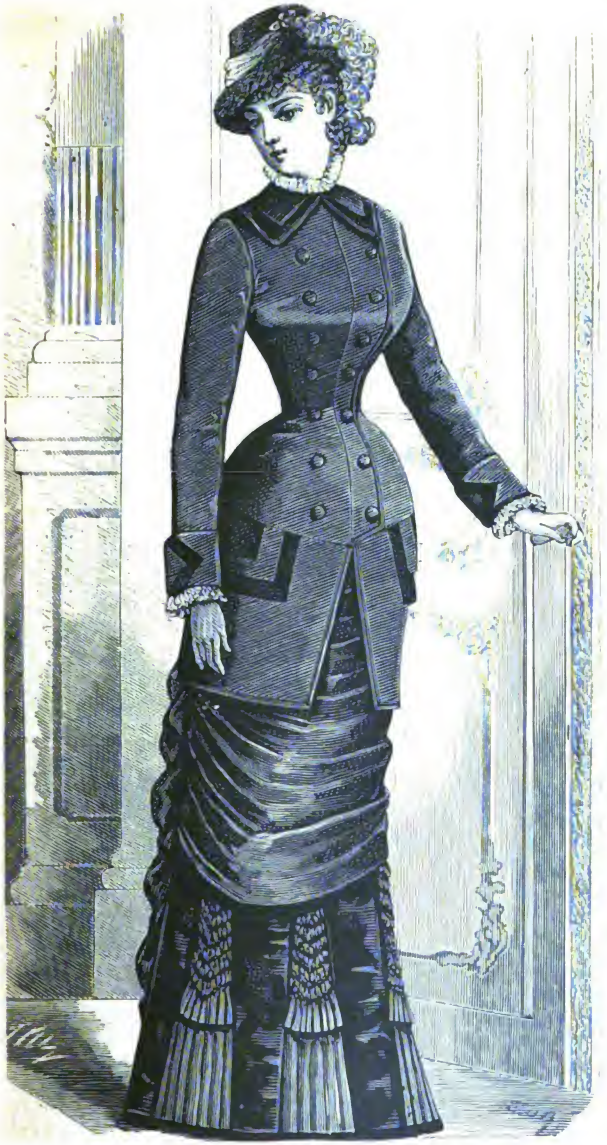
Ich sag' es Dir, ein Kerl, der spekulirt,
Der giebt sich gleich dem Teufel in die Hände,
Er ist vom bösen Börsengeist verführt
Und hascht den Schatten großer Dividende.

E. H. in Reichenberg. Lassen Sie doch die Sonntagsreiterei auf dem Pegasus und achten Sie lieber darauf, daß Ihnen kein Moschusthier über Ihre Briefe läuft.

Bettina in D. Die sogenannten „freien Hochzeiten" sollen jetzt in Paris nicht selten sein. Jüngst hat dort ein angesehener Gelehrter, der Geograph Elysée Reclus, seine beiden Töchter „frei" vermält. Nach dem Hochzeitsdiner erklärte er die beiden Paare einfach „librement unies par le mariage", eine Ceremonie, die an Kürze und Bündigkeit jedenfalls nichts zu wünschen übrig läßt.

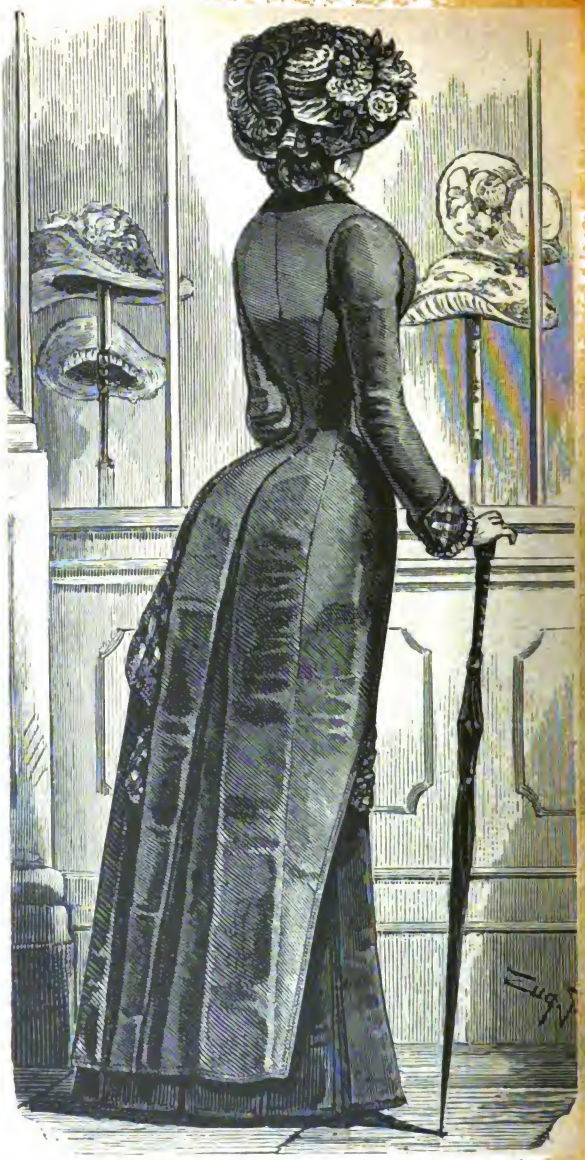
Zeno in Marburg. Eine Kluft, wie sie nach den Lehren einer theoretisirenden Philosophie zwischen dem Denken und den Gegenständen, die uns durch das Medium der Sinne gegeben werden, bestehen soll, ist in Wirklichkeit nicht vorhanden. Es giebt, wie kürzlich ein denkender, nicht empirisch verstockter Naturforscher hervorhob, keine Materie als eine für sich bestehende Substanz, die sich zu einer anderen, gleichfalls unabhängig existirenden Substanz, dem Geist, gegensätzlich verhielte. Was wir Materie nennen, ist nur eine Abstraktion, ein Gattungsbegriff, in dem wir alle diejenigen Dinge zusammenfassen, von deren Dasein wir vorzugsweise durch unseren Gesichts- und Tastsinn Kunde erhalten. Eine Gruppe von anderen Erscheinungen, die uns lediglich durch den inneren Sinn bekannt werden, nennen wir zum Unterschiede von den materiellen geistige Erscheinungen. Indem wir aber die organische Wirklichkeit, wie sie in einem konkreten lebendigen Menschen vor uns steht, in dieser abstrakten Weise betrachten, müssen wir uns immer gegenwärtig halten, daß wir eine Scheidung zwischen materiellen und geistigen Dingen nur in Gedanken, nicht in Wirklichkeit vornehmen können. In der Natur sind beide aufs engste miteinander verbunden. Freilich ist uns die Art dieser Verbindung ganz und gar unbekannt, und wer, wie es der Materialismus thut, die durch nichts begründete Annahme macht, daß das zwischen Materie und Geist bestehende Verhältniß ein kausales (ursächlich bestimmtes) sei, der verläßt das Gebiet der Thatsachen und erhebt sich in die Region der Hypothesen. Mit vollem Recht bemerkt Helmholtz darum, daß der Materialismus, wenn er seine lediglich hypothetische Gültigkeit vergesse, zu einem Dogma werde, welches den wissenschaftlichen Fortschritt ebenso behindere, wie andere Dogmen. Gäbe es wirklich nur Atome und Kräfte in der Welt, so könnten diese weder zu einem Begriffe von sich selbst noch zu irgend einem anderen Begriffe gelangen. Wären unsere Seele und unsere Sinne so entwickelt und erleuchtet, daß wir die Molekülle eines Gehirnes sehen und hören könnten, wären wir fähig, allein ihren Bewegungen, ihrer wechselseitigen Gruppirung und (falls elektrische Kräfte dabei im Spiel wären) dem Ausgleich ihrer Spannungsverhältnisse zu folgen — wären wir mit dem allen aufs genauste bekannt, so würden wir doch ebenso weit wie vorher von der Lösung des Räthsels entfernt sein, und die Frage: „Wie sind jene physikalischen Vorgänge mit den Thatsachen unseres Bewußtseins verknüpft?" bliebe noch vollständig offen. Die molekülaren Bewegungen der Materialisten erklären auf geistigem Gebiete gar nichts.

Digitized by Google

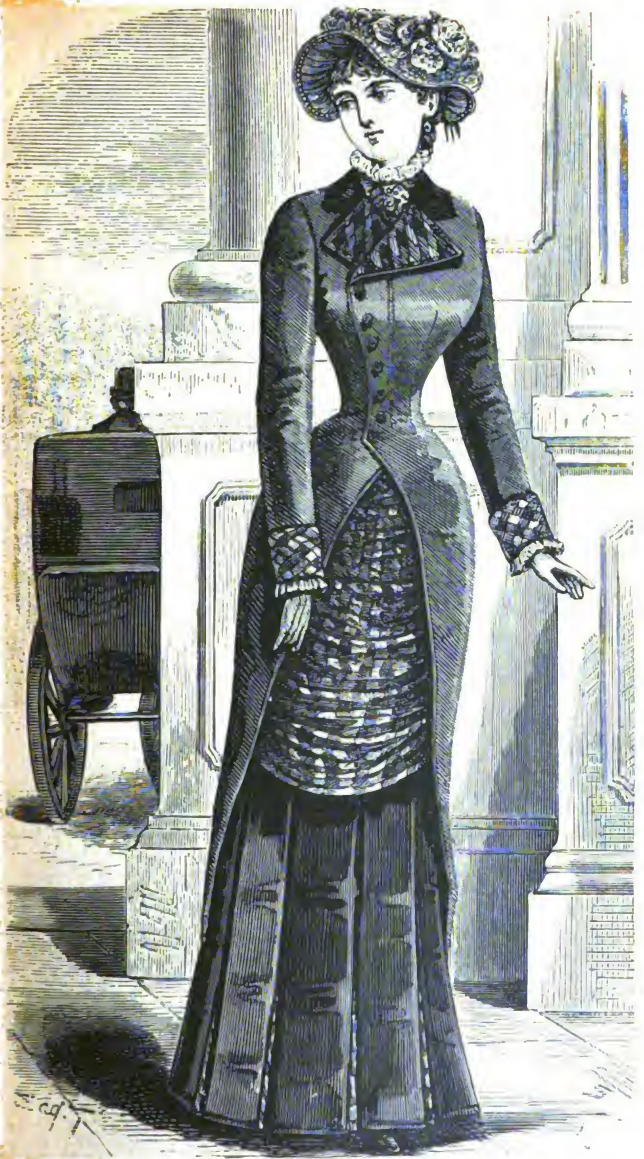


Nr. 5. Anzug für ein junges Mädchen. (Vorderansicht.)

Digitized by Google



Nr. 6. Stadt-Anzug mit Ueberrock. (Rückansicht.)



Nr. 7. Stadt-Anzug mit Ueberrock. (Vorderansicht.)

Digitized by Google

Camail mit kleinem viereckigen zurückgeschlagenen Sammetkragen. Runde Aermelaufschläge von Sammet. Gefältelter Rock von glattem Caschmir mit kleinem Plisséevolant von hellem Steff. Als Kopfbedeckung große Capote von grünem Sammet mit einer großen Schleife auf der rechten Seite.

Nr. 2. Mädchen von 4 Jahren. — Casaque von Ischler Tuch und gefältelter Rock von johannisbrodbrauner creisirter Surah. Die Casaque mit Camail öffnet sich auf der Brust herzförmig über ein gefälteltes Plastron von johannisbrodbrauner Surah. Auf die vordern Ränder des Camail ist ein mit Stickerei verzierter Shawlrevers, der an der Spitze durch eine Gruppe großer johannisbrodbrauner Schleifen geschlossen wird, gesetzt. Gestickte Musketier-Aufschläge. Rothseidene Strümpfe und maronbraune Stiefelchen. Filzhut mit Surahschleife.

Nr. 4 u. 5. Anzug für ein junges Mädchen. (Rück- und Vorderansicht.)

Der runde Rock von rothbraunem Caschmir zeigt am untern Rande einen hohen Plisséevolant, von welchem der obere Theil etwa annähernd bis zu den Knieen in gleichmäßigen Zwischenräumen festonartig gereiht und an der untersten Reihung mit etwas fächerartig aussehenden kleinen Plisséevolants abschließen; außerdem ist der Rock von sechs maronbraunen Plüschstreifen durchschnitten. Leicht drapirte Schürzen-Tunika, welche auf der Rückseite in Gestalt dreier, ziemlich regelmäßig zusammengezogener Puffen eine Schleppenbahn ergiebt. In der Mitte der beiden

Nr. 8. Kissen für einen Fußschemel. (Mit Dessin.)

untersten Puffen eine Metallschnalle. Der Rand der letzten Puffe bildet einen kleinen Plisséevolant und ein Babuende mit breiten flachen Falten. Auf der linken Seite geknöpftes Tuchjacket mit angesetzten Schößen. Der viereckige Kragen und dergleichen Taschen sind mit maronbraunem Plüsch eingefaßt. Aermelaufschläge rautenförmig mit Plüsch besetzt.

Nr. 6 u. 7. Stadt-Anzug mit Ueberrock (Rück- und Vorderansicht.)

Rock von falbegelbem Wollenstoff oder Halbtuch mit elf großen glatten Falten, welche durch tigerartig gefleckte Plüschstreifen von einander getrennt sind. Um den Leib eine, vorn als kleine Schürze drapirte Schärpe von gestreiftem Plüsch, deren beide Enden auf der Rückseite zwischen den beiden offenen Bahnen des Ueberreckes hervorgehen. Letztere ist von demselben Tuch wie der Rock und, wie ersichtlich, vorn mit langen offenen Bahnen. Die Taille wird mit sieben Knöpfen geknöpft, nachdem sie bereits vorher inwendig am Futter und zwar auf der Mitte mittels Haken und Schlingen geschlossen worden ist. Breite Revers und Aermelaufschläge von tigrirtem Plüsch.

Nr. 8 u. 9. Kissen für einen Fußschemel. (Mit Dessin.)

Auf ein viereckiges Stück himmelblauen, mit Calicot gefütterten Atlas wird das Dessin Nr. 9 im Hochstich in feinen Seidennüancen gestickt. Die Maßliebchen

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1 bis 3. Confectionen für Mädchen von 4 bis 6 Jahren.

Nr. 1 u. 3. Mäntelchen für Mädchen von 6 Jahren. — Ein angemeſſener Stoff für ein ſolches Mäntelchen iſt holzgelb und grünquadrillirter Tartan oder Che-

Nr. 1 bis 3. Confectionen für Mädchen von 4 bis 6 Jahren.

viottuch. Vorn iſt es faſt anliegend und hat große viereckige Taſchen von grünem Sammet. Auf der Rückſeite offener, ringsum mit grünem Sammet eingefaßter

Digitized by Google

Nr. 4. Anzug für ein junges Mädchen. (Rückansicht.)

sind in weißer Seide und die Knospen in rosa zu sticken; der Kelch im Knötchenstich gelb und das Blattwerk resedagrün. Von dem gestickten Atlas wird ein Kissen formirt, das auf das Fußgestell von schwarzlackirtem Bambusrohr befestigt wird. Die Ränder des Kissens werden mit einer kleinen Muschelrüsche von himmelblauem Atlasband garnirt.

Nr. 9. Dessin zum Fußschemelkissen.

Nr. 10. Tüllstickerei.

Nr. 10. Tüllstickerei.

Das Dessin wird auf grünem Wachstuch vorgezeichnet und dann der netzartige Brüsseler Tüll darauf geheftet. Hierauf stickt man das Dessin im Stopfstich mit flachem Garn. Der Rand wird mit Stickbaumwolle festonnirt und schließlich die Zacken sauber beschnitten.

Nr. 11. Fächer in Schirmform.

Die diese Schirmfächer zierende Stickerei wird auf brasilianischem Canevas im

Digitized by Google

Plattstich in Wolle, mit Seide unstochen, ausgeführt. Die Maßliebchen sind in pfaublauer Nüance, die Blümchen in Antikroth und das Blattwerk in mattgrün. Die Farben des im russischen Stich zu stickenden Zackenrandes sind mit denen der

Nr. 11. Fächer in Schirmform.

Blume übereinstimmend zu wählen. Das Gestell ist von schwarzlackirtem spanischen Rohr und mit weißen Kugeln verziert. Der Canevas wird mit weißem leichtwattirten Seidenstoff unterfüttert und der Stiel mit zwei Seidenquasten garnirt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Heimlicher Briefwechsel

Digitized by Google

Der Salon.

Anfang und Ende.

Von **Josephine Gräfin Schwerin.**

Der unfreundlichste Monat des Jahres, der November, war mit seinem bösen Gefolge von Regen, Schnee und Wind eingekehrt. Der Sturm jagte durch die Straßen, pfiff um die Ecken, trieb die letzten dürren Blätter, die er von den Bäumen gerissen, vor sich her, und schlug den unablässig herabströmenden Regen gegen die Fenster. Die Gasflammen flackerten unruhig hin und her und beleuchteten nur matt die nassen und schmutzigen Straßen, die in dem, nicht dem Geschäftsleben angehörenden Theil der Stadt, jetzt in den Abendstunden öde und menschenleer blieben. Man versuchte, es sich heute innerhalb der Häuser behaglich zu machen. In dem Hause des Kommerzienrath Werber war in dem wohlthuend erleuchteten und erwärmten Wohnzimmer eben der Thee servirt, und der Hausherr streckte sich, eine Cigarre anzündend, bequem in den Lehnsessel. Er liebte die Theestunde, in der er, wenn die Geschäfte des Tages absolvirt, sich der Annehmlichkeiten seiner Häuslichkeit wohl bewußt wurde.

„Das ist heute ein böses Wetter", sagte er, „finster und unheimlich, wir haben in dem Comptoir den ganzen Tag die Gasflammen brennen lassen müssen."

Frau Werber zuckte die Achseln. „Novemberwetter! Ich habe heute auch nicht ausgehen mögen. Desto behaglicher ist es hier drinnen." Sie sah befriedigt in dem, mit solidem Luxus und Geschmack eingerichteten Zimmer umher.

„Und Du, Renatchen?" fragte Herr Werber, zu seiner Tochter hinüberblickend, die ihm gegenüber, hinter dem dampfendem Samowar saß und mit der Theebereitung beschäftigt war. „Hast Du gemalt?"

„Ein wenig, Papa", lautete die Antwort, „es war zu schlechtes Licht. Wie ich diesen November hasse, so dunkel, so eintönig und stimmungslos. Und Ihr habt den ganzen Tag Licht gebrannt, diese abscheulichen Comptoirzimmer, da kann man ja melancholisch werden."

Herr Werber lachte. „Wahrscheinlich deshalb hatte es Hermann auch wieder nöthig gefunden, vor dem Schluß des Comptoirs fortzugehen." Trotz dieses Lachens klang doch sein Ton gereizt.

Frau Werber seufzte, Renate füllte des Vaters Tasse von neuem

Digitized by Google

und sagte: „Wie ist es, Papa, wollen wir nicht morgen ins Theater gehen, die Caroni tritt auf?"

Man plauderte weiter, über dies und das und namentlich Renate war heiter und gesprächig, aber ihr Auge flog wiederholt zur Thür und bei jedem Geräusch zuckte sie zusammen. Herr Werber hatte schon einige Male nach der Uhr gesehen, endlich sagte er: „Hermann scheint heute wieder nicht zu kommen, ich meine, es ist bereits der vierte Abend, daß er ausbleibt."

Renatens Gesicht war wie mit Blut übergossen, und sie beugte sich tief über ihre Theetasse, als sie leise, mit etwas bebender Stimme erwiederte: „Du irrst, Papa, er war am Montag hier."

Herr Werber hatte das Schüreisen ergriffen und stieß damit in das Kaminfeuer, daß die Flamme hell aufschlug. „Ich fürchte, Hermann hat sich in allerlei Verbindungen eingelassen, die für sein leicht bewegliches, excentrisches Gemüth nicht heilsam sind."

„Du solltest mit ihm reden", entgegnete Frau Werber.

Er zuckte die Achseln. „Ich habe es versucht, liebe Christine, allein es scheint mir, als ob ein solches halb und halb erzwungenes Vertrauen ihn mir nur noch mehr entfremdet. Hermann ist leider kein tüchtiger solider Arbeiter und deshalb spuken so allerlei Allotria in seinem Kopfe."

„Er kommt sicher heute noch", sagte Renate, „er hat es mir versprochen."

„Du sprachst ihn?"

„Heute früh, als er ins Comptoir ging."

In diesem Augenblick wurde heftig an der Glocke gezogen, und eine Minute später trat der, von dem eben gesprochen, ins Zimmer. Es war ein hoch aufgeschossener, auffallend schlanker, junger Mann, mit einer Fülle dunkelblonder gelockter Haare, die ziemlich wild ihm in Stirn und Nacken fielen. Man hätte ihn schön nennen können, wenn nicht etwas leidenschaftlich Erregtes in seinen Zügen gewesen wäre, nicht ein beunruhigendes Feuer in seinen hellblauen Augen geflammt hätte. Er begrüßte Herrn und Frau Werber mit einer leichten Verbeugung und reichte Renate die Hand, während er sagte: „Ich bitte um Entschuldigung wegen meines verspäteten Kommens, ich — hast Du noch eine Tasse Thee für mich, Renate?"

Diese nickte und deutete auf einen Stuhl an ihrer Seite. Herr Werber musterte mit einem unzufriedenen Blick die durchnäßten Kleider des jungen Mannes, bis hinab zu seinen, die Spuren des bösen Wetters tragenden Stiefeln.

„Wie siehst Du nur aus, Hermann", sagte er, „Du weißt, daß ich dergleichen Vernachlässigungen nicht liebe."

Hermann erröthete. „Es ist ein abscheuliches Wetter", erwiederte er entschuldigend.

„Gegen das man sich wohl schützen kann. Darf man erfahren, was Dich so lange in Anspruch nahm?"

Es war dem jungen Manne sichtlich nicht lieb, Auskunft zu geben, dennoch antwortete er ohne Zögern: „Ich war in einer Versammlung des Arbeitervereins."

Einige Augenblicke herrschte eine schwüle Stille, dann nahm Herr

Digitized by Google

Werber das Wort: „Und was veranlaßt Dich, eben den Arbeiterverein zu besuchen, da Du meines Wissens kein Arbeiter bist und bei Deiner Jugend unmöglich glauben kannst, zu denen zu gehören, die den Leuten das Heil predigen wollen."

„Ich interessire mich für die Bestrebungen, welche die Lage der Arbeiter verbessern wollen, mich jammert des armen Volkes und ich halte es für Pflicht, meine Hand nicht zurückzuziehen, wo es sich darum handelt, seine Wunden zu heilen, sein Elend zu mildern."

Um Herrn Werbers Lippen zuckte ein etwas spöttisches Lächeln. „Und dieser Aufgabe hältst Du Dich mit Deinen zweiundzwanzig Jahren gewachsen?"

„Ich weiß, daß Sie den socialistischen Bestrebungen abhold sind", erwiederte Hermann erregt, „daß die Armuth, das Elend des Volkes Sie kalt läßt —"

Er stockte plötzlich, und als Herr Werber ruhig entgegnete: „In diesem letzten Punkte möchtest Du Dich doch wohl irren — ich meine, Du solltest es wissen", ergoß sich eine helle Blutwelle über sein Gesicht.

„Verzeihen Sie", sagte er, „ich meinte nur dieses allgemeine große Elend des Volks, für das Abhilfe im großen und ganzen geschafft werden muß."

„Die Du auf dem Wege von Arbeiterversammlungen erwartest", entgegnete Herr Werber, „in denen zwanzigjährige Jünglinge eine Rolle spielen. Nach meiner nüchternen Auffassung halte ich es für Dich selbst und für das allgemeine Wohl zweckmäßiger, daß jeder von ihnen, statt sich mit Weltbeglückungstheorien zu beschäftigen, einfach seine Pflicht thut, z. B. die Comptoirstunden einhält. Ich wünsche, daß Du fortan nicht mehr vor dem Schluß des Comptoirs dasselbe verläßt."

Hermann schwieg, aber man sah, wie die innere Erregung ihm in jeder Fiber bebte. Eine drückende Stille lag über dem kleinen Kreise, die nur durch das leise Klappern der Theetassen unterbrochen wurde.

Herr Werber war im vollsten Sinne das, was der Engländer a self-made man nennt. Als der Sohn eines armen Arbeiters, hatte er sich durch einen eisernen Fleiß, durch eine ungewöhnliche Arbeitskraft und Energie zu einem der geachtetsten Kaufleute der Stadt emporgearbeitet und ein bedeutendes Vermögen erworben. Er war stolz auf diese Errungenschaften und der solide Wohlstand, der ihn umgab, bereitete ihm Freunde und er sprach gern davon, wie er an sich selbst erfahren habe, was Pflichttreue und energischer Wille vermöchten. Frau Christine, die er geheiratet, als er noch ein kleines Geschäft in einer Nebenstraße der Stadt unter den bescheidensten Verhältnissen etablirt hatte, war ihres wachsenden Wohlstandes nicht minder froh. Beide vereinigten sich in der Liebe für ihre einzige Tochter, der, nach ihrem Wunsche, alles zu theil werden sollte, was sie selbst in ihrer Jugend entbehrt hatten. So wurde ihr eine vortreffliche Ausbildung gegeben, die besten Lehrer für sie engagirt und als sich ein hervorragendes Talent für die Malerei bei ihr zeigte, sorgte Herr Werber dafür, daß auch diesem volle Entwickelung zu theil wurde. Als sie noch in dem bescheidenen Hause in der Berggasse zur Miethe wohnten, war ihre Nachbarin in der Dachwohnung eines noch bescheideneren Hauses, eine arme Wittwe, die sich und ihren kleinen Sohn mühsam durch ihrer Hände Arbeit ernährte. Frau

Digitized by Google

Christine, die Frau Müller bisweilen beschäftigte, entdeckte bald, daß sie nicht selten Noth litt, sie gewann Interesse für die brave und tüchtige Frau, und so geschah es, daß Herr Werber ihr mannigfache Unterstützungen zu theil werden ließ. Namentlich gewann der schöne Knabe Frau Christinens Herz, und da er nur zwei Jahre älter als Renate war, so fügte es sich, daß sie ihn ein und das andere Mal mit hinüber nahm und bald war er Renatens liebster Spielgefährte. Dieser Umstand, die Liebe, die Renate für den kleinen Hermann gewann, waren es vielleicht vor allem, die Herrn Werber bestimmten, Frau Müller das Anerbieten zu machen, daß er für die Ausbildung des Knaben Sorge tragen wolle. Er schickte ihn in die Schule, und obgleich Hermann in dem Hause der Mutter blieb, war er doch eigentlich mehr als bei ihr, drüben bei Werbers, und so blieb es auch dann, als diese später das Haus in der Gartenstraße bezogen, und sich also eine räumlich größere Entfernung zwischen sie legte. Hermann und Renate wuchsen heran und blieben unzertrennliche Freunde. Den Eltern konnte es kaum entgehen, daß sich in das geschwisterliche Verhältniß der Kinderzeit ein wärmeres Gefühl mischte, daß wenigstens Hermann in ihr das schöne, anmuthige Mädchen ebensoviel als die Schwester zu sehen begann. Nachdem er die Schule absolvirt hatte, nahm ihn Herr Werber in sein Comptoir; auch dies geschah in seiner einfachen, nüchternen Art, ohne viele Worte darüber zu machen. Hermann mußte eben eine Carrière einschlagen, daß es die kaufmännische war, lag unter den gegebenen Verhältnissen nahe, wenn er den Gedanken damit verband, daß Hermann ihm vielleicht den heiß erwünschten Sohn ersetzen, und einmal als Renatens Gatte, Theilhaber und Erbe seines Geschäfts werden könne, so blieb das eben sein Geheimniß. Hermann war nach wie vor täglicher Gast im Werberschen Hause, und es fand sich noch so mancher Moment, in dem er, aus dem Comptoir schlüpfend, einige Worte im Hausraume oder Garten mit Renate wechseln konnte. Erst seit einigen Monaten war eine Veränderung in diesem Verhältniß eingetreten; erst seit dieser Zeit hatte die socialistische Bewegung ein Interesse für ihn gewonnen, das sich nicht nur in seinem häufigeren Ausbleiben am Abend kund gab, sondern auch in einem unruhigen, aufgeregten und exaltirten Wesen, das, wenn auch heute zum ersten Mal ein Wort darüber gewechselt wurde, doch längst keinem aus der Familie verborgen geblieben war, am wenigsten Renate, die es mit angstvollem Auge bewachte. Sie war es, die das peinliche Schweigen heute zuerst brach, mit der Frage, ob Hermann nicht mit ihr musiziren wolle?

„Komm", sagte er, und stand rasch auf. Es war ihm sichtlich lieb, aus dem Gesichtskreise Herrn Werbers kommen zu können.

Der Flügel stand in dem Nebenzimmer und so konnte Renate, während sie die Lichte anzündete und die Noten auf das Pult legte, leise zu ihm sagen:

„Ich bitte Dich, Hermann, sei gut, sei vorsichtig, mir zu Liebe."

Er drückte schweigend ihre Hand und sie sah, wie es auf seinem Gesicht wetterleuchtete.

Sie spielten eine Beethovensche Ouverture, aber es war kein Zug und Feuer wie sonst in ihrem Spiel, sie waren eben heute nicht in der

Digitized by Google

rechten Stimmung. Dennoch suchte Renate nach einem zweiten Heft. „Versprich mir, daß Du den Verein nicht wieder besuchst", flüsterte sie.

„Ich kann nicht, ich würde mir selbst untreu", flüsterte er zurück.

„Du wirst Dir selbst untreu, wenn Du uns untreu wirst."

„Dir nicht, niemals, niemals, Renate."

Sie spielten wieder, aber diesmal wurden die Harmonien zu Disharmonien und als sie geendet hatten, sagte Hermann: „Laß es genug sein für heute, ich kann nicht."

Renate schloß schweigend den Flügel. Als sie wieder in das Wohnzimmer eintraten, sagte sie: „Komm einmal hinüber, Hermann, ich möchte Dir mein Bild zeigen, an dem ich in den letzten Tagen recht fleißig gewesen bin, ich glaube, Du hast es eine ganze Woche lang nicht gesehen."!

Sie schritt ihm voran und er folgte.

Als sie vor der Staffelei standen, zog sie nicht das Tuch von derselben herab, sondern sagte: „Du weißt, daß ich Dir nicht das Bild zeigen, sondern nur ungehindert mit Dir reden wollte. Hermann, liebster Hermann, was treibt Dich von uns, was ist es, was Dich so aufregt, Deine Heiterkeit trübt, mit einem Wort alles, alles ändert, gegen früher. O Hermann, wir waren so glücklich!"

Hermann ging in dem Zimmer auf und nieder und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Ich leide selbst sehr, sehr darunter, Renate, und doch, ich kann es nicht ändern. Es schmerzt mich tief, daß Dein Vater mich nicht versteht, daß er für den namenlosen Jammer des armen Volks kein Verständniß, kein Herz hat —"

„O Hermann, der Vater, der so gut, so hilfsbereit ist", unterbrach ihn Renate, „der nicht nur bei allen öffentlichen Aufrufen zur Wohlthätigkeit sich betheiligt, sondern, was weit mehr als das ist, im Verborgenen so viele Thränen trocknet, so vieler Noth abhilft, er, der Liebe, Güte, sollte kein Herz für die Armuth haben! O Hermann, ich könnte Dir böse werden, daß Du so, eben so über Papa sprichst."

„Ich weiß, ich weiß das alles, was Du sagst, Renate", entgegnete Hermann, in dessen Augen jetzt ein leidenschaftliches Feuer brannte, „ich weiß, daß er gut ist, daß er wohlthut, aber es ist im einzelnen, im großen ganzen hält er die Armuth für nothwendig, für unvertilgbar, er wohnt ohne Selbstvorwurf in diesem eleganten Hause, hält sich Dienerschaft, giebt Diners, kleidet sich elegant, genug, lebt als ein reicher Mann, das ist es, das, Renate, was ich nicht ertrage, was mich tödtet."

Renate sah mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens in sein erregtes Gesicht. „Ich verstehe Dich nicht, Hermann", sagte sie, „was willst Du denn, was meinst Du?"

„O, auch Du verstehst mich nicht, auch Du gehörst zu den Reichen, aber Du würdest mich begreifen lernen, Du — o Renate, ich sage Dir, ich scheue mich meines Besitzes, wenn ich die Noth, das erbarmungswürdige Elend um mich her sehe!"

Er hatte in einer steigenden, leidenschaftlichen Erregung gesprochen, die Renate beängstigte. „Ich verstehe von dem allen nichts, ich bin wohl zu jung dazu", sagte sie beklommen, „ich weiß nur, daß der Vater gut, von Herzen gut ist, und daß Du ihm dankbar sein solltest. Verzeihe, Hermann, daß ich Dich daran erinnere, aber Du bist so erregt, so

Digitized by Google

heftig, daß ich glaube, Du hast es einen Augenblick vergessen, daß der Vater Dich liebt wie einen Sohn und für Dich gesorgt hat wie für einen Sohn, daß Du zu uns gehörst und Dich von uns nicht losreißen kannst und darfst. Ach, Hermann, ich leide so unter diesen Sorgen und Aengsten um Dich, ich weiß nicht, was Dich von uns treibt und möchte Dich doch halten."

Die Thränen waren ihr in die Augen getreten und ihre Stimme bebte.

Hermann hatte ihre Hände ergriffen und sah ihr tief in die feuchten Augen. „Du Gute, Liebe, halte fest zu mir, glaube an mich, ich will thun was ich kann, ich verspreche es Dir."

„Die Comptoirstunden einhalten?" fragte sie.

„Wenn ich kann."

„Abends regelmäßig wie sonst zu uns kommen?"

„Wenn ich kann?"

Sie zog ihre Hände aus den seinen und sagte, sich von ihm wendend: „Du bist mir nicht mehr gut, Hermann."

„Renate, Dir, Dir nicht mehr gut, Geliebte, Einzige!" Er hatte sie umfaßt und küßte sie. Das war oft geschehen, aber heute war sein Kuß so heiß und leidenschaftlich, daß sie davor erschrack und sich erröthend aus seinen Armen befreite.

„Komm zu den Eltern", sagte sie.

„Und Du behältst mich lieb?"

„Du weißt es." Sie nahm das Licht und ging voran, er folgte ihr langsamer.

In den nächsten Tagen schien es, als ob Hermann wirklich Renatens Bitten Gehör geschenkt habe. Sie beobachtete sein Kommen und Gehen, zwar heimlich, aber um so eifriger; er hielt in beiden genau die richtige Stunde ein; er kam auch abends regelmäßig wie sonst, und es schien, als ob der alte, unbefangen fröhliche Ton wieder seine Herrschaft am Theetisch gewönne. Aber es war nur wie die Ruhe vor dem Sturm: schon nach kurzer Frist begannen dieselben Unregelmäßigkeiten. Hermann fehlte oft und öfter am Theetisch und hielt auch die Comptoirstunden nicht ein. Herrn Werbers Stirn runzelte sich immer finsterer, die allgemeine Stimmung war eine gedrückte, denn jeder fühlte sich beklommen, jeder ahnte, daß irgend etwas sich vorbereitete, was die Situation klären müsse. Hermanns Augen leuchteten immer unruhiger, eine immer größere Leidenschaftlichkeit prägte sich in seinen Zügen, in seinem ganzen Wesen aus, er war verstört, zerstreut, und von einer Rastlosigkeit, die seine Gegenwart beängstigend machte. Die Verwarnungen, die Herr Werber ihm hier und da zu theil werden ließ, nahm er theils schweigend, theils mit leidenschaftlicher Heftigkeit auf, es schien denn auch immer wieder, als ob für eine kurze Zeit alles anders und besser werden sollte, aber schon nach wenigen Tagen nahm alles wieder seinen früheren Lauf; es schien unzweifelhaft, daß jene socialistischen Verbindungen eine Macht über Hermann gewonnen hatten, von der er sich nicht mehr zu lösen vermochte.

So war das Frühjahr herangekommen, und die glückliche Zufriedenheit, die sonst das Werbersche Haus erfüllt hatte, war gewichen; alle liebten Hermann, und die Sorge um ihn selbst einerseits, der

Digitized by Google

Schmerz um seine Entfremdung andererseits, lagen bleischwer auf aller Herzen. Daneben fühlte Herr Werber die Nothwendigkeit, dem Dinge so oder so ein Ende zu machen; die väterlichen Vorstellungen, die er Hermann gemacht, waren resultatlos geblieben, so sah er sich genöthigt, als sein Chef ihm gegenüber zu treten, der strenge Pünktlichkeit, treue Pflichterfüllung von seinen Untergebenen zu fordern hatte.

„Wenn ich es so fortgehen lasse", sagte er zu Frau Christine, „so untergrabe ich absichtlich die Disciplin unter meinen Leuten; sie müssen mich für ungerecht halten, wenn ich bei Hermann dulde, was bei jedem andern seine augenblickliche Entlassung zur Folge haben würde. Ich muß noch einmal und zum letzten Mal, ernstlich mit ihm reden."

Er hatte Hermann gesagt, daß er ihn auf seinem Zimmer sprechen wolle, und ging nun, ihn erwartend, mit gesenktem Haupt, gedankenvoll auf und ab. Es klopfte, er richtete sich stramm auf und trat an seinen Schreibtisch. Hermann trat ein.

„Ich habe Dich auf mein Zimmer kommen lassen, um Dir in väterlich liebevoller Weise zu sagen, was ich als Chef der Handlung Dir besser auf dem Comptoir, in Gegenwart Deiner Genossen gesagt hätte", begann Herr Werber, „ich hoffe, Du wirst darin einen Beweis meiner Liebe und Rücksicht erkennen."

„Gewiß", antwortete Hermann leise; in seiner Stimme bebte die innere Erregung.

„Du hast meinen Warnungen, meinen Ermahnungen bisher getrotzt", fuhr Herr Werber fort, „Du hast Dich mehr und mehr in Verbindungen eingelassen, die, glaube es mir, dem erfahrenen Manne, nicht zu Deinem Heil sind."

„Ich denke nicht an mein persönliches Wohl, sondern an das des Volkes, das wir lieben, für das wir wirken", unterbrach ihn Hermann.

„Und dem Ihr nur Unheil und Verderben bringt", entgegnete Herr Werber.

„Wir wollen es erlösen aus Schmach und Elend."

„Phrasen, mein Kind, nichts als Phrasen, die sehr wohltönend sind und von denen Deine jugendliche Phantasie sich berücken läßt. Was wollt Ihr? Auf welchem Wege soll diese Erlösung, wie Du es nennst, vollzogen werden? Ihr — doch ich will mich nicht auf theoretische Erörterungen einlassen", unterbrach Herr Werber sich selbst, „ich habe Dir oft genug meine Ansicht über das Treiben jener Vereine, denen Du Dich angeschlossen hast, ausgesprochen. Heute handelt es sich um etwas anderes, und ich bitte Dich, es zu bedenken, daß es Deine ganze Zukunft ist, über die Du zu entscheiden haben wirst. Ich kann die Unpünktlichkeit und Nachlässigkeit, die Du Dir im Geschäft, trotz meines ernstesten Tadels, andauernd und in immer erhöhtem Grade zu Schulden kommen läßt, nicht länger dulden, ohne mich selbst einer Ungerechtigkeit zeihen zu müssen, die ich mir als Chef meinen Untergebenen gegenüber nicht vergeben darf, die bei allen böses Blut machen, und nicht nur die nothwendige Disciplin zerstören, sondern auch die Bande der Anhänglichkeit lockern muß, durch die ich zu meiner Freude und meinem Stolz bisher meine Leute an mich gefesselt weiß. Um dieses befriedigende Verhältniß zu erhalten, muß ich alle mit gleichem Maß messen, an alle gleiche Forderungen stellen und die Uebertretung derselben, auf gleiche Weise stra-

Digitized by Google

sen. Du magst mir glauben, daß es mir von Herzen schwer wird, Dein vorangegangenes Leben könnte und sollte Dich darüber belehrt haben, aber ich darf nicht anders handeln: ich gebe Dir noch einmal Frist, Dich zu besinnen, was Du mir, uns und vor allem Dir selbst schuldig bist, Dich zu besinnen, daß man nicht thöricht mit zweiundzwanzig Jahren seine Zukunft aufs Spiel setzt, um phantastischen Ideen nachzujagen; die nächste Versäumniß, die Du Dir aber wieder im Geschäft zu Schulden kommen lässest, muß und wird mich zwingen, Dich sofort aus demselben zu entfernen. Gegen jeden andern meiner Gehilfen wäre ich längst so verfahren, ich darf nicht länger um meiner persönlichen Gefühle willen zögern, Gerechtigkeit als Chef der Handlung walten zu lassen. Was mich der Entschluß gekostet hat, ahnst Du vielleicht nicht, er ist aber gefaßt und bleibt unabänderlich. Richte Dich danach."

Herr Werber hatte ernst und gemessen gesprochen, nur der aufmerksame Beobachter hätte ein leises Vibriren seiner Stimme, ein Beben seiner auf den Schreibtisch gestützten Hand bemerkt; dagegen hatte es über Hermanns Züge wie ein Krampf gezuckt, jede Fiber in ihm bebte in leidenschaftlicher Erregung, die er nur mühsam bändigte.

Als jetzt Herr Werber schwieg, herrschte einen Moment Todtenstille in dem Zimmer. Dann begann Hermann und seine Stimme klang heiser und gepreßt:

„Ich danke Ihnen, daß Sie durch Ihre Worte meiner Handlungsweise die Richtung gegeben und mir den Entschluß erspart haben, der längst als unabweisliche Forderung vor mir stand und den ich dennoch auszuführen zögerte, weil ich schwach war. Ich bitte um meine Entlassung."

Herr Werber fuhr auf. „Du willst wirklich — bist Du toll?"

„Ich muß und will. Ich habe längst empfunden, daß meine Ueberzeugungen, mein Heiligstes und Höchstes, sich nicht mit meiner Stellung vertragen, so muß ich sie aufgeben, und ich rechne mir die Schwäche, so lange geblieben zu sein, als Schuld an. Ich gehöre auf den Kampfplatz zu meinen Freunden und Gesinnungsgenossen, nicht in das Lager ihrer Feinde."

„Erspare mir dergleichen Phrasen", sagte Herr Werber, „ich verlange nicht danach, sie zu hören, wünsche nichts von den Grundsätzen zu erfahren, welche die gesunde Vernunft, und nicht genug daran, auch noch die besten Gefühle im Menschen, welche zumal das jugendliche Herz sonst schmücken, Anhänglichkeit, Liebe, Dankbarkeit, zerstören und mit der Wurzel ausrotten; ich will von dem allen nichts hören."

„Ich kann nicht bleiben, ich würde mir selbst untreu werden —"

„So gehe!"

Der alte Mann und der Jüngling standen sich mit finsteren Mienen, beide tief erregt, gegenüber, sie schwiegen beide, und fühlten doch, daß sie sich noch viel zu sagen hatten.

„Darf man wissen, was Du zu thun gedenkst?" fragte endlich Herr Werber grollend.

„Mich durch meiner Hände Arbeit mühselig ernähren, wie Tausende meiner Brüder", entgegnete Hermann stolz.

„Und hast Du das bisher nicht gethan, thun wirs nicht alle je nach Gaben und Verhältnissen? Welcher Unsinn spukt in Deinem Hirn!"

Digitized by Google

„Ich bin reich im Verhältniß zu jenen Tausenden und ich schäme mich meines Besitzes, der Besitzlosigkeit der bittern Armuth gegenüber, deshalb muß ich gehen, und ich danke Ihnen, daß Sie meiner Schwäche zu Hilfe kommen und mich fortschicken."

„Ich schicke Dich nicht, ich verlange nur Pflichttreue und Gehorsam von Dir."

„Die ich in dem Sinn, wie Sie sie fordern, nicht versprechen kann. Wann werden Sie mich entlassen?"

„Wann Du willst", entgegnete Herr Werber, ohne Hermann anzusehen.

Dieser zuckte zusammen; es flog ein Etwas wie Zorn und Rührung zugleich über seine Züge. Aber er raffte sich auf und fragte kalt: „Darf ich denn schon heute gehen?"

Herr Werber wandte sich rasch um und sah Hermann mit einem Blick so schmerzlicher Ueberraschung an, daß, wenn dieser ihm begegnet wäre, vielleicht die Fülle väterlicher Liebe, die daraus sprach, sein Herz getroffen hätte. Aber er hielt den Blick gesenkt und wartete der Antwort, die einen Moment ausblieb. Dann sagte Herr Werber im schroffsten Tone: „Ich halte Dich nicht."

„Ich danke Ihnen."

Die Thür fiel hinter ihm zu und Herr Werber wandte den Kopf und starrte auf die Stelle, auf der Hermann gestanden hatte. „Das ist also das Ende, das der Dank eines Menschen, in dem ich mir einen Sohn erzogen zu haben hoffte", murmelte er vor sich hin. „Kindischer Thor, der ich war!"

Es war ein Tag schmerzlichster Aufregung, bittersten Kummers in dem Werberschen Hause. Keiner hatte gefürchtet, daß es so weit kommen werde, jeder war durch diesen Ausgang überrascht und tief bekümmert. Renate fühlte sich von peinigendster Unruhe hin und her getrieben; sie meinte, er müsse und werde ja noch einmal kommen, und dann wollte sie ihn allein sprechen. Ihr war es ja schon oft gelungen, seine Leidenschaft zu dämpfen, sein erregtes Gemüth zu beruhigen, warum sollte es nicht auch heute möglich sein? Vielleicht wurde dann noch alles gut! Sie ging in der dunkeln Allee des Gartens auf und ab, als könnte das junge Laub der Bäume, das da oben säuselte und flüsterte, ihr Ruhe ins Herz sprechen. Wie oft hatte sie hier mit ihm als Kind gespielt, und dann als junges Mädchen mit ihm geplaudert, gelacht, gescherzt, tausend Erinnerungen knüpften sich für sie beide an diesen Garten, er würde sich auch heute diesen nicht verschließen, sie würden ihre Macht auf ihn üben, und er würde bleiben, wenn er nur erst käme! Und endlich hörte sie seinen Schritt und er stand vor ihr und hielt ihre Hände.

„Es ist schön von Dir, Renate, daß Du hier auf mich gewartet hast, denn gewartet hast Du, nicht wahr?" sagte er erregt, „ich mußte Dich allein sprechen, und hätte mir diese Rücksprache auf irgend eine Weise erzwungen, bevor ich fortgehe."

„Du wirst nicht gehen, Hermann", fiel sie ein, „Du wirst bleiben und gut sein und nachgeben."

„Laß das", unterbrach er sie, „auch Du verstehst noch nicht die hohen, herrlichen Ideen zu fassen, die uns begeistern und zu großen Thaten

Digitized by Google

treiben werden, Du verstehst sie noch nicht, aber Du wirst sie verstehen lernen, denn ich werde Dichs lehren. Du wirst mich nicht verlassen, Renate, Du wirst mit mir kommen, als meine Geliebte, meine Braut, mein Weib!"

Er hatte mit immer gesteigerter Leidenschaft gesprochen und als er sie jetzt stürmisch an sich ziehen wollte, trat sie unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Du rasest, Hermann", sagte sie.

„Vielleicht hast Du recht, denn Liebe ist Raserei, eine süße, beseligende Tollheit, und ich liebe Dich, Renate, tief, heiß, leidenschaftlich. Du mußt es ja wissen, ich kann ohne Dich nicht leben, aber mit Dir werde ich große Thaten thun, ich werde das arme Volk erretten aus seinem Elend, ich werde können was ich muß, Armuth und Dürftigkeit werden nicht schwer sein! Wir werden darben, Renate, denn Reichthum, Besitz sind Sünde, so lange Tausende unserer Brüder hungern, aber wir werden uns lieben und diese Liebe wird unser Leben verklären, sie wird mich begeistern, Du wirst meine Heldin, meine Gattin sein, Renate, Du bist mein!"

Seine Leidenschaft, die wie eine Flamme über ihr zusammenschlug, hatte sie einen Moment mit fortgerissen, sie duldete es, daß er sie umfaßte, daß seine heißen Küsse auf ihren Lippen brannten, und sie ließ ihren Kopf einen Moment an seiner Schulter ruhen, dann aber fuhr sie auf und befreite sich aus seinen Armen.

„Was willst Du, Hermann, wie darfst Du jetzt von Liebe sprechen, nachdem Du Dich mit dem Vater erzürnt, nachdem alles, alles aus ist!"

„Liebst Du mich?" fragte er.

„Kehre zu uns zurück, versöhne Dich mit dem Vater, dann will ich Dir antworten."

„Liebst Du mich?" fragte er noch einmal, dringender.

„Ich weiß es nicht, Hermann", erwiederte sie beängstigt, „dränge mich nicht, bleibe bei uns, dann wird es auch in mir klar werden."

„Renate, sei nicht grausam", bat er, „ich dürste nach Deiner Liebe, wie der Verschmachtende nach der Quelle, jetzt, eben jetzt will ichs wissen, ob Du mich liebst, ich brauche Dich, Du sollst mir Muth und Kraft geben, an Deiner Liebe will ich zu Großem erstarken."

„Und wenn ich Dir sagte: ich liebe Dich — ich weiß es nicht, aber wenn ich es wüßte, Hermann, und wenn ich es Dir sagte — was nützt es uns jetzt, heute? Würde der Vater je seine Einwilligung zu unserer Verbindung geben, jetzt, wo Du Dich von ihm losgesagt, ihn so tief gekränkt hast?"

„Dein Vater, und immer Dein Vater! Was braucht die Liebe mehr als sich selbst! Sei mein, Renate, und wir fragen nichts nach Himmel und Erde, komm mit mir, noch heute, jetzt, was brauchen wir die Einwilligung Deines Vaters."

„Hermann!"

„Komm, ich weiß, daß Dein Vater Dich mir jetzt nicht giebt, aber komm freiwillig, sei mein Genius, mein Trost und Glück in der Noth des Lebens, ich werde zum Helden, wenn ich Dich am Herzen halte, sei mein und Du dienst der großen Sache, der mein ganzes Dasein gehört. Komm, Renate!"

Digitized by Google

Er breitete die Arme nach ihr aus, sie aber hob nur abwehrend die Hände, ihr Herz schlug so heftig, daß es ihr den Athem nahm, und sie kein Wort über die Lippen brachte.

„Entflieh mit mir und sei mein Weib!“ rief er.

Das Wort wirkte ernüchternd auf sie. Nichts Eigenes, das Wort eines anderen, in solchem Augenblick! Sie war sich selbst nicht klar bewußt, daß sie es dachte, aber es zuckte doch wie ein Blitz durch ihre Seele und nun konnte sie ihm antworten.

„Geh, Hermann, es ist vorbei zwischen uns, alles vorbei, ich verstehe Dich nicht mehr, Du mich nicht. Du hast Dich losgerissen, ich kann es nicht, will es nicht, ich liebe meine Eltern und werde nie einem Manne angehören ohne ihren Willen, Du hast mich durch Deine Zumuthung vor mir selbst erniedrigt, geh!“

„Renate!“

Er wollte auf sie zustürzen, sie an sich reißen, sie wehrte ihm.

„Rühre mich nicht an“, gebot sie, „es ist aus!“

Sie wandte sich und eilte mit beflügelten Schritten auf ihr Zimmer. Dort, hinter verschlossenen Thüren weinte sie heiß und leidenschaftlich, sie wußte es selbst nicht, galten diese Thränen einem vorübergerauschten Jugendglück, oder einer verlorenen Liebe.

Der Sommer war trübe und still in dem Werberschen Hause vergangen. Der Name Hermanns war nicht mehr genannt worden, aber an Herrn Werbers Herzen nagte die schmerzliche Erfahrung. Renate sah ernst und bleich aus und Frau Christinens Auge schweifte bekümmert von einem zum andern, und dann seufzte sie und hätte so gern etwas dazu gethan, die Wolken auf der Stirn der beiden ihr liebsten Menschen zu zerstreuen und wußte doch nicht wie. In den ersten Wochen hatte Renate täglich auf einen Brief von Hermann gewartet, sie meinte, er könne so nicht scheiden, er könne nicht auf einmal und vollständig das feste Band zerreißen, das sie verbunden hatte. Als aber Tag nach Tag verging, ohne eine Kunde von ihm, hatte sie auch diese Hoffnung aufgegeben. Er hatte sie doch wohl nicht geliebt, wenn er es auch in glühenden Worten, in einer Stunde der Leidenschaft gesagt.

Als der Winter kam und mit ihm allerlei gesellige Freuden, war es Frau Christine, die denselben diesmal besonders hold schien; die stille Frau hatte plötzlich eine unüberwindliche Neigung für Gesellschaften, Theater, Konzerte und wie eben die sich darbietenden Zerstreuungen heißen mochten, gewonnen. Zunächst schienen nun freilich dieselben, die Hoffnungen der Frau Christine an sie knüpfte, nicht erfüllen zu wollen, Renate blieb still und bleich und ihr frohes Lachen wollte nicht wiederkehren.

Es war ein Ball im Hause des Präsidenten von Willberg, der erste in dieser Saison. Der Präsident, der gern ein freundliches Einvernehmen mit den Bürgern der Stadt erhielt und andererseits der Geldaristokratie ihr volles Recht einräumte, ein um so größeres vielleicht, als er selbst arm war, lud stets einen Theil der Kaufmannschaft zu seinen Festen, die Werbersche Familie fehlte fast niemals. Frau Christine hatte mit besonderer Sorgfalt Renatens Toilette überwacht, sie

Digitized by Google

mußte gestehen, daß sie sehr wohl gelungen war und Renate reizend kleidete; so schmeichelte es denn auch ihrem mütterlichen Stolz nicht wenig, als der Präsident sie schon an der Thür mit den Worten begrüßte: „Ah, Fräulein Werber, man ist es freilich gewohnt, Sie als der Schönsten eine zu sehen, heute aber haben Sie sich selbst übertroffen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Sohn vorstelle. Assessor Egon von Willberg."

Renate erröthete und als sie das Auge zu dem Assessor aufschlug, fand sie, daß das seine mit unverhohlener Bewunderung auf ihr ruhte.

„Darf ich Sie um den ersten Tanz bitten, mein Fräulein?" fragte er.

Die ersten Geigenstriche erklangen bereits, bald flog Renate im Tanz mit ihm durch den Saal und fand, daß er ein guter Tänzer war. Er erzählte, daß er erst seit gestern hier sei, recht a tempo zu dem heutigen Fest gekommen, es sei ein Kommissarium, eine Vertretung, mit der man ihn betraut, so zu sagen ein Akt besondern Vertrauens, dessen er sich bei seinen Herrn Vorgesetzten erfreue, vielleicht habe man auch seinem Vater die Gunst erweisen wollen, einmal den ältesten Sohn für einige Monate in seiner Nähe haben zu dürfen. Wie dem nun auch sei, er habe sich sehr gefreut, eine Zeit lang hier sein zu können und freue sich jetzt noch mehr.

„Darf ich Sie um den Rheinländer bitten, mein Fräulein?" fuhr er fort, „er ist nämlich meine besondere Passion, Papa wollte ihn nicht tanzen lassen, ich glaube er hat recht, wenige Leute tanzen ihn gut, aber ich habe ihn eingeschoben, denn ich schwärme dafür und ich bin überzeugt, Sie tanzen ihn entzückend, mein Fräulein."

„Er ist wenigstens mein Lieblingstanz", entgegnete Renate lächelnd.

„Das war mein Scharfblick", rief Egon, „er würde nicht Ihr Lieblingstanz sein, wenn Sie nicht Meisterin darin wären."

Renate lächelte wieder und notirte seinen Namen auf ihrer Tanzkarte.

„Bei uns, d. h. in der Hauptstadt, ich habe dort studirt und sie seitdem kaum mehr verlassen, es ist ein anderer Zug dort, der durch das ganze Leben, durch die Geselligkeit geht, also bei uns ist der Rheinländer Mode geworden, ich darf mir schmeicheln, etwas dazu beigetragen zu haben, ihn so in Flor zu bringen. Waren Sie je in der Residenz?"

Renate verneinte.

„O, mein Fräulein, das ist aber zu schade! Ich versichere Sie, dort erst weiß man was leben heißt." Und er begann, ihr ein so farbenreiches und heiteres Bild zu entwerfen, daß sie ihm gespannt folgte und als der Tanz zu Ende war, dachte: Herr von Willberg verstehe ebenso gut zu unterhalten, als zu tanzen.

Es wurde an kleinen Tischen soupirt und an keinem derselben ging es heiterer zu, wurde mehr gelacht und gescherzt, als an dem, an welchem Herr von Willberg saß. Renate saß ihm gegenüber und sie lachte so fröhlich mit, daß Frau Christine, die ihren Platz so hatte, daß sie die Tochter sehen konnte, die lebhafteste Freude empfand.

Eben trugen die Diener Eis herum.

„Ich glaube das Souper ist bald zu Ende", sagte Herr von Willberg, „vorher müssen wir unsere Gläser noch einmal an einander klingen

Digitized by Google

lassen." Er hob sein Glas „alles Gute und Schöne! Zu dem Schönen gehört zunächst die Kunst. Wir sind so glücklich, eine Künstlerin an unserm Tisch zu sehen." Er verneigte sich leicht gegen Renate.

„Bewahre, Herr von Willberg, kleine Dilettantenversuche zur eigenen Freude, weiter nichts."

„O, mein Fräulein, Sie täuschen mich nicht, Fräulein von Stern war eben so gütig mir mitzutheilen, daß Sie eine bedeutende Malerin sind und nun, nachdem wir angestoßen, also auf die Kunst, die göttliche! wage ich die Bitte, ob Sie mir gestatten wollen, Ihr Atelier zu besuchen. Fräulein von Stern erzählte mir von einer bewunderungswürdigen, stimmungsvollen Landschaft, ich schwärme für Landschaften, darf ich kommen?"

„Ich wiederhole, Herr von Willberg, meine Bilder bleiben weit hinter dem zurück, was ich selbst zu leisten wünsche, sie sind lange keine Kunstwerke, wenn es Sie aber interessirt, sie zu sehen, so will ich sie Ihnen gern zeigen."

„Tausend Dank, mein Fräulein."

Und dann wurde die Tafel aufgehoben und im Kotillon, den man noch tanzte, brachte Egon Renate einen Strauß, er habe den allerschönsten ausgesucht, sagte er und fügte dann während des Tanzes hinzu: er hoffe, dieser Strauß solle sie, wenn sie es sonst vielleicht bis morgen vergessen habe, daran erinnern, daß sie ihm gestattet, in ihr Atelier zu kommen.

„Der Präsident versteht es, Gesellschaften zu arrangiren, das muß man ihm lassen", sagte Herr Werber auf der Nachhausefahrt.

„Ja, es war ein sehr hübscher Abend, nicht wahr, Renatchen?" stimmte Frau Christine ein.

„Ein sehr hübscher", sagte Renate. Sie mußte sich gestehen, daß sie heute zum ersten Mal wieder froh gewesen sei und als sie auf ihrem Zimmer die Blumen aus ihren Haaren nahm, wiederholte sie leise: Ein sehr hübscher Abend und dachte dann, daß Egon von Willberg doch ein recht liebenswürdiger Mann sei.

Schon am nächsten Tage machte er einen Besuch im Werberschen Hause; er sah Renatens Bilder, lobte sie nicht nur, sondern hielt auch hier und dort mit einem Tadel nicht zurück und entwickelte ein so treffendes Kunsturtheil, daß sie bald in die lebhafteste Unterhaltung verwickelt waren.

Seit diesem Tage war Egon von Willberg ein häufiger und immer gern gesehener Gast im Werberschen Hause. Ueberdies entfaltete die Saison bald ihr buntestes Treiben und überall, bei den geselligen Unternehmungen aller Art, war Herr von Willberg, wenn nicht immer der Entrepreneur, so doch stets der belebende Mittelpunkt derselben. Er besaß eben so viel Geist und Witz, als zur Würze der Unterhaltung nothwendig sind, und doch nicht genug um der großen Summe der Durchschnittsmenschen dadurch unbequem zu werden, er tanzte vortrefflich, er spielte und sang ein wenig, gerade so viel, als man in der Gesellschaft gern zu hören pflegt, er wußte über alles und jedes mit einer gewandten Art zu sprechen, die tieferes Verständniß voraussetzen ließ und zu dem allen kam die glänzende Folie, daß er der Sohn des Präsidenten von

Digitized by Google

Willberg war und daß, wie man sich zuflüsterte, sein diplomatisches Talent ihm eine Carrière sicherte.

Daß Egon Renate vor allen jungen Damen der Gesellschaft auszeichnete, war keinem ein Geheimniß und ihr selbst am wenigsten. Seine Aufmerksamkeit that ihr wohl, seine Unterhaltung erheiterte und interessirte sie, sie freute sich, wenn er, sobald sie nur eintrat, an ihrer Seite war und sie gab sich gern den angenehmen Empfindungen hin, die seine Gegenwart in ihr erweckte. In einzelnen Momenten hatte er ein Wort fallen lassen, das von einem Wünschen sprach, welches über die Stunde hinausging, dann war es Renate heiß geworden und eine beklemmende Angst hatte sie überkommen. Sie hatte dann schnell die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet hinübergeleitet, sie wollte ja nur sich des Augenblicks freuen, nichts mehr.

Der Winter ging zu Ende und mit ihm hörte auch das Kommissarium auf, das Herrn von Willberg hierher geführt hatte. Man bedauerte in der Gesellschaft lebhaft das Scheiden des angenehmen jungen Mannes, man diskutirte wie man ihn vermissen würde, wie keiner der anderen jungen Herren geeignet wäre, seine Stelle einzunehmen und erinnerte sich mit Vergnügen aller der angenehmen Stunden, die man ihm verdankte. Renate schwieg, sie wußte, daß sie ihn mehr als alle anderen vermissen, daß eine Leere in ihrem Leben eintreten würde, vor der ihr bangte. Sie war in allen diesen Monaten so froh gewesen, alle die trüben Gedanken, die sie vorher gequält hatten, waren verschwunden. Hermanns Bild trat wieder vor ihre Seele, sie mußte sich gestehen, daß sie seit lange, seit wie lange! nicht mehr an ihn gedacht hatte und nun erweckte dieser Gedanke unwillkürlich einen Vergleich, der nicht zu Gunsten Hermanns ausfiel. Wenn Willberg nun ging, würde sie ihn vielleicht niemehr wiedersehen, wie schade! Sie war in seiner Gesellschaft stets heiter und angenehm angeregt gewesen, während Hermanns Gegenwart seit lange nur niederdrückend und beängstigend gewirkt hatte. Vielleicht aber ging er nicht, ohne den Andeutungen, die sie schon mehr als einmal erschreckt hatten, eine feste Form und Gestalt zu geben und wenn das geschah, was dann? Liebte sie ihn denn, brachte ihr seine Nähe das überwältigende Glück, das selige Genügen, das sie sich stets in der Liebe geträumt hatte. Sie barg einen Augenblick das Gesicht in den Händen und dann sprang sie auf und eilte an die Staffelei, was waren es nur für thörichte Gedanken, mit denen sie sich quälte. Willberg dachte gewiß gar nicht daran, ein entscheidendes Wort zu sprechen, er war eben ein galanter Mann, der mit ihr ein wenig lieber plauderte als mit anderen und sie wollte sich die letzten Tage seines Hierseins nicht noch durch solche unnöthigen Grübeleien verkümmern, sie wollte froh sein, recht froh!

Am Abend war eine Gesellschaft bei dem Präsidenten, ein Abschiedsfest für Egon. Er war liebenswürdiger, glänzender, unterhaltender als je und wich fast nicht von Renatens Seite.

„Erinnern Sie sich noch jenes Abends, als wir uns hier zum ersten Mal sahen, Fräulein Renate?“ fragte er. „Es war am Tage nach meiner Ankunft.“

„Gewiß, Herr von Willberg“, entgegnete sie, „wie sollte ich nicht, es war ein sehr hübscher Ball.“

Digitized by Google

„Mir wird er unvergeßlich bleiben, er bezeichnet einen Abschnitt in meinem Leben."

Er schwieg, Renate erröthete und sagte ein wenig verwirrt: „Wir tanzten den Rheinländer zum ersten Mal zusammen, wie später noch oft."

„Noch oft", wiederholte er nachdenklich. „Sie trugen ein blaues Kleid und blaßrothe Blüten in den Haaren, ich weiß es genau."

Renate wurde noch verwirrter. „Welch gutes Gedächtniß Sie haben."

„Weil ich mir Ihr Bild, wie ich Sie damals, zum ersten Mal sah, unzählige Male vor die Seele gezaubert habe und weil, lassen Sie es mich gestehen, ich an jenem Abend fort und fort die Bitte auf den Lippen hatte, Sie möchten mir eine der Blüten zum Andenken an die köstlichen Stunden geben. Mein größter Fehler ist die Schüchternheit", fuhr er, aus dem ernsten Ton, plötzlich in einen scherzhaften übergehend, fort, „und eben diese abscheuliche Schüchternheit legte mir damals Schweigen auf."

„Schüchtern, Herr von Willberg und schüchtern", rief eine junge Dame, die eben an Renate herangetreten war und Egons letzte Worte aufgefangen hatte, „nein, das ist zu komisch! Nicht wahr! Fräulein Werber, zu komisch?"

Renate lachte und erklärte es auch für sehr komisch, aber ihr Herz schlug dabei so heftig, daß sie froh war als eben im Nebenzimmer ein musikalischer Vortrag begann und sie dadurch Zeit gewann, sich zu sammeln.

Als die Gesellschaft auseinander ging und in dem bunten Durcheinander des Verabschiedens einer nicht auf den andern achtete, trat Egon nahe an Renate heran.

„Sie haben vorhin gesagt, daß Sie mich nicht für schüchtern hielten, Fräulein Renate", flüsterte er, „darf ichs jetzt beweisen, daß Sie recht hatten und das damals Versäumte nachholen, indem ich Sie bitte: schenken Sie mir ein Andenken an den heutigen Abend, nur eine Blume aus Ihrem Strauß."

„Herr von Willberg."

„Renate", rief die Mutter aus dem Nebenzimmer, „wo bleibt nur meine Tochter?"

„Seien Sie nicht grausam, nur eine Blume", bat er.

„Renate —"

Sie stand schon an der Thür, sie wandte sich noch einmal nach ihm um und eine dunkelglühende Kamelie lag in seiner Hand.

Renate saß in ihrem Zimmer, sie hatte malen wollen, sie hatte auch eine Weile vor der Staffelei gestanden, aber aus dem Malen war nichts geworden und da hatte sie Pinsel und Palette weggelegt und war in ihrem Zimmer auf und ab gegangen, dann hatte sie wieder gemeint, todtmüde von dem gestrigen Abend zu sein, sie waren erst um drei Uhr nach Hause gekommen und hatte sich auf das Sopha gelegt, um auszuruhen. Und nun starrte sie mit weitgeöffneten Augen nach der Decke und verfolgte die Verschlingungen der dunkelbraunen Streifen, die sich da zu Rosetten formten und immer und immer wieder hörte sie Egons

Digitized by Google

Worte, sah den Blick, der sie begleitet hatte, beides war nicht mißzuverstehen gewesen. Wie anders war sein Liebeswerben als das Hermanns, so zart, so bescheiden, so in den Grenzen der Sitte und Gewohnheit gezogen, dagegen Hermanns wilde, stürmische Leidenschaft, sie schauderte heute noch davor, sie zürnte ihm noch heute, heute mehr denn je, daß er es gewagt, so zu ihr zu reden. Hatte sie nicht Unrecht gethan, Egon gestern die Blume zu geben, hatte sie damit nicht Hoffnungen in ihm erweckt, ihm Rechte gegeben, die er heute kommen konnte, einzufordern? Und wollte sie sie ihm gewähren? Nie, nie! Sie sprang auf und preßte die Hände gegen die Schläfen und dann ging sie wieder in dem Zimmer auf und ab und fragte sich, warum sie denn plötzlich laut: Nie! gesagt, er gefiel ihr ja doch so wohl, er hatte alle die Eigenschaften, die sie am Manne hochschätzte, er liebte sie — gewiß, er liebte sie. Zum ersten Mal fiel ihr ein, daß sie ein reiches Mädchen war, hatte er vielleicht auch daran gedacht? Die Willbergs waren arm. Pfui, wie häßlich! Sie verwarf rasch den abscheulichen Gedanken, ihm stand ja eine glänzende Carrière bevor, alle Welt sagte es, was brauchte er da ihr Geld! Sie wollte alle die dummen Gedanken verbannen und fleißig sein; mit dem Malen ging es heute nicht, so wollte sie eine Handarbeit vornehmen. Sie setzte sich, griff nach der Stickerei, die in einem Korbe lag und nähte mit einem Eifer, als ob davon das Leben abhinge. Da wurde die Thür geöffnet und ihr Vater trat ein. Der Vater zu so ungewöhnlicher Stunde, er war zu dieser Zeit stets im Comptoir und erwähnte es oft mit Stolz, daß er durch dieses Einhalten der Comptoirstunden seinen Gehilfen mit gutem Beispiel vorangehe, so mußte es einen besonderen Grund haben, daß er heute von der Regel abwich.

Renate war aufgestanden und ihm einige Schritte entgegen gegangen, aber sie zitterte so heftig, daß sie stehen bleiben und sich auf die Stuhllehne stützen mußte.

„Lieber Vater", sagte sie, „Du kommst zu mir, das ist schön."

„Ich komme in einer ernsten Sache, mein Kind", entgegnete Herr Werber, „komm, setze Dich zu mir." Er zog sie auf das Sopha, neben sich und begann von neuem: „Herr von Willberg war soeben bei mir, er warb um Deine Hand, Renate. Mich traf das Ereigniß nicht unvorbereitet, ich glaubte nach seinen Verhalten zu Dir und mir, es erwarten zu dürfen und ich sage Dir mit Freuden, daß ich stolz auf diese Werbung bin. Ich habe ihm, nachdem wir uns über die äußeren Angelegenheiten, hinsichtlich der Gestaltung Eurer Zukunft, geeinigt haben, mein unbedenkliches Jawort gegeben und setze voraus, Du, meine Tochter, wirst desgleichen thun."

„Lieber Vater, laß mir Zeit", bat Renate, und fuhr erschrocken und aufgeregt mit der Hand über Stirn und Augen.

„Das möchte schwerlich gehen, liebes Kind, da Herr von Willberg morgen abreist und selbstverständlich unsere Entscheidung mitzunehmen wünscht. Es wäre einem, nach jeder Richtung so ehrenden Antrag gegenüber seltsam, ja unerlaubt, den Mann im Ungewissen zu lassen."

Renate preßte die Hände ineinander. „O mein Gott, diese rasche Entscheidung, was soll ich thun, ich kann so schnell nicht mit mir selbst ins klare kommen."

Herr Werber lächelte und legte die Hand unter Renatens Kinn.

Digitized by Google

„Mein gutes Kind, ich meine, Herrn von Willbergs Werbung kann Dich nicht so außerordentlich überraschen; er hat Dich auf eine so eklatante Weise ausgezeichnet, daß Du unmöglich die einzige gewesen sein kannst, die es nicht bemerkt hat. So wirst Du denn doch also auch darüber nachgedacht haben, wie Du zu seinen Wünschen stehst und laß mich hinzufügen, daß ich annehme, Du bist ihnen geneigt, da ich andernfalls Dein Verhalten ihm gegenüber nicht korrekt nennen könnte."

„Nun ja, er gefällt mir wohl, ich habe ihn gern, es thut mir leid, daß er fortgeht, das habe ich ihm gezeigt, aber ob ich ihn liebe, wie das Mädchen den Mann, dem sie fürs Leben angehören soll, lieben muß, ich weiß es nicht, ich glaube es nicht, nein, nein."

Herr Werber lächelte wieder. „Er gefällt Dir, Du hast ihn gern und es thut Dir leid, daß er fortgeht, nun, mein Kind, was willst Du mehr, das heißt mit einem andern Wort: Du liebst ihn. Und wenn es nicht die berauschende, zerstörende Leidenschaft ist, die man in der Jugend gern Liebe nennt, so glaube mir, daß dies ruhige Wohlwollen eine sicherere Bürgschaft für ein dauerndes Glück ist, als eben jene Leidenschaft."

Renate saß noch immer mit ineinander geschlungenen Fingern, hochathmend, den Kopf gesenkt. Sie schwieg. Nach einer Pause nahm der Vater noch einmal das Wort.

„Du hast natürlich freie Wahl, mein Kind, ich werde Dich in keiner Weise zwingen, oder auch nur beschränken, aber ich fühle mich verpflichtet, Dir zu sagen, daß ich es in hohem Grade thöricht finden und tief beklagen würde, wenn Du eine so in jeder Weise ehrende und wünschenswerthe Partie, ausschlügst. Herr von Willberg ist ein Mann, den ich hochschätze und ehre, er ist liebenswürdig und angenehm, er ist, was Ihr Mädchen ja so hoch anschlagt, ein schöner und stattlicher Mann, ihm steht unzweifelhaft eine glänzende Carriere bevor, und er gehört, was ich für nichts Geringes halte, einer hohen Beamtenfamilie und der Aristokratie unseres Landes an. Du weißt, mein Kind, daß ich stolz darauf bin, ein selbstgemachter Mann zu sein, mich aus eigener Kraft, aus dem Volk, zu meiner gegenwärtigen Stellung emporgearbeitet zu haben, aber umsomehr halte ich es für eine Ehre, wenn ein Aristokrat sich mit meiner Familie verbindet, wenn meine Tochter, die Tochter eines schlichten Bürgers, in die Familie eines Präsidenten von Willberg eintritt. Herr von Willberg wird schnell steigen, ihm ist zum mindesten eine ähnliche Stellung wie die seines Vaters, sicher, und was diesem an äußeren Mitteln fehlt, eine solche glänzend zu repräsentiren, das wird dem Sohn durch Dein Vermögen gewährt werden. Ich halte es für geboten, Dir, meine Tochter, auch diese äußeren Vortheile einer Verbindung mit Herrn von Willberg, vor Augen zu führen, denn ich weiß, daß die Jugend, wenn sie von Liebe spricht, an dergleichen nicht denkt, bin aber ebenso überzeugt, daß Du, bei vernünftiger Ueberlegung, es nicht unterschätzest, und nun will ich Dir Zeit bis heute Nachmittag lassen, Du wünschest Dich auch vielleicht mit der Mutter zu besprechen."

Renate blieb in unsäglicher Aufregung zurück. Alle die Zweifelsfragen, die sich ihr zuvor schon aufgedrängt hatten, bestürmten sie nun, da das Geahnte, das vielleicht Erwartete, Gewißheit geworden war, um so heftiger und beängstigender. Auf der einen Seite stand das Zagen, ob, das was sie für Egon empfand, Liebe sei, und ob eine Ehe, die

Digitized by Google

ohne tiefe, wahre, alles besiegende Liebe geschlossen, zum Heil führen könne, auf der andern Seite ihr wirklich aufrichtiges Wohlgefallen an dem jungen Manne, die glänzenden Zukunftsbilder, die der Vater ihr entworfen hatte, und die Furcht vor der Leere, die plötzlich in ihr Leben einkehren würde, wenn er fortging. Wieder tauchte Hermanns Bild vor ihr auf und wieder trug es dazu bei, Egon in um so hellerem Lichte vor ihr erscheinen zu lassen; wie zart, wie edel gedacht war es von ihm, sich mit seiner Werbung an den Vater zu wenden, sie nicht durch Ueberraschung zwingen, ihr eine möglicherweise peinliche Situation ersparen zu wollen. Er ist ein Gentleman durch und durch, dachte sie, und sie empfand plötzlich ein lebhaftes Bedauern, ihn kränken zu sollen, ihn mit einem schmerzlichen Eindruck abreisen zu lassen.

Dann ging sie zur Mutter, und diese fiel ihr unter Thränen um den Hals, streichelte ihre Wange, und meinte, ein solches Glück habe sie sich nie geträumt, ihr geliebtes Kind als Frau von Willberg und als Schwiegertochter des Präsidenten zu sehen, vor dem sie immer, trotz aller seiner Freundlichkeit, eine gewisse Scheu empfunden habe.

„Und Deine Ausstattung soll glänzend werden, Herzchen, dafür laß mich nur sorgen. Alles viel schöner noch als bei uns; geschnitzte Möbel und seidene Ueberzüge und Sevresporzellan und viel Silber und alles echt und Portieren und Damastgedecke, weißt Du, die schönen, die wir neulich bei Lehmann sahen — nun, laß mich nur machen, ich verstehe das — und der Vater meint, er würde eine große Carrière machen, Gott, am Ende wirst Du noch Excellenz, meine Renate und Excellenz, wenn ich das erlebe!"

Sie umfaßte die Tochter und küßte sie und weinte und lachte in einem Athem.

„Aber, liebe Mutter, wenn ich nun Herrn von Willberg gar nicht nehme", erwiederte Renate beklommen.

„Aber Renatchen", rief Frau Christine, „den reizenden Menschen, so elegant und so hübsch und so liebenswürdig, na das wäre! Ich traf ihn dort im Vorzimmer, als er vom Vater kam, und er war ganz gerührt und küßte mir die Hand, denke nur, er küßte mir die Hand, und den wolltest Du nicht nehmen, Herr meines Lebens, das wäre ja der pure Wahnsinn! Aber Du scherzest auch nur, ich weiß es ja, daß Du ihn gern hast, Du hast es ihm ja gezeigt und ein Mann, wie Herr von Willberg würde schwerlich um ein Mädchen werben, bei dem er nicht sicher des Jaworts wäre, der braucht sich keinen Korb zu holen, er hat die Wahl, und darum eben bin ich so stolz, daß er Dich gewählt hat, meine Renate, mein Kind!"

Also auch die Mutter hielt es für thöricht, für unmöglich, ihn abzuweisen, auch sie meinte, sie habe ihm ein Recht gegeben, ihres Jaworts sicher zu sein, warum schwankte und zögerte sie nur?

„Liebste Mutter, ja, ich habe ihn gern, und — ich will ihn ja auch."

Sie lehnte den Kopf auf der Mutter Schulter und all das Bangen und Zagen dieses Tages löste sich in einer heißen Thränenflut.

Und dann kam Egon, und wie er nun so glücklich und so dankbar und zärtlich war und ihre Hände und ihren Mund küßte, sie seine geliebte Braut, sein ganzes Glück, auf das er stolz sei, nannte und ihr er-

Digitized by Google

zählte, daß er sie vom ersten Augenblick an, als er sie gesehen, geliebt habe, damals, als sie den Rheinländer zusammen getanzt — ob sie es wohl wisse? — schon empfunden habe, daß er nicht mehr von ihr lassen könne, da umfing sie eine berauschende Wonne, wie sie bisher niemals gekannt hatte, und wenn sie in die Augen ihrer Eltern sah, die in stolzer Freude leuchteten, dann meinte sie, es könne keinen glücklicheren Menschen geben, als eben sie und lächelte, daß sie so lange gezögert hatte, dieses vollgebotene Glück zu ergreifen.

Der Präsident, der als Aristokrat im vollen Sinne, vielleicht nicht gern die Verbindung seines Sohnes mit einem bürgerlichen Mädchen sah, dessen Großvater noch die schweren Warenballen in den Speichern abgeladen hatte, war auf der andern Seite doch nicht unempfindlich gegen die Vortheile, die seinem Sohn aus dem Besitz eines großen Vermögens erwuchsen. Renate war sehr reich und schön, Herr Werber ein durchaus geachteter Mann, so sah er über das was fehlte hinweg, und nahm die Schwiegertochter gern auf.

Die nächsten Monate vergingen für Renate in dem eigenthümlichen Rausch bräutlichen Glückes; geliebt, verwöhnt, der Mittelpunkt alles Denkens und Sorgens in dem elterlichen Hause, von den zärtlichsten Briefen, von Aufmerksamkeiten und Geschenken ihres Verlobten überschüttet, von allen Preis und Lob ihres glänzenden Loses hörend, fühlte sie sich wie in einem Zauber gefangen, der jede Frage, ob es eben mehr als ein Rausch, ob es ein tiefes, innerliches Glück sei, ausschloß.

In dieser Zeit der Freude, die alle Herzen so ganz erfüllte und in Anspruch nahm, war der Gedanke an Hermann mehr und mehr in den Hintergrund getreten; alle hatten sich leichter daran gewöhnt, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre, ihn als einen Verschollenen zu betrachten, als Einen, der alle der Liebe und Treue nicht werth gewesen sei, da er sie nur mit Undank gelohnt hatte. Ob er noch eine Verbindung nach der alten Heimat unterhielt, wußte man, wenigstens in dem Werberschen Hause nicht, man wußte auch nicht, wohin er seine Schritte gelenkt hatte, was aus ihm geworden war, und nach einem stillschweigenden Uebereinkommen nannte niemand seinen Namen, es war eine Wunde, die man nicht berühren durfte.

Im Herbst war Renatens Hochzeit; es war ein Freudenfest im vollen Sinne des Wortes, alle Betheiligten sahen es als die Erfüllung schönster Hoffnungen an, und nach einem kurzen, schmerzlichen Abschied von den Eltern, führte Willberg seine junge, schöne Gattin in die Residenz, wo sie bald ein Strudel rauschender Genüsse mit sich fortriß.

Es war ein, mit allem Luxus, den sich der Reichthum gestatten darf, ausgeschmücktes Zimmer — das Zimmer einer Dame, dem die Anmuth nicht fehlte, welche nur Frauenhand über ihre Umgebung zu breiten vermag; und doch wehte ein Hauch des Ernstes darüber hin — nichts von den kleinen Zierraten und Schmuckgegenständen, welche das Boudoir einer Dame zu enthalten pflegen; der dunkle, stimmungsvolle Ton, der in der ganzen Ausstattung des Gemachs herrschte, die Köpfe der Venus von Milos und der Juno Ludovisi an den Wänden, über

Digitized by Google

dem Schreibtisch ein kostbarer Kupferstich nach einem Rembrandtschen Original, eine Gruppe ernster, hochaufstrebender Palmen, auf einem reich geschnitzten Ecktisch geschmackvoll geordnet, alles gab dem Zimmer einen eigenthümlich schönen, ernst poesievollen Charakter.

Renate saß am Fenster und malte an einem Strauß blaßgelber Rosen, deren Original vor ihr im Glase stand. Ihre Erscheinung gehörte voll und ganz in den Rahmen dieses Zimmers hinein; die hohe Gestalt in dem schweren, dunklen Kleide, das schön geschnittene Profil, an das sich das weiche dunkle Haar schmiegte, die edle Anmuth, die sich in ihr verkörperte, mit dem leisen Hauch der Schwermuth, der über ihren Zügen zu liegen schien, machten sie zu einer unsäglich anziehenden Erscheinung und man begriff es wohl, daß sie seit Jahren die Zierde der Gesellschaft in der Residenz war.

„Sobald Frau von Willberg fehlt", hatte einmal einer der jungen Prinzen gesagt, „erscheinen mir die jungen Damen in der Gesellschaft stets, wie ohne Verständniß durcheinander geworfene Blumen, um Frau von Willberg, die herrlichste Rose, gruppiren sie sich sofort zum schönsten Bouquet."

Dies geflügelte Wort war von Mund zu Munde gegangen, und man hatte es sehr geistvoll genannt; jedenfalls gab es ein Bild der Stellung, die Renate in der Gesellschaft einnahm.

Sie war ganz in ihre Arbeit vertieft, und so hatte sie auch, zumal auf dem weichen Teppich nahende Schritte kaum hörbar waren, den Eintritt ihres Gatten nicht bemerkt. Erst als er ein elegantes Etui auf den Tisch niederlegte, schlug sie, nach einem überraschten Blick auf dasselbe, die Augen zu ihm auf. Eine leichte Röthe überzog ihr Gesicht. „Du hast daran gedacht, an den Tag heute vor fünf Jahren?" fragte sie.

„Ich weiß wirklich nicht", entgegnete er, „was meinst Du?"

„O nichts, es ist nur unser Hochzeitstag."

Sie hatte nachlässig das Etui geöffnet und betrachtete das geschmackvolle Armband, das es enthielt.

„Nein, allerdings, daran habe ich nicht gedacht", antwortete er, mit einem leichten Lachen, „zu dergleichen jugendlichen Sentimentalitäten habe ich leider keine Zeit. Hat der Schmuck Deinen Beifall?"

„Gewiß, sehr, ich danke Dir, obgleich ich wirklich zu viel davon habe."

„Eine schöne Frau hat nie zu viel Schmuck; es ist der neueste Geschmack. Ludolf versicherte, nur erst an Excellenz von Gussow ein ähnliches verkauft zu haben."

„Ich danke Dir nochmals herzlich."

„Und Du fragst nicht nach dem Grunde dieses ex tempore Dir dargebrachten Geschenkes?"

Sie zuckte die Achseln. „Du schenkst so viel und oft —"

„O, Du schmeichelst mir! Aber Ihr Frauen pflegt doch sonst neugierig zu sein."

„Nun also?"

„Ich bin zum vortragenden Rath im Ministerium ernannt. Excellenz der Minister hatte mich zu sich befohlen, um mir selbst die Mittheilung zu machen und mir gnädig zu sagen, daß mir diese ehrenvolle Stellung auf seinen ausdrücklichen Wunsch verliehen worden, daß er

Digitized by Google

großes Vertrauen in mich setze, mich für einen außerordentlich tüchtigen Arbeiter halte, das Beste von mir für mein Ressort erhoffe — genug, er wählte die schmeichelhaftesten Ausdrücke und ich darf wohl annehmen, daß diese rasche Beförderung, die viel Neid erregen wird, mir eine glänzende Carrière verheißt."

„Das freut mich sehr, und ich wünsche Dir viel Glück dazu", entgegnete Renate, ihm die Hand bietend.

Er berührte ihre Hand flüchtig und sagte etwas gereizt: „Wie kühl das klingt, man sollte glauben, Du wüßtest gar nicht, um welche wichtige Sache es sich handelt."

„O doch", antwortete sie, „ich weiß es recht gut, daß Du sehr ehrgeizig bist und nach einer hohen Stellung strebst, mir — ich gestehe es offen — wäre es lieber, Du hättest eine weniger hohe Stellung und wir genössen dafür mehr Familienleben."

Er wandte sich ärgerlich um. „Das ist nun wieder eine Deiner sonderbaren Ideen, die von Deiner —" er stockte und vollendete den Satz nicht. „Jede Frau würde sich über die rasche Beförderung ihres Mannes freuen", setzte er hinzu.

„Ich thue es auch, für Dich."

„Ich wünschte, Du freutest Dich nicht nur für mich, sondern auch für Dich."

Renate unterdrückte einen Seufzer; dann reichte sie ihm über den Tisch hin die Hand und sagte lächelnd:

„Habe mit Deiner thörichten Frau Nachsicht und verdirb mir meinen Pinsel nicht, den Du da eben grausam bearbeitest."

Er warf den Pinsel, den er wiederholt auf den Tisch gestoßen hatte, fort und küßte ihre Hand.

„Du zürnst nicht mehr?"

„Wer könnte seiner schönen Frau länger als eine Minute zürnen. Du weißt, daß wir heute zum Diner bei dem Präsidenten von Lauten sind? Mache sehr elegante Toilette, man wird uns heute besondere Aufmerksamkeit schenken und uns mit Gratulationen überschütten."

Herr von Willberg verließ das Zimmer; Renate stützte den Kopf in die Hand und sah nachdenklich vor sich nieder. Sie war fünf Jahre vermält und heute war ihr Hochzeitstag, und wie sie sich die Stunde vergegenwärtigte, als sie, mit Kranz und Schleier, an der Seite ihres Verlobten vor den Altar getreten war, da traten ihr auch alle die Illusionen vor die Seele, die damals ihr Gemüth erfüllt hatten. Illusionen waren es gewesen, die vor der Wirklichkeit zerronnen waren. Sie erschrak selbst vor diesem Gedanken — war sie denn unglücklich? O nein, sie schätzte und achtete ihren Mann, sie hatte ihn ja auch lieb, er war immer gütig und freundlich und rücksichtsvoll gegen sie — wenn auch einmal ein wenig heftig, wie eben jetzt — sie lächelte — er genoß überall die größte Anerkennung und Achtung, sie mußte stolz auf ihn sein, und er liebte sie, gewiß — so viel er lieben konnte, er sann darüber nach, ihren Wünschen entgegen zu kommen, ihr Freude zu machen; sie besaß alles, was das Leben schmückt, wofür sie Sinn und Verständniß hatte, es fehlte nichts, außer dem Einen, danach sie sich sehnte, dem geistigen Fluidum, das es belebt, das dem allen erst Glanz und Werth verleiht. Sie lebte neben ihrem Gatten, sie theilten die äußeren Er-

Digitized by Google

eigniſſe des Tages, aber beſtand eine innere Sympathie zwiſchen ihnen, hatte er auch nur ein Atom von Verſtändniß für das, was ihr das Liebſte und Theuerſte war, konnte ſie je mit dem Höchſten und Tiefſten, das ihre Seele füllte, zu ihm kommen? Seine Antwort wäre ein Lächeln der Verwunderung geweſen! Hatte ſie damals, als ihre Eltern raſch hintereinander einer Epidemie erlegen waren, und ihr Herz im bitterſten Schmerz vergehen wollte, mehr als die rückſichtsvollſte Theilnahme, die ſtrengſte Beobachtung aller gebotenen Formen von ihm erfahren, hatte er ſie begriffen, hatte er mit ihr gefühlt? Sie ſchüttelte unwillkürlich den Kopf. Allein und immer allein! tönte es in ihrem Herzen. Sie ſtrich mit der Hand über die Stirn, war ſie nicht undankbar? War denn das Leben nicht ſtets unvollkommen, blieb das Ideal der Seele nicht allzeit unerfüllt, gab es nicht ein Etwas in jeder Menſchenbruſt, das eben unerkannt und unverſtanden bleiben mußte? Nein, nein, ſie war glücklich vor Tauſenden und ſie wollte Egon dankbar ſein und ihn lieb haben für das Gute, das ſie aus ſeiner Hand empfing: das Glück, das unausſprechliche, tief beſeligende Glück, von dem ſie einſt geträumt hatte, gab es wohl nicht.

„Mama, liebe Mama", tönte da eine Kinderſtimme.

Sie fuhr auf aus ihrem Sinnen, ein Leuchten ging über ihre Züge: es gab doch ein unermeßliches Glück und ſie beſaß es.

„Fanny, meine kleine Fanny", rief ſie dem eintretenden Kinde entgegen, „Du haſt heute ſo lange Deine Mama allein gelaſſen, ſie hat ſich ſo nach Dir gebangt, mein Herzenskind." Sie beugte ſich zu dem Kinde herab, das ſeine Arme um den Hals der Mutter ſchlang und hob es auf ihren Schoß und nun begann ein ſüßes Geplauder, ein Scherzen und Koſen und Renate ſah ſo froh und glücklich aus, daß die trüben Gedanken, denen ſie eben nachgehangen hatte, bis auf den letzten Reſt geſchwunden ſchienen.

Das Diner bei Präſident von Lauten verlief, wie Willberg vermuthet, glänzend und er empfing von allen Seiten die lebhafteſten Glückwünſche zu ſeiner Berufung in das Miniſterium. Man erklärte, in ihm den künftigen Miniſter zu ſehen, nannte ihn ſcherzend Excellenz und er hörte das alles lächelnd an, und wies es in einer Weiſe zurück, die bewies, daß er ſelbſt dieſen Weg für den durchaus wahrſcheinlichen halte.

„Sie dürfen ſtolz darauf ſein, gnädige Frau", ſagte der Präſident zu Renate, „daß man Ihren Herrn Gemal eben jetzt in das Miniſterium berufen hat. Man erwartet ſicher viel von ſeiner feſten Hand und ſeinem klaren Kopf, wo es ſich um die Mittel und Wege handelt, die Umtriebe jener Aufruhr predigenden Partei in unſerem Lande zu hemmen."

„Ich bin keine Politikerin, Excellenz", erwiederte Renate lächelnd, „und muß auf die Gefahr hin, von Ihnen für eine ſchlechte Patriotin gehalten zu werden, bekennen, daß ich mich um das Parteiweſen in unſerm lieben Vaterlande nicht kümmere."

„Wie, gnädige Frau!" rief der Präſident, „wäre das möglich? Die Frau eines Beamten und Staatsdieners vom Kopf bis zur Zehe, wie Ihr Herr Gemal —"

„Um Gotteswillen, Excellenz", rief Willberg dazwiſchen, „verderben

Digitized by Google

Sie nicht meinen Ruf vollständig bei meiner Frau. Sie hat mir heute früh schon gesagt, daß der Beamte in mir den Ehemann verdirbt, oder etwas dergleichen. Meine Frau ist so eine Art Künstlernatur, und würde um keinen Preis ihren Idealismus durch die sehr reale Politik verkümmern."

„Und habe ich nicht recht", sagte Renate scherzend. „Welcher Ehemann comme il faut, würde eine kleine Gardinenpredigt seiner Frau so laut diskutiren! Dafür verdient er eine exemplarische Strafe, die darin bestehen soll, daß ich ihn Lügen strafe und Excellenz die Versicherung gebe, daß mein Idealismus mich nicht verhindert hat, schon seit meiner Mädchenzeit Kenntniß von der Existenz und so ungefähr auch von den Bestrebungen einer Partei der Unzufriedenen zu gewinnen, die den Reichthum für eine Sünde und die Armuth für eine Großthat hält. Ich glaube aber schon von meinem Vater gehört zu haben, daß diese Partei zwar ihre Genossen unglücklich macht, da sie ihnen den Boden einer gesicherten Existenz unter den Füßen fortzieht, aber für den Staat ungefährlich ist, da ihre Ideen völlig in der Luft schweben."

„Nur daß sie gelegentlich auch einmal den Fürstenmord predigten", fiel Willberg gereizt ein, der sich jedes Mal unangenehm berührt fühlte, wenn Renate in größerem Kreise ihres Vaters Erwähnung that.

„Ihre Frau Gemalin überträgt wahrscheinlich, wie das ja meistens der Frauen Weise ist, das Urtheil über einen einzelnen Fall auf das Allgemeine", bemerkte der Präsident liebenswürdig. „Hoffen wir aber, daß ganz so böse als Sie es anzusehen scheinen, die Sachen bei uns nicht stehen; ich bin sogar überzeugt, daß hier die Existenz der Partei ganz allein auf jenen Müller, den Führer derselben, zu basiren ist; würde es gelingen, ihn zu entfernen, so würde sie selbst sich sofort auflösen."

Man erhob sich in diesem Augenblick von der Tafel, und so wurde Willbergs Antwort durchschnitten, die mit einem Achselzucken begann.

In Renate war der Gedanke an Hermann blitzartig aufgezuckt, den sie aber im nächsten Moment wieder verwarf — Müller war ja ein so oft wiederkehrender Name.

Als das Diner beendet war, und sie in ihrer eleganten Equipage durch die hell erleuchteten Straßen fuhren, sagte Willberg, sich müde in die Wagenkissen zurücklehnend: „Es war ein hübsches Fest."

„O ja", entgegnete Renate.

„Nur recht angreifend, dieses Durcheinanderschwirren so vieler Stimmen."

„Du bist nervös geworden durch Dein überangestrengtes Arbeiten."

Willberg antwortete nicht und eine Weile sahen Beide nach den entgegengesetzten Seiten in die glänzend erleuchteten und geschmückten Schaufenster, an denen sie vorüberfuhren. Renate richtete sich aus ihrer nachlässigen Stellung auf und sagte: „Wer ist jener Müller, von dem der Präsident heute sprach?"

„Ein mauvais sujet", antwortete Willberg achselzuckend.

„Das sagt sehr viel und sehr wenig."

„Und doch kann ich nicht mehr hinzufügen. Er ist ein amt- und stellungsloser Mensch, der seit einiger Zeit hier lebt, und in Volksver-

Digitized by Google

sammlungen durch seine äußerst schwungvollen Reden die Gemüther der unverständigen Masse aufregt. Ob er auf eigene Hand das Geschäft des Wühlens treibt, oder als gewandter Redner, dem man die Begabung nicht absprechen kann, hierher geschickt ist, bleibt unentschieden."

„Kennst Du ihn persönlich?"

„Nein, ich pflege dergleichen Versammlungen nicht zu besuchen", lautete die etwas ironische Antwort. „Woher kommt Dein Interesse für diesen Mann?"

Renate zögerte einen Moment. „Ich kannte in meiner Jugend Einen dieses Namens, mein Vater hatte ihn erzogen und in die Handlung genommen, wir zählten ihn zu unserer Familie; später verließ er uns, weil er sich in Verbindungen eingelassen hatte, die mein Vater nicht billigte und dann haben wir nie mehr von ihm gehört."

Sie hatte nur kühl referirt; es wäre ihr nicht möglich gewesen von dem tiefen Schmerz zu sprechen, den diese Trennung ihr und den Eltern bereitet hatte.

„Diese Undankbarkeit würde vielleicht für seine Identität sprechen", entgegnete Willberg in demselben ironischen Ton, „andererseits aber erfreut er sich ja eines Namens, der gerade so volksthümlich ist, wie der Mann zu sein strebt."

Sie schwiegen wieder beide und in der nächsten Minute hielt der Wagen vor ihrem Hause.

Eine Woche war seit jenem Tage verstrichen; Renate hatte ihren Gatten kaum anders als bei den Mahlzeiten gesehen; er war vollständig von seiner neuen Amtsthätigkeit in Anspruch genommen, so gänzlich, daß er selbst in den wenigen Augenblicken, die er bei Renate verweilte, unruhig und zerstreut war.

Heute hatte er in der höchsten Eile das sehr verspätete Mittagessen eingenommen und rückte, als dasselbe noch kaum beendet, mit einem entschuldigenden: „Verzeihe" an Renate den Stuhl. Schon in der Thür stehend, wandte er sich noch einmal um.

„Der Herr Müller, nach dem Du Dich neulich so angelegentlich erkundigtest", sagte er, „hat sich jetzt als ein noch viel staatsgefährlicheres Subjekt entpuppt, als man bis dahin glaubte. Man ist einem Komplott auf die Spur gekommen, das nichts Geringeres als den Mord des Fürsten plante, und dazu bereits die wohlüberlegtesten Vorbereitungen getroffen hatte. Besagter Müller scheint der Rädelsführer zu sein, dessen man leider noch nicht habhaft geworden ist; hoffentlich aber wird es den polizeilichen Anstrengungen gelingen, ihn zu entdecken und damit, zunächst wenigstens, der Schlange den Kopf zu zertreten. Ich bitte Dich übrigens, Schweigen über die Sache zu beobachten, da man sie so viel als möglich geheim zu halten wünscht."

Er hatte die Thür hinter sich geschlossen. Renate hatte sich unwillkürlich erhoben und legte die Hand gegen die Stirn. Wenn es Hermann wäre. Er, der ihr wie ein Bruder gewesen war, vielleicht mehr als das, er ein Mörder, ein Fürstenmörder! Und nun verfolgt, gehetzt, auf der Flucht, sie schauerte zusammen, eine grenzenlose Unruhe erfaßte sie, die Vergangenheit stand ihr so lebhaft vor Augen und sie empfand es plötzlich wie eine Schuld, daß der Vater ihn so hatte gehen lassen, daß sie

Digitized by Google

ihm nie mehr nachgeforscht, ihn, den wilden, leidenschaftlichen Jüngling sich selbst überlassen hatte.

„O mein Gott, mein Gott", flüsterte sie, ihr war es, als müsse sie etwas thun, als stehe eine Pflicht, eine zu sühnende Schuld vor ihr und dann wieder tröstete sie sich selbst, daß es thörichte Sorgen seien, warum sollte er, eben er es sein!

Sie holte Fanny in das Zimmer und versuchte mit dem Kinde zu spielen und zu plaudern wie sonst; aber es wollte ihr nicht gelingen, ihre Gedanken kehrten immer wieder zu Hermann zurück und Fanny, die an eine unbedingte Hingabe der Mutter an ihre Spiele gewöhnt war, rief wiederholt schmollend: „Mama hören." Es waren böse Stunden für Renate, die in dauernden Schwankungen ihres Empfindens verliefen und die Erinnerung an Hermann lebhafter als seit Jahren in ihr wachriefen, ihr Gefühl für ihn zu einer längst erloschenen Wärme anfachten.

Der Abend war hereingebrochen, Fanny war zu Bett gebracht, das Ehepaar hatte allein und ziemlich schweigsam das Abendessen eingenommen und Willberg hatte sich dann sofort wieder in sein Zimmer begeben. Renate war heute der Tag in alle dem Träumen und Rückwärtsdenken so lang geworden und sie war sich einsamer denn je erschienen; sie athmete befreit auf: er war ja nun zu Ende und morgen würde ihr besser sein. Das bläuliche Mondlicht schimmerte durch die Fenster; es verlockte sie, auf die Veranda hinauszutreten, die sich nach dem Garten zu öffnete. Es war ein Lieblingsplatz von ihr, der sie immer an die alte Heimat und den Garten am Elternhause erinnerte. Sie stand einen Augenblick auf das Geländer gelehnt und sah in das Dunkel hinaus. Da trennte sich von der nächsten Baumgruppe eine dunkle Männergestalt, sie stieß einen leisen Schrei aus und wollte Schutz suchend in das Zimmer zurückkehren, aber schon stand er vor ihr und hatte ihre Hand gefaßt.

„Still, Renate, um Gotteswillen", flüsterte er, „ich bin es, Hermann, ich warte schon Stunden lang hier, immer in der Hoffnung, daß Du heraustreten würdest, und nun endlich bist Du da; verrathe mich nicht, ich werde verfolgt."

Renate war im ersten Augenblick wie gelähmt, sie überließ ihm willenlos ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte und kein Wort kam über ihre Lippen. Erst nach einigen Sekunden kam sie zur Besinnung.

„Hermann, ich beschwöre Dich, gehe, was willst Du hier, gerade hier — wenn man Dich fände!"

„Hier bin ich sicher, hier sucht mich niemand, das Haus des Herrn von Willberg ist gefeit."

„Warum bist Du nicht längst fort aus der Stadt? Eile Dich, um Gotteswillen."

„Ich konnte nicht eher, ich mußte meine Papiere in Sicherheit bringen, wir hatten noch wichtige Berathungen, erst heute Abend war ich frei, jetzt gab es keinen günstigen Zug für mich, vor morgen früh sechs Uhr kann ich nicht fort. Bis dahin suche ich bei Dir Schutz, Renate; ich bin nirgends sicher als hier, verbirg mich und gieb mir Reisegeld, der reichen Frau von Willberg kann es ja auf ein paar hundert Thaler nicht ankommen, ich bin arm, ein armer Sohn des Volkes."

Digitized by Google

„Du verlangst Unmögliches, Hermann, ich Dich verbergen vor meinem Manne — ich darf Dich nicht einmal sprechen, jeder Augenblick droht mit Entdeckung — geh!“

Sie hatte sich, an allen Gliedern zitternd, abgewandt und wollte ins Haus zurückkehren, aber unwillkürlich zögerte sie.

„Geh“, wiederholte sie in viel weicherem Tone.

„Ich bleibe, muß bleiben, denn hier ist der einzige sichere Zufluchtsort für mich“, entgegnete er, „Du aber magst thun was Du willst, Du hast ja die Wahl mich die wenigen Stunden zu beherbergen, oder Herrn von Willberg zu rufen und mich ihm auszuliefern.“

Renate stand unbeweglich, hochathmend, die Hände gegen die Schläfen gedrückt. Es trat ihr ein anderer Moment vor die Seele, wo er ebenso gewaltsam fordernd vor ihr gestanden hatte, und wo sie die Kraft gehabt, ihn energisch zurückzuweisen, heute versagte sie ihr.

„So thue es doch“, sagte Hermann, „Dein Mann wird Dir sehr dankbar sein. Ihr habt mich rath- und hilflos in die Welt geschickt und habt nicht mehr nach mir gefragt, als ich um Deine Liebe flehte, daß Du mich verächtlich von Dir gestoßen, Ihr habt mich dem Geschick überliefert, dem ich nun verfallen bin, wohl, so thue auch noch das Letzte, es ist nicht das Schlimmste, das Du mir gethan hast.“

Er hatte in einem trotzigen Tone gesprochen, der nicht geeignet schien, ein Frauenherz zu bezwingen, und dennoch ergriffen seine Worte Renate gewaltig, sie beschworen noch einmal alle die Vorwürfe herauf, die sie heute schon gequält hatten — es war eine Schuld zu sühnen, ein Herz, das sie geliebt, hatte sie schnöde verworfen, vielleicht wäre es in ihre Hand gelegt gewesen, ihn vor dem Falle zu bewahren und sie hatte es nicht gethan! Und dann — er war ihr Bruder, seine Stimme, so hart und bitter sie jetzt klang, zauberte doch die süßesten Jugenderinnerungen vor ihre Seele, sie waren glücklich mit einander gewesen, so glücklich! Alles das war wie im Fluge an ihr vorübergegangen, es waren keine geordneten Gedanken, nur ein Chaos, das in ihr stürmte, aber ihrem Entschluß die Richtung gab. Sie wandte sich zu ihm und sagte fest:

„Komm.“

„Renate!“

„Still, warte hier, ich will vorangehen.“ Sie öffnete leise die Thür, nahm die, das Gartenzimmer matt erleuchtende Lampe mit in ihr daranstoßendes Boudoir, ließ die Gardinen herab, so daß kein Lichtstrahl hindurch dringen konnte und schloß die Thür, die von dort in das Nebenzimmer führte. Dann kehrte sie zurück und gab Hermann einen Wink; er folgte ihr in das Boudoir, das sie nun auch nach dem Gartensaal hin verschloß.

„Jetzt sind wir sicher“, sagte sie, trotzdem mit gedämpfter Stimme sprechend. „Laß Dich ansehen, ob es noch die bekannten Züge sind, die an die schöne Jugendzeit gemahnen.“

Sie zog ihn an die Lampe und sah in sein früh gealtertes, von Leidenschaften zerrissenes Gesicht, in seine unruhig flackernden Augen und plötzlich, ungewollt, stürzten ihr die Thränen über die Wangen.

„Hermann, mein Bruder!“

„Du bist nicht glücklich, Renate, ich sehe es an diesen Thränen“,

Digitized by Google

sagte er, „ich wußte es ja, auch Du warst anders geartet als diese Geldmenschen, diese Barbaren, die selbst in Genüssen schwelgen und das Volk darben lassen und zertreten —"

„Still", unterbrach ihn Renate, „Du sprichst von meinem Vater, dem edelsten, besten Menschen, wenn er gegen Dich gefehlt hat, so that er es, weil er das Gute wollte und nur weil ich weiß, daß er, trotzdem Du ihm alle Liebe und Güte durch Undank gelohnt hast, Dich doch bis zuletzt geliebt hat, rette ich Dich jetzt — die Schwester den Bruder."

„Renate, wenn Du mir hättest mehr sein wollen, Du hättest mich zum Helden gemacht, mit Dir hätte ich ein Königreich erobert."

Ein verächtliches Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Du — der Fürstenmörder?"

„O Renate, welch' schnödes Wort! Begreifst Du denn nicht, welche hohe Idee uns leitet, wie wir das Mittel nicht scheuen dürfen, das zum Ziel des Volksglücks führt, wie —"

Renate erhob abwehrend die Hand. „Ich will, ich darf nichts hören, ich rette Dich um unserer Jugenderinnerungen, um unserer Eltern willen, weil ich in Dir noch heute, trotz alledem meinen Bruder sehe; von dem, was Du gewollt hast und noch willst, will ich nichts wissen, lasse mich alles andere vergessen, als daß der Bruder Hilfe in Gefahr bei seiner Schwester gesucht hat, sein Zutrauen soll ihn nicht täuschen."

Es durchrieselte sie etwas wie Widerwillen gegen den Mann, wie er da vor ihr stand, aus dessen Zügen alles Hohe, Reine und Edle geschwunden, von wildester Leidenschaft zerstört schien. Dann aber wich dies Gefühl dem tiefsten Mitleid und in weicherem Tone fuhr sie fort: „Wohin willst Du? Wo meinst Du sicher zu sein?"

„Zunächst in England, später gehe ich vielleicht nach Amerika. Zu allem aber fehlt mir Geld, mit dem, was ich besitze, kann ich kaum die Grenze erreichen. Willst Du mir helfen?"

Renate nickte nur stumm. Sie öffnete ein Schubfach ihres Schreibtisches und nahm eine Anzahl Banknoten heraus, die sie ihm gab. „Wird das genügen?" fragte sie.

Er überzählte das Gebotene und sah überrascht auf.

„Du bist großmüthig, ich danke Dir."

„Du wirst nun bis morgen hier in diesem Zimmer bleiben", sagte sie, „Du bist sicher, daß Dich hier niemand entdeckt. Halte Dich still und schlafe, wenn Du kannst, um fünf Uhr komme ich Dich zu wecken. Um keinen Verdacht zu erregen, nehme ich wie gewöhnlich die Lampe mit. Du bist nun mein Gefangener", fügte sie mit einem schwachen Lächeln hinzu, „denn ich verschließe auch diese Thür; Du kannst mir vertrauen, daß ich selbst Dich zur rechten Zeit aus der Haft befreie."

Sie verließ das Zimmer und schloß die Thür von außen ab; dann schellte sie nach ihrem Mädchen. „Es ist heute spät geworden", sagte sie, „die schöne Mondnacht verlockte mich, noch auf der Veranda zu bleiben. Du darfst mich morgen nicht wecken, ich will klingeln, wenn ich Dich bedarf."

Sie schloß in dieser Nacht kein Auge; wie hätte sie auch Ruhe finden können, wo so Ungeahntes, Aufregendes und Beängstigendes sie bestürmte. Das Wiedersehen mit dem Manne, dem ihre erste, reinste Jugendneigung gehört hätte, das alle theuersten Erinnerungen der Kin-

Digitized by Google

derzeit in ihr wachrief, hatte unter allen Umständen aufregend auf sie wirken müssen, um wieviel mehr nicht nun, da sie in ihm nichts von dem wiederfand, was ihn ihr einst theuer gemacht hatte, nun er als Verfolgter und Flüchtiger zu ihr kam. Daß sie ihm helfen, ihn retten mußte, stand als unabweisbare Pflicht vor ihrer Seele, fühlte sie es auch als einen quälenden Widerspruch, daß ihr Gatte denselben Mann, dem sie eben die Flucht ermöglichte, dem Gericht überliefert haben würde. Und doch dünkte ihr das jetzt alles nebensächlich, das einzige Wichtige war, daß Hermann nicht entdeckt wurde, daß er wirklich ungesehen entkam, denn so fremd er auch jetzt ihrem eigentlichen Wesen gegenüberstand, es war ihr doch ein unerträglicher Gedanke, daß er, der Gespiele ihrer Jugend, ihr Bruder, der, den ihre Eltern wie einen Sohn geliebt hatten, als Verbrecher gestraft werden sollte. Ihr Herz klopfte stürmisch; sie faltete die Hände wie zum Gebet. „Du, Du, mein Vater, würdest mit Deinem Kinde zufrieden sein, Dein Segen wird mir helfen, ich muß ihn, muß ihn ja retten", murmelte sie. Die Uhr ging heute so langsam, war die Nacht denn endlos! Endlich hob sie zu den ersehnten fünf Schlägen aus, gottlob, es war noch dunkel, sie entzündete ein Licht und schloß die Thür auf. Hermann trat ihr fast schon auf der Schwelle entgegen.

„Du kommst also wirklich allein", sagte er mit einem ironischen Lachen, „ich bin in der Nacht wiederholt im Begriff gewesen, hier durch das Fenster zu entspringen, da ich mir vorstellte, daß Du, als gute Beamten- und Ehefrau, mich doch wohl dem Herrn Gemal verrathen und mich dann heute früh gemeinschaftlich mit einigen Polizeibeamten überraschen würdest. Ich dachte mir, das klügere wäre es jedenfalls, hier den Ausweg durch das Fenster zu wählen und die Nacht im Garten zuzubringen, es wäre nicht die erste gewesen, die ich im Freien verbracht hätte, aber mein Stolz hielt mich zurück, Ihr solltet sehen, daß ein Volksmann ehrlicher ist als Ihr, denn ich war überzeugt, daß ich verloren war."

„Das war schlecht von Dir", sagte Renate kalt, „Du hast kein Recht mich für unehrlich zu halten, hätte ich Dich nicht retten wollen, so hätte ich Dich gestern Abend fortgeschickt. Doch es ist jetzt nicht Zeit zu debattiren. Komm."

Sie ließ das Licht zurück und führte ihn durch die graue Dämmerung, denselben Weg, den er gestern gekommen war, durch das Gartenzimmer bis zur Veranda.

„Geh hier links, längs den Gebüschen", sagte sie, „dann kommst Du zu einer kleinen verriegelten Pforte, die sich aber leicht öffnet und auf einen schmalen Durchgang zwischen den Gärten führt. Er mündet auf die Villenstraße und dann hast Du ja nur noch wenige Schritte bis zum Bahnhof. Ich will hoffen, daß man Dich nicht dort noch entdeckt und ergreift. Lebe wohl, Hermann, und wenn Du es noch kannst, so werde dort drüben ein neuer Mensch, versuche das zu werden, was der Vater einst von Dir erhoffte."

„Du verstehst mich nicht, Renate", erwiederte er, „aber habe Dank für das, was Du heute an mir gethan hast — wärst Du klug, so kämest Du mit mir, in die weite Welt, über's Meer, denn glücklich bist Du hier, trotz Glanz und Reichthum noch nicht."

Digitized by Google

Sie trat einen Schritt zurück. „Geh", sagte sie gepreßt.

„So lebe wohl."

Im nächsten Augenblick war er in den Gebüschen verschwunden. Sie trat bis an die Brüstung und lauschte gespannt; ihr feines Ohr fing einen Laut auf, das war der Riegel, nun der Druck auf das Schloß des Pförtchens. Sie athmete tief auf. „Gottlob, er ist fort." Ihr Werk war gethan, mochte nun kommen, was da wollte; mit diesem Gedanken meinte sie sich beruhigen zu können, aber sie hatte sich darin getäuscht. Eine grenzenlose Unruhe trieb sie hin und her; die Frage: ist er nicht erkannt? ist er abgereist? quälte sie unablässig, drängte sich in jede Beschäftigung die sie versuchte. Jedes Geräusch erschreckte sie; es konnte ja eine Botschaft sein und als Willberg zum Mittagessen ins Zimmer trat, fixirte sie ängstlich sein Gesicht: was wußte er von Hermann? Es trug den gewöhnlichen übermüdeten, nervösen Ausdruck, und er war so zerstreut und schweigsam wie jetzt immer. Die Frage, wie es mit dem entdeckten Komplott stände, ob man die Anstifter desselben entdeckt habe, die ihr auf den Lippen schwebte, blieb unausgesprochen. Sie hätte nicht die nöthige Unbefangenheit zu derselben gehabt.

„Du siehst heute bleich und angegriffen aus", sagte Willberg, „bist Du nicht wohl?"

„Ich habe schlecht geschlafen und mein Kopf schmerzt", antwortete sie. Sie sprach die Wahrheit, das Blut klopfte ihr in den Schläfen und sie fühlte sich elend.

„Du solltest ausgehen, Luft und Bewegung würden Dir gut thun, oder wollen wir nach dem Arzt schicken?" Er sah sie besorgt an. „Du siehst wirklich elend aus, fühlst Du Dich krank?"

„Um Gotteswillen nein", wehrte sie ab, „es ist nichts, ich will nur ein wenig ruhen."

Seine Sorge peinigte sie, sie war ja ihm gegenüber in der Schuld.

„So gehe gleich; ich erkundige mich später noch einmal nach Deinem Befinden."

Er küßte ihre Hand und sie versuchte ein unbefangenes Lächeln. Sie setzte sich in ihrem Zimmer nieder und stützte den Kopf auf die Hand. Sie wiederholte sich, was sie sich heute schon unzählige Male gesagt hatte, daß sie recht gethan und daß sie Hermann nicht fortschicken oder ihn gar verrathen durfte, daß sie ihn retten mußte um jeden Preis. Sie fühlte aber auch, daß, wenn es zwischen ihr und ihrem Gatten stände wie es sollte, wenn nichts Fremdes zwischen ihnen wäre, sie jetzt hingehen und bekennen müßte: das habe ich gethan, nun zürne mir, aber dann vergieb, und wenn er ein großes, edles Herz hatte, würde er sie verstehen und verzeihen. Durfte sie das von Willberg hoffen? Nein und tausend Mal nein, wenn sie Hermann wirklich retten wollte, dann mußte sie schweigen.

Die Tage gingen hin, Renate durfte jetzt bestimmt annehmen, daß Hermann glücklich entkommen war, und die hochgehenden Wogen der Erregung in ihr sänftigten sich allmählich; sie fing an, es mehr und mehr als eine gütige Gabe des Schicksals zu betrachten, daß es ihr vergönnt worden, die Schuld zu sühnen, die vielleicht ihr Vater und sie selbst gegen Hermann begangen hätten und so athmete sie wieder frei und leicht.

Digitized by Google

Es war am Vormittag; Fanny saß auf ihrem kleinen Stühlchen neben Renate, und sie erzählte dem Kinde eines jener Märchen, wie sie selbst sie poetisch und schön für sie erfand und wie die Kleine sie nie oft genug hören konnte.

„Und da erklang eine süße, leise Musik, wie Maria sie noch nie gehört hatte, der Rosenstrauch begann sich zu regen und verwandelte sich vor ihren Augen in eine schöne Frauengestalt: die Blüten wurden ein Kranz in ihrem Haar, die Thautropfen leuchtende Perlen, die ihr Gewand schmückten", erzählte sie eben, da wurde rasch und heftig die Thür geöffnet und Willberg trat ein.

Renate sah überrascht auf und entdeckte sofort die Spuren einer heftigen Erregung in seinem Gesicht. „Ach Du, zu so ungewohnter Stunde", sagte sie.

„Schicke das Kind fort", lautete seine Entgegnung. Seine Stimme klang fremd und gepreßt.

Renate beugte sich zu Fanny herab und sagte: „Du hörst, Fanny, Papa will mit mir allein sein, gehe hinaus, mein Herz."

„Aber Deine schöne Geschichte, Mama", antwortete die Kleine, „ich will wissen, was nun die Fee zu Maria sagte."

„Ich erzähle Dir das später, Liebchen, geh jetzt", flüsterte Renate, ihr die Locken von der Stirn streichend. Dann führte sie sie selbst bis zur Thür und schloß dieselbe hinter ihr. „Was wünschest Du?" fragte sie zurückkehrend, Willberg.

Derselbe, der mit allen Zeichen der Ungeduld die kleine Scene zwischen Mutter und Kind beobachtet hatte, trat jetzt dicht an Renate heran und sagte: „Der Minister ließ mich heute zu sich rufen, um mich selbst zu fragen, ob das immer lauter und bestimmter auftretende Gerücht recht habe, welches behauptet, daß jener Hermann Müller, den man seit zehn Tagen vergeblich sucht, in meinem Hause Schutz gefunden habe, und von hier aus, mit Hilfe meiner Frau entflohen sei. Es traf mich wie ein Donnerschlag und —" er stockte einen Augenblick, „was ich dem Minister antwortete, gehört vorläufig nicht hierher. Ich frage Dich jetzt, Renate, kannst Du beschwören, daß das Gerücht lügt? Rede die Wahrheit!"

Er hatte mit heiserer, gepreßter Stimme gesprochen, als ob es ihm schwer werde, die Worte hervorzubringen. Renate war im ersten Moment zusammengezuckt, jetzt stand sie ruhig und hoch aufgerichtet vor ihm.

„Du hast keinen Grund zu glauben, daß ich Dir die Wahrheit verhehlen werde. Ja, Hermann Müller suchte bei mir, seiner Schwester, Rettung, und ich konnte und wollte sie dem Bruder nicht versagen, es wäre unedel, unmenschlich gewesen. Er war eine Nacht hier verborgen und ich gab ihm das Geld zur Flucht."

„Renate!" Es war ein wilder Aufschrei.

„Mir war Hermann der Gespiele meiner Jugend, den meine Eltern als Sohn und ich als Bruder geliebt, darum rettete ich ihn und fragte nach nichts anderm, Dir, dem Beamten, der in ihm den Verschwörer und staatsgefährlichen Verbrecher sah, mußte ich es verschweigen. Ich stand zwischen zwei Pflichten, zwischen Gatten und Bruder, dieser aber brauchte meine Hilfe, er forderte sie und ich hätte alle theuersten Erin-

Digitized by Google

Ein gefährlicher Nebenbuhler.

Nach dem Gemälde von H. Petrowitsch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein gefährlicher Nebenbuhler.
Nach dem Gemälde von H. Leinweber.

Digitized by Google

Digitized by Google

nerungen, alle heiligsten Gefühle verleugnen müssen, wenn ich ihn von mir stoßen gewollt. Ich konnte und durfte es nicht. Vergieb mir, Egon."

Sie hatte die Hand nach ihm ausgestreckt; er stieß sie heftig zurück. „Das mir, von meinem Weibe, o es ist hart, aber ich werde es tragen, ich bin ein Mann."

„Vergieb mir, Egon", wiederholte Renate, „ich wußte, daß Du zürnen würdest und deshalb schwieg ich, auch nachdem Hermann fort war, aber wenn Du ruhiger geworden bist und Dir von mir erzählen läßt, wie wir zu ihm gestanden, wie wir ihn als Sohn und Bruder gestellt und geliebt haben, dann wirst Du es auch begreifen, daß ich nicht anders handeln könnte, und wirst vergeben und vergessen."

„Vergeben und vergessen", rief er außer sich, „was? daß Du Ehre und Pflicht vergessen, Schande auf Dein und mein Haupt gehäuft, meine Stellung in der Welt als Beamter, als rechtschaffener Mann, als Gatte, untergraben hast? Du glaubst, daß ich das Dir jemals vergeben würde? Pfui über mich, wenn ich es könnte!"

„Du vergißt Dich, Egon, ich will glauben, daß Du nicht weißt, was Du redest", entgegnete sie kalt.

„O, ich weiß es nur zu gut, ich weiß, wie die Welt das Weib nennen wird, das den Mann, den ihr Gatte als Verbrecher verfolgt, nachts in ihrem Zimmer versteckt und ihm zur Flucht verhilft, ich weiß es."

„Du aber bist nicht die Welt."

„Glaubst Du, daß ich unabhängig von der Welt bin, daß ich ihre Verachtung tragen kann und will, glaubst Du, daß ich nur noch einen Tag in meiner Stellung bleiben kann, wenn ich stillschweigend die verachtungswürdige That meiner Frau sanktionire, glaubst Du das?"

Renate war auf einen Stuhl gesunken und hatte das Gesicht in die Hände gelegt. Jetzt raffte sie sich wieder auf und sagte. „Du bist hart, Egon, hart und unedel, aber ich will es Dir verzeihen, weil ich es begreife, daß Du zürnst und weil ich weiß, daß, obschon ich nicht anders handeln konnte und mich in meinem Gewissen rein fühle — ich gegen Dich gefehlt habe. Laß uns Beide zur Ruhe kommen und dann noch einmal darüber reden."

„Du verzeihst mir! Wirklich sehr edel, sehr großmüthig!" sagte er höhnisch. „Wir müssen zu Ende kommen, jetzt gleich. Ich sagte dem Minister, daß, wenn jenes infame Gerücht wahr wäre, meine Frau nicht mehr in meinem Hause sein würde. Ich werde mein Wort halten, ich muß es halten, um meine geschändete Ehre rein zu waschen, es ist das einzige, aber auch ein unfehlbares Mittel, mich von dem Verdacht der Mitschuld zu befreien. Du verläßt noch heute mein Haus."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aswa.

Eine Episode aus Finnland.

Von Max Vogler.

Zwei Armen gleich, die auf- und niedersinken
In des Verlangens ungestümem Drang,
Ein wild Umfah'n, seit Tagen, lang vergessen,
Ein stetes Werben und Entgegenstreben:
So siehst im hohen Norden Du das Meer
Mit rascher Flut das Land umziehn, so spülen
Seit ew'ger Zeit die Wellen dort hinan.
Das Land ist karg, und manches Arms Bemüh'n
Hat's erst gebraucht, eh' es dem Menschen gab,
Was er nicht missen kann zur Lebensfristung;
Rothschimmerndes Gestein, wüst, viel zerklüftet,
Das einst Natur in mürrisch wilder Laune
Mit mächt'gem Wurf und einem lauten Fluch
Auf uns'rer Erde Rücken hingeschleudert,
Siehst Du umher verstreut, dazwischen starrt,
Ein dunkles, müdes, thränentrübes Aug',
Das feuchte Moor zum stummen Himmel auf,
Im tiefen Sumpf zeigt flinken Irrlichts Flug
Ruhloser Geister immer wache Qual,
Und finst're Föhren — durch's Gezweig der Wind
Mit dumpfer Klage streicht — steh'n rings umher,
Ein ernst Symbol einsam verlass'ner Trauer
Wie angstverfolgt, mit lautem Donner, stürzt
Manch' eil'ger Fluß durch schmalen Felsenspalt;
Ein andrer, fortgedrängt aus kleinern Sees
Friedsamer'n Wassern, wälzt in jähem Fall
Mit Schäumen und Gebraus voll Kraft und Trotz
Und Uebermuth sich einem größern zu,
Der rauschend, jauchzend ihn empfängt.*) Im Meer
Ragt da und dort ein spitzer Felsriff auf,
Vom Wogenprall zerrissen und geschwärzt,
Wie wenn das drangerfüllte, da's umsonst
Um eine stolz're, spröde Schöne wirbt,
Grausam wollüst'ges Spiel mit andern trieb, —
Die Welle kommt und stockt und wirft sich d'rauf
Und schießt im Strömen immer neu zurück,
Das rollt und rauscht, begierentbrannt, und quirlt
Und zischt und redet unverstand'ne Sprache.
Die Möve fliegt irr flatternd d'rüber hin
Und schreit sehnsüchtig auf und läßt sich nieder
Am Riff und singt ein Lied von ew'gem Leid.

*) Der Wuoxi, welcher in seinem Lauf aus dem Saimasee zum Ladogasee den berühmten Imatrafall bildet.

Digitized by Google

Tief d'rinn im Lande aber durch den Forst
Der Auerhahn mit schwerem Fittig streift
Und schöpft vom Quell sich einen Labetrunk,
Derweil am Waldessaum, dem schattendüstern,
Der Wolf gefräßig auf der Lauer steht,
Nach Beute oder nach der Wölfin späht.
So siehst Du Meer und Land; doch taucht dem Blick
Im Schweifen auch manch' freundlich Bild dort auf.
Wo sich das Meer am Strande eingebuchtet,
Beschau'n in seinem klaren Spiegel sich
Der Gärten grüner Kranz und bunter Flor,
Freundlicher Häuser blankgeputzte Scheiben
Und stolz auf steilem Fels manch' stattlich Schloß,
Dem auf des Thurmes Höh' der Wimpel weht,
Dem fernen Fahrzeug heitern Gruß zu senden.
Und hinter fels'ger Küsten sichrer Mauer,
Wie blaue Perlen, in's Gewand gewirkt,
Blitzt hier ein See, und wieder einer dort
Vom schwarzen Grund empor, ein stiller Hain
Schlingt sich darum und schließt in holden Dämmer
Die traumverlor'nen Wasser ein, lichtweiß
Hebt schlanker Birken Stamm vom dunkleren
Geäst der Tannen sich, des Eichbaums ab
Und blickt im Blätterschmuck, frisch wie der Morgen,
Aus tieferm Grün heraus. Und Veilchen blüh'n
Dort auch im Lenz, und wilde Rosen stehn
Mit blassem Angesicht, das holde Haupt
Verschämt geneigt, in Hecken dicht beisammen,
Und wenn Du selig lauschest, ob nicht auch
Ein Nachtigallenlied an dieser trauten,
Weltfernen Stätte klingt, so blitzt Dir's rasch
Im Aug', das Herz erschauert wonnesam,
Denn tief im Walde hörst Du's leise klagen ...
Dann wieder dehnen weite Triften sich
Vor Deinem Blick, durch saft'ge Gräser spielt
Der laue Wind zu kurzer Sommerzeit,
Fruchtschwere Halme schwanken schlafensmüd',
Und aus der Krume steigt der Erde Duft,
Herzstärkend und des Ackers Segen kündend.
Vom höchsten Norden aber, wo in Hast
Das Eismeer kreisend seine Schollen treibt,
Schaut hehr der Gletscher weißer Glanz herein,
Und Sonnenlichter rinnen über'm Schnee,
Der unabsehbar weit sich ausgebreitet.

Das Volk, das fleißig dort sich Nahrung sucht —
Sei's auf der Flut, wo es die Netze wirft,
Sei's, daß die Aecker es bestellt und Vieh
Zur Weide treibt, — scheint frostig, rauh und hart,
Wie es im schweren Ringen um das Sein,

Digitized by Google

Da es des Bodens kalten Geiz bezwang,
Nicht anders werden mochte; doch es gilt
Ihm viel sein Wort, d'ran seine Ehre klebt,
Der Treue darfst Du Dich von ihm verseh'n,
Der gold'nen Freiheit ist es zugethan,
Noch geht von Mund zu Mund manch' heil'ger Sang
Von alter Reiche Ruhm und Glück und Glanz,
Da es allein noch sein Geschick bestimmt,
Eh' fremde Uebermacht das Land bezwungen,
Viel tapf'rer Helden wilden Streit und Tod
Besingt Wainämoinens*) ewig Lied,
Und daß das Volk der hehren Dichtung hold:
Uralter Sang, aus tiefstem Born geschöpft,
Der Sprüche mancher, d'raus die Weisheit redet,
Kann es mit kräft'gem Wort und Ton Dir sagen.
Und meinst Du nicht, daß seines Wesens Rauheit
Doch Wärme innigen Gefühls umschließt,
Und daß sein Herz auch bangt und weint und jauchzt
Und heißen Dranges voll: frag's nach der Glut,
Mit der es liebt sein traut Suomiland . . .**)

Jetzt hat der Sommer seinen warmen Athem
Auf Strom und See, auf Berg und Thal gehaucht,
Mit seines Kusses Glut hat er das Land
Erwärmt, daß hier auch heit'res Leben quillt.
Bunt liegt die Flur, vom goldnen Strahlennetz
Der Sonne licht umsponnen, blau und weit
Dehnt sich das Meer, das heut nur leis den Strand
Bespült, und wolkenlos und klar schaut auch
Der Himmel auf die jugendfrische Erde, —
So schön und hold und glückverheißend ist
Der Tag, da Ogan Dufva Hochzeit hält.
In seiner Hütte, nah' am Meer, hat schon
Geschäft'ge Hand zur schönen Feier alles
Wohl angeordnet. Blank gescheuert sind
Die Bänke und der Tisch, an seinen Platz
Jedwedes Ding bedachtsam hingestellt,
Der Wände Bretter schmücken grüne Reiser
Und frischer Blumen Zier; mit süßem Duft
Ist rings der Raum durchwebt, erwartungsvollem
Und frohbewegtem Herzschlag gleich vernimmt
Das Ohr des Meeres immer gleiches Rauschen,
Wie seine Flut zurück jetzt geht und jetzt
Auf's neue wieder kommt... Wohl könnt' in stolzer'm
Und größer'm Haus Ogan die Hochzeit halten,
Denn tiefer d'rinn im Land in grüner Wiesen
Und weiter Aecker Mitte steht dem Vater
Ein stattlich schöner Hof mit reichem Schatz

*) Der ewige Sänger der alten Finnen.
**) So bezeichnet der Finne sein Heimatland.

Digitized by Google

In Scheuer, Keller, Ställen; wohlgenährt,
Mit glänzend braunem Fell, sieht man die Schar
Der Rinder sich im hohen Grase strecken,
Den Erntewagen zieht das starke Roß.
Doch wollt' es Ogan nicht, daß zwischen Garben
Und wohlbestellter Felder Frucht ihm dort
Das Leben stetig stillen Gangs verfließe, —
Zum Meer, dem wogenreichen, trotzig wilden,
Zog's ihn schon früh mit ganzer Seele hin,
Am Meer wollt' er sein Heim, am Meere d'rum
Wünscht' er sich Herd und Hochzeitsbett. G'rad daß
Der Blick es noch erreicht, dehnt sich ein Dorf,
Ein ärmlich schlichtes Dorf, an breiter Lehne
Des Bergs hinan; doch einsam abseits steht,
Daß man mit kurzem Wurf die Fluten trifft,
Die Hütte Ogan Dufva's. Spärlich Gras
Zieht sich am Boden hin, vom grauen Fels,
Der wirr herum sich lagert, oft erdrückt;
Den Streifen dicht am Meer deckt weißer Sand.

Im Winkel heut lehnt die Kantele*) stumm, —
Vielleicht daß später eine Hand sie rührt
Zu lust'gem Hochzeitslied; daneben steht,
Zu ihr gepaart, aus weißem Holz geschnitzt,
Ein neu Gestell: der Rocken ist's zum Spinnen,
Den man der Braut geschenkt. Als trüg' sie selbst
Den Flachs dazu im Haar, glänzt ihr das Haupt,
Legt dichte Flechte sich um weiße Stirn,
Darunter zart geschwung'ne Wimper ihr
Die Augen deckt, die groß und blau, mit heiter'm,
Sorglosen Kinderblick froh um sich schau'n
So gleicht die Braut des Landes Töchtern nicht;
Sie führt den Sinn hinüber über's Meer,
Wo Schwedens Küste aus den Fluten steigt
Und Menschen sind von deutschem Stamm und Wuchs,
Mit denen vielfach Finnlands Volk vermischt.

Vor einer Stunde hat im nahen Dorf
Des Priesters Wort der Herzen Bund gesegnet.
Vom Haus der Mutter führte Ogan Dufva
Die junge Braut in seine eig'ne Hütte;
Hier — ist es auch dem Brauch entgegen — will
Er Hochzeit feiern, ohne viel Gepräng
Und groß Gelag; der Gäste wen'ge sind
D'rum auch geladen. Auf dem Herde brennt
Ein lustig Feuer, und das kräft'ge Mahl
Wird rasch gerüstet. Manches munt're Wort
Derweilen geht von diesem Mund zu jenem;
Doch Ogan Dufva steht beiseit', nachdenklich,

*) Die finnische Harfe.

Digitized by Google

Allein, an off'ner, kranzgeschmückter Thür,
Zu der herein des Meeres Rauschen tönt.
Trügt ihn sein Ohr? — Es dünkt ihn lauter jetzt,
Und höher hebt sich — scheint es ihm — die Flut,
Wie er hinaus in stillem Sinnen blickt.
Täuscht ihn sein Auge nur, das reglos, ernst
Sich auf's Geschaukel all' der Wogen richtet?
Ist es ein froher Gruß, zu ihm entsendet
Von dem geliebten Meer, zum Hochzeitsfest
Ein froher Gruß? — Ach, wär's, er wüßt' es kaum
Ihm Dank; denn düster bleibt sein Blick, mit dem
Er unverwandt in's Weite starrt .... Nun zuckt's
In seiner Augen Tiefe plötzlich auf;
Denn fern am Himmel zieht es sacht heran,
Ein Wölkchen erst, schwärzlich umrändert, dann
Bald and're noch, bis sich ein finst'rer Berg
Dahinter lagert, ein Gewitter kündend.
Bald spricht's daraus mit dumpfem Tone auch
Zum Meer, das tief erbrausend Antwort giebt.
Nein, keine Täuschung war's; es strebt die Flut
Jetzt wild und wilder her an's Land und thürmt
In rascherer Bewegung Wogen auf;
Es tanzt der weiße Schaum auf ihrem Kamm,
Der breiter wächst und breiter, dem Gebirg,
Das schwarz am Himmel lagert, gleich. Ogan
Steht tief versunken, und mit leisem Schritt
Tritt seine Braut zu ihm heran, legt sorgend
Die leichte Hand dann auf die Schulter ihm
Und sucht sein Aug'. Er lächelt trüb und bleibt
Wortlos wie erst und wendet schnell sich ab,
Und ernster noch und stumm blickt er hinaus.
Die Braut ist schön; zu zart fast und zu weiß
Scheint ihr Gesicht für eines Fischers Weib,
Der jeden Tag des Meeres rauhe Luft
Entgegenweht, zu zierlich die Gestalt
Und auch die Hand zu weich, wenn sie den Nachen
Auf wilder Fluten Höhe rudern will.
Grün prangt der Hochzeitskranz im lichten Haar,
Wie frischer Rosen Knospe lacht ihr Mund,
Der sacht sich jetzt zu seiner Stirne neigt:
Dies Kind ist sein, es ward ihm angetraut.
Ob er sie liebt? — Schwer wär's ihm, es zu sagen:
Er hat sie gern gehabt, sie galt für reich,
Die Eltern wollten's, — so ward sie sein Weib.
Er hofft mit ihr zu leben auch. Doch lieben? —
Was ist ihm Liebe? — Hat er's je gefühlt,
Was süß und selig jeden Nerv durchdringt,
Und wunderbar, ein heftiges Erglühen
Und schauernd Beben, ganz das Herz erfüllt, —
So galt es anderm Weib und ist dahin.

Digitized by Google

Dahin! Dahin! . . . Mit dumpfem Grollen kommt's
Vom Meere wieder her, als wär's ein Echo,
Ein Echo dessen, was er heimlich denkt.
In tiefem Schwarz steht ganz der Himmel jetzt,
Die Luft geht schwül und rasch, unruh'ger stets
Wird noch die Flut: so schnellen Wandel nahm
Des Sommertages Heiterkeit und Glanz.
Er starrt und starrt hinab in das Gebraus
Der Wogen, die, jetzt finster auch gefärbt,
Erdröhnen, klatschend durcheinanderrollen;
Nun grause Ungethüme scheinen sie,
Weißmähnig, scharf gezähnt, die auf einander
In toller Wuth sich stürzen und zerfleischen.

Und wie das Meer nun höher schwillt und höher,
Fühlt auch sein Herz sich heft'ger stets bewegt,
Und der vergang'nen Tage süßer Bann
Strickt seinen Sinn im Wogenrauschen ein.
Zum Hochzeitsfest, — 's ist seltsam — nicht Fredrika,
Das junge Weib, das eben schüchtern wieder
Und leis verstimmt sich von ihm weggewandt,
Umschweben die Gedanken, — nein, er weilt
Bei anderm Bild.

Schwarz war ihr Haar und schwarz
Die Augensterne, dunkler Gluten voll.
In breiter, wirrer Flut fiel von den Schultern
Ihr jenes dicht herab; ernst, träumerisch,
Verschleiert halb sah'n jene in die Welt.
Zwar leicht gebräunt, doch zart durchsichtig war
Ihr Angesicht, darunter rothen Blutes
Lichtklare Welle floß, von feinem Schnitt
Der kleine Mund und schlank der Körper, doch
Von kräft'gem Wuchs, und vornehm fast der Zug,
Der um die Lippen ging und vornehm auch
Der weiche Duft, der um die Wangen strich.
In fremden Worten redete sie erst,
Des Landes Sprache hatte sie erlernt, —
So schien sie seltsam und fremdländisch ganz,
Wie eine Blume wohl aus ander'm Land,
Gepflanzt auf rauhen Boden dieses Nords.
Woher sie kam, es wußt' es keiner, nur
Daß wüstes, streifendes Zigeunervolk,
Das Handel trieb vom fernen Süd herauf,
Und dem ihr Haar, fast auch ihr Auge glich,
Sie einst in's Land gebracht — noch kein Jahrzehnt
War damals wohl vom Leben ihr vergangen, —
Und daß sie einer d'rauf als Kind, als Magd
In's Haus genommen, — das nur war bekannt.
Ein frisch erblühtes Mädchen kam sie dann
Mit sechzehn Jahren auf den großen Hof

Digitized by Google

Vom Vater Ogan Dufva's, und mit Fleiß
Lag sie der Arbeit ob; doch sprach sie wenig,
Fast kostet's Müh', zum Reden sie zu bringen.
Das Landvolk blieb ihr scheu und ängstlich fern,
Da Stolz und Ernst in ihren Blicken lag
Und — wie man sagt' — sie vom Zigeunervolk
Geheimer, weiser Künste viel' erlernt . . . .
Sie sechzehn, schön und blühend, räthselhaft,
Ihr Name selbst wie fremder Blume Duft
— Aswa war sie genannt, — und Ogan Dufva
Noch an den zwanzig kaum — das strebte froh
Und bang bald zu einander, wie im Lenz
Die Vögel sich verlangend, lockend nah'n,
Und wie im Walde wilde Ranken sich
Aus tiefem Drang umklettern und umklammern, —
Zwar wich sie erst noch seinem Werben aus,
Des Zornes Flamme glüht' ihr selbst im Aug',
Doch da er traurig schien und immer wieder
Ihr auf dem Fuße folgte, freundlich, lieb,
Vertraut wie keiner sonst auch zu ihr war,
Hört', was er sagte, sie bald ungern nicht
Und war bald eins mit ihm und eine Seele.
Und mehr! . . . O stiller Nächte Seligkeit,
Das süße Athmen voller, höchster Lust,
Die Traumgespinnste all', die Lieb', das Glück,
Wenn auf dem See der leichte Nachen ging,
Auf stillem, klaren, blauen See im Hain,
In dem des Mondes Schimmer immer neu
Das Lied der Nachtigall aus heißer Brust
Hervorgelockt, — wenn sie dahinfuhr, Hand
In Hand mit ihm und selig Wang' an Wange,
Sorglos, wohin die Flut den Nachen trieb, —
Wohin? — Sie wußte nur von Lust und Glück,
Seit sie an seinem Halse hing; zum Glück
Ging für sie jeder Weg. Und dann, wenn sie
Mit ihm auf grünem Waldespfade schritt,
An seiner Seite willig niedersaß
Auf weichem Moos, an seiner Brust ihm lag
Und Kuß auf Kuß die Lippe selig sog:
Das war ein glutenheißes, süß Umfangen,
Ein Liebeflüstern, laut und leis, daß selbst
Die Nachtigall in allen Wonnen schwieg,
Der Rosen Blüte, die zu Häupten stand,
In tiefen, stillen Zügen trank den Thau,
Den reinen, milden Thau der Nacht . . .

So lebten
Die beiden durch den holden Sommer hin,
Beglückend und beglückt; doch als der Winter
Zu neuer Herrschaft kam, schien kalt und eisig
Auch Ogan Dufva's Herz. Kaum daß er noch

Digitized by Google

Ein freundlich Wort zuweilen zu ihr sprach:
Man wählt zum Weib sich nicht des Vaters Magd, —
Zu kurzem Tändeln war sie gut genug.
Und da ein neuer Sommer nun mit Duft
Und Sang zum Glück der Liebe lockt, nimmt er,
Die ihm bestimmt, ist's Herz auch minder heiß;
So war's schon oft, so wird's noch oft geschehn.

Sie aber hat ihn wahr geliebt und liebt
Ihn noch. Sie stand ja sonst allein, verlassen,
Und gab ihm gern ihr ganzes Wesen hin.
Nun fühlt sie sich verlass'ner noch als je,
Und wieder kehren einsam die Gedanken
Zum Dämmer gold'ner Kinderzeit zurück,
Die einst in and'rer Sonne Glanz und Glut
Ihr licht vorüberfloß, zu holden Bildern
Aus ihres jungen Lebens früher'm Gang,
Den einz'gen, deren heut sie noch gedenkt.

Wo der Urumiasee mit klaren Wassern
Zur Tiefe blaut und still Armeniens Volk
Ein fleißig Leben führt, dort war sie einst,
Vornehmen Mannes Kind. Noch sieht sie spielend
Im Garten sich, wo leis der Oelbaum rauscht
Und der Granaten rothe Blüte nickt,
Der Feigen und Citronen gold'ne Frucht
Im Schatten sich der grünen Myrthe wiegt
Und über Blumen die Cypresse schwankt.
Maisfelder ziehn sich draußen leuchtend hin,
Und würz'ger Wein gedeiht an frischen Reben,
Nach dem Johannisbrot selbst mag die Hand
Sich strecken; Ziegen, seidenhaarig, geh'n
In muntern Herden rings im grünen Thal,
Und wo das Hochgebirg mit ew'gem Schnee,
Mit Blumen, farbenbunt, sich thürmt, steigt oft
Der Steinbock noch herab die Felsenlehne.
O Tage, lang vergangen, war't ihr schön!
Kostbar Gewand trug sie mit manchem Schmuck,
Die gold'ne Spange blitzte um die Stirn,
Mit duft'gem Oel war ihr das Haar gesalbt.
So prächtig angethan mit reicher Zier,
Und mit der reichern ihrer Schönheit noch,
Saß sie im Garten jenes Tags, als rasch
Ein junges, fremdes Weib sich ihr genaht,
Ein Weib mit wirrem Haar und scharfem Blick
Im Aug', das ihren unschuldsvollen Sinn
Mit klugem Wort bethört, daß sie vergnügt
Und des Erwartens voll ihr leicht gefolgt, —
O, hätte sie im Kinderherzen nie
Der Rede doch vertraut! . . . Durch öde Weiten,

Digitized by Google

Wo nur das Steppengras schwermüthig summt,
Durch manchen Ort mit Menschen, wild und fremd,
Ward sie hierhergeführt und schnöd' verkauft, —
Einsame Blume sie, geraubt, zu dorren
An fremder Erde Brust!
Wohl einmal schien's,
Als wär' auch hier ein Plätzchen ihr zum Blüh'n
Beschert, — das ist vorbei, vorbei! Denn heut
Ist Ogan Dufva's Hochzeitsfest . . . .
Aufwühlt
Das Meer die Wellen all' vom Grund, in Nacht
Kehrt sich der Tag, in dunklen Wolken kracht's,
Mit grellem Licht zuckt prasselnd Blitz auf Blitz.
Und Ogan Dufva's Auge leuchtet groß,
Als glüht' ein jähes, wildes Feuer d'rinn,
Aus jeder Miene spricht ein plötzlich Leben.
So, schaurig schön, in seiner ganzen Kraft
Aufbäumend sich, empört, will er das Meer!
So, alter Gluten voll, wogt ihm das Blut,
Mit solchem Drang, allmächtig, wächst es jetzt
Im Herzen ihm empor, so groß und weit
Und voll war ihm die Brust, da Aswa er,
Das schöne, fremde Kind, im Wonnerausch
Inbrünstig heiß umschlang und unter Küssen,
Verzehrend wilden, zu sich niederzog,
Das war der Liebe Allgewalt, die ihn
Durchströmt, das ihres Zaubers mächt'ge Kraft,
Die ihm den Sinn bezwang, und das ihr Hauch,
Der selig ihn umfloß, daß eine Wonne
Und ein Verlangen nur sein ganzes Sein, —
Zu solchem Drang, der alle Himmel stürmt,
Ziemt sich ein Hochzeitslied, wie es im Branden,
Im vollen Aufruhr, brausend, sinnbetäubend,
Vom Meere jetzt zum Sturm der Seele rauscht!
Und solchen Sturm rief Aswa's Bild ihm wach,
Das Bild nicht jener, deren Namen heut
Der Priester ihm genannt. — Er schaut sich um, —
Da ist Fredrika, wenig fern von ihm;
Doch wo am Herd er Aswa erst gewahrt —
Sie war mit hergesandt, beim Hochzeitsfest
Zu helfen dienstbereit, — der Platz war leer.

Und heißer noch glüht Ogan Dufva's Blut,
Und jähe Sorge wird ihm bald zur Angst.
Er tritt hinaus, wo das empörte Meer
Die Nachen hebt und wild an's Ufer schleudert.
Die Wellen näßten schon den weißen Sand
Und ringeln wurmgleich in der Blitze Licht
Sich drüber hin; Schaum spritzt ihm in's Gesicht;
Kaum daß das Auge sich des Sprühens wehrt.

Digitized by Google

Und mächtig Dunkel lagert tief allum,
Fast scheint der Wolken düst'rer Zug zu geh'n
Auf dem Gewog' des Meers, so liegen Erd'
Und Himmel wild im Kampf; im nahen Dorf
Verkündet langsam schwerer Glockenschlag,
Daß achte Abendstunde jetzt beginnt;
Doch ganz im Donner, Sturm und Meergetos
Verweht der Klang, wie fernes Schmerzgestöhn.
Am Ufer streckt die Hand jetzt Ogan Dufva
Nach seinen Nachen aus — es mußten zwei
Dort in der Brandung schaukeln, — einer doch
Wird von der Flut nur hin und hergerissen,
Daß er bald auf, bald jählings niederschießt.
Und jäher noch fliegt wilde Glut durch's Haupt,
Zuckt bange Ahnung Ogan Dufva auf.
Es schweift sein Blick hinaus auf's dunkle Meer,
Das Auge brennt und irrt und sucht und sucht, — — —
Doch diese Nacht durchdringt kein Adler-Blick;
Herüber braust und wogt und brüllt es nur,
Daß es im Schwall das Ohr betäubend füllt
Und wie ein Schwanken jedes Glied befällt,
Ein heftig Rütteln und ein Stocken, Zerren, —
Ohnmächtig hier ist jedes Auges Kraft . . .

Ein Donnern wieder, daß die Erde schüttert,
Ein Leuchten d'rauf, sekundenlang und grell,
Daß es im Schaum wie flüssig Silber blitzt, —
Und weit hinaus geht Ogan Dufva's Blick
Und starrt, als dürft' er keine Welle fehlen,
Und wieder zuckt's in's Haupt zurück, und wieder
Faßt wildes Schauern jedes Glied ihm an,
Mit einem Satz steht er im Nachen jetzt,
Der rasch gelöst vom Tau, mit kräft'gem Arm
Schlägt er die Ruder ein, daß höher noch,
Im ganzen Uebermuth, die Flut aufspritzt;
So stößt er in's erregte Meer, ruckweis
Den Nachen vorwärtsschleudernd, daß er schwankt
Und tanzt und fliegt, — dort schießt er hin . . .

Im Schein
Des grellen Lichts sah Ogan, wie ein Kahn
Hoch auf dem weißen Kamm der Wogen trieb,
Ein menschlich Wesen meint' er d'rinn, nicht ganz
Erkennbar seinem Blick, ein Wesen doch,
Von dem er glaub', daß er's genugsam kennt — —
Auf diesen Kahn fliegt jetzt sein Nachen zu.
Und wie die Flut sich bäumt, entgegenstemmt,
Er ringt sich durch, und näher kommt er ihm,
Fast mag ein Wogenschlag mit kräft'gem Wurf
Ihn schon an seine Seite bringen, — da

Digitized by Google

Erglänzt's mit hellem Lichte wieder weit,
Weit über's Meer, und zeigt im grellen Blitz
Ein Antlitz ihm, ein Antlitz marmorweiß,
Um das im Sturm die off'nen Haare weh'n
— Ein wirr Gelock, tiefschwarz, vom Meer durchnäßt, —
Glutheiß ein großes, dunkles Augenpaar
Doch brennt im blassen Angesicht — — —

„Aswa! . . ."
Im Sturm und Meergegroll vertönt's, ein Ruf
Aus Ogan Dufva's angstgepreßter Brust.
„Aswa!" — verwundert giebt's die Flut zurück, —
Ein Name ist's wie fremder Blume Duft,
Wie Sonnenlicht, wie Hauch aus ander'm Land
In dieses Nordmeers felsumstarrter Oede, —
Sie, die er nennt, sie hört's; wie wildes Grausen
Und doch wie eine Freude, ungemessen,
Wie wollustvolles, bebendes Entzücken
Durchzittert's ihren Leib. Zwar strebt der Arm,
Den Nachen von dem andern abzulenken,
Doch sinkt er bald, und Ogan Dufva kommt
An's Fahrzeug, d'rinn sie sitzt, im Flug hinan —
Sein zweites ist's, das erst am Strand geschwankt, —
Was liegt ihm an dem Nachen jetzt? Mit Macht,
In all' dem Drang, der in der Brust ihm lebt,
Beugt er sich über seines Fahrzeugs Rand
Und streckt die Arme aus, herüber sie,
An seine Seite sie zu ziehen.

Ihr
Auch ringt sich jetzt ein lauter, wilder Ruf
Von heißen Lippen los, sie sträubt sich nicht,
Wie er die Arme breitet, — nein, sie will
Ihm selbst entgegen — — Worte, unverständlich,
Verweh'n im Braus, ein hastig heiß Umstricken,
Blutwarm Erglühen Stirne jetzt an Stirn — — —
Es sieht's kein Aug', — es zuckt kein Blitz, schwarz bäumt
Das Meer sich auf und rollt und rauscht herum —
Und eine breite Woge schlägt im Sprung
Nun hoch empor und stürzt sich brausend nieder,
Zwei Nachen, weit hinweggeschleudert, schießen
Dann irr zurück, als suchten sie den Arm,
Der kühn sie lenkt und stark an's Ufer führt, —
Da ist kein Arm und keine Hand; weithin,
In grenzenlosem Grauen, aller Bande
Und Fesseln ledig, wälzt sich nur die Flut,
Und her vom schwarzen Grunde zischt's und braust's, —
Leer sind die Nachen, im Gewoge treiben
Die beiden, sich umschlungen haltend, — heut
Ist Ogan Dufva's Hochzeitsfest, im Meer

Digitized by Google

Fand er das Hochzeitsbett, und brausend singt
Das allgewalt'ge ihm sein Hochzeitslied,
Ein wildes Lied, ein Lied von ew'gem Sehnen: —
Und zweien Armen gleich, die auf und nieder
In des Verlangens tiefem Drange sinken,
Ein wild Umfah'n, seit Tagen, lang vergessen,
Ein stetes Werben und Entgegenstreben,
So siehst im hohen Norden Du das Meer
Mit rascher Flut das Land umziehn ....

Am Strand
Ward's lang lebendig schon; man sucht nach Ogan,
Und wie auch Aswa nimmer wiederkehrt,
Raunt man betroffen und bestürzt sich zu,
Daß, ach, vielleicht die beiden — — —

Doch Vermuten
Braucht's nicht, wenn schon Gewißheit kommt. Wie bald
Allmählich nun das Meer zur Ruh' gelangt
Und mit den Wolken auch das Stürmen schwindet,
Wie's leis und leiser nun im Athmen wogt
Und süß besänftigend des Abends Licht
Blaßrothe Schleier d'rüber deckt, erspäht
Der Blick die beiden Nachen auch, die jetzt
In sanfterm Schaukeln zu dem Ufer kehren,
Und aufgeriss'nen Aug's, verwirrt, verstört,
Schaut lang Fredrika hin, der's schrecklich ahnt;
Ein irr wahnsinn'ger Aufschrei gellt es dann
Von ihrem Mund, der sich im Leid verzerrt,
Mit hastig wildem Griff reißt sie vom Haupt
Den grünen Kranz und wirft ihn in den Sand, —
Ihr Auge flirrt, ohnmächtig sinkt sie nach ....

In tiefem Schweigen stehn sie ernst herum,
Kaum daß ein Blick noch zu dem andern geht;
Und stiller noch ward's in der Hütte jetzt,
Wo die Kantele stumm im Winkel lehnt
Und auf dem Herd die Flamme nur noch summt
Und heimlich auf und niederflackert, bis
Auch sie erstickt und ganz das Feuer lischt
Und frischer Blumen Zier mit zartem Duft
Nur rings den Raum durchwebt und immer leiser'n
Und immer gleicher'n Falls der Wellenschlag
Des Meers zum Ohre tönt. Dann legt die Nacht
Die Schatten rings umher, vom Süd herauf
Auf weichem Fittig sanft zieht linde Luft,
Und unter'm klaren Himmel weht ein Gruß, —
Ein süßer Gruß, den vom Urumiasee
Die Myrthe und der Oelbaum sendet ....

Digitized by Google

Lustige Reichspostfahrten.

Von Eduard Müller-Gauger.

Du liebe, gute, alte Zeit, da die Postkutsche ihren Schneckengang auf der endlosen Landstraße machte; da man das Schreiben an die gütigen Herren Eltern, in welchem man sich für den übersandten Kuchen bedankte, doppelt und dreifach siegelte; da es für die Zurückbleibenden ein Trost war, wenn der Postillon, der die Theuren entführte, ein biederes, ehrliches Gesicht hatte; da die Gliedmaßen der Passagiere drei Tage und drei Nächte durcheinandergerüttelt wurden, nachdem ihre Seelen den idealen Freundschaftsbund fürs Leben geschlossen, o, du schöne, gemüthvolle Zeit, wo bist du geblieben?

So vielmal sich Blau, Roth, Grün, Gelb, Schwarz und Weiß zu zwei und zwei zusammenstellen lassen, so viel reichsunmittelbare Standesherrschaften gab es damals im „Teutschen Reich", und ebensoviel der „landesherrlichen Superiorität unwidersprechlich anklebende Post-Gerechtigkeiten". Die Postillons trugen einen Kordon mit den Landesfarben. Heute war der „Schwager" roth, morgen gelb, kurz immer vergnügt buntscheckig. Daneben fuhren die Reichspostkutschen; ihre Postillons trugen die Farben der Fürstlichen Thurn und Taxischen Livree blau und roth. Das war ein lustiges Durcheinander! Wenn das Posthorn durch die Straßen erschallte, lief alles zu den Fenstern und auf den Markt, wo Halt gemacht und ausgestiegen wurde.

Ja, das waren noch Zeiten! In Regensburg tagte die Reichs-Versammlung, vom Wiener Reichs-Hof-Rath gingen die mandata aus und eine Reichs-Exekutions-Armee war auf den Beinen, ihnen Nachdruck zu verschaffen. Franzosen und Oesterreicher gingen auf deutschem Boden Hand in Hand gegen den respektswidrigen Neuerer auf Preußens Thron den jungen König Friedrich und seine Bundesgenossen. Kroatische und französische Schnauzbärte küßten deutsche Mädchen. Der gute Bürger lobesan trank sein Gläschen im Erker, und nannte es „Wirren und troubles anjetzt" und vertraute im übrigen auf den Bestand des lieben heil'gen römischen Reichs, sein gesundes „Haupt und Glieder".

So stand es im Jahre 1758, als eine kaiserliche und Reichs-Postkutsche aus Frankfurt am Main nach der fürstlichen Residenzstadt Kassel abfuhr. Der Wolfgang Goethe war noch zu klein, um mitsprechen zu können. Der naseweise Junge war damals neun Jahre alt. Später wurde er auch so ein Neuerer, der nie den richtigen Respekt vor dem heil'gen röm'schen Reich hatte, wie seine oben angeführten lästerlichen Verse zur Genüge beweisen.

Wie gesagt, 1758 lag alles noch im tiefsten Frieden. Der kaiser-

Digitized by Google

liche und Reichs-Postillon blies sein lustig Liedchen und passirte ungenirt alle Stadtthore zwischen Frankfurt und Kassel. Er kümmerte sich nicht um die verwunderten Gesichter der Thorwärter, die nie eine Reichs-Postkutsche gesehen hatten, noch um die Reden der alten Leute auf den Gassen, die vor vielen, vielen Jahren einmal Reichs-Postkutschen hatten passiren sehen. Seine Pferde dampften auf freiem Feld in der eisigen Februar-Nachtluft, während im Städtchen, das ihm längst im Rücken lag, die Honoratioren auf der Tabagie das Ereigniß des Tages, den Durchgang der kaiserlichen Reichspostkutsche, hin und wieder besprachen und zu dem Resultat kamen, welch unabsehbare Folgen dieser Präjudizfall für das ganze heilige römische Reich haben könnte.

Am Abend des 11. Februar, noch vor Thorschluß, rollte unsere Postkutsche in Kassel ein. Sie fuhr direkt beim Gasthofe Stockholm vor. Heraus stiegen drei Passagiere und begaben sich auf ihre Zimmer. Die Postkutsche wurde in den Hof des Gasthauses geschoben.

Noch keine Stunde war vergangen und die Nachricht von der Ankunft einer kaiserlichen Postkutsche hatte sich wie ein Lauffeuer durch alle Theile der guten Residenzstadt Kassel verbreitet. Allerlei neugierig Volk sammelte sich auf dem Hof der Stadt Stockholm an. Verwegene Konjekturen durchschwirrten die Luft. Sollte die Wahl des Gasthofes zur Stadt Stockholm mit französischen-schwedischen-kaiserlichen Staatskorrespondenzen in Zusammenhang zu bringen sein? Man hielt den Bambusstock an die Nase und sah sich bedeutsam an.

Am andern Morgen wurde Herr Philipp Koch, „Kaiserlicher offenbar geschworener und von der Hochfürstlichen Hessen-Kasselschen Regierung immatrikulirter Notar" zu Herrn Kuhn, „Sekretarius bei der Geheimen und Kriegs-Kanzlei" gerufen. Herr Kuhn theilte Herrn Koch mit, daß gestern eine kaiserliche Postkutsche mit einem Fürstlich Taxischen Postoffizianten Namens Hagenbusch, einem Notar aus Frankfurt namens Stolle und einem dortigen Bürger namens Lange in hiesiger Residenzstadt angelangt und im Gasthof Stockholm eingekehrt sei. Er ersuche ihn (Koch), ihm (Kuhn) und den beistehenden Herrn Riemer und von Rhoden als Zeugen in besagten Gasthof zu folgen, die fremden Personen um die Ursache ihrer Ankunft zu befragen, ihre Antworten zu protokolliren und darüber ein öffentliches Instrument auszufertigen.

Diesen Herren schloß sich auf dem Wege zum Gasthof noch an Herr Archivar Schott, Herr Oberpostkommissar Ewald und Herr Registrator Strippelmann. Die Kunde, daß etwas Außerordentliches im Werke sei, führte Neugierige die Menge herzu, welche Haus und Hof belagerten. Die Herren von der Requisition verfügten sich ohne weiteres auf die Wohnstube der eingekehrten Personen und stellten zunächst mit dem p. Hagenbusch ein scharfes Verhör an. Da kamen sie aber an den rechten. Hagenbusch stellte sich fest und sicher in Positur und erklärte trocken und rund heraus, daß er den Anfang zur Anlegung einer kaiserlichen Post hier in Kassel machen solle; das mehrere werde das verschlossene Schreiben besagen, welches er bei sich habe und noch heute Morgen der hochfürstlichen Regierung überreichen wollte.

Die Herren wußten genug und entfernten sich schweigend. Herr Kuhn hatte einen puterrothen Kopf, als er die Treppe hinabschreitend, zu Herrn Koch sagte:

Digitized by Google

„Unbesorgt! Es wird abgekehrt werden, aber es bleibt nichtsdestoweniger ein offenbares reichs-, gesetz- und verfassungswidriges Attentatum."

Die kaiserliche Postkutsche ein Attentatum! Mit diesem Wort war die Losung für die gute Residenzstadt Kassel gegeben. Das Schlagwort war in Aller Mund. Mit feindseligen Blicken wurde der alte Postkutschkasten umschlichen. Ein Attentatum auf die Hessen-Kasselsche Verfassung. Das war viel unverdiente Ehre!

Alle etwa noch bestehenden Zweifel über die Staatsgefährlichkeit des Postkutschkastens wurden niedergeschlagen, als vier Mann vom löblichen Wurmbschen Bataillon mit Muskete und Patrontasche erschienen und vor der Kutsche auf und abpatrouillirten.

Bald darauf trat der hochfürstliche Regierungspedell Ilsenius bei dem Postoffizianten Hagenbusch ein und überreichte ihm die Resolution der hochfürstlichen Regierung und das von ihm mitgebrachte und inzwischen abgegebene verschlossene Schreiben. Als Hagenbusch gewahrte, daß letzteres uneröffnet war, wollte er es dem Ilsenius zurückgeben mit den Worten: er könne es nicht annehmen und gehe nicht eher von hier weg, bis es an hoher Stelle gelesen sei. Aber der Pedell war schlau, that, als höre er nichts und machte, daß er die Treppe hinunterkam.

Eine halbe Stunde später begaben sich die oben genannten Herren von der Requisition abermals, mit gravitätischer Amtswürde, in die Stadt Stockholm. Wie schnell verwandelte sich jedoch ihre feierliche Würde in Aerger und Unmuth, als sie auf der obersten Stufe der Treppe, vor Hagenbusch's Thür was liegen fanden? Die hochfürstliche Regierungs-Resolution!

Sie hoben dieselbe auf, traten schnell resolvirt bei dem Attentäter ein und citirten die beiden andern Reisenden herbei. Hierauf begann der Notar Herr Koch die Resolution zu verlesen, deutlich und langsam. Sie lautete im schönsten Kanzleistil folgendermaßen:

„Nachdem man die intendirende Anlegung eines Postwagens hier in Kassel als eine der bisherigen unvordenklichen Possession und den bekannten Reichsgesetzen schnurstracks zuwiderlaufende unzulässige Neuerung keineswegs gestatten, und da man dieserhalb bei einer hochansehnlichen allgemeinen Reichsversammlung bereits Beschwerde geführt hat, noch viel weniger zugeben kann, daß vor erfolgter Comitialentschließung, von Seiten der fürstlichen Taxischen Postoffizianten auf eine eigenmächtige faktische Weise vorgegangen werde; im Gegentheil sich bei seiner reichsständischen Befugniß gegen alle Reichs-Gesetzwidrige Attentata Rechts erlaubter Maßen zu wehren gedenkt: als wird auch dem Hagenbusch angefüget, sich mit seiner, mit Umgehung der hiesigen Poststationen heimlicherweise hereingeführten Kutsche, welche nunmehro die Stelle eines ordentlichen Postwagens vertreten soll, wieder zurückzubegeben. Kassel, 12. Februar 1759. Die Regierung."

„Und somit hat der Postoffiziant Hagenbusch nebst den andern Personen und Postkutsche innerhalb zwei Stunden hiesige Residenzstadt zu räumen", schloß Herr Koch mit väterlich strenger Stimme. Aber der unverbesserliche Hagenbusch erwiederte trotzig: „Ich werde solches nicht thun. Morgen spedire ich die Postkutsche zurück. Wider Gewalt allein vermag ich nichts auszurichten."

Digitized by Google

Die Herren empfanden das Unschickliche, das darin lag, wenn sie sich mit einem Postoffizianten herumstritten. Sie entfernten sich gravitätisch. Nach einer solchen frechen Aeußerung erachtete man für nöthig, einen Lieutenant vom löblichen Wurmbschen Bataillon zu ersuchen, daß er dem Hagenbusch nochmals bedeuten möge, sich nebst den anderen Passagieren und der Postkutsche noch vor Abend von hier wegzubegeben.

Die Entscheidung nahte heran: Das fühlte man und das bekundete die Aufregung, die sich dem Publikum vor der Stadt Stockholm mitgetheilt hatte. Die Herren von der Requisition standen im Hausflur und warteten nur die Rückkehr des Lieutenants aus Hagenbusch's Zimmer ab, um erforderlichen Falls das Signal zum „Handeln" zu geben.

Plötzlich polterte der Lieutenant die Treppe herab. Die Herren wußten genug. Die auf dem Hof postirten vier Soldaten zerrten die Reichspostpferde aus dem Stall und spannten dieselben vor die Kutsche. Der Posthalter Engelhard forderte barsch dem fürstlich taxischen Postillon das Kordon nebst dem Posthorn ab und kommandirte: „Hinaus mit der Kutsche vor das Weinbergerthor! Der Hagenbusch und die anderen Personen haben erklärt, nicht eher als bis vorm Thor in die Kutsche steigen zu wollen. Hü! Hoi! Hü!"

Der Postillon wußte nicht wie ihm geschah. Unversehens saß er oben; die Pferde zogen an, von allen Seiten durch Zurufe angespornt; neben ihm blinkten drohend die Musketen der Soldaten. Der Kutsche folgte bis vors Thor ein langer Zug schreiender und lachender Menschen, voran mit gravitätischen Schritten die Herren von der Requisition. Den Schluß bildeten der Postoffiziant Hagenbusch und die beiden Frankfurter. Sie wurden von der Menge wie Wunderthiere angestarrt.

Draußen vorm Weinberger Thor angekommen, stiegen die unfreiwilligen Passagiere ein. Dem Postillon wurde Kordon und Posthorn zugestellt. Zum Dank blies er ein lustig Abschiedsliedchen. Hagenbusch aber lehnte aus dem Wagenschlag, grüßte spöttisch nach allen Seiten und rief: „Bald sehen wir uns wieder, denn es ist sehr wohl möglich, daß ich bald wieder hierher komme."

Jeder gesinnungstüchtige Hessen-Kasselaner aber wünschte die kaiserliche und Reichspostkutsche dahin, wo der Pfeffer wächst.

Wie ist ein solcher Vorfall möglich gewesen, höre ich den erstaunten Leser fragen. War das der Respekt vor kaiserlichen Institutionen im Reich?

Glücklicher Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, der Du keine andern Hindernisse als Entgleisungen und Zusammenstöße von Eisenbahnzügen kennst! Was sind derartige Betriebsstörungen gegen die täglichen kleinen Plackereien und Schikanen, denen die Passagiere von Seiten der Landesherrlichkeiten ausgesetzt waren! Bald war Dir verboten, mit dieser Post zu fahren, bald trugst Du den Schaden, wenn Du jenem Postillon Deine Briefschaften anvertraut hattest: sein Felleisen wurde willkürlich geöffnet, die Briefe zerstreut. Passirt uns heute dergleichen, wie den Frankfurter Bürgern in Kassel, so posaunen es morgen die Tagesblätter in alle Welttheile und wir rechnen sicher darauf, daß uns Recht und Entschädigung für die verlorene Zeit u. s. w. wird. In der guten alten Zeit hingegen war das Interesse des Publikums Nebensache.

Digitized by Google

Da katzbalgten sich die Herren von Nassau, Katzenellenbogen und Hessen-Kassel mit dem Reichsfürsten von Thurn und Taxis um ihre landesherrlichen Regalien und Privilegien. Da wurde die Sturmglocke der Reichsversammlung gezogen, Pro Memoriae wurden gedruckt und distribuirt, Gegen-Pro-Memoriae geschrieben: in kurzer Zeit füllten die „nothgedrungenen Erklärungen", die „abgedrungenen Rechtfertigungen", die „weiteren Aufklärungen" einen dicken Folianten. Dieser wurde der Staatsbibliothek einverleibt und die Sache selbst — blieb beim Alten.

Weil unsere Frankfurt-Kasseler verunglückte lustige Reichspostfahrt gewissermaßen eine Ausnahme von der Regel macht, indem die schwerfällige Reichsmaschine sich zu einer Maßregel aufraffte, in welcher die famose Reichsexekutions-Armee eine Rolle spielt, lohnt es sich zuzusehen, was jene kaiserliche Postkutsche im Gefolge schleppte.

Zunächst ein Pro Memoria, in dem das fürstlich taxische Oberpostamt wegen des „unerhörten und unleidentlichen Eingriffes in die landesherrliche Regalia des regierenden Herrn Landgrafen zu Hessen Kassel" beschuldigt wurde.

Hierauf ein Gegen-Pro-Memoria, worin klar und deutlich bewiesen wird, daß die Vorfahren des Fürsten von Thurn und Taxis bereits von Weiland Kaiser Mathias und dero Nachfolgern im Reich die Belehnung mit dem Reichserbpost-Generalat ohne jemands Widerrede erhalten; ferner daß die Reichsposten ursprünglich dem Kaiserthum zugehören. Wenn man sich dagegen auflehnt, ist es um die kaiserlichen Gerechtsame zu thun, von deren Handhabung die Sicherheit der ihnen anvertrauten Briefe, und des nicht nur das Reich, sondern auch auswärtige Mächte betreffenden gemeinsamen Handels und Wandels abhängt. Die Wiedereinführung des kaiserlichen Reichspostwesens in den Hessen-Kasselischen Landen ist auf die bündigsten Gesetze und Reichskonstitutionen gegründet. Dagegen sind von Hessen-Kassel alle ersinnlichen Mittel angewandt worden, um sein Provinzialpostwesen auf benachbarter Reichsstände Grund und Boden auszubreiten und die auf den gänzlichen Umsturz des kaiserlichen Postregalis zielenden Absichten ins Werk zu setzen.

Alsdann erschienen patriotische Gedanken über das erstere Pro Memoria, in der Wiener Hofbuchdruckerei gedruckt, Wortklaubereien und Spitzfindigkeiten, von dem was wir neuen Reichsbürger unter Patriotismus verstehen, auch nicht eine Spur enthaltend. Unter anderem heißt es darin, es sei unerhört, den Postillon, der den kaiserlichen Postwagen in die Stadt Kassel geführt hat, für einen fürstlich taxischen auszugeben. Er trug einen gelb und schwarzen Kordon; eine andere Bewandtniß hätte es gehabt, wenn er einen roth und blauen Kordon, so die Farben der fürstlich taxischen Livree sind, getragen hätte.

Unangenehmer für Hessen-Kassel war die Enthüllung folgenden Pröbchens landesherrlichen Uebermuthes, welche in den weiteren patriotischen Gedanken gegeben wurde. Im Jahre 1734 besetzten die Hessen-Kasselischen Truppen die Stadt und Festung Rheinfels und machten mit der Depossedirung der zu Rheinhausen, Katzenellenbogen, St. Goar und St. Goarshausen angelegten kaiserlichen Posten den Anfang. Sie begnügten sich nicht damit, eine neue landesherrliche Post an die Stelle jener zu setzen, sondern erlaubten sich, dem letzten kaiserlichen Postillon ein Reiterkunststückchen zuzumuthen, das ihm beinahe Hals und Beine,

Digitized by Google

nebenbei den Verlust seines Felleisens gekostet hätte. Der arme Schelm, der zur Ueberführung des nach Mainz und Koblenz gehörigen Briefefelleisens bestimmt war, wurde nämlich, anstatt daß man ihn, wie seine Route war, durch St. Goar geraden Wegs nach Oberwesel passiren ließ, genöthigt, einen großen Umweg zu machen. Man zwang ihn auf so „impraktikable Wege", und über einen so steilen Felsen hinweg, daß der Postillon das Reiten aufgeben mußte. Eine stockfinstere Nacht brach darüber herein, der Regen strömte nieder, während er sein Pferdchen an der Hand führend, in der Irre umhertappte, jeden Augenblick gewärtig, in einen Abgrund zu stürzen. Daß er noch so mit heiler Haut davon kam, daran waren die Hessen-Kasseler herzlich unschuldig gewesen.

Das Strafgericht für so frevlen Uebermuth sollte nicht ausbleiben. Ein kaiserliches Rescriptum Dehortatorium, welches damals an die Regierung zu Kassel erging, wurde ad acta gelegt. Man fuhr fort, in der Grafschaft Katzenellenbogen Gewaltthaten auf Gewaltthaten zu häufen, inhaftirte, arretirte und verhängte Geldstrafen, und übte einen Postzwang aus, als gäbe es keinen Kaiser und kein Reich.

Jetzt war die Stunde der Abrechnung gekommen. Vom Wiener Reichshofrathe wurde Hessen-Kassel und Nassau-Weilburg ein Termin zur Wiederherstellung der kaiserlichen Posten gestellt. Die Fürstenthümer beharrten in ihrer Widerspenstigkeit. Hessen stand zudem mit Friedrich von Preußen, über den die Reichacht verhängt war, im Bund. Da rückten die Kaiserlichen und Reichstruppen in die hessische Herrschaft Schmalkalden ein, im Jahre 1759, und nahmen die Gelegenheit wahr, die Erkenntnisse und Conclusa des Reichshofraths in Postsachen zu vollziehen, oder einfacher wegen der Schandthaten in Katzenellenbogen anno 1734 Abrechnung zu halten. Das wurde folgendermaßen angefangen:

Sitzt der hessische Postmeister Holke ganz ruhig in seinem Posthaus zu Schmalkalden und denkt, was kann mir passiren? Da kommt so ein fataler fürstlich taxischer Postsekretarius namens Achtmark ankutschirt, steigt vor dem Quartier des kommandirenden Generals von Kolb ab und bleibt eine ganze Weile bei ihm. Plötzlich tritt er wieder heraus, bringt eine Schildwacht hinter sich her und stellt sie gerade vor Herrn Holkes Thür auf. Dann tritt er bei diesem selbst ein und eröffnet ihm kurz und bündig, er sei von des Herrn Fürsten von Thurn und Taxis Hochfürstlichen Gnaden befehligt, vom hiesigen hessischen Postamt Possession zu nehmen. Ohne sich weiter an Herrn Holkes Zustimmung zu kehren, nimmt er draußen vor dem Posthaus das fürstlich hessische Postwappen ab und läßt an dessen Stelle das kaiserliche anschlagen. Alsdann erst wendet er sich wieder zu dem vor Schreck sprachlosen Herrn Holke und befiehlt ihm unter Androhung schwerer Strafe, den Ueberschuß an Postgeldern von Anfang dieses Jahres auszuwerfen und an ihn zu bezahlen.

Nun schrie die hessische Regierung Zeter ob dieser „außerordentlichen Attentata." Aber es half ihr einstweilen nichts. Sie mußte sich auf neue Pro Memoria beschränken.

Die Verwirrung der postalischen Zustände war in deutschen Landen seit 1757 eine wahrhaft schreckenerregende. Wo die preußischen und hannöverisch-braunschweigischen Truppen hinkamen und eine Reichspost fanden, wurden die Posteinkünfte eingezogen, Briefe erbrochen und ent-

Digitized by Google

wendet. Dabei wurde mit den kaiserlichen Beamten nicht immer glimpflich verfahren. So meldete am 18. Oktober 1759 der kaiserliche Postamtsverweser zu Duderstadt, daß die Hannoveraner ihn gleich einem Missethäter aufgegriffen und gewaltsam nach Hannover geschleppt hätten, bloß weil er die Briefe, welche ihm ein sächsischer Offizier zur Bestellung übergeben hatte, an ihre Adresse befördert hatte.

Die Wiener Kanzlei sah sich zu folgendem schönen Erguß gereizt:

„Die Aufrechterhaltung des Reichs-Systematis hängt von der Beobachtung der Reichsgrundgesetze ab. Diese werden aber übertreten, sobald ein Stand mittels eines leicht zu findenden Vorwandes sich berechtigt hält, den Lauf der Posten zu hemmen, die Briefe zu durchsuchen, aufzubrechen und solche seinem Gutdünken nach gar zu unterschlagen oder für sich zu behalten. Sollte ein so schädlicher Mißbrauch geduldet werden, so würde der Zerfall der Reichsverfassung, der deutschen Freiheit (sic!) und des Zutrauens auswärtiger Mächte und endlich eine allgemeine Verwirrung und Unordnung im Reich demselben auf dem Fuß folgen.".

Eine naive Ansprache an die Reichsangehörigen, wenn man bedenkt, daß seit zwei Jahren Krieg unter ihnen war! Der alte gebrechliche Reichskörper hatte eben ein garstiges Fieber und seine einzige Rettung war, daß nach dem Krieg alles — beim status quo blieb.

Die schönen Worte von deutscher Freiheit und Reichsherrlichkeit, die von Wien kamen, zogen gerade damals weniger als je. Man kannte auf gegnerischer Seite nur zu gut des Pudels Kern aller der Reichspoststrebungen; er hieß: eifrigere Beförderung der Korrespondenz mit dem königlich französischen und dem königlich schwedischen Hof.

Da trug sich denn ein ergötzlich Postgeschichtchen zu, welches Licht in die Sache brachte.

Die Kurbraunschweigische Regierung trug schon seit längerer Zeit Verlangen, einen Beireiter, der mit den kaiserlichen Posten geritten kam, abzufangen, um zu sehen, ob er feindliche Depeschen bei sich hätte.

In der Nacht vom 25. auf den 26. März 1759 rollte die von Braunschweig kommende kaiserliche Post durch das Stadtthor zu Celle wie gewöhnlich; aber nicht wie gewöhnlich sprengte hinterher ein kaiserlicher Beireiter in die Stadt. So weit ging die Sache ganz gut. Als jedoch besagter Beireiter hinter der kaiserlichen Post zum Städtchen wieder hinausssprengen wollte, rasselte die Zugbrücke ihm vor der Nase in die Höhe, die Thorwache fiel seinem Pferd in die Zügel; er wurde abzusteigen genöthigt und mit dem Bemerken auf die Wache geführt, daß wohl für den kaiserlichen Postillon, aber nicht für einen dritten das Thor geöffnet werden müsse. Am andern Morgen erschien der Burgvogteibeamte und nahm den Arrestanten ins Verhör. Man glaubte mindestens einen Hauptspion und Depeschenträger verhaftet zu haben. Er aber sagte aus:

„Ich heiße Anton Lahr, bin 34 Jahre alt und aus Erfurt gebürtig. Eigentlich bin ich ein Studiosus und stehe in keiner ordentlichen Bedienung. Zu dieser Postbegleitung bin ich auf folgende Weise gelangt: Die Frau Postdirektorin von Piper in Erfurt hat mir aufgetragen, ihr ein paar Burschen vorzuschlagen, welche Lust hätten, die kaiserliche Post wechselsweise zu begleiten, damit die Post, besonders in

Digitized by Google

Hamburg, geschwinder expedirt würde. Weil ich nun sogleich keinen vorschlagen konnte, habe ich mich selbst offerirt, die Post ein paarmal zu begleiten, nicht um dieses Officium beständig zu verwalten, sondern mich dadurch in Kredit zu setzen, um demnächst eine andere Bedienung zu erlangen."

Diese Aussage befriedigte wenig, weil sie den Erwartungen des Burgvogteiverwesers auf etwas Ungeheures durchaus nicht entsprach.

„Hat er Depeschen oder Briefschaften bei sich?" herrschte der Amtmann den armen Schlucker und verunglückten Studenten an. Dieser holte erschrocken sein Taschenbuch heraus und entfaltete ein Papier. Hastig griff der Amtmann darnach. Es hieß:

„Instruktion für die beiden angenommenen Postkondukteurs auf dem Hamburger Kurs." Darin wurde Fleiß, Accuratesse und Nüchternheit im Dienst erfordert, sowie Achtsamkeit auf das Brieffelleisen des Postillons. Auch sollten sie nicht geschehen lassen, daß der Postillon unter Weges trinke. Nebst anderem wird noch erinnert, daß jeder vorbemelder Kondukteur nach gethanem Ritt seinen Sattel und Zeug, wie auch die Stiefel jedesmal vom Straßenunrath säubere, das daran befindliche Riemenwerk öfters einschmiere und bis zum Ritt gut verwahren soll.

Da fuhr der gestrenge Herr Burgvogteiverweser wüthend auf und machte mit den Worten seinem Aerger Luft:

„Seine Königliche Majestät unser allergnädigster Herr gestehn in dero Landen dem Fürsten von Taxis keine Begleitung seiner durchlaufenden Posten zu. Er hat den Weg, den er gekommen, ungesäumt zurückzunehmen."

Und damit jagten sie den armen Teufel von dannen.

Sie hatten keinen Depeschenträger abgefangen, wie sie gerne mochten, dafür aber den Herren von Thurn und Taxis nach guter deutscher Sitte weidlich schikanirt, indem sie seinen Kondukteurs unmöglich machten, „das Riemenzeug öfter einzuschmieren" und hatten einen verunglückten Studenten um die Empfehlung der kaiserlichen Posträthin von Piper gebracht. Das war einstweilen schon etwas!

Digitized by Google

Deutschland und die Türkei.

Von **Edwin Agricola.**

Die gewaltigen Erfolge, welche türkische Waffen in früheren Jahrhunderten aufgewiesen, beruhten nicht zum geringsten Theil auf der militärischen Leistungsfähigkeit des Volkes. Diese Leistungsfähigkeit ist auch heute noch vorhanden, das hat der russisch-türkische Krieg 1877—78 und die Tüchtigkeit der Armee während desselben reichlich bewiesen, nur muß sie in die richtigen Bahnen geleitet werden, um nachhaltig und dauernd wirksam werden zu können. Dazu gehört die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, auch der Nicht-Mohamedaner, die Hebung der Finanzen aus dem kläglichen Zustand, in welchem sie sich befinden auf einen befriedigenden Standpunkt, vor allem aber eine Autorität der Regierung, welche willige Unterthanen findet, uneigennützig funktionirende Beamte und eine Hebung des Bildungsstandes des Volkes in geistigem belebenden Aufschwung.

Das sind schwere, um so schwerere Aufgaben, je mehr die Türkei im Berliner Kongreß an Land und Leuten die fühlbarsten Verluste in ihrem europäischen Besitz erlitten hat. Dieser Verlust beträgt 194,618 Quadratkilometer mit 4,820,000 Einwohnern, unter welch letzteren sich 1,595,000 Mohamedaner befanden. An Rumänien, Serbien, Montenegro und Oesterreich sind Ländergebiete abgetreten worden, Bulgarien und Ost-Rumelien sind aus dem Machtgebiet der Türkei ausgeschieden.

Nach allen Abzügen, namentlich auch der 500 Quadratmeilen, welche die Türkei mit 600,000 Einwohnern, darunter 400,000 Mohamedaner, in Asien an Rußland und der Insel Cypern mit 250 Quadratmeilen und 200,000 Einwohnern, darunter 44,000 Mohamedaner, welche an England abgetreten wurden, besteht die Türkei jetzt noch aus 60,000 Quadratmeilen mit etwa 18,665,000 Einwohnern, unter denen sich 14,369,000 Mohamedaner befinden.

Die Bewohner der europäischen Türkei lassen sich in vier Hauptklassen, Türken, Griechen, Slaven und Europäer theilen, denn Armenier, Juden, Zigeuner, sowie die Repräsentanten der verschiedenen asiatischen Völkerschaften, sind diesseits des Bosporus nur in geringerer Zahl vorhanden und größtentheils nur in den Hauptstädten zu finden.

Die Europäer stehen unter dem Schutze ihrer vaterländischen Gesandtschaften, und deshalb in gar keiner Beziehung zum türkischen Gouvernement. Sie sind als Reisende zu betrachten, welche sich nur zuweilen im osmanischen Reiche aufhalten. Aber auch Griechen und Armenier haben Mittel und Wege gefunden, sich von ihrem türkischen Unterthanenverhältniß loszumachen, und in den Schutz einer dort ver-

Digitized by Google

tretenen Nation, d. h. in dasselbe Verhältniß wie jene Europäer, zu begeben.

Die übrigen christlichen Bewohner, die entweder schon im Unterthanenverhältniß dort geboren sind, oder auch ihren früheren Unterthanenverband mit anderen Ländern freiwillig gelöst haben, sind wirkliche Unterthanen der Pforte und führen den Kollektivnamen: „Rajah". Sie sind den türkischen Landesgesetzen und der Besteuerung unterworfen, während die oben erwähnten Europäer davon befreit sind.

Diejenigen Türken, welche noch nicht in zu enge Berührung mit den Europäern gekommen, also namentlich solche, welche in den Provinzen des Landes wohnen, halten unerschütterlich an ihren Religionssatzungen fest, weniger aus Ueberzeugung als aus Gewohnheit an die äußeren Gebräuche, mit denen sie aufgewachsen, aber auch aus Faulheit. Der Islam predigt ein so unbedingtes Gottvertrauen, daß der gemeine Mann das Sprüchlein von den Vögeln unter dem Himmel, die da nicht säen und doch ernten, buchstäblich aufzufassen wohl geneigt ist.

Der orthodoxe Türke hält ein Ringen nach irdischen Gütern für sündlich; will Gott ihm dergleichen verleihen, so wird dies von selbst erfolgen, ist er dagegen zur Armuth verdammt, so wäre jedes Streben nach irdischen Gütern eine Auflehnung gegen den göttlichen Willen. Es mag ununtersucht bleiben, ob die Mehrzahl der Türken aus diesen Gründen gegen das Gold unempfindlich ist, oder, was wahrscheinlicher, ob jene Doktrin nur das eigene Gewissen wegen der angeborenen Trägheit beschwichtigen soll. Dabei ist der Stolz im türkischen Nationalcharakter vorherrschend. Von Kindheit an ist dem Türken gelehrt worden, die Menschen anderer Konfession mit Geringschätzung zu betrachten und nur eine natürliche Gutmüthigkeit stumpft das Schroffe derselben ab, indem sie Mitleiden für den Ungläubigen empfindet. Dennoch wird der Türke niemals einem Christen seiner Glaubensmeinung wegen ein bitteres Wort sagen, ihn ebensowenig in seinen religiösen Gebräuchen stören; alles, was hierüber geschrieben oder gesprochen worden, ist entweder unwahr, oder der Türke ist seinerseits zu Handlungen des Fanatismus gereizt worden. Die stattgehabten Christenverfolgungen sind allerdings unleugbare Thatsachen und wer das Christenthum im Orient kennt, wird sich nicht wundern, daß es ab und zu, zu blutigen Konflikten gekommen ist. Nicht uninteressant ist es dabei, daß der Türke nicht nur die jüdischen Propheten: Moses, Hiob ꝛc. anerkennt, sondern sogar Christus als Propheten verehrt, und den Geburtstag der Maria kirchlich feiert.

Die uralte Gastfreundschaft der orientalischen Völker, die so vielfach in romantischen Dichtungen besungen wurde, ist noch nicht ganz in Vergessenheit gerathen. Auf den großen Karawanenstraßen, die nach Persien und Arabien führen, besteht noch eine Art Gasthäuser, die, vor vielen Jahrhunderten durch die Regierung gegründet, Raum für tausende von Kameelen oder sonstige Lastthiere, sowie für die Reisenden zu bieten vermögen; Stiftungen der Vorzeit haben die Verwalter dieser gastlichen Aufnahmegebäude in den Stand gesetzt, selbst den unbemittelten Reisenden unentgeltlich auf drei Tage Brot zu reichen. Die Konfession kommt dabei nicht in Betracht, und beklagenswerth bleibt es, daß diese Ueber-

Digitized by Google

reste alter Tugenden frühester Vorfahren mehr und mehr verfallen, in einer Zeit, welche leider ganz anderen Ansichten huldigt.

Aber auch im europäischen Theile des Türkenreiches, wo man diese allgemeinen Gasthäuser nicht findet, ist der Türke gastfreundlich. Viele hunderte deutscher Handwerker sind zu Fuß nach Konstantinopel gewandert, ohne einen Pfennig in der Tasche zu haben, und keiner hat vergeblich an die Thür eines Türken geklopft, Brot und Obdach wurden ihm stets gewährt.

Was das Familienleben des Türken betrifft, so weicht dasselbe wesentlich von dem anderer Nationen ab. Der Koran gestattet dem Türken mehrere Frauen, doch sind die Vorstellungen über die türkische Vielweiberei im Abendlande zum größten Theil irrig. Ein jeder Türke bewohnt mit seiner Familie ein Haus allein. Dasselbe ist in zwei gesonderte Räume getheilt, welche „Selamlik" und „Harem" genannt werden. Der Selamlik, das Begrüßungszimmer, dient den Männern zur Wohnung und zur Aufnahme männlicher Gäste, der Harem ist ganz dasselbe für die Frauen. Das Wort „Harem" ist arabischen Ursprungs und bezeichnet „Heiligthum", so daß auch in der Moschee ein Harem existirt d. h. ein Ort, an welchem die Reliquien aufbewahrt werden. Nach türkischem Gesetz darf sich eine Frau den Blicken fremder Männer nicht aussetzen, und deshalb geht sie stets mit verhülltem Angesicht; kein männlicher Fuß, mit Ausnahme der nächsten Blutsverwandten, darf den Harem betreten. Haben die Frauen weibliche Gäste, so ist auch während deren Anwesenheit selbst dem eigenen Manne der Eintritt in den Harem verboten. Es giebt für dieses Haremsgesetz keine Ausnahme. Der höchste Staatsbeamte dürfte es dem geringsten Bewohner gegenüber nie wagen, dies Gesetz zu verletzen. Bei gerichtlichen Haussuchungen betritt die Obrigkeit den Harem erst dann, wenn die Frau und deren weibliches Gesinde anderweitig untergebracht ist. Dieser türkischen Sitte entsprechend, besitzt der reiche Türke gewöhnlich zwei gesonderte Häuser mit vollkommen getrennten Haushaltungen; der Arme dagegen hat in seiner Holzhütte oft nur zwei Kämmerchen, von denen er aber dennoch die eine mit Selamlik, die andere mit Harem bezeichnet. Entgegen vielfachen falschen Ansichten hat der Türke nur eine Frau, die er unter gewissen Ceremonien heiratet; das Gesetz verbietet ihm indessen den Umgang mit seinen Dienerinnen und Sklavinnen nicht und sind alsdann deren Kinder ebenso legitim, als die der wirklichen Frau. Jedem Türken ist es gestattet, seine Frau zu entlassen und eine andere zu wählen, sobald ihm die erste nicht mehr behagt; er hat derselben nur eine nach Rang und Stand bestimmte Abfindungssumme zu zahlen. Es ist erklärlich, daß die strenge Absonderung der Frauen von den Männern, auch den leisesten Anflug eines geistigen Fortschritts hindern muß. Die stete Furcht, aus der Ehe entlassen zu werden, würdigt das Weib herab. Eine Aussicht auf Familie betrachtet der größte Theil der türkischen Frauen als ein Unglück, denn oft findet sich der Mann, in Voraussicht der dadurch entstehenden Unbequemlichkeiten und Geldkosten veranlaßt, die Frau zu entlassen. Dem vorzubeugen, suchen die Frauen oft geheime Hilfe und da der Staat solche Handlungen nicht als Verbrechen betrachtet, so wird solche Hilfe gewerbmäßig betrieben; die Entvölkerung des Landes ist die natürliche Folge.

Digitized by Google

Der in den Hauptstädten lebende Türke hast meist durch den Verkehr mit den Europäern viele Untugenden derselben angenommen, ohne sich von ihren guten Seiten etwas anzueignen, und so ist er ein wesentlich anderer Charakter geworden, als der Türke der Provinz, wie wir denselben oben geschildert.

Der Haushalt eines reichen Türken, gleichviel ob Staatsbeamter oder Privatmann, erfordert einen sehr bedeutenden Geldaufwand. Sein Dienstpersonal besteht aus jenem unvermeidlichen Pfeifenträger (Tschibuk-dgi) und einem Pferdeknecht, der das Reitpferd seines Herrn wartet und bei seinen Ausritten stets nebenher zu gehen gezwungen ist. Ein Diener im Orient verrichtet indessen nur ausschließlich ein Geschäft, deshalb giebt sich derselbe auch nicht zur einfachsten Handreichung her, die nicht in seine Branche fällt. Zur Besorgung der Küche bedarf der Haushalt eines Kochs und zur Reinigung des Hauses eines weiteren Dieners. Da der Harem von keinem männlichen Dienstboten betreten werden darf, so ist für diesen abermals noch eine Anzahl weiblicher Dienstboten nöthig. Erwägt man den üblichen hohen Gesindelohn, dabei die Beköstigung und meist auch die Bekleidung der Leute, so leuchtet ein, daß ein Beamter mit mäßiger Besoldung einen hohen Aufwand nicht anders bestreiten kann, als durch die Eröffnung von Nebenerwerbsquellen, deren Natur nach europäischen Ansichten nicht immer ganz reinlich ist.

Der Koran verbietet streng jede Bestechlichkeit, er gestattet selbst dem Türken nicht einmal, Zinsen für ein Darlehn zu nehmen. Hammer Purgstall in seinem Werk: „Die Geschichte des osmanischen Reiches" erzählt in dieser Beziehung das Folgende: „Selim Pascha, ein Nachkomme der Herrscherfamilie des von den Türken eroberten Caramanien in Kleinasien bat den Großvezier des Sultan Murad III. vergeblich um Anstellung eines seiner Anverwandten. Selim Pascha wendete sich infolge dessen direkt an den Sultan, bot ihm eine Summe Geldes für die Erfüllung seines Wunsches und reüssirte damit. Als Selim in den Vorsaal zurücktrat, rief er den Großvezier triumphirend zu: Jetzt ist mein Vaterland gerächt, denn heute hat die Bestechung im türkischen Reich Eingang gefunden, diese wird es einst ins Verderben stürzen."

Diese Weissagung ist buchstäblich in Erfüllung gegangen und das furchtbare Türkenreich, vor dem ganz Europa einst erzitterte, ist an dieser Klippe gescheitert. Alle Staatsämter erscheinen wie Sinekuren oder fette Pfründen für Personen ohne Fähigkeiten, ohne Geschäftskenntniß. Dennoch hat es türkische Machthaber genug gegeben, welche die Schäden ihres Landes zweifellos erkannten, aber dennoch nicht widerstehen konnten, den großen Naturreichthum des Landes für eigene Rechnung auszubeuten und im Verein mit den Pfaffen jeden geistigen Aufschwung, zu welchem die türkische Jugend so glücklich veranlagt ist, gewaltsam niederzuhalten. Das Heil des Landes von einem Sultan erwarten zu wollen, der die Zügel der Regierung kräftiger als seine Vorgänger in die Hand genommen habe, klingt ebenso kindlich, wie es von tiefster Unkenntniß der Verhältnisse zeugt. Von den Reformkommissionen, welche der gegenwärtige Sultan ernannt hat, arbeitet in ernstlicher Weise eigentlich nur die eine, welche sich mit dem Budget beschäf-

Digitized by Google

tigt, und in welcher Deutsche, wie die Herren Bertram und Wettendorf die Stützen des Padischah sind. Doch was soll die Reform an einem Theile helfen, wenn der ganze Körper krank ist? Nichts bezeichnet die Zustände am goldenen Horn treffender, als der Vergleich mit dem oft citirten Bilde „eines kranken Mannes". Die Korruption in allen Zweigen der Verwaltung wird nie in ernster Weise bekämpft werden können, wenn nicht gleichzeitig auf allen anderen Administrationswegen, auf politischem und gewerblichen Felde, korrekte Zustände herbeigeführt werden. Was der Türkei am meisten mangelt, und was die guten Absichten des Sultans und der genannten Rathgeber paralysirt, sind fähige, gebildete, ehrliche, patriotisch gesinnte Fachmänner. In richtiger Erkenntniß dessen hat der Sultan jene Europäer angestellt, aber es fehlt denselben, als Fremden, der wahre Einfluß und der dauernde passive Widerstand der Subalternen genügt, um jede tiefgehende Reform illusorisch zu machen.

So verhält es sich auch mit den Reformen im Militärwesen, obschon der gemeine türkische Soldat als einer der besten der Welt genannt zu werden verdient. Preußische Offiziere, welche kürzlich die Türkei bereist und die Schlachtfelder bei Plewna und am Schipkapaß besucht, dann aber nach Konstantinopel gegangen waren, haben wiederholt ihrer Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die türkischen Soldaten einen vortrefflichen Eindruck machen. Die türkische Armee ist unstreitig ausgezeichnet organisirt und vermöge ihrer Schulung und Disciplin allen anderen sozialen Klassen des Reiches überlegen; aber seit dem letzten Kriege ist sie einem Unbehagen und einer Entmuthigung verfallen, deren Ursprung in der beklagenswerthen Verwaltungsweise Osman Paschas, des Kriegsministers, zu suchen ist. Die offenkundige Unfähigkeit desselben auf dem Gebiete der Verwaltung hat in der Armee schwere Verwirrungen hervorgerufen, während andererseits Osmans heftiger Charakter, seine Ungerechtigkeit und seine Abneigung gegen jede Reform, das Vertrauen und die Zuneigung seiner Untergebenen, vom gemeinen Mann bis hinauf zu dem Muschir, ihm für immer entzogen haben. Mit großer Gelehrigkeit in allen technischen Vorrichtungen, verbindet der türkische Soldat eine an Pflegma grenzende Ruhe und Besonnenheit, ein reges Ehr- und Pflichtgefühl. Sein persönlicher Muth wird oft auf das Conto des Fatalismus geschrieben, und doch ist dies unrichtig, denn der fatalistische Glaube ist nicht der der großen Masse des Volkes, sondern nur der einzelner Schwärmer. Der türkische Soldat ist von Jugend auf an eine kaum denkbare einfache Lebensweise gewöhnt, und erträgt, bei gesunder kräftiger Körperbildung, Hunger und Durst leichter, als jeder europäische Soldat. Seine Marschleistungen sind oft bewunderungswürdig. Nicht gleiches Lob verdienen dagegen die Offiziere. Zwar sind sie für ihre Funktionen, soweit es sich um rein mechanische Dressur handelt, genügend brauchbar, aber jede Intelligenz und geistige Ueberlegenheit über den Soldaten fehlt ihnen. Je höher die Charge, desto mehr tritt das letztere hervor und daher kommt es, daß man in der türkischen Armee Manöverübungen im Frieden nicht kennt.

Da jeder türkische Thronprätendent bis zu seinem Regierungsantritt streng internirt und an jedem Verkehr mit Nichttürken absolut gehindert wird, er sich auch ausschließlich in den Händen der Imams

Digitized by Google

befindet, so ist er ein willenloses Werkzeug in den Händen der großen Paschas. Imam ist ein moslimischer Geistlicher, welcher den Gottesdienst in der Dschamis (Moschee) versieht und die Moslims von den Minarets herab zum Gebete ruft. Auch die Beschäftigung des regierenden Sultans hat bis zu seinem Regierungsantritt hauptsächlich in dem Lesen und Auslegen des Korans bestanden. Wer hätte jemals einen türkischen Kronprinzen gesehen oder gesprochen und wer weiß zu sagen, wo der nächste Thronerbe gesucht und gefunden werden wird.

Unter den hohen Paschas sind übrigens die Müschirpaschas (Feldmarschälle) zu verstehen, deren Einnahmen jährlich auf die bescheidene Summe von 60,000 bis 70,000 Thalern zu schätzen sein dürften. Die nächstniedrigere Charge ist die der Ferikpaschas oder Divisionsgenerale, während die Livapaschas etwa unseren Brigadegeneralen entsprechen. Schon diese letztere Charge wird von den Müschirs vollkommen en bagatelle behandelt und entbehrt bereits des besonderen Ansehens im Volke. Titularpaschas, d. h. Christen im Dienst der Pforte, finden nur noch Beachtung im Auslande und der Türke betrachtet diese Gattung von Paschas mit einem verbindlichen Achselzucken.

Wenige Monate sind es nur her, daß der Schwerpunkt der heutigen europäischen Politik wieder einmal nach dem Orient verlegt zu sein, deutscher Einfluß, russische, französische und englische Strömungen wirksam zu bekämpfen schien. Seitdem haben andere Einflüsse die Oberhand gewonnen, gewechselt und schon scheint von neuem die Anlehnung an Deutschland in den Vordergrund zu treten. Trotzdem muß man von der Unheilbarkeit solcher Zustände so lange überzeugt sein, als vollständigste Korruption und Pfaffenherrschaft das Ruder führen.

Das Priesterthum hat zwei Drittheile des Kirchenguts in Besitz, und lebt davon in Wohlstand und Faulenzerei. Aus Furcht, diese Sinekure zu verlieren, wird jeder geistige Aufschwung namentlich auch der Jugend niedergehalten. Dasselbe gilt in gleicher Weise von den Civil- wie von den Militärbehörden. Die oberen Beamten stecken von den Staatsgeldern so viel als möglich ein, so daß für die unteren Beamtenklassen und Soldaten nie etwas übrig bleibt. Staatsbauten, Errichtung von Institutionen aller Art werden geplant, genehmigt, aber ausgeführt nur selten oder nie, denn das Geld dafür wird sofort von den Machthabern vertheilt. Wehe den Europäern, welche an solche untergrabene Verhältnisse und Systeme die bessernde Hand anzulegen sich berufen fühlen; vom höchsten Staatsbeamten an fällt jeder über solche Neuerer her; junge aufstrebende Elemente des eigenen Volkes werden ins Ausland geschickt, scheinbar zur Vollendung ihrer geistigen Ausbildung, thatsächlich aber, um von den für sie liquidirten Staatsgeldern nützlicheren (?) Selbstgebrauch machen zu können.

So dürften denn auch in der Gegenwart kaum besondere Hoffnungen an die Thätigkeit der Deutschen in der Türkei geknüpft werden können. Insbesondere dürfte es jenen vier Offizieren schwer werden, das zu erreichen, was vor ihnen, in Jahre langer Thätigkeit einige zwanzig deutsche und französische Offiziere vergebens erstrebt haben. Die türkischen Machthaber wissen zu gut, daß die gegenseitige Eifersucht der europäischen Kabinette ihre festeste Stütze ist und die Entsendung

Digitized by Google

jener Offiziere nach Konstantinopel dürfte kaum etwas Anderes als eine politische Demonstration des Fürsten Bismarck zu bedeuten gehabt haben.

Als anfangs der dreißiger Jahre Prinz August von Preußen, Chef der preußischen Artillerie, eine Reise nach Konstantinopel machte, richtete der damalige Sultan Mahmud II. das Ansuchen an denselben, ihm ein Exerzierkommando zur Ausbildung seiner Artilleristen zu senden. König Friedrich Wilhelm III. entsprach diesem Ansuchen und so ging Premierlieutenant von Kuczkowski der 5. Artilleriebrigade mit den Unteroffizieren Wiesenthal, Lüling, Schwarzfeuer und Gracht von der Gardeartillerie nach der Türkei. Dieses Exerzierkommando bildete in kurzer Zeit die Mannschaften des in Konstantinopel garnisonirenden Artillerieregiments nach preußischem Muster aus. Von den ausgebildeten Leuten wurden dann Exerzierlehrer in die Provinzen geschickt und nach etwa sechs bis acht Jahren waren die türkischen Artilleristen technisch ebenso gut ausgebildet als preußische. Die Unteroffiziere blieben im türkischen Dienst, von Kuczkowski aber avancirte in Preußen nach seinem Patent zum Major, wurde zurückberufen, nahm 1850 seinen Abschied und ging abermals nach der Türkei, um vollständig überzutreten. So gut nun auch die artilleristische Bedienungsmannschaft ausgebildet war, Offiziere hatten darum die Türken doch nicht und niemand hatte einen Begriff, wie eine Batterie etwa gegen den Feind zu führen sei. Aus diesem Grunde suchte der damalige Chef der türkischen Artillerie Felki Achmed Pascha, in Gemeinschaft mit v. Kuczkowski Lehrer zu engagiren, um die vorhandene sogenannte Ingenieurschule in eine Artillerieschule nach preußischem Muster umzuformen. Preußische Offiziere, wie Hauptmann Schmidt der preußischen Gardeartillerie als Direktor, Lieutenant Grunewald (später in der schleswig-holsteinischen Armee), Lieutenant von Böhn, vom berliner Kadettenhause, Lieutenant Blum vom Ingenieurkorps, von der Becke (wurde 1871 als preußischer Generallieutenant und Artillerieinspekteur pensionirt), Lieutenant Jungmann (derselbe, der im ersten schleswig-holsteinischen Kriege eine Batterie bei Eckernförde kommandirte) und andere wurden thätig. Wenn vielfach auch der Name des späteren General von Krenski mit der Türkei in Verbindung gebracht wird, so dürfte dies nicht zutreffend sein, da derselbe Ende der sechziger Jahre nicht die türkische, sondern die rumänische Artillerie organisirte. Dagegen brachte es ein geborener Preuße, namens Détroit, der Sohn eines Subalternbeamten in einer Provinzialstadt, bis zum Divisionsgeneral, als Férik Pascha. Dieser junge Mann trat auf einem Handelsschiff als Matrose ein, desertirte jedoch in Konstantinopel und wurde Renegat. Ein intelligenter und offener Kopf, gelang es ihm, während des Krimkrieges in den Stab von Omer Pascha zu treten und schnell empor zu kommen. Unter dem Namen Mehmet Ali Pascha kommandirte er später in Albanien, war beim Berliner Kongreß zugegen und wurde endlich infolge einer Intrigue ermordet.

Besonderes Interesse knüpft sich an die Person von Drygalskis, welcher noch jüngst als Generaladjutant des Sultans im Verein mit Kiazim Bey, der Ueberbringer eines Geschenkes von drei arabischen Pferden und zweier Ponies an Mitglieder unserer kaiserlichen Familie war. In Lüben in Schlesien, als der Sohn eines preußischen Offiziers geboren, trat er in das 31. Infanterieregiment ein, von wo er als

Digitized by Google

Sekondelieutenant in das 38. Infanterieregiment versetzt wurde. 1849 verließ er den preußischen Dienst, und trat in österreichische Dienste, um den österreichisch-ungarischen Krieg mitzumachen, in welchem er für Auszeichnung in der Schlacht bei „Komorn" die Tapferkeitsmedaille sich erwarb. Nach dem Kriege dem Generalstabe zugetheilt, führte ihn sein Drang zu kriegerischer Thätigkeit 1850 in die schleswig-holsteinische Armee, und später nach Ostindien, von wo er als Tourist nach Konstantinopel kam. Seine Bemühungen, Hilfslehrer an der türkischen Artillerieschule zu werden, schlugen fehl, wohl aber lernte er den gleichfalls in der Türkei als Lehrer an der Infanterie-Militärschule thätigen preußischen Hauptmann von Malinowski kennen, dessen Schwiegersohn er wurde. Beide waren später in „Soulina" thätig und zwar von Drygalski als Sekretär des zum Delegirten des Sultans bei der Donaukommission ernannten Omer Pascha (nicht des als Generalissimus bekannten). Später wurde von Drygalski Generalinspektor der untern Donauschifffahrt, kehrte aber nach Beendigung des russisch-türkischen Krieges nach Konstantinopel zurück, nachdem er mit dem russischen Gouverneur in einen unliebsamen Konflikt gerathen. Eine Militärstellung im Krimkriege hatte von Drygalski nicht gehabt. Nach dem Feldzuge zum Mitgliede der Gendarmerie-Organisationskommission ernannt, und zum Generalmajor befördert, folgte unmittelbar darnach seine Ernennung zum Generaladjutanten des Sultan und zum General-Lieutenant.

Niemals hat einer der nach der Türkei gesendeten Instruktoren ein direktes Oberkommando gehabt, denn der Koran, welcher Religions- und Gesetzbuch zu gleicher Zeit ist, gestattet keinem Muselmann unter dem Befehl eines Ungläubigen zu stehen. Die nach der Türkei entsendeten Europäer sind daher nur Rathgeber, und auch dies nur dann, wenn der Türke gerade einen Rathgeber haben will; sonst sind sie eine Null.

Jeder Truppentheil hat einen, öfter auch mehrere Imams, ohne deren Zustimmung nichts geschehen darf. Das Gleiche gilt von den Civilbehörden. Aus denselben Gründen, aus welchen es somit unmöglich ist, ausländischen Offizieren wirkliche Befehlshaberstellen zu geben, wird es allerdings auch sehr schwierig sein, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Nie würde der türkische Soldat einen sogenannten Christlichen, er sei Grieche, Armenier oder ein anderer, als Kameraden betrachten, oder den Befehlen eines Christen gehorchen. Fremden Offizieren fehlt auch jene Autorität, die nur der Muselmann genießt und vor allem die Kenntniß der Sprache. Unter allen diesen Mißverhältnissen leiden heute gerade so unsere in der Türkei kommandirten Offiziere wie damals, nur hilft ihnen die aufrichtige Zuneigung des Staatsoberhauptes, welches sie mit Gnadenbeweisen überhäuft, über viele Schwierigkeiten hinweg. Insbesondere müssen dieselben zugestehen, daß diejenigen, welche lüstern sind, in der türkischen Armee Dienste zu suchen, einen recht schwierigen Stand, namentlich auch ökonomisch haben würden, da die Gehälter sehr gering bemessen und selten, wenn überhaupt, ausgezahlt werden. Dazu kommt, daß das Leben in Konstantinopel theuer ist, so daß die jetzt dort kommandirten, sehr gut gestellten, Offiziere nur eben entsprechend zu existiren vermögen.

Digitized by Google

Wie in Verwaltungs- und Organisationsverhältnissen die Türkei Anlehnung an Deutschland suchte und fand, so erstrebt sie dieselbe auch bezüglich der Handelsinteressen, und es kann nicht verwundern, daß diese Bestrebungen von Engländern und Franzosen, welche ihren Einfluß sich mindern sehen, in auffälliger Weise bekämpft werden. Einen Beweis hierfür bildet das Eisenbahnbauprojekt Konstantinopel-Bagdad, gegen welche strategisch-wichtige Linie Journale von Pera und Galata das Möglichste leisteten, um die, behufs Erbauung verhandelnde deutsche Gesellschaft zu diskreditiren. Die Einwürfe, welche namentlich die Engländer machten, stehen in so grellem Widerspruch mit den Lobpreisungen, welche diese einst demselben Projekt spendeten, als sie sich selbst bemühten, dasselbe zu Stande zu bringen, daß die Absicht zu deutlich sich ausspricht, um nicht zu verstimmen.

Diese geschilderten Verhältnisse mögen genügen, um die Verhältnisse„ am goldenen Horn" in das richtige Licht zu stellen in einer Zeit, wo so vielfach unsere Landsleute geneigt sind, „sich goldene Berge" zu versprechen, wenn sie das Land der „Rajah's" auf wenige Jahre zu einem segenspendenden Felde ihrer Thätigkeit zu wählen im Begriff stehen.

Digitized by Google

Eine interessante Dame.

Ein amerikanisches Erlebniß. Von **O. Fero.**

(Schluß.)

„How do you do?“ sagte sie dann nach kurzer Pause und ließ dem Rappen die Zügel, der alsbald stehen blieb und anfing, die Zweige der nächsten Büsche zu benagen.

„Fine morning“, begann ich, um doch etwas zu sagen, „but very close.“

„Isn't it?“ erwiederte sie.

Jetzt galt es, einen schicklichen Vorwand zu finden, um in der Nähe der jungen Dame zu verweilen; denn mir lag daran, zu erfahren, ob sie in meinem Beisein die Gefährten im Keller aufsuchen würde.

„Ich freue mich doppelt, Ihnen hier zu begegnen, Miß“, hub ich an.

„Doppelt?“ fragte sie verwundert.

„Ja“, fuhr ich fort, „einmal, weil ich nun Gelegenheit habe, Ihnen für den Genuß zu danken, den Sie uns gestern Abend durch Ihren Gesang bereitet haben, dann aber auch, weil ich mich ein wenig in der fremden Gegend verirrt habe und mit Ihrer gütigen Erlaubniß mich Ihnen anschließen möchte, bis ich den Hauptweg zur Farm erreicht haben werde.“

„Offen gestanden“, antwortete sie und lächelte ein wenig, „Ihr Kompliment macht mir keinen besonderen Eindruck, ich weiß, daß ich eine gute Stimme besitze und daß ich gelernt habe, dieselbe zu brauchen. Ich habe auch wahrhaftig nur dem armen Charley zu Liebe gesungen. Und was den Weg nach Irish Meadows betrifft, so sind Sie darauf. Sie müssen allerdings umkehren und können mich ja so lange begleiten, als mein Gaul nur Schritt gehen kann. Sind Sie denn hier oben niemand begegnet? Am Sonntag ist doch gewöhnlich einer oder der andere von der Pension im Holze.“

Bei diesen Worten fixirte sie mich scharf, doch hielt ich ihren Blick ruhig aus und entgegnete, ich sei niemandem begegnet. Und das war buchstäblich wahr, denn die beiden waren an mir vorbeigegangen.

Während ich so neben ihr herschritt, hatte ich Muße, das schöne Weib nach Herzenslust zu betrachten. Im hellen Tageslicht sah sie freilich um einige Jahre älter aus, als bei Lampenlicht. Gewisse Falten um den Mund und über der Nasenwurzel deuteten auf ein bewegtes Leben und auf die letzten Jahre der zweiten Dekade. Wenn die Leidenschaft in diesem Gesicht aufloderte, mochte dasselbe wohl einen recht bösen Ausdruck annehmen können. Ich weiß nicht, warum ich mir die Reiterin in diesem Augenblicke vorstellte, wie sie grimmig lachend die

Digitized by Google

Fackel in ein Pulverfaß schleuderte. Und ohne weiter meinem Ideengange nachzusinnen, fuhr mir die Frage heraus:

„Waren Sie zur Zeit der Commune in Paris?"

Kaum war dies an sich harmlose Wort aus meinem Munde, so machte ihr bis dahin lammfromm dahinschreitendes Pferd eine mächtige Lançade. Ohne Zweifel hatte ihm seine Herrin einen unverdienten und unvermutheten Peitschenhieb applicirt. Es dauerte ein paar Minuten, ehe das edle Thier sich wieder beruhigt hatte und so lange entzog sich das Gesicht der Diva meiner Beobachtung. Als ich sie wieder eingeholt hatte, hatten ihre Züge einen fast unheimlich marmornen Ausdruck angenommen.

„Sie sind sehr wißbegierig, mein Freund", sagte sie in eiskaltem Tone. „Nehmen Sie sich in Acht, Ihre Neugierde kann Sie noch einmal zu Schaden bringen! — — Keine Entschuldigung", lachte sie im Augenblick darauf ganz munter und mir fiel dabei wieder der plötzliche Wechsel ihrer Laune auf, den ich schon am Abend zuvor an ihr bemerkt hatte, „alle Männer haben diese Untugend."

Meine Frage aber beantwortete sie nicht.

Wir waren mittlerweile wieder bei dem verfallenen Hause angekommen, aus dessen Innern ich gefaßt war, im nächsten Augenblicke die beiden Goudriots auftauchen zu sehen. Die Diva schien denselben Gedanken zu haben; denn als ich ein Wort der Verwunderung über das Vorhandensein dieser Ruine mitten im Walde fallen ließ, sprengte sie ohne weiteres durch die Thür, ließ ihr Roß ein wenig in der engen Bahn courbettiren und trällerte dazu mit lauter Stimme eine Opernmelodie, nach meiner Meinung augenscheinlich alles Manöver, um die Freunde zu warnen. Es regte sich denn auch nichts unten.

Ihre Stimme hatte einen so wunderbaren Wohllaut, jede ihrer Bewegungen entfaltete solche Grazie, daß ich stumm und bewundernd auf dies lebende Bild schaute.

„Nun, haben Sie mich bald genug angesehen?" rief sie endlich ungeduldig, da es ihr ohne Zweifel darum zu thun war, mich aus dem Hause hinaus zu komplimentiren. „Auf diese Weise kommen Sie nicht nach Irish Meadows!"

„Ich habe auch keine besondere Eile", meinte ich gleichmüthig, „und befinde mich vortrefflich in Ihrer Gesellschaft."

Was mir von Natur schüchternen Menschen den Muth gab, ihre nicht allzu dehnbare Geduld auf die Probe zu stellen, ist mir heute nicht mehr recht klar. Besiegte meine wachsende Leidenschaft meine Schüchternheit? Oder überkam mich ein Bewußtsein der Ueberlegenheit, da ich mich im Stande fühlte, ihre Geheimnisse zu entschleiern, wenn ich nur ernstlich wollte? Zunächst lag mir daran, zu sehen, wie sie sich anstellen würde, wenn ich Miene machte, in den Keller hinabzusteigen. Ich that deshalb, als wenn ich die Treppe so eben erst entdeckte.

„Sie haben übrigens recht", setzte ich meine angefangene Rede fort, „wenn Sie mich für ein wenig neugierig halten. Wenigstens, was alte, verlassene Gebäude betrifft, wie dieses hier eins ist. Ich suche mir dann ein Bild der früheren Bewohner zu machen und aus einzelnen vergessenen Objekten mir ihre Beschäftigungen, ihr Leben und Treiben auszumalen. Gewöhnlich sind die Keller in dieser Beziehung ergiebig; La-

Digitized by Google

Ein schwieriges Modell
Nach einer Originalzeichnung von Lorenz

Digitized by Google

Ein ſchwieriges Modell.

Nach einer Originalſkizze von Sonderland.

Digitized by Google

Digitized by Google

terne und Feuerzeug habe ich auf Reisen stets bei mir und ich habe zum Beispiel große Lust, sogleich zu untersuchen, wohin mich diese Treppe führt."

„Sie sind ein thörichter Mensch!" sagte sie hastig. „Die Steine des Gewölbes sind locker und wie leicht könnte Ihnen einer derselben auf Ihren Forscherschädel fallen. Und überdem — in allen diesen alten Gemäuern nisten die Klapperschlangen mit Vorliebe."

„Gerade die Gefahr hat Reiz für mich", log ich keck und setzte den Fuß auf die erste Stufe.

Die Züge der Diva verriethen wirkliche Angst. Einen Augenblick schien es mir, als wollte sie vom Pferde springen, um mir den Weg zu vertreten. Sie mochte aber die Männer genugsam kennen um zu wissen, daß Starrköpfe — und wenn ich auch keiner bin, so gab ich mich doch für einen solchen — durch Bitten und Vorstellungen erst recht in der Ausführung eines einmal gefaßten Vorhabens bestärkt werden. Sie besann sich daher kurz gefaßt eines andern und rief ärgerlich:

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können! Kein Mensch kann seinem Schicksal entgehen. Wozu nehme ich überhaupt Antheil an Ihnen? Wenn Sie es vorziehen, Ihre deutschen Tollheiten zu treiben, statt fein manierlich mit zu meinem Schlosse hinabzuklettern, das ich Ihnen zeigen wollte —"

Mit diesen Worten lenkte sie das Pferd aus dem Hause und ließ mich stehen.

Es versteht sich von selbst, daß ich im nächsten Moment an ihrer Seite war.

„Ihre Villa wollten Sie mir zeigen?" rief ich. „Mir Ihre Lieder singen, mir ganz allein?"

„Ihnen ganz allein, Sie undankbarer Mensch", erwiederte sie leise und sah mich dabei mit einem Blicke an, der mir durch Mark und Bein ging. „Das heißt", fügte sie sofort malitiös hinzu, als sie sah, daß ich wie ein Lämmchen neben der Mutter hertrabte, „das heißt, wenn der Besuch nicht unterdeß angekommen ist, den ich von New-York erwarte."

„Besuch erwarten Sie?" sagte ich kleinlaut. „Herren?"

„Natürlich Herren, Verehrer!" lachte sie grausam. „Nun, beruhigen Sie sich, es sind zwei Kaufleute, beide über fünfzig, deren einem ich mein Besitzthum verkaufen will. Wären Sie acht Tage später nach Irish Meadows gekommen, so hätten Sie höchst wahrscheinlich meine werthe Bekanntschaft nicht gemacht."

„Und wohin wollen Sie denn ziehen?"

„Fragen Sie den Vogel, Sie neugieriger Mann", antwortete sie mit mehr Gefühl, als sie bis dahin noch gezeigt, „wohin er fliegt, wenn es ihm im Norden nicht mehr behaglich ist. Wohin anders, als nach dem sonnigen Süden, in seine Heimat."

Der sehnsüchtige Ton ihrer süßen Stimme drang mir zu Herzen, obgleich es mir eigentlich hätte auffallen sollen, daß jemand bei 95 Grad Fahrenheit sich nach einem noch wärmeren Klima sehnen kann. Ich glaubte jedoch, wie alle Verliebten glauben — unbedingt.

Die Diva schwieg. Ich desgleichen. Vor uns im Thale lag die Villa, deren Weiß blendend durch die Bäume schimmerte, die hier nur ziemlich dünn den steilen Abhang bestanden. Da ein Weg nicht vorhanden, lenkte die couragirte Dame ihren Renner ohne weiteres die

Digitized by Google

Böschung hinab. Derselbe schien an solche Touren schon gewöhnt zu sein und setzte vorsichtig Fuß vor Fuß ohne zu straucheln. Es war ein halsbrecherisches Reiterstückchen, aber die Reiterin lehnte sich bequem im Sattel zurück und schien sich so ganz auf ihr Thier zu verlassen, daß ich bald alle Angst um sie verlor.

Auch der Diva schien es leichter um den Sinn zu werden, je weiter wir uns von dem geheimnißvollen Hause entfernten. Sie begann sogar von selbst zu plaudern.

„Die Deutschen sind doch merkwürdige Leute", sagte sie. „Alles was nur einer Ruine ähnlich sieht, hat für sie einen poetischen Schimmer. In diesem Falle hat Ihr Instinkt Sie nicht irregeleitet. Denn das Haus, welches Sie vorher so unbedachter Weise durchstöbern wollten, hat wirklich seine Geschichte. Soll ich sie Ihnen in zwei Worten erzählen?"

„Ach bitte."

„Nun denn. Ende der vierziger Jahre, als die Südstaaten noch im Vollbesitze der Supremation über die Vereinigten Staaten waren und als noch jeder Farmer seine Sklaven nach Belieben peitschen, verstümmeln und todthetzen konnte, schöne Zeiten, die nun unwiederbringlich dahin sind, lebten auf einer großen Besitzung in Maryland nahe an der pennsylvanischen Grenze ein junger, schöner Nigger und eine junge liebliche Quadrone. Die beiden Narren hatten die Unverschämtheit, sich wie zwei weiße Menschen in einander zu verlieben. Als sie bei ihrem gütigen Herrn um den Konsens zu ihrer Heirat einkamen, hatte derselbe auch weiter nichts dagegen einzuwenden. Nur behielt er sich vor, den Termin der Vereinigung auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben und befahl zugleich der glücklichen Braut, auf deren Schönheit er heute zuerst aufmerksam wurde, bis zu der Hochzeit die Aufwartung im herrschaftlichen Hause zu übernehmen. Tom und Sarah brauchten nicht lange Zeit zu verstehen, was diese Auszeichnung zu bedeuten hatte. Sie neigten traurig ihre wolligen Häupter und schlichen von dannen.

Als die Nacht angebrochen war, trafen sie sich unter einer großen Thränenweide und beriethen, was zu thun sei. Unter Weinen und Seufzen faßten sie den abenteuerlichen Plan zu fliehen.

Ihr Bündelchen war schnell gemacht und vom Dunkel der Nacht begünstigt, entkamen sie glücklich über die Grenze nach Pennsylvanien, welche, wie ich schon bemerkte, in unmittelbarer Nähe lag.

Es gab schon zu jener Zeit leichtsinnige Leute genug unter den Bewohnern der Nordstaaten, die für die Emancipationsfrage schwärmten. Die Negerbeglückungsideen des John Brown schwebten schon damals in der Atmosphäre der Vereinigten Staaten, wie die Cholera-miasmen über den Dschungeln des Ganges. Nun, die Marquis-Posas finden gewöhnlich dasselbe Ende. Der gutmüthige Hanswurst hat an einem Baum, der saure Aepfel trug, baumeln müssen.

Nun fügte es die Vorsehung in ihrer unbegreiflichen Langmuth, daß das farbige Liebespaar zuerst auf der Farm eines dieser Idealisten Zuflucht suchte. Der Mann war sehr reich und machte sich ein Vergnügen daraus, seinem Nachbar in Maryland ein Schnippchen zu schlagen. Er reiste noch desselben Tages mit seinen Schützlingen nach dem Staate New-Jersey, wo er ein kleines Besitzthum mitten zwischen Wäldern und Bergen eignete. Die beiden entlaufenen Sklaven wurden in

Digitized by Google

aller Form getraut und zu Verwaltern dieses reizenden Waldasyls eingesetzt. Das Häuschen war dasselbe —"

„In welchem Sie soeben die hohe Schule geritten haben", fiel ich ein.

„Bravo, gut gerathen."

„Doch was wurde aus den Glücklichen?"

„Ich bin gerade dabei, es zu erzählen: Die beiden lebten hier eine geraume Zeit lang wie die Turteltäubchen, unbekümmert um die Außenwelt und zufrieden in ihrer Liebe, wenn man diesen Ausdruck von Negern brauchen darf. Als ihnen ein Töchterchen geboren wurde, ein freies Töchterchen, beinahe weiß und nur noch durch den bekannten blauen Schatten unter den Nägeln an seine unfreie Abstammung erinnernd, bildeten sie sich bisweilen ganz im Ernste ein, dieselben Rechte zu besitzen, wie ihre weißen, ich hätte beinahe gesagt, Mitmenschen. Und das Sklavenleben erschien ihnen oft wie ein alter, böser Traum."

„Nun", wandte ich ein, „hier im Norden waren sie doch sicher genug, obgleich —"

„Obgleich Sie aus Ihrem Dickens das Gegentheil wissen. Die Fälle, in denen Sklaven mit Gewalt über die Grenze zurückgeholt wurden, waren nicht allzuselten. Der Besitzer der Marylander Plantage ruhte nicht eher, als bis er den Aufenthalt seiner Leibeigenen erkundet hatte. Zwei seiner Aufseher, verwegene und verschlagene Menschen, fuhren auf der Bahn als ehrsame Viehhändler, wozu sie sich durch ihren dauernden Umgang mit dem schwarzen Menschenvieh besonders eigneten, nach New-Jersey, überfielen bei Nacht und Nebel die Nichtsahnenden, banden sie und setzten sie mitsammt dem Kinde in ihren geschlossenen Wagen. Darauf fuhren sie mit ihrer Beute davon. Das Haus meiner Eltern zündeten sie an.

„Ihrer Eltern?" rief ich aufs äußerste betroffen.

„Nun ja denn", stieß sie, bis an die Schläfen erröthend, hervor, „da mir das Wort in der Hitze des Erzählens entschlüpft ist. Was schadet es auch, wenn Sie wissen, daß ich von der geknechteten, verachteten Rasse abstamme. Die Europäer denken in dieser Beziehung viel vernünftiger, als selbst unsere Befreier, die Yankees, denen ich um alles in der Welt meine Abkunft nicht verrathen möchte."

Ein warmer Blick von mir bestätigte die Richtigkeit ihrer Auffassung. Was hätte ich auch antworten sollen, ohne einen Gemeinplatz zu sagen?

Wir waren unterdessen am Fuße des Berges angekommen und sahen nun die Villa dicht vor uns. Ein Buggy hielt vor der Thür und zwei Herren in Staubmänteln, die augenscheinlich mit dem Fuhrwerk gekommen waren, saßen unter der Veranda. Die Diva hielt ihr Pferd an.

„Da sind sie schon", sagte sie leichthin. „Also wird es heute doch nichts mit dem Singen. Nun, morgen ist auch noch ein Tag."

„Und wie endete diese scheußliche Geschichte?" fragte ich, ohne auf ihren Ton einzugehen.

„Wie diese scheußliche Geschichte endete?" wiederholte sie bitter. „Meine Eltern wurden zum Willkommen ausgepeitscht, der Vater unter scharfer Kontrolle zu schwerer Arbeit angehalten, die Mutter, je nun, die Mutter übernahm nun doch die Aufwartung im Herrenhause, wie sich das ja von selbst versteht; sie wurde nicht einmal verrückt, (denn

Digitized by Google

diese Geschichte ist leider kein Roman), sondern starb bei der Geburt ihres zweiten Kindes. Meinen Vater quälten die Aufseher so bei kleinem zu Tode. Ich selbst blieb auf der Plantage, bis die Unionssoldaten kamen. Ein mitleidiger Franzose nahm das Kind mit nach dem Norden und von da nach dem Kriege mit sich nach Paris, wo sie eine Sängerin aus mir machten.

So", lachte sie wieder ganz heiter und gab mir die Hand, „mehr brauchen Sie nicht zu wissen. Und nun machen Sie, daß Sie nach Irish Meadows kommen. Père Goudriot wartet nicht für jeden seiner Gäste mit dem Mittagessen. Bon appétit et au revoir!"

Damit sprengte sie im Galopp ihrem Hause zu und ließ mich mit den seltsamsten Gefühlen allein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich traf Zwicker dabei, wie er seine Reisetasche packte. Er stellte sich höchst ungehalten über mein langes Ausbleiben und behauptete, es in diesem Klima nicht einen Tag länger aushalten zu können.

„Ich fühle das Herannahen der Malaria schon in allen Gliedern", sagte er. „Zudem erhielt ich ein Telegramm aus New-York, das mich sofort zurückberuft. Dr. Finlay wünscht mich bei einer schweren Operation um sich zu haben. Wenn Du mitfährst, kannst Du den Patienten festhalten, denn er soll nicht chloroformirt werden."

Ich verlangte das Telegramm zu sehen, doch der Doktor behauptete, es nicht finden zu können.

Im Grunde war es mir nicht unangenehm, daß der Freund sein Bündel schnürte. Ich konnte ihm in meiner erregten Stimmung unmöglich meine Erlebnisse erzählen. Wie ich ihn kannte, hätte er ein paar schlechte Witze gerissen und meine Schwärmerei — durch seine prosaischen Bemerkungen ins Lächerliche gezogen, ohne meinem Vorhaben irgendwie zu nützen. Und eins stand bei mir fest: ich mußte wissen, was die Goudriots mit der Diva für Heimlichkeiten hatten. Ueber die letztere war ich überhaupt noch nicht recht im Klaren. Zunächst war ich im Zweifel, war die Geschichte, die sie von sich erzählte, auch wahr und nicht etwa erfunden, um meine Aufmerksamkeit von der Erforschung ihres angeblichen Vaterhauses abzulenken? Ich beschloß daher, jedenfalls um neun Uhr abends wieder am Platze zu sein und unter dem Schutze der Nacht der Zusammenkunft der drei Verbündeten so nahe als möglich beizuwohnen. Das Spioniren gilt zwar nirgends als besonders gentlemanlike, jedoch möchte ich den Mann sehen, der unter gleichen Umständen nicht ebenso gehandelt hätte wie ich.

Das Mittagessen bei welchem Charley fehlte, verlief ziemlich stille. Der alte Goudriot that, als wenn ich nicht existirte. Erst als Zwicker seine Rechnung verlangt und seine Abreise mit dem nächsten Zuge in Aussicht stellte, erschien ein Ausdruck der Befriedigung in den Zügen des Herbergsvaters und er fragte mich scheinbar gleichgiltig:

„Est ce que monsieur part aussi?"

Als ich entgegnete, es gefalle mir hier oben so gut, daß ich noch einige Tage zu bleiben gedächte, sah er mich mit einem kurzen mißtrauischen Blick an, gab aber seinen Gedanken keinen weiteren Ausdruck. Doch konnte er seinen offenbaren Aerger so wenig bemeistern, daß er alsbald anhob, im Gespräch mit seinen Tischnachbarn auf die Deutschen

Digitized by Google

zu sticheln und da die anderen schwiegen, so führte er fast allein das Wort. Seinen Haupttrumpf spielte er aus, als wir gerade dabei waren, den Käse zu essen.

„Wissen Sie", redete er einen der Gäste an, „daß bei der Mühlenschleuse vor ein paar Tagen ein Leichnam gefunden worden ist?"

Der Herr wußte es nicht und erkundigte sich natürlich, wer es gewesen.

„Es war ein Deutscher", berichtete der Alte und lächelte verschmitzt; „der Coroner konnte bei der Todtenschau keine äußere Ursache seines Todes entdecken. So ließ er den Körper seciren. Und können Sie wohl rathen, was man im Magen dieses Deutschen fand —"

„Nun, was denn?" fragten ein paar zugleich.

„Eine Pendüle!" rief Père Goudriot mit dröhnender Stimme, warf mir einen vernichtenden Blick zu und erhob sich vom Tisch.

„Hoffentlich war dieselbe nicht stehen geblieben", bemerkte ich kaltblütig und stand meinerseits auf.

Gleich nach Tisch brach Zwicker auf und da ich nichts Besseres zu thun hatte, um den für meine Ungeduld doppelt langen Nachmittag hinzubringen, begleitete ich den Liebling Aeskulaps nach der Eisenbahnstation.

„Otto", sagte er mir zum Abschiede, als der Zug in den Bahnhof einlief, „es wäre gescheiter, Du kämst jetzt gleich mit nach New-York und ließest Diva — Diva sein. Daß Du den ganzen Vormittag in der Nähe ihres Hauses herumgelaufen bist, brauchst Du mir nicht zu bestätigen. Was dies Weib und unsere Wirthe zusammenkettet, kann ich nicht wissen und bin auch zu faul, um darüber zu grübeln. Etwas Gutes ist es sicher nicht, und jedenfalls bist Du zuviel dabei. Nun", fuhr er herzlich fort und schüttelte mir die Hand, „sollte Dir in der nächsten Zeit jemand ein paar blaue Augen schlagen, so wende Dich nur vertrauensvoll an mich. Bin ich nicht gleich zur Hand, so lege ein paar frische Austern darauf."

„All on board!" rief in diesem Augenblick der Kondukteur.

„By, by!" winkte Zwicker aus dem davongleitenden Wagen. „Be careful!"

Als ich mich anschickte, den Perron zu verlassen, sah ich Charley, der ein Paket angekommene Zeitungen in der Hand hielt, mit gleichgiltiger Miene dicht neben mir stehen. Wie lange er da gestanden und ob er etwas von unserem Gespräche verstanden hatte, konnte ich an seinem unbewegten Gesichte nicht erkennen. Ich grüßte ihn kurz und da er es nicht der Mühe werth hielt, den Gruß zu erwiedern, ging ich allein meines Weges.

Es war genau neun Uhr, als ich nach öfterem Fehlgehen aus dem Walde auf die kleine Lichtung trat, wo das verlassene Farmhaus stand. Der Nachtwind rauschte leise in den Wipfeln der Bäume und der Mond übergoß mit seinem ungewissen Licht das unter mir liegende Maiblumenthal. Er schien hell auf den Waldweg und auf die geschwärzten Mauern des todtenstill daliegenden Gebäudes. Während ich den freien Raum zwischen den Bäumen und dem Hause vorsichtig überschritt, klopfte mir das Herz zum Zerspringen und hätte ich mich nicht vor mir selber geschämt, ich wäre gern noch jetzt umgekehrt. Welche unangenehme

Digitized by Google

Situation, wurde ich hier betroffen. Doch siegte die Neugierde wie Miß Rosebud es genannt haben würde. Dicht an der Thür angelangt, fand ich das Pferd dieser jungen Dame im Schatten der Vorderwand an einen Baum gebunden, welchen eifrig es benagte. Zu meinem Glück gab das schöne Thier durchaus kein Zeichen der Ueberraschung von sich und ich konnte ungehindert das Innere betreten.

Langsam, Schritt vor Schritt drang ich auf den Fußspitzen vor. Der große viereckige Raum lag bis auf einem hellen breiten Streifen, den der Mond durch das eine Fenster auf den Boden zeichnete, vollkommen im Dunkeln. Hier konnte ich mich im Nothfall verbergen und brauchte nicht zu befürchten, gesehen zu werden.

Am Eingang der Treppe angelangt, blieb ich stehen und horchte. Ein schwacher Lichtschein erhellte die Wände des Kellers, soweit dieselben wegen der Biegung der Treppe sichtbar waren. Aus der Tiefe drangen Stimmen herauf, aber sie klangen verworren und undeutlich; doch konnte ich eine tiefe Männer- und eine helle Frauenstimme sehr wohl unterscheiden. Diese Stimmen gehörten offenbar dem Père Goudriot und der Diva an. Charley schien sich an der Unterhaltung nicht zu betheiligen. Ich überlegte, blieb ich hier oben, so konnte ich meine Wißbegierde nicht stillen und hatte meine nächtliche Expedition umsonst unternommen. Wagte ich es dagegen und stieg hinab bis zum Treppenabsatz, so konnte ich vielleicht die anwesenden Personen sehen, gewiß aber besser hören. Was riskirte ich auch? Machten die Verschworenen (wie ich sie bei mir nannte, denn ich ahnte so etwas wie kommunistische Umtriebe, von denen gerade damals in den östlichen Staaten viel gefabelt wurde), machten die drei im Keller befindlichen Personen Anstalten, denselben zu verlassen, so konnte ich mit ein paar Sprüngen oben und im Walde sein, ehe sie den Lauscher zu erkennen vermochten.

Nach kurzem Ueberlegen setzte ich also mit äußerster Vorsicht, wie am Morgen schon einmal, nun wieder den rechten Fuß auf die oberste Stufe.

In diesem Augenblick erhielt ich einen furchtbaren Schlag über den Schädel; es flimmerte mir wie tausend Kerzen vor den Augen, warm rieselte es mir die Stirn hinab und während ich lautlos zusammensank, packten mich zwei kräftige Fäuste und schleiften mich ein Stück über den Fußboden.

„Tiens, cochon, voilà pour la Diva!“ rief eine Stimme über mir, die ich, schon halb bewußtlos, für diejenige Charleys erkannte. Die Fäuste ließen los und wie ein Mehlsack blieb ich liegen.

Wie lange ich so gelegen, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß der Mond untergegangen war, als ich zum Bewußtsein zurückkehrte und die Augen öffnete. Doch war ich noch nicht fähig, mich aufzurichten und über den Hergang nachzudenken. Mein Kopf schmerzte heftig und als ich die schmerzende Stelle befühlte, fand ich dieselbe stark aufgeschwollen. Ein weiches Tuch war straff um meinen Kopf gebunden und hatte ohne Zweifel die Blutung gestillt.

Nachdem ich vergeblich versucht hatte, meine Gedanken zu sammeln, ließ ich den Kopf auf meinen Arm zurückgleiten und verfiel in einen tiefen Schlaf.

Ich erwachte erst wieder, als der Tag angebrochen war. Mit

Digitized by Google

Mühe öffnete ich die von geronnenem Blute halb verklebten Augen und nahm, sobald ich mich langsam aufgesetzt, mittels meines Taschenspiegels eine Inspektion meiner selbst vor.

Ich sah böse aus. Das Gesicht und ein Theil der Haare waren mit Blut übergossen, doch war glücklicherweise der Busen des Hemdes bis auf einige unbedeutende Flecke rein geblieben. Mein Hut lag in der Nähe der verhängnißvollen Treppe, zwar arg bestaubt, aber doch noch brauchbar.

Nach Irish Meadows mochte ich auf keinen Fall zurückkehren, weniger aus Furcht (denn es war anzunehmen, daß die Goudriots entweder gar nicht auf der Farm anwesend sein oder doch sich stellen würden, als wüßten sie von nichts), denn aus Scham. Was sie immer da unten vorgehabt haben mochten, der Horcher spielt immer eine klägliche Rolle. Ich wollte auch unter keinen Umständen wieder mit der Diva zusammentreffen, wenn sie es auch zweifellos gewesen war, die in einem Anfluge von Mitleid mir ihr Tuch um den Kopf gebunden hatte. Ich hatte dasselbe abgenommen, um meine Wunde zu untersuchen und fand ein zierliches R hineingestickt.

Es blieb mir also nichts übrig, als hier im Walde so gut als möglich meine Toilette in Ordnung zu bringen, zu Fuß nach dem allerdings recht weit entfernten Bahnhof zu wandern und daselbst den ersten Zug nach New-York zu benutzen.

Das Waschen an einer seichten Quelle, das Frisiren und das Reinigen meiner Kleider mit ungenügenden Werkzeugen war keine leichte Sache. Auch der Weg, den ich mit nüchternem Magen zurückzulegen hatte und nebenbei die Fahrstraße vermeiden mußte, um nicht jemand von Irish Meadows zu begegnen, war keine Annehmlichkeit. Doch auch dieser Schmerz nahm sein Ende, ich erreichte den Bahnhof, woselbst der bald darauf anlangende Zug mich aufnahm, und eine Stunde später betrat ich die Kammer Zwickers, der, jedenfalls um von der schweren Operation auszuruhen, noch in Morpheus Armen lag.

„O, da bist Du ja schon, Otto", sagte er gähnend und grinste über das ganze Gesicht, da er an meiner blassen Miene den Leidenden erkennen mochte. „Nun, mach es Dir nur in meiner Stube bequem, ich komme gleich nach und dann können wir den Schaden besehen."

Nach Verlauf einer halben Stunde entwand er sich denn auch wirklich dem Bett, wusch die Wunde aus und nähte sie zu. Und nachdem ich ihm nunmehr die ganze Begebenheit gebeichtet, setzte er seine wichtigste Miene auf und meinte:

„Hab ich Dirs nicht gleich gesagt? Das Klima von Irish Meadows ist keine zwei Tage zu ertragen!"

Und damit war unsere Sommerfrische beendigt.

Das Leben und Treiben in einer so gewaltigen Stadt, wie New-York, bringt es unwillkürlich mit sich, daß Erlebnisse und Ereignisse, welche die ganze Einwohnerschaft einer kleinen Landstadt ein halbes Jahr lang in Aufregung erhalten würden, verhältnißmäßig schnell in Lethes Strome weiter treiben. So ging es mir mit meinem Reiseabenteuer. Noch war meine Wunde nicht vernarbt, als ich schon kaum mehr an jene Nacht, in welcher ich sie empfangen, dachte; nur wenn

Digitized by Google

mein Kamm auf die noch etwas erhabene Stelle meines Schädels gerieth, tauchte die Scenerie von Irish Meadows und das reizende Bild der Diva vor meinem geistigen Auge auf.

Doch nein, auch sonst noch wurde ich durch einen Gegenstand an sie erinnert. So oft ich mein Taschenbuch öffnete, fiel mein Blick auf jene neue Zwanzigdollarnote, welche ich der Diva bei Tisch gewechselt und bis dahin aus einer Art heiliger Scheu immer gezögert hatte, auszugeben. Denn dieser Kassenschein war das einzige Andenken, das ich an die Miß Rosebud besaß. Aber auch dies Erinnerungszeichen sollte schwinden. Eines Tages, als ich im Laden eines mir bekannten Kaufmanns etwas kaufen wollte, sah ich mich genöthigt, da ich kein anderes Geld bei mir hatte, mein Heiligthum in Zahlung zu geben. Der Shopkeeper prüfte die Note von allen Seiten, hielt sie gegen das Licht und schrieb, ehe er dieselbe in die Geldschublade legte, mit Tinte meinen Namen darauf.

„All right?" sagte ich lachend.

„I guess it is, but better is better", antwortete er, gab mir heraus und ich ging.

Einige Tage später erschien ein fremder Herr auf dem Comptoir und verlangte mich zu sprechen. Er winkte mich in das leere Vorzimmer, nahm aus seiner Brusttasche einen Kassenschein und hielt mir denselben von beiden Seiten unter die Augen, ohne ihn jedoch aus den Fingern zu lassen.

Auf den ersten Blick erkannte ich diesen Schein für denselben, welcher meine Bekanntschaft mit Miß Rosebud angebahnt hatte; nur war von den seitherigen Empfängern ebenfalls der Name des jedesmaligen letzten Besitzers unter dem meinigen vermerkt. Der allerletzte hatte wahrscheinlich die Note zusammen mit anderen auf seiner Bank deponirt und der Kassirer mußte sie wohl als nachgemacht erkannt haben. Den letzten aber beißen bekanntlich die Hunde. Dieser Gang der Dinge war nicht schwer zu errathen, versuchten es doch immer von neuem durchtriebene Gauner, nachgemachtes Papiergeld (dort zu Lande counterfeits genannt) unter die Leute zu bringen. Da ich meinerseits die Kette der Besitzer um ein Glied nach rückwärts zu verlängern im Stande war, so ließ mich die Sache ziemlich kalt.

„Nun, was solls?" fragte ich den Geheimpolizisten, ziemlich von oben herab.

Dieser drehte seinen schwarzgefärbten martialischen Schnurrbart, den der Barbier durch eine „Anleihe beim Backenbart" noch imposanter zu machen verstanden hatte, fixirte mich scharf mit seinen kleinen, grauen Augen und sagte.

„Haben Sie diese Note ausgegeben?"

„Jawohl", entgegnete ich, „ist dieselbe nicht gut?"

„Counterfeit", lautete die lakonische Antwort. „Wie sind Sie dazu gekommen?"

„Ich erhielt sie zu Irish Meadows, in der Pension des Herrn Goudriot."

„Sie wußten nicht, daß dieselbe gefälscht ist?"

„Natürlich nicht", rief ich ungeduldig, „hätte ich die Bill sonst genommen?"

Digitized by Google

„Haben Sie noch mehr davon?"

„Nein."

„Wo wohnen Sie?"

„Nr. . . . West 23. Straße. Aber wozu das alles? Sehe ich aus wie ein Falschmünzer?"

Der Detektive trat einen Schritt zurück und musterte mich aufmerksam von unten bis oben.

„Nein, junger Mann", ließ er sich dann mit mitleidigem Lächeln vernehmen, „so sehen Sie nicht aus."

Es lag ein so verächtlicher Ausdruck in der Stimme dieses Polizisten, bei welchem der Mensch nicht beim Baron, sondern beim Einbrecher anfing, daß ich mich wirklich meiner bürgerlichen Unbescholtenheit im Augenblicke schämte. Zehn Dollars hätte ich darum gegeben, wäre die Prüfung zu meinen Ungunsten ausgefallen.

„Nun denn", sagte ich halb kleinlaut, halb trotzig, „was wollen Sie noch mehr?"

„Sie müssen mit mir kommen", antwortete er kalt und notirte sich meine Wohnung.

„Wozu? Wohin? Für mich ist die Sache doch erledigt. Da ich Ihnen meinen Vordermann angegeben habe, was können Sie weiter von mir wollen?"

„Sind Sie noch niemals bestraft?" inquirirte er, ohne meinen Einwand zu beachten.

„Nein, niemals und nun Adieu. Entschuldigen Sie mich, ich habe einen dringenden Brief zu erledigen."

„Halt, mein Freund, hiergeblieben! Im Namen des Gesetzes, ich nehme Sie in Haft!

„In Haft?" rief ich halb lachend, halb ärgerlich. „Ich glaube, Sie sind nicht ganz bei Troste. Weswegen? Und wo ist Ihr Haftbefehl?"

„Es ist Zeit genug, mir den ausstellen zu lassen, wenn Sie hinter Schloß und Riegel sitzen. Zunächst muß ich Sie in Zeugengewahrsam bringen. Sie können mir ein Verzeichniß der Sachen geben, die Sie daselbst zu haben wünschen. Man wird sie Ihnen aus Ihrer Wohnung holen lassen."

Jeder, der die Gesetze der Vereinigten Staaten ein wenig kennt, wird mir zugeben, daß die Sache eine unangenehme Wendung für mich nahm.

Wenn nämlich bei Verfolgung schwerer Verbrechen, als da sind Mord, Todtschlag, gefährliche Verwundungen, Einbrüche, Diebstahl, Fälschungen und dergleichen, bei denen es sich um große Summen, langjährige Freiheitsstrafen oder gar ums Hängen handelt, zu befürchten steht, daß die Zeugen durch die an der Sache Betheiligten sich einschüchtern oder bestechen lassen, oder sich durch die Flucht der Zeugenpflicht entziehen könnten, so werden diese Zeugen ganz einfach im sogenannten House of detention so lange gefangen gehalten, bis das Urtheil gefällt ist. Diese harte Maßregel, durch welche die unbescholtensten und harmlosesten Menschen von der Welt oft Wochen, ja Monate lang ihrer Freiheit beraubt, und an der Ausübung ihres Geschäftes verhindert werden, scheint um so grausamer, als in den meisten Fällen der Verbrecher oder der desselben Angeklagte gegen Bürgschaft bis zu den

Digitized by Google

Gerichtsverhandlungen auf freien Fuß gesetzt wird. Es ist daher eine bekannte Thatsache, daß unfreiwillige Zeugen eines Verbrechens, wenn irgend möglich den Schauplatz desselben Hals über Kopf verlassen, um nur nicht in Zeugengewahrsam genommen zu werden. So geschieht es, daß viele Verbrechen unbestraft bleiben, weil die Zeugen derselben nicht freiwillig vor Gericht erscheinen.

Der Angstschweiß brach mir aus. Ich hatte einmal während meiner Dienstzeit ein paar Tage gelinden Arrest absitzen müssen. Obgleich ich die meiste Zeit bei dem Lieutenant auf der Wachtstube zugebracht hatte, war mir doch das schreckliche Gefühl, der Freiheit beraubt zu sein, noch nach so vielen Jahren gegenwärtig. Und nun sollte ich auf unbestimmte Zeit eingekerkert werden. Nein, das durfte nicht geschehen. Ich stand nahe an der Thür. Der Schlüssel stak von außen. Wenn ich entwischte, sollte der Detective zusehen, wie er mich wieder bekam. Allah ist groß, und New-York ebenfalls!

Ohne mich lange zu besinnen, sprang ich nach der Klinke. Mein Tyrann mochte mir aber wohl die Absicht an den Augen abgelesen haben. Ohne sich vom Flecke zu rühren, griff er kaltblütig in die Brusttasche und im nächsten Augenblicke glänzte mir sein kleiner, reich ciselirter Revolver entgegen.

„Stop, man", sagte er ruhig, „keine Thorheiten. Sie müssen mit, todt oder lebendig. Doch können Sie sich beruhigen, die Sache wird nicht allzulange dauern; denn wir sind den Vögeln schon auf der Spur."

„Den Vögeln?" fragte ich erstaunt und ließ die Klinke los. „Kennen Sie denn die Falschmünzer?"

„Und Sie kennen auch welche davon", versicherte er und versuchte gutmüthig zu lächeln. „Ihre Angaben bestätigen nur unsern Verdacht."

Vergebens protestirte ich gegen meine Inhaftirung; vergebens erbot sich mein Chef, den ich herbeirief, mit irgend einer verlangten Summe für mein Erscheinen vor Gericht einzustehen. Es half alles nichts. Mr. Mulligan hatte augenscheinlich sehr gemessene Befehle und ich mußte denselben begleiten. In einem auf meine Kosten aus dem nahen Leihstall requirirten Gefährt begaben wir uns erst nach meiner Wohnung und nachdem ich die nothwendigsten Utensilien in einen kleinen Koffer gepackt, von da direkt nach dem bekannten Hause in Mott Street. Mulligan überantwortete mich dem Warden, welcher mich in ein ziemlich anständiges Gemach führte. Die Thür schloß er beim Hinausgehen hinter sich ab.

Da saß ich nun hinter vergitterten Fenstern und hatte Muße genug, über die Sachlage nachzudenken.

Ich konnte nicht länger daran zweifeln: Vater und Sohn Goudriot gehörten in Gemeinschaft mit der Diva zu einer Falschmünzerbande, die jedenfalls ihren Schlupfwinkel in dem verfallenen Gemäuer bei Irish Meadows gehabt hatte. Wenn ich meine Beobachtungen aneinanderreihte, von dem Augenblick an, wo wir den alten Goudriot im Coupé trafen bis dahin, wo mein Freund Charley mich zu Boden streckte, so konnte ich mich der obigen Ueberzeugung nicht mehr verschließen. Und dennoch verwandelte sich meine Sympathie für das schöne Mädchen merkwürdigerweise nicht in Verachtung. Eine gemeine Ladendiebin hätte gewiß sofort alles Interesse für mich verloren. Aber Falschmünzer,

Digitized by Google

Schmuggler, Piraten und Banditen sind von jeher mit einem poetischen Schimmer umkleidet gewesen.

Wahrscheinlich, so kombinirte ich, waren die Goudriots und Miß Rosebud nur die Helfershelfer, d. h. die Verbreiter der falschen Noten; denn zur Ausführung der Platten in so getreuer Imitation gehörten sehr geschickte Künstler. Nun erinnerte ich mich auch, daß in den Tagen vor meiner Verhaftung ein Polizist im Geschäft vor diesen falschen Scheinen gewarnt hatte.

Das änderte aber nichts an der rauhen Wirklichkeit. Ich saß in der Patsche und alles Grübeln konnte mich nicht von der unerfreulichen Pflicht befreien, alles, was ich über die Sache wußte, auszusagen. Wußte ich doch nicht einmal, ob es vielleicht den Betheiligten gelungen war, das Weite zu gewinnen, was mir noch das Liebste gewesen wäre. Denn nun that es mir bitter leid, daß ich meine Nase in Dinge gesteckt hatte, die mich nichts angingen, nicht nur meiner jetzigen Unannehmlichkeiten halber, sondern hauptsächlich darum, weil ich so zu sagen als Angeber dastand. Mochten doch die Herrschaften von Irish Meadows bestraft werden, sie verdienten es nicht besser. Nur ich wollte nicht schuld daran sein. Wenn ich daran dachte, wie verächtlich ich der Diva erscheinen mußte, der ich so unverhohlen meine Bewunderung entgegengebracht hatte, gab es mir jedesmal einen Stich ins Herz.

Das Dunkel, in dem ich mit meinen Vermuthungen herumtappte, wurde ein wenig aufgehellt, als ich am nächsten Tage die Zeitungen erhielt. Meine Internirung war natürlich brühwarm darin zu lesen. Doch war mein Name, wenigec aus Diskretion (denn die kennen amerikanische Zeitungen nicht), sondern mehr aus Vorsicht, nicht genannt. Die „Sun“ schrieb darüber:

Falsche Zwanzigdollarbills. Die Geheimpolizei ist der Falschmünzerbande, welche in den letzten Monaten New-York und Umgegend mit falschen Zwanzigdollarnoten überschwemmten, endlich auf der Spur. Kecker sind diese Blutegel, die immer von neuem am Reichthum des Landes saugen, wohl nie aufgetreten und nur dieser unerhörten Dreistigkeit ist es zuzuschreiben, wenn ihnen ihre letzte große Operation, auf die augenscheinlich alles zugespitzt war, gelingen konnte. Die Gauner begannen damit, die gefälschten Scheine zuerst einzeln und in kleinen Summen an den verschiedensten Stellen in Zahlung zu geben. Dieselben sind so geschickt nachgeahmt, daß selbst ganz gewiegte Bankkassirer sich haben täuschen lassen. Durch diesen Erfolg sicher gemacht, setzte die Bande ihren großen Coup in Scene. Am vorigen Freitag deponirte eine distinguirt aussehende Dame, die sich Miß Rosebud nannte, bei der Chemical Bank den Betrag von 100,000 Dollars, zum größten Theil aus diesen falschen Banknoten bestehend; dieses Geld sollte angeblich von einem Hausverkauf herrühren. Der Betrug wurde erst entdeckt, nachdem von der Eigenthümerin schon über 40,000 Dollars in größeren Scheinen wieder abgehoben worden waren. Miß Rosebud, aus Virginien gebürtig, war zuletzt bei Irish Meadows ansässig und ist, nachdem sie ihre Villa in Mayflower Valley in der That verkauft hat, seit dem Tage der Entdeckung spurlos verschwunden. Man kann wohl mit Gewißheit annehmen, daß die geriebenen Spitzbuben genau über alle Vorgänge im Hauptquartier der Polizei orientirt waren. Ein

Digitized by Google

Farmer aus Irish Meadows und sein Sohn, und der Customhouse-clerk einer bekannten New-Yorker Firma sind, als der Mitwissenschaft verdächtig, in Gewahrsam genommen.

Soeben wird telegraphirt, daß sowohl in Chicago, als auch in St. Louis und ebenfalls in New-Orleans am vorigen Freitag Versuche ähnlicher Art gemacht wurden, um große Geldinstitute mit jenen falschen Scheinen zu betrügen.

Die Qual der nun folgenden tödtlich langweiligen Wochen erlaß man mir auszumalen. Auch diese vier Wochen meiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit vergingen und ich wurde schließlich entlassen, nachdem ich aber- und abermals meine Aussage hatte zu Protokoll geben müssen. Die ganze Geschichte verlief im Sande, und da die Diva verschwunden blieb und außer den Goudriots niemand als verdächtig eingezogen worden war, so wurde auch niemand bestraft. Denn der alte Farmer und sein Sprößling hatten es verstanden, ihre Beziehungen zu der Diva in so genügender Weise zu motiviren, daß man ihnen nichts anhaben konnte und sie schon einige Wochen vor mir auf hohe Bürgschaft entließ, wie sich das ja auch nach dem Gesagten von selbst verstand. Der Alte behauptete nämlich, daß Miß Rosebud ihr Elternhaus habe von ihm zurückkaufen und ausbauen wollen, und daß deshalb der Verkauf der Villa stattgefunden habe. Die Dame habe aber wegen eingetretener Umstände plötzlich die Gegend verlassen müssen und der Kauf sei deshalb nicht zu Stande gekommen. In der That ergab sich aus den Hypothekenbüchern, daß das verfallene Haus sich im Besitze der Goudriots befand, in den dasselbe, durch Scheinkauf, wie ich vermuthe, etwa vor Jahresfrist übergegangen war. Aus den angeführten Thatsachen war es möglich, die Zusammenkünfte im Keller, wenn auch in etwas gesuchter Weise zu erklären. Denn sie gestanden dieselbe zu, ebenso wie das Attentat auf meine Wenigkeit, welches Charley überzeugend genug mit seinem Haß auf die goddam Dutchmen im allgemeinen und auf mich insbesondere motivirte. Da ich mich wohl hütete, eine Klage auf thätlichen Angriff gegen ihn zu erheben, so war kein Anlaß vorhanden, den jungen Heißsporn zu bestrafen.

Von den sonstigen Verhältnissen der Diva und ihrer Verbindung mit den Falschmünzern behaupteten beide nichts zu wissen. Auch konnte ihnen nicht bewiesen werden, daß sie selbst das nachgemachte Geld in Umlauf gesetzt hatten.

Ebenso war von dem neuen Besitzer der Villa nichts Erhebliches zu erfahren. Er bewies, daß er den Kaufpreis mit einem Cheque auf eine New-Yorker Bank entrichtet hatte, welche ihrerseits wieder darthat, dieser Cheque sei in gutem, giltigen Gelde an Miß Rosebud ausgezahlt worden.

Das verfallene Haus hatte die Polizei natürlich auf das genaueste untersucht, doch waren alle Spuren industrieller Thätigkeit auf das sorgfältigste entfernt worden und es hatte sich schlechterdings kein Anhaltepunkt ergeben, zumal der ganze Keller in den letzten Tagen mit Kartoffeln angefüllt worden war. Der einzige Umstand, welcher auf eine eigenartige Benutzung des Gewölbes schließen ließ, war der Verschluß desselben mit zwei sehr festen, eisernen Thüren, hinter denen ein neu gedielter

Digitized by Google

Raum lag, der etwas komfortabler eingerichtet war, als es wohl für die Aufbewahrung von Père Goudriots Kartoffeln unumgänglich nöthig gewesen wäre.

An jedem Anhalt über das Verbleiben der Miß Rosebud fehlte es übrigens doch nicht. Eifrige Nachforschungen ergaben, daß sie am Tage der Entdeckung ihr Hotel in New-York auf einem der Sound-Steamers, die täglich nach Boston gehen, verlassen hatte. Von Boston war sie ohne Aufenthalt sofort nach Halifax weiter gereist und hatte in dieser Stadt den nächsten Dampfer nach Europa benutzt. Ob ihre Komplicen (und daß solche vorhanden, bedurfte keiner Bestätigung) mit ihr zugleich das Land verlassen oder ob dieselben sich ganz von ihr getrennt hatten, ließ sich nicht feststellen, da über die Fabrikanten des falschen Geldes niemals das Geringste bekannt wurde. Man hatte zwar anfangs Verdacht auf zwei, lange Zeit im Schatzamt zu Washington angestellt gewesene und dann entlassene Lithographen geworfen, diese hatten jedoch erwiesenermaßen während des ganzen verflossenen Jahres stetig in einem der größten Goldwarengeschäfte in New-York gearbeitet. Was sie während der Nächte getrieben, ließ sich natürlich nicht feststellen. Da jeder Beweis auch hier fehlte und die betreffenden Arbeiter sich des besten Rufes erfreuten, so wurden sie nicht einmal verhaftet, sondern blieben nach wie vor in ihrem Geschäfte. Erst einige Zeit nachher, als die Sache wohl in Vergessenheit gerathen sein konnte, verließen sie das Land.

Da meine längere Haft voraussichtlich zu keiner neuen Ermittelung führen konnte, so wurde ich schließlich auch, wie ich schon erwähnte, derselben entlassen. Ich verließ das House of Detention mit Grimm im Herzen und dem guten Vorsatz, mich niemals wieder um fremde Angelegenheiten zu kümmern. Die Goudriots und das ganze Irish Meadows verfluchte ich aus Grund meiner Seele und wünschte die Diva ins Pfefferland. Das allgemeine Bedauern, als ich bleich und hohlwangig zum ersten Mal auf dem Comptoir erschien, war mir unangenehmer, als irgend welche Spottreden hätten sein können und am liebsten war es mir, wenn kein Mensch mein unglückliches Abenteuer erwähnte.

Dr. Zwicker hatte sich während meiner Gefangenschaft nicht einmal sehen lassen, eine Vernachlässigung, die ich, aufrichtig gestanden, sehr übel vermerkte.

Am ersten Abend nach meiner Freilassung saß ich in meiner Stube und las. Es war im Anfang des Oktober und im Kamin brannte ein helles Feuer, denn mich fröstelte.

Meine Lektüre war ein spannender Roman. Es war mir jedoch unmöglich, mit meinen Gedanken bei dem Helden der Geschichte zu bleiben, denn immer und immer wieder kehrten dieselben zu den Erlebnissen der letzten Monate zurück.

Da pochte es und herein trat der Doktor. Ich reichte ihm etwas lau die Hand, die er seinerseits herzlich schüttelte.

„Freut mich, alter Sohn, Dich wieder auf freiem Fuße zu sehen!" rief er. „Still, kein Wort des Vorwurfes. Denn ich errathe Deine Gedanken von Ferne. Sollte ich mich auch einsperren lassen, wie Du Pechvogel? War es nicht an einem Märtyrer genug?"

Digitized by Google

„Deine Vorsicht", entgegnete ich halb lachend, halb gereizt, „war größer, als Deine Freundschaft heiß, Herr Ritter."

„Privatim lasse ich mich für Dich in Kochstücke hauen, wenn es Noth thut; aber die Wissenschaft durfte durch meine Abwesenheit nicht leiden. Was hätten meine armen Patienten ohne mich anfangen sollen? Ich hatte unterdessen den schönsten Fall von Peritonäorrhexis, der noch je dagewesen ist."

„Nun, hast Du wenigstens den Kranken wieder hergestellt?"

„Bewahre, derselbe war rettungslos verloren, ehe ich ihn unter die Hände bekam. Das Interessante daran waren die wichtigen Ergebnisse der Sektion. Das ganze Bauchfell —"

„Um Gottes Willen, kein Wort mehr", wehrte ich ab. „Meine Nerven sind noch zu sehr angegriffen, um Deine cynischen und medizinischen Auseinandersetzungen ertragen zu können."

„Ich kalkulire", antwortete er trocken, „so heißt ja wohl der mit Vorliebe von den Schriftstellern gebrauchte Ausdruck, obgleich ich denselben noch niemals von einem Yankee habe anwenden hören, ich kalkulire, daß ich auf meine Weise der Wissenschaft mehr nütze, als alle die sentimentalen Kollegen, die Wunder meinen, was sie gethan haben, wenn sie einem Kranken ein halbes Dutzend Blutegel setzen. Aber nun laß ein Mal Deine Erlebnisse hören."

Ich war noch dabei, dem unverbesserlichen Freunde alles das zu berichten, was er noch nicht wissen konnte, als es von neuem an die Thür klopfte. Meine Wirthin trat herein und überreichte mir ein sorgfältig eingesiegeltes Paket, das am Nachmittag durch einen Wagen der Adams Expreß für mich abgeliefert sei.

Der Begleitschein trug den Stempel „Paris". Mir schlug das Herz, denn instinktmäßig brachte ich die Sendung mit der Diva in Verbindung.

Behutsam öffnete ich.

Das Paket enthielt ein Bild, wie ich unschwer an dem mit himmelblauem Sammet überzogenen Rahmen erkennen konnte, der durch die Hülle von Seidenpapier hindurchschimmerte. Nach Entfernung der letzteren schaute ich in das erschreckend ähnliche Gesicht der Diva. Die Retouche hatte sie augenscheinlich verschmäht, das zarte Bärtchen über der Lippe, die kleinen Zornfältchen zwischen den Augen und um dieselben, alles war da. Sie war im Reitkleid, wie wir sie zuerst in der Pension gesehen. In der einen Hand hielt sie Hut und Reitpeitsche, in der andern eine Rose. Ihr Mund schien spöttisch zu lächeln, ihr Blick ruhte voll auf dem Beschauer. Unter dem Bildniß standen in kecker Handschrift die Worte:

„Zum Andenken an den Tag von Irish Meadows und die Diva."

Lange betrachtete ich die Photographie, ohne ein Wort zu sagen. Auch Zwicker saß stumm.

„Nun", hob er endlich mit gezwungenem Lächeln an, „Du sagst ja gar nichts über die köstliche Gabe. Wo wirst Du die Liebliche denn hinhängen? Ueber Deinen Schreibtisch?"

Statt aller Antwort nahm ich das Bild und, ehe der Freund mich daran hindern konnte, warf ich es in das prasselnde Kaminfeuer.

Digitized by Google

Minnesänger und moderne Kunst.

Ein freimüthiges Wort von E. M. Vacano.

Jedes Ding und jeder Mann haben ihre Zeit. Unsterbliche Dinge haben nicht zu jeder Zeit und nicht zu jeder Stunde die gleiche Unverwelklichkeit und die gleiche Unvergänglichkeit. Freilich ist das, wie schon ihr Epitheton „unsterblich" bezeigt, bloß scheinbar. Unter dem dichtesten Winterschnee lebt das Grün fort.

Es hat Zeiten gegeben, in denen man von den längstverstorbenen Minnesängern ebensowenig redete wie unter Augustus von der Sündflut. Erst unserm Jahrhundert war es vorbehalten, in alten Bibliotheken zu stöbern, Handschriften zu vergleichen und historische Nachrichten zu sammeln über die einzelnen Verfasser dieser Lieder, meist viel zu spät. Nun, da behalf man sich, um diese Lücken wieder auszufüllen, mit Konjekturen. Die Unsterblichen wurden wieder lebendig, das Grün unter der Schneefülle des Vergessens war nicht vergangen. Ehe aber diese Wiederbelebung nutzbar und genußbringend werden konnte für das Volk, wurden ihm all die Leute schier wieder verleidet durch die leidigen Gelehrten, welche die ganze Welt mit Broschüren über Entdeckungen überschwemmten, die im Grunde nichts Anderes besagten, als daß man Herrn Gottfried für einen Schreiber zu halten berechtigt sei, und daß Walter von der Vogelweide wahrscheinlich gar nie ein Legat für die Vögel hinterlassen habe.

Das Volk erschrak fast vor dem Wust von Broschüren, die sämmtlich so unpopulär als möglich geschrieben und für Citatenjäger berechnet erschienen.

Eine größere Förderung gaben dem Verständniß und der Popularität der mittelhochdeutschen Poeten die Romantiker der neueren Zeit, welche die Texte derselben in modernen Tragödien und Opern verwertheten und so zu sagen in klingende Münze umwandelten. Man möge sagen, was man wolle, Hebbel mit seinen Nibelungen, Wagner mit den Nibelungen, dem Tannhäuser, Lohengrin, Tristan und Parsifal haben das Interesse an den wunderbaren Liedern des Mittelalters mehr gefördert, als alle gelehrten Abhandlungen und — aufrichtig gesagt: als alle, wenn auch noch so werthvollen Uebertragungen der Simrocks und San Marte und Bechsteins. Diese letzteren großen Männer konnten (und wollten) eben auch nichts Anderes thun, als die fremdartigen Epopöen und Liebesliedern unserer Voreltern verständlicher machen.

Verständlich sein und interessant sein ist aber zweierlei. Und eine Dame, die den Parsifal nicht bis zur Hälfte lesen kann, oder ein Laie, der das Volksbuch von Tristan und Isolde den so und so viel Versen

Digitized by Google

des hochwerthen Gottfried von Straßburg vorzieht, mögen vielleicht den Alterthümlern als Barbaren erscheinen, können aber dabei ganz gut gebildete, für das Schöne Begeisterung hegende Leute sein.

Fremdartig und hochtrabend bleiben diese so viel (und mit Recht) gepriesenen Bilder immer; sie sind keine anregende, sondern eine durch und durch ernste Lektüre. Und wenn ein gebildeter Laie sich nicht bloß amüsiren, sondern ernste Lektüre treiben will, ei, dann nimmt er mit mehr Interesse den Darwin, den Michelet, den Strauß zur Hand. Dramatiker mußten kommen und die didaktische Erzählung in ein lebendiges frisches Drama, in eine leidenschaftdurchstrahlte Oper umwandeln; da wurden die Stoffe für Volk und Nation erst wirklich, greifbar und sympathisch.

Die Gestalten eines Siegfried, einer Isolde, eines Graalritters waren gerettet für alle Zeit.

Die Gestalten wohl, aber die Dichter? Du lieber Gott, die wollten und wollen der Welt noch immer nicht näher treten. „Vogelweider, Straßburger, que me veux tu? Habt ja Eure Stoffe selber von den Provencalen geborgt!" So dachten und denken alle Nichtgelehrten; und sie neigen dabei ganz höflich und zustimmend ihr Haupt, wenn die verschiedenen Literaturgeschichten sich förmlich krümmen vor Begeisterung über das hohe, stolze, tiefe, demüthige, unübertreffliche Parsifallied und über die fließende, sinnlich berückende, üppige Sprache des Tristan. Nun, erhaben sind diese Werke gewiß; aber so recht herzerfreuender sind doch all diese märchenhaften Gestalten in den Volksbüchern und contes de fées. In den Epen wolle sie uns belehren und warnen; aber kann das jemand, an den wir nicht glauben? Nun, vielleicht hat auch die wirklich edle Messiade ein gleiches Los: vielleicht wird sie in sechshundert Jahren von Kulturhistorikern ebenfalls die edelste Dichter-Blüte des 18. Jahrhunderts genannt. Ob sie aber dadurch dem großen (und für den universellen Werth einer Poesie einzig maßgebenden) Volk der Nichtgelehrten näher treten wird?

Viel schlimmer noch stehts mit den Minnesängern. O, wir Laien kennen sie alle, und sie alle sind uns pikant und lieb: Der Walther von der Vogelweide, weil er die Vöglein fütterte, der Hartmann von Aue und der Tannhäuser aus Wagners Oper, der Frauenlob, weil ihn zarte Frauen zur Gruft trugen, den Ulrich von Lichtenstein, weil er sich für seine Geliebte den Finger abschneiden ließ.

Dieses Weil sagt viel. Es sagt und bekräftigt, daß wir all die holden Herren und süßen Sänger und tapferen Recken ganz genau kennen und liebgewonnen haben, aber nur aus den abenteuerlichen Sagen, die sie umginstern, aus den Streichen, die sie verübten oder aus den Figuren des modernen Theaters.

Aber ihre Lieder? Das ist freilich etwas Anderes.

Süß, lieblich, duftend und zärtlich sind sie unleugbar. So süß, so lieblich, so duftend und so zärtlich, daß man nach etlichen solchen minnigen Liedern wie betäubt ist, als habe man eine Stunde hindurch das Gesicht in einen Strauß von Maiglöckchen, Narzissen und Rosen gehalten, oder als habe man die schönste und größte Mandeltorte, die überhaupt zu erlangen ist, selbander auf einem Sitze aufgegessen.

Es giebt da einen ewigen „Maien", ein Trilliren von Millionen

Digitized by Google

Vögelein, die immerwährend um unser Haupt schwirren und zwitschern, ein ewiges Duften der holdesten Blümelein, daß man in der That ganz zergeht in einem holdseligen, unbeschreiblichen Gefühle; und diejenigen Lieder der Minnesänger, die nicht den Mai behandeln, schelten über Fürsten, die ihnen für den „Maien" nicht genug Goldgülden, nicht genug Wämmser und höchst wahrscheinlich nicht genug zu essen geben. Es ist ein ganz nacktes Jammern um einen Gehalt, um ein paar Schuhe, um einen Pelz, um einige Gulden. Und dieses Jammern um goldenen Lohn ist eben so ewig und unstillbar, wie ihr Jubeln über den Mai. Ja, es scheint ihnen sogar noch viel inniger von Herzen zu gehen, als das frühere, denn nur in diesen — seien wir aufrichtig, poetischen Bettelbriefen erheben sich die Minnesänger zu einiger Energie der Gefühle.

Freilich wird dadurch das „aus dem ureigensten Herzen quellen" ihrer Maienlieder, und „Singen wie das Vöglein singt", welches die Literaturhistoriker nicht genug anrühmen können, in etwas verdächtig. „Wenn sie solche geborene Poeten waren, die singen mußten, wie es ihnen das Herz gebot", weshalb schacherten und mäkelten sie denn gar so jämmerlich mit ihren „Liebesliedern"? Und wehe dem Fürsten, der nicht genug zahlte! Der ward im nächsten Laich schonungslos verrissen.*) Ja, bei einigen Minnesängern, die gar zu derb über den „Geiz" ihrer Gönner singen (?! wirklich singen!) kommt man fast in Versuchung zu glauben, sie müßten sich auch die Liebeslieder von ihren holden Frauen — in Geld versteht sich! — haben bezahlen lassen; wofür hätten sie dieselben sonst gar so schön gelobt? Klaurenscher „Schwärmer" oder „Schmarotzer", zwischen diesen beiden Polen schwankt dem Unbefangenen stets das Bild der Minnesänger. Und daher mag es wohl kommen, daß die Herren, trotzdem sie so hold und herrlich sangen, nie so recht heimisch werden wollten im großen gebildeten Publikum.

Und heimisch müssen sie ja doch werden, ihr Recht müssen sie erhalten selbst in dem Herzen der Allgemeinheit, schon unserer Völkernachbarn wegen. Wie aber das anfangen? Man kann aus diesen Liedern absolut keine dramatische Handlung, nicht einmal die Plastik einer einzelnen dramatischen Figur herauslesen, um sie von der Bühne herab sympathisch zu machen.

Hier bleibt also nur das Bild, diese schönste und herrlichste Brücke vom empfundenen Worte ins frische wirkliche Leben hinüber. Wie viele kalte dogmatische Heiligengestalten sind dem Volk in wunderbarer, unsterblicher Lieblichkeit neugeschaffen und gerettet worden durch den Maler! Wie viele seltsamliche und groteske Figuren der römischen Mythologie, welche die Welt sonst nie entzückt hätten, sind ihr lieb und verständlich und unvergänglich geworden durch den Meißel des Phidias und Praxiteles!

Ein gleiches kann die bildende Kunst gewiß auch für diese bis heute erst bloß von den Schriftgelehrten anerkannten kostbaren „Perlen unserer heimischen Poesie".

Ein großer entscheidender Schritt, der erste in dieser Angelegenheit, geschah vor nicht langer Zeit durch den bekannten gelehrten und gedie-

*) Es war gleichsam eine gereimte Revolverpresse, um sich eines modernen Ausdrucks zu bedienen.

Digitized by Google

genen Kunsthändler P. Kaeser in Wien, welcher die Minnesänger der großen gebildeten Allgemeinheit durch ein wahrhaft nationales und in seiner Ausstattung wirklich prächtiges glänzend illustrirtes Werk: „Die Minnesänger Deutschlands“ lieb, vertraut und verwandt machte. Mit diesem Prachtwerk sind die Minnesänger endlich einmal in erquickender und glanzvoller Erscheinung mitten unter das deutsche Volk getreten.

Es ist das, wie gesagt, ein erster entscheidender, Schritt.

Ein zweiter, freilich nicht so maßgebender wäre ein Bilderbuch, welches die alten Sänger so zeigt, wie sie uns uns den Miniaturen früherer Jahrhunderte treuherzig entgegenblicken. Und zuletzt müssen Maler wie Piloty, Herterich, Grützner und Konsorten sich liebevoll der wunderlich süßen oder habsüchtigen Texte annehmen, und aus Sachen wie den frierenden Walther, und die siegreiche Schönheit der holden Herrin des Lichtensteiners in köstlichen Genrebildern zeigen: dann wird man das poetische Fürstenmahnen des ersten und das überirdische Schmachten des letzteren verstehen und mitfühlen. Und dann ist der künstlerische Ring geschlossen, der uns die höfischen Sänger zu verwandten und lieben Gestalten macht.

Digitized by Google

Das literarische Leipzig vor vierzig Jahren.

Memoirenwerke werden, wenn sie wahrheitsgetreu schildern und lebendig die Zeit erfassen, immer einen großen Reiz auf das Gemüth des Lesers ausüben. Denn hier spricht eine eigenartige, aufrichtige Natur zu uns, die in ihren subjektiven Erlebnissen und Anschauungen die Zeit wiederspiegelt, in welcher sie sich geltend zu machen suchte. Wenn nun vollends eine Persönlichkeit ihr Leben beschreibt, welche in der bewegtesten Zeit deutscher Entwickelung, in den Jahren 1848 und 1849 an den Geschicken der Nation hervorragend betheiligt war, wenn ferner diese Persönlichkeit mit köstlicher Frische Ereignisse und Zustände schildert, die sie mitgemacht und beobachtet hat, so wird man solchen Memoiren das Lob eines höchst interessanten Buches nicht versagen können.

Eine solche Persönlichkeit ist Otto von Corvin, der kürzlich seinen 70. Geburtstag in voller Frische des Geistes und Körpers gefeiert hat. Der alte Rastattkämpfer hat in den bereits in dritter Auflage erschienenen „Erinnerungen aus meinem Leben" (vier Bände, Leipzig, Fr. Thiel) ein so bedeutsames Memoirenwerk für die Mitte unseres Jahrhunderts geschaffen, wie wir demselben kein anderes an die Seite stellen können. Corvin ist in Krieg und Frieden rührig und rege gewesen, ein mit scharfem Geistesauge blickender feiner Beobachter, ein amüsanter Erzähler, ein Causeur und Chroniqueur, der die großen weltgeschichtlichen Zeitmomente nicht außer Augen läßt, immer zu spannen und zu fesseln weiß, ein echter Polytropos, der vieler Menschen Länder und Herzen kennen gelernt hat.

Aus diesen interessanten „Erinnerungen" greifen wir ein Kapitel heraus, welches die gestaltungskräftige Schilderungsart Corvins am deutlichsten dokumentirt. Corvin hat in der Zeit, da Leipzig noch der Mittelpunkt des literarischen Lebens in Deutschland war, dort als Schriftsteller gelebt. Leipzig und sein Literaturleben vor vierzig Jahren, das war die geistige Signatur Deutschlands, denn die vormärzlichen Zustände sind ein wichtiges Moment deutscher Kulturgeschichte.

Vor vierzig Jahren herrschten in Leipzig, so berichtet Corvin, ein sehr angenehmer Ton und reges geistiges und geselliges Leben und Streben.

Die Polizei machte sich weniger unangenehm, als in irgend einer anderen deutschen Stadt. Die Regierung wußte sehr wohl, daß Leipzig in Bezug auf die Revenüen, welche es brachte, mehr werth sei, als das ganze übrige Sachsen, und daß ein großer Theil dieser Einkünfte von den zahllosen Fremden abhing, die man also anzuziehen, anstatt abzuschrecken trachten mußte. Die Messen machten Leipzig zum Mittelpunkt des deutschen Handels, ein Vorzug, der von andern Städten genug beneidet wurde, deren Lage sie weit geeigneter zu solcher Stellung machte. Alles das mußte die Regierung aus Geldrücksichten in Betracht ziehen und durch die Fin-

Digitized by Google

ger sehen. Aehnliche Rücksichten walteten in Bezug auf Universität und Buchhandel, die beide einen gewissen Grad von Freiheit zu ihrer Existenz durchaus nöthig hatten. In Nachbarländern hatte man dergleichen Rücksichten nicht, ja in einem derselben verweigerte man die Konzession zur Anlage einer Druckerei, weil der Hof nicht gedruckt sein wollte. Diese, obwohl, wie wir sehen werden, sehr zahme und bescheidene Freiheit lockte eine Menge Leute nach Leipzig, welche die Regierung gern entfernt haben würde, wenn das ohne Verletzung wichtiger Interessen hätte geschehen können, und dann hatten die ausgewiesenen Schriftsteller auch gar kein Schamgefühl, sondern machten gewöhnlich einen solchen Mordspektakel, daß bei solcher Gelegenheit noch andere Motten im Regierungsaktenschrank aufgestäubt wurden, die man gern in Ruhe gelassen haben würde. Die sächsische Regierung hatte für sich selbst indessen am wenigsten zu fürchten, denn entweder hielten es die meisten Schriftsteller, die nach Leipzig kamen, für nutzlos oder nicht der Mühe werth, sie anzugreifen, oder verfuhren nach dem Prinzip des Fuchses welcher in der Nähe seines Baues nicht raubt; aber desto mehr hatte die sächsische Regierung sich gegen die Anfinnen fremder Regierungen zu wehren, die jede, ihnen durch einen in Leipzig wohnenden Schriftsteller oder durch ein in Leipzig erschienenes Blatt oder Buch zugefügte oft imaginäre Beleidigung auf das nachdrücklichste bestraft wissen wollte. Spione von Wien, Berlin und anderen Orten waren fortwährend in Leipzig, um aufzuspüren, ob nicht irgend ein mißliebiges Werk unter der Presse sei und dessen Erscheinen zu verhindern.

Für einen großen Theil des Jahres gehörte Leipzig nicht den Leipzigern, sondern den Fremden, welche die drei Messen besuchten — von der Wollmesse gar nicht zu reden — und deren Zahl sich seit Erbauung der Eisenbahnen bis in das Ungeheuerliche vermehrte. Dann waren in der Nacht die Häuser bis unter das Dach mit Schlafenden gefüllt und ein jeder, der in der inneren Stadt eine Wohnung gemiethet hatte, mußte während der Messen einige Zimmer hergeben, wenn er es nicht vorzog, dem Wirth eine ganz fabelhafte Miethe zu bezahlen. Diese Fremden waren natürlich meistens Kaufleute aus aller Herren Ländern, welche die Leipziger Messe als ihre Jubelzeit betrachteten, in welcher sie von der Kontrolle ihrer Weiber und Nachbarn befreit und sehr geneigt waren, über die Stränge zu schlagen und sich von den mancherlei ihnen in den Weg gelegten Versuchungen verführen zu lassen. Losgelassene Philister sind aber selten angenehme Hausgenossen, da sie ihr Freudenwild laut jagen, oder zu Deutsch: einen Heidenlärm machen müssen, wenn sie vergnügt sein wollen. Ich war daher sehr froh, daß ich eine Wohnung vor dem Thore und nicht in der „Meßlage" hatte; wenn ich Lust darnach fühlte, „mich in die Welt zu wagen", brauchte ich nur eine Viertelstunde zu gehen und war mitten im Tempel des Jupiter Mammon. Da ich aber in die Mysterien des Brühl und der Tuchhalle nicht eingeweiht bin und mir die Mühe sparen will, aus irgend einem gewiß irgendwo existirenden Buch abzuschreiben, welches jedem Leser ebenso zugänglich ist, als mir, so verzichte ich auf die Wonne, gelehrt über einen Gegenstand zu reden, von dem ich nichts verstehe und steuere nach Auerbachs Keller, oder beobachte das Treiben im Hotel de Bavière und im Hotel de Pologne.

Digitized by Google

Bemerkungen über Hotels gehören nach meiner Meinung zu den allernützlichsten in einem Buche, da sie einerseits praktischen Nutzen haben und andererseits den Geist befriedigen, wenigstens Derer, die schon in dem Hotel gewesen sind.

Wer kennt nicht Wilhelm Redslob, den damaligen Wirth des Hotel de Bavière in Leipzig? — Einen besseren, gefälligeren Wirth gab es nicht und ihn zu sehen und sein Walten zu beobachten, war schon das Geld werth, welches man ihm bezahlte. Er war ein kleiner Mann mit einem runden Kopf, der einer Kehreule glich, der beständig einen Frack trug und ein freundliches Lächeln auf den Lippen hatte, wenn er nicht gerade leichtsinnigen Kellnern imponiren wollte. Welchem Meßfahrer jener Zeit ist das Dioskuren-Paar Großberger und Kühl im Hotel de Pologne nicht freundlich im Gedächtniß? Tausende speisten zur Meßzeit täglich in jedem dieser Gasthöfe und jeder fühlte sich befriedigt. Diese beiden Hotels waren die Brennpunkte des Leipziger Meßlebens.

Die Schaubuden breiteten sich damals auf dem Roßplatz aus und den ganzen Tag über hörte man von dort her das Bummen der großen Trommel und die charakteristische Stimme der Schaumänner. Es war ein tolles, lustiges Treiben während der Messe in Leipzig, wie man es nirgends anders in Deutschland sehen konnte. Zur gewöhnlichen Zeit war es in der Stadt freilich viel stiller, aber es war niemals todt und die Straßen Dresdens erscheinen dagegen, wie die eines Kirchhofes. Was Leipzig besonders ziert und angenehm macht, sind die Promenaden, welche die Stadt umgeben und sich in dieselbe hineinziehen; die Nähe des Rosenthals und ferner, obwohl auch noch immer naher Vergnügungsorte, wie Gohlis, die beiden Kuchengärten, Stötteritz, Connewitz, Schleusig, Lindenau und anderer.

Im Rosenthal, einer Parkanlage, in der aber auch nicht eine einzige Rose zu finden, war Herr Kintschy, der Besitzer des Schweizerhäuschens, König des Vergnügens. Seine Konzerte waren berühmt und viel besucht, obwohl wegen ihrer nassen Unterbrechungen berüchtigt. Kintschy mußte es offenbar auf irgend eine Weise mit Jupiter pluvius verdorben haben, denn er stand bei demselben in notorischer Ungnade. War Dürre im Land, so bedurfte es keiner Regenprozessionen, um diesem trockenen Zustande ein Ende zu machen. Kintschy brauchte nur ein Konzert anzukündigen und die Schleusen des Himmels öffneten sich. Es war daher nicht zu verwundern, daß er mit demselben in Feindschaft lebte und nicht in die Höhe sehen konnte, ohne ein ingrimmiges Gesicht zu schneiden. War der Himmel blau, dann ärgerte er sich, daß er kein Konzert gab, und gab er ein Konzert, so ärgerte er sich, daß der Himmel nicht blau war. Einst, erzählte man sich in Leipzig, hatte es Kintschy abermals gewagt, ein Konzert anzukündigen, denn der Barometer stand hoch und es war gar keine Aussicht auf Regen. Kintschy machte also große Vorbereitungen und Torten in Masse. Als er aber eine Stunde vor Anfang des Konzerts mit einer Schüssel voll frischgebackener Kuchen über den freien, mit Bänken besetzten Platz vor seinem Schweizerhäuschen ging, blieb er wie versteinert stehen, denn ein Tropfen fiel auf seine Nase. Entsetzt sah er auf und richtig, all' sein Beten hatte nichts geholfen, über ihm stand ein gemüthlicher Landregen. Verzweiflung faßte den unglücklichsten aller Schweizerbäcker und vorwurfsvoll und wüthend gen

Digitized by Google

Himmel sehend, schnellte er die Schüssel mit den Kuchen in die Luft und brüllte: „Da! — friß selbst!"

Ich war in Bezug auf Gesellschaften zu sehr verwöhnt worden, als daß ich mich in denjenigen, wie sie in Handelsstädten zu finden sind, hätte wohl fühlen sollen. In der wirklich vornehmen Gesellschaft bewegt man sich durchaus ungeniert und leicht, aber nach gewissen Regeln, die sich nicht erlernen lassen, sondern die gewissermaßen von innen heraus entstehen und so zur Natur geworden sein müssen, daß man sie ebenso, gleichsam unbewußt, befolgt, wie ein Virtuos die Noten vom Blatte spielt. Wer diesen Regeln nachzuahmen trachtet, wird vielleicht lernen, sich in solchen Kreisen ohne Anstoß zu benehmen, aber es wird lange dauern, ehe er sich darin wohl fühlt. Das ceremoniöse, stattliche Wesen, welches bei manchen feierlichen Gelegenheiten in solchen Gesellschaften angenommen wird, ist nur eine Ausnahme; aber gerade auf diese Ausnahme pikiren sich diejenigen Leute, welche der vornehmen Gesellschaft nachahmen wollen, und das macht sie so langweilig, unerquicklich und oft lächerlich. Am Rhein haben sich die Mittelklasse und selbst die Finanzaristokratie von dieser Narrheit so ziemlich emancipirt; die Leute wagen es dort, auf ihre Art heiter zu sein und jeder verständige Mensch, selbst aus der höchsten Gesellschaft, wird sich in solchen Kreisen wohl fühlen, wenn er auch hin und wieder auf eine Form stößt, die in seinen Zirkeln nicht gebräuchlich ist. In Städten und Ländern, wo man Gelegenheit hat, schnell reich zu werden, wozu nicht immer Verstand oder Bildung erforderlich, sind die Gesellschaften besonders unangenehm, lächerlich und unerquicklich; denn dort rücken, kraft ihres Reichthums, oft Leute in die höhere Klasse, die kaum Bildung genug haben, in einer Bedientenstube mit Anstand zu figuriren und deren Aufgeblasenheit und Gelddünkel sie besonders unangenehm für jeden Mann von Geschmack macht. Die Frauen solcher Leute sind vorzüglich unausstehlich und ich vermeide Gesellschaften auf das Sorgfältigste, wo Kurz Augsburg oder Mark Banko dominiren.

Der wohlhabende Mittelstand in Leipzig war frei von der Narrheit des Vornehmthuns und machte es nicht zum Gegenstand seines Ehrgeizes, sich durch langweilige, steife Gesellschaft zu ruiniren, um nur vornehm zu erscheinen, wie das in England durchweg Sitte ist. Diese Leute aus dem Mittelstand in Leipzig waren ein heiteres, gutmüthiges Volk, welches mit Weib und Kind die öffentlichen Gärten besuchte und abends, nach vollbrachter Arbeit, gern ein paar Stunden in der Kneipe zubrachte. Große, prachtvoll geschmückte Säle machten dort kein Glück; den meisten Zulauf hatten kleine, oft sehr schmutzige Lokale, wenn nur das Bier gut war und es an Schweinsknöchelchen, Wiener Würstchen mit Meerrettig, Sauerkraut mit Leberklößen, Käsekuchen und andern dergleichen Leipziger Delikatessen nicht fehlte. Zu jener Zeit war ein Bierlokal, bei Noak in der Hainstraße, besonders berühmt und wurde von allen neugierigen Reisenden und Literaturfreunden besucht; denn hier versammelten sich gewöhnlich zwischen elf und ein Uhr Vormittags die literarischen Tagesberühmtheiten, deren Namen in jedem Meßkatalog zu finden waren, ihr „Töpfchen" Bayerisch, Saliser, Lütschener oder Waldschlößchen zu trinken. Es war da nur ein mäßig großes, sehr schmutziges Zimmer, dessen obere Hälfte oft dermaßen mit Tabaksdampf

Digitized by Google

gefüllt war, daß man nicht durch die dichte Wolke hindurchsehen konnte, kurz, es herrschte dort die echte Leipziger Favorit-Atmosphäre und auftauchende Nebenbuhler hatten viel Mühe und Beharrlichkeit nöthig, ehe sie auf Stammgäste rechnen konnten.

Der Student machte sich nicht sehr bemerkbar in Leipzig, weder durch Extravaganz noch in Kleidung oder Benehmen; nur selten hörte man von Studentenstreichen. Eine Zeit lang grassirte der „Gänsemarsch". Begegneten drei oder vier Studenten irgend einer mißliebigen Person, so folgten sie derselben, einer hinter dem andern gehend, nach. Wer dieser Prozession begegnete, schloß sich an, so daß der Gefoppte manchmal ein sehr zahlreiches Gefolge hatte, über dessen Betragen er sich eigentlich nicht beschweren konnte, da niemand ihn mit Worten, oder sonst beleidigte. Die Polizei mischte sich aber doch endlich hinein und machte dem Unfug ein Ende.

Was die Stellung der Schriftsteller in Leipzig anbetrifft, so kann ich eben nicht sagen, daß sie im allgemeinen dort in großer Achtung standen, noch daß sie dieselbe verdienten. Leipzig war damals noch mehr als jetzt der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, wohin alle Buchhändler des Landes zur Messe ihre Abgeordneten zur Abrechnung schickten und wo jeder deutsche Verleger seinen Kommissionär unter den angesessenen Buchhändlern hatte, deren es über dreihundert in Leipzig gab. Diese Kommissionen warfen einen bestimmten Gewinn ab, ohne daß sie sehr viel Mühe oder irgend ein Risiko verursachen; aus diesem Grunde strebten die größten und solidesten Buchhändler darnach, recht viele Kommittenten zu haben und manche hatten die Kommission von hundert Buchhandlungen und mehr. Ein Leipziger Verleger war sein eigener Kommissionär und daher gab es sehr viele in dieser Stadt, was Schriftsteller aus ganz Deutschland anlockte.

Wer sich einbildet, originelle Gedanken oder eine fruchtbare Phantasie zu haben und es versteht, die Produktionen seines Geistes in verständlicher Weise schriftlich darzustellen, der hält sich natürlich für einen Schriftsteller, und es ist begreiflich, daß es deren in unendlicher Anzahl giebt. Was mich zunächst veranlaßte, Schriftsteller zu werden, veranlaßt auch andere zu dem Schritt, viele fühlen sich berufen, aber nur wenige sind auserwählt! Manches große Talent geht zu Grunde, weil ihm das nützliche Talent abgeht, seine Fähigkeiten geltend zu machen, während mittelmäßigere, aber praktische Schriftsteller weit bessere Chancen auf Erfolg haben. Es gehört schon Talent dazu, das Talent zu erkennen, und oft hängt es von einem bloßen Zufall ab, ob die Blüte eines Dichters sich entfaltet, oder schon in der Knospe durch Verkennung geknickt wird. Anastasius Grün schickte seine ersten Gedichte — Schnitt, oder die Spaziergänge eines Wiener Poeten — an Campe nach Hamburg. Nun sind allerdings unter tausend Gedichten, die gemacht werden, selten zwei, die etwas taugen, und es ist erklärlich und begreiflich, wenn „praktische" Buchhändler ein Vorurtheil dagegen haben. Campe blätterte in dem Manuskript, zuckte die Achseln und legte es bei Seite; allein nach einiger Zeit daran gemahnt, bat er einen literarischen Freund, doch einmal zu sehen, was an dem Zeug sei. Es war spät Abends, der Doktor las die Gedichte sogleich, und als er fertig war, lief er in die Schauenburger Straße; es war zwei Uhr nachts, ganz Hamburg schnarchte

Digitized by Google

und Campe ebenfalls; sein Haus war natürlich verschlossen, aber der Doktor hatte eine wichtige Mittheilung zu machen und brüllte aus Leibeskräften vor dem Hause: „Campe! Campe!“ — Der Alte meinte anfangs, es sei sein Gewissen, welches schreie; da er jedoch nicht abergläubisch war, so schüttelte er diese höchst unwahrscheinliche Idee unwillig ab und ermunterte sich. „Campe! Campe!“ brüllte es von der Straße herauf. Mit der baumwollenen weißen Nachtmütze auf dem Kopf eilte der Gerufene bestürzt ans Fenster: „Was ist los? Brennt's?“ — „Campe, Campe!“ — „Nun in Kuckucks Namen, was ist denn los?“ — „Gott, Gott, Campe, was bist Du für ein Esel!“ — „Was!?“ — „Nein, solch ein Rindvieh, solch ein Büffel!“ — „Aber warum denn?“ — „Warum! Das alte Kamel fragt noch! Nun weil Du die Gedichte nicht schon vor einem halben Jahr gedruckt hast.“

Als ich nach Leipzig kam, war, wie gesagt, die Elite der belletristischen Schriftsteller bei Noak zu finden; allein es machte sich bald das Bedürfniß eines anderen Vereinigungspunktes fühlbar. Vierzehn von uns traten zusammen und stifteten den Literaten-Verein, der alle Schriftsteller Deutschlands verbinden sollte. Der Zweck dieses Vereins war ein sehr löblicher. Er sollte erstlich dazu dienen, die Schriftsteller mit einander bekannt zu machen und außerdem sollten in ihm die Rechte und Verhältnisse der Schriftsteller dem Publikum, den Verlegern und der Regierung gegenüber berathen und allerlei Streitigkeiten entschieden werden; ferner sollten durch ihn die Mittel gefunden werden, nothleidende Schriftsteller zu unterstützen. Die Idee fand Anklang bei den Schriftstellern aller Fächer, allein wenig Beifall bei der Regierung, die den Verein so vieler gescheiter Leute mit großer Besorgniß bewachte. Der Verein versammelte sich wöchentlich ein Mal; es wurde ein Präsident gewählt und die Verhandlungen fanden in parlamentarischer Weise, obwohl ohne viel Förmlichkeiten, statt. Manche wichtige Fragen wurden abgehandelt und manche Petitionen an die Regierung geschickt und es ist nicht zu leugnen, daß der Verein im ganzen eine segensreiche Wirkung auf die Fortentwickelung der Preßverhältnisse ausübte. Freilich entstanden bald Spaltungen und es kam oft zu stürmischen Debatten, die manchmal bittere Feindschaften veranlaßten. Die Publicisten und Belletristen, wie überhaupt die Verfechter der Fortschrittspartei bekamen im Verein die Oberhand; es wurden oft Ideen ausgesprochen, welche die von der Regierung abhängigen Mitglieder erschreckten und veranlaßten, den Besuch des Vereins aufzugeben, wenn sie auch nicht gerade aus demselben austraten.

Obwohl ich mit allen Mitgliedern des Vereins bekannt war, so stand ich doch nur mit einer verhältnißmäßig kleinen Zahl in näherem Verkehr, mit welchen mich entweder Neigung, oder zufällige Umstände mehr zusammen brachten. Mein nächster Nachbar unter ihnen war Friedrich Gerstäcker, der etwa hundertfünfzig Schritt von mir in Schimmels Gut wohnte, zu welchem die Insel Buen Retiro gehörte. Er hatte in einem Parterrezimmer seine Hängematte aufgehängt und ebenfalls sein ledernes amerikanisches Jagdhemd nebst ebensolchen Hosen, Moccassins und Bärenmesser. Er hatte damals noch nichts geschrieben, als zwei kleine Bändchen, die bei Arnold in Dresden erschienen waren, und fühlte sich natürlich geschmeichelt, als ich das Publikum mit ihm durch

Digitized by Google

sein Porträt bekannt machte, welches einem meiner Jagdtaschenbücher als Titelstahlstich dient. Es stellt Gerstäcker in ganzer Figur in seinem Jagdanzug vor, neben ihm liegt ein erlegter Hirsch. Der Stich war von einem Oelgemälde kopirt, welches ein Sohn des berühmten Komponisten Weber gemalt hat. Gerstäcker war, wie er in seinen Schriften erscheint, und da sein Porträt oft genug herausgegeben ist, so brauche ich ihn nicht zu beschreiben und kann mich damit begnügen zu sagen, daß wir bald Freunde wurden und häufig beisammen waren. Er war meiner Frau und mir ein stets willkommener Gast; denn abgesehen davon, daß er ein durchaus tüchtiger, braver Mensch war, hatte er auch viel Humor und war voller Geschichten und Anekdoten aus seinem Wanderleben in den Urwäldern Amerikas, was ihn zu einem sehr unterhaltenden Gesellschafter machte. Dabei war er gradaus und ohne Komplimente, aber nichts weniger als lärmend oder täppisch, sondern angenehm in seinem Benehmen. Wir gingen oft zusammen auf die Jagd, oder trafen uns auf der Insel, wo er seine Geschicklichkeit im Rudern zeigte. Sein einziger Fehler war, daß er weder rauchte noch Wein trank.

Ebenfalls in meiner Nähe wohnte Heinrich Laube. Als ein Mitglied des jungen Deutschlands, wozu Heine, Gutzkow, Laube, G. Kühne und Wienbarg gezählt wurden, war er mir schon früher, namentlich durch seine Reisenovellen bekannt und ich natürlich begierig, ihn persönlich kennen zu lernen. Er hatte eine junge Wittwe geheiratet, die ihm außer einem kleinen Sohn (nun Reichstagsmitglied Professor Hänel) auch ein hübsches Vermögen mitbrachte. Die Verbindung war in jeder Beziehung eine glückliche. Laube war mittlerer Größe, war hübsch gewachsen und sein Gesicht erschien mir sehr angenehm, obwohl er oft als häßlich ausgeschrieen und karikirt wurde. Es ist wahr, seine Nase hätte etwas größer sein können, aber er hatte eine schöne Stirn, sehr angenehmen Mund und treuherzige, kluge, blaue Augen. Sein dunkles Haar trug er kurz geschnitten und ließ den Bart ganz wachsen, was ihm in Verbindung mit seiner etwas gelblichen Farbe einen kräftigen, männlichen Ausdruck gab. Manchem mißfiel sein kurzes, bestimmtes Wesen, mir gefiel es. Wir vertrugen uns sehr wohl und ich erinnere mich nicht eines einzigen Disputes mit ihm, obwohl wir fortwährend uns gegenseitig besuchten und ich während der Jagdzeit fast alle Wochen ein- oder zweimal den Tag mit ihm auf der Jagd zubrachte. — Er fühlte sich in den gewöhnlichen bürgerlichen Gesellschaftskreisen nicht befriedigt und wurde allmählich von der aristokratischen Atmosphäre berückt, in welche er durch die Bekanntschaft mit dem Fürsten Pückler — dem berühmten Verstorbenen — gerieth. Diese Bekanntschaft hatte einen sehr entscheidenden Einfluß auf Laube und ich merkte es wohl, wie sich, je länger dieselbe dauerte, seine Ansichten immer mehr und mehr auf die Seite des alten Deutschlands neigten. Robert Blum war ihm geradezu ein Gräuel; er betrachtete ihn als die Personifikation des widerwärtigsten Jakobinismus.

Iduna Laube war die Tochter des Appellationsrathes Buddeus und früher an einen Doktor Hänel verheiratet, der infolge eines Steinwurfes, den er bei einem Tumult erhielt, das Leben verlor. Ihr Gesicht war nicht regelmäßig schön, aber höchst angenehm und beim Lächeln mit Grübchen auf den Wangen geziert. Sie war graciös und comme il

Digitized by Google

laut in allen ihren Bewegungen, immer heiter und freundlich und hatte für jeden ein verbindliches Wort. Dabei war sie verständig und gebildet, nahm Theil an den Unterhaltungen der Männer und wußte sich sehr angenehm auszudrücken. Ihr Betragen war einfach und natürlich, mit einem kleinen Anflug von Koketterie, der ihr allerliebst stand, und den ihr selbst die Frauen verziehen, welche sie nicht weniger bewunderten als wir Männer. Mit diesen Vorzügen verband sie noch die, eine gute Mutter, — sie hatte damals einen Sohn von Laube — verständige Hausfrau und sehr liebenswürdige Wirthin zu sein. Auch war sie — bald hätt' ich's vergessen! eine ganz gute Jägerin und wenn sie gelegentlich mit uns auf die Jagd ging, schoß sie ihren Hasen eben so gut wie ihr Mann.

Laubes gaben oftmals Gesellschaften, die sehr angenehm, und wo stets durchreisende Schriftsteller oder Künstler zu finden waren. Als er Dramatiker wurde, lud er nach Vollendung jedes Stücks eine auserlesene Gesellschaft ein, der er dasselbe aus dem Manuskript vorlas. Ich hörte von ihm: Der Hauptmann von der Nachtwache, Monaldeschi, die Bernsteinhexe — die bei uns keinen Beifall fand. — Roccocco, Struensee und die Karlsschüler.

Unter den nicht literarischen Besuchern Laubes war ein alter Freund, den er unter dem Namen „der Starost" in seinen Reisenovellen aufgeführt und verewigt hat. Der Starost (seine Name war Arenfeld) war vor dreißig Jahren mit langem Kaftan, langen Judenlocken und dem Sack über der Schulter von Brody nach Leipzig gekommen und seitdem in dieser Stadt geblieben. Hier erwarb er sich durch Fleiß und Betriebsamkeit ein hübsches Vermögen, das jährlich zunahm, und da er hauptsächlich nur während der Messen zu thun hatte, so ließ ihm sein Geschäft Zeit, an seine wissenschaftliche Ausbildung zu denken, wozu er den Trieb in sich fühlte. Er ließ sich als Student immatrikuliren, besuchte die Vorlesungen, studirte zu Hause, las unendlich viel, lernte Französisch u. s. w. und erwarb auf diese Weise, wenn auch keine große Gelehrsamkeit, so doch Bildung genug, um an den Erzeugnissen der Literatur Freude und Genuß zu finden. Dabei hatte er die Neigung, den eleganten Lebemann zu spielen, und der Starost, der ein hartnäckiger Junggesell blieb, war seiner Zeit ein Don Juan. Als ich ihn kennen lernte, war an seiner Galanterie mehr Geschrei als Wolle; sein Scheitel fing an kahl, und sein Bauch dick zu werden; aber er spielte noch immer gern den Galanten, und die Damen konnten mit ihm machen, was sie wollten, ohne daß er verdrossen wurde. Lernte man ihn näher kennen, so fand man in ihm einen sehr braven Mann, der das Herz auf der rechten Stelle hatte. Er war sehr erkenntlich für kleine Freundlichkeiten und galt es, einem Freund einen ernstlichen Dienst zu leisten, so half er nicht nur mit Rath, sondern auch mit der That. Er war in Leipzig eine bekannte Stadtfigur und außer der Messe in der Gesellschaft der Literaten, während der Messe aber auf dem Brühl zu finden.

Ein entsetzlicher Schrecken fuhr dem Staroften in die Beine und machte ihn um zehn Jahre älter. Er hatte nämlich sein Geld zum Theil in einer Druckerei angelegt, in welcher eine, der österreichischen Regierung mißliebige, Schrift gedruckt wurde. Obwohl der Staroft daran so unschuldig war, wie ein neugeborenes Kind, so fand sich doch die öster-

Digitized by Google

reichische Regierung veranlaßt, sich an ihn zu halten, da sie dem Leipziger Buchhändler und Drucker nicht zu Leibe konnte. Der Starost erhielt also eines Tages die Mittheilung von Seiten der österreichischen Regierung, daß seine Anwesenheit in seiner Heimatsstadt Brody dringend gewünscht werde, daß die k. k. österr. Regierung einen so ausgezeichneten Unterthan nicht länger entbehren wolle. Der Starost sah sich schon auf dem Spielberg und beunruhigte sich wirklich so sehr, daß er ganz elend wurde. Endlich nach vieler Angst und Mühe nahm Dessau ihn unter seinen Schutz, und er zog von Leipzig weg, wohin er nur während der Messen zurückkehrte.

Laubes Famulus — böse Zungen nannten ihn seinen Kalinsky — war Dr. Robert Heller, der Redakteur der „Rosen", einer wenig verbreiteten belletristischen Zeitschrift. Er war damals ein großer, hübscher, blonder Mann mit einer Hinneigung zum Fettwerden und das Novellenschreiben wurde ihm herzlich sauer. Er zog eine gut besetzte Tafel bei weitem seinem Schreibtische vor, und ich mochte ihn auch lieber an ersterer; nicht nur deshalb, weil es eine Freude war, ihn genießen zu sehen, sondern auch, weil er ein vorzüglicherer Tischgesellschafter, als Schriftsteller war. Sein Erzähltalent war unübertrefflich und selbst wenn er eine alte Geschichte wiederholte, hörte ich sie immer gern. Er erreichte diese Wirkung nicht durch Buffonerie, sondern mehr durch eine ruhige Drolligkeit, die er indessen niemals auf dem Papier festhalten konnte. Die Leute in Leipzig mochten ihn nicht besonders und sprachen geringschätzig von ihm, obwohl ich eigentlich keinen Grund dafür sah; ich vertrug mich stets sehr gut mit ihm, und wir waren, was man so in der Gesellschaft gemeinhin gute Freunde nennt.

Dr. Robert Heller gefiel es, sich für einen der Hauptrepräsentanten der deutschen Literatur in Leipzig zu halten und hielt sich daher gewissermaßen verpflichtet, durchreisenden Schriftstellern und Künstlern die Honneurs zu machen. So sah ich bei ihm den Verfasser der Griseldis, Halm, der einige Tage in Leipzig war. Er war ein angenehmer Mann, so viel ich mich erinnere; allein seine äußere Erscheinung verkündete wenig von seinem poetischen Talent.

Bei Dr. Robert Heller lernte ich auch Dr. Kuranda kennen, den damaligen Redakteur der „Grenzboten", einen gescheiten, liebenswürdigen Mann, der mich in seinem Aeußeren an einen Abbé der alten Zeit erinnerte. Er war klein und zierlich gebaut — kleidete sich mit großer Sorgfalt, trug ein Jabot und ging außerordentlich gerade. Sein geistreiches Gesicht hatte einen französischen Typus und Eduard Maria Oettinger nannte ihn stets den Rabbi Kuranda. Auf mich machte er einen sehr vortheilhaften Eindruck. Ich hörte ihn einmal zur Klavierbegleitung ein humoristisches Lied singen, in welchem folgende Verse vorkamen:

Der eine Knödl sied't schon,
Der and're hebt erst an,
D'rauf schaut ein Knödel den andern an,
Wie er gar e so sieden kann!

welches ich die österreichische Nationalhymne nannte. Während der Revolution habe ich oft an Kuranda und diesen Vers gedacht, wenn Philisterknödel über den in uns siedenden Enthusiasmus verwundert waren.

Digitized by Google

Ebenfalls bei Dr. Robert Heller lernte ich Saphir kennen, der sogar bei ihm ein Zimmer hatte. Ich möchte nur wissen, weshalb Humoristen oft solch unangenehme und zänkische Menschen sind. Saphir war ganz unausstehlich, sowohl in seinem Aeußeren als in seinem Benehmen. Er war ziemlich groß, hatte ein schauderhaftes Plattnasengesicht und dabei rothe Haare, so daß ich mich nie erwehren konnte, bei seinem Anblick an Zodick, den Blutzapfer, in Spindlers „Juden" zu denken. Er schien auf dies Gesicht indessen besonders eitel und verschönerte es durch eine lockige Perücke, wovon er stets mehrere Exemplare auf der Reise bei sich hatte. Er war mit allem unzufrieden, brummte und zankte beständig und es gehörte wirklich eine große Selbstüberwindung dazu, ihm nicht eine Tracht Prügel zu geben, wie er sie übrigens oft genug in seinem Leben genossen hat. Er prahlte gern mit seinen vornehmen Bekanntschaften in Wien und erzählte, wie im Vorbeigehen, kleine Geschichten, nur um zu zeigen, auf welchem vertraulichen Fuß er mit einigen der größten Edelleute stehe. Einst führte er eine Unterredung mit Graf Sándor an, die derselbe in folgender Weise begann: „Sag' einmal, Saphir, hast Du nicht gehört" u. s. w. — — „Wie", rief ich mit angenommenem Erstaunen, „Sie dulden, daß der Graf Sie wie einen Bedienten mit Du anredet?" Er sah mich groß an, aber hielt es für gut, nichts auf den Stich zu erwiedern.

Er kam nach Leipzig, um dort einige seiner „Akademien" zu halten und wir versprachen ihm unsere Hilfe, wenn er den Ertrag von einer derselben für unseren Unterstützungsfond bestimmen wolle, wozu er sich auch bereit erklärte. Ich gab mir sehr große Mühe in dieser Angelegenheit, fand aber ganz ungewöhnliche Unlust unter den Künstlern, Saphir in irgend einer Weise gefällig zu sein. Als ich eine sehr liebenswürdige Sängerin, Fräulein Krüger — sie trat von der Bühne und heiratete einen sächsischen Edelmann — besuchte und um ihre Mitwirkung bat, die mir freundlich zugesagt wurde, kam ihre Mutter schnell in das Zimmer und rief: „Aber bitte, Herr von Corvin, sagen Sie Herrn Saphir ganz ausdrücklich, daß meine Tochter es nur Ihnen zu Gefallen thut und durchaus nicht ihm, denn er hat von uns sehr viele Freundlichkeit empfangen und sich auf die abscheulichste, undankbarste Weise benommen." — Die zu seinen Gunsten veranstaltete „Akademie" entsprach seinen Erwartungen nicht und da er die Menge der Anwesenden überschätzt hatte, so schrie er giftig: „Ich bin bestohlen, schändlich bestohlen!"

„Ganz anders benahm sich bei einer ähnlichen Gelegenheit Charlotte von Hagn, welche Gastrollen in Leipzig gab und auch zum Besten unseres Unterstützungsfonds in einem Saale des Gewandhauses auftrat. Bei dem Souper im Hotel de Pologne, welches wir ihr nach der Vorstellung gaben, machte ich ihre Bekanntschaft und unsere verschiedenen dabei anwesenden Ehehälften fingen an, ernsthaft zu werden, als sie sahen, welche Bewunderung wir ihr zollten. Es mußte ihr aber jemand vom Literatenverein in Leipzig die Honneurs machen und ich übernahm die Verpflichtung sehr gern. Sie brachte einige Abende bei uns zu, deren ich mich noch mit vielem Vergnügen erinnere.

Fräulein von Hagn konnte damals nicht mehr jung sein, allein sie war noch immer schön und eine wirklich reizende Erscheinung, als sie bei dem Konzert im Gewandhause im vollen Schmuck, funkelnd von

Digitized by Google

Brillanten wie eine Königin und mit einem Jelängerjelieberkranz im Haar, auftrat. — Liebenswürdig war sie stets, aber jeden Tag spielte sie eine andere Rolle. Wir gefielen einander gut und wenn sie mir ihre Hand reichte und „Guten Tag, mein Freund" sagte, so hätte man fast glauben sollen, sie meine es wirklich. Sie erzählte manche Anekdote aus ihrem Künstlerleben, von denen sie freilich die interessantesten verschwieg. Ich wünschte wohl, sie hätte ihre Memoiren geschrieben, denn ich zweifle keinen Augenblick, daß ihre Erinnerungen reicher und jedenfalls pikanter als die meinigen sein würden, denn sie war mit allen Potentaten und hohen Personen Europas oft in sehr vertraute Berührung gekommen. — An Petersburg schien sie mit besonderem Vergnügen zu denken und ich vermuthe, daß ein Theil ihrer Brillanten von dort herstammt. Ein russischer Fürst, der Diamantgruben im Ural besaß, gab sich viel Mühe, ihr in mittelmäßigem Französisch Artigkeiten zu sagen: Lachend unterbrach sie seine nicht besonders fließenden Erklärungen, indem sie rief: „Durchlaucht, ich werde Sie weit besser verstehen, wenn sie mir das, was Sie sagen wollen, in Diamanten ausdrücken", und in der That übersandte ihr der galante Fürst am andern Tage einen Brillantschmuck. — Sogar der eiserne Zar scheint ihr gehuldigt zu haben; wenigstens trat er einmal in ihr Ankleidezimmer, als sie noch im allerersten Stadium ihrer Toilette und genöthigt war, sich unter dem Tisch zu verbergen. Er scheint aber geblieben und den nächsten Abend wiedergekommen zu sein, denn er erzählte ihr lachend, daß man ihm seinen Mantel gestohlen, den er vor der Thür abgeworfen hätte.

Wenn Fräulein von Hagn ihre Rollen lernte, pflegte sie auf Stühlen und Tischen umherzuklettern; ja manchmal saß sie, ehe sie sich dessen versah, auf irgend einem Schrank; so erzählte sie wenigstens. — Sie war, wie bekannt, im Lustspiel unübertrefflich und ich bewunderte sie, wie keine andere Schauspielerin; aber sie selbst war weit stolzer auf ihre Leistungen im Trauerspiel und konnte ganz böse werden, wenn ich ihr rieth, sie solle nur im Lustspiel auftreten; darin stehe sie einzig da.

Sie war sogar in der „Stumme" als „Fenella" aufgetreten, und als ich sie deshalb tadelte, rief sie ungeduldig: „Nun, Sie sollen mich als Gretchen im Faust sehen."

Es war ein schöner Sommertag und das Theater bereits gefüllt, als ich sie aus dem Hotel de Pologne abholte. Als wir auf die Promenade kamen, sagte sie: „Ich möchte heute lieber über den Stock springen, als gaukeln. Wissen Sie was, wir wollen spazieren gehen." — „Aber es ist keine Zeit mehr", antwortete ich, „das Stück hat schon angefangen." — „Das ist's eben, was mich reizt! Wie köstlich, sie da alle sitzen zu sehen, und — kein Gretchen! — Das Erstaunen im Haus und die Konfusion auf der Bühne, während wir hier in aller Seelenruhe den schönen Abend genießen. — Manchmal kann ich dieser Neigung kaum widerstehen, und als ich einst in München auftreten sollte und das Stück angegangen war, hatte ich mich in einer Tonne versteckt und es dauerte lange, bis sie mich fanden. — Kommen Sie, wir gehen spazieren." — Da man bei einer solchen kapriciösen und verwöhnten Künstlerin nicht sicher sein konnte, ob sie nicht wirklich einen solchen dummen Streich beabsichtige und ernstlicher Widerspruch sie nur bestärkt haben würde, so rief ich: „Aber um des Himmels Willen bedenken Sie doch

Digitized by Google

meinen Ruf!" — Sie sah mich mit einem unbeschreiblich komischen Blick an und sagte: „Das ist auch wahr! Kommen Sie, ich fühle mich jetzt ganz deutsche Jungfer." —

Das Haus war sehr voll. Fräulein von Hagn spielte ganz vortrefflich; aber ihr Spiel ergriff mich nicht; man — wenigstens ich — merkte die Kunst, während ihre Lustspielrollen stets den Eindruck der Natürlichkeit machten. Sie wurde mit Beifall überschüttet, aber ich zog unsere Unzelmann als „Gretchen" vor, vielleicht weil ich bei dieser nicht hin und wieder den jungen Voltaire sagen hörte: „Ich glaube, das kommt vom Champagner", sondern mehr gewohnt war, sie in tragischen Rollen zu sehen. Am Hotel hob ich Fräulein von Hagn aus dem Wagen und führte sie die Treppe hinauf. Sie that, als sei sie bis zum Sterben erschöpft. Endlich nahe ihrer Thür fragte sie leise: „Nun, wie habe ich Ihnen gefallen?" — „Ganz vortrefflich", rief ich, „aber ich habe doch recht." — Wüthend riß sie sich von meinem Arm los, rannte in ihr Zimmer, schlug heftig die Thür zu, drehte den Schlüssel um und war für den Abend nicht mehr sichtbar.

Als ich einige Jahre später nach Berlin kam, besuchte ich sie. Sie wohnte Unter den Linden, und wenn man sich dem Eingang zu ihren Zimmern näherte, stutzte man und glaubte, sich zu irgend einem Militär verirrt zu haben, denn die dort angebrachte Draperie war an zwei mittelalterlichen Hellebarden befestigt. Im Zimmer fehlte es gleichfalls nicht an Waffen. Man erzählte, sie lasse sich von jedem ihrer Liebhaber einen — Dolch schenken; aber jedenfalls hatte sie mehr Liebhaber gehabt, als in ihrem Zimmer Dolche ausgestellt und in Form einer Sonne an der Wand angebracht waren. Es war ein langer Dolch unter ihnen, den der Herzog von Alba getragen haben sollte und ein kleiner mit goldenen Griff und Scheide, reich mit Edelsteinen besetzt, der zwanzigtausend Francs — aber nicht Fräulein von Hagn — gekostet hatte.

Als ich ins Zimmer trat und sie mir die Hand reichte, rief sie: „Wir sind alt geworden, mein Freund!" — „Ich nicht", antwortete ich und sie lachte. Ich fand bei ihr den Schauspieler Herrn Hendrichs und Herrn von Owen, ihren späteren Gatten.

Ich nannte vorhin Eduard Maria Oettinger, der damals in Leipzig den „Charivari" herausgab, ein Blatt, welches mehr seines Namens, als seines Inhaltes wegen gehalten wurde. Oettinger hielt sich für den ersten Humoristen der Welt; allein ich konnte an seinem Humor keinen Gefallen finden, denn derselbe quoll nicht aus dem Innern, sondern war künstlich erzeugt; ich merkte beim Lesen von Oettingers Sachen stets, daß ich zum Lachen gekitzelt werden sollte und so wurde der Zweck verfehlt. Er lachte über seine Einfälle selbst am meisten und hatte den größten Genuß daran; seine Frau glaubte an ihn, wie an einen Gott; er hatte, sich selbst ausgenommen, keinen größeren Bewunderer.

Für einen Einfall, den er für witzig hielt, riskirte Oettinger seine Seele und was mehr sagen wollte, eine Tracht Schläge. Er griff jedermann an und war mitunter sehr bohaft in seinen Witzen; obwohl Bosheit nicht eigentlich in seinem Charakter lag. Gegen wen er einmal eine Antipathie hatte, an dem hing er wie eine Klette. Laube pflegte zu sagen: „Dieser Mensch lebt von mir", und Heller ließ er niemals los. Mir kam er immer vor, wie ein naseweiser Pinscher, der des Morgens

Digitized by Google

auf die Straße gelassen wird. Alles bellt er an ohne Grund; jeden Hund fragt er nach dem Paß; in alle Winkel steckt er seine Nase und alle Eckſteine ätzt er an. Oettinger hatte denn auch Feinde in Menge, wie das bei einem Witzmacher von Profession nicht anders möglich war. Trotz alledem war er ein sehr gutmüthiger, herzlicher Mensch, zärtlicher Gatte und Vater und exemplarisch fleißig. Er hatte in seinem Leben eine ungeheure Menge zusammengeschrieben und ganze Bibliotheken durchgelesen, um Stoffe für seine Arbeiten aufzustöbern; aus wenig bekannten Büchern stahl er mit der edelsten Dreistigkeit, was ihm irgend paßte. Hätte Oettinger bei diesem ungeheueren Fleiß und dem Forschertalent, welches er besaß, sich nicht darauf verbissen, ein humoristischer Schriftsteller sein zu wollen, sondern sich ernstlich auf eine Wissenschaft geworfen, wie Archäologie, Numismatik, Bibliographie u. s. w., er würde nicht nur einen bedeutenderen Namen, sondern auch eine einträgliche Stellung gewonnen haben. Was er in der Bibliographie, neben seiner Tänzerei auf dem Wortseil, geleistet, rechtfertigt diese Meinung vollkommen; eines seiner bibliographischen Werke ist überall zu finden und wird von den Bibliothekaren hoch geschätzt. — Ich vertrug mich immer gut mit Oettinger, und wenn er auch nicht in mein Haus kam — wo er stets Feinde gefunden haben würde — so standen wir doch all die Jahre hindurch auf freundschaftlichem Fuß. Wenn ich ihn auch nicht so sehr bewunderte, wie er es selbst that, so schätzte ich ihn doch keineswegs gering, weder als Schriftsteller noch als Mensch.

Oettinger hatte das Aeußere eines Humoristen; er war klein und schwächlich, hatte ein gelbliches, etwas orientalisches Gesicht, ein wenig vorstehende Zähne und trug sein schwarzes Haar geschoren wie eine Schuhbürste, oder à la galérien.

Oettinger versuchte sich auch als Lustspieldichter; aber sein Stück wurde mit Jubel ausgepfiffen, was auch Robert Heller begegnete, der indessen klug genug war, auf seinem Hausschlüssel pfeifend, selbst den Ton anzugeben. Oettingers vollkommenes, starkes Bewußtsein von seiner eigenen Vortrefflichkeit und der Dummheit des Publikums stumpfte indessen den Stachel dieser Demüthigungen ab.

Ein Liebling Aller in Leipzig war E. Herloßsohn, dessen hübsche Romane noch nicht vergessen sind. Er war ein Böhme, hatte sich aber schon seit vielen Jahren in Leipzig angesiedelt, wo er die Zeitschrift „der Komet“ redigirte. Er war klein, untersetzt und, wie mir es schien, ein wenig verwachsen; wenigstens war es mit einer seiner Hüften nicht ganz richtig. Er war blond, ohne besondere Ursache eitel auf sein Haar und hatte ein gutmüthiges, leicht von Pockennarben gezeichnetes Gesicht. „Sein Leben war ein stilles Wandern von einer Kneipe zu der andern.“ Bier konnte er nicht vertragen; aber wo Bacchus regierte, sah man auch Herloßsohns, von einem Wehmuthsschatten überflogenes Gesicht über einem vollen Glase Bordeaux hängen; denn anderen Wein trank er nicht. Je mehr er trank, desto wehmüthiger wurde er und desto krampfhafter fühlte seine Hand nach einer befreundeten Nachbarshand, die er in schnellen, kurzen Absätzen leicht zu drücken pflegte. Er sprach meist leise und mit einer etwas belegten Stimme, lachte nie laut, sondern war stillvergnügt und all sein Reden durchwehte ein ruhiger Humor. Er mußte schon ziemlich alt sein; allein er machte nicht diesen Eindruck. Er

Digitized by Google

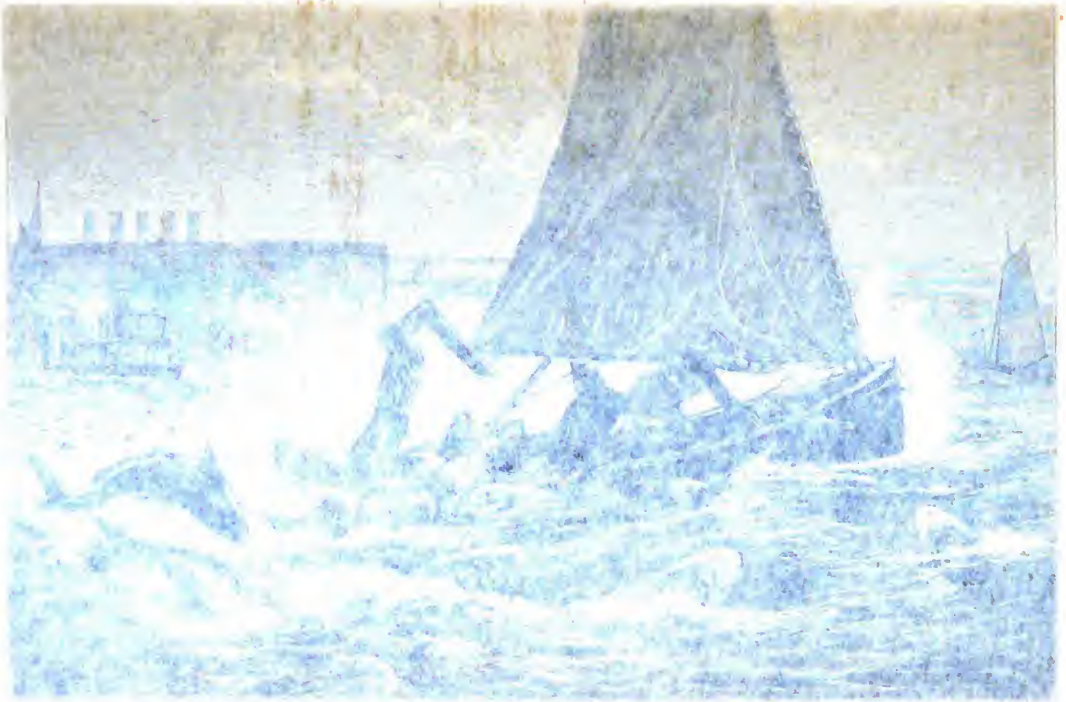
war unverheiratet und so lange ich ihn kannte, hatte er keine andere Geliebte, als die langhalsige Bordeleserin, die er aber bis zum delirium tremens liebte, wovon er jedoch auf der Kaltwasserheilanstalt genas. Da er äußerst gutherzig war und keinen Menschen kränkte, so hatte er denn nur einen Feind und der war er selbst. Daß man ihn im Hospital sterben ließ, ist eine Schande; aber seine Freunde in Leipzig entschuldigten sich damit, daß sie erst nach seinem Tode von seiner Krankheit gehört hätten.

Ein anderer Humorist, der gelegentlich nach Leipzig kam, war A. Glaßbrenner, der Vater des Eckensteher Nante und vieler Berliner Charaktere. Er war ein nicht großer, blonder, noch ziemlich junger Mann von angenehmen Aeußeren. Er hatte eine Schauspielerin Peroni geheiratet, die als Madame Peroni-Glaßbrenner in Schwerin engagirt war und welche hin und wieder Gastrollen in Leipzig gab. Ich hatte nie gewußt, daß Glaßbrenner auch Dichter sei und war daher sehr überrascht, als er bei mir seinen Reinecke Fuchs einer kleinen Gesellschaft aus dem Manuscript vorlas. Ich war so entzückt von den poetischen Schönheiten und der scharfen Satyre dieses Gedichtes, daß ich mich lebhaft dafür interessirte, dasselbe bei einem Verleger und zu einem guten Preise anzubringen. Er entsetzte sich zuerst, als ich ihm rieth, es nicht unter tausend Thaler Gold herzugeben; aber folgte meinem Rath und erhielt dieselben von Herrn Lork. Das war damals ein sehr bedeutendes Honorar, besonders da man Verbot und Konfiskation des Reinecke Fuchs erwarten konnte, die denn auch nicht auf sich warten ließen. Im allgemeinen war Glaßbrenner in Gesellschaft amüsant und angenehm; wenn ihm aber etwas nicht recht war, dann wurde er so unausstehlich, daß es einem in den Fingern juckte. Er, seine Frau, meine Frau und ich reisten einst zusammen im Eilwagen nach Frankfurt. Wir hatten uns von der Gesellschaft des witzigen Schriftstellers viel Vergnügen versprochen; aber niemals sind wir mehr angeführt worden. Es war entsetzlich warm und Glaßbrenner, obwohl er den Rock ausgezogen, das Halstuch abgebunden und die Hemdknöpfe an Hals und Armen aufgeknöpft und die Füße zur offenen Thür hinaus gehängt hatte, wollte zerfließen und gnutterte und nergelte während der ganzen Reise; ja als sich für eine kurze Strecke ein ziemlich dicker commis voyageur als fünfte Person zwischen uns schob, wurde Glaßbrenner so unartig, daß es zwischen den schwitzenden Parteien beinahe zu Thätlichkeiten gekommen wäre und wir alle durchaus verstimmt wurden.

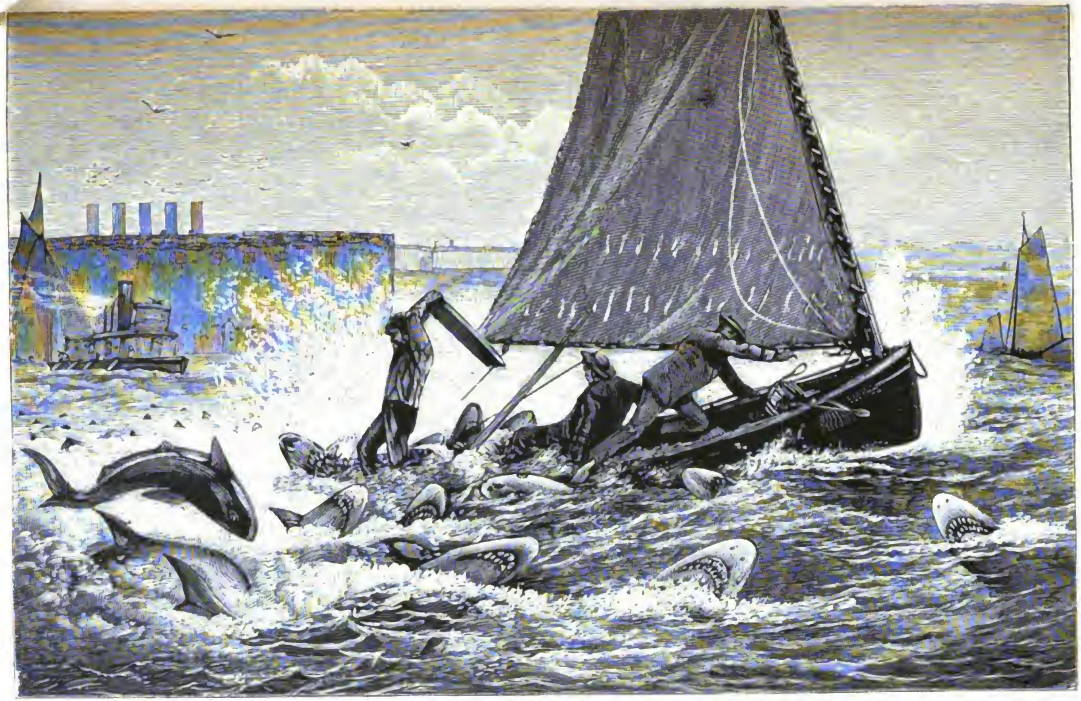
Unter den Zugvögeln, die hin und wieder Leipzig besuchten, muß ich noch einige nennen, von denen manche schon einen bedeutenden Ruf hatten oder ihn später erwarben. Einer von ihnen war Moritz Hartmann. Er wurde uns bekannt als der Dichter einer Gedichtsammlung: ‚Kelch und Schwert.“ Noch mehr als diese Gedichte fand in Leipzig seine liebenswürdige Persönlichkeit Beifall, besonders bei den Damen. Er hatte einen sehr schönen Kopf, der mir indessen für seinen Körper etwas zu groß zu sein schien.

Auch Georg Herwegh besuchte uns und wurde mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Es war ein hübscher Mann mit unheimlichen dunklen Augen, etwas linkisch und verlegen in seinem Wesen. Wir gaben ihm ein großes Abendessen im Hotel de Pologne, wobei er mit Lor-

Digitized by Google



Digitized by Google



Kampf mit Haifischen in der Bay von New-York.

Digitized by Google

Digitized by Google

beer gekrönt wurde und uns sein damals neuestes Gedicht: „Die Lerche ist's" u. s. w. vortrug, welches großen Beifall fand. An einem andern Abend wurde ein „Commers" in der Bierstube des Hotel de Pologne gehalten, bei welcher Gelegenheit ein lästiger, kleiner Improvisator, namens Bärman, den armen Herwegh beinahe in ein Mauseloch hineinängstigte, indem er, die Guitarre in der Hand, ihm überall in den Weg trat und ihn mit schlechter Stimme und mehr oder minder verrückten Versen fortwährend anfang. Auch mit Herwegh traf ich später in Paris zusammen und werde viel von ihm reden müssen.

Es ist nicht möglich, alle mehr oder minder berühmten durchreisenden Schriftsteller zu erwähnen, die ich im Literaturverein kennen lernte und erwähne nur solche, mit denen ich in nähere Berührung kam. Unter ihnen war Hoffmann von Fallersleben. Ich hatte gehört, daß er in Leipzig sei, und als ich in der Promenade vor dem Petersthor einem Manne in einem grünen Flaus begegnete, ging ich auf ihn zu, redete ihn als Hoffmann an und lud ihn zum Abend zu mir ein, da ich eben frisch angekommene Austern bestellt hatte. Sein Werth als Dichter und Mann der Wissenschaft ist bekannt und — seine Person auch so ziemlich; denn es gab eine Zeit, wo er genöthigt war, das Leben eines fahrenden Sängers zu führen. Er machte mir den Eindruck eines tüchtigen liebenswürdigen Menschen, der nebenbei das hübsche Talent hatte, eine Zechgesellschaft in froher Laune zu halten. Wir brachten zusammen einen sehr hübschen Abend bei mir zu, und wenn meine Frau endlich gezwungen wurde, aus unserem Kreise zu entfliehen, so geschah es nur, weil die Hähne schon anfingen zu krähen und weil sie in dem Tabaksdampf zu ersticken fürchtete. Später sah ich Hoffmann von Fallersleben noch oftmals in Bierlokalen, wo alle Anwesenden jubelnd einfielen, wenn er eins seiner politischen Lieder anstimmte. Ich höre ihn noch immer intoniren:

Mit hoch obrigkeitlicher Erlaubniß sollen
Wir für die Freiheit sein. (bis)
Die Obrigkeit hat alle Mal, ja, ja, das Best' im Sinn ꝛc.

welches nach der bekannten Melodie aus Zar und Zimmermann ging.

Unter den Schriftstellern, mit denen ich nur oberflächlich bekannt war, hauptsächlich durch den Literatenverein, erwähne ich nur einige flüchtig. Karl Beck, der Dichter der gepanzerten Sonette, war ein kleiner, unansehnlicher junger Mann, der sehr pußtenmäßig aussah und lederbesetzte Hosen trug. Mit ihm sah ich häufig Dr. Julius Kaufmann, der hübsche Novellen geschrieben hatte; einen klugen, bescheidenen, liebenswürdigen jungen Mann, den ich viele Jahre später in London wieder fand, wo er mit Max Schlesinger zusammen die lithographische Korrespondenz redigirte.

Professor Biedermann, ein hübscher junger Mann, versuchte es, eine politische Zeitschrift „der Herold" bei Georg Wigand zur Blüte zu bringen, womit es ihm jedoch unter den damaligen Preßverhältnissen nicht gelingen wollte. Biedermann war immer sehr ruhig und gleichmäßig in seinem Leben; ich glaube nicht, daß der ganze Lauf desselben jemals von einer Leidenschaft bewegt worden ist. Diesen Charakter der Gleichmäßigkeit trugen auch alle seine Reden, die durchaus nicht inhaltsleer, aber entsetzlich ermüdend waren. Seine Rede floß geläufig, „wie

Digitized by Google

Röhrwasser", monoton plätschernd dahin, und es war schwer, bis zu deren Ende die Augen offen zu behalten.

Sasse war unser Flügelmann; er war in Leipzig der größte, oder vielmehr der längste Schriftsteller. Er schwärmte für die deutsche Flotte, und zum Dank dafür wurde er in einer Karrikatur als Mastbaum eines deutschen Schiffes auf Rädern dargestellt, welches von preußischen Musketieren durch den märkischen Sand fortbewegt wird.

(Schluß folgt.)

In der Waldschenke.

(Siehe die Illustration „Ein gefährlicher Nebenbuhler".)

Wo lind des Waldes Lüfte wehn
In hundertjähr'gen Bäumen,
Da muß auch eine Schenke stehn
Zum Zechen und zum Träumen,
Denn nirgends schmeckt ein Trunk so fein,
Und sollt's auch nicht vom Besten sein,
Als wo die Bäume rauschen
Im tiefen, heil'gen Wald.

Und dort, wo eine Schenke ragt
In Waldnacht still verborgen,
Da muß auch eine schmucke Magd
Den Durstigen versorgen,
Da müssen auch zwei Aeuglein schön
Zur Einkehr traut entgegensehn,
Dort wo die Bäume rauschen
Im tiefen heil'gen Wald.

Ermattet von der Bürsch und Hast,
Wenn müde des Ermüdens,
Macht gern der Weidmann kurze Rast
Im Angesicht des Friedens.
Das ist so deutschen Weidmanns Art.
Zu lieben jedes Blümlein zart,
So weit die Bäume rauschen
Im tiefen, heil'gen Wald.

O sanfte Maid! Aus Deiner Hand
Wie wird der Wein mich laben!
Nun steck' die Pfeife noch in Brand,
Dann sollst Du Ruhe haben.
Setz Dich ein Weilchen her zu mir
Und dann mein Kind erzähl ich Dir,
Was dort die Bäume rauschen
Im tiefen, heil'gen Wald.

Hartwig Köhler.

Digitized by Google

Der Steinwurf.

Ein Bild aus dem italienischen Soldatenleben. Nach de Amicis.

Es begann dunkel zu werden; in den Straßen der Stadt wogten Menschenscharen auf und ab; die Ladenräume, welche am Abend gewöhnlich geöffnet sind, waren zum größten Theil geschlossen. Hier und dort an den Kreuzungspunkten der Straßen, auf den Stadtplätzen, vor den Cafés, auf den Vorstuben der Kirchen standen Gruppen älterer Leute und Kinder, welche mit unterdrückter und erregter Stimme sich unterhielten, dann und wann sich umwendend, um sich zu überzeugen, ob kein argwöhnisches Gesicht sie belauscht. Unaufhörlich huschten Menschen aus allen Häusern; sie blieben einen Augenblick auf der Thürschwelle stehen, blickten nach rechts und links, als wären sie darüber in Ungewißheit, wohin sie sich wenden sollten und stürzten sich sodann in das Menschengedränge. Am Geflüster der Menge, obgleich dieses sich in mehr leidenschaftlicher und lärmender Art, wie gewöhnlich, geltend machte, bemerkte man dennoch, daß es mit einer gewissen eigenthümlichen Heimlichkeit und Scheu geschah. Dann und wann stürmte im eilfertigen Schritt ein Haufe durch die Straße, gefolgt von einem Schwarm Buben, welche unter Geschrei und schrillem Pfeifen mit ihren Fäusten zwischen den Beinen der Leute sich scheltend Gasse bahnten.

Ließ sich aus dem allgemeinen Geflüster eine Stimme etwas deutlicher vernehmen, so unterbrachen sofort viele ihre Unterhaltung, wandten sich um und fragten, was geschehen sei. Einen kurzen Moment schaute man denjenigen an, welcher ein Wort lauter als die übrigen gesprochen hatte, und zog dann seine Straße: das war alles.

Plötzlich ein klirrendes Geräusch wie von einem mächtigen Stoß herrührend. Jeder wendet sich nach der Seite, wo dasselbe erfolgt war. „Was giebt es? Was bedeutet das? Was ist geschehen?“ — Ein Ladenbesitzer hatte soeben seine Verkaufsstätte geschlossen und deren Thür verriegelt. Die Karossen fuhren ganz langsam; die Kutscher baten mit einem ungewöhnlich verbindlichen Lächeln und artigen Wink ihrer Peitschen, Platz zu machen. An den Straßenecken erblickte man bei dem Schein der Laternen jene armen Wiederverkäufer von Zeitungen und Journalen, welche in Schwärmen von zehn Personen zu gleicher Zeit uns überfallen, mit der einen Hand den Soldo empfangend und mit der andern das zerknitterte Blatt hervorzerrend. Die Empfänger traten zur Seite, entfalteten eilig die Zeitung und suchten begierig, ob eine Nachricht von Wichtigkeit in derselben enthalten sei. Verschiedene Passanten blieben stehen und plauderten mit einander, während sie im Kreise den Eigenthümer des Blattes umringten. Letzterer las mit leiser Stimme und aufmerksam lauschten die Neugierigen.

Plötzlich sah man sämmtliche Menschen dem Ende einer Straße zueilen; ein gewaltiges Gedränge entstand dort; ein wildes Geschrei und großer Tumult erhob sich; über den Köpfen der Menge erblickte man vier oder fünf Gewehrläufe bald hierhin, bald dorthin gewirbelt;

Digitized by Google

ein mächtiges Händeklatschen erschallt, der Menschenknäuel wankt, tritt zurück und es entsteht eine Oeffnung auf einer Seite des Gedränges; in eilfertigem Schritt marschiren vier bis fünf Figuren daher; in der linken Hand ein Gewehr tragend, werfen sie Triumphblicke umher, biegen dann in eine Nebengasse und jagen spornstreichs davon. Ein Haufe wilder Burschen folgt brüllend und pfeifend hinter ihnen.

„Was war das? Was ist vorgefallen?" — „Nichts, gar nichts! eine Patrouille der Nationalwache ist entwaffnet worden."

Plötzlich öffnet sich an einem andern Punkt der Menschenschwarm; vier oder fünf Unglückliche schreiten dahin bleichen Angesichts, mit unbedecktem Haupt, zerzausten Haaren, mit zerrissener Krawatte und zerfetzten Kleidern; es erhebt sich ringsumher ein Gemurmel des Mitleids; es tritt jemand zu ihnen, ergreift sie theilnehmend am Arm, führt sie aus dem Gedränge und begleitet sie, durch Geberde und Wort ihnen Muth einflößend, nach Haus.

Inzwischen ist in der Menge eine mächtige Gährung, eine konvulsivische Erregung und ein betäubender Lärm entstanden.

„Platz! Platz!" erschallt es plötzlich irgendwo auf der Straße: alles wendet sich dahin. — „Was ist das? Was giebt es? Wer kommt da?" — „Platz! Platz!" — Der Haufe weicht, tritt schnell zurück, bildet eine Gasse an den Seiten der Straße und im Laufschritt eilt eine Compagnie Bersaglieri durch dieselbe. Eine Schar zerlumpter und tobender Buben folgt hinten nach; dann schließt der Haufe sich wiederzusammen.

Sofort ertönt an einem andern Punkt ein wirrer Lärm von wilderregten und drohenden Stimmen; man eilt dorthin. Hoch über den Köpfen der Menschen erblickt man zwei Hüte der Carabiniere; ein Sturm des Beifalls erhebt sich; ein Mensch, bleich und athemlos, stürzt aus der Menge hervor; man macht ihm Platz und er ist verschwunden.

„Man wollte ihm Handschellen anlegen", murmelte jemand im Ton lebhafter Befriedigung, „aber es ist ihnen nicht gelungen. Es waren einige jener hartherzigen Sauertöpfe, welche sich dazwischen gemengt haben. Oho! Wir würden sie schön begrüßen."

Langsam zog der Haufe in derselben Richtung weiter bis zu einer Straßenecke; hier trat plötzlich in den vorderen Reihen eine Stockung ein: der hintere Theil der Menge drängte vorwärts, erstere wichen einige Schritte nach vorn und drängten heftig zurück; die Zurückgestoßenen kehrten wieder um und stürmten vorwärts, um sodann wieder zurückgeworfen zu werden, so daß schließlich ein endloses Gedränge entstand.

„Was ist das? Wer hindert uns am Weitermarsch? Vorwärts! Vorwärts!"

„O! ja! Vorwärts! Eine Compagnie Soldaten mit dem Bajonett auf dem Lauf sperrt die Passage."

Hierauf ein Geheul, Pfeifen, Flüche und Verwünschungen.

„Nieder mit den Gewaltthätigen! Wir wollen keine Gewaltthat, herunter die Gewehre, frei der Weg! Fort da!"

In demselben Augenblick kehrte der Haufe den Soldaten den Rücken; eiligst floh man nach allen Richtungen auseinander; das Straßenpflaster war mit Gefallenen bedeckt, welche den Weg versperrten: man ließ sie liegen und drang schneller wie ein Moment in die Nebenstraßen, in die Cafés, unter die Vorhallen und Höfe der benachbarten Häuser.

Digitized by Google

Die Soldaten hatten die Bajonette gesenkt.

„Platz! Platz!“ ertönte es an einer andern Stelle in brüllendem Ton. In einer Nebenstraße wurde Pferdegetrappel und Säbelgeklirr vernehmbar; es ist eine Schwadron Kavallerie, welche heransprengt; die ersten Helme erglänzen, eine Flut von Pferden bricht zwischen die Menge, welche nach rechts und links zu den Häusermauern drängt; die Schwadron passirt unter tiefem Schweigen die Mitte des Haufens, noch hat sie das Ende desselben nicht erreicht, als hier und dort Pfeifen und Rufe laut werden; sie ist passirt, es erfolgt Heulen, Zischen, Schimpfen; ein Regen von Kohlstrünken und Citronenschalen auf die letzten Pferde. Die Schwadron macht Halt, die letzten Reiter kehren einige Schritte zurück, die Menge kehrt den Rücken und räumt auf hundert Schritt die Straße.

Am nächsten Kreuzungspunkt bricht ein Sturm von Flüchen unter der wüthenden Rotte aus; ein Schlagen mit Stöcken, ein gellendes Geschrei, ein Lärm aus heiseren Kehlen; dann ein langes Geflüster und endlich banges Stillschweigen.

„Was ist geschehen, was war das?“

„Nichts, nichts; man hat vier Finger breit eine öffentliche Sicherheitswache im Rücken verfolgt.“

Der Haufe retirirt nach rechts und links; ein Carabinier eilt mit unbedecktem Haupt, mit beiden Händen seine Haare bedeckend durch die Straße, schwankend, taumelnd wie ein Trunkener.

„Was will er? Was hat man ihm gethan?“ — „Man hat ihm Hiebe auf den Kopf versetzt.

„Nach der Piazza! Nach der Piazza!“ ertönte plötzlich eine kräftige Stimme. — „Nach der Piazza!“ antwortete man im Einverständniß auf allen Seiten. Lärmend stürzte sich die Menge in die nächste Straße und drängte zur Piazza.

Alles dieses ereignete sich vor nicht vielen Jahren in einer der Hauptstädte Italiens, während in einer Straße, nicht fern vom Centrum des Tumultes ein Trupp von acht Soldaten nebst Korporal und einem Sergeanten marschirte, um eine Wache vor einem öffentlichen Gebäude auf einer nahen Piazza abzulösen. Der Trupp marschirte im langsamen Tempo; die Soldaten blickten neugierig dorthin und hierhin. Gerade in obiger Straße schien die Gährung der Gemüther lebhafter, die Situation der Menge entschlossener zu sein. Die Patrouille gelangte in die Nähe einer dichtgedrängten plaudernden Gesellschaft, jener typischen Figuren, welche nur an gewissen Abenden auftauchen; mit drohenden erhitzten Gesichtern waren sie lärmend herbeigeeilt, wurden von einer Schar erwachsener Buben in deren Mitte eingeschlossen und außerhalb des Kreises wiederum von einer großen Anzahl kleiner Schlingels umgeben. Einer dieser Gesellschaft erblickt die Patrouille, wendet sich um, zeigt mit dem Finger nach den Soldaten und ruft mit lauter Stimme:

„Nehmt Euch da in Acht!“ — Die ganze Menge wendet sich nach der angedeuteten Stelle und einer nach dem andern mit successiv wachsender Stimme rufen sie:

„Jawohl, das sind diejenigen, welche niemals auf dem Schauplatz fehlen, wenn das Volk sein Recht zur Geltung bringen will. Sie geben ihm sein Recht mit den Flintenkolben.

Die Bajonnette sind allein für die armen Hungerleider vorhanden,

Digitized by Google

um sie ihnen in den Leib zu bohren. Sie leiden keinen Mangel an Brot, versteht Ihr wohl; andere mögen vor Hunger krepiren, was kümmert sie das? Pulver und Blei für denjenigen, welcher Hunger hat!"

Die Soldaten marschiren weiter, ohne sich umzusehen, die Gruppe kommt in Bewegung; sie folgt einer Avantgarde von Buben; man erreicht die ersteren und begleitet sie in einer Entfernung von etlichen Schritten. Einer des Schwarms beginnt zu husten, ein anderer nießt, ein dritter hustet sehr kräftig, ein vierter spuckt aus, indem er in widerwärtigem Betragen gegen die Truppe sich wendet, und alle diese Unarten enden unter schallendem flegelhaften Gelächter; alle klatschen mit den Händen, die Knaben kreischen und von den älteren angereizt, schleichen sie sachte bis in die Nähe der Soldaten. Letztere marschiren weiter, ohne der Umgebung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; jene nähern sich mehr und mehr, schreiten dicht neben den Soldaten einher, schneiden Grimassen vor deren Gesichter, welche den Gedanken aussprechen sollen: „Ich lache über Dich!"

Der eine äfft in lächerlicher Weise den Exercierschritt nach und ruft in näselndem Tone: „Eins! Zwei! Eins! Zwei!" — Der andere ahmt den Gang eines unter der Last des Tornisters gekrümmten und hinkenden Soldaten nach. Ein dritter ergreift, von den Nachfolgenden ermuthigt, den Mantelsaum des Korporals, zupft daran und entwischt.

Der Korporal wendet sich um und erhebt die Hand, um letzterem einen Schlag zu versetzen.

„Heda! Heda!" erschallt es ringsumher, „gleich werden wir etwas erleben. Einen Knaben! Schande! Die Zeit der Kroaten ist vorbei. Wird man wohl andere Manieren zeigen, sofort! Einen Knaben! Man probire es noch einmal!"

Einer der Soldaten steckt beim Anhören dieser Worte den Daumen zwischen die Zähne und beißt sie zusammen, einen Seufzer der Wuth ausstoßend. In demselben Augenblick fühlt er den Schlag einer kräftigen Faust auf seinem Feldkessel; das Blut steigt ihm zu Kopf, er wendet sich um und ertheilt dem Buben, von welchem der Schlag herrührte, einen gleichen auf die Schulter, nachdem er ihn mit wenigen Schritten eingeholt hatte.

„Seht! Seht!" bricht drohend der Haufe aus. „Seht die Schurken! Schlimmer wie Kroaten! Schlimmer wie die Räuber! Gleich soll er von uns seine Lektion empfangen; man ertheile sie ihm! Wir wollen es Dir eintränken, verstehst Du wohl, Du Bestie! Gewaltthäter! Schlimmer wie Kroaten! O, Schande! Einen wehrlosen Knaben zu schlagen!"

Die Buben, über den Zorn der Menge und die Bürgschaft der Straflosigkeit frohlockend, erkühnten sich sogar, den Kopf zwischen die Soldaten zu stecken und mit heiserer giftiger Stimme ihnen zuzuflüstern:

„Roher Soldat! Rüder Häscher! Tagedieb, gut zur Verrätherei! Sklavenaufseher! O, ich krepire vor Wuth, ich möchte ihm Ohrfeigen geben."

Der Haufe ruft: „Schande! Einen wehrlosen Knaben zu schlagen!"

„Schurken!" ertönte es von den Lippen des armen Soldaten: er biß die Zähne darauf, daß das Blut hervorquoll. „Schurken! Ein wehrloser Knabe! Wißt Ihr nicht, daß solche Worte uns morden? Hä-

Digitized by Google

scher! Kroaten! Ich! Ich! Ach!" Er packte aufs neue die Hand mit seinen Zähnen und schüttelte den Kopf mit verzweiflungsvoller Geberde.

Nach wenigen Minuten gelangte der Trupp, stets von der Menge verfolgt, auf der Piazza an und bezog seine Wache, ein niedriges düsteres, nur durch eine Laterne erhelltes Stübchen. Die Schildwache an der Thür des Palastes ward abgelöst; sie befand sich zwanzig bis dreißig Schritte von der Wache entfernt. Die Wachmannschaft, welche durch die neuen Ankömmlinge abgelöst war, zog ab und letztere schickten sich an, die Tornister auf die Tische zu legen, die Taschen und Feldflaschen an die Haken zu hängen. Fünfzig Schritte von der Wache blieb der Haufe, welcher der Wachmannschaft gefolgt war, stehen und fuhr dort fort, die Soldaten durch spöttische Geberden und Worte, auf welche man scheinbar nicht weiter achtete, zu reizen.

Als sie einsahen, daß sie hierdurch keinen Skandal erregten, waren sie bereits im Begriff, sich zu entfernen, da erkannte einer von ihnen in dem Wachtposten den Soldaten wieder, welcher soeben jenem Buben einen Schlag versetzt hatte. — „Ist er es?"

„Er ist es. Wahrhaftig?"

„Jawohl, sage ich Euch, es ist derselbe." — „Ha! Bestie! Jetzt wollen wir Dir Feiertage verschaffen. Warte nur, warte!" — Aller Blicke richteten sich auf den Posten, man näherte sich demselben bis auf dreißig Schritte, machte dann Halt und stellte sich in Schlachtordnung auf; finstere, grimmige Gesichter standen dem Soldaten gegenüber. Dieser stand dicht neben seinem Schilderhäuschen, unbeweglich, stolz, mit erhobenem Kopf, die Augen fest auf die vor ihm befindlichen Gesichter geheftet, deren Geberden ihn zu reizen sich bemühten. Da plötzlich tritt aus dem Haufen ein zerlumpter Strolch, welcher den Hut über die Ohren gestülpt und einen Cigarrenstumpf im Munde hatte, stellt sich, die Hände in seine Taschen gesteckt, vor ihn hin, nähert sich, ein Spottlied trällernd, bis auf fünfzehn Schritte, stiert denselben mit frecher Miene an, kreuzt die Arme über die Brust und nimmt eine Stellung an, welche freche Verachtung ausdrückt. Der Soldat schaut ihn an. Plötzlich wendet der Bursche sich auf seinen Absätzen um, kehrt dem Posten den Rücken zu und bricht in Gemeinschaft der ganzen Menge in ein schallendes Gelächter aus, während letztere den Soldaten mit Nachahmung der militärischen Honneurs zu reizen sucht.

Der Soldat schüttelte zwei oder drei Mal den Kopf, biß sich auf die Lippe, stieß einen Seufzer aus und stampfte den Fuß auf die Erde, als wollte er sagen: „Ach! Geduld! Geduld! Das ist ein böses Ding."

Jener Bursche wandte sich sodann wieder zu dem Posten, nahm einen Moment unentschlossen, den Cigarrenstumpf aus seinem Mund, warf denselben vor die Füße des ersteren und eilte, um sich gegen einen etwaigen Angriff zu sichern, acht bis zehn Schritte rückwärts. Der Soldat erblaßte, warf einen Blick zum Himmel und ballte zähneknirschend die Fäuste; der Verstand stand ihm stille.

„Aber warum verfährt man in dieser Weise gegen mich?" sagte er traurig zu sich selbst, das Gesicht zu der Menge gewandt, als redete er diese an; „was verlangt Ihr von mir, was wollt Ihr? Habe ich Euch etwas zu Leide gethan? Nichts habe ich Euch gethan, gar nichts. Vielleicht deshalb, weil ich einem Jungen einen Schlag versetzt habe? Hat

Digitized by Google

derselbe mich nicht insultirt? War er nicht der schuldige Urheber? Was habe ich gegen Euch andere verbrochen? Ich habe niemand beleidigt, ich kenne ja keinen von Euch; ich bin ein armer Soldat, welcher seine Schuldigkeit thut; ich stehe hier, weil es mir befohlen ist. Ja, spottet nur und pfeift mich aus; es trägt Euch wahrlich keine Ehre ein, Eure Soldaten auf diese Weise zu behandeln. . . als ob es Briganten wären."

In demselben Augenblick wurde ein Kohlstrunk mit großer Wucht über den Boden geschleudert; sausend durchschnitt er die Luft, bis er über das Straßenpflaster hüpfend zu den Füßen des Soldaten herniederfiel. — „O, mein Gott, mein Gott!" murmelte dieser im Tone der Verzweiflung, bedeckte mit der einen Hand sein Gesicht und neigte die Stirn auf die andere, welche auf der Mündung seines Gewehrs ruhte. „ich verliere den Kopf! Ich verliere die Fassung! Das Gehirn brennt mir!" . . .

„Welchen Zweck hat es?" fuhr er nach einigen Augenblicken fort und seine Stimme erstickte fast und zitterte vor Aufregung, „es ist werthlos, daß man uns diese hier tragen läßt"; er schlug bei diesen Worten mit kräftiger Faust auf die zwei Medaillen, welche er auf der Brust trug, so daß letztere zusammentrafen und klingend wiedertönten, „unnütz ist es, daß man uns die Medaillen gegeben hat, weil wir zum Schutz unseres Landes Krieg geführt haben, wenn zum Dank uns Cigarrenstümpfe und Kohlstrünke in das Gesicht geschleudert werden. Ach, verlangt Ihr, daß ich meinen Posten verlassen soll? Wären Eurer auch fünfzig, sogar hundert, Ihr seht es, daß ich hier nicht vom Platze weiche; wenn Ihr auch alle zugleich auf mich einstürmtet, ich würde mich lieber wie einen Hund ausweiden lassen, als feige fliehen Kommt nur heran, Ihr Schurken! Insultirt nicht von der Ferne aus! Jawohl, ich verstehe Euch, Ihr braucht mir nicht anzudeuten, daß Ihr Messer in Euren Taschen besitzt; ich weiß es wohl, Ihr seid ja aber so weit entfernt, daß ich Euch nicht fressen kann. In dem Rücken wollt Ihr mich angreifen, bei Nachtzeit, wenn . . ."

Plötzlich stieß der Soldat einen lauten Schrei aus, ließ sein Gewehr fallen, bedeckte das Gesicht mit den Händen, taumelte und fiel neben dem Schilderhäuschen zur Erde; ein Stein hatte seine Stirn getroffen.

Sämmtliche Soldaten eilten aus der Wache; der Haufe zerstreute sich und verschwand. Der Verwundete wurde in die Wachstube getragen. Gesicht und Brust desselben waren von Blut geröthet. Sofort wurde die Wunde des Armen gewaschen und die Stirn verbunden; man flößte ihm einen Trank ein und improvisirte ein Lager auf dem Tisch durch Felddecken. Während alle Kameraden ihn umringten, mit Fragen bestürmten, ihn zu trösten suchten und der Sergeant ihn vorwurfsvoll fragte, weshalb er nicht bei den ersten Unverschämtheiten der Menge Hilfe herbeigerufen habe, trat plötzlich ein Offizier herein; diesem folgte die erste Reihe einer Patrouille und sodann flog infolge eines kräftigen Stoßes ein Bursche mit verstörtem Gesicht, über der Stirn fliegenden Haaren und zerfetzten Kleidern in die Stube: eine vorübermarschirende Patrouille hatte den Schuldigen auf der Piazetta trotz erbittertem Widerstandes ergriffen. Beim ersten Erscheinen des Gefangenen sprang der verwundete Soldat vom Tische herab, machte einen Satz gegen ersteren,

Digitized by Google

stellte sich dicht vor sein Gesicht, stierte ihn einen Moment mit vor Wuth glühenden Augen an, stieß einen Schrei aus, welcher gebrochen und heiser durch die gefletschten Zähne drang, trat einige Schritte zurück, setzte stolz den rechten Fuß voran und brüllte, die Linke nach dem Gesicht jenes Menschen ausgestreckt, welcher ihn bestürzt anschaute, mit einer Stimme, welche letzterem das Blut in den Adern erstarren ließ: „Ha, Du bist es! Ich erkenne Dich! Du hast mich einen Schergen gescholten, Du hast mir auf der Piazza einen Stein an den Kopf geworfen, wehe Dir jetzt!"

Bei diesen Worten stürzte er auf sein Opfer, ergriff Jacke und Hemd an seiner Kehle, schleuderte es mit gewaltigem Stoß gegen die Wand, erhob seine Faust und zielte, zitternd am Körper, mit glühenden blutdürstigen Augen nach dem Kopf desselben.

Alles geschah mit der Geschwindigkeit eines Blitzstrahles. Die Anwesenden warfen sich dem Wüthenden entgegen, zwei Soldaten ergriffen die Arme desselben, der Korporal stützte den fallenden Arrestanten; jene beiden standen getrennt einen Moment sich gegenüber und sahen sich wuthschnaubend und keuchend in die Augen; der eine bleich aus Furcht mit herunterhängenden Armen und gesenktem Haupt, der andere mit emporgehaltenem glühenden Kopf, geballten Fäusten und zitterndem Körper. Mittlerweile hatte sich vor der Thür der Wache ein Haufe Neugieriger versammelt. Der Offizier betrachtete bald die einen, bald die andern, fragte den Sergeanten und Korporal nach der Ursache des Vorfalls und ersterer berichtete so viel, wie er wußte.

Sodann wandte der Offizier sich zu dem Gefangenen, welcher das Kinn auf die Brust gesenkt hatte und redete in ungewöhnlich friedfertigem Ton zu demselben, während tiefes Stillschweigen herrschte: „Ich verstehe, wenn man mit irgend einem Zwecke, mit einer Hoffnung sich auf eine Barrikade stellt, um gegen ein Bataillon zu kämpfen; aber der wahnsinnige zwecklose Angriff auf einen unschuldigen Soldaten, welcher weder Verantwortlichkeit noch Recht zur Selbstvertheidigung hat, ist eine der abscheulichsten Schurkereien, womit ein Bürger sich besudeln kann."

Vor der Wachtthür vernahm man unter der Menge ein Gemurmel der Billigung und Zustimmung.

„Führt diesen Menschen dort fort", fuhr der Offizier fort, während er an der Flamme einer Laterne die Spitze einer Cigarre anbrennen ließ. — „Und Du", mit diesen Worten wandte er sich zu dem Verwundeten, während eine Patrouille den Missethäter abführte, „verzeihe und vergiß."

Der Soldat nickte bejahend.

„Und sei wieder vergnügt", schloß der Offizier seine Rede, indem er letzterem die Cigarre in seinen Mund steckte.

„Für mich", antwortete der Soldat, faßte die Cigarre mit den Zähnen und legte Zeigefinger und Daumen um die Spitze derselben, „ich bin immer vergnügt, Sie wissen, Herr Lieutenant, das sind Dinge, die nichts zu bedeuten haben."

Das Drama endete mit einem Gelächter.

Digitized by Google

Textrahmen zu unseren Bildern.

I. Ein Kampf mit Haifischen.

In der Bai von New-York wimmelt es jetzt von Haifischen und Hundsfischen und es hat mit den zuerst genannten gefräßigen Seeungeheuern schon mannigfache gefahrvolle Begegnungen und Kämpfe gegeben. Darüber liegen von verschiedenen Offizieren der Unionsstaaten und anderen sehr interessante Berichte vor. Kapitän Alexander Robertson, im Fort Hamilton stationirt, steuerte am Nachmittag des 25. Juli in der Nähe der sogenannten Narrows oder Engen, als er plötzlich eine dunkle Masse bemerkte, die sich nach dem Strande von Long Island zu bewegte und in der Ausdehnung eines Acre = 0,405 Hektare das Wasser mit einer Menge kleiner Schaumwellen bedeckte. Rasch fuhr Robertson auf die Stelle zu und fast in demselben Augenblick, da er sah, daß die bewegliche Masse aus Haifischen bestand, fuhr auch schon sein Boot mitten in die gefräßige Herde hinein. Die Haie schnappten gierig nach den Seiten des Bootes und schlugen das Wasser zu Schaum. Ein besonders großes Thier richtete seinen Angriff auf den Stern und zermalmte das Ruder mit seinen gewaltigen Kinnladen. Von allen Seiten drangen die Ungeheuer heran. Robertson riß ein Sitzbrett von seinem Boote los und schlug damit verschiedene Fische wirkungsvoll auf die harten Schnauzen. Der günstige Wind trieb sein Fahrzeug sicher nach Bai Cliff und erst hier wurde er seine Verfolger los.

An demselben Tage stieß ein Mann, der mit einem Freunde in der Nähe von Bai Ridge fischte, auf zerstreute Trupps Haie. Seine erste Fischleine wurde mit Haken und Köder heftig weggerissen. Mit der zweiten fing er einen $4^1/_2$ Fuß langen Fisch, den er nach heftigem Sträuben landete. Als seine Leinen immer wieder abgerissen wurden, ersetzte er sie durch ein stärkeres Tau und fing vier Fische von der ungefähren Größe des ersten, welche nachher die Leute von Südbrooklyn mit Interesse betrachteten.

Schon zwei Tage zuvor hatten Kapitän John Sanford, von Clifton, welcher bei Sandy Hook fischte, eine aus mehreren Tausend bestehende Masse von Haien erblickt, die in einiger Entfernung den Eindruck einer schwimmenden Insel mit lauter dunklen Hügeln in der Ausdehnung von zwei Hektaren machte. Unter dieser Schar, welche nicht kampflustig zu sein schien, bemerkte Sanford Fische von 12 bis 15 Fuß ($3{,}66$—$4{,}60$ Meter).

Die Fischer und Piloten sind der Meinung, daß man diese Ungeheuer nicht wieder los werde, weil sie durch den Unrath des Straßenreinigungsamtes angezogen würden.

II. Ein schwieriges Modell.

Herr Rafael malt mit heißem Bemühn
An einer frommen Legende,
Er rühret, voll Kunstbewußtsein, kühn
Die großen Künstlerhände.
Das Knäblein dienet ihm zum Modell
Für einen gütigen Engel,
Doch strampelt so wild der kleine Gesell —
Auch Engel haben ja Mängel!
Indessen der Apfel, der Eva genarrt,
Er lohnet dem kindlichen Munde.
Das Modell wird benutzt, jedoch es harrt
Schon ein andres im Hintergrunde.
Die Maid enthüllet der Glieder Pracht
Als Lorlei des sinkenden Kahnes —
Die Kunst malt Leda und heilige Nacht,
Malt Heiliges und Profanes!

Digitized by Google

Ein wenig neueste Literatur.

Dreißig Jahre. Erzählung aus unserer Zeit von Ludwig Bernow. Leipzig, Ambr. Abel. — Eine gemüthvolle, das Recht des Herzens betonende Erzählung, die helle Streiflichter auf modernste sociale Zustände wirft und überall einen gesunden Idealismus verräth, der in der Zeit egoistischer Denkart höchst erfreulich berührt. Daß die elegante Ausstattung des Buches weit über das Maß hinausgeht, das man bei deutscher Erzählungsliteratur gewohnt ist, dürfte eine Empfehlung für den Weihnachtstisch sein.

Dolce far niente. Hochzeitsreisebriefe von Südwärts der Gotthardbahn von Johannes Proelß. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. — Der Italienfahrer sind, seit den ersten Germanen der Sehnsuchtstrieb nach dem goldenen leuchtenden Süden zog, viele gewesen und deutscher Sinn hat sich der unerschöpflichen Schönheitsfülle italienischer Natur und Kunst, von jeher vollauf hingegeben. Aber in dem vorliegenden, elegant ausgestatteten Büchlein spricht eine ganz eigenartige Erzählerkunst zu uns: Die Wonne eines glücklichen Hochzeitsreisenden, welche auch der scharfe Blick eines menschenkundigen Weltfahrers nicht den Duft raubt, denn der Reisende ist ein Poet. Die Schilderungen Norditaliens, die Proelß giebt, beruhen auf klarer vorurtheilsloser Anschauung und feiner Beobachtung, was dem Buche aber besonderen Reiz giebt, das ist das besonders in den eingestreuten schwungvollen Gedichten zu Tage tretende, sonnenhelle und warme Kolorit des Dichters, der auf dieser Reise alle Dinge sub specie amoris sieht, und der die reizende Wirklichkeit in künstlerische Fassung bringt. Am besten dürfte sich das originelle Buch zu einem Geschenk für neuvermälte Paare eignen, die nach Italien reisen. Solche Leser werden die Wärme der Proelß'schen Darstellung besonders wohlthuend empfinden.

Karyatiden. Sechs Novellen von Oskar Berkamp. Berlin, Walther und Apolant. — Unter den beliebten Erzählern des „Salon" ist Oskar Berkamp einer der beliebtesten. Mehr brauchten wir eigentlich zur Empfehlung dieser „Karyatiden" nicht zu sagen, denn die Salonleser kennen die leidenschaftliche Poesie, die aus Berkamps blutvollen Menschen spricht und wenn sie in der Sammlung zwei liebe Bekannte aus dem Salon, „Das Modell" und „Psyche" wiederfinden, so werden sie gewiß diese alten guten Bekannten freudig begrüßen. Eben so innig aber werden sie mit „Rothhaar" (einer geradezu genialen Leistung) Freud und Leid theilen, sie werden die „Leidenstage aus dem Leben einer Häßlichen" mitfühlen, werden den tiefen Schmerz einer echten Mannesseele in „Lucifer" begreifen und in der „Heidenmarie" eine köstliche Dorfgeschichte aus den bayrischen Bergen finden. Wer Gestalten schaffen kann, wie „Rothhaar" und die „Heidenmarie", der ist Dichter und Maler zugleich. Aus jeder Seite des Buches blicken uns tiefe Dichtungen an, die die Welt nicht optimistisch schön färben, sondern den Dingen keck ins Gesicht sehen, kurz Oskar Berkamp ist eine „Natur", wie man sie heute nicht allzuoft findet, denn die Bildung und Gelehrsamkeit, vielleicht auch das Talent und die Begabung sind nicht selten, wohl aber das, was unsere heutige Schablonenerziehung zu unterdrücken sucht — das Temperament. Warum die Erzählungen „Karyatiden" genannt sind, wird der Leser fragen. Der Dichter giebt in einigen Eingangsversen selbst die Antwort:

Lastenträger sind wir Menschen — ohne Gnaden
Karyatiden, mit des Daseins Fluch beladen.
Zwischen Gott und Dämon ist der Mensch der Dritte,
Zwischen Höll und Himmel steht er in der Mitte,
Und so schwankt er zwischen Haß und Lieben,
Irrt er zwischen Nacht und Licht.
Friede?! — Aus dem Paradies vertrieben,
Wird ihm — lebend — Friede nicht.

Neue Gedichte von Ernst Scherenberg. Zweite Auflage. Leipzig, Ernst Keil.

Nicht die wilde Leidenschaft, das heiße Verlangen des Blutes preist der Sänger, der mit schönem künstlerischen Maß in gereifter Form von dem stillen Empfinden der Seele, und vom lauten Jubel für Kaiser und Reich zeugt. Nicht schwarzäugig, mit wild gelöstem Haar küßt die Muse den Dichter, blauäugig, mit dem treuen Ausdruck voller deutscher Empfindung berührt die keusche Muse die Stirn des Dich-

Digitized by Google

ters, von dessen neuesten Schöpfungen wir hier reden. Ernst Scherenberg hat auch in seinen neuesten Dichtungen seine literarische Physiognomie nicht verändert. Wenn er in poetischen Stimmungen zu uns spricht, so empfinden wir, daß er sehr oft unseren vertrautesten Gedanken und Gefühlen das erlösende dichterische Wort giebt; wenn er dahingegangenen Dichtern den Scheidegruß giebt, so spricht er die Meinung Aller in schwungvollbewegten Worten aus, die jeder freudig unterschreibt. In dieser Hinsicht möchten wir das schöne Gedicht auf Freiligrath hervorheben, von den „Zeitgedichten" der eigentlichen Geistesdomäne Scherenbergs der „Kaiserglocke", dem „Kölner Dombaufest" und wollen der „Deutschen Antwort" den Preis geben. Die „Deutsche Antwort" wird, wenn das Reich einmal in Ost und West vom Kriegssturm umtobt werden sollte, von vielen tausend Lippen klingen!

Frauenbrevier für Haus und Welt. Eine Auswahl der besten Stellen aus namhaften Schriftstellern über Frauenleben und Frauenbildung. Von H. B. Sechste Auflage. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Eine sehr glückliche Zusammenstellung von guten Gedanken und Empfindungen über das ewig Weibliche. Ueber alle Phasen des Frauenlebens findet sich eine geschmackvolle Fülle geistvoller Aussprüche und man erstaunt fast, wenn man den Reichthum der Gedankenarbeit sieht, zu welcher das so schwer ergründliche Wesen der Frau bedeutende Männer und Frauen angeregt hat, letztere allerdings weniger, denn Männer urtheilen über Frauen meist häufiger, aber nicht immer richtiger als Frauen selbst. Die Ausstattung des Buches ist eine glänzende, feines Papier, Goldschnitt, Prachtband, Illustrationen von Scheuren und Schröter tragen dazu bei, das Werk zu einem schönen Festgeschenk zu machen.

Deutscher Humor in Wort und Bild. Textauswahl von August Sturm. Mit vielen Illustrationen. Dritte Auflage. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Das war eine gute Idee in guter Ausführung, den Humor in Versen einmal zusammenzustellen, und von heitern Künstlern die lustigen Gedichte illustriren zu lassen! Da findet sich manches Wort, manche Situation, manches Bild, das den Griesgram fröhlich machen und selbst prosaischere Naturen zum Schmunzeln bringen kann. Vielleicht hätte die Auswahl reichhaltiger sein können — viele bedeutende Humoristen sind nicht vertreten — jedenfalls aber ist das Gegebene werthvoll und wenn auch der zahmere Humor überwiegt, so wird dieser auch seine Freunde finden. Die Illustrationen allein sind schon dazu angethan, den Leser in frische fröhliche Stimmung zu versetzen.

Kinderbücher zum Weihnachtsfest sind diesmal wieder in schwerer Menge erschienen. Wenn wir unsere Leser hier u. a auf Albert Völckerlings „Mutter und Kind" (mit vielen Illustrationen und Aquarellen) bei Karl Flemming in Glogau erschienen, auf die „Neuesten deutschen Geschichten" von Franz Otto (mit 140 Abbildungen), Leipzig, Otto Spamer, auf die in gleichem Verlage erschienenen Weihnachtsbücher aus „Moltkes Leben" und „Der Scalpjäger" endlich auf „Allerlei nette Pflanzen" von Richard Schmidt-Cabanis mit farbigen Bildern von Lothar Meggendorfer, (Braun und Schneider in München) aufmerksam machen, so glauben wir unsere Pflicht als literarischer Weihnachtsherold erfüllt zu haben.

Digitized by Google

Kleine Salonplaudereien.

Etwas high life. Warum eine besonders am deutschen Kaiserhofe sehr beliebte Großfürstin am russischen Hofe in Ungnade gefallen ist, darüber erzählt man Folgendes: Die Großfürstin, die voll Witz und Geist ist, beging nämlich das ungeheuere Verbrechen, das Hofleben in Gatschina unerträglich steif und langweilig zu finden. In einem an einen Pariser Korrespondenten gerichteten Briefe machte sich die kaustische Schreiberin über die Hofzirkel in Gatschina in ganz auserlesener Weise lustig. Um es jedoch zu vermeiden, ihre hohen und mächtigen kaiserlichen Verwandten beim Namen zu nennen, entlehnte die Großfürstin dem Thierreiche Spitznamen, wie z. B. die Katze, die Ratte, die Maus, die Wespe, der Skorpion, die Kröte ohne Juwel auf ihrem Haupte u. s. w., und paßte sie in geschickter Weise denen an, die ihren scharfen Witz fühlen sollten. Auf diese Weise übermachte sie ihrem Korrespondenten die Ideen der Leute, die um sie herum summten, krochen oder sie auch gelegentlich in die Füße stachen, wenn sie durch die Hofkreise von Gatschina ging. Der böse Zufall wollte es, daß dieser Brief von General Zanatiew aufgefangen wurde und dem Zar in die Hände gerieth, der es seiner Verwandten nicht verzeihen konnte, daß sie den Hof und dessen Manieren ins Lächerliche gezogen hatte. Noch unversöhnlicher erwies sich die Kaiserin, die das ganze als persönliche Beleidigung auffaßte. Die Großfürstin erhielt den strengen Befehl, Rußland sofort zu verlassen. Bald folgte ihr auch der Großfürst ins Exil, und das expatriirte Paar unterhielt sich in Paris, wo die Großfürstin ihr Vergnügen und die Rache darin fand, entzückten Zuhörern die Ursache ihres Mißgeschicks vorzumimen. Neuerdings kehrte der Großfürst mit seiner Gemalin nach Petersburg zurück. Die junge liebenswürdige Erscheinung der Fürstin ist von blendender Frische und erregt, wo sie sich auch zeigen mag, ungeheuchelte Bewunderung. Ganz besonders aber schwärmen die Franzosen für ihre Schönheit, für ihre vollendete Grazie und ihren unvergleichlichen Geschmack in der Toilette. Niemand kann diese distinguirter wählen und tragen als sie, und es giebt Weiblichkeiten, welcher die Pracht ihrer Roben den Schlaf raubt. Auf sie glaubt der Franzose, wie kaum auf eine andere, die Worte Goudinets anwenden zu dürfen: „Le parfum de la pêche et l'eclat de la fleur."

Auf der Chaiselongue hat sich wohl so mancher Leser unzählige Mal behaglich ausgestreckt, ohne von dem interessanten historischen Ursprung dieses der Bequemlichkeit so unentbehrlichen Möbels die leiseste Ahnung zu haben. Madame de Genlis giebt in ihren Memoiren darüber eine recht interessante Aufklärung: Wenn ein französischer König einem Edelmann, einem Staatsbeamten oder sonstigem Würdenträger anläßlich seiner Erkrankung eine Visite machte, und der also Geehrte durch seinen leidenden Zustand an das Bett gefesselt war, so schlug man neben dem Krankenlager ein zweites Ruhebett auf, auf welchem sich der königliche Besucher seinerseits niederlegte! Die Hofetikette besagt nämlich: Der König kann allenfalls gestatten, daß einer seiner Unterthanen eine gleiche Positur annimmt, wie der Monarch selbst, jedoch ist eine bequeme, zum Beispiel liegende Haltung in Gegenwart des stehenden Königs durchaus unzulässig." Um also bei solchen Krankenbesuchen diese Klippe der Etikette zum umschiffen, war man auf jenen famosen Ausweg eines zweiten Ruhebettes verfallen. Als Ludwig XIII. den kranken Kardinal Richelieu besuchte, wurde dieses Ceremoniell strikt beobachtet. Auch Ludwig XIV. streckte sich neben dem Bette des Marschalls von Villars nieder, als er erschienen war, um sich persönlich nach dem Befinden seines verwundeten Feldherrn zu erkundigen. Seit jener Zeit hielt man in allen adeligen Häusern Frankreichs für den Fall eines königlichen Besuches ein solches Ruhebett, welches man Chaise longue nannte, parat. Heutzutage ist dieses Möbel auch bei den ungefalbtesten Sterblichen, namentlich zur Zeit der Siesta sehr beliebt, und wer weiß, ob der Leser nicht auf einer Chaiselongue ruhend in die Geburtsmysterien dieses erlauchten Sophas eingedrungen ist!

Culvre poll, naturfarbene blanke Bronze, ist ein Luxusartikel geworden, der binnen wenigen Jahren durch die Berliner Fabrikation zu einer überraschenden Bedeutung gelangt ist. Anfangs schüchtern und mit wenigen Stücken auftretend, füllt er jetzt in blendendem Glanze dominirend die Schaufenster der ersten kunstindustriellen Magazine der deutschen Residenz. Es ist einer der sichtbarsten Erfolge der Bestre-

Digitized by Google

bungen unserer Kunstindustrie, an deren Spitze Kronprinz und Kronprinzessin stehen. Nach einer kurzen Uebergangsperiode, in der die Berliner Fabrikanten französische Muster kopirten, haben sie selbstständige Bahnen eingeschlagen, sich ein tüchtiges Personal herangeschult, Architektenkünstler für ihre Entwürfe in Dienst genommen, und wenden für gute Modelle Kosten auf, vor denen sie noch vor wenigen Jahren zurückgeschreckt wären. Es sind die reichen Formen der deutschen Renaissance, welche in ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit die Motive hergeben und die, man kann sagen, in allen Welttheilen den Geschmack beherrschen. Denn nur der kleinere Theil der Berliner Cuivre poli-Artikel bleibt in Deutschland, der größere geht in alle Welt hinaus. Und zwar gehört zu den bedeutendsten Abnehmern Paris, die Wiege dieser Industrie, und mit ihm ganz Frankreich. Einestheils ist es der Preis, in dem die Pariser mit uns nicht konkurriren können, andererseits haben wir Specialitäten, wie die Prunkschüsseln mit Porzellan- und Majolika-Einsätzen nach klassischen Mustern, die man in Frankreich nicht anfertigt. Die Inhaber unserer großen Luxusgeschäfte stellen die Reisen zum Einkaufe nach Paris mehr und mehr ein, weil sie gestehen, daß sie das Neueste in Berlin vorfinden. London ist unser nächstbedeutender Kunde: von hier aus wird Australien versorgt.

Eine recht hübsche Spielerei kultivirt man jetzt in England, nämlich die Zucht von Zwergobstbäumen in Blumentöpfen mit welchen man dann die Tafeln statt mit Früchten in Schalen garnirt, so daß die Tischgäste sich das Obst von den Bäumen pflücken können. Man gewinnt solche Bäume, indem man ein kleines, bereits veredeltes Obstbäumchen, von dem man alle großen und starken Wurzeln abgeschnitten hat, in einen Blumentopf pflanzt. Die kleinen Haar- und Faserwurzeln genügen vollständig, um dem Bäumchen die nöthige Nahrung zuzuführen, und das Treiben und Reifen der Früchte vollzieht sich schnell, so daß z. B. von einem solchen Weinstock schon achtzehn Monate nach seinem Pflanzen die ersten reifen Trauben gepflückt werden konnten. Natürlich muß man später mit der Schere nachhelfen, um den Topf klein zu halten, das ist aber eine kleine Mühe. Wir glauben, daß sich diese neue Kultur auch bald bei uns Bahn brechen wird, und daß wir bald bei feinen Diners neben jedem Convert einen kleinen Obstbaum mit reifen Früchten sehen werden.

Das Schnüren war am altfranzösischen Hofe ein besonderes Amt. Die Königin war durch die Etikette verpflichtet, sich von dazu angestellten Schneidern täglich bei dem Lever schnüren zu lassen. Maria Theresia, die Gemalin Ludwigs XIV., bat den König, sie von dem Zwange zu befreien; sie war jung und empört, so oft der Schnürmeister in ihre Nähe kam. Der König erklärte jedoch an diesem alten Gebrauche nichts ändern zu können. In dem galanten Intriguenspiel der Zeit kam es freilich häufig vor, daß die Schnürmeister den Damen sehr angenehm waren. Mehr als einmal war dieses Amt die Verkleidung, unter der ein Liebender seiner Angebeteten nahte.

Bismarck und die Kunst. Im letzten Sommer sah Fürst Bismarck den Maler Lenbach aus München, mit welchem er seit Jahren befreundet ist, als Gast in Varzin. Da kam häufig die Konversation auch auf das Thema der schönen Künste, und es soll höchst originell gewesen sein, wie der Reichskanzler seine persönliche Stellung zu den schönen Künsten skizzirte. Das „Berliner Tageblatt" ist in der Lage, einige authentische Mittheilungen darüber zu machen. Eines Abends war es, als das Gespräch mit dem Thema „Musik" begann. Ganz unverhohlen gestand Bismarck ein, daß er, wie auch seine Kinder, durchaus unmusikalisch sei. Er habe niemals Klavierspielen gelernt. Kurze Zeit habe er wohl Unterricht gehabt, aber nichts davon profitirt. Er habe kein musikalisches Gehör und auch keinen Sinn dafür. Am liebsten habe er stets eine gute italienische Drehorgel gehört; auch eine Handharmonika, wie sie die jungen Burschen abends auf dem Lande spielen, klinge ihm sehr angenehm. Oper und Singakademie seien ihm unbekannte Aufenthaltsorte. Wenn er sie auch besuchen wollte, so habe er doch keine Zeit dazu. Sehr gern höre er noch das der menschlichen Stimme im Klange am meisten ähnliche Cello. Er habe einmal die Oper „Trenbadour" gehört: es sei ihm unbegreiflich, daß so ein junger Mann wie der Manrico ein Don Juan, ein Mädchenverführer sein könne; er sei überhaupt kein Freund der Tenoristen, wohl aber finde er an einer guten Posse und einem gesunden Kalauer Gefallen. Dieser Neigung entspreche es, daß er einmal Helmerding zum Diner eingeladen habe. Musikalisch ist in der Familie des Reichskanzlers nur die Fürstin. Dieselbe besuchte unter anderm im vorigen Jahre die Nibelungen-Tetralogie im Viktoriatheater und übersendete darauf dem Sänger

Digitized by Google

Scaria eine Einladung zum Diner. — Auf Lenbachs Kunst übergehend, erklärte Bismarck freimüthig, daß er darin zu wenig geschult sei. Er ließe sich von seiner Familie stets über die Nationalgalerie erzählen, betrachte auch jedes Bild — aber nur in der Photographie; er habe keine Zeit und sei auch schon zu alt, um sein Kunstverständniß zu bilden.

Die Betheiligung des Privatpublikums an Börsenspekulationen bietet aus dem Grunde dem Publikum vergleichsweise wenig Chancen, weil die Wahrnehmung des günstigen Augenblicks zur Erzielung eines Vortheils oder zur Vermeidung einer Gefahr, die oft von großem Belang für den Ausgang der Geschäfte ist, nur dem Börsenbesucher und Börsenkundigen möglich sein wird. Das der Börse persönlich und räumlich fernstehende Publikum hinkt daher mit seinen Entschlüssen in Bezug auf Börsenoperationen meist den Thatsachen nach, und versäumt naturgemäß sehr häufig den vortheilhaftesten Zeitpunkt zum Eingehen oder zur Abwickelung eines Engagements. Von großer Bedeutung wird dieser Umstand besonders in politisch bewegten Zeiten, wo die Befürchtung, der Eintritt oder das Ausbleiben gewisser Thatsachen oft maßgebend für die Börsentendenz ist. Es ist ferner eine bekannte Erscheinung, daß das Publikum nur zu steigenden Kursen kauft und zu weichenden Kursen verkauft, was ja manchmal richtig ist, aber dem Prinzip der vorausiehenden Spekulanten zuweilen widerspricht. Denn es ist eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür gegeben, daß im gewöhnlichen Laufe der Dinge auf einen Kursrückgang wieder eine Kurssteigerung folgen werde und umgekehrt. Ist nach dem Gefühl der Börse eine im Zuge befindliche Bewegung noch in der Zunahme begriffen, so wird man natürlich besser thun, mit derselben als gegen dieselbe zu gehen. Die große Kunst der „Mitläufer" besteht aber alsdann in der Erfassung des richtigen Augenblicks zur Einheimsung des Gewinnes. Auch in diesem Punkte fehlt das Publikum bei seinem konservativen Sinne sehr oft. Eine Sache, die einmal gut geht, erachtet der Privatmann leicht als einer Verschlechterung oder Rentabilitätsverringerung überhaupt nicht fähig. Anders der scharf blickende Börsianer, der sich mit einem bescheidenen Gewinne begnügt und in seiner größeren Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit sich leicht von einem Engagement trennt, bevor noch die letzte Chance desselben ausgenützt worden ist. Ein anderer wesentlicher Umstand für den erfolgreichen Betrieb von Spekulationsgeschäften ist die Kenntniß der Stellung, welche die großen Finanzmächte zu gewissen Papieren oder zur Börsentendenz überhaupt einnehmen. Wer die Physiognomie der Börse genau kennt, wird mit annähernder Sicherheit bestimmen können, ob und nach welcher Richtung hin die haute banque eine Thätigkeit entwickelt. Das Privatpublikum erfährt das, wenn überhaupt, so doch immer erst aus zweiter Hand. Wenn sich trotz alledem auch der Börsenbesucher und berufsmäßige Spekulant häufig in seinen Berechnungen und Erwartungen irrt, so läßt sich das von dem der Börse fernstehenden Privatmann erst recht annehmen. Die hier und da vorkommenden Ereignisse bestätigen lediglich die Regel. Der Privatspekulant arbeitet also in jeder Beziehung unter ziemlich ungünstigen Verhältnissen. Er wird daher in den meisten Fällen gut thun, sich von dem reinen Differenzgeschäft möglichst fern zu halten und sich auf die thatsächliche Anlage seiner Mittel beschränken, wozu er ja allerdings auch solche Effekten wählen darf, deren Besitz mit einigem Risiko verknüpft ist, sofern er nur in der Lage ist, dasselbe zu beurtheilen und die entsprechenden Reserven für etwaige Ausfälle aus den Erträgnissen zu stellen.

Digitized by Google

Salonpost.

K. Schwan in L. (Mecklenburg) Sehr hübsche Betrachtungen über den Artikel. Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!

Bruno in W. Halten Sie dem Betreffenden den Spiegel in den Worten eines neuesten französischen Schriftstellers vor, welcher sagt: Es läßt sich nichts denken, was dem Zwecke des Lebens weniger entspricht, als wenn jemand in vollständigem Müßiggange dahinlebt, früh, oder vielmehr spät, sehr spät aufsteht, sich in seinem Spiegel betrachtet und auf der ganzen weiten Gotteswelt nun nichts Anderes zu sagen weiß, als etwa Folgendes:

„So! Das bin ich — ja, das bin ich! Ein hübscher Kerl! Ich habe eine nette Figur, sehe gut aus und bin sorgfältig frisirt. Nun will ich einmal ein bißchen ausreiten. Was ziehe ich dazu an? Mein graues Jaquet und die blauen Beinkleider oder mein blaues Jaquet und die grauen Beinkleider? Was da, ich wähle das graue Jaquet. Gestern ritt ich um den Park in der Richtung von links nach rechts, ich werde heute also von rechts nach links reiten. Dann werde ich heimkommen und frühstücken. Darauf werde ich mich aufs Sopha legen und ein Stündchen schlafen; dann ziehe ich den reizenden Ueberrock an, den mein Schneider gestern abgeliefert hat, und fahre ein bißchen am See spazieren. Nun kehre ich wieder zurück und mache abermals Toilette, diesmal Frack und weiße Krawatte, denn ich will ja bei B.'s diniren, man speist dort vorzüglich, die Leute haben die beste Küche in ganz Paris. Um zehn Uhr etwa werde ich mich von dort loszumachen suchen, um noch den vierten Akt des Ballets, das heute gegeben wird, zu sehen. Ja, so verbringe ich mein Leben, denn sonst tauge ich ja zu nichts und wieder nichts. Ich bin durchaus nicht dümmer oder ungebildeter als ein anderer, aber von den Geistesgaben, mit denen mich die Natur ausgestattet hat, habe ich niemals Gebrauch zu machen nöthig gehabt; ich gebrauche sie nicht und werde sie auch nie, absolut nie gebrauchen."

B. v. S. in Kassel. Wir würden Ihnen das Viktoria-Lyceum in Köln (das unter der Leitung der Frau Lina Schneider steht) empfehlen. Die genannte Anstalt macht es sich zur Pflicht, die wissenschaftlichen Fragen unserer Zeit dem reiferen Verständniß der der Schule entwachsenen jungen Mädchen zuzuführen und so einen tiefgehenden Einfluß auf deren Allgemeinbildung zu gewinnen. Der Unterricht ist bestimmt, da fortzufahren, wo die höhere Schule ihre Aufgabe vollendet hat. Deßhalb werden den allgemeinen Lehrgegenständen, unter welchen auf das Rechnen ein besonderes Gewicht gelegt wird, noch Kunstgeschichte, Italienische Sprache, Zeichnen und Malen, Musik (Gesang und Klavier) und die Kunstarbeiten der Nadel hinzugefügt.

Ernestine in Pr. Darin ist große Vorsicht nöthig. Gerade jetzt werden antike Möbel jedes Jahr in großen Mengen von Denjenigen ans Tageslicht gebracht werden, die sich auf das Geschäft verstehen. Alte Uhren, alte Toiletten, alte Bettstellen, auch wenn erst gestern gearbeitete, haben großen Werth in den Augen vieler, die sich mit einem altertümlichen Aeußeren begnügen. Jetzt schwärmt man für wurmstichige Möbel. Derartige Stücke werden durch ein paar Schüsse Schrot leicht hergestellt. Alte Häuser, die eingerissen werden, liefern das wurmstichige Holz, aus welchem Möbel, die von Philipp von Spanien gebraucht wurden, gemacht werden. Frankreich erzeugt altes Neuen und Sèvresporzellan in Massen; Limoge-Email ist reichlich vertreten. Das Neue (fast alles ist neu) wird einen Monat in feuchte Erde gelegt und dann je nach Bedürfniß des Käufers 300 oder 400 Jahre zurückdatirt. Im Alter hat er das Aussuchen. Die berühmten Stücke aus der Zeit Heinrichs II. werden das ganze Jahr fabrizirt. Mit Fluorwasserstoffsäure behandelt, werden sie in kurzer Zeit antik. In Berlin kann man sich römische Thongefäße aus der Zeit aller Kaiser massenhaft verschaffen.

Leserin in B. Die Adresse des Verfassers ist: Oberstabsarzt Dr. Dyes, Hannover, Nelkenstraße 6.

Paris in Potsdam. Es ist wohl eine etwas gewagte Behauptung, daß die Berliner Hofbühnen keine weiblichen Schönheiten besäßen. Denken Sie an die Damen Lola Beeth, Sachse-Hofmeister, Barkany u. s. w., so werden Sie das Irrige der Behauptung einsehen.

N. in Dresden. Die Quadrille à la cour (Les Lanciers) ist am Hofe Napoleons III. um 1860 aufgekommen.

Digitized by Google

Neueste Moden.

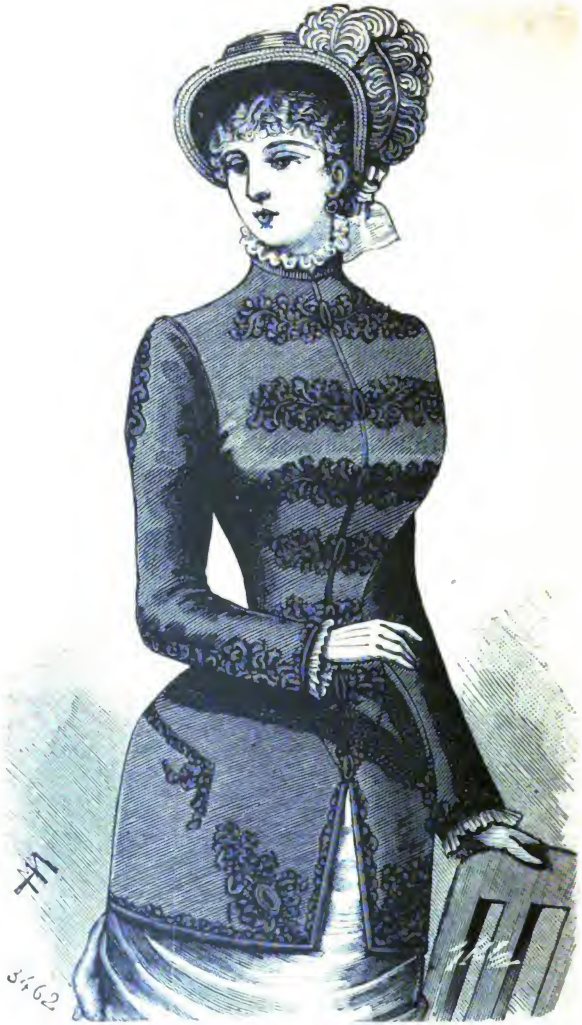
Nr. 1 bis 3. Winter-Ueberröcke für Kinder.

Nr. 1 u. 3. Ueberrock für ein Mädchen von 5 bis 7 Jahren. Rück- und Vorder-

Nr. 1 bis 3. Winter-Ueberröcke für Kinder.

ansicht. — Der Stoff zu diesem innen mit Pelz ausgeschlagenen Kleidungsstück besteht aus granitartig gesprenkeltem Tuch. Russischer Kragen und Aufschläge mit

Digitized by Google



Nr. 4. Jacket von Tuch oder Cheviot. (Vorderansicht.)

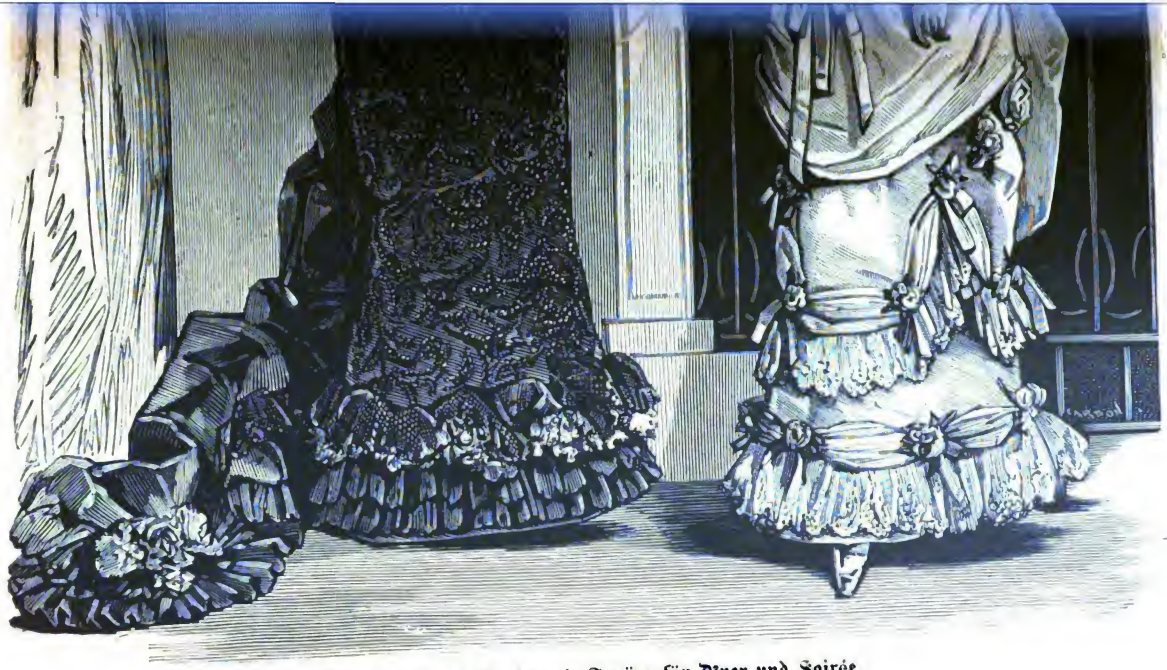
Pelzverbrämung. Die Vordertheile sind ein wenig übereinander geschlagen und durch vier hübsche Passementeriestrippen geschlossen. Auf der Rückseite ist der Rock offen und mit einem Pelzstreifen besetzt. Plüschhut mit schönen Federn vorn, und auf der Rückseite eine Atlasschleife; die ziemlich breiten Ränder sind mit gepufftem Atlas gefüttert.

Digitized by Google

Nr. 5. Jacket von Tuch oder Cheviot. (Rückansicht.)

Nr. 2. Kleines Mädchen von 2 bis 3 Jahren. — Cashmirpelz mit wattirtem und gesteppten Atlas gefüttert. Um den untern Rand und die vordern Ränder ein Schwanpelzbesatz; Kragen von gleichem Pelz. Die Ränder der Pelerine sind ohne Pelzbesatz. Weißer Filzhut mit emporgebogenen Rändern, die mit Atlas gefüttert sind. Oben schöne weiße Federn.

Digitized by Google



Nr. 6 u. 7. Höchst elegante Anzüge für Diner und Soirée.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 4 u. 5. Jacket von Tuch oder Cheviot. (Vorder- und Rückansicht.)

Dasselbe ist übereinander geschlagen; die langen Schöße treten vorn etwas auseinander, so daß der Rock darunter sichtbar wird. Auf der Rückseite sind die Hintertheile von den Seitentheilen durch Blasbalgfalten von Atlas getrennt. Die einzige Garnirung besteht in großen Phantasieknöpfen. Aermelaufschläge und kleiner Stehkragen von Plüsch. Die Abbildung der Vorderansicht trägt einen Filzhut mit Blumenguirlande, Surahschleife und Surahbindebänder. Die Garnirung des Hutes der Abbildung, welche die Rückseite des Jackets zeigt, besteht aus Banddraperie mit Schleife und einer großen Feder auf der rechten Seite.

Nr. 8. Veronica-Capote.

Nr. 6 u. 7. Höchst elegante Anzüge für Diner und Soirée.

Nr. 6. Venetianische Robe von schwarzem Merveilleux-Atlas. — Vorn ist der Rock als eine mit Jetperlen übersäete Atlasschürze angeordnet. Um die untere Partie laufen zwei Röhrenvolants, welche von einer Mechelner Spitzenrüsche übersetzt sind. Die Taille, vorn mit Schnebbe, ist theilweise mit einem Jetperlen-Plastron bedeckt, das eine reiche Spitze umrandet, welche sich als ganz kleine Aermel fortsetzt. Ueber die Schöße und Hüften drapiren sich zwei prächtige Atlaspaniers, welche unter der Schnebbe befestigt sind. Der Rücken der Taille endigt ebenfalls in eine Schnebbe. Derselbe ist oben mit einem mit Jetmotiven verzierten Volant garnirt. Aus dem Rock ergiebt sich die in gleicher Weise wie die Schürze garnirte wogende Schleppe,

Digitized by Google

welche auf der Schnebbe der Rücktaille als elegante Draperie befestigt ist. Auf der linken Achsel und an der Taillenschnebbe ein Bouquet von Heliotropen und Wiesenkönigin.

Nr. 7. Für ein junges erwachsenes Mädchen passender Anzug von irisfarbener Gaze, untersetzt mit crêmefarbener oder rosa Seide. Der seidene Rock ist mit Gaze bedeckt und zeigt am untern Rande einen Spitzenvolant, dessen Kopf aus einer Gazeumwindung besteht, die in angemessenen gleichmäßigen Entfernungen durch große Rosen auf Banddrapirung montirt, zusammengezogen ist. Etwa in Kniehöhe ein gleicher Volant mit Umwindung, welcher an den Seiten heraufsteigt und sich unter der Naht der Rückbahn verliert. Die sich vorn etwas ausbreitende Gaze-

Nr. 9. Plüsch-Capote.

schürze ist über den Hüften in Paniers drapirt. An der Rückseite fällt unter der Taille ein sehr weiter Puff herab, der nahe den Hüften durch einige Stiche in die Höhe gebauscht wird. Den Taillenausschnitt ziert eine mit Rosen besetzte Gazendrapirung, während ein Plastron von Gaze mit Rosen geschmückt die übrige vordere Partie der Taille bedeckt. Puffärmel von Gaze mit einem kleinen Plissé garnirt. An den Seiten der Robe sind flottirende Schluppen von crêmefarbenem Band angeheftet. Als Kopfschmuck in den Haaren vertheilte Rosentuffen.

Nr. 8. Veronica-Capote.

Diese Capote von Filz mit dicker Sammetrüsche in der Farbe des Filzes

Digitized by Google

eingefaßt, hat außerdem noch eine Cocarde von Sammetband und eine prächtige Amazonenfeder als Ausputz. Die Bindebänder sind vom gleichen Sammetband.

Nr. 9. Plüsch-Capote.

Capote von resedagrünem Plüsch. Die sich nach oben erweiternde Passe ist mit einer Art Marabouteingalon eingefaßt. Die Fütterung von Merveilleux-Atlas ist im Fond, nahe dem Kopf, in enge Püffchen gereiht. Schleife und Bindebänder sind von façonnirtem Band. Zur Linken ein Vogel mit Aigrette.

Nr. 10. Elegante Capote für ein heranwachsendes Kind.

Nr. 10. Elegante Capote für ein heranwachsendes Kind

Ein heranwachsendes Kind gut kleidende Capote von durchaus gepuffter blaßblauer Seide mit ebenfalls gepuffter fischotterbrauner Seide gefüttert. Ueber der Passe eine Garnirung von türkischem Sammet, welcher auch zu den Bindebändern genommen wird. Zwei große fischotterbraune Federn machen den Ausputz complet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Der Salon.

Das Blumenmädchen.

Eine Erzählung nach dem Leben.

Von Wilhelm Walloth.

Vor der Thür eines düstern Hausganges stand ein junger Mann im Reiseanzug und studirte eifrigst die Nachahmung einer Visitenkarte, welche eine kunstfertige Hand auf die Fläche dieser Thür gemalt hatte. Er rückte seine goldene Brille nach allen Windrichtungen, bis es ihm endlich gelang, den Namen „Arthur Enger, Kunstmaler" zu entziffern. Ein freudiges „Ah" entschlüpfte seinen Lippen. „Hier also", murmelte er, „endlich finde ich ihn. Nun, so wird meine Freundestreue, die sich übrigens die Beine bereits ziemlich müde gelaufen, am Ende doch belohnt. Was wird Arthur staunen, mich plötzlich hier zu sehen! Drei Jahre von einander getrennt — auf einer Schulbank gesessen und geschwitzt und kaum drei Briefe miteinander gewechselt!" Ein behagliches Lächeln glitt über die Züge des jungen Mannes. Es war ihm anzusehen, wie er im bevorstehenden Genusse des Wiedersehens schwelgte, wie er sich auf seinen Ueberfall innerlich etwas zu gute that. „Was wird Arthur für Augen machen", murmelte er nochmals und klopfte dann mit erwartungsvollem Schmunzeln an. Er klopfte zum zweitenmale, mußte jedoch lange warten, bis ihm endlich das „Herein" entgegentönte — in einem Tone jedoch, der unseren Reisenden vielmehr zum Draußenbleiben als zum Eintritt einzuladen schien. Der Reisende ließ sich jedoch nicht zurückschrecken. Etwas spöttisch lächelnd öffnete er und sah sich in einem großen Gemach, dessen Wände auf das phantastischste mit vertrockneten Palmblättern, mit Bildern, Oelgemälden ohne Rahmen, bunten Tuchstücken und ausgestopften Vögeln geschmückt waren, während mehrere Staffeleien, Holzrahmen und Vorhänge das Ueberblicken des ganzen Raumes völlig unmöglich machten.

Ein lebendes Wesen war in diesem Raume zunächst nicht bemerkbar, höchstens ließ ein verdrießliches, unverständliches Brummen, das aus dem hintersten, von Teppichen gänzlich abgeschlossenen Winkel des Gemachs kam, auf die Nähe eines solchen schließen.

Unser Fremdling, doch nun ein wenig ernüchtert, stellte seinen Handkoffer verlegen auf das ausgesessene Stroh eines Sessels, räusperte sich, um seine Gegenwart anzudeuten und betrachtete endlich, einigermaßen außer Fassung gebracht, das Bildniß einer Tragödin in schwarzem

Digitized by Google

Sammet, das ihn und seine bestaubten Schuhe hohnlächelnd zu mustern schien.

„Auffallend", dachte er, „höchst auffallend; doch Arthur war schon als Schuljunge manchmal barsch und sonderbar."

Er räusperte sich stärker. Endlich erschien ein Kopf auf der rechten Seite einer großen Leinwandfläche, verschwand aber sofort wieder.

Der Wartende, der ein Mensch von sanfter Gemüthsart war, verlor zwar nicht alle Geduld, machte sich aber eben ärgerlich daran, seine Kleidung etwas zu ordnen, als das Gebrumme sich von neuem hören ließ. Gleich darauf tauchte vor dem Harrenden ein blondgelockter Jüngling auf, der sich nachlässig bemühte, die zurückgeschlagenen Hemdärmel vorzustreifen. Er besah sich seinen Gast einige Augenblicke und versuchte, nachdem er ihn erkannt, zu lächeln.

„Karl Hellgold", sagte er mit matter Stimme, dem Gast die Hand hinstreckend.

Verwundert über diesen kühlen Empfang, setzte sich der Angeredete nieder, sah bald verwirrt zu Boden, bald auf den Freund.

„Das ist recht von Dir", fuhr Arthur fort, „daß Du mich wieder einmal besuchst."

„Wieder einmal?" frug Karl, „es ist das erste Mal."

Das Gespräch stockte. Karl rückte erröthend auf seinem Stuhl hin und her. Der freudige Ausdruck seiner Züge hatte allmählich einem enttäuschtem Platz gemacht. Unerklärlich blieb ihm das schweigende Insichversunkensein, die Zerstreutheit seines Freundes und die herzlichen Worte, die er in Bereitschaft gehabt, erstarben ihm auf den Lippen.

Arthur und Karl waren beide in D. miteinander aufgewachsen, in der Schule hatte sich ihre gegenseitige Neigung erprobt und befestigt, und als ihre verschiedenen Berufsarten sie schließlich trennte, war der Abschied ein tiefempfundener. Arthur, der in M. die Malerakademie besuchte, brachte, wie er dem Genossen schrieb, vierzehn Tage lang nach dieser Trennung kein Wort über die Lippen und Karls Appetit blieb drei Wochen hindurch mit einer Hartnäckigkeit aus, die seine gute Mutter an den Rand der Rathlosigkeit brachte. Und nun, da sie sich wiedersahen, wollte es mit dem alten, offenen Verkehr nicht mehr recht gelingen.

Der junge Maler fuhr endlich wie erwachend aus seinem träumerischen Hinbrüten empor. Er wollte wissen, wie es dem Freund auf der Universität als Student der Medicin ergangen; dieser aber, dem der Zustand Arthurs anfing Besorgniß einzuflößen, wünschte Arthur zum Sprechen zu bringen, um ihn genauer beobachten zu können.

„Nun, was macht die Kunst?" frug er.

„Die geht nach Brot", erwiederte der Maler, ein Lächeln erzwingend. „Habe für das kommende Schützenfest zwar Aufträge in Hülle und Fülle erhalten, die bringen jedoch nichts als Ehre und von der wird man nicht satt. Ueber mein Bild: Musik, das Du dort hängen siehst, hat sich immer noch keine Wand erbarmt. Uebrigens habe ich beschlossen, ein Album, betitelt: Aus Wald und Feld! herauszugeben, dessen einzelne lyrisch gehaltene Illustrationen nothwendigerweise mit Gedichten behaftet sein müssen; wenn Du mir dieselben liefern willst,

Digitized by Google

bin ich Dir sehr verbunden, Du ritteſt ja ſchon in der Schule den Pegaſus mit einiger Sicherheit."

„Gewiß, gewiß", ſagte Karl etwas verlegen.

Der prüfende Blick des jungen Mediciners hatte im ſtillen ſchon längſt erkannt, daß aus den theilnahmlos ins weite ſchauenden Augen ſeines Jugendgenoſſen vielleicht vor kaum einer Stunde Thränen gefloſſen waren. Auch die Bläſſe ſeiner Wangen, das Tonloſe ſeiner Stimme ließ ihn errathen, daß irgend ein unglückliches Ereigniß das Gemüthsleben des Künſtlers in Spannung verſetzt hatte. Noch war er zweifelhaft, ob ihm hier ein rein ſeeliſches oder mehr körperliches Leiden entgegentrat. Arthur redete von jetzt ab viel, aber eben dieſe Lebhaftigkeit hatte etwas Fieberhaftes, Ungeſundes. Er ſchien ſich durch dieſe Erregtheit über innere Qualen weghelfen zu wollen. Er berührte meiſt gleichgiltige Dinge, die er, kaum berührt, auch wieder fallen ließ, als müſſe er ängſtlich ſtreben, ſeine Gedanken zu ſammeln. Mitten in ſeinen langen Auseinanderſetzungen, denen Karl mit beſorgter Spannung folgte, brach er dann plötzlich ab.

„Ich vergeſſe ganz, daß Du von der Reiſe kommſt und der Erholung bedarfſt", ſtieß er hervor, „verzeihe mir meinen Eigenſinn, ich glaube, ich bin in letzter Zeit ſehr ungeſellig und rückſichtslos geworden."

Er ſprang auf, um einige Erfriſchungen zu beſtellen. Karl ließ ihn gewähren. Gedankenvoll ſah er dem Geſchäftigen nach, der alle ſeine Handlungen ſtets noch mit einer gewiſſen Geiſtesabweſenheit ausführte. Endlich war der Tiſch gedeckt, die Flaſchen wurden geöffnet; Karl jedoch, in ſeine Beobachtungen verſunken, rührte die Speiſen kaum an. Er legte plötzlich mit einem raſchen Entſchluß ſeine Hand auf Arthurs Schulter.

„Du biſt krank", ſagte er ernſt.

„Ich?" fuhr der Maler lachend auf.

Er zündete hierauf, denn es war dunkel geworden, die Lampe an.

„Ihr Mediciner", verſuchte er zu ſcherzen, „ſeht überall nur Kranke, für Euch giebt es gar keine Geſundheit, Euch iſt die Geſundheit nur eine leiſer auftretende Krankheit.

„Täuſche mich nicht, Arthur!" fuhr Hellgold mit vertrauenerweckendem Tone fort.

„Ich muß Dir geſtehen, daß ich ſchon bei meinem Eintritt überraſcht war, in Dir nicht mehr den Alten zu finden. Dein Blick iſt trüber geworden. Dein Gebahren iſt nicht das eines völlig geſunden Menſchen. Entweder biſt Du — und dann muß ernſtlich an Heilung gedacht werden — körperlich angegriffen oder Du haſt traurige Gemüthserſchütterungen niederzukämpfen. Eines von beiden iſt, ich laſſe es mir nicht nehmen, die Urſache Deines auffallenden Benehmens. Heraus damit, alter Kamerad! Beſitze ich Dein Vertrauen ſo wenig! Was verbirgſt Du mir? Theilteſt Du mir doch in der fröhlichen Schulzeit die kleinſten Leiden mit und willſt mir nun ernſtere Angelegenheiten verſchweigen? Sind denn dieſe drei Jahre wie Feinde zwiſchen uns getreten und war Deine Liebe zu mir von ſo ſchwacher Konſtitution, daß ſie kaum das dritte Lebensalter erreichte? Wenn Du mir nicht ſofort beichteſt, muß ich annehmen — aber ich glaube gar, Du weinſt?"

Digitized by Google

Mit diesem erstaunten Ausruf unterbrach Hellgold seine Ermahnungen, denn allmählich hatte sich an Enger eine eigenthümliche Veränderung bemerkbar gemacht. Er hatte die Flasche, die er entkorken wollte, auf den Tisch gestellt, dann war ihm der Korkzieher entglitten, im weiteren Verlauf von Karls Rede hatte er sich auf den Stuhl gestützt, schließlich mußte er sich setzen und als Karl eben ermuthigend seine Hand ergriff, verbarg er aufseufzend sein Haupt in dem auf den Tisch gelegten Arm.

„Erleichtere Dein Gemüth", fuhr der junge Arzt ergriffen fort, „sieh, Du bringst mir wahrhaftig auch die Thränen ins Auge, wenn Du zweiundzwanzigjähriger Mensch Dich hinsetzest und weinst wie ein Kind. Wer hat Dir denn einen schlimmen Streich gespielt, das Schicksal oder die Menschen? Komm! sei vernünftig; jedes Weh ist zu tragen, sobald man die Fahne des Verstands über dem Schlachtgetümmel der Gefühle zu schwingen weiß."

Arthur hatte sich von der Umarmung seines Freundes losgemacht, war einigemale mit heftigen Schritten im Zimmer auf und abgeeilt und blieb endlich dicht vor Hellgold stehen, als wolle er diesem, so schwer es ihm auch wurde, eine Mittheilung machen.

„Nein", murmelte er dann, „es geht nicht! Ich kann es noch nicht."

Hierauf schritt er langsam nach dem dunkelsten Winkel des Zimmers, um dort scheinbar eine Mappe zu suchen, in Wirklichkeit aber, um seiner Bewegung Herr zu werden. Karl war ihm gefolgt, zog ihm die Hände vom Antlitz und sah ihm mit einem Blick ins Auge, der mehr ausdrückte als Worte.

„Morgen", sagte Arthur leise, „heute nicht. Niemand hätte mir erwünschter kommen können als Du. Keinem vertraue ich mich lieber an als Dir, das sei gewiß. Morgen sollst Du alles erfahren, heute habe ich, wie Du siehst, einen schwachen Tag, ich könnte heute nicht zusammenhängend erzählen. Auch Du wirst morgen, nachdem Du Dich von Deiner Reise erholt hast, fähiger sein, mir zuzuhören."

Dem Gast war bald ein romantisches Lager auf dem Sopha des Ateliers bereitet und als er spät am Morgen erwachte, fiel sein Blick auf Arthur, der bereits angekleidet vor einem handgroßen Gemälde stand, ganz in den Anblick desselben vertieft. Der Arzt konnte das Gemälde nicht erkennen, er bemerkte nur mit gespanntester Aufmerksamkeit, wie der junge Maler zuweilen zärtlich über die Leinwand desselben strich, wie er es küßte und wie sein feuchtwerdendes Auge sich nicht satt daran sehen konnte. Karl stellte sich schlafend, um seine Beobachtungen unbemerkt anstellen zu können. Ihm war sofort klar, daß hier der Schlüssel zu dem geheimnißvollen Gemüthszustande des Malers gefunden werden konnte. Nun sah er, wie des Künstlers Lippen sich bewegten. Ein Zug finsterer Entschlossenheit glitt über sein Gesicht und mit einer krampfhaften Heftigkeit riß er plötzlich das kleine Bild von der Staffelei und warf es in den nahen Ofen, dessen gierige Flammen hell auflodernd ihren Raub empfingen.

„Arthur! was thust Du", rief Karl, der bei dieser unerwarteten That die Rolle des Schlafenden nicht länger spielen konnte. Arthur hatte gleich nach der Vernichtung des Bildes wie erstarrt dem Spiel

Digitized by Google

der Flammen zugesehen, als jedoch sein Name so laut ausgerufen an sein Ohr schlug, wendete er sich nach dem Lager des Freundes um und sagte ernst:

„Laß es brennen, Guter! Der rasche Entschluß war hier der beste, mir mußten diese unglückseligen Züge ein für allemal aus dem Gedächtniß kommen."

Eine halbe Stunde darauf saß Karl vor dem Frühstückstische, während Arthur den Pinsel ergriff, um an dem Porträt der Tragödin im schwarzen Sammet zu malen.

„Es thut mir wohl", begann er gefaßt, „mit Dir meine Erlebnisse durchzusprechen. Hier in M. weiß ich unter meinen Kollegen keinen, dem ich mich rückhaltslos anvertrauen möchte, und ich fühle, daß eine offene Mittheilung eine Art innerer Befreiung für mich werden kann."

Nach einer Pause fuhr er weiter fort: „Du siehst dort auf jener Staffelei eine Skizze stehen. Aus diesen noch wirren Farbenmassen sollte ein Bild — die Unschuld — hervorgehen, die Unschuld als schöne Mädchengestalt gedacht. Sie lehnt sich an ein Kreuz und blickt träumerisch ins Weite, indeß ihre Hand mit einer weißen Taube spielt. Im Hintergrund schlängeln zwei Pfade, der eine steigt mühsam bergauf, er ist steinig, schwer zugänglich, ein Priester erklimmt ihn; der andere führt bequem gerade aus, reiche Karossen befahren ihn — der Pfad der Tugend und der Pfad des Lasters, wie Du errathen haben wirst. Zu diesem Bilde suchte ich ein passendes Modell. Schöne Modelle suchen ist in unserer Kunststadt leichter, als sie finden. Die ordentlichen Bürgerstöchter geben sich nicht dazu her und die unordentlichen sind meist nicht werth, der Kunst als Stütze zu dienen. Ich brauchte ein unschuldiges naives Gesichtchen — wo war ein solches bei den berufsmäßigen Modellen aufzutreiben? Wäre mir nur der Kopf nothwendig gewesen, so würde sich vielleicht ein Bürgermädchen der niederen Stände dazu entschlossen haben, mir zu sitzen. Ich hatte mir jedoch die Unschuld nicht bis an den Hals hinauf zugeknöpft gedacht. Eben darin bestand die Unschuld meiner Unschuld, daß sie ihre Reize nicht verbarg, weil sie keine Ahnung von der Macht derselben besaß. So durchstürmte ich allabendlich die Straßen von M., mit einer Keckheit, wie sie nur dem Künstler erlaubt ist, jedem mir zusagenden Mädchengesicht prüfende Blicke zuwerfend. Meine Bemühungen blieben mehrere Tage erfolglos, denn die eine, die mir begegnete, besaß nicht genug Feinheit des Baues, die andere sah zu ermuthigend in die Welt, diejenigen, die gern bereit waren mir zu folgen, konnte ich nicht brauchen, und die ich etwa hätte brauchen können, folgten mir nicht. Schon gab ich es auf, mein Bild je zur Vollendung zu bringen, da schien mir das Schicksal endlich ein weibliches Wesen entgegenführen zu wollen, das mich zur Fortsetzung meiner Arbeit genügsam zu begeistern im Stande gewesen wäre.

Es war an einem kühlen Frühlingsmorgen, als ich von dem langen Umherstreifen ermüdet im Café Probst Platz nahm. Mißmuthig, wie ich war, achtete ich nicht auf die Witzeleien meiner Kameraden, sondern trank meine Tasse leer, ohne die vielen Fragen zu beantworten, die man an mich richtete. Dies forderte die fröhlichen Gesellen heraus. Einer derselben, ein junger Heiligenmaler, den ich nie leiden mochte, drängte sich an mich heran und frug, ob meine Modelljagd noch nicht

Digitized by Google

mit Erfolg gekrönt worden sei. Heinrich Rödel, wie sein Name lautete, begann mir nun, als ich ihm seine Frage verneinte, von einer kleinen Blumenverkäuferin zu erzählen, die gestern hier im Café gewesen und die heute wohl wieder kommen werde.

„Sie ist", sagte er, „ein Persönchen zum Küssen, unschuldig wie die Jungfrau Maria und hat ein paar Augen wie zwei kleine schwarze Teufel. Die können Sie gewiß brauchen, sehen Sie sich das Kind einmal an."

Ich versprach es zu thun und so lange hier zu warten, bis das Wundermädchen erschienen sei, obgleich es mir einen höchst widerwärtigen Eindruck machte, die Schöne von Heinrich Rödel empfohlen zu hören, da ich ihn als einen wüsten, charakterlosen Menschen kannte.

Ich hatte indeß lange zu warten. Rödel ward verdrießlich über ihr langes Ausbleiben, da sie, wie er behauptete, ihm versprochen hatte zu kommen. Er ging endlich mürrisch weg und auch ich brach auf, den Weg nach dem englischen Garten einschlagend, im Inneren unsere unglückselige Kunst verwünschend, die sich gar zu sehr an das wirklich Vorhandene anlehnen muß. Die Unthätigkeit, die Befürchtung, das mir lieb gewordene Gemälde unvollendet lassen zu müssen, hatte in mir eine Abspannung aller Geistes- und Körperkräfte hervorgerufen, die mich nach kurzem Wandeln zwang, auf einer Bank des Gartens auszuruhen. Ich hatte mich noch nicht lange meinen Träumereien hingegeben, als mich ein Gelächter, das hinter der Hecke neben meiner Bank hervorzukommen schien, aufschreckte. War das nicht die Stimme Rödels? Ich schärfte mein Gehör und unterschied mit ziemlicher Deutlichkeit die spottenden, frivolen Angriffe eines Mannes, welche von einer Mädchenstimme entschieden zurückgewiesen wurden. Hastig stand ich auf und befand mich mit wenigen Schritten dicht an dem Ort des Zwiegesprächs. Ich hatte mich nicht getäuscht. Ich erblickte Rödel, wie er eben im Begriff war, einen Korb zu untersuchen, welchen ein ärmlich gekleidetes Mädchen fest an sich gedrückt hielt.

„Lassen Sie mich", hörte ich das Mädchen rufen, dessen Gesicht von mir abgewandt war, „lassen Sie mich meinen Weg gehen, oder ich werde rufen."

„Ich bitte Sie", lachte Rödel, dessen stets entzündete Augenlider fast geschlossen waren, „ich bitte Sie, gewähren Sie mir einen Blick in diesen Korb. O, lassen Sie mich Ihnen diesen Korb nachtragen, ich werde treu wie ein Pudel hinter Ihnen herlaufen. Gott! welche zarte Hand Sie haben, schönes Kind, madonnenhaft! Wirklich Holbein gab seiner Madonna keine schönere."

„Sie sind ein Unverschämter", entgegnete ihm das Mädchen, als er ihre Hand an seine Lippen zu drücken versuchte. Da sie, um sich Rödel zu entwinden, sich umdrehte, gewahrte sie mich, wodurch nun auch die Aufmerksamkeit Rödels auf mich gelenkt wurde. Sie richtete ihre Blicke hilfesuchend auf mich, ich gab durch eine Handbewegung mein Erstaunen über Rödels Keckheit zu verstehen.

„Ah, treffe ich Sie hier", rief er unbefangen, „nur näher, Herr Enger. Sehen Sie, das ist die Schöne, von welcher ich Ihnen sprach. Haben Sie je lieblichere Züge erblickt? Glaubt man nicht, es müßten

Digitized by Google

ihr sofort zwei Flügel wachsen, um sie in die Wolken zu tragen? Ich als Heiligenmaler muß das verstehen."

Der sittsame Heiligenmaler kniff höchst unheilig die gerötheten Augenlider zusammen und stellte mir das sprachlose, todtenblasse Mädchen als Emma Kirschner vor. Bilde Dir nur nicht ein, lieber Karl, ich hätte das Mädchen gleich mit Augen der Zärtlichkeit betrachtet, nein, meine erste Empfindung, die mich bei ihrem Anblick überkam, war Mitleid, meine zweite war ebenfalls rein objektiver Natur und galt ihrer Schönheit, denn sie war wirklich schön, insofern als sie der Kunst als Vorbild dienen konnte.

„Das ist ein Modell", fuhr der redselige Rödel fort, „wie man es unter Engeln im Paradies nicht wieder findet, Herr Enger. Muß nicht hier der Pinsel beschämt die Natur um Verzeihung bitten, daß er es wagt, solche Reize nachzuahmen? Wie oft schon bat ich die Kleine, mir für eine heilige Cäcilie zu sitzen, aber sie schlug es jedesmal ab. Versuchen Sie nun Ihr Heil, vielleicht willfahrt sie Ihnen. Ich glaube, ha! ha! ha! der Geruch der Heiligkeit, der mein Leben umgiebt, schreckt das Kind zurück."

Emma hatte bisher rathlos, den Blick zu Boden geschlagen, dagestanden, nun erst schien sie wieder zu sich selbst zu kommen. Sie warf einen Blick des bittersten Vorwurfs auf Rödel, zog ihr altes Mäntelchen fester um die kindlich zierlichen Schultern und wollte sich entfernen. Hier erst erwachte mein Verlangen, sie als Modell zu erwerben, zur vollsten Lebhaftigkeit, aber eine thörichte Scheu, die mich plötzlich befiel, hielt mich ab, das Mädchen anzureden. Ich weiß nicht, wie mir geschah, ich glaube der ernste Ausdruck ihres Auges war es, der mir meine Bitte in diesem Augenblick als eine niedrige erscheinen ließ, kurz, sie ging von dannen, ohne daß ich mich zu regen wagte.

Um diese Zeit mochte es sein, wo wir Künstler dem Direktor der Akademie zu dessen Namenstag ein Fest gaben. Ich selbst hatte mich an den Vorbereitungen dieser Feier betheiligt, mir war das Amt zugefallen, den Thronsessel des Gefeierten zu errichten, den Saal zu dekoriren, und die Einladungskarten zu zeichnen. Im Drange der Geschäfte entfiel die kleine Blumenverkäuferin meinem Gedächtniß völlig, erst Rödel machte mich wieder auf sie aufmerksam, indem er ihre Geschicklichkeit im Kranzflechten rühmte. Ich hatte nichts dagegen, daß sie uns die Kränze, mit welchen der Saal ausgeschmückt werden sollte, liefere. Nur ganz vorübergehend stieg dabei der Wunsch in mir auf, die Kleine wiederzusehen. Das Fest kam, Direktor P. wurde empfangen. Des Weins floß viel und auch des Biers nicht wenig, alles verlief in schönster Ordnung. Erst als der Tag zu dämmern begann, verließ ich, angeekelt von dem allmählich ausartenden Gelage, das Lokal. Ich wollte meine Uhr zu Rathe ziehen, gewahrte jedoch, daß ich sie im Keller hatte liegen lassen, als ich dort dem Wirth behilflich war, ein besonders kostbares Faß Wein in den Saal zu befördern. Ich eilte zurück in den Keller und fand sie mit zerschmettertem Glas am Boden liegen. Eben wollte ich die dunkle Treppe wieder emporsteigen, als sich neben mir ein Schatten regte. Ich öffnete den Kellerladen zur Hälfte und bemerkte im fahlen Schimmer des anbrechenden Tages eine Mädchengestalt, die einen zerrissenen Kranz in den auf dem Schoß gefalteten Händen haltend, in

Digitized by Google

einer Nische der Kellerwand kauerte. Nähertretend erkannte ich die kleine Blumenverkäuferin, die mir Rödel als Modell vorgeschlagen. Sie hatte die Augen geschlossen, ihre Züge zeigten jedoch nicht die selige Ruhe des Schlafs, vielmehr machte sich eine fliegende Hast in denselben bemerkbar, als litte die Arme unter den Qualen eines beängstigenden Traumes. Ich betrachtete dies schöne Bild lange. Das Mädchen hatte, wie mir einfiel, die Erlaubniß, sich nach Beendigung des Festes ihre Blumen wieder zurückzuholen. Von Müdigkeit überrascht war sie, da sie die ganze Nacht auf das Ende des Festes geharrt, in dieser Stellung eingeschlafen. Ein Gefühl süßer Trunkenheit ergriff mich bei diesem Anblick und ich neigte mein Gesicht so tief auf das ihre herab, daß, als sie nun plötzlich die großen Augen aufschlug, wir uns gegenseitig verwundert anstarrten. Gleich darauf erhob sie sich. Ihre dunkeln Augenbrauen zogen sich finster zusammen.

„Thun Sie mir nichts zu leide", sagte ich verlegen scherzend, „ich wollte nur sehen, ob Sie schliefen."

Ein verwunderter Blick traf mich, dann neigte sie das Haupt wie von Schmerz ergriffen, auf die Brust herab. Ich bereute mein leichtfertiges Wort und suchte mich zu entschuldigen, doch schien es, als ob auch dadurch sie nicht versöhnlicher gestimmt würde. Mit der barschen Frage: „Sind Sie Maler?" schnitt sie meine Entschuldigungen ab. „Allerdings", erwiederte ich verwirrt. Kaum hatte ich diese bejahende Antwort gegeben, als ich schon mein undiplomatisches Vorgehen bereute, denn nun machte sich in ihrem Benehmen mir gegenüber eine verachtungsvolle Scheu geltend, die mich anfangs völlig außer Fassung brachte. Der schmerzliche Ausdruck in ihren Zügen war gewichen. Mit abweisendem Stolz schritt sie die Stufen hinan, um nach dem Griff der Thüre zu suchen, den sie wegen des Halbdunkels, das in dem Raum lagerte, nicht sogleich fand. Mit augenscheinlicher Hast betastete sie die Thürfläche, wobei der Kranz ihren Händen entfiel. Ich wollte ihn dienstfertig aufheben, sie jedoch trat mit dem Fuße darauf und sagte mit einem Anflug von Hohn:

„Bitte, bemühen Sie sich nicht, ich bedarf keiner Hilfe."

„Sie behandeln mich nicht liebenswürdig", entgegnete ich und meine Stimme, wie ich mich jetzt noch erinnere, zitterte dabei ein wenig.

„Liebenswürdig? Wie thöricht", sagte sie. „Warum soll ich Ihnen liebenswürdig entgegen kommen? Ich liebe die Maler nicht!"

Ich hielt die nervöse Hast, mit der sie die Worte hervorstieß, für die Ueberreizung der durchwachten Nacht, bis ich später den wahrhaften Grund der Abneigung gegen Maler, die Ursache ihrer Erbitterung kennen lernte.

„Sie lieben also die Kunst nicht", entgegnete ich etwas ereifert. „Wer in M. lebt, und sei er auch der Ungebildetste, muß doch schließlich ein Verhältniß zur Malerei gewinnen; unsere Stadt ist ja bis in die Bodenkammern hinauf mit jungen Raphaels vollgepfropft."

„Die Kunst?" warf sie verächtlich ein. „Die Gemälde liebe ich schon, wenn nur die Maler ebenso vortreffliche Gesinnungen hegten, wie sie dieselben in ihren Gemälden auszudrücken bemüht sind."

„Sie haben nicht ganz unrecht", erwiederte ich, verwundert über die Dialektlosigkeit, mit der sie die deutsche Sprache behandelte. „Es

Digitized by Google

sind viele unter diesen Künstlern, welche diesen Namen weder durch ihre Werke, noch durch ihren Lebenswandel verdienen."

„Sie sind alle schlecht", rief sie mit Entrüstung.

„Alle?" wandte ich ein. „Da thun Sie vielen Unrecht."

„Es mag Ausnahmen geben", lachte sie sarkastisch, indem sie ihren Kranz aufhob, „aber diese sind so selten, daß sie in der großen Menge unbemerkt verschwinden. Nein!" unterbrach sie sich plötzlich heftig, „nein, es giebt gar keine Ausnahmen. Alle sind sie schlecht. O, wie ich sie hasse, dies leichtsinnige, eingebildete Geschlecht, das im Gefühl seiner Künstlerhoheit sich für berechtigt hält, alle Schranken zu überspringen. Genuß ist ihr Lebenszweck. Nach Genuß haschen sie, unbekümmert, wie sie dazu gelangen. Was kümmert es die Begehrlichen, wenn sie dabei ein armes Menschendasein zu Boden treten? Das ist ihnen einerlei. Nur Genießen! Genießen — doch ich vergesse mich. Ich will gehen!"

Mit wachsender Entrüstung hatte sie gesprochen, bis sie zu sich selbst kommend, ihre Worte zu bereuen schien. Sie brach ab, ihre Augen füllten sich mit Thränen, hohe Röthe überflog ihr Gesicht. Anfänglich hatten mich ihre verächtlichen Worte, die sie über unseren Stand fallen ließ, ziemlich erregt; die edle Leidenschaftlichkeit des Mädchens hatte mich jedoch bald überwältigt. Ein wenig kleinlaut frug ich sie: „Sie verachten mich also auch, weil ich Maler bin?"

„Wir wollen nicht weiter darüber reden", entgegnete sie ablehnend. Da sie jedoch den schmerzhaften Ausdruck, der mein Gesicht bei ihrer kalten Abweisung überflog, gewahren mochte, setzte sie milder hinzu: „Es ist möglich, daß Sie zu den Ausnahmen gehören."

„Gewiß!" versicherte ich bestimmt.

„Nun, es mag so sein, seien Sie mir nicht böse", flüsterte sie fast ein wenig lächelnd bei meiner voreiligen Versicherung.

Mir aber war wie im Traum zu Muthe. Langsam faßte ich nach ihrer schönen Hand, die leise zögernd in der meinen zuckte.

„Fräulein Emma", sagte ich mit unwillkürlicher Weichheit. „Fräulein Emma, trauen Sie mir, halten Sie mich nicht für einen Unwürdigen." Sie sah mir prüfend ins Auge, ich will unentschieden lassen, ob mein Auge vielleicht ein wenig feuchter blickte als sonst, Du weißt, welch ein schwachherziger Geselle ich bin und wie leicht mir der Armuth oder dem Elend gegenüber die Thränen kommen. Zeigt sich das Elend nun aber gar in so reizender, verlockender Gestalt, wie bei diesem Mädchen, dann bin ich sofort besiegt. Kurz, ich bat sie noch einmal, mir zu vertrauen und meine von Herzen kommenden Worte mußten etwas Ueberzeugendes haben. Sie sah mich lange und fest an und sagte dann einfach: „Ich traue Ihnen." Sie strich sich alsdann mit der durchsichtigen zarten Hand die Haare aus der Stirn und ich hatte eine Sekunde lang Gelegenheit, in ihren Aermel hinabzublicken, aus dessen Dunkel mir ein weißer, ungewöhnlich schön geformter Arm entgegen glänzte. Der Kontrast zwischen dem häßlichen alten Tuch, mit dem sie bekleidet war, und ihrer reizenden Gestalt war bei dieser Bewegung geradezu sinnverwirrend. Ich konnte mich nicht mehr fassen. Der Wunsch, sie als Modell zu besitzen, steigerte sich zu wahrer Leidenschaft und ich bat sie ohne weiteres auf die herzlichste Weise, ob sie mir nicht wenigstens eine Stunde lang sitzen wollte, stellte ihr vor, wie viel für mich von dieser

Digitized by Google

Sitzung abhinge, versprach ihr nicht nur eine große Belohnung, sondern auch das strengste Stillschweigen. Kein Sterblicher sollte von ihrem Modellstehen erfahren. Mir könne sie doch diese Gunst erweisen, da sie von meiner Charakterfestigkeit überzeugt sei, ich würde sie ganz einfach als Gipsmodell ansehen und jede andere Regung bannen.

Sie hörte mich ruhig an und sagte ohne zu erröthen: „Ich glaube Ihnen jedes Wort, das Sie gesprochen."

„Und Sie werden mir sitzen?" fiel ich erfreut ein.

„Nein", entgegnete sie. „Ihnen kann ich nicht sitzen."

„Mir nicht?"

„Nein."

„Warum denn nicht?"

„Ich weiß nicht", antwortete sie. „Vielleicht weil ich zu hoch von Ihnen denke, weil Sie nicht sind wie die anderen. Zürnen Sie mir nicht. Ich will überhaupt nicht Modell stehen, bei Ihnen könnte ich es am allerwenigsten. Leben Sie wohl."

Und ehe ich mich von meinem Erstaunen erholen konnte, war sie enteilt.

Vergeblich versuchte ich den Schmerz, den mir ihre eigenthümliche Zurückweisung verursachte, hinwegzuscherzen. Es wollte mir nicht recht gelingen. Ich weiß nicht, was in mir vorging. die sichere Ruhe der Natur rings um mich her schien meiner inneren Erregung zu spotten, das Grün der Bäume und das Blau des Himmels kam mir recht fad und alltäglich vor. Ich gelangte ohne recht zu wissen wie, in den belebteren Stadttheil. Die Menschen rannten alle mit einer Gleichgiltigkeit aneinander vorbei, die mich im Innersten empörte und als nun dicht vor mir ein kleiner Junge einige schaudererregende Töne auf einer Pfeife hören ließ, konnte ich trotz meiner angeborenen Sanftmuth kaum dem Drange widerstehen, ihm eine Ohrfeige zu geben.

In meiner Wohnung angekommen, setzte ich mich vor die Staffelei, die aber so hartnäckig meiner Farbe widerstand, daß ich es bald aufgab, weiter zu malen. Ich stürmte wieder auf die Straße, wo es der Zufall wollte, daß mir Rödel, nicht im besten Zustande und in etwas verdächtig heiterer Stimmung, in den Weg kam. Als er lachend meine Erfolglosigkeit bedauert, theilte er mir mit, daß er die Wohnung Emma Kirschners ausgekundschaftet habe. Ob ich gleich den Menschen nicht leiden mochte, so machte er mich doch durch diese Nachricht sehr glücklich. Sie gab meinem wirren Umhereilen und meiner Zerstreutheit ein bestimmtes Ziel. Kaum hatte er mir die Wohnung des Mädchens genannt, als ich auch schon davoneilte, ohne den Verblüfften weiter zu berücksichtigen. Ich ging nicht, ich hatte das Gefühl, als wenn mich die Pflastersteine weiter schöben, so rasch gelangte ich an den Ort meiner Sehnsucht, eine schmutzige enge Straße am äußersten Ende von M. Erst als ich in einer düsteren Hausflur, die selbst bei Tage ein sicherer Hafen und ein undurchdringliches Versteck für lichtscheue Menschen hätte sein können, frug ich mich, was mein Besuch denn eigentlich bezwecken solle. Emma war wahrscheinlich um diese Zeit gar nicht zu Hause.

Da fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf. Vielleicht konnte die Mutter Emmas, die, der Umgebung nach zu schließen, in äußerst dürftigen Verhältnissen leben mußte, diese bewegen, mir Modell zu sitzen. Kurz

Digitized by Google

entschlossen schwankte ich eine Stiege hinauf, die an Gefährlichkeit einer Strickleiter glich. Oben angelangt pochte ich an der ersten besten Thür, die ehemals weiß gewesen sein konnte. Man öffnete und ich stand vor einem alten Weibe, dessen schmutzig thränende Augen scheu auf mich gerichtet waren und die anfangs in mir einen Geheimpolizist oder dergleichen zu vermuthen schien.

Mit den Worten: „Was suchen Sie hier, hier wohnen lauter ordentliche Leute", empfing sie mich. Auf Befragen erfuhr ich, daß sie die Stiefmutter Emmas sei und kaum hatte ich mein Begehren, das Mädchen zu malen, vorgebracht, so änderte die unhöfliche Alte ihre mürrische Zurückhaltung und schlug einen Ton der kriechendsten Freundlichkeit an.

„Und wie viel wird Emma dabei verdienen?" war übrigens ihre erste Frage, die ich jedoch zu ihrer Zufriedenheit beantwortete. Als ich ihr erzählt, daß ich allerdings bereits von Emma eine abschlägige Antwort erhalten, beklagte sie sehr lebhaft die „dumme Halsstarrigkeit des Kindes", wie sie es nannte. „So ist sie nun", sagte sie, „wir sind arm, sehr arm und könnten recht wohl einen einträglichen Nebenverdienst brauchen, aber Emma wies bis jetzt jede Gelegenheit zu verdienen, zurück. Wie viele Maler mußte ich nicht schon abweisen! Sie behauptet, es verträge sich nicht mit ihrer Sittsamkeit Modell zu stehen! Du lieber Himmel! Man verdient Brot, wie man kann und fragt nicht lange wie oder wo? Wissen Sie, dies schämige Wesen hat Emma von ihrer verstorbenen Mutter." Ich erfuhr hierauf, daß die Eltern Emmas den mittleren Ständen angehört hatten und entnahm aus der Erzählung der häßlichen Alten, daß Emmas Mutter eine für ihren Stand gut gebildete Frau gewesen sei, ihr Mann jedoch ziemlich roh, durch seine Lüderlichkeit sie in Armuth und Elend gestürzt habe und daß er endlich, nachdem er seiner Frau das Herz gebrochen, sich mit seiner Magd verheiratet habe. Die Alte stellte sich mir als eben diese Magd dar.

Nun erst begriff ich, woher Emmas bessere Sprache und edleres Benehmen stammte, welches so sehr mit ihrer ärmlichen, wenngleich sehr reinlichen Kleidung kontrastirte.

„Diesmal jedoch", fuhr das Weib mit schlauem Augenblinzeln fort, „diesmal will ich ihr schon den Kopf zurechtsetzen; verlassen Sie sich auf mich, morgen erscheint Emma in Ihrem Atelier."

Obgleich mir die Alte immer widerlicher erschien und mir besonders die Art und Weise, wie sie sich über ihre Stieftochter ausließ, äußerst mißfiel, so konnte ich mich doch einer freudigen Bewegung nicht erwehren, als sie mir das Erscheinen Emmas zusagte. Ich schrieb ihr meine Adresse auf und ging, begleitet von den Schmeicheleien der widerlichen Alten. Du kannst Dir leicht, wenn Du mein künstlerisch erregbares Temperament in Rechnung ziehst, vorstellen, mit welcher Sehnsucht ich den kommenden Tag herbeisehnte. Zwar wollte es mich manchmal bedünken, als ob mein Vorgehen gegen das arme Mädchen nicht das richtige gewesen sei und ich war etwas beschämt und ärgerlich bei dem Gedanken, was Emma wohl von mir halten werde, wenn sie von meinem Besuche bei ihrer Stiefmutter erführe. Schließlich überwog jedoch die Hoffnung, mein Bild vollenden zu können und zugleich das Mädchen für einige Stunden bei mir zu sehen, alle anderen Bedenken. An Schlaf

Digitized by Google

war natürlich in dieser Nacht gar nicht zu denken. Ich malte mir schon mit glühenden Farben aus, welchen Eindruck mein Bild auf die Beschauer, wenn ich ihm Emmas Züge lieh, machen mußte, ich wälzte in meinem erhitzten Gehirn Plan auf Plan, wie ich meinem Bilde einen recht originellen, unmittelbar fesselnden Reiz zu geben vermöge.

Die künstlerische Begeisterung für das Ideal hatte sich in mir vermischt mit einer noch aufkeimenden mehr irdischen Leidenschaft; obgleich ich mir die letztere selbst noch nicht eingestand.

Noch nie wurde das Warten mir so schwer als an diesem Morgen. Ich brachte mein Atelier, das längst geordnet, immer wieder in Ordnung, stellte die Stühle anders, stellte sie wieder zurück, wählte und verwarf Pinsel und Farben, rückte an der Staffelei: kurz, ich machte mir unaufhörlich ohne Zweck zu schaffen, nur um das peinigende Gefühl des Wartens los zu werden.

Meine Freunde, Du nicht ausgenommen, halten mich für etwas phlegmatisch. Ich mag auch vielen phlegmatisch scheinen. Nur schwer schließe ich mich an jemand an, bringe jedem Unbekannten wenig Interesse entgegen, wenn meine Phantasie sich jedoch einmal entzündet hat, um so höhere Flammen treibt sie. Ich werde um so sanguinischer, je größer vorher meine Ruhe war.

Ich war selten in solcher Aufregung, wie an diesem Morgen.

Wird sie mich besuchen, harrst Du umsonst? Ich eilte ans Fenster, öffnete die Thür und sie kam immer noch nicht. Wieder vergebens gehofft!

Mißmuthig schleuderte ich Palette und Pinsel zur Erde, warf mich in einen Sessel und verwünschte mein unseliges Geschick. Du kannst Dir meine Ungeduld vorstellen; mein schönes Werk, das ich wie ein Kleinod pflegte, so nahe der Vollendung, sollte an diesen Hindernissen, die man mir in den Weg legte, scheitern! Ich war in Verzweiflung. Und doch waren es die Hindernisse, die der Vollendung meines Gemäldes entgegenstanden, nicht allein, was mich so sehr bedrückte; es befiel mich ein eigenthümlicher Schmerz bei dem Gedanken, daß ich heute nicht das liebliche Gesicht des Mädchens sehen sollte.

Endlich vernahm ich Tritte vor der Thür, ich sprang auf, riß die Thür auf — sie war es, sie stand vor mir, blaß zwar, sehr blaß und verstört, aber sie war's und wie Sonnenschein ging es auf in mir.

„Sie halten Wort", sagte ich heiter, „oder vielmehr Ihre Stiefmutter hält Wort."

Sie antwortete nicht, sondern legte langsam ihr altes Mäntelchen ab.

„Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie in mich setzen", fuhr ich fort, indem ich die Staffelei zurechtrückte.

Sie schwieg noch immer. Die Augen an den Boden geheftet, stützte sie sich mit der linken Hand auf einen Stuhl, ein leises Zittern überlief ihren Körper, das ich absichtlich nicht bemerkte, weil ich es für eine bald überwundene Verlegenheit hielt. Welch' anmuthige Gesichtszüge! Wie schwelgte ich in der rührenden Einfachheit dieser Schönheitslinien. Mein Herz bebte im Anschauen.

Ich hätte jeden Nagel, den kleinsten Gegenstand meines Ateliers im überströmenden Gefühle küssen können, das Unbedeutendste war ja durch Ihre Nähe geadelt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem alten Venedig.

Nach dem Originalgemälde von Carl Becker.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

„Bitte, lösen Sie Ihr Haar", rief ich ihr zu, und da sie nur langsam zu Werke ging, half ich dasselbe loslösen, und stellte sie, ganz von meinen malerischen Ideen in Anspruch genommen, in die richtige Beleuchtung. Mit einer weltvergessen blinden Begeisterung, die mich immer überfällt, wenn ich mich ganz meiner Kunst hingebe, ordnete ich das goldbraune Haar, schmiegte es um die feingebaute Stirn und ließ einen Theil desselben auf die Brust herabfallen. Ich hatte dabei so viel zu überlegen und versenkte mich so tief in mein Phantasiebild, das mir klarer und klarer vorschwebte, daß ich gar keine Zeit hatte, mich um die Wirklichkeit zu bekümmern. Ich sah in dem Mädchen nur noch eine bewegliche Statue. Nicht die leiseste, irdische sinnliche Regung ergriff mich.

Sie hatte auf mein Geheiß ihr Obergewand abgelegt. Ich ergriff ihren nackten Arm und drückte ihn in schöner Biegung an ihre Brust und stürzte dann, Pinsel und Palette aufraffend, an meine Staffelei. Ich bückte mich eben nach meinem Oelfläschchen, hatte mich jedoch noch nicht ganz erhoben, als ein mühsam unterdrücktes Schluchzen mein Ohr erreichte. Verwundert fuhr ich auf und nun bot sich mir ein Bild dar, das, so malerisch es an und für sich auch war, alle meine Begeisterung, meine Freude dämpfte. Ich war nicht mehr im Reiche der Kunst, ich saß plötzlich wieder vor dem Elend des Lebens. Mir war, als hätte man mir die Flügel, die mich in jene reinen Höhen zu tragen bestimmt waren, unbarmherzig ausgerissen, als läge ich noch mit schmerzenden Schulterblättern im Schmutz der Erde.

„Aber was soll das?" waren meine ersten, erstaunten Worte, die Zeugniß ablegten, wie wenig ich mich noch auf der Erde zurecht fand. Ach! Ich hatte ganz außer Acht gelassen, daß mein Modell ein irdisches, tugendsames Mädchen war, die sich von malerischer Beleuchtung, Haltung, von künstlerischer Idee nicht so weit hinreißen ließ, um das, nach der Anschauungsweise des gemeinen Philisters, Unschickliche der Situation zu vergessen. Ich merkte jetzt erst, daß ich ein Mädchen vor mir hatte, ihre Thränen, ihre hohe Röthe erinnerten mich erst daran, in welcher Verfassung sie vor mir stand.

„Fräulein Emma", rief ich bewegt, „warum weinen Sie denn? Ich glaubte, Sie würden genug Vertrauen in mich setzen, um über das Ungewöhnliche unserer Lage hinwegsehen zu können."

„Ich kann es, nein, ich kann es nicht!" schluchzte sie und schlüpfte in ihr Obergewand zurück.

„Sie wollen mir nicht sitzen?" sagte ich, auf sie zuschreitend, „hat Sie mein Betragen beleidigt? Sagen Sie mir, was Sie an mir auszusetzen haben." Sie schwieg und es war, als suche sie sich vor mir zu verbergen. Als ich ihre Hand ergreifen wollte, entzog sie mir dieselbe und floh vor mir wie ein aufgescheuchtes Wild. „Ich kann nur sagen" fuhr ich fort, „daß mich Ihr Mißtrauen und Ihre übel angebrachte Zurückweisung tief schmerzt."

Im Innern jedoch setzte mich ihre Sittsamkeit in einen wahren Taumel von Wonne, und es war mir nur leid, daß sie mich so bald schon verlassen wollte. Sie ordnete unterdessen ihr Haar, dabei beständig ihr thränenfeuchtes Gesicht von mir abwendend. Ich sah ihr stumm zu, und als sie endlich ihr Werk vollendet hatte, merkte ich erst an der

Digitized by Google

Nässe meiner Wangen, daß auch ich Thor nicht ganz unbetheiligt bei der Scene blieb. Sie sah schmerzvoll zu mir auf; ich schämte mich meiner Thränen und wandte mich ab. Sie hatte jedoch dieselben bemerkt und es zuckte wie eine Verklärung über ihre abgehärmten Züge. Sie faltete wie ein Engel die schmalen Finger zu mir empor und sagte mit einem wahrhaft herzerweichenden Tone:

„O, Sie sind ein guter Mensch, mein Schicksal rührt Sie; helfen Sie mir!"

Arthur hatte die letzten Worte nur mit Mühe über die Lippen gebracht; sie waren fast unverständlich und er machte sichtlich Anstrengungen, seiner Bewegung Herr zu werden. Karl Hellgold wagte nicht, seinen Freund zu unterbrechen. Theilnehmend legte er seine Hand auf Arthurs Schulter. Dieser fuhr nach einer kleinen Pause gefaßter fort:

„Helfen Sie mir", so sagte sie leise. Ich frug, wie ich ihr denn helfen könne, aber noch ehe ich ausgesprochen hatte, war sie vor mir niedergesunken, umklammerte meine Kniee und hielt nicht mehr ihre Seufzer zurück, nein, sie weinte mit solcher Leidenschaft, daß meine Kniee, an die sie ihr weinendes Gesicht gelehnt, unter ihren krampfhaften Zuckungen erbebten. Ich fühlte jeden ihrer Seufzer nach.

Mich überrieselte ein eigenthümlicher Wonneschauer vermischt mit dem tiefsten Mitleid, als ich sie bat, mir rückhaltslos zu vertrauen. Sanft hob ich sie vom Boden auf, den sie mit ihren Thränen befeuchtete, und setzte sie auf einen Stuhl. Sie schien sich plötzlich ihres Schmerzausbruches zu schämen und verbarg ängstlich ihr Haupt in ihrem Tuch. Doch als ich ihr dasselbe leise wegnahm und ihr ernstlich zuredend ins Auge sah, bezwang sie ihre Verwirrung.

„Sie glauben mir nicht", begann sie, „was ich seit Monaten zu leiden habe. Vielleicht glauben Sie auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht aus freiem Willen zu Ihnen kam — ich ward gezwungen."

„Gezwungen von wem?" rief ich erstaunt.

„Von meiner Stiefmutter", erwiederte sie mit leise bebender Stimme. „Nie hätte ich Ihre Schwelle übertreten, wenn man mir nicht gesagt hätte, ich müsse vor Abend mit einer bestimmten Summe Geldes nach Hause kommen, andernfalles man mir Wohnung und Nahrung entzöge."

Du kannst Dir meine Entrüstung vorstellen, als ich diese Worte vernahm. Nun erst verstand ich das verdächtige Lächeln der abscheulichen Alten, als sie mir versprach, Emma würde mich besuchen. Und ich Thor hatte in meinem Rausche der Begeisterung die tiefe Scham, den Schmerz der armen Gezwungenen übersehen. Ich stand vor dem Mädchen wie ein Gerichteter.

„Wenn es sich so verhält", sagte ich und es kostete mich Ueberwindung so zu sprechen — „wenn es sich so verhält, wenn man Sie gezwungen hat, mir Modell zu sitzen, dann sind wir allerdings vor dem Anfang zu Ende. Ich werde Sie nicht zu halten suchen."

Mechanisch griff ich nach der Thür und doch kostete es mich große Ueberwindung, als ich sie aufriegelte. Ich empfand einen heftigen Schmerz an der Stelle, wo der normale Mensch sein Herz trägt, als sie mit einer freudigen Hast ihren Mantel auffraffte und sich zum Weggehen anschickte.

Digitized by Google

„Es thut mir leid", sagte ich mit einer Stimme, die wohl auffällig rauh klingen mußte, indem ich mich innerlich zu überreden suchte, daß das Aufgeben meines Gemäldes der wahre Grund meiner Erregung sei; „es thut mir leid, daß Sie mir nicht gleich bei Ihrem Eintritt dies Geständniß machten. Es wäre dann die für Sie peinliche Scene weggefallen."

Sie erwiederte nichts. Sie hatte die Thüre erreicht. Ich öffnete willenlos.

Der ganze Auftritt hatte für mich etwas Traumhaftes. Mir war, als hätte mir meine Phantasie die Person eines fernen längst verschollenen Märchens plötzlich vorgezaubert, die ich vergebens strebte dauernd festzuhalten.

Sie stand eine Weile in der Thür mit gesenktem Haupt, dessen liebliche Züge ein unaussprechlicher Gram umschattete. Ich wurde allmählich wieder Herr meiner Gefühle. Ich wagte sie daran zu erinnern, daß sie doch kaum erst meine Hilfe in Anspruch nehmen wollte. Sie sah prüfend zu mir auf und sagte tonlos vor sich hin: „Ach ja! helfen Sie mir."

Von Mitleid hingerissen, drang ich in sie, mir ihr ganzes Schicksal ausführlich mitzutheilen.

„Ich habe keine Heimat mehr, ich gehe nicht wieder nach Hause", schluchzte sie, keiner Fassung mehr fähig. „Es bleibt mir keine andere Zufluchtsstätte, als das Grab. Ich kann dieses Leben der Schmach nicht länger ertragen. Ist es nicht weit besser, gar nicht zu leben, als sich in jeder Stunde des ganzen Elends des Lebens bewußt zu sein? Ich weiß es, Sie sind gut; Sie möchten mir helfen und auch ich lebte im Wahne, es sei möglich, daß Sie meine Lage verbessern könnten; aber ich sehe es ein, ich habe zu viel von Ihnen gefordert. Leben Sie wohl, wozu ist es nöthig, Sie zu rühren, da Sie es ja doch selbst bei dem besten Willen nicht vermögen den Lauf meines Schicksals zu ändern."

„Ich lasse Sie in diesem Zustand der Verzweiflung nicht gehen", rief ich aus und schloß die Thür. „Verkünden Sie mir vertrauensvoll das, was Sie abhält, Ihre Verwandten aufzusuchen. Lassen Sie uns überlegen, fassen Sie neue Hoffnung, vielleicht, daß ich Ihnen doch noch in irgend einer Art beistehen kann."

Ich mußte lange bitten, bis sie mir die Ursache ihres Jammers völlig enthüllte. Ihr leicht erregbares Schamgefühl, das sich fast in eine Art Menschenscheu verwandelt hatte, sträubte sich einzugestehen, daß ihre Stiefmutter es schon längere Zeit hindurch darauf abgesehen, sie den Malern als Modell in die Hände zu liefern.

Du mußt wissen, daß das Modellsitzen in unserer Stadt ein ziemlich einträgliches Gewerbe ist, dem sich leichtsinnige, arbeitsscheue Personen gern hingeben. So wollte sich die habsüchtige Stiefmutter in Emma eine Geldquelle eröffnen und da sie dabei auf den hartnäckigsten Widerstand seitens des Mädchens stieß, der alle ihre Hoffnungen umzustürzen drohte, nahm sie zu den niedrigsten Mitteln ihre Zuflucht. Sie lud mehrere junge Maler ein, die sich mit ihrer Erlaubniß die größten Unverschämtheiten gegen die Hilflose zu Schulden kommen ließen. Sie suchte ihr auf die raffinirteste Art Fallstricke zu legen, kurz sie vergiftete auf jede mögliche Weise das Leben des standhaften Mädchens.

Digitized by Google

Unter diesen jungen Malern, die freien Eintritt in das Haus der Stiefmutter hatten, befand sich auch Rödel, welchen Emma am meisten fürchtete. Sie erzählte mir dies alles mit den deutlichsten Zeichen von Widerwillen und es gelang mir kaum, der Unglücklichen die Selbstmordpläne, mit denen sie sich schon längere Zeit zu beschäftigen schien, auszureden. Ich ging, während sie erzählte, mit mir zu Rathe, wie ich der Bedauernswerthen wohl am besten helfen könne.

Ich hätte ihr nun eine Zufluchtsstätte in einem meiner drei Zimmer anbieten können, allein ich scheute mich, diesen Entschluß dem Mädchen mitzutheilen. Ich fürchtete mit Recht auf entschiedenen Widerspruch zu stoßen. Noch ein anderer Grund hielt mich ab. Ich fühlte und war mir bewußt, daß neben dem reinen Mitleid noch eine andere Empfindung diesen Gedanken mir eingab. Dennoch rückte ich endlich zögernd und etwas beschämt mit meinem Vorhaben heraus. Wie ich es mir dachte, so kam es. Sie wies meinen Vorschlag entschieden zurück.

„Sie meinen es vielleicht gut", sagte sie fast unwillig, „aber wie würden Sie von mir denken, wenn ich einwilligte? Niemals kann das geschehen. Sprechen wir nicht mehr davon."

Als sie hierauf gehen wollte, gab ich ihr deutlich zu verstehen, daß ich es eigentlich für meine Pflicht hielt, sie bei mir zu behalten, sie zu beschützen und daß ich es nicht vor mir selbst verantworten könne, wenn ihr zu Hause Schlimmes widerfahre, daß ich ewig unglücklich sein würde, wenn sie in ihrer Verzweiflung Hand an sich selbst lege.

„Ich will es nicht thun", sagte sie dann, als sie nicht mehr zweifeln konnte, daß mein Lebensglück bereits innig mit dem ihrigen verwachsen war. „Ich will dulden und tragen; der Gedanke, daß ich einen edeln Freund gefunden habe, wird mir Muth verleihen, die Schreckuisse des Lebens zu verwinden, die oft diejenigen des Todes überwiegen."

Als sie dies gesprochen hatte, faßte sie aus eigenem Antrieb meine Hand und preßte sie an ihre Brust. Ich nahm ihr hierauf das Versprechen ab, daß sie sich, sobald ihr ein widriges Ereigniß in den Weg trete, an mich wende, ich würde jederzeit mit Rath und That zu ihren Diensten sein.

Sie ging und ich sah sie mehrere Tage nicht. Laß mich darüber schweigen, wie ich diese Tage zubrachte. Ich zürnte mir selbst, daß ich das Mädchen nicht gegen ihren Willen bei mir behalten hatte. Ich lebte um ihretwillen in unaufhörlicher Angst. Ich sah sie im Traume an Abgründen stehen, in welchen sie eben versank, als ich meine Hand ausstreckte, sie zu stützen. Ich sah sie im Wachen dem Elend und der Schande preisgegeben. Mir war, als sei sie auf ewig für mich verloren.

Doch ich sollte sie wiedersehen. Es war an einem regnerischen Abend, als ich dem Drange nicht widerstehen konnte, mich in die Nähe ihrer Wohnung zu schleichen. Fröhliches Gelächter tönte mir daraus entgegen und als ich dicht an dem Eingang stand, bemerkte ich ein Paar, das Arm in Arm die enge Straße heraufkam. Ich hatte genug gesehen, um mich bis auf den Tod elend zu fühlen. Ich hatte Emma am Arm Rödels erblickt, er lachend, sie blaß, mit nichtssagendem Ausdruck vor sich hinstierend. War es geschehen, was ich gefürchtet? Der Schmerz lähmte meine Willenskraft, ich blieb wie eingewurzelt an der Thür stehen,

Digitized by Google

so daß das Paar an mir vorüber mußte. So stand ich und starrte ihr ins Gesicht, da erkannte sie mich, stieß einen Schrei aus, riß sich von ihrem Begleiter los und verschwand in der Dunkelheit.

Mir war ihr Schrei tief zu Herzen gedrungen. Wie trunken taumelte ich nach Hause, nichts mehr wollend nichts mehr fühlend. Ich tastete die dunkle Treppe hinauf und als ich an meiner Thür angelangt war, bemerkte ich eine undeutliche Masse vor derselben lang ausgestreckt, regungslos. Bange ahnende Schauer krampften mir das Herz zusammen. Ich stolperte über den leblosen Gegenstand, öffnete athemlos die Thüre, sprang nach dem Feuerzeug, dem ich aber in der entsetzlichen Verstörung meiner Sinne alles, nur keine Helle entlocken konnte. Endlich, die Glieder hatten mir inzwischen mehrmals den Dienst völlig versagt, endlich brannte die Lampe, ich stürzte nach der Thür — sie war es, da lag sie bleich, vielleicht todt. Ich hob sie vom Boden empor, trug sie sorgsam auf ein Lager und stellte Belebungsversuche an, die mir zu meiner unendlichen Freude bewiesen, daß ich es nur mit einer Ohnmächtigen zu thun hatte. Sie kam allmählich zu sich und blickte seltsam verstört um sich, bis sie mich gewahrte. Jetzt schien sie sich der Verhältnisse bewußt zu werden.

Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, erzählte sie mir, daß sie lange an meiner Thür auf mich gewartet, daß endlich Seelenpein und körperliche Schwäche sie übermannt hätten.

Du kannst Dir denken, mit welcher qualvollen Spannung ich auf ihre Erzählung lauschte, denn ich befürchtete die Geschichte ihrer Schmach, ihrer Erniedrigung zu hören. Zu meiner Beruhigung jedoch kam es anders. Sie zerstreute meine schlimmen Ahnungen bald durch die Mittheilung, daß Rödel, der von seinem Gelde unabhängig leben konnte, bei ihrer Stiefmutter um ihre Hand angehalten, daß sie sich lange geweigert und daß sie schließlich dem ungestümen Gebote der Stiefmutter nachgegeben habe, obgleich sie ihren aufgedrungenen Bräutigam hasse.

„Und Sie werden ihn heiraten?" fragte ich kleinlaut.

„Es bleibt mir keine andere Wahl", flüsterte sie, „mich diesem Elend zu entziehen. Ich werde ihn zum Manne nehmen müssen."

Nun wäre es vielleicht nicht so unklug gewesen, ihr zu sagen, daß sie ja auch einen andern heiraten könne, der ihr besser gefiele. Ich dachte dabei aber so lebhaft an mich, daß ich nicht wagte, es auszusprechen. Wie sollte auch ich armer Maler, der sich selbst kaum nothdürftig durch die Welt schlug, noch ein Weib mit in das Schlepptau meines zerbrechlichen Fahrzeuges nehmen!

Ich beschränkte mich darauf, ihr zu erklären, daß sie Rödel, den sie nicht liebe, auch nicht heiraten dürfe, und daß ich nun allen Ernstes darauf bestände, daß sie so lange in meiner Wohnung bliebe, bis sie sich wohler fühle. An ein Weggehen in diesem Zustande war nicht zu denken. Das sah sie selbst ein. Sie konnte kaum sicher auf den Füßen stehen. So blieb sie denn gegen ihren Wunsch und ich kann Dir versichern, nichts war reizender, als die süße Verlegenheit, die sie überkam, als ich ihr in meinem Zimmer ein Lager auf dem Sopha bereitete. Dann begann sie manchmal plötzlich zu weinen und sagte, es wäre nicht recht von ihr, hier zu bleiben. Unaufhörlich frug sie unter kaum verständlichem Schluchzen, was ich wohl von ihr dächte und fügte

Digitized by Google

dann bald mit strahlendem Blick hinzu: „O, wie gut Sie sind, wie soll ich Ihnen nur danken?“

Anfänglich mochte ich mich wohl etwas schwer in die Rolle des Beschützers finden. Ich glaube, ein unbetheiligter Zuschauer hätte guten Grund gehabt, über mein unsicheres, zerstreutes Gebahren zu lächeln, allein bald durchströmte mich ein gewisses, behagliches Würdegefühl bei dem Gedanken, auf so romantische Art zum Ritter eines Mädchens geworden zu sein.

So sorgte ich für sie zwei Tage lang wie ein Vater für die Tochter. Wir sahen uns den Tag über sehr wenig. Sie verschloß sich, wenn sie unsere kleine Wirthschaft in Ordnung gebracht, meist in ihr Zimmer. Ich selbst empfand nicht die geringste Lust wegzugehen. Ich saß den Tag über in meinem Atelier, malte fleißig, indem ich mit Begierde jedem Geräusch lauschte, welches aus ihrem Zimmer zu mir drang.

Am dritten Tage kam Rödel zu mir und frug mich, ob ich ihm nicht den Aufenthaltsort Emmas angeben könnte.

Ich zögerte mit der Antwort, worauf er mir mit beleidigenden Worten zu verstehen gab, daß er sich noch sehr deutlich jenes Auftrittes auf der Straße, als Emma ihn so schleunig verließ, erinnere; er halte mich für die unmittelbare Ursache desselben und ich solle mich rechtfertigen; ich solle meine Schuldlosigkeit an diesem Auftritte darthun, wenn ich könne.

Ich lachte ihm ins Gesicht und sagte höhnisch, wenn er sich denn so gut erinnere, so müsse er ja von meiner Schuldlosigkeit überzeugt sein, ich wäre ja nur stummer Zeuge gewesen. Daß ich mich zufällig in jene Straße verlaufen und arglos dem ungewöhnlichen Leben in Emmas Hause gelauscht hätte, könne doch nicht wider mich zeugen.

Er erklärte heftig, daß er der Bräutigam Emmas sei und nicht an meine Zufälligkeiten glaube.

„Nette bräutliche Verhältnisse“, brummte ich ironisch und doch etwas erregt dazwischen, lehnte mich behaglich in einen Sessel und zündete mir scheinbar gleichgiltig eine Cigarre an.

Er glaube, fuhr er, sich mehr und mehr erhitzend fort, daß ich das plötzliche Verschwinden seiner Braut veranlaßt habe und er halte es für gar nicht unmöglich, daß ich sie irgendwo versteckt.

Ich frug ihn, mich gewaltsam fassend, woher ihm denn diese göttlichen Offenbarungen kämen.

Er meinte grob, das könne mir gleichgiltig sein; er wolle jedoch gestehen, daß Emmas Stiefmutter ihm den Rath gegeben habe, in meiner Wohnung nach des Mädchens Aufenthalt zu forschen.

„Sie überzeugen sich ja“, sagte ich äußerlich ruhig und bestimmt, „daß sie nicht hier ist. Lassen Sie mich mit Ihrer Geschichte in Ruhe.“

„Ich bin durchaus noch nicht überzeugt“, sagte er, indem er seine Blicke prüfend an den Wänden herabgleiten ließ.

„Das thut mir sehr leid“, warf ich, mich nicht länger haltend, ein. „Nichtsdestoweniger muß ich Sie ersuchen, mein Zimmer zu verlassen. Sie begreifen, daß ich Sie als Modell nicht gebrauchen kann und zu lange schon haben Sie meine Geduld in Anspruch genommen. Sie stören mich in meiner Arbeit.“

Digitized by Google

„Ich werde mich nicht eher entfernen", entgegnete er trotzig, „als bis ich Gewißheit habe, ob Emma sich hier befindet oder nicht."

„Sie haben kein Recht, hier zu bleiben", rief ich erbittert auffahrend. „Ich werde von meinem Hausrecht Gebrauch zu machen wissen. Ich werde ungebetenen Gästen zeigen, wo die Thüre ist."

„Gut", murmelte er drohend, „Sie werden weiter von mir hören."

Er ging und ich athmete erlöst auf.

Gegen Mittag schon erhielt ich eine Herausforderung.

Wer den Pinsel führt, wird selten den Degen gut führen. Laß mich kurz über den Zweikampf hinwegeilen. Ich erhielt eine ungefährliche Wunde auf die linke Seite des Kopfes, deren Narbe nun schon mit Haaren wieder bedeckt ist, so daß niemand ihr Vorhandensein ahnt.

Emma erfuhr zu meiner Beruhigung von dem ganzen Vorgange nichts. Wohl hatte sie die Stimme ihres Verfolgers erkannt, konnte aber glücklicherweise nichts verstehen und gab sich zufrieden, als ich ihr sagte, wir hätten uns leidlich abgefunden. Von den gefährlichen Folgen des Zwiegesprächs hatte sie keine Ahnung.

Zum ersten Male ließ ich sie allein in meiner Wohnung, als ich der Forderung Folge leistete und noch erinnere ich mich ihres Schreckens, als ich mit blutendem Haupte zu Hause ankam. Um sie nicht zu erschrecken, erklärte ich, es sei mir ein kleiner Unfall zugestoßen. Ein Wagen auf der Straße, dessen Leiter vergeblich die scheugewordenen Pferde zu zügeln suchte, hätte mich verletzt.

Emma hatte den Entschluß gefaßt, mich an diesem Tage zu verlassen. Nun aber hatte ich es meiner Wunde zu verdanken, daß sie blieb. Die Wunde war unbedeutend; ich machte mir jedoch kein Gewissen daraus, sie als sehr gefährlich hinzustellen und eine Schwäche zu heucheln, die im Grunde kaum vorhanden war. Noch nie kam mir ein Unglücksfall so gelegen.

Ich beobachtete mit seligem Behagen die rührende Besorglichkeit des armen Kindes, das gar nicht genug für mich thun konnte. Sie war so ganz Aufopferung, sie quälte sich dergestalt und vergoß heimlich so viele Thränen, daß ich Heuchler ernstliche Reue empfand und meine Gewissensbisse erst dann einigermaßen nachließen, als sich in der Nacht ein leichtes Fieber einstellte. Nun hatte ich doch einen Grund, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, und ich nahm sie in Anspruch mit dem aufrichtigsten Staunen vor so viel Selbstlosigkeit. Fast schien es, als bereite es ihr herzliche Freude und eine gewisse Erleichterung, sich für mich zu peinigen. Als ich sie bat und in sie drang, sie möge sich doch ein wenig zur Ruhe begeben, machte sie es wie ich — sie heuchelte! Um meinen Wunsch zu erfüllen, stellte sie sich schlafend; ich brauchte aber nur die geringste Bewegung zu machen, um sie zu entlarven.

So vergingen mir die schönsten Tage meines Lebens. Ich schwelgte in einem Seelengenuß so hoher, edler Art, daß er sich mit Worten gar nicht beschreiben läßt."

Hier hielt Arthur inne und blickte sinnend vor sich nieder. Allmählich verzogen sich seine Züge zu schmerzlichem Ausdruck. Er hielt die Hand vor die Augen und eilte ans Fenster, um seine Bewegung zu verbergen.

„Wenige Tage nur", fuhr er leise sprechend fort, „hielt mein Glück

Digitized by Google

an. Ich sollte bitter aus meinem Traume aufgeschreckt werden. Es muß in der Nacht geschehen sein", setzte er sinnend hinzu.

„Als ich eines Morgens, zwei bis drei Tage vor Deiner Ankunft, das Frühstück, wie ich es gewohnt war, vor ihrer Thüre niedersetzte, antwortete mir auf mein Rufen keine Stimme. Ich öffnete nach einigen Augenblicken bangen Erwartens die Thür. Das Zimmer war leer. Auf dem Tische lag ein beschriebenes Blatt."

Arthur überreichte seinem Freunde ein Papier und bat ihn zu lesen. Die Entflohene schrieb:

„Nun Sie wieder hergestellt sind, erlaubt mir mein Ehrgefühl nicht, Ihre Gastfreundschaft noch länger in Anspruch zu nehmen. Ich muß Ihnen das beschämende Geständniß machen, daß ich nicht mich stark genug fühle, Ihrer mehr als freundschaftlichen Annäherung mit einer Kälte entgegenzutreten, die mir innerlich fremd ist. Um mich zu retten, mußte ich mich entfernen. Leben Sie wohl, lieber Arthur und suchen Sie zu vergessen

Ihre arme Freundin
Emma."

Karl hatte diese Zeilen mit warmer Theilnahme gelesen. Nach längerem Stillschweigen fragte er Arthur, der noch immer unbewegt in das Weite starrte:

„Und Du hast sie nie mehr gesehen?"

„Nie mehr!" antwortete Arthur dumpf.

II.

Jahre waren unterdeß verflossen.

Der junge Hellgold, auf dessen medizinische Kenntnisse man aufmerksam geworden, hatte sich zum Leiter einer Heilanstalt aufgeschwungen, die im Gebirge lag. Er fühlte sich in seiner verantwortlichen Stellung glücklich. Die Anstrengungen, denen er Tag und Nacht sich unterziehen mußte, das Zurückdrängen jeglichen Lebensgenusses, der tägliche Anblick menschlichen Leidens, hatte seinem Charakter eine eigenthümliche milde Festigkeit verliehen. Trotz seiner mannigfachen zerstreuenden Obliegenheiten vergaß er doch nicht seines Freundes Arthur, dessen Arbeiten er mit angeborenem Kunstsinn verfolgte. Er war und blieb der geheime Lenker von Arthurs Laufbahn. Seinen Bemühungen gelang es, durch interessante Aufträge Arthur von dem Gegenstande seines Leidens abzulenken und ihn mit neuem Lebensmuth zu beseelen. Karl hegte nur noch den einen Wunsch: seinen Freund der Ungewißheit und pekuniären Zufälligkeit zu entreißen. Die Gelegenheit bot sich ihm rascher, als er vermuthen konnte. Ein hoher Staatsbeamter nahm seinen Aufenthalt in der von ihm geleiteten Anstalt. Karl Hellgold wußte sich dem einflußreichen Patienten dadurch angenehm, ja unentbehrlich zu machen, daß er dessen höchst dilettantische Leistungen auf dem Gebiete der Malerei mit Theilnahme unterstützte. Er wußte geschickt das Interesse desselben auf die Schöpfungen und das hohe Talent Arthurs zu lenken. Nicht lange darauf, als der Minister, dessen Leiden zumeist auf Einbildung beruhten, die Anstalt verlassen, erhielt Karls Freund eine Professur an der Akademie.

Digitized by Google

Der junge Maler gehörte bald zu den gefeiertsten Größen der Neuzeit. Der Rausch des Erfolges ließ allmählich das kleine Blumenmädchen im Gedächtnisse Arthurs mehr und mehr erblassen; ja, Karl erfuhr, daß Arthur für die Tochter eines berühmten in M. lebenden Schriftstellers entschieden eingenommen war. Karl war umsomehr mit einer etwaigen Vereinigung beider einverstanden, als er in der Ehe von jeher das beste Mittel zur Beruhigung eines stürmischen und leidenden Gemüths erblickte. Das Blumenmädchen war und blieb ja verschwunden.

Eines Abends klopfte es an der Thür des Arztes.

„Ah, Fräulein Luise", rief Karl, als ein junges Mädchen eintrat, dessen Haltung und deren Kleidung erkennen ließen, daß sie ein Amt in der Anstalt inne hatte. „Bitte", sagte sie, „wieviel Pulver erhält der Kranke auf Nr. 7?"

„Geben Sie ihm täglich ein Pulver."

„Gut", sagte sie und wollte gehen.

Karl jedoch ergriff ihre Hand und ihr innig in die Augen schauend, frug er einfach: „Haben Sie noch keinen Entschluß gefaßt, mein Fräulein?"

Das Mädchen schlug sinnend die Augen zu Boden. Ein schmerzlicher Zug huschte über ihr schönes, blasses Gesicht, bis endlich ihr Auge mit dankbarem, fast zärtlichem Leuchten an dem Gesicht des jungen Mannes haften blieb. Dieser aber fuhr eindringlicher fort:

„Sie wissen, welchen Aufregungen mich mein Beruf in diesem Hause aussetzt. Ich bitte Sie, vermehren Sie diese Aufregungen nicht dadurch, daß Sie mich allzulange auf eine bestimmte Antwort warten lassen."

„Morgen sollen Sie meine Entscheidung erhalten", flüsterte sie nach einigem Zögern, „oder nein —" setzte sie hinzu, „ich schreibe Ihnen. Verzeihen Sie mir, aber ich kann Ihnen das, was ich Ihnen zu sagen habe, nicht mündlich mittheilen."

Ehe der Arzt Zeit hatte, war sie verschwunden. Gedankenvoll schritt er an seinen mit Schriften bedeckten Tisch zurück. Der Diener brachte die Lampe, zugleich ein Telegramm, das ihm die Ankunft Arthurs noch heute in Aussicht stellte.

Karl war in diesem Momente zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um dieser Nachricht besondere Beachtung zu schenken. Er faltete sinnend den Brief zusammen.

Heute war es ein Jahr, daß er Fräulein Luise unter eigenthümlichen Umständen zum ersten Male gesehen. An einem trüben, regnerischen Herbstabend, wie er auch heute über der Landschaft hing, war er hinaus gewandert an den kleinen Weiher, der unweit der Anstalt im Walde lag, um sich von den Anstrengungen des Tages zu erholen. Der Nebel huschte gespenstisch am Ufer des Teiches hin, die schwarzen Föhren, die in sich selbst versunken in die Flut starrten, mit weißen Kleidern umspinnend. Der Mond quoll trübe über dem Schilf hervor. Karl hüllte sich zusammenschauernd in seinen Mantel. Da schrak er plötzlich zusammen. Er erblickte eine helle Gestalt, die sich über das Gestrüpp herabbog, regungslos auf die stille Wasserfläche blickend, als sollte ihr von dort das Heil kommen. Lautlos schlich sich der Arzt näher. Er vermuthete eine Kranke seiner Anstalt, von der er wußte, daß sie schon öfters über Selbstmordgedanken gebrütet. Näher, immer näher kam er seinem Ziel,

Digitized by Google

bis er endlich dicht hinter der Lebensmüden stand, die, ganz in ihre schwarzen Gedanken verloren, den Beobachter nicht bemerkte. Das Gestrüpp gab allmählich nach und die Unglückliche, die unbewußt dieses Nachgeben durch das Gewicht ihres Körpers beschleunigte, wäre ein Opfer der tückischen Wellen geworden, wenn nicht Karl rechtzeitig seinen Arm als Stütze vor die Brust der Sinkenden gehalten hätte.

„Folgen Sie mir", sagte er in so entschiedenem Ton, daß das Mädchen, das er sanft an der Hand nahm, wie gebannt von seinem überlegenen, sicheren Auftreten, that, was er verlangte. Obgleich er, wie er sah, eine Fremde vor sich hatte und nicht jene Kranke, die er in ihr vermuthete, führte er sie dennoch zur Anstalt, um ihr, wenn nöthig, Pflege angedeihen zu lassen. Hier angelangt, sprach er ihr auf herzgewinnende Art Muth zu, so daß die Schwermüthige, nachdem sie ihren düsteren Plan aufzugeben versprochen, mit einer freudigen Hast den Vorschlag annahm, in der Anstalt als Wärterin zu verbleiben. Karl behandelte sie anfangs wie eine Gemüthskranke. Sein medizinischer Scharfblick erkannte sofort, daß das Herz des Mädchens wunde Stellen barg, die zu berühren man sorgfältig vermeiden müsse. Er frug deshalb nie nach ihren Erlebnissen, nach der Ursache ihres finsteren Entschlusses und sie selbst schwieg völlig über ihre Vergangenheit, ja sie wehrte alle Versuche ihrer Genossinnen, die neugierig nach Aufschlüssen verlangten, fast mit Härte zurück. Kindliche Dankbarkeit brachte Luise Helm, wie sie sich nannte, ihrem Retter entgegen. Ihr stets bescheidenes Auftreten, ihre mehr als gewöhnlichen Kenntnisse, die Aufopferung, mit der sie der Pflege der Kranken oblag, alles dies entging dem jungen Arzte nicht. Er trug daher kein Bedenken, ihr die Aufsicht über das Wirthschaftswesen der Anstalt anzuvertrauen, eine Anordnung, die ihm selbst manche mühsame Arbeit, und viel Zeit ersparte. Ihr Umgang, der ihm anfangs nur angenehm war, ward ihm allmählich so unentbehrlich, wie die Lebensluft.

Die Wolke des Trübsinns, die anfänglich ihre Stirn umschattete, lichtete sich mehr und mehr. Eine Art freudigen Ernstes überkam sie, und machte sie ihren Mitmenschen zugänglicher und der Arzt hatte Gelegenheit tiefere Blicke in ihr Gemüthsleben zu thun. Sie besaß viele Kenntnisse, wenn auch noch hier und da Lücken zu bemerken waren, sie war von mildem, aber trotzdem etwas eigensinnigem Charakter. Eine eigenthümliche Abneigung gegen das männliche Geschlecht, welche er manchmal an ihr bemerkte, fiel ihm auf. Es war offenbar, daß sie traurige Erfahrungen im Punkte der Liebe gemacht haben mußte.

Karl, den diese Beobachtungen zuerst zurückschreckten, entschloß sich dennoch eines Tages, als Luise ihn durch die aufopferungsvolle Pflege eines auf den Tod Erkrankten hingerissen hatte, um ihre Hand zu werben. Er konnte nicht anders. Er hätte ihr, als sie mit engelhafter Geduld die Fieberanfälle des Kranken ertrug, zu Füßen fallen mögen. Eine solche Hoheit der Pflichterfüllung mußte ihn ja als Arzt ganz besonders ergreifen. Dieses Mädchen zu seinem Weibe zu machen, mußte ihm zum höchsten Erdenwunsche werden.

Er hatte um ihre Hand angehalten und sollte heute noch ihre Antwort vernehmen. Den Kopf auf die Hand gestützt, saß er an seinem Schreibtisch. Draußen rauschten die Bäume im Nachtwind. Ein ban-

Digitized by Google

ges inneres Gefühl raunte ihm zu: sie hat Gründe, Deinen Antrag abzulehnen.

Das Rollen eines Wagens unterbrach sein schmerzliches Grübeln. Die Thüre ward aufgerissen und gleich darauf lag Arthur in den Armen seines Freundes. Diesmal war das Wiedersehen heiter. Das gegenseitige Aussprechen ging rasch und leicht von Statten. Arthurs Aeußeres hatte im Laufe der Jahre eher gewonnen als verloren. Die Anerkennung, die ihm von allen Seiten zu theil wurde, hatte seinem Wesen etwas Sicheres gegeben. Freier blickte sein Auge in die Welt, nur zuweilen legte es sich plötzlich wie ein lichter Schleier über seine schöne Stirn. Dieser trübe Schatten verschwand aber so rasch wie er gekommen, sobald seine Aufmerksamkeit ernstlicher in Anspruch genommen wurde.

Lange saßen die Freunde Hand in Hand, ihre Gefühle und Erlebnisse austauschend. Schon sondirte Karl behutsam das Herz des Freundes in Bezug auf eine gewisse, längst vergangene Liebesangelegenheit, als der eilig eintretende Diener den Arzt an das Bett eines Kranken rief, der dringender Hilfe bedurfte.

Er entschuldigte sich mit einigen Worten und eilte aus dem Zimmer, um seine Pflicht zu erfüllen.

Ueber eine halbe Stunde bot er alle seine Kraft auf, den Kranken zu retten. Umsonst! Ein Lungenschlag, der den Patienten traf, vereitelte seine Hoffnung. Noch erfüllt von dem düsteren Bild des Todes schritt der starke Mann nach dem Zimmer, in dem er den Freund allein zurückgelassen. Eben wollte er öffnen, als ein heftiges Schluchzen, das aus dem Inneren drang, ihn bewog, stehen zu bleiben. Er lauschte. Er unterschied zwei Stimmen.

„Vergieb, vergieb, Arthur", hörte er deutlich unter Thränen ausrufen.

Ein Schauer durchdrang den charakterfesten Menschen. Diese weibliche Stimme kannte er. Nun antwortete es. Auch diese halb jubelnde, halb vor Aufregung zitternde Stimme war ihm nicht unbekannt. Nun ward es stiller. Geflüsterte Töne drangen aus dem Innern, manchmal von Seufzern unterbrochen.

Seine Erregung gewaltsam bekämpfend, öffnete der Arzt die Thür, sah behutsam durch die Portiere und ging dann unbemerkt von dannen. Er hatte genug gesehen. Er hatte alles errathen. Arthur hatte in Luise der Krankenwärterin jenes unglückliche Blumenmädchen wieder erkannt. Sie saßen Brust an Brust.

Der Arzt eilte ohne Kopfbedeckung in den sturmgepeitschten Park. Schwarzes wildes Gewölk zog am Mond vorbei, bald ihn gänzlich verhüllend, bald ihn wie ein grinsendes Todenantlitz durch seine dunkle Maske schielen lassend. Die Gedanken in des Enttäuschten Brust wogten noch heftiger, noch ungeregelter als ringsum die Blätter und Wolken. Aber er wußte, daß er sich beherrschen wolle und müsse.

„Nun, Arzt, kurire Dich selbst", rief er sich zu. „Beachten wir nun selbst die guten Lehren, die wir so vielen Unglücklichen ertheilt. Uebrigens hüten wir uns vor Gemüthskrankheit. Machen wir uns lieber selbst was weiß, wie wir das bei manchem Kranken mit Erfolg angewandt haben. Es geht doch nichts über eine gute Lüge zur rechten Zeit."

Digitized by Google

Laut auflachend schritt er weiter, bis die schwarzen Wasser jenes Teiches, an welchem er vor Jahresfrist die Geliebte Arthurs gerettet hatte, seinen Schritten Einhalt geboten.

„Horch, diese liebliche Symphonie der Unken. Wüßte Arthur, der in letzterer Zeit dem Schauerlichen in seinen Gemälden mit Vorliebe huldigt, um meinen Seelenzustand und um diesen Teich, er würde gewiß ein Gemälde verfertigen, worauf klärlichst zu schauen wäre: mein lebloser Körper, von heißhungrigen Fischen umschwommen, während eine ehrwürdige Kröte aus einem dicken Folianten eben im Begriffe ist, mir eine Todtenmesse zu lesen."

Noch einen Augenblick starrte Karl mit hämischem Lächeln auf die schwarze Fläche. Dann schnellte er plötzlich empor, als schüttle er eine Last von sich ab, und ging festen Schrittes der Anstalt entgegen. Er hatte sich selbst wieder gefunden. Sein kalter Verstand, der ihm bisher über alle Schwierigkeiten seiner Laufbahn hinweggeholfen, hatte ihn auch hier wie ein pflichtgetreuer Diener nur für Augenblicke verlassen.

„Ist es nicht selbstverständlich, daß ich zurücktreten muß? Hat ja doch Arthur ältere Ansprüche. Eine so alte Liebe rostet nicht, besonders wenn sie wie diese von Gold ist."

Auf diese Weise beschwichtigte der Arzt seinen Seelenaufruhr, was ihm auch zu seinem eigenen Erstaunen und zu seiner Befriedigung rascher gelang, als er erwartet hatte.

Bereits nach einer Stunde trat er anscheinend heiter vor den Freund und beglückwünschte ihn mit den herzlichsten Worten. „Welches Zusammentreffen, welches unverhoffte Wiedersehen?" rief ihm Arthur schon bei seinem Eintritt entgegen.

„Gesteht es, Ihr Schelme, Ihr beide habt im Einverständniß gehandelt; Ihr locktet mich hierher, nicht um mich, wie Circe etwa, in einen borstigen Eber, sondern in einen glückstrahlenden Bräutigam zu verwandeln. Emma will zwar nichts davon wissen und schiebt alles auf Rechnung des Zufalls. Ich weiß aber schon, wer hier den Zufall gespielt."

„Schon recht", sagte Karl mit bedeutungsvollem Blick auf die erröthende Emma, „wir wollten Dich überraschen."

Thränen des tiefsten Mitgefühls traten dem Mädchen in die Augen, als sie ihren hochverehrten Freund also sprechen hörte. Sie drückte ihm leise die Hand und sank an Arthurs Brust.

Digitized by Google

Religion und öffentliches Leben.

Eine zeitgemäße Betrachtung von **M. Bewer.**

Le style c'est l'homme — so sagt ein irrthümlicherweise dem Philosophen und Naturforscher Buffon zugeschriebenes Wort — und wie sich der einzelne mit seinen Eigenheiten in der Art und Weise zu schreiben offenbart, so verklären sich alle idealen und materiellen Interessen eines Volkes in seiner Religion: le style c'est l'homme — und die Religion ist das Volk, wenn man überhaupt jenem Satze an der Spitze unserer Abhandlung Werth beilegen mag.

Die Religion ist die Mutter aller Institutionen eines Volkes; ihr Geist geht in alle seine Handlungen über; ins Praktische überträgt sich die Vorstellung, die ein Volk von der Gottheit hat, als Staats- und in das Ideale als Kunstidee; und die geistige Höhe seiner Gottesvorstellung bezeichnet zugleich die Höhe seines Staatslebens und die seiner Kunstauffassung.

Diese Behauptungen werden illustrirt und bewiesen durch die Geschichte aller Völker und Religionen. —

Die Religion der alten Aegypter war mit ihrer düstern Unheimlichkeit in der Weise, wie man sie ausübte, eine das Selbst des Gläubigen erdrückende; der alte Aegypter kennt keine Liebe, nur die Größe seines Gottes; weniger trägt er ihm Bitten vor, als daß er sich in bangem, religiösem Schauder vor der Macht seines Gottes beugt; er will weniger von ihm gehört werden, als zu ihm sprechen; darum klingen seine Gebete nicht wie klare Worte, die verstanden sein wollen und auf Erfüllung hoffen, sondern als ein banges, scheues Gemurmel zittern sie durch die weiten Hallen seiner Tempel und ersterben sie an den gewaltigen Steinwänden seiner Heiligthümer; er will weniger, daß sein Gott ihm nahe rücke, als vielmehr, daß er sich in seiner Erhabenheit für ihn unnahbar mache, damit er um so innerlicher die heiligen Schauer vor seiner Größe fühle; mit einem Wort: er will weniger auf seinen Gott hoffen, ihn lieben, als ihn glauben, fühlen.

Diese Idee seiner Religion hat sich in sein Staatsleben übertragen; sie hat sich im praktischen Leben übersetzt in unbeschränkten Absolutismus; was sein Gott ist, das ist auch, nur in verringertem Grade, sein Herrscher; sein Herrscher ist unnahbar, wie sein Gott; wie er diesem mit seinen leisesten Gefühlen untergeben ist, ist er jenem unterthan, willenlos unterthan mit allen seinen Kräften; wie in der Religionsübung sein Selbst nur passiv ist, wie er in ihr also keine freie, selbstthätige Handlungsweise will, so will er auch im Staatsleben keine freie Beweglichkeit.

Digitized by Google

Wie seine Gottesvorstellung, so ist auch seine Kunstauffassung. Wie sein Gott erhaben, so muß seine Kunst gewaltig, wie sein Gott unnahbar, so muß seine Kunst für den einzelnen unfaßbar sein; wie die Größe seines Gottes sein Selbst erdrückt, so verkündet seine Kunst ihm nur seine eigene Ohnmacht in den Kolossalwerken unzähliger Hände; wie er Gott nur ahnend empfindet, so wollen auch seine Bauten nur solche Gefühle, die er nicht bezwingen kann, in ihm wachrufen. — So erzählt der griechische Schriftsteller von Pythagoras, daß, als er auf seiner ägyptischen Reise in einen Tempel getreten, er von der erhabenen Gewalt des Baues so gefaßt wurde, daß er in Thränen ausgebrochen sei.

„Und es stürmen auf mich solche Gefühle, wie
„Auf den sonnischen Sohn, als er gestanden hat
„Im gewaltigen Bau einstens in Memphis Stadt
„Und verhüllten Gesichts geweint." —

Anders mit den Griechen. Denn der freiere Verkehr mit den Göttern kommt in ihrem öffentlichen Leben zu glücklicher Geltung. — Das Eckige und Steife, welches das ägyptische Leben charakterisirt, ist verschwunden; an ihre Stelle ist Abgerundetes und Bewegliches getreten; statt des Gedrückten finden wir Freies. — So wenigstens ist griechisches Staats- und Kunstleben geartet: frei, wie Zens sind griechische Staatsmänner, ein Perikles; licht wie Apoll seine Künstler, ein Phidias. — Da ist nichts von scheuem Bangen vor der Gottheit, wie bei den Aegyptern; darum nichts Hartes, Ungeheueres in der Kunst, darum nichts Unfreiwilliges, Regungsloses im Staatsleben. — Wie sehr ägyptischem Wesen der Absolutismus angepaßt war, so wenig war er es dem griechischen; dort dumpfe Unterthänigkeit, hier die bewegliche Demokratie. —

Es kann nun — schon des Raumes wegen — unsere Absicht nicht sein, alle Details, die sich uns als Beweise für die Richtigkeit unserer Ansicht auf dem weiten Felde der Völker- und Religionsgeschichte darbieten, anzuführen. — Nur sei noch das Eine bemerkt, daß selbst der ceremonielle Theil der Institutionen eines Volkes oftmals in der Religion seinen Ausgangspunkt zu nehmen scheint. Oder wie sollte man es anders erklären, daß sich die Herrscher der alten west- und mittelasiatischen Sonnenanbeter den Blicken des Volkes entziehen, als daß sie, wie der Gegenstand ihrer Religion, die Sonne, zu glänzend und zu blendend seien, als daß sie das Auge eines Unterthanen ungefährdet anschauen könne.

Es geht aus dem Gesagten zur Genüge hervor, daß die Religion für die Richtung und den Ausbau der Kultur eines Volkes in den wesentlichsten Theilen maßgebend ist — was nun hat das Christenthum unserem öffentlichen Leben als den ihm ureigenen Stempel aufgedrückt?

Der Einfluß zunächst, den das Christenthum auf die Kunst ausgeübt hat, ist unseren Lesern augenscheinlich. Alles, was nur immer Künstlersinn aufbauen, in Stein meißeln, auf die Leinwand zaubern, singen oder dichten mag, das alles hat das Christenthum einem Wesen, dem alleinigen Zwecke der Gottesverehrung geweiht. Es ist das natürlich und einzig folgerichtig: einen Gott: eine Kunstauffassung und Kunstbestimmung und — nennen wir das Kind gleich beim Namen — auch einen Staat, oder besser gesagt eine Gemeinde, eine Weltgemeinde.

Wir treten hier von vorn herein dem weitverbreiteten Irrthum

Digitized by Google

entgegen, daß das Christenthum nur eine legitim-monarchische Staatsregierung von Gottes Gnaden im Gefolge habe und nicht eine einzige Weltverfassung involvire und beweisen dies aus der einfachen Thatsache, daß Christus die Gesammtheit der Menschen zum Objekte seiner Lehren gemacht hat, daß ihm alle, Juden und Heiden für seine neue Geistesaera willkommen, daß er seine Apostel in die fernsten Gegenden der Erde zu gehen heißt, die Völker für seine Lehre zu gewinnen. — Freilich, als Christus auftrat, kannte man nur einen Staat und wie es richtig ist, was der Professor an der New-Yorker Universität, John William Draper, in seiner „Geschichte der Konflikte zwischen Religion und Wissenschaft (Brockhaus 1875) behauptet, daß sich der Monotheismus des Christenthums vom römischen Welt-„Imperatorenthum" herleite, so ist es gewiß für die weltumfassenden Ideen Christi nicht ohne bedeutenden und vielleicht von hauptsächlichem Einfluß gewesen, daß er zu einer Zeit auftrat, wo die ganze Welt ein Staat war und die Bedingungen politisch wenigstens erfüllt waren, die, um eine Wirkung des Christenthums in dem angedeuteten Umfange möglich zu machen, erfüllt sein mußten. — Aber was Christus angesichts dieses Weltstaates von der Verwirklichung seines Weltreiches spricht und hofft, ist nicht etwa an die Existenz dieses „römischen Weltreiches" gebunden, sondern dieses mit seinen kleinen Nationen vertrat nun die Welt mit ihren großen Volksstämmen, die noch unbekannt waren, und als durch die Völkerwanderung neue Reiche aus der Asche des römischen Imperiums erstanden, da zeigte sich das Christenthum selbstständig genug, ohne diese vornehmste Stütze, die es im römischen Reiche für seine politischen Prophezeiungen genossen, seine weltreformatorischen Pläne aufrecht erhalten zu können. Dieser Beweis von geistiger Kraft ist zugleich ein Beweis, daß die politische Mission des Christenthums in den übrigen christlichen Lehren so tief begründet, mit seinen übrigen Anschauungen so sehr verwachsen ist, daß sie nicht von ihnen zu trennen ist.

Ein einziges Wort bestimmt den politischen Umfang und den socialen Inhalt der christlichen Religion, das Wort: Liebe; diese umfaßt mit ihrem Geiste die ganze Welt, nicht nur die moralischen Schranken zwischen Menschenbrust und Menschenbrust, sondern auch die politischen zwischen Nation und Nation und die sozialen zwischen Klasse und Klasse, zwischen reich und arm müssen vor ihr fallen; in diesem Sinne hat das Christenthum eine internationale und sozialistische Gleichheitstendenz.

Wir haben schon vorher gesagt, daß die christliche Religion nicht etwa die Stifterin nur monarchischer Staatsregierungen von Gottes Gnaden ist, sondern überhaupt nur eine Monarchie anerkennt, die Welt. Alle Religionen vorher hatten nicht gewagt, den nationalen Charakter der einzelnen Staaten anzutasten oder zu überschreiten; ja, wie namentlich die alt-jüdische Religion, haben sie sich ängstlich vor jedem fremden Kontagium gehütet, bis endlich im Christenthum die glorreiche Idee erstand, alle Menschen zu einer Glaubensrepublik zu vereinigen und in einem einzigen Geistesbunde alle nationalen Gegensätze aufzulösen. Diese welthistorische Bedeutung des Christenthums, welche gegenüber den engherzigen Ansichten der übrigen Apostel von Paulus zuerst erkannt und mit seiner gewaltigen Beredsamkeit in Kleinasien, Griechenland und Italien propagirt wurde, erblickten auch die Kirchenväter und Kirchen-

Digitized by Google

schriftsteller ihr religiös-politisches Ideal. So sagt Tertullian in seiner Apologie: unam omnium rempublicam agnoscimus, mundum (unter allen Staaten erkennen wir nur einen an: die Welt). Origenes schreibt in einem Brief an die Römer: Christianorum non est una gens, sed ex omnibus gentibus nens populus, zu deutsch: Es giebt keine christliche Nation, sondern die Christen sind ein Volk, gebildet und bestehend aus allen Nationen. Augustinus ebenso: omnium enim Christianorum una respublica est, zu deutsch: alle Christen bilden einen Staat. Charakteristischer läßt sich Engelbertus Admontensis (um 1300) in seiner Schrift aus: de ortu et fine Romani imperii (über Anfang und Ende des römischen Reiches) est una sola respublica totius populi christiani et Deus solus princeps et rex illius reipublicae, statutus et stabilitus ad ipsius fidei et populi christiani dilatationem et defensionem, zu deutsch: Das ganze christliche Volk bildet nur einen Staat und es giebt nur einen Fürsten und König dieses Staates, bestimmt und dastehend, zur Verbreitung und Vertheidigung des christlichen Glaubens, das ist Gott; und derselbe später: ex divinae providentiae ordinatione erit de necessitate aliqua una potestas et dignitas suprema et universalis in mundo, cui de jure subesse debent omnia regna et omnes gentes mundi, ad faciendam et conservandam concordiam gentium et regnorum per totum mundum; das nicht deutlicher ausgesprochen werden kann und zu deutsch heißt: „Gemäß der Anordnung der göttlichen Vorsehung wird dereinst mit natürlicher Nothwendigkeit ein Machthaber und höchster Würdenträger überall herrschen in der Welt, dem nach Fug und Recht alle Reiche und Völker der Welt unterthan sein müssen, damit er begründe und bewahre die Eintracht der Völker und der Reiche über die ganze Welt."

Dies mag genügen. — Der Erfüllung dieser Prophezeiungen hat die Welt nur einmal nahe gestanden: unter Konstantin, dem römischen Kaiser, als er die christliche Religion zur Staatsreligion erhob. Die Völkerwanderung und der Sturz des römischen Weltreiches vereitelte die begeisterten und nicht weniger berechtigten Hoffnungen der christlichen Enthusiasten.

Neue Staaten entstanden und in dem Kampf der nationalen Einzelinteressen hat Rom anstatt offen und freimüthig seine ursprüngliche hohe Völkermission zu predigen und sie in sein Glaubensbekenntniß aufzunehmen, eine ganz gewöhnliche politische Geschichte getrieben, ohne höheren Blick für die gewaltige Friedenssendung des Christenthums hat es meist in der kleinlichsten Weise die zunächst liegenden Vortheile, die sich ihm in der Geschichte darboten, zu erringen gesucht.

Trotzdem, allerdings mehr aus dem christlichen Bewußtsein der Völker und namentlich des deutschen, als aus dem speziellen Geist der Papstregierung heraus, hat die Geschichte mehrere Mal den Versuch gemacht, den universellen Charakter der christlichen Religion zu bewahren und ein christliches Staatenleben zu gründen. Diese Versuche gehören jetzt theilweise mehr der Poesie, als der Geschichte an; den gewaltigsten machte Karl der Große, da sein Schwert für das Christenthum von den Ufern der Elbe bis an die Küsten Afrika's erklang, den unglücklichsten Friedrich II., der Hohenstaufe und den hoffnungsvollsten Karl V., der in seinem Reiche die Sonne nicht untergehen sah — in den Balladen

Digitized by Google

von Roland und im Thal von Ronceval, in der Kyffhäusersage und in den Träumen des Einsiedlers von St. Just ist diese großartige Poesie der Weltgeschichte verklungen. — Auf direkte Veranlassung Roms erwachte nur einmal die universale Idee des Christenthums, als sich aus allen Landen die Kreuzfahrer für den religiösen Gedanken und ein Einverständniß der christlichen Staaten begeistert zeigten.

Unter den Einzelheiten der päpstlichen Politik verloren die Weltideen, die dem Christenthum inne wohnen, allmählich ihre Spannkraft und die Kraft der Ueberzeugung. Auf dem Höhepunkt seiner politischen Macht stand der Papst sehr klein da. Mehr durch Tradition und Urkunden, als aus idealen Sympathien anerkannt und geschützt von den Herren aller Reiche, unangefochten in seinen Ueberzeugungen und Erlassen, verfügend über eine ansehnliche materielle Macht in den reichen und überall verbreiteten geistlichen Orden, verfügend auch über die Organisation und Tendenz der Schulen und Universitäten hat das Papstthum trotz seiner enormen geistigen und weltlichen Machtstellung im großen und ganzen nichts hervorgebracht, was in der Richtung seiner großen Bestimmung gelegen hätte. — Als sich schließlich auch der philosophische Geist und die alte Kraft der Scholastik an unnütze Probleme verzettelte, so schien nichts mehr vorhanden zu sein, was geeignet und fähig gewesen wäre, den Gedanken der christlichen Staatenherrschaft unter der Tiara des Papstes zu vertreten oder gar wirkungsfähig zu machen. Wenn dieser Gedanke noch in der römischen Welt bestand, so wurde ihm jetzt für immer ein Ende gemacht, indem ihm der Protestantismus seine nationalen Ideen entgegenwarf, der bezeichnend genug durch eine deutsche Bibelübersetzung sofort auch der lateinischen Universal-Kirchensprache ein nationales Bollwerk entgegensetzte.

Neben diesem internationalen Moment liegt ursprünglich noch ein zweites ebenso bedeutendes in den Motiven der christlichen Religion: ein sozialistisches.

Bei den Aegyptern schweigende Passivität gegenüber den Göttern, bei den Griechen eine schon ungezwungene Verkehrs- und Wechselbeziehung zwischen Volk und Gottheit — durch das Christenthum endlich ist die freie Liebe zu Gott in die Welt gekommen. Diese „freie Liebe" zu Gott ist aber in der Geschichte der Kultur ein unersetzbar glücklicher Faktor. Mit den Pflichten der Liebe zu Gott und der Liebe Gottes zu den Menschen erstehen zugleich Pflichten der Menschen zu einander selbst.

Diese Pflichten aber erschließen eine ganz neue Perspektive für das soziale Leben, das Staats- und Gesellschaftsprinzip überhaupt. Die strengste Konsequenz dieser Theorie der Liebe ist nichts Anderes, als der Sozialismus, die nackte Idee der Gemeinschaft und Brüderlichkeit.

Es lag schon im mosaischen Judenthum ein sozialistischer Keim. Charakteristisch ist schon, daß sich das jüdische Gefühl zu den Zeiten, wo an den Pyramiden Aegyptens tausende von Frohnarbeitern schmachteten, zu den Zeiten assyrischer und persischer Sklaverei, wo in Sparta in den Heloten eine Sklavenorganisation erstand, zu Athen und Rom Millionen von Unfreien lebten, niemals ganz von dem idealen Gedanken der Freiheit auch des gemeinen Mannes losgesagt hat. Eine eminent sozialistische Maßregel aber war die Einführung des Jubeljahres, in welchem das in fremde Hände übergegangene Besitzstück (Grundeigenthum)

Digitized by Google

dem ursprünglichen Besitzer wieder zufallen mußte. Auf den ersten Blick mag diese Institution gerade als das Gegentheil von einer sozialistischen erscheinen, insofern als das Eigenthum durch diese restituirende Bestimmung geschützt und der Besitz anstatt verallgemeinert oder verstaatlicht in den Händen eines und desselben erbangesessenen Bürgers individualisirt erscheint. Aber durch dieses Gesetz wurden nur die Rosse des modern-sozialistischen Staatswagens, in welchem mit verhängten Zügeln auch unsere deutschen Sozialisten in die Nebellande Utopiens jagen, vor dem unüberschreitbaren Abgrund der gänzlichen Eigenthumsaufhebung parirt. Durch diese all-jubeljährliche Ausgleichung des Nationalvermögens wurde faktisch nicht die Aufhebung des Eigenthums dekretirt, aber doch in der Wirkung erzielt; insofern nämlich der Geldwerth des Grundbesitzes aufgehoben und die Bevölkerung nur auf die Fruktifizirung und den Ertrag des Bodens angewiesen wurde; so lebten die Juden wie ihre Stammeltern im Paradiese, ohne den Werth des Bodens, auf dem man wandelte, zu berechnen und zu kapitalisiren, und nur von dem Ertrag zur Befriedigung der nächsten Bedürfnisse zu leben. So auch wurde der individuelle Fleiß und der nie zu beseitigende persönliche Ehrgeiz in jedem einzelnen geschont; jeder bestellte sein Land auf eigene Rechnung; der Staat wurde nicht zu einer Nationalgarküche und hatte ohne die ungeheuere Verantwortung einer modern-sozialistischen Staatsverwaltung dennoch die moralische und soziale Klippe des Proletariats, der Massenverarmung und Massenbereicherung glücklich umschifft. — Daß die sozialistischen Ideen wirklich im Christenthum liegen, beweisen zunächst die Aussprüche Christi selbst. „Wer zwei Röcke hat, gebe einen dem, der keinen hat" — ferner der bekannte Spruch vom Kamel, welches eher durch ein Nadelöhr gehen wird, als daß ein Reicher ins Himmelreich eingeht u. a. m. sind bezeichnend genug. Bezeichnend auch sind die Lebensstellungen der Apostel und Jünger, alles Männer aus dem „vierten Stande"; noch bezeichnender das Leben der ersten christlichen Gemeinden, die in einer vollständigen Gütergemeinschaft leben.

Ein weniger klassischer Zeuge, der aber doch von Autorität, jedenfalls von Interesse sein mag, ist Friedrich Spielhagen; in seinen „problematischen Naturen" läßt er treffend den alten Professor Berger sagen: „Ich sah ein, daß es nur eine nothwendige Konsequenz der nazarenischen Lehre sei, wenn sie den Reichthum verdammt und es geradezu ausspricht, daß ein Reicher nicht in den Himmel kommen kann. Wenn heutzutage die Reichen sich mit Ostentation zu der Religion der Armuth und der Armen bekennen, so ist das ein kolossaler Widerspruch, der schon allein hinreicht, zu beweisen, wie tief die Heuchelei um sich gegriffen hat oder aber auch, wie so ganz und gar das Bewußtsein dessen, um was es sich handelt, den Leuten abhanden gekommen ist". — Nichts hat das Papstthum, als es im Mittelalter auf der Höhe der Macht stand, zum Ausgleich der Ständemißwirthschaft und des Klassenelends gethan; im Gegentheil hat es sich an den gesellschaftlichen Sünden der Vergangenheit in hohem Grade mitschuldig gemacht. Ueberall lagen die geistlichen Herren mit ihren Privilegien dem Bürger und Bauer zu Last; keine christliche Stimme erhob sich zur Abschaffung der Leibeigenschaft und selbst der geistige Trost wurde in Traktaten und Ablaß eine neue Ab-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Clavierstunde

H C S

Digitized by Google

gaben- und Steuerlast für das Volk. Als aus moralischen Motiven Petrus Waldus, der Lyoner Kaufmann, nachdem er seine reichen Güter vertheilt hatte, die evangelische Armuth predigte, wurde gegen ihn auf der Veronenser Synode 1184 der Bann ausgesprochen. Nur einen Versuch hat die Geschichte gemacht, auf Grund gerade des Evangeliums einen sozialistischen Staat zu organisiren. „Omnia esse communia" war die Losung, welche Thomas Müntzer von Mühlhausen für das tausendjährige Reich des Friedens ausgab. Aber dieser eine Versuch scheiterte, als Müntzer im Jahre 1525 bei Frankenhausen besiegt und hingerichtet wurde. Dieser ideale Held und Feuergeist hat mit seiner urchristlichen Idee nichts anderes erreicht, als daß er in der Geschichte, die ja auch das Weltgericht ist, als ein exaltirter und fanatischer Phantast weiterlebt.

Wird es jemals dazu kommen, daß die innere Mission des Christenthums, die wir in einem internationalen und sozialen Friedensreich erkannt haben, ganz oder soweit es möglich ist, erfüllt wird?

Wir können antworten, daß wir auf dem Wege dazu sind; allerdings auf den politischen Schmugglerwegen des römischen Papstes wird das Ziel nicht mehr erreicht werden. Was uns leiten wird, das ist jener innere und freie Geist der christlichen Liebe, der auch ohne Dogma und Symbolik faßbar ist und wirksam wird. Dieser Geist wird alle unsere Ideen durchwehen und durchweht sie heute schon, sei es, daß wir ihn im Parlament als das praktische Christenthum des Fürsten Bismarck oder auf der Universität als die Wissenschaft der Humanität erkennen.

Dieser allgemein menschliche Geist der Liebe christlichen Ursprungs wird einen Wetteifer der Strebenden entzünden, in welchem wir vielleicht nie die beiden großen, idealen Zielpunkte der Kultur erreichen, ihnen aber immer näher kommen werden.

Digitized by Google

Gefährliche Menschenfeinde.

Auch ein Kapitel zur deutschen Wehrkraft. Von **Wilhelm Krebs.**

Wie mit den Ausbrüchen eines Vulkanes, fast ebenso verhält es sich mit dem Auftreten der großen Massenerkrankungen. Wie die den Vesuv umwohnende Bevölkerung durch einen plötzlichen furchtbaren Ausbruch aus jahrtausender langer Sicherheit aufgerüttelt wurde, so wird die Gesellschaft durch eine auftretende gefährliche Seuche in eine jähe Panik versetzt. Es ist, als ob es nichts mehr zu fürchten gäbe auf der Welt, als sie, aber bald ist die alte Ruhe und süße Sicherheit wieder da, in welcher dann hin und wieder erschreckende Rückschläge unliebsame Störungen hervorbringen. Das gilt auch von der Trichinengefahr, deren Schrecken in den sechziger Jahren so lebendig waren. Sie wurden im jüngst verflossenen Jahre wohl in manches Gedächtniß wieder aufgefrischt. Nach mehrjährigem Zwischenraume brachte dasselbe die zwei schweren Trichinenepidemien von Köln und Braunschweig, und zwar ganz kurz hinter einander. Der letzte Patient in Köln war noch nicht wieder so weit hergestellt, daß er das Hospital verlassen konnte, als die Zeitungen von einer gleich schweren Epidemie in Braunschweig berichteten.

In der erwähnten Zeit der sechziger Jahre waren die beiden größten Trichinenepidemien vorgefallen, von welchen man weiß — diejenige von Helmstedt und die von Hedersleben, von welchen letztere allein 337 Personen auf das Krankenlager warf und mehr als hundert sterben ließ. Die Symptome, welche sich zuerst zeigten — Appetitlosigkeit, Erbrechen, Fieber u. dgl. — waren so mächtig, daß man es anfänglich mit der Cholera zu thun haben glaubte und die Behandlung danach einrichtete. Der Irrthum ward gehoben, aber nur durch das Hinzutreten schlimmerer Symptomkomplexe. Es trat Entzündung von Hals, Augen, der ganzen Muskulatur ein. Jede Bewegung verursachte Anstrengung und Schmerz; bald steigerte sich das sogar in vielen Fällen zu mehr oder weniger vollständiger Lähmung. Zum mindesten traten heftige Fieber auf, welche den Kranken wenigstens das Bewußtsein ihrer Lage benahmen.

Damit war dann die Krisis erreicht. Wen der Tod da nicht schon ereilt hatte, bei dem stellte sich nach einiger Zeit Besserung ein. Doch erst nach vier, fünf, ja zehn Wochen war die Krankheit selbst völlig beseitigt, aber auch nicht ohne lang dauernde Entkräftung und Nachkrankheiten, von welchen besonders Lungenentzündung und Wassersucht zu nennen sind.

Das war in kurzen Zügen das Bild der Krankheit, in welcher man

Digitized by Google

damals schon die Trichinose erkannte. Das Jahr 1860 hatte bereits die vollkommene Kenntniß vom Leben der Trichinen gebracht. Man erkannte sie noch nicht, als sie im Jahre 1834 in Niedermitau bei Hanau als räthselhafte Seuche auftauchte, wie sie bereits 1674 ähnlich in einer württembergischen Bauernfamilie beobachtet worden war. In den vierziger Jahren erkrankte auch an ihr in Magdeburg die ganze Tischgesellschaft eines Gastmahles. Ein rechtgläubiger Herr mosaischen Bekenntnisses, welcher dabei nicht vom Schweinebraten, aber auch nicht vom Rothwein genossen hatte, blieb allein verschont. Man suchte die Schuld des räthselhaften Krankheitsfalles im Rothwein, und der Wirth wurde wegen Rothweinvergiftung und fahrlässiger Tödtung verurtheilt und unverschuldet in das Unglück gestürzt. Seine Unschuld stellte sich erst vierundzwanzig Jahre später heraus. Jene Krankheit war die Trichinose. In der Charité zu Berlin wurde da einem der Theilnehmer jenes Unglücksmahles eine Geschwulst am Arme ausgeschnitten und darin vorgefundene eingekapselte Muskeltrichinen führten zu neuerlicher Untersuchung jenes Vorfalles und zur Kenntniß des wahren Sachverhalts. So hat die Trichinose — oder vielmehr die Unreife des damaligen Wissens über sie auch einen Justizmord verschuldet.

Seit den sechziger Jahren sind noch eine ganze Summe leichterer und schwererer Fälle bekannt geworden. — Einer der schwereren war die Trichinose, welche 1877 Leipzig heimsuchte und 140 Personen darniederwarf. Daß nicht mehr Fälle derart konstatirt wurden, das ist wohl der Fleischschau zu danken, vor allem der obligatorischen, welche damals in Sachsen noch nicht eingeführt war und danach auch nur fakultativ eingeführt wurde. —

Die meisten der niederen Thiere, zu welchen ja auch die Trichine gehört (Trichina spiralis — verwandt mit dem Spulwurm) haben eine Metamorphose durchzumachen, wie der Schmetterling. Wie bei diesem kann man auch bei der Trichine von der ausgebildeten Form (Darmtrichine, eine freibewegliche aber wenig ausgebildete Raupenform (Wandertrichine) und eine ruhende Puppenform (Muskeltrichine) unterscheiden. Das ist natürlich nur vergleichsweise zu verstehen und eine Verwandtschaft der Schmetterlinge mit den Trichinen ausgeschlossen.

Das neugeborene Thier hat im Darme zumeist von Mensch, Schwein oder Ratte seine erste Heimat. Es wandert von dort in die Muskeln desselben Organismus als Wandertrichine und verpuppt sich dort, um lange Zeit zu ruhen. Bei günstiger Gelegenheit gelangt es danach noch vor seinem Absterben aus der Kapsel heraus in den Nahrungskanal eines andern Thierindividuums der erwähnten Arten oder eines Menschen und bildet sich dann erst zum vollkommenen Thiere aus — zur Darmtrichine.

Die Muskeltrichine ist die am längsten bekannte Form. Schon im Jahre 1835 wurde sie im anatomischen Theater zu London von einem Studirenden entdeckt und von Owen zuerst beschrieben. In den Muskeln einer menschlichen Leiche fand jener eine außerordentliche Menge kleiner weißer Pünktchen. Schon mit bloßem Auge sichtbar, erschienen sie unter dem Mikroskope als kleine längliche Kapseln, welche zwischen den langgestreckten Bündeln der Fleischfasern lagen und kleine zusammengerollte Würmer enthielten. Nachdem man lange über ihr Wesen

Digitized by Google

im unklaren und in Meinungsverschiedenheit gewesen war, fand zu Anfang des Jahres 1860 der Prosektor Zenker zu Dresden in der Muskelsubstanz eines eben gestorbenen Dienstmädchens wandernde Jungtrichinen neben eingekapselten und sich eben verkapselnden. Er sandte von dem Fleische an den Zoologen Leuckart — Professor jetzt in Leipzig, damals in Gießen — und an Professor Virchow in Berlin. Alle drei Gelehrten stellten nun Versuche an, um das alte Räthsel endlich zu lösen, verfütterten das Fleisch an junge Schweine, Kaninchen, Ratten u. s. w., und Virchow hatte den Ruhm, seine Untersuchungen zuerst abzuschließen und das erlangte Resultat der Oeffentlichkeit zu übergeben. Das war Anfang März 1860. Daß die Behandlung der Frage im wesentlichen Vivisektion war, gereicht diesem vielgeschmähten Hilfsmittel der Naturwissenschaft zur Ehre.

Das Entwickelungsbild des Thieres, welches von Virchow, Leuckart und Zenker fast gleichzeitig in seinen Grundzügen entworfen und von ersteren beiden Gelehrten vor allem, aber auch noch von verschiedenen anderen bis in Details ausgearbeitet wurde, ist ungefähr das folgende:

Genießt ein Mensch trichinöses Fleisch — in welchem sich noch lebende Muskeltrichinen finden — so werden zwar viele derselben durch die Arbeit der Zähne und die im Magensafte vorhandene Salzsäure getödtet. Doch ein einziges Gramm Fleisch kann 12—1500, ein Pfund also 6—800000 der winzigen Geschöpfe enthalten. Viele werden daher durch jene zerstörenden Mittel nur der sie umhüllenden Fleischtheilchen und ihrer Kapseln entledigt, an sich aber ungeschädigt und vollkommen lebensfähig, aus dem Magen in den Dünndarm gelangen. Auf dessen Innenwand erhebt sich ein dichter Wald mikroskopisch kleiner Zotten, welche demselben beim Anblick mit unbewaffnetem Auge ein sammetartiges Aussehen geben. In das Innere der Zotten verzweigen sich kleine Adern, und jene haben im wesentlichen die Aufgabe, durch entsprechende Kontraktionen die zu Flüssigkeiten gelösten Bestandtheile der den Darm passirenden Speisen aufzusaugen und den Adern, somit dem Blute des Körpers mitzutheilen. Zwischen diesen sich ausdehnenden und verkürzenden Darmzotten schlängeln sich die kleinen befreiten Haarwürmer herum. Ihre Länge beträgt noch kaum 1 mm. Doch da sie geradezu in der sie ernährenden Speiseflüssigkeit schwimmen, so ist ihr Wachsthum ein ungemein rapides. Innerhalb 24 Stunden erreichen manche Würmchen das vier-, fünffache ihrer ursprünglichen Länge und dabei ihre vollkommene Ausbildung zu Darmtrichinen.

Muskel- wie Darmtrichine haben im kleinen ungefähr die Form der Spulwürmer, ihre haarförmige Wurmgestalt zeigt ein lang zugespitztes Kopf- und ein abgerundetes Schwanzende. Das mikroskopische Bild eines solchen Würmchens ist vollkommen durchsichtig und zeigt einen langen feinen Streif, längs im Kopfende, welcher rings von Reihen rundlicher Zellen umlagert ist. Es ist die Speiseröhre des Thieres. Sie erweitert sich zu einem Magen und dieser setzt sich in eine Darmröhre fort, welche am runden Hinterende nach außen mündet. Ein dunkler Längsstreifen, welcher bei der Muskeltrichine neben dem Darme hinziehend sichtbar war, füllt sich in den Darmtrichinen bei fortschreitender Ausbildung mit Zellen und wird zur Geschlechtsdrüse, welche beim größeren weiblichen Thiere in der Gegend des vorderen, beim kleineren

Digitized by Google

männlichen am hinteren Körperende ausmündet. Das Männchen zeichnet sich außer durch seine erwähnte Kleinheit durch zwei hakenförmige Fortsätze des hinteren Körperendes aus.

Beide Thierformen bewegen sich schlängelnd in den Nährflüssigkeiten des Darmes und ernähren sich aus diesen, indem sie durch die erwähnten Zellenreihen neben der Speiseröhre Nahrungsstoffe in diese saugen und durch sie in den eigenen Magen und Darm gelangen lassen.

Während die Männchen bald nach der nun erfolgenden Befruchtung zu Grunde gehen, bleiben die weiblichen Darmtrichinen noch bis sechs Wochen lang am Leben, beständig Junge gebärend. Die außerordentlich günstigen Nahrungsverhältnisse, in welchen sie sich befinden, sichern ihnen eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Ein jedes der vorhandenen Weibchen bringt — und das ist die geringste Annahme — 1500 Junge hervor. Die Weibchen kommen selbst in bedeutender Menge vor, und so kennt man Fälle, in welchen nach angestellten Berechnungen die Unsumme von 90000000 Trichinen den Körper des von der Trichinose befallenen Unglücklichen heimgesucht hat.

Die ersten Jungen kommen schon fünf Tage nach der Vergiftung mit trichinösem Fleische zur Welt. In der Geschlechtsdrüse der weiblichen Darmtrichine, welche, wie erwähnt, längs ihres Darmes sichtbar ist und am vorderen Körperende etwas vor dem Magen in einem Gange nach außen mündet, spielt sich ihre erste Entwickelung ab. Die Bläschen, welche sie enthält, sind zunächst jedes mit einem trüben Dotter erfüllt. Um diesen herum bildet sich — in dem ursprünglichen Bläschen — eine neue Haut; das so gewonnene kleine Dotterfäckchen streckt sich wurmförmig in die Länge und muß, um Raum in der es umgebenden Haut der kleinen Blase zu finden, sich spiralig zusammenkrümmen. So nimmt es schon die Gestalt der Trichine an. Weiter und weiter im Innern seines Bläschens der Mündung des Geschlechtsganges zugedrängt, bildet es sich zur deutlichen Trichine aus, von gedrungener Gestalt, mit spitzem Kopf- und abgerundetem Schwanzende, deutlicher Speiseröhre, aber sonst wenig entwickeltem Inneren. Noch innerhalb der Muttertrichine zersprengen die jungen Thiere die Häute der kleinen Blasen, in welchen eingeschlossen sie sich entwickelten und gelangen frei nach außen in die Verdauungswege des angesteckten Menschen.

Die Trichinen gebären also keine Eier, sondern lebendige Junge.

Die kleinen Geschöpfe sind noch unendlich viel zwerghafter als ihre Mutter. Sie haben durchschnittlich die unvorstellbare Länge von $0{,}01$ mm. Sie stoßen zu den Legionen ihrer sich zusammenscharenden Genossen, welche von der Menge der anderen vorhandenen Darmtrichinen nach und nach geboren werden, und beginnen ihre verheerenden Züge aus dem Nahrungskanal in den Körper des Wirths.

Sie finden dabei günstige Wanderstraßen, denn bereits nach Verlauf von drei Tagen nach ihrem Auskommen — im günstigsten Falle nach acht Tagen von der Ansteckung des Opfers an — befinden sich die ersten der winzigen Thiere bereits im Fleische des Kopfes.

Mit den zugespitzten Kopfenden durchbohren sie die Darmwände und gelangen zum Theil in das Netz feiner Adern, welches, wie erwähnt, sich bis in die Zotten erstreckt. Der darin sich ansammelnde Chylus

Digitized by Google

(Nahrungssaft) ergießt sich in das Blut. So gelangen die wandernden Trichinen in die Adern des Körpers und die Blutwelle treibt sie bis in die feinen Haarverzweigungen derselben, welche die Muskeln des Körpers nahrungbringend umspinnen. Aus ihnen gelangen sie direkt in die Muskeln.

Die bei weitem größte Mehrzahl der Jungtrichinen kommt aus dem Darme direkt in die Leibeshöhle — das ist der Hohlraum im Körper, in welchem der Nahrungskanal und die anderen Eingeweide befindlich sind, und welcher von der Leibeswand umschlossen ist. Durch das über Leber und Magen quer gespannte Zwerchfell, eine muskulöse Haut, ist er in die Brust- und die Bauchhöhle getheilt. Aus dem darin befindlichen Darme gelangen die Trichinen zunächst in die letztere und bald wimmelt dieselbe von den winzigen Verderbern. Der Darm ist von den zähen schlüpfrigen Häuten des Bindegewebes umhüllt. Dasselbe heftet ihn auch an die Leibeswand, vor allem an das Zwerchfell an, und seine mannigfach ausgespannten Häute lassen nur kleine, aber unter sich offen verbundene Hohlräume zwischen sich. In diesem rieselt im lebenden Körper beständig eine Flüssigkeit, die Lymphe, dahin, welche auch kleine Fetttheilchen, abgestoßene, verbrauchte Gewebetheile u. dgl. mit sich führt. Sie selbst ist ein verbrauchter Theil der Körpersubstanz, und ist bestimmt, von den Blutadern aufgesogen, und, soweit sie noch nicht ganz ausgenutzt ist, den Körpergeweben wieder zugeführt, zum größten Theile aber vermittels der harnbildenden Nieren nach außen abgesetzt zu werden.

Diese Flüssigkeit und die in ihr schwimmenden Stofftheilchen bieten den wandernden Trichinen Lebensunterhalt in Fülle. Wie ihre Mutterthiere haben sie das Glück, von ihrer Nahrung geradezu umspült zu werden, und darum kann auch ein außerordentlich schnelles Wachsthum nicht ausbleiben. Sie wachsen um das 3, 4, 5, ja zehnfache ihrer Größe und bilden sich zu gleicher Zeit innerlich aus. Dabei gelangen sie mit großer Geschwindigkeit vorwärts. Ihr Weg durch die Engen des Bindegewebes führt sie hauptsächlich nach den oberen Theilen des Körpers, zunächst zum Zwerchfell. Ein Theil kommt bei diesem ersten Hindernisse zum Halten und kapselt sich in den Zwerchfellmuskeln ein; ein anderer — der größere — passirt dasselbe, wohl vorzüglich durch das Loch in ihm, durch welches die Speiseröhre zum Magen führt, schlüpft an dieser hin und erreicht so die Brusthöhle, welche ähnliche Wandergelegenheit wie die Bauchhöhle bietet. Durch sie kommen die Würmer danach in Hals und Kopf. Mehr und mehr haben sie ihre bequeme Straße auf dem schlüpfrigen lockeren Bindegewebe der Leibeshöhle hin verlassen müssen, und waren gezwungen, durch die derberen, fest aneinanderschließenden Hüllen der Muskeln hinzukriechen. Sie kommen in immer beengtere Verhältnisse. Die Muskeln endigen in Sehnen, und diese heften sich an die Knochen an. Schon durch die zähen Sehnen arbeiten sich nur noch einige Trichinen mühsam hin, auch die letzten sind endlich gezwungen, ihr Freileben aufzugeben und sich zu verkapseln, wie ihre Genossen nach und nach vor ihnen thaten. An der erwähnten Straße hin, vor allem im Zwerchfell und an den sehnigen Ansätzen der Muskeln an die Knochen, findet man die meisten eingekapselten Muskeltrichinen.

Außer dem geschilderten Wege nach dem Oberkörper führt sie noch

Digitized by Google

einer nach dem unteren Theile des Körpers, welcher Trichinen hauptsächlich in die Muskelendigungen der Lenden gelangen läßt. Dieser wird aber weniger benutzt.

Sind die Trichinen, sei es durch den Blutstrom, sei es durch eigene Bewegung, an den erwähnten Stellen angekommen, so beginnen sie ihr Benehmen zu ändern. Sie sind zu $0{,}_1$ und mehr mm Länge angewachsen, ihr vorderes Körperende ist spitzer geworden, ihr Inneres hat an Differentiirung gewonnen.

Die Muskeln, welche von ihnen heimgesucht werden, bestehen aus feinen, langausgezogenen und quergestreiften Fasern von weicher Fleischsubstanz, welche von Bindegewebeschläuchen umhüllt sind. Zu Tausenden liegen sie schichtenweise nebeneinander, ein jedes Bündel ist wieder von einer Haut zähen Bindegewebes umhüllt und läuft an den Enden aus in zähe Sehnen, welche es mit den anderen desselben Muskels beiderseits an die Knochen anheften. Jede Trichine bohrt sich in das Innere einer Muskelfaser ein und ringelt sich in der weichen Fleischsubstanz derselben zusammen. Infolge des dadurch ausgeübten Reizes beginnt sich die Faser zu entzünden. An der Stelle, an der der Eindringling liegt, wuchert sie krankhaft und bläht sich auf, ihre Enden dagegen zersetzen sich, verwesen geradezu und schrumpfen zusammen. Die Stoffe, welche durch diesen Vorgang frei werden, verwendet die Trichine als echter Schmarotzer theilweise zur Vergrößerung und weiteren Ausbildung ihres eigenen Körpers. Der zähe, bindegewebige Schlauch der Faser bleibt allein zurück; um das zusammengeknäuelte Thier ist er aufgetrieben, an seinen beiden Enden zusammengefallen und geschlossen. Er bildet so die erste und äußerste Kapselhülle der Muskeltrichine.

Nun regulirt sich auch die Ernährung der letzteren, welche für sie wie für einen rechtmäßigen Bestandtheil des Körpers sorgt. Durch den Reiz und dessen krankhafte Folgen begann ein unnatürliches Wachsen und Umbilden in den umgebenden Geweben. Das Endresultat ist, daß die Kapsel von einem besonderen feinen Netze neugebildeter Adern umsponnen wird, welche dem innen liegenden Thiere die Nährstoffe des Blutes zuführen. Die Muskeltrichine wächst jetzt und bildet sich aus. Sie erreicht eine Größe von $0{,}_8$ und mehr, in manchen Fällen bis $1{,}_5$ mm und zeigt bald ihre schon oben geschilderte Ausbildung. Ihr Puppenleben hat begonnen. Zuweilen bewegt sie noch träge das Kopfende hin und her. Nach einigen Wochen umgiebt sie sich mit einer ausgeschwitzten durchsichtig-hornigen Masse als einer zweiten Kapselhülle. Sie ist dann zur Ruhe gekommen und hat ihre dem Körper gefährliche Wirksamkeit abgeschlossen. Nach längerer Zeit lagern sich danach in der Kapsel Kalktheilchen ab, welche ihr eine besondere Festigkeit verleihen. In diesem Zustande ist die Trichine so lebenszähe, daß sie fünfundzwanzig Jahre im lebenden, neun Monate im todten Körper überdauern kann und erst durch eine Hitze von mehr als 50° R. zu Grunde gerichtet wird. Ihr Absterben nach Verlauf mehrerer Jahrzehnte erfolgt dadurch, daß die Verkalkung ihrer Kapsel sich auf ihren Körper ausdehnt.

Zu den gleichen Zeitpunkten suchen im angesteckten Körper Tausende die Muskeln heim und nach ihnen kommen in beständigem Zuge im Verlaufe der fünf Wochen, durch welche die Darmtrichinen leben

Digitized by Google

und gebären, tausend und abertausend Nachzügler. Die Tausende häufen sich zu Millionen, und was von dem einzelnen winzigen Geschöpfe sogar von Hunderten und Tausenden derselben nicht bemerkbar war, wird von der bedeutenden Anzahl zu einer lebensgefährdenden Plage. Es ist das Massenwirkung kleinster Ursachen, ein Mittel, welches außerordentlich oft der Natur zur Erreichung großer Zwecke dient.

Schon bei den Darmtrichinen tritt diese Art der Wirkung hervor. Wenn ein 4 mm langes, feines, weiches Fäserchen für die Gesundheit der Darmhaut vollständig gleichgiltig ist, erreichen doch die Zehn- und Hunderttausende von Darmtrichinen, welche auf ihr zur Entwickelung gelangen, durch den Reiz, welchen sie gemeinschaftlich durch Schlängeln und Wühlen auf sie ausüben, die oben erwähnten choleraähnlichen Affektionen derselben. Auch das Durchwandern der Darmhaut von Seiten der Legionen der winzigen Jungen trägt dazu bei. Durch das fortwährende Wühlen und Kitzeln bei der Wanderung durch Leibeshöhle und Gefäße erregen sie trotz ihrer verschwindenden Kleinheit gefährliche Entzündungen, vorzüglich der feinen Aderverzweigungen, und das um so eher, als der Körper durch die Einwirkung der Darmtrichinen an sich entkräftet ist. Daher schreiben sich die am meisten deutlichen Entzündungen des Halses und der Augenpartien. Die größten Schmerzen aber und verhängnißvollsten Folgen werden durch das Durchwühlen, Anbohren und Zerstören der Muskelfasern erzeugt. Tag und Nacht sind die Kranken durch wühlende Schmerzen geplagt, welche jedes Zucken mit den Wimpern, und jeder Athemzug vermehrt. Durch die mannigfachen Entzündungsprozesse, vor allem aber durch die Zerstörung der Muskeln kommen Massen halb zersetzter Stoffe auch in das Blut, welches von ihnen verunreinigt und seinerseits zersetzt wird. Daraus entstehen die Fieber, welche noch wohlthätig zu nennen sind, da sie dem Kranken Bewußtlosigkeit seiner Lage verschaffen und den mangelnden Schlaf, wenigstens einseitig ersetzen. Das letzte Resultat der schlimmsten Fälle ist fast vollkommene Zerstörung der betroffenen Muskeln und Bewegungslosigkeit, und diese begünstigt wiederum jene Zersetzungen, besonders die des Blutes und führt vor allem zu den häufigen gefährlichen Nacherkrankungen. Wenn auch nur die schweren Fälle diese so gefährlichen wie quälenden Symptome zeigen, so hat die Trichinose auch für die leichter an ihr Erkrankten sehr üble Folgen. Abgesehen von den bei ihnen immer noch bedeutenden Schmerzen, erschöpft sie den Körper, und man kennt Fälle, wo Trichinosekranke bis vierzig Pfund ihres Körpergewichtes eingebüßt haben.

Vergegenwärtigt man sich diese Folgen, vor allem aber die höchsten Schrecken, zu welchen die Trichinose führen kann, dann muß das dringende Bedürfniß erwachen, Mittel zu ihrer Abhilfe zu suchen.

Durchgreifende Heilmittel gegen die ausgebrochene Krankheit giebt es keine, doch thut natürlich eine ärztliche Ueberwachung und Unterstützung des genesenden Körpers sehr gute Dienste, wie ja die im vorigen Jahre so verhältnißmäßig glücklich verlaufenen und bei der Masse der Erkrankungen schwer zu nennenden Epidemien zu Köln und Braunschweig klar erkennen lassen.

Vorbeugende Mittel zur Abhilfe giebt es mehrere.

Dem lebenden Schweine kann man seine Trichinenerkrankung wenig

Digitized by Google

ansehen. Junge Schweine werden allerdings stark angegriffen — bei den Menschen beiläufig ist es umgekehrt — sterben sogar meist daran, ältere sind widerstandsfähiger und die Krankheit äußert sich, wenn man große Aufmerksamkeit anwendet, höchstens in einigem Magenkatarrh, Heiserkeit und Entzündung der Augen. So ist also von einer Untersuchung des lebenden Schweines wenig zu hoffen.

Um so mehr Erfolg hat die Fleischschau, die mikroskopische Untersuchung des geschlachteten Thieres auf Trichinen, gehabt. Sie kann sehr viel thun — eine so furchtbare Epidemie wie die erwähnte von Hedersleben wird kaum mehr vorkommen. Aber wie die letzten Epidemien beweisen, ist auch die Fleischschau kein absolutes Schutzmittel, auch bei hinreichendem Grade von Gewissenhaftigkeit, denn die mikroskopische Untersuchung an sich erfordert Uebung, und die Untersuchung von Präparaten aus notorisch von Trichinen besonders heimgesuchten Muskelpartien giebt ja nur eine große Wahrscheinlichkeit, keine absolute Gewißheit, daß die Trichinose im Schwein entdeckt und mit Vernichtung desselben der Krankheitsherd unschädlich gemacht wird.

Der Schwerpunkt der Abhilfe liegt, wie bei so manchem andern, auch hier in der Selbsthilfe. Und da hat Leuckart zwei Mittel besonders hervorgehoben.

Das erste ist eine gründlichere Zubereitung des Schweinefleisches. Ganz abgesehen von der nicht nur der Trichinen wegen gefährlichen Unsitte des Verzehrens rohen Schweinefleisches, sind auch die mit Feuer, Rauch und Salz behandelten Fleischwaren durchgängig und in nicht geringem Grade gefährlich.

Die Muskeltrichine geht erst bei mehr als 50,° Hitze zu Grunde. Nach Leuckart werden gekochter Schinken und Schweinebraten à l'Anglaise im ganzen nur auf 52,°, im Innern weniger, Blut- und Magenwurst auf 47 bis 50,°, Klößchen von gehacktem Fleisch auf 47,°, geröstete Würstchen nur auf 23,° erhitzt. Man kann demnach annehmen, daß bei der Zubereitung in einmal trichinosem Fleische immer noch genug Trichinen am Leben bleiben, um dem Menschen gefährlich zu werden.

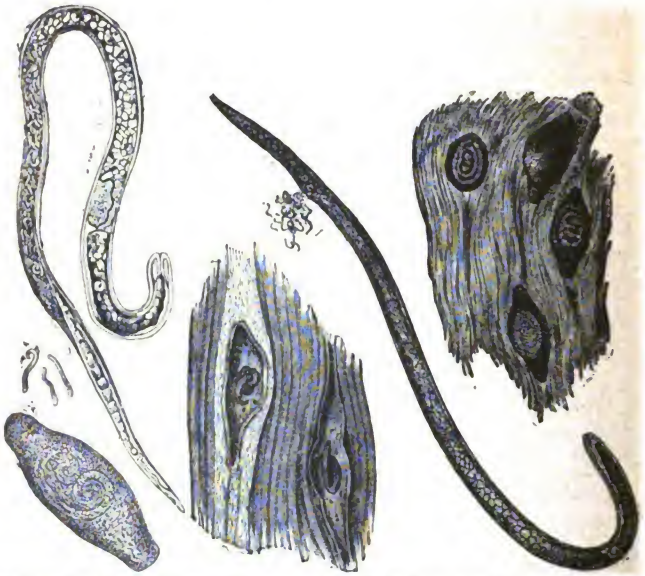
Auch die Räucherung ist zumeist nicht gründlich genug, um sie unschädlich zu machen. Am besten und bei genügender Gründlichkeit durchgreifend von Erfolg ist die heiße mit Rauch, danach eine gründliche Schnellräucherung mit Holzessig, fast nutzlos sind, die kalte Räucherung mit Rauch und eine oberflächliche Schnellräucherung, wie sie aber nur zu häufig ist.

Ein gründliches Einpökeln, aber auch nur ein solches, ist ebenfalls im Stande, die Trichinen zu tödten.

Die eigentlichen Wirthe und Träger der Trichinen sind die Ratten. In ihnen spielt sich der eigentliche Lebenskreislauf des Parasiten ab, und es ist Ausnahme, wenn der Kreislauf sich in Menschen oder andere Thiere abzweigt. Die Ratten haben die ekelhafte Angewohnheit, ihre krepirten Anverwandten ohne weiteres aufzufressen und finden mannigfache Gelegenheit, Fleischabfälle, ja Leichen zu benagen. Sie bieten so einen immer sich verstärkenden Herd für die gefährliche Krankheit. Ist doch nachgewiesenermaßen in Abdeckereien die Hälfte der Ratten trichinös. Sie sind häufige Mitbewohner der Schweineställe, fressen vom Futter der Schweine und werden von diesen gefressen — die Vorliebe

Digitized by Google

der Schweine für Fleischnahrung ist ja bekannt. So pflanzen die Ratten gelegentlich, und sie wahrscheinlich allein, die Trichinose auf die Schweine, durch Vermittlung dieser auf die Menschen über.



Weibliche Trichine; freiliegend einige Junge und eine Trichinenkapsel.

Trichinenkapseln im Muskelfleisch; theils in Bildung begriffen, theils fertig; in der Mitte eine weibliche Trichine, welche 60—80 Junge trägt.

Das Mittel, welches sich daraus ergiebt, heißt: Entweder vollkommene Ausrottung der Ratten oder, da diese wohl kaum ganz möglich, Halten der Schweine in besseren, vor allem gegen Ratten geschützten Stallungen.

Wir sind also nicht hilflos gegen unsere winzigen Verderber — wir haben das Mittel gegen sie in Händen, und es kommt nur darauf an, dasselbe anzuwenden. Es ist die Abstellung alter überkommener, gemeinschädlicher Gewohnheiten. Es ist eine Aenderung, eine Verbesserung unserer Civilisation. Wie vor der stillen Arbeit der Kultur die reißenden Thiere der Wildniß und die mörderischen, ungefügen Menschenrassen derselben zu Grunde gehen, so werden vor ihr auch jene unheimlichen Seuchen verschwinden, deren eine die Trichinose ist.

Digitized by Google

Eine Depossedirte vor hundert Jahren.

(Mit Porträt.)

Dänemark hat vor mehreren Jahren einen gar grausen hundertjährigen Gedenktag verzeichnet: die Wiederkehr des Tages (28. April 1772), an welchem die schändlichste Palastintrigue den edlen Struensee und seinen Freund Brandt dem Henkerbeile überlieferte, und weiter: die Säkular-Erinnerung an die Depossedirung der unglücklichen Karoline Mathilde, Prinzessin von England. Diese eröffnete die Reihe der gekrönten Häupter aus dem Welfenstamme, welche vom Throne steigen mußten, um die bitteren Leiden des Exils zu kosten: 1830 folgte ihr Herzog Karl II. von Braunschweig und 1866 Georg V. von Hannover.

Was die schöne, so tief beklagenswerthe Königin in Kopenhagen litt, bevor es der fluchbeladenen Juliane Marie gelang, sie zu stürzen, ist bekannt. Karoline Mathilde wurde gebrochenen Herzens in die Verbannung geschickt; getrennt von ihren Kindern, die sie über alles liebte, hat sie in Celle, dem freiwillig gewählten Aufenthalt, nicht länger als drei Jahre, bis zum 11. Mai 1775, gelebt. Die Sage geht, ihre Feindin Juliane Marie habe sie vergiften lassen.

Zahllose Romane und Bühnenstücke in mehr als einer der lebenden Sprachen haben das Geschick der edlen Freundin Struensees zum Gegenstande: es wäre überflüssig, auf die Kette jener Ereignisse zurückzukommen, deren blutiges Ende der Justizmord der beiden dänischen Größen bildet. Minder allgemein bekannt sind dagegen die Erlebnisse der Depossedirten in Celle, namentlich deren Plan, sich der dänischen Krone wieder zu bemächtigen. Versuchen wir, die nur durch den plötzlichen Tod Karoline Mathildens vereitelte Verschwörung gegen ihren geschiedenen Gemal kurz zu skizziren.

Es war am 18. September 1774, als die Königin in der nun schon zwei Jahre währenden Verbannung ganz zufällig den rein freundschaftlichen Besuch eines Londoner Landsmanns, des Sir James Wraxall, erhielt, der Deutschland des Studiums halber bereiste. Karoline Mathilde nahm ihn huldvoll auf, aber von Politik war nicht die Rede. Nach wenigen Tagen setzt Wraxall seine Reise fort, welche ihn zunächst nach Hamburg führte. Dort traf er viele mißvergnügte dänische Edelleute, welche sich in Altona aufhielten, da sie zu Kopenhagen wegen ihrer Sympathien für Karoline Mathilde mißliebig geworden waren. Als diese hörten, Sir James Wraxall sei bei der Königin in Celle gewesen, traten sie sofort mit ihm in Verbindung, und nachdem sie seine Gesinnungen ausgeforscht, begab sich einer aus ihrer Mitte zu ihm mit der Frage, ob er willens sei, sich ganz dem Dienste der vertriebenen Fürstin zu weihen?

Digitized by Google

Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Wraxall bejahte, und jener fuhr fort: „Ich bin von einem Verein von Männern abgesandt, welche die Königin wieder auf ihren Thron zurückführen und während der Regierungsunfähigkeit des (schwachsinnigen) Königs mit der höchsten Macht bekleiden wollen und können. Sind Sie geneigt, die Königin auszuforschen, ob sie wieder nach Kopenhagen zurückkehren will?"

Wraxall versprach es, und die nächste Folge war die Bekanntschaft mit dem Grafen Schimmelmann, jenem reichen und mächtigen Empor-

Digitized by Google

kömmling, der zu Wandsbeck — man kann sagen Hof hielt, und dem Hannoveraner, Herrn von Bülow, vormals Stallmeister der Königin. Mit diesen beiden wurde vorher verhandelt.

Bülow gab dem neuen Vertrauensmanne die genauesten Instruktionen: „Wir müssen", sagte er, „zunächst über die Bereitwilligkeit der Königin, nach Kopenhagen zurückzukehren, klar sein. Wir können darüber wegen der Unsicherheit der Briefpost nichts nach Celle schreiben; reisen Sie daher dorthin und schreiben Sie an Ort und Stelle der Königin, um was es sich handelt. Hüten Sie sich aber, wann und wie Sie den Brief an die hohe Adressatin gelangen lassen; namentlich trauen Sie der oft in Celle anwesenden Schwester der Königin, der Prinzessin von Braunschweig, nicht, denn diese ist Spionin Georgs III. und außerdem der in Dänemark regierenden Partei ergeben. Ich kann Ihnen nur den Wachsabdruck eines Siegels als Kreditiv übergeben; sobald die Königin ihn sieht, wird sie Ihnen Vertrauen schenken. Willigt sie ein, sich uns anzuschließen, so muß die nächste Folge sein, daß sie den König von England, ihren Bruder, auf unsere Seite zieht; seine Zustimmung verbürgt das Gelingen der Revolution."

Nachdem noch verabredet worden, wann und wo der Baron von Bülow mit Wraxall nach dessen Rückkehr wieder zusammentreffen sollte, trat dieser die Reise an. In Celle, wo er am 9. Oktober 1774 eintraf, war wirklich die Prinzessin von Braunschweig zum Besuche anwesend, was die Aufgabe des Engländers nicht wenig erschwerte. Doch dieser meldete dem Hofmarschall von Seckendorf, daß er briefliche Nachrichten in betreff einer französischen Schauspielergesellschaft zu überbringen habe, welche die Königin engagiren wollte; gleichzeitig sei es seine Absicht, sich bei seiner Rückreise über Hannover nach England zu verabschieden. Er erhielt darauf sofort Einladung zur Hoftafel.

Hier mußte er Mittel und Wege finden, die Königin von allen zu instruiren. Er schrieb und siegelte daher einen Brief, welcher den Plan der Verschwörung enthielt, klebte aber einen Zettel unter die Anrede, dessen Inhalt die Königin beschwor, das Durchlesen des Briefes auszusetzen, bis sie allein sei, um sich namentlich vor der Prinzessin von Braunschweig zu hüten.

Vor versammeltem Hofe fragte die Königin ihren Tischgast nach dem Briefe über die französischen Schauspieler; angesichts der Umstehenden mußte Wraxall jenes von ihm verfaßte Schreiben überreichen. Er that es mit tiefer Verbeugung; die Königin öffnete den Brief, warf einen Blick hinein, fand natürlich den warnenden Zettel und schlug das Schriftstück sogleich wieder zusammen. Aber sie war leichenblaß geworden; zum Glück hatte jedoch Wraxall die Prinzessin von Braunschweig in ein Gespräch zu verwickeln verstanden; gleichzeitig ward auch gemeldet, daß die Tafel servirt sei.

Die Königin gewann schnell ihre Fassung wieder; beim Dessert nahm sie sogar den verhängnißvollen Brief heiter und unbefangen hervor, entfaltete ihn auf ihrem Schoße und begann die Lektüre, während welcher sie oftmals einige Worte ins Tischgespräch mischte. Endlich ward die Tafel aufgehoben.

Wenige Stunden später erschien Baron Seckendorf in Wraxalls Wohnung, legitimirte sich mit einem Abdruck des Siegels der Königin,

Digitized by Google

zeigte sich eingeweiht in den Inhalt des wichtigen Briefes und überbrachte die mündliche Versicherung der Königin, sie kehre gern nach Kopenhagen zurück und werde ihren Bruder für den Umsturzplan zu gewinnen trachten.

Auf Schleichwegen kehrte nun Wraxall nach Hamburg zurück, wo er am hellen Tage auf dem Jungfernstiege mitten unter allen Spaziergängern sich ein Rendez-vous mit Bülow gab. Dieser berichtete, wie inzwischen die Kommandanten von Rendsburg und Glückstadt, der Schlüssel zu den Herzogthümern, so wie Prinz Karl von Hessen, Generalissimus in dem (damals noch mit Dänemark verbundenen) Norwegen und Statthalter von Schleswig-Holstein, für den Plan gewonnen seien, und beschwor Sir Wraxall, nach Celle zurückzukehren, um von der Königin den formellen Auftrag zu erbitten, in ihrem Namen als Agent nach London zu gehen und Georg III. für die Ausführung des Planes zu gewinnen.

Wraxall willigte ein, reiste auf einem weiten Umwege zum dritten Mal nach Celle, meldete sich am Thor als französischer Kaufmann an, stieg in einer Winkelkneipe ab und setzte sich sofort mit Seckendorf in Verbindung. Zum Glück war die Prinzessin von Braunschweig inzwischen wieder abgereist; Wraxall konnte sich daher in einem Pavillon des französischen Gartens verstecken, wo er mit der Königin eine Zusammenkunft von mehr als einstündiger Dauer hatte, während deren sie in alle seine Vorschläge willigte, ihn als ihren Agenten förmlich anerkannte und mit Kreditiven für London, namentlich mit Empfehlungen an den Hofmarschall Baron Lichtenstein ausrüstete. Wraxall, solchergestalt am Ziele seiner Wünsche, verließ Celle und begab sich zunächst nach Zahrendorf, einem einsamen Posthause mitten im Walde zwischen Harburg und Celle. Dort mußte verabredetermaßen auch Herr von Bülow aus Hamburg eintreffen; man hatte vorgezogen, Sir Wraxall nicht mehr in diese Stadt, wo er in letzter Zeit schon so oft aufgetaucht war, kommen zu lassen; Bülow reiste ihm entgegen. Tief in einen Mantel gehüllt, der seine ganze Person unkenntlich machte, traf dieser fast gleichzeitig mit Wraxall in Zahrendorf ein, erkundigte sich, wie verabredet worden, beim Posthalter, ob es hier Reisende gebe, und als man ihm sagte, es logire ein Herr oben, sandte er zunächst den Kellner hinauf mit der Frage, ob er die Gesellschaft des Fremden genießen dürfe? Natürlich bejahte dieser, und beide Verschwörer saßen nun bei einer Flasche Wein bis ein Uhr in der Nacht beisammen, geheime Pläne schmiedend. Dann kehrte Bülow nach Hamburg zurück, während Sir Wraxall sich nach London begab. Am 15. November traf er dort ein.

Baron Lichtenstein, an den er sich sogleich wandte, war bereits durch Briefe der Königin von allen unterrichtet. Auch König Georg III. wußte um den Plan; allein er wollte Wraxall keine persönliche Audienz gewähren; Lichtenstein sollte beständig den Unterhändler machen. Dies geschah deshalb, weil der König — falls die Verschwörung scheiterte — stets der Wahrheit gemäß wollte betheuern können: er habe niemals einen Agenten seiner Schwester gesehen oder angenommen, stehe überhaupt für seine Person den Versuchen, sie wieder auf dem dänischen Thron zu sehen, völlig fern.

Der König behandelte die ganze Angelegenheit überhaupt dilatorisch:

Digitized by Google

er hatte die größte Abneigung, sich in Schritte einzulassen, deren Kundwerden einen Bruch der zwischen den Höfen von Kopenhagen und London bestehenden Traktate herbeiführen konnte. Erst am 3. Februar 1775 gab er seine Zustimmung zu vier Artikeln, in denen er seine entschiedene Billigung des ganzen Vorhabens aussprach, sich anheischig machte, dasselbe moralisch und pekuniär zu unterstützen und die Verpflichtung übernahm, die vollbrachte Revolution nöthigenfalls mit englischer Kriegsmacht aufrecht zu erhalten. Mit diesem Aktenstücke reiste Sir Wraxall nach Celle zur Königin Karoline Mathilde.

Durch heimliche Gänge führte ein Diener von erprobter Treue, namens Mantel, den Unterhändler zur Monarchin, welche in einem versteckten Hinterstübchen des Schlosses ganz allein über zwei Stunden lang mit dem gewandten und verschlagenen Manne konferirte. Sie sprach lebhaft und schnell; die Aussicht auf die Wiedererlangung des Thrones machte ihr Herz höher schlagen. Wraxall erfuhr aus dem Munde der schwer geprüften Frau alle Begebenheiten, welche in Kopenhagen ihrer Verbannung vorangegangen waren — mit frohem Ausblick auf der Zukunft hoffnungsreiche Ferne entließ ihn die Fürstin. Er blieb im Schlosse verborgen, bis er unter dem Schutze der Nacht sein Logis wieder erreichen konnte. Andern Tags machte er sich auf den Weg nach Hamburg.

Die dortigen Mitverschworenen vermißten nichts mehr, als die ausdrückliche Erklärung des Königs Georg III.: er wolle seinen Gesandten instruiren, am Tage, wo die Verschwörung in Kopenhagen ausbräche, beim Klange der Sturmglocke nicht das Botschafterhotel zu schließen; sodann ward beschlossen, die Königin zu bitten, sich dergestalt reisefertig zu halten, daß sie auf ein gegebenes Zeichen sofort aufbrechen und binnen fünf Tagen Kopenhagen erreichen könnte.

Um die Königin zu benachrichtigen, begab sich Wraxall abermals nach Celle; von dort sollte er nach London reisen, um, wenn irgend thunlich, die bezeichnete Erklärung Georgs III. zu erwirken.

In Celle erfuhr die Königin sogleich Sir Wraxalls Ankunft durch die Liste von einpassirten Fremden, welche sie sich jeden Morgen geben ließ; als sie den zwischen ihr und dem Agenten verabredeten falschen Namen, den sich dieser beigelegt, gefunden hatte, sandte sie sogleich den treuen Mantel zu ihm. Er benachrichtigte den Engländer, daß die Prinzessin von Braunschweig im Schlosse sei; nichtsdestoweniger wolle die Königin ihn am nämlichen Abend sprechen.

Die Stunde zur geheimen Audienz rückte heran; endlich verkündeten die Glocken die achte Abendstunde, und Wraxall brach nach dem Schlosse auf. Das Wetter war rauh; schaurig heulte der Wind und die Dunkelheit war so groß, daß man die nächsten Gegenstände nicht unterscheiden konnte; dazu fiel ein dichter Regen. In dem Augenblick, wo Wraxall vor der Zugbrücke des alterthümlichen Baues anlangte, ward die Wache abgelöst; die Soldaten zogen dicht an dem Angstbebenden vorüber. Doch tief drückte sich dieser in den Schatten, man sah ihn nicht, und im nächsten Augenblicke schon erschien Mantel, schlug schweigend seinen weiten Umhang um den Agenten und führte diesen durch geheime Gänge in das strahlend erleuchtete Bibliothekzimmer der Königin, welche in elegantem carmoisinrothen Galakleide (sie gab eine Soiree) bald vor ihm

Digitized by Google

stand. Im Fluge wurden sämmtliche Differenzpunkte erledigt, die Königin versprach, sich völlig reisefertig zu halten und schied strahlenden Antlitzes von dem Unterhändler, um zu ihrer nichts ahnenden Gesellschaft zurückzukehren. Wenige Tage darauf war Wraxall in London (5. April 1775).

Hier stieß er auf den nämlichen Widerwillen des Königs, in die ganze Angelegenheit persönlich einzugreifen; wiederholt bat Wraxall dringendst um Audienz — vergeblich. Der ganze Aprilmonat verstrich, ohne daß von Seiten Georgs III. etwas Ernsthaftes geschah; endlich, in den ersten Tagen des Mai, erhielt der Unterhändler Nachricht, daß der König eigenhändig an seine Schwester nach Celle geschrieben und ihr die Zusicherung ertheilt habe, seinerseits alles thun zu wollen, was zum Gelingen der Verschwörung beitragen könne. Frohen Herzens wollte Wraxall sich reisefertig machen, um nach Deutschland zurückzukehren — da traf ihn wie ein Donnerschlag die Nachricht von dem am 11. Mai 1775 erfolgten plötzlichen Tode der jugendlichen, noch nicht vierundzwanzig Jahre alten Königin. Diese hatte den Brief ihres Bruders gerade in ihrer Sterbestunde erhalten; das Schreiben ward somit nicht mehr eröffnet, sondern ging mit ungelöstem Siegel nach England zurück. Sein Inhalt ist für immer ein Geheimniß geblieben.

Bülow und Graf Schimmelmann erhielten die Botschaft von dem Ableben der Königin Karoline Mathilde gerade in dem Augenblicke, wo sie, mit den letzten Berathungen über Tag und Stunde der Verschwörung beschäftigt, den ganzen Plan noch einmal besprachen und eben zum Abschluß ihrer Vorbereitungen gekommen waren.

So endete ein Unternehmen, welches aller Wahrscheinlichkeit nach glücklich abgelaufen wäre und dem politischen Norden dann eine ganz andere Gestaltung gegeben haben dürfte.

H. U.

Digitized by Google

Anfang und Ende.

Von **Josephine Gräfin Schwerin.**

(Schluß.)

Sie schnellte empor. „Egon, Du redest im Fieber."

„Leider weiß ich völlig klar, was Du gethan hast und welche Folgen es für uns beide hat. Ich schätze mein Amt, meine Stellung, meinen Namen zu hoch, um das alles hinzuwerfen, weil Du es unter die Füße getreten hast; ich habe die Pflicht vor mir selbst, vor meinem Gewissen und meiner Ehre, mich hoch zu erheben über Dein schmähliches Thun, zu beweisen, daß ich es — verachte. Geh!"

„Egon, fünf Jahre sollen ausgelöscht sein wie nichts? Du hast mir einmal gesagt, daß Du mich liebtest, daß Du —"

„Ich könnte Dir das alles zurückgeben", unterbrach er sie, „auch Du hast von Liebe gesprochen, auch Du hast fünf Jahre des Ehelebens vergessen, Du hast in schmählichster Weise Gehorsam, Pflicht, Ehre und Sitte verleugnet. Ich muß der Natter der Verläumdung, die sich an meinen reinen Namen wagt, den Kopf zertreten, ich muß beweisen, daß ich nicht der Verräther bin, für den man mich hält; das kann ich nur auf eine Weise. Erspare mir, es Dir Mal auf Mal zu wiederholen: Wir sind getrennt für immer, des öffentlichen Skandals einer Scheidung bedarf es nicht, Du verläßt einfach mein Haus und zwar sofort."

‚Und Fanny?" fragte sie bebend.

Er stutzte einen Augenblick. Er hatte an das Kind nicht gedacht. War es ein Gefühl des Mitleids mit Renate, das in ihm auftauchte, war es der Gedanke an die Schwierigkeit, die für ihn in der Erziehung des kleinen Mädchens lag, genug, er sagte kalt: „Du magst sie mit Dir nehmen."

„Ich danke Dir", antwortete Renate. Ihr Stolz hielt sie aufrecht. Sie stand thränenlos, mit gesenktem Haupte und fest verschlungenen Händen.

Willberg hatte sich nach der Thür gewandt; als er sie erreicht hatte und über die Schwelle schreiten wollte, rief sie, die Arme nach ihm ausstreckend: „Lebe wohl, Egon, nicht einmal ein Lebewohl hast Du für Deine Frau?"

Er war stehen geblieben. „Lebe wohl", sagte er, ohne sich umzuwenden. Sein Ton war herbe und rauh, sie ließ die Arme wieder sinken und als die Thür hinter ihm ins Schloß fiel, brach sie vor dem Sessel zusammen und weinte, als ob sie sich in Thränen auflösen wollte. Erst als sich weiche Kinderhände an ihre Wange legten und eine süße Stimme sagte: „Mama, liebe Mama, nicht weinen", richtete sie sich auf und die

Digitized by Google

Kraft eines Entschlusses kam über sie. Sie umschlang das Kind, küßte es heiß und leidenschaftlich und sagte: „Du mein Theuerstes, mein alles, komm fort von hier, weit, weit!"

* * *

In dem Kreuzgang, der sich der St. Martinskirche, der ältesten der Stadt H. anschloß, herrschte tiefe Stille. Es war, als ob noch der Geist der alten Mönche, die hier einst gewandelt sein mochten, dem lauten Leben Einhalt gebot. So manches Jahrhundert war wohl über das alte Gemäuer hingezogen, aus den Wölbungen fehlte so mancher Stein, der Fußboden war ausgetreten, die Heiligenbilder, die in den Nischen standen, hatten hier und dort ein Glied eingebüßt, und die Säulenkapitäle manches Stück ihres schön geschwungenen Blätter- und Rankenwerkes verloren. Nirgends war da nachgeholfen, nirgends etwas zur Erhaltung dieser Zeugen einer edlen Baukunst vergangener Jahrhunderte, gethan, aber das mächtige Steingefüge trotzte wohl noch so manches Jahrhundert der Vergänglichkeit und es schien, als ob die Natur liebend die Zeichen des Verfalls, dem alles Menschenwerk anheimgegeben ist, verhüllen wollte, denn ein üppiges Epheugeranke schmiegte sich an das alte Gemäuer, zog sich längs den Säulen empor und deckte das zerbröckelnde Gestein zu; ja, eine Ranke hatte sich sogar weit hineingestohlen, bis zu dem Deckengewölbe und schlang sich dann, wieder herabfallend, fest um eine der metallnen Ketten, an denen eine Messinglampe, aus kunstvollem Blätterwerk gebildet, hin und her schwankte. Ein tiefer, träumerischer Friede herrschte in dem alten Kreuzgang, in dem halb verfallenen Kloster, das sich ihm anschloß, in dem stillen kleinen Klostergarten, der wie eine grüne Oase zwischen den hohen Steinmauern lag. Es war ein halb verwilderter Platz: auf dem Rasen in der Mitte wucherte das Unkraut, die Gesträuche an den Seiten waren wild aufgeschossen, die Kletterrosen rankten sich ungepflegt an dem alten Gemäuer hinauf, und in der Ecke stand eine hohe, alte Esche, die ihre Aeste mit dem leichten Blätterwerk, fast über den ganzen kleinen Garten erstreckte. Alles hier erzählte von Vergänglichkeit und eine seltsam tiefe, melancholische Poesie war darüber ausgegossen, eine friedvolle Traurigkeit, die unwillkürlich den Sinn gefangen nehmen mußte. Und dennoch erblühte auch hier ein neues, junges Leben: auf der Bank unter der Esche saß die kleine Fanny und schrieb eifrig mit gerötheten Wangen in einem Heft, so eifrig, daß man wohl sah, es war ihr darum zu thun, die Arbeit bald zu beenden und die selige Freiheit genießen zu können.

Renate hatte vor der Wärme der Mittagszeit in dem kühlen Kreuzgang Schutz gesucht. Sie saß auf der halbzerbröckelten Steinbrüstung, welche sie von dem Garten trennte, den Kopf gegen die Säule gelehnt. Es schien, als ob der tiefe Schmerzenszug, der um Mund und Augen lag, ihre Schönheit nur erhöhte, wenigstens hatte sie, wie sie da saß, die Hände im Schoß gefalten, die Augen halb geschlossen, und eine von oben herabfallende Epheuranke weich an ihren dunklen Scheitel geschmiegt, das schönste Bild für einen Maler gegeben. Sie hatte sich ganz von der träumerischen Stille umfangen lassen, und ihre Gedanken waren wohl weithin geirrt, denn als Fanny jetzt das Heft zusammenschlug und

Digitized by Google

die Feder fortwerfend, rief: „Mama, nun bin ich fertig und kann spielen", fuhr sie fast erschrocken auf. Sie nickte lächelnd dem Kinde zu, das sich bereits mit einer großen Dogge, die bisher zu seinen Füßen gelegen, auf dem Rasenplatz tummelte und sagte: „Du bist fleißiger gewesen als Deine Mutter; ich hätte malen sollen und habe hier müssig gesessen."

Fanny lachte. „O Mama, Du bist so fleißig, da darfst Du auch einmal ruhen, und Du liebst den Platz so."

Renate fuhr mit der Hand über die Stirn. „Ein gefährlicher Platz, er weckt Erinnerungen, die begraben sein sollten, ich darf nur vorwärts sehen — nicht rückwärts", murmelte sie, „ich muß vergessen."

Sie war von dem Steinsitz herabgeglitten und ging langsamen Schrittes den Kreuzgang entlang. Es war ein schönes Bild, das sich dem Auge hier darbot; der lange Gang, mit den hohen Wölbungen, der auf die alte reich geschnitzte Thür mündete, die in das Innere der Kirche hineinführte, der Blick zwischen den edel geformten Säulen, mit ihren reich verzierten Kapitälen, auf den stillen kleinen Klostergarten mit seinem üppigen Grün und auf die hoch aufragenden Klostermauern drüben, alles das entzückte Renatens für das Schöne so empfängliches Auge immer aufs neue, die tiefe Poesie, die überall hervorlugte, legte sich ihr weich und warm ans Herz und war ihr nun schon durch so manches Jahr Trösterin und Freundin geworden. Heute aber sah sie das alles nicht, anderes war mit Macht auf sie eingedrungen, hatte ihr Sinn und Seele gefangen genommen und sollte es doch nicht — sie wollte nicht mehr daran denken, das kümmerte sie ja nicht mehr, sie war Renate Werber, die Malerin, weiter nichts.

Sie wandte sich um und ging den Kreuzgang rasch nach der entgegengesetzten Seite entlang und dann durch die Thür, die in das Kloster führte. Dort bewohnte sie einige ehemaligen Klosterzellen, die Stille, die Poesie und die alterthümliche Schönheit der Räume hatte sie angemuthet, das frühere Refektorium war ein herrliches Atelier und so seltsam man den Wunsch der schönen jungen Frau fand, eben hier in dieser gänzlichen Abgeschiedenheit wohnen zu wollen, so überließ man ihr doch gern die Räume zur Miethe.

Sie trat in ihr Atelier, dessen Fenster nach dem Klostergarten hinausgingen, sie hörte Fannys Lachen und Schäkern mit dem Hunde und griff nach Pinsel und Palette, um an der dunkeln, großartigen Gewitterlandschaft, die auf der Staffelei stand, zu arbeiten. Da fiel ihr Blick auf das Zeitungsblatt, das ihr die Nachricht gebracht, welche heute ihr Herz so unruhig gemacht, die ganze Vergangenheit vor ihr heraufbeschworen hatte. Es war die Ernennung des Herrn von Willberg zum ersten Präsidenten einer andern Provinz. Es war hinzugefügt: Da Herr von Willberg in letzter Zeit über den Ankauf großer Fabrikbesitzungen unterhandelt habe, so hätte man seinen Austritt aus dem Staatsdienst erwartet, was bei der großen Beliebtheit, deren er sich in den leitenden Kreisen erfreue, Wunder genommen habe, doch sei diese seine Berufung in ein so einflußreiches Amt, ein volles Dementi jener Gerüchte. — So hatte er erreicht, wonach sein Ehrgeiz strebte, seine Grausamkeit war nicht erfolglos geblieben, er stieg von Staffel zu Staffel. Ob er nun glücklich war, ob kein Gefühl der Reue ihn je beschlich, ob er jetzt stolz sein Haupt erhob? Was fragte sie danach, sie

Digitized by Google

wollte, wollte nicht an ihn denken, was kümmerte sie sein Schicksal, er war ihr längst ein fremder Mann geworden, er sollte es ihr bleiben, nichts, nichts, keine Faser ihres Herzens verband sie mit ihm. Wie konnte dann plötzlich eine Kunde, die ihr aus der Welt zukam, aus einer Welt, mit der sie nichts mehr zu theilen hatte, sie so aufregen! Die stillen Klostermauern, die sie hier einschlossen, hielten sie in tiefer Einsamkeit umsponnen, hier hatte sie, als sie damals vor sechs Jahren, gebrochen und trostlos aus dem Hause ihres Gatten ging, Ruhe und Frieden gefunden, und lebte nun in gänzlicher Abgeschlossenheit von den Menschen, nur der Erziehung Fannys und ihrer Kunst, die ihr eine Trösterin und Freundin geworden war. Ihr hoher Kunstsinn erquickte sich an den architektonisch schönen Räumen, die sie bewohnte, und fand allmählich immer mehr Freude daran. Die schöne junge Frau, die da in dem alten Kloster, das seit Jahrzehnten leer gestanden, hauste und sich nicht fürchtete vor dem Spuk der alten Mönche, deren Geister sicher darin umgingen, war bald der Gegenstand von allerlei seltsamen Märchen, die man über sie erfand. Daß sie ihr Kind selbst unterrichtete, daß sie mit niemand in der Stadt Umgang suchte, daß sie ihre großen Bilder, die hier keiner zu sehen bekam, auf ferne Ausstellungen schickte, daß sie täglich allein die weitesten Spaziergänge auf einsamen Wegen machte, alles das bot anfänglich Stoff zu den wunderlichsten Gerüchten. Allmählich gewöhnte man sich daran, und als ihre alte Dienerin hier und dort Hilfsbedürftigen eine Spende von der „guten Frau Werber", wie sie sie stets nannte, brachte und dabei dann nicht genug ihre Herzensgüte und ihr mildes, liebes Wesen rühmen konnte, wurde es bald zur Gewohnheit, daß jeder Arme, Kranke und Nothleidende bei Frau Werber Hilfe suchte und fand. Dieselbe wurde zwar meistens durch die Hand der alten Dorothea gespendet, nur selten sah einer oder der andere Renate selbst, aber die bereitwillige und richtige Weise, mit der sie jeden so half, wie er es eben bedurfte, bewies doch, daß sie sich von Dorothea Bericht erstatten ließ und mit klugem Sinn und warmem Herzen prüfte, und so genoß sie unter den Armen der Stadt eine warme Verehrung und Dankbarkeit. Ihr selbst war es darum nicht zu thun, ihr war es gleichgiltig, ob die Menschen sie liebten oder haßten, ihr ganzes heißes Liebesbedürfniß konzentrirte sich auf ihr Kind. Fanny war ihre Welt, und sie meinte, daß ihr Herz für jeden andern mit ehernem Panzer umschlossen sei, sie meinte Welt und Menschen verachten gelernt, und in dieser Verachtung, dieser kalten Abgeschlossenheit Ruhe und Frieden gefunden zu haben. Wie konnte sie nur heute diese Botschaft aus der Welt so aufregen, daß sie vergeblich versuchte zu malen und die Stimmung dafür nicht finden konnte. Was war ihr Willberg!

Aber es war auch wohl noch ein Anderes, was sie heute so aufregte und verstimmte; ihr war gestern die Mittheilung gemacht worden, daß die städtische Verwaltung beschlossen habe, dem leerstehenden Kloster von St. Martin eine gemeinnützige Bestimmung zu geben und es zur Einrichtung eines Hospitals für Alte und Hinfällige zu benutzen. Man habe bereits den Architekten für die nothwendigen baulichen Veränderungen und Erweiterungen engagirt und derselbe werde in den nächsten Tagen eintreffen und das ganze Klostergebäude in Augenschein nehmen. So sollte sie aus der liebgewordenen Heimatstätte vertrieben werden,

Digitized by Google

sie sollte nicht mehr durch den schönen Kreuzgang gehen, sich nicht mehr von den alten Heiligenbildern Geschichten aus einer fernen Vergangenheit erzählen lassen, nicht mehr unter den Seelen sitzen und die Schatten des Epheus auf den Steinfliesen spielen sehen, nicht mehr die holde Poesie des stillen Klostergartens mit vollen Zügen einathmen, nicht mehr, wie so oft, unter der Esche sitzen und das grüngoldene Licht durch ihr graziöses Blätterwerk leuchten sehen, sie sollte nicht mehr in St. Martin eintreten dürfen wie in eine Hauskapelle und zwischen Säulen und Pfeilern umherwandeln und hier und dort niedersitzen und die ganze heilige Macht des uralten Bauwerks in seiner ernsten, erhabenen Größe still auf sich wirken lassen, das alles, alles sollte vorbei sein. Sie seufzte: so muß man alles verlieren, woran man sein Herz gehängt hat!

Während sie noch vor der Staffelei saß und ohne zu arbeiten, in Sinnen versunken, über sie hinweg sah, wurde leise die Thür geöffnet und Dorothea trat ein. Renate hatte es untersagt, sie bei der Arbeit zu stören und die Alte hielt mit pünktlicher Genauigkeit an diesem Gebot fest; so fragte Renate befremdet: „Was giebt es? Weshalb störst Du mich?"

„Verzeihung, gnädige Frau", sagte sie, „aber der Herr Architekt ist da; er ist schon überall herum gewesen, und ich wollte ihn hier nicht hineinlassen, aber er sagt, er müsse auch hier herein und müsse auch die gnädige Frau sprechen."

„So führe ihn herein."

Der Alten fast auf dem Fuße folgte der Angemeldete. „Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich mich Ihnen zunächst vorstelle. Mein Name ist Günther, Architekt Günther. Mein Auftrag, den Umbau des Klosters von St. Martin zu leiten, verpflichtet mich, die Räume sämmtlich in Augenschein zu nehmen und ich bedauere, wenn ich den Moment schlecht gewählt und Sie bei der Arbeit gestört habe."

Renate verneigte sich stumm.

„Ich bin gleichzeitig in der Lage, Ihnen eine, wie ich hoffe, erwünschte Botschaft, bringen zu können. Ich hörte, daß Sie ungern diese Räume verlassen und seit ich dieselben gesehen habe, finde ich es begreiflich, so denke ich, soll es Ihnen genehm sein, noch bis zum nächsten Frühjahr hier verweilen zu können. Der Anbau, den ich zu machen habe, so wie die Restauration des übrigen Theils des Klosters werden so viel Zeit in Anspruch nehmen, daß Sie bis dahin völlig unbehelligt bleiben."

Renatens Augen leuchteten auf. Wenigstens noch ein Jahr! Es schien ihr plötzlich eine lange Zeit und die liebenswürdige, gewandte Art, mit der der junge Mann sich einführte, hob zur Hälfte das Vorurtheil auf, das sie ihm entgegengebracht hatte. Als aber jetzt sein Auge prüfend umherschweifte, und hier an den Fensterbogen, dort an dem Gesims haften blieb, das sich längs den Wänden hinzog, kehrte es sofort zurück; sie sah ihn im Geist die ehrwürdige Schönheit zerstören, und an ihre Stelle neumodischen, ihr so verhaßten Zierath setzen.

„Für die angenehme Botschaft danke ich Ihnen", sagte sie, „mich macht jeder Tag glücklich, den ich noch hier bleiben darf. Ich freue mich, daß Sie, als ein Berufener, die erhabene Schönheit von St. Mar-

Digitized by Google

tin erkennen, begreife es dann aber allerdings umsoweniger, wie Sie Ihre Hand dazu bieten mögen, sie barbarisch zu zerstören."

Sie hatte herbe gesprochen; der Mißton in ihrer Seele klang auch nach außen hin nach. Ueber sein Gesicht glitt ein leichtes Lächeln.

„Gnädige Frau, ich bin eben ein Arbeiter, der nicht immer fragen darf, ob ihm die Arbeit, die man ihm aufträgt, gefällt", entgegnete er. „Im übrigen ist es ein humaner Zweck, dem St. Martin dienen soll und es ließe sich wohl darüber streiten, ob es nicht menschlich schöner ist, ein ehrwürdiges Bauwerk durch einige Aenderungen, für einen solchen nutzbar zu machen, als es leer stehen und zur Ruine werden zu lassen."

„Es ist das der Standpunkt eines Kommunalbeamten, nicht der eines Künstlers", sagte Renate. Mir würde stets die Architektur vergangener Jahrhunderte zu heilig sein, um sie zu Armenhäusern zu verwenden; ich vermöchte das so wenig, wie ich ein Raphaelisches Gemälde zum Wirthshausschild benutzen könnte. Armenhaus und Wirthshaus sind sehr nützliche Einrichtungen, aber man soll sie nicht mit der göttlichen Kunst in Verbindung bringen."

Günther zuckte die Achseln. „Ich wiederhole, gnädige Frau, ich bin ein Arbeiter, der nicht in der Lage ist, sich seine Beschäftigung nach eigenem Geschmack zu wählen. Geböte ich über Millionen, die ich dieser guten Stadt zum Geschenk machen könnte, so würde ich lieber ein Hospital erbauen und das Kloster erhalten, wie es hier steht. Ich kann Ihnen indessen auch jetzt das Versprechen geben, daß ich so schonend als möglich zu Werke gehen, bei den baulichen Veränderungen so wenig zerstörend auftreten werde, als es irgend angänglich ist. So bin ich entschlossen, den wunderbar schönen Kreuzgang unter allen Umständen zu erhalten. Der Anbau kann ebensogut nach der andern Seite hin gehen und es wäre wahrhaft sündlich, ein so herrliches Bauwerk zu zerstören, das unbedingt erst zur Vollendung der ganzen erhabenen Schönheit von St. Martin gehört."

„O, für dieses Wort danke ich Ihnen", rief Renate, „ich habe seit gestern gezittert, daß diese Säulen fallen, diese Bogen niedergerissen werden würden, unter denen ich seit Jahren so gern gegangen bin, denen meine tiefe Liebe gehört. Lächeln Sie nicht darüber, ich liebe St. Martin mit einer so innigen, vollen Liebe, wie man sie sonst vielleicht nur Menschen schenkt, aber ich verdanke ihm auch seit Jahren das Beste und Schönste, Besseres und Schöneres als mir je durch Menschen geworden ist, Ruhe, Frieden, Erholung."

„Wie könnte ich lächeln über das, was den lautesten Widerhall in mir findet, gnädige Frau", erwiederte Günther. „St. Martin gehört zu den köstlichsten Denkmälern romanischer Baukunst, die ich kenne und die ernste Geschlossenheit derselben hat stets einen mächtigen Eindruck auf mein Gemüth gemacht."

Renate nickte. „Sie treffen das rechte Wort", sagte sie.

„Man rühmt das Himmelanstrebende der Gothik", fuhr Günther fort, „findet in dem Emporstreben ihrer Formen, das christliche und kirchliche Wesen verkörpert — vielleicht ist es ja auch ihr Grundzug, der Gedanke, der ursprünglich dieses Hoch und Schlankaufsteigen, dieses zur Spitze streben, geschaffen hat — dennoch hat für mich der gothische

Digitized by Google

Stil, mit dem reichen Zierath, dem sich gleichsam in Schmuck- und Maßwerkauflösen, etwas so unendlich Zierliches, Graziöses, Spielendes, daß sich mein Auge zwar nicht genug daran thun kann, meine Sinne sich entzücken, aber der Ernst, die Würde, die Andacht, dabei verloren gehen. Die strenge Erhabenheit, das feste Insichberuhen einer romanischen Kirche dagegen wirkt sammelnd, lenkt den Blick nach innen, ich sehe dort immer die alten Mönche betend, der Außenwelt abgekehrt, nur dem Dienst des Heiligen und Ewigen lebend; die romanische Kirche ist Stein gewordene Andacht."

„Wie schön, wie wahr", sagte Renate, ihm in unwillkürlicher Bewegung die Hand reichend, „das, was ich so ungefähr dunkel empfunden, haben Sie mit klaren Worten ausgesprochen."

„Die Beschäftigung mit der Architektur, ihrem Charakter und Geist, ist mein tägliches Brot, gnädige Frau", erwiederte er, „von Berufswegen und gottlob auch aus innerster Herzensneigung. Ich habe es stets für das größte menschliche Unglück gehalten, in eine Thätigkeit gezwängt zu sein, die dem eigentlichen Wesen fernsteht, nur eine äußerlich zugewiesene ist. Ich glaube, ich wäre in einem solchen Fall so lange gegen die Eisenstäbe meines Käfigs gerannt, bis ich sie zerbrochen, oder mir selbst das Hirn zerschmettert hätte! ein Bekenntniß, das Ihnen vielleicht einen Abscheu gegen meine ungezähmte Natur einflößen wird", fügte er lächelnd hinzu.

„Ich freue mich, wenn ich überhaupt noch eine Natur, ein Ursprüngliches in einem Menschen entdecke", entgegnete sie, „die meisten sind ja so in dem was Sitte, Gesellschaft, guter Ton und wie alle die Worte heißen mögen, ihnen anerzogen haben, aufgegangen, daß von ihrer eigentlichen Natur nichts mehr übrig geblieben ist; sie sind Schablonenmenschen geworden, die sich deshalb so außerordentlich gut untereinander verstehen und gefallen, weil jeder in dem andern das eigene, nach dem gleichen, allgemeinen Muster zugeschnittene Ich wiederfindet."

„Das ist ein hartes Urtheil über die Menschen, wenn ich auch nicht wage, es ein ungerechtes zu nennen. Wollen Sie verzeihen, wenn ich dieses dunkle, durch keinen Schatten des Wohlwollens abgetönte Bild eine Folge allzustrenger Abgeschlossenheit nennen möchte? Man sagte mir, daß Frau Werber hier fast in derselben Abgeschlossenheit, wie dereinst die alten Mönche in ihren Zellen, lebe."

Sie schwieg einen Moment. „Ich lebte nicht immer so", entgegnete sie kurz. Sie wandte sich dem Fenster zu und sagte abbrechend. „Auch diesen grünen Fleck werden Sie schonen? Ich denke ihn mir zwar nicht gern von Kranken und Krüppeln bevölkert, allein schon der Gedanke, daß er geschont wird, daß die liebe alte Esche stehen bleibt und der Epheu sich weiter längs den Säulen rankt, beruhigt mich."

„Gewiß, gnädige Frau, ich selbst vermöchte nicht, diese köstliche Poesie zu zerstören."

Fanny nickte der Mutter, als diese am Fenster erschien, zu und rief: „Sieh nur, Mama, wie drollig Mylord sich geberdet, ists nicht komisch?"

Sie jagte sich mit dem Hunde um den Rasenplatz und trieb ihn, sobald er stehen blieb, zu immer neuem Laufe, immer neuen Sprüngen an. Es war ein reizendes Bild, das schöne, erhitzte Kind, mit den wild um Stirn und

Digitized by Google

Nacken wehenden Locken, in den graziösesten Wendungen, im Spiel mit dem beinahe ebenso großen Hunde, der sich doch willig von ihm necken und antreiben ließ! Günther betrachtete es mit sichtlichem Wohlgefallen, begann mit Fanny ein heiteres Gespräch, auf welches sie, ohne doch ihr Spiel mit dem Hunde aufzugeben, einging, und wenige Minuten später war er durch das nicht hohe Fenster in den Garten gesprungen.

„Verzeihung, gnädige Frau", sagte er lachend, zu Renate zurückgewandt und setzte dann Fanny, zu deren lautem Jubel, auf den Rücken des Hundes, der mit seiner Last ruhig weiter trottete.

An dieses Spiel reihte sich allerlei Kurzweil, Fanny war entzückt über den, zu jedem Scherz bereiten, neuen Freund, und als er, nach einer halben Stunde lustigen Spiels mit dem Kinde, endlich sagte: „Jetzt aber ist es genug, Kleine, nun muß ich fort", rief sie, ihn bei der Hand fassend: „Aber Du kommst wieder, bald — morgen, Du verstehst so schön mit mir zu spielen."

„Da müssen wir erst Deine Mutter fragen, ob sie es erlaubt", entgegnete er, den Blick zu Renate wendend, die am Fenster stehen geblieben war, mit halber Verwunderung dem fröhlichen Treiben Günthers zuschauend.

„Ihre Arbeit wird Sie ja täglich in unsere Nähe führen", sagte sie freundlich, „und es wird mich freuen, wenn Sie dann einmal bei uns ein wenig Ruhe und Erholung suchen."

„Haben Sie Dank für die gütige Erlaubniß", antwortete er, „den Rückweg will ich aber doch auf dem civilisirteren Wege durch die Thür nehmen, zu welchem Zweck mir jedoch Fanny vorher meinen Hut reichen muß", setzte er heiter hinzu und hob das Kind ins Fenster.

Jubelnd und lachend holte sie den Hut, Renate und Günther lachten ebenfalls und so schieden sie, wie alte Freunde.

Renate war eine in sich abgeschlossene Natur, sie hatte überdies in den letzten Jahren diesen Charakterzug in sich gepflegt und sich vorsätzlich jedem Verkehr mit der Außenwelt entzogen, und nun plötzlich fühlte sie sich von einer flüchtigen Begegnung mit einem Fremden so sympathisch berührt, so tief und wohlthuend angeregt, daß sie sich selbst nicht verstand; sie hätte sich tadeln mögen, es kam ihr wie eine Untreue an ihren Grundsätzen vor und doch war ihr dabei so wohl, sie fühlte sich so frei, so erhoben und bewegt, warum sollte sie sich dieser hellen, freudigen Stimmung, die in seltsamem Kontrast zu ihrer tief schmerzlichen Erregung heute früh stand, nicht hingeben? Ueberdies sprach Fanny wieder und wieder von ihrem neuen Freunde, sollte sie das dem Kinde verwehren? Vielleicht ahnte sie selbst noch nicht, wie gern sie ihr zuhörte, und wie anmuthend ihr der Gedanke war, daß er wiederkommen werde. Wann wird es sein? fragte sie sich unwillkürlich.

Und er kam wieder, eher als sie es gedacht und dann oft und immer öfter, so daß bald kein Tag verging, an dem er nicht der Gast des alten Klosters gewesen wäre. Zuerst kam er nur von der Arbeit, wenn er den rasch begonnenen Bau inspizirte, nach Fanny sehen, wie er scherzend sagte, von der er jedes Mal mit Jubel begrüßt wurde; dann fügte es sich, daß er ein und das andere Mal, nach dem Schluß der Arbeit

Digitized by Google

abends herüberkam und Renate ihn aufforderte, den Thee bei ihr zu trinken und diese, in angeregtem Gespräch verlebten Stunden waren beiden so lieb, daß sie bald zur Regel wurden. Er fand allabendlich seinen Platz am Theetisch und während der ersten Stunde machte sich Fanny mit der ganzen fröhlichen Unbefangenheit eines liebenswürdigen Kindes, zum Mittelpunkt des kleinen Kreises. Günther plauderte und scherzte mit ihr und Renate hörte meistens still zu und entdeckte mit Staunen, wie leicht und spielend er sie gelegentlich auch mit ernsteren Dingen, die ihr zu wissen noththaten, bekannt machte, wie schnell sie das von ihm Gesagte auffaßte, wie ein Wort von ihm ihren ausgelassenen Uebermuth zu dämpfen verstand, während sie selbst sich oft, dem lebhaften und stürmischen Kinde gegenüber machtlos fühlte. Wenn dann Fanny müde wurde und Dorothea sie ins Schlafzimmer holte, gab es immer noch zwischen den beiden Zurückbleibenden, irgend ein tieferes, belebendes Gespräch. Gemeinsame Interessen gab es genug, alle Gebiete der Kunst wurden dabei berührt, Renate zeigte ihm ihre Zeichenmappen, er fand an ihren kleinen Skizzen, ihren Blumenmalereien Freude, während er wiederum ihre Kenntnisse in der Architektur bereicherte. So gab es immer einen lebhaften Austausch über allgemeine Interessen, ohne daß es nöthig gewesen wäre Persönliches, zu berühren. Sie hatte aus einzelnen hingeworfenen Worten Günthers entnommen, daß er sie für verwittwet hielt und sie hatte nicht Veranlassung gehabt diese Meinung zu widerlegen, im Gegentheil, sie vermied es ängstlich von ihrer Vergangenheit zu sprechen und mit zarter Rücksicht ehrte er dieses Schweigen und forderte sie durch kein Wort, keine Andeutung zu einer Mittheilung auf.

Einmal, als sie ihm wieder eine kleine Farbenskizze gezeigt, die sie zum Zweck eines größeren Bildes entworfen hatte — es war eine melancholische Heidelandschaft, mit schwer darüber hängenden Regenwolken — sagte er: „Es wird ein schönes, tief ergreifendes Bild werden, aber wie kommt es, daß Sie stets nur tief melancholische Bilder malen? Jede Ihrer Skizzen, ja ich möchte sagen jeder Blumenstrauß, den Sie malen, trägt das Gepräge der Schwermuth, es ist, als ob Sie nur die Nachtseiten des Lebens und der Welt sahen."

Renate erbleichte. Es war zum ersten Mal, daß er eine Frage stellte, die Persönliches berührte.

„Vielleicht ist es ein individueller Zug, der mich das Ernste, Melancholische schöner finden läßt", antwortete sie, „vielleicht hat auch mein Leben mich diesen Weg geführt; es war vieles darin dunkel und schwer."

Sie schloß die Mappe und Günther merkte wohl, daß sie nicht weiter darüber zu sprechen wünschte.

„Sie sollten reisen, gnädige Frau", sagte er ablenkend, „wie würde Ihr für Natur und Kunst gleich empfängliches Gemüth sich daran erquicken, welche herrlichen Motive für Ihre Bilder würden Sie heimbringen. Mich wundert es, daß Sie bisher nie den Trieb dazu gefühlt haben."

Renate schwieg eine Weile; dann sagte sie: „Reisen führt mit Menschen zusammen und ich habe den Verkehr mit ihnen jahrelang gemieden; mich dünkte, die Menschen verständen mich so wenig, als ich sie. Erst die Bekanntschaft mit Ihnen hat mich gelehrt zu glauben, daß es

Digitized by Google

auch noch sympathische Menschen giebt, daß der Austausch mit ihnen erfreuen kann."

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für das schöne Wort", sagte er, als sie schwieg.

„Und dann", fuhr sie fort, „fesselt mich auch Fanny hier, ich meine, der kindlichen körperlichen und geistigen Entwickelung thut der Wechsel der Lebensformen und Eindrücke nicht gut, ich wäre wohl auch kaum in der Lage gewesen, sie auf Reisen regelmäßig unterrichten zu können. Ich mochte mich aber auch nicht entschließen, mich von Fanny zu trennen, sie, mein einziges Kleinod, fremden Händen zu übergeben. Ich bin mir in der letzten Zeit doch schon mit Schmerz klar darüber geworden", setzte sie hinzu, „daß ich nicht mehr allein ihre Erziehung, und ihren Unterricht vor allem, leiten kann. Das Kind ist stürmisch und leidenschaftlich geworden, hier und da bedarf es einer männlichen Hand sie zu zügeln und bei dem Unterricht zu fesseln. Ich leugne nicht, daß mir der Entschluß recht schwer wird, einen Theil meiner Sorge und meines Rechtes über Fanny einem Fremden abzutreten, aber es wird doch geschehen müssen."

Eine feine Röthe war in Günthers Gesicht gestiegen, er fuhr mit der Hand über die Stirn, sprang auf und ging einige Mal unruhig hin und her, dann blieb er vor Renate stehen.

„Gnädige Frau, wollen Sie mir gestatten, Fanny täglich eine Stunde zu geben? Das Kind liebt mich, wie ich es liebe und ich denke, ich bin Ihnen auch kein Fremder mehr, Sie werden mir gern einen Einfluß auf sie gestatten. Ich bin freilich kein Lehrer von Beruf, aber für das, was Fanny vorläufig zu wissen braucht, reichen meine Fähigkeiten noch aus, Zeit habe ich vollkommen genug dazu und mich wird es glücklich, sehr glücklich machen."

Ueber Renatens Züge ging es wie ein Leuchten, sie legte ihre Hand in seine dargebotene und sagte: „Ich danke Ihnen, lieber Freund, ich danke Ihnen von Herzen, und nehme Ihr Erbieten ohne Zögern an. Sie ahnen gar nicht, welche Last Sie mir von der Seele nehmen, wie glücklich es mich macht, Fanny keinem Fremden anvertrauen zu dürfen. Ich weiß, daß Sie das Kind lieben und weiß, daß wir es auf demselben Wege leiten werden, daß nichts Fremdes ihm in Herz und Seele kommt. O, das ist heute ein glücklicher Tag!"

Ein glücklicher Tag war es auch für Günther; er ging frohen Sinnens nach Hause und summte leise ein Lied vor sich hin; er sah immer Renatens leuchtende Augen vor sich, hörte den frohen Klang ihrer Stimme, der ihm nie zuvor so melodisch erschienen war.

In von beiden ungeahnter Weise knüpfte Günthers neuer Lehrerberuf das Band zwischen ihnen fester. Nicht nur, daß er jetzt täglich eine Stunde früher kam als sonst, sondern das gemeinsame Interesse an Fannys Fortschritten, die gemeinsame Arbeit an ihrer Erziehung bildeten einen Vereinigungspunkt, der eine Zusammengehörigkeit schuf, deren sie sich selbst vielleicht zunächst nicht voll bewußt waren. Bald fing Renate an, ihre Tageseintheilung nach Günthers Kommen zu regeln, all ihr Denken richtete sich auf diese Abendstunden und der ganze Tag schien nur wie eine Vorbereitung für seinen Schluß.

Der Winter war gekommen, sonst für sie stets ein unliebsamer

Digitized by Google

Gast; sie beschränkte ihre Arbeitsstunden, ihre Spaziergänge, den Tag über sah sie auf den kleinen Garten, in dem alles Leben erstorben war, die dürren Zweige der Esche klopften an die Fensterscheiben und der Abend war so still und einsam und weckte allerlei melancholische Gedanken. Nun war das alles anders geworden; der trübe, dunkle Tag verhieß einen hellen Abend, der einen lieben Gast brachte, und sie lauschte nicht weniger gespannt als Fanny auf den Ton der Glocke, die Günthers Kommen meldete. Sie empfand es selbst halb freudig, halb erschrocken, daß das Leben, das jahrelang so trübe und schwer vor ihr gelegen hatte, ihr so lange nur als eine Arbeit, die zu Ende geführt werden müsse, erschienen war, plötzlich sich wieder für sie geschmückt hatte, daß die lange, o wie lange versiegten Quellen eines warmen, beseligten Empfindens wieder zu strömen begannen, reicher, voller, überflutender, als seit ihrer Jugendtagen. Renate hatte in so völliger Abgeschiedenheit gelebt, niemand als die Armen, die sie unterstützte, kannte sie, den ganzen, nothwendigen Verkehr mit der Außenwelt vermittelte Dorothea, ebenso hatte Günther, der völlig fremd zur Uebernahme des Umbaues des Klosters von St. Martin hergekommen war, mit niemand nähere Beziehungen angeknüpft; sie standen beide gleichsam losgelöst von der übrigen Welt und so geschah es, daß verwunderte Worte und Blicke über ihren intimen Verkehr, die ihnen sonst von den Menschen nicht erspart worden wären, ausblieben.

Das Weihnachtsfest war gekommen. Renate hatte es alljährlich für Fanny mit alle dem Zauber geschmückt, den es für das Kindergemüth hat und haben soll, ihr aber war es dann unaussprechlich weh gewesen, sie hatte sich an diesem Tage, der geschaffen ist, Liebe zu geben und zu empfangen, doppelt liebeleer gefühlt, sie hatte gemeint, nie mehr ihr Herz der Liebe erschließen zu wollen, denn alle die sie geliebt, waren ihr genommen worden, hatten sie verlassen. Ihre Eltern waren gestorben, ihr Gatte hatte sie um blinden Ehrgeizes willen verstoßen und der, um des willen sie das Leid trug, Hermann, er hatte seit jenem Tage wohl nie mehr ihrer gedacht, denn keine Kunde, kein Wort des Dankes war je zu ihr gedrungen, sie wußte nicht einmal ob er noch lebte, ob er damals sein Ziel erreicht hatte! So hatte sie in den letzten Jahren das Weihnachtsfest stets gefürchtet und mit innerem Widerstreben die Vorbereitungen dazu getroffen, Fannys Festesjubel hatte ihr wie ein schriller Mißton geklungen. Dies Mal war es anders; sie hatte bei der Auswahl ihrer Geschenke für Fanny, Günther zu Rathe gezogen, er war so eifrig dabei gewesen und es hatte viel Scherz und Heimlichkeiten gegeben, dann hatte er sie gebeten, den Weihnachtsbaum schmücken zu dürfen, er hatte das mit allerlei buntem Zierath so hübsch gemacht und war dabei so froh gewesen, daß alle diese kleinen Vorbereitungen einen seltsamen Reiz für sie gewonnen hatten. Sie hatte für ihn ein kleines Bild gemalt: den Kreuzgang von St. Martin, mit dem Blick auf den stillen Klostergarten; es war ihr so gut gelungen und er hatte sich so sichtlich darüber gefreut und ihr einen Strauß köstlicher Blumen, in einer kleinen, kunstvoll nach einem antiken Modell gearbeiten Vase, gebracht. Wie lange war es her, seit ihr jemand etwas geschenkt hatte! Sie empfand es heute tief, daß es nicht minder schön ist zu empfangen, als zu geben.

Digitized by Google

Die Weihnachtslichter waren verlöscht, ihr Duft mischte sich noch mit dem des Tannengrüns, Fanny war freudenmüde zu Bett gegangen und Günther und Renate saßen allein bei dem milden Licht der Lampe und sahen beide träumerisch in die dunkeln Tannenzweige empor.

„Wie lange ist es her", sagte Günther nachdenklich, „daß mir nicht die Weihnachtslichter geleuchtet haben; seit meine Mutter zuletzt dem Jüngling den Baum schmückte, habe ich den Weihnachtsabend entweder in lustiger Gesellschaft junger Männer, oder allein verlebt, so weckt der holde Harzduft in mir unzählige Jugenderinnerungen. Und zugleich richtet solch ein Tag, der sich aus der Zahl der übrigen heraushebt, die Blicke auch vorwärts. Wo werden wir das nächste Weihnachtsfest feiern?"

„Leider nicht in diesen lieben Räumen, die durch ihre architektonische Schönheit den festlichen Eindruck so sehr erhöhen", entgegnete Renate, „vielleicht bewohnen sie dann schon einige alte und kranke Leute, die in ihren Betten zusammengekauert nichts ahnen von der Sprache vergangener Jahrhunderte, die diese Mauern reden."

„Ich bin jedenfalls weit fort von hier", sagte Günther, „zum Herbst wird der Bau vollendet und dann — muß ich fort, irgendwo anders eine neue Arbeit übernehmen."

Renate zuckte zusammen, wie war es nur gekommen, daß sie nie daran gedacht hatte, daß dies Zusammenleben ein Ende haben müßte, daß es nur auf eine kurze Spanne Zeit bemessen war.

„Sie wollen fort? weshalb?" kam es bebend, fast unwillkürlich über ihre Lippen.

„Weil ich eben dahin muß, wohin mich meine Arbeit ruft", erwiederte er. „Es erschreckt Sie? Wie mich das freut!"

„Sie wissen, wie werth mir Ihre Freundschaft geworden ist", antwortete sie leise, ohne ihn anzuschauen.

„Der Ort ist nichts, Renate", sagte er innig, „es liegt an uns, uns das Gewonnene noch weit köstlicher zu erhalten."

Wort und Ton waren nicht mißzuverstehen, es überflutete sie eine namenlose Angst — das durfte ja nicht sein. Sie fuhr mit der Hand über die Stirn und stand auf.

„Wie thöricht wir sind", sagte sie, mit dem Versuch, einen leichteren Ton anzuschlagen, „uns den schönen Abend durch allerlei traurige Gedanken zu verderben. Bis zum Herbst — eine Ewigkeit, bis dahin kann man noch lange glücklich sein — und vielleicht auch sterben. Nun kommen Sie einmal her und sehen Sie sich Fannys Puppe an, die ich selbst geputzt; ich will Ihr Lob für diese ausgezeichnete Leistung hören."

Er trat zu ihr und sah mit zerstreutem Blick über das bunte Allerlei hinweg. Sie sprachen dies und das, aber die rechte Unbefangenheit wollte nicht wiederkehren. So verabschiedete sich Günther früher als wohl sonst.

„Leben Sie wohl", sagte Renate, ihm die Hand reichend, „und lassen Sie uns morgen und alle Tage froh der Gegenwart genießen — nicht über sie hinausdenken und reden — ich möchte es nicht. Versprechen Sie es mir?"

Er sah sie überrascht, schmerzlich an, aber ihn traf ein so warmer

Digitized by Google

Blick aus ihren Augen, sie drückte so herzlich seine Hand, daß er die ihre an seine Lippen zog und sagte: „Alles wie Sie wollen, die Zeit wird sich ja erfüllen."

Er hielt Wort, mit keiner Silbe erwähnte er der Zukunft und es blieb äußerlich alles so, wie es vordem gewesen. Dieselben heiteren Scherze mit Fanny, dieselben ernsten, anregenden Gespräche in den Abendstunden, derselbe sympathische Ton zwischen ihnen — und dennoch empfand Renate, daß etwas anders geworden war, dennoch konnte sie des Gewonnenen nicht mehr froh werden, wie früher. Sie war nicht mehr jung genug, um nur der Gegenwart zu leben, um ein Glück das sich ihr bot, zu genießen, ohne vorwärts zu sehen, und sie zählte die Monate, die Wochen, die Tage bis zum Herbst, der das Ende bringen sollte. Jahre waren vergangen, in denen sie geglaubt hatte, mit dem Leben abgeschlossen zu haben, nichts mehr davon zu erwarten und zu verlangen, in denen sie die Kette, die sie an ihrem Fuß trug, nicht gefühlt, oder doch gleichgiltig umher getragen hatte — sie brauchte nicht mehr die Freiheit. Nun war es anders geworden; sie empfand plötzlich, daß sie noch leidenschaftlich glühend wünschen konnte, daß sie sich nach der Freiheit sehnte, die ihr ein neues, heißbegehrtes Glück verhieß. Sie gewann nicht die Ruhe, still zu entsagen, sie fragte sich tausend und tausend Mal, warum eben sie nicht mehr glücklich sein solle. Und konnte sie es denn nicht? War sie, weil sie sechs Jahre die Fessel nicht zerrissen, gezwungen, sie ewig zu tragen, hatte sie denn nicht das Recht, die Scheidung zu fordern. Willberg hatte ja sein Ziel erreicht, er hatte die hohe Stellung gewonnen, nach der sein Herz verlangt, was wollte er nun mehr, durfte er nicht auch ihr den Antheil an Glück gönnen, den sie vom Leben verlangte? ihr Herz, ihr Verstand, ihre Ueberlegung riefen jubelnd: Ja, dann aber gewann ein anderer Gedanke das Uebergewicht: Fanny! Wenn sie die Scheidung verlangte und er darein willigte, würde er denn nicht sein Recht an das Kind geltend machen? Durfte sie hoffen, daß er nur um eines Haares Breite von dem Gesetz abweichen würde, mußte sie nicht fürchten, daß selbst wenn er ihrer Bitte um Scheidung nicht nachgab, er doch an sie und Fanny erinnert, die Tochter zurückbegehren würde? Sie wußten nicht wie das Gesetz entscheiden mußte, ob es ihr oder ihm das Kind zusprechen würde, aber durfte sie es wagen, dieser Ungewißheit das Schicksal ihres Kindes anheimzugeben, sich und Fanny der Möglichkeit einer Trennung auszusetzen? Er war der hochgestellte Beamte, dem es wohl gelingen würde, Mittel und Wege zu finden, seinen Willen Geltung zu verschaffen, sie war ihm gegenüber macht- und rechtlos. Und jeder Gedanke an Glück war für sie so fest und unlösbar mit Fanny verbunden, daß sie davor zurückbebte, auch nur die Hand nach einem solchen auszustrecken, welches das ihre gefährden konnte. So war und blieb sie eine Gefangene, sie durfte nicht wagen, um ihre Freiheit zu bitten, sie mußte für ihre Lebenszeit die Fessel tragen, wenn er nicht einmal selbst frei zu sein wünschte.

So verging Woche nach Woche und die Wolke der Schwermuth senkte sich immer tiefer auf Renatens Gemüth; es wollte ihr kaum mehr gelingen, ihre gedrückte Stimmung vor Günther zu verbergen, er sollte ja nichts davon ahnen, daß sie ihn heiß und leidenschaftlich liebte und die

Digitized by Google

Trennung von ihm, ihr wie das Ende alles Glücks, ja des Lebens dünkte. Je mehr sie aus Wort und Blick in jeder Sekunde herausempfand, daß ihre Liebe nur das Echo der seinen war, umsomehr wollte sie ihm gegenüber ruhig und heiter scheinen, sie hatte ja sein Versprechen, daß er schweigen würde und so mußte sie sich hüten ihn wortbrüchig zu machen. Es sollte und durfte zu keiner Aussprache zwischen ihnen kommen.

Der Mensch wird im Schmerz leicht egoistisch, er denkt und kennt nur sich und sein Leid, und was außerhalb desselben liegt, wird ihm gleichgiltig. So war es Renate ergangen. Sie hatte sich seit lange nicht mehr mit den Schicksalen der Armen speziell beschäftigt, für die sie, durch Dorotheas Hand zu sorgen pflegte. Sie hatte nach wie vor ihre regelmäßigen Spenden gegeben, sie hatte auch nicht unbedeutende Summen zugelegt, wenn Dorothea von gesteigerter Noth sprach, wie das im Verlauf der letzten Monate häufig geschehen war, aber sie hatte sich nicht näher nach den einzelnen Fällen erkundigt.

„Die Fabrikarbeiter müssen alle verhungern", hatte Dorothea gesagt: „denn ihr Lohn wird ihnen erbarmungslos verkürzt und dabei die Arbeitszeit verlängert, es ist wahrhaft grausam und das wird nicht gut enden."

„So gieb nur mehr, so viel als die Leute bedürfen, sie sollen wenigstens nicht hungern, wenn ichs hindern kann", hatte Renate geantwortet, „gehe gut und klug dabei zu Werke."

„Einer der reichen Herren machts dem andern nach, glückts dem einen, so meinen alle den Armen pressen und selbst dabei noch mehr gewinnen zu können", fuhr Dorothea ergrimmt fort: „da hat jetzt die größte Fabrik, dort vor dem Wallthor, so ein vornehmer Herr gekauft, ich glaube Willberg oder so, heißt er —"

Renate zuckte zusammen und sah Dorothea gespannt an.

„Und der hat auf einmal die Löhne heruntergesetzt und die Arbeitszeit um zwei oder drei Stunden verlängert und als die Leute darauf nicht eingehen wollten, hat er ihnen sagen lassen — er wohnt nämlich nicht selbst hier, er hat nur einen Verwalter angestellt — dann könnten sie ruhig abziehen, er hätte Arbeiter genug in der Hauptstadt, die mit Freuden für solchen Lohn arbeiteten, dann schickte er die und die wären noch dazu alle fleißiger und geschickter und er thäte es nur aus gutem Willen, um die Leute hier nicht zu verkürzen, daß er sie behielte. Na, da sind sie denn natürlich geblieben und nun meinen die anderen alle, was der fremde Herr kann, das können sie auch, und drücken und schinden das arme Volk, daß Gott erbarm!"

„Willberg heißt er?" fragte Renate.

„Ich glaube, so ungefähr war es."

Sie erbebte. Wenn er ein Besitzthum hier in der Nähe hatte, so konnte er leicht selbst einmal herkommen und sie wollte, sie durfte ihn nicht sehen. Da war also wieder ein Zug der Härte und Grausamkeit, die er ihr gegenüber bewiesen hatte, ein Zeichen mehr, daß sie nie, nie auf seine Milde, sein Eingehen auf eine heiße Bitte, hoffen durfte. Es war ein Wink des Schicksals, das ihr zeigte, daß es für sie keine Hoffnung, keinen Ausweg, keine Rettung gab.

Sie empfand es jetzt mehr denn je als eine Pflicht, die Armuth zu

Digitized by Google

lindern, soviel es in ihrer Macht stand gut zu machen, was er Uebles that, und so trieb sie Dorothea an, mehr und immer mehr zu geben; sie selbst aber mochte keinen der armen Leute sprechen, sie scheute sich, von ihnen seinen Namen, die Klage über ihn zu hören, nur das nicht. Der Gedanke an ihn beunruhigte sie schon unsäglich, warum mußte er auch eben hier die Fabrik gekauft haben!

Und alle diese Angst und Pein, diese Schmerzen und Sorgen, mußte sie allein tragen, sie mußte streben Günther nichts davon ahnen zu lassen, denn er durfte nicht fragen, was sie quälte, sie hätte ihm ja nimmermehr antworten dürfen.

Der Winter war vorüber, er war dem wonnigsten, sonnigsten Frühling längst gewichen, auch dessen erster jugendlicher Reiz war schon abgestreift, schon schien die sommerliche Erfüllung der herrlichen Lenzesverheißung folgen zu wollen. Die Esche im Klostergarten von St. Martin prangte im üppigsten Laubschmuck, die Mairosen, welche die alte Klostermauer mit ihrer jugendlichen Schönheit verhüllten, standen in voller Blüte, überall drängte Leben und Schönheit zur Entfaltung. Mit welcher Wonne, welcher tiefen, seligen Rührung und Dankbarkeit, hatte Renate sonst dieses Kommen und Werden begrüßt, diesmal schien es ihr nur Schmerzverheißung: zunächst mußte sie die theuren, liebgewordenen Räume, in denen aus jedem Winkel herrlichste Poesie hervorlugte, verlassen, sie verdankte es nur Günthers besonderer Rücksicht und Vorsorge, daß sie jetzt noch in demselben weilen konnte und dann — wenn das Laub fiel, das sich jetzt jung und kräftig entwickelte — dann ging er fort, und eine dunkle, tiefe hoffnungslose Einsamkeit, lag vor ihr. So waren ihr jetzt Frühling und Sommer nur Boten des Herbstes, des traurigen, schaurigen, gefürchteten Herbstes, und wenn sie sonst jede neu erblühte Blume, die sie auf ihren weiten Spaziergängen fand, als einen neuen, holden Gruß, den ihr die Natur ans Herz legte, betrachtet hatte, so sah sie in ihr jetzt nur einen Schritt mehr, den sie dem Herbst entgegenthat.

Sie fand nicht Lust und Freudigkeit zur Arbeit, und saß müde und nachdenklich am Fenster; sie hatte eine der Mairosen, die fast bis zu ihr ins Fenster hineinreichten, gepflückt und blickte träumerisch auf die kleine Blüte. Da wurde rasch an die Thür geklopft und Günther trat ein. Sein Kommen zu dieser Stunde war etwas so Ungewöhnliches, daß Renate überrascht zu ihm aufblickte und sofort die Verstimmung in seinen Zügen entdeckte.

„Was ist geschehen? Was fehlt Ihnen?" fragte sie erschrocken.

„Nichts was Sie beunruhigen dürfte", entgegnete er, „nur ein geschäftlicher Aerger. Die Fabrikarbeiter, gereizt durch den unerträglichen Druck, den der neue Besitzer der größten Fabrik hier, ein Präsident von Willberg, ausübt, haben gestrikt, es ist da, wie ich höre, gestern zu einer Art Aufstand gekommen, der Besitzer ist nicht anwesend, der Verwalter hat sich bei der ganzen Sache wohl auch unklug benommen, genug, sie hat ein ganz ernstes Ansehen gewonnen und wie denn dergleichen immer ansteckend wirkt, so sind nun auch meine Leute heute nicht zur Arbeit gekommen. Es scheint wohl, daß es sich nur um eine Hilfsleistung für die Bedrängten handelt und so hoffe ich morgen wieder weiter arbeiten zu können, jedenfalls ärgert mich heute die Unterbrechung. Sie dürfen

Digitized by Google

aber nicht so bleich und erschrocken aussehen", fuhr er lächelnd fort, „im Gegentheil, Sie müssen sich jeden Aufschubs der Arbeit eigentlich freuen, denn er verheißt Ihnen längeres Verweilen in St. Martin."

Renate versuchte ebenfalls zu lächeln. „Glauben Sie, daß den Leuten, dort in der Fabrik, Unrecht geschehen ist?" fragte sie, mit der Rose, die sie noch immer in der Hand hielt, spielend.

„Gewiß", entgegnete Günther, „dieser Präsident von Willberg scheint ein harter, grausamer Mann zu sein, da man doch annehmen muß, daß der Verwalter auf seine Anordnung [illegible]ndelt."

„Fanny wird sich über Ihr unerwartetes Kommen sehr freuen", sagte Renate aufstehend. „Wollen wir zu ihr gehen?"

Das Kind begrüßt den Eintretenden mit lautem Jubel und nahm ihn rasch so völlig in Anspruch, daß Renate erreicht zu haben meinte, was sie gewünscht hatte, daß er ihre Aufregung nicht bemerkte. Sie hatte sich getäuscht, denn als sie ihm beim Abschied die Hand reichte, hielt er diese fest und sagte: „Ich komme mit jedem was mich erfüllt, mit Gutem und Bösem, zu Ihnen, und Sie lassen mich nichts von dem theilen, was Ihre Seele erfüllt; Sie sind betrübt, erregt, ich sehe es in jedem Zuge Ihres Gesichts, nicht erst seit heute und würdigen mich nicht Ihres Vertrauens? Lassen Sie mich wissen, was Sie schmerzt."

Renate fühlte, wie ihr die Thränen in die Augen traten; sie fand nur mühsam so viel Fassung wieder, um ihm zu antworten: „Ich danke Ihnen für dieses gute Wort, für alles", sagte sie, „aber es giebt Schmerzen, die man nur ertragen kann, wenn man sie in tiefes Schweigen hüllt, jedes Wort würde sie unerträglich machen."

„Es giebt aber auch solche", erwiederte er, „die ihre Macht verlieren, wenn das dumpfe Schweigen gebrochen wird, die nur dem getrübten Blick so unüberwindlich scheinen und wenn mans versucht sich helfen zu lassen, schwinden wie der Nebel vor der Sonne."

Sie schüttelte den Kopf, während die Thränen nun unaufhaltsam über ihre Wangen rannen.

„Prüfen Sies, Renate", sagte er, ihre Hand warm drückend, ich meine, daß man jedes Leid bannen soll und daß man eine Schuld gegen sich selbst und andern begeht, wenn man die Fesseln, in die es Herz und Sinn schlägt, nicht bricht; glauben Sie mir, jede ist zerreißbar und soll zerrissen werden."

Statt sie zu beruhigen, hatten seine Worte sie nur noch mehr erregt; hatte er nur zufällig eben diese gewählt, oder wußte er was sie quälte? Jede Fessel ist zerreißbar, aber um welchen Preis! Seine Worte hatten so innig geklungen, in seinem heißen Blick hatte seine ganze Seele gelegen, und sie fühlte und wußte es: er liebte sie, sie wußte auch, daß sie zum ersten Male tief, glühend, leidenschaftlich liebte, aber was sie hätte glücklich machen können, machte sie nur unaussprechlich elend. Der Sturm in ihrem Innern, wollte sich heute nicht sänftigen lassen, sie wußte, daß Günther nicht von ihr scheiden würde, ohne das Bekenntniß ausgesprochen zu haben, das auf seinen Lippen lag und das ihr jetzt schon längst jedes Wort und jeder Blick verrieth, aber was sie unaussprechlich hätte beseligen können, würde doch nur eine Quelle noch tieferen Leids werden. Selbst Fannys lieblichem Geplauder und ihrer Zärtlichkeit gelang es heute nicht, sie zu beruhigen und zu zerstreuen, im

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Thüringer Abendstündchen.

Nach dem Originalgemälde von Max Rentel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gegentheil des Kindes Heiterkeit, das frohe Lachen, thaten ihr wehe, sie brauchte Stille und wollte einen der weiten Wege hinaus machen, um sich, wie so oft, Sinn und Seele in der Natur gesund zu baden.

„Mama, nimmst Du mich nicht mit?" hatte Fanny gebeten und sie hatte mit zärtlichem Kuß gesagt: „Du bleibst heute bei Dorothea daheim, mein Liebling, spiele nur mit Mylord im Garten, ich bringe Dir auch einen schönen Strauß mit nach Hause."

Dann war sie hinausgegangen, weit vor das Thor der Stadt, in die großartige Einsamkeit der Heide, die sie mächtig anzog. Der blaue Himmel spannte sich über die stille, öde Fläche, die kein Menschenfuß betreten zu haben schien, tauchte auch hier und da, in niederm Gebüsch halb verborgen, ein Häuschen auf, so schien es, als ob die Einwohner den Fuß nicht über die Grenzen ihres Besitzes zu setzen wagten; der, mit den graziösen rothen Blüten, die nur ihm eigenen, übersäte Heideboden, war nur hier und da von einem Streifen Getreidefeld durchzogen, die Vegetation war nicht reich, nicht üppig, aber unsäglich anmuthig und Renate schritt auf schmalem Fußpfade, langsam weiter und ihr entzückter Blick haftete hier an der weiten, grünen Ebene, dort an den einzelnen, sich aus ihr erhebenden grünen Bauminsel und dann an dem reinen, tiefblauen Himmel, dessen strahlendes Sonnenlicht, die ganze Landschaft in goldigen Schein tauchte. Sie hatte einmal auf einsamer Wanderung, die sie so gern ins Unbekannte hinein machte, diesen Weg eingeschlagen und ihn seitdem, nachdem sie sein köstliches Ziel gefunden, gleichsam als ihr Eigenthum geliebt; es schien, als ob niemand außer ihr, ihn kannte, denn selten war sie einem Bewohner jener im Grün versteckten Häuschen, niemals einen Städter begegnet, und gerade diese Einsamkeit war es, die sie lockte und auch heute ihrem beunruhigten Herzen wohlthat. Weiter und weiter schlängelte sich der Fußsteg durch die Heide, bis er in einen, von schlichtem Zaun umhegten Platz mündete: ein Friedhof, in der tiefen Einsamkeit der Heide. Es war kein wohlgepflegter, gartenähnlicher, mit seltenen Pflanzen geschmückter Kirchhof, wie ihn die großen Städter kennen, kein Denkmal hob sich stolz empor um die Verdienste des Verstorbenen zu preisen, kein Gewölbe mit gothischen Bogen und Hallen begrenzte ihn, ein Todtenacker mit versunkenen Gräbern, zerbrochenen Kreuzen, wild emporwachsenden Blumen, die liebend das Bild der Verwesung verhüllten und doch bewiesen, ein frisch aufgeschütteter Hügel hier, ein eben eingepflanztes Kreuzlein und ein schlichter Blumenkranz dort, daß auch jetzt noch die Bewohner jener zerstreut umherliegenden Ortschaften ihre Todten hier beerdigten.

Sinnend, von der tiefen Poesie dieser Stätte ergriffen, schritt Renate langsam weiter — das war das Ende, hier war Ruhe! Wer weiß, wie auch die da unten, gekämpft, gelitten, gerungen hatten, der halb versunkene Hügel, das schlichte schwarze Kreuz, mit dem Namen oder dem Spruch darauf, das wuchernde Unkraut, sie erzählten von dem allen nichts und Renate ergriff eine tiefe Sehnsucht nach dem Kirchhofsfrieden, der ja auch ihr einmal beschieden war. Ueberall wucherten die Pfingstrosen in üppiger Fülle und hatten ihre Blüten aufgethan und wie sie ihre Zweige auf die Gräber herabsenkten, gab es ein Bild von Tod und Leben, das in seiner Unmittelbarkeit tief ergreifend war.

Renate setzte sich auf ein Grab, das von keinem Kreuz bezeichnet,

Digitized by Google

wohl seit lange von keiner lebenden Hand mehr gepflegt wurde, aber die Natur hatte es mit einer grünen, blumengestickten Decke überdeckt, und ein Rosenstrauch voller Blüten, neigte sich darüber hin. Träumerisch hatte Renate einen Zweig gepflückt und ihn dem Strauß, den sie schon auf der Heide gesammelt, hinzugethan. Ausruhen, nicht mehr zurück in den Kampf des Lebens, diese erquickliche Stille, wie that sie ihr wohl! Da hörte sie Schritte und noch kaum, daß sie sich dessen bewußt geworden war, als Günther vor ihr stand. Sie war aufgesprungen, sie wußte selbst nicht, war es Schreck oder Freude, was sie empfand.

„Sie hier?" sagte sie, mühsam nach Fassung ringend. „Ich meinte, niemand außer mir, kenne diese einsamen Stege."

„Ich könnte ebenso fragen", erwiederte er, „auch ich glaubte im alleinigen Besitz dieser geheimnißvollen Welt zu sein." Er sah sie forschend an. „Sie haben geweint? Sie sind bleich und angegriffen?"

Renate wich seinem innigen, heißen Blick aus. „Wen sollte diese Stätte, die so laut von der Vergänglichkeit spricht, nicht ergreifen", antwortete sie.

Er schüttelte den Kopf. „Sie täuschen mich nicht, Renate, Sie weinen nicht um das Leid der Welt, sondern Ihr Schmerz gilt Ihrem eigenen Sein und Leben."

Als sie schwieg, nahm er den Strauß, den sie aus der Hand gelegt hatte, zog ihren Arm durch den seinen und sagte: „Lassen Sie uns weiter gehen, denn auch Sie kennen und suchen doch wohl den Zauber des Moorlandes."

Renate nickte; sie fühlte ihr Herz klopfen. Es war unaussprechlich schön, mit ihm durch die seltsame tiefe Stille der Natur zu wandern und dennoch, warum war sie ihm hier, eben hier begegnet, in dieser Weltabgeschiedenheit, dieser poesievollen, mächtigen Einsamkeit, die Herz zum Herzen zog. Sie gingen schweigend weiter und weiter und endlich waren sie im Walde, die alten Eichen streckten ihre knorrigen Aeste gen Himmel, und der goldene Sonnenschein leuchtete hindurch und das Laub rauschte leise und feierlich. Und weiter ging es durch das grüne Dickicht und dann traten sie hinaus, und das Moorland in seiner eigenthümlichen Schönheit, lag vor ihnen, eine braune, gleichmäßige Fläche, so weit das Auge reichte, das Moos, das gleichsam aus dem feuchten Boden zu quillen scheint, die weißen, wolligen, auf schlanken Stengeln sich hin und her wiegenden Blüten, die hier und da den Boden wie ein Schneetuch überdecken und als ein dunkler, grüner Rahmen rund umher der Wald, die blaue Himmelsglocke darüber, keine Menschen und kein Ton, kein Laut, nicht einmal der Schrei eines Vogels, der die tiefe, feierliche Stille unterbricht. Eine unaussprechliche, ergreifende Poesie, von der sich Renate immer von neuem erfaßt fühlte; sie hatte sich, von dem weiten Wege ermüdet, am Waldrande niedergesetzt. Günther saß neben ihr, und wie die Fülle der Empfindung sich stets im Schweigen offenbart, so hatten sie Beide kein Wort gefunden, für das was mächtig in ihnen wogte. Und Renate war es, als müsse sie jedes Wort fürchten, das das Schweigen unterbrach, als müsse es ein Schicksalswort sein.

„Eine königliche Einsamkeit ist es, die hier herrscht", sagte Günther

Digitized by Google

endlich, „niemals empfand ich ihre großartige, gewaltige Macht so wie heute mit Ihnen.“

Er hatte ihre Hand gefaßt und sie überließ sie ihm, ohne zu antworten, aber er sah wie Thränen in ihre Augen traten und dann schnell und immer schneller über ihre Wangen rannen; seine Worte hatten den mühsam zurückgedrängten Strom der Empfindung, entfesselt. Sie drückte das Tuch gegen die Augen und sagte mit dem schwachen Versuch eines Lächelns: „Vergeben Sie, aber dieses wunderbare Naturbild, mit seiner weltabgeschiedenen Stille, ergreift mich stets so tief, es ist —“

„Es ist dazu geschaffen“, fiel ihr Günther ins Wort, „endlich den Bann zu lösen, der die Herzen gefesselt hielt, endlich zu verstehen, daß es eine Macht giebt, die größer ist, als alles sonst in der Welt. Renate, ich hatte Ihnen versprochen zu schweigen, aber wie lange denn? Einmal muß ja doch das Wort gesprochen werden, wir können so nicht auseinander gehen, warum also länger diese Selbstqual, Renate, Theure, Einzige, lassen Sie es mich aussprechen, daß —“

„Um Gotteswillen, nur das nicht“, unterbrach ihn Renate, die ihn in steigender Angst zugehört hatte, leidenschaftlich, „nie dürfen Sie das Wort sprechen, nie darf ich es hören, es bedeutet Trennung für immer.“

„Renate, ich verstehe Sie nicht, was kann uns trennen, wenn wir uns lieben; und ich liebe Sie, innig heiß, leidenschaftlich, mit aller Tiefe und Glut meiner Seele, ich habe es längst gewußt, aber hier, in dieser heiligen Einsamkeit habe ich es voll erfaßt, daß wir zueinander gehören, daß unsere Herzen in der Flamme einer heiligen Begeisterung brennen, daß sie sich verstanden und begriffen haben, und nun, Geliebte, sage mir, daß auch Du mich liebst.“

Er hatte den Arm um sie gelegt; einen Moment ruhte ihr Haupt an seiner Schulter, einen Moment hatte sie Vergangenheit und Zukunft vergessen, vor der Seligkeit der Gegenwart. „Ja, ja, ich liebe Dich, Dich allein“, sagte sie leise, dann aber befreite sie sich rasch aus seiner Umarmung und rief schmerzlich: „O, daß Sie nicht gesprochen hätten, nun ist alles, alles vorbei!“

„Nichts ist vorbei, Renate, nichts als das Sehnen und Bangen, nun folgt das Glück, in seligem Einssein. Sie haben Jahre lang in klösterlicher Einsamkeit Wittwentrauer getragen, welche Pflicht der Liebe und Dankbarkeit Sie auch gegen den Verstorbenen gehabt hatten, sie ist abgetragen in Treue und Liebe, er selbst könnte und würde nicht verlangen, daß Sie auf alles Glück des Lebens verzichten sollen. Sie sind frei, Renate.“

„Ich bin es nicht“, rief sie, mit angstvoll gerungenen Händen, „ich bin nicht Wittwe, mein Gatte lebt.“

Günther war aufgefahren, eine tiefe Blässe bedeckte sein Gesicht. Doch schnell gesammelt, sagte er: „Auch die geschiedene Frau ist frei.“

Sie schüttelte den Kopf. „Wir sind nicht geschieden, seit sechs Jahren von ihm getrennt, bin ich noch heute seine Gattin.“

„So müssen Sie sich endlich frei machen.“

„Fanny“, sagte sie leise.

Er fuhr mit der Hand über die Stirn. „Erzählen Sie mir alles vertrauen Sie mir, Renate, ich finde einen Ausweg, ich will, ich kann

Digitized by Google

Sie nicht entbehren, wir sind eins in Sinn und Seele und keine Macht soll uns scheiden."

Er zog sie an seine Seite nieder und sie erzählte ihm die lange, traurige Geschichte ihres Lebens und alle die Kämpfe der letzten Monate, alle die Schmerzen, die in dem schweigenden Tragen immer bitterer geworden waren, klangen aus ihren leidenschaftlichen, glühenden Worten, die Günther mehr als jedes Bekenntniß ihre tiefe Liebe zu ihm verriethen.

„Mein ganzes Wesen schreit nach Freiheit", schloß sie, „und doch kann und darf ich nicht versuchen sie zu erringen, denn jeder Schritt, den ich dazu thäte, könnte, würde mir Fanny entreißen. Sie aber ist mein, sie soll mein bleiben, ich könnte es nicht tragen, das geliebte Kind in Willbergs Händen zu wissen."

„Nein, um keinen Preis, das darf nicht sein", rief Günther, „aber lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung, es muß, es wird sich ein Mittel finden, das Sie frei und uns alle glücklich macht. Sie wissen ja, Renate, wie theuer mir Fanny ist, ich habe sie längst mit der Liebe eines Vaters geliebt."

„Und ein Vater werden Sie ihr sein und bleiben, Günther, was auch kommen möge, wenn mich der Tod von diesen Schmerzen erlöst, mir ist es oft, als müßte er bald, bald kommen, mir Frieden nach alle dem Kampfe zu bringen, dann werden Sie Fannys Vater sein, dann wird sie bei Ihnen Zuflucht, Stütze, Liebe finden, alles was ihr heißes Herz bedarf. Nicht wahr?"

Sie hatte ihm die Hand gereicht und er legte die seine hinein und sagte fast feierlich: „Ja."

„Ich danke Ihnen", antwortete sie tief aufathmend.

„Doch lassen Sie uns nicht vom Tode, sondern vom Leben reden, Renate", fuhr er fort, „Leben und Glück liegt vor uns, ich fühle es, das heiße Begehren unserer Herzen ist zugleich eine Verheißung, die nicht trügen kann."

Renate schüttelte das Haupt. „Lassen Sie uns heimkehren, die Sonne sinkt", sagte sie.

Sie nahm schweigend seinen Arm und schweigend schritten sie durch das grüne Dunkel des Waldes. Die melancholische Schönheit um sie her, paßte wohl zu ihrer Stimmung und Renate empfand es wie eine unaussprechlich schmerzliche Gewißheit, daß sie nie wieder so an Günthers Seite gehen würde, jede Fiber ihres Herzens rief: „vorbei, vorbei!"

Sie hatten den näheren Weg eingeschlagen; vor ihnen lag die Vorstadt, in der sich alle Fabriken befanden, kein Dampf stieg heute aus den hohen Schloten, das Hämmern und Brausen, das man sonst weithin hörte, schwieg, denn sämmtliche Fabriken feierten. Unwillkürlich richteten sich beider Blicke dorthin, beide dachten des Mannes, der auch dort Kummer und Elend verbreitet hatte, aber kein Wort kam über ihre Lippen. Der Abend dunkelte schon und sie gingen rasch weiter, erst als sie auf der schmalen Brücke standen, welche das Flüßchen überspannte, das die Wiesen unmittelbar vor der Stadt, umfaßte, hemmte er den Schritt. Hochaufathmend sah Renate den Fluß entlang, dessen Ufer von Weidengesträuch eingefaßt waren; jenseits der Wiese lagen die Thürme der Stadt im Nebel gehüllt vor ihnen, der Horizont war von

Digitized by Google

dunklen Wolken umzogen und weißes leichtes Gewölk flatterte über den noch vor kurzem so tiefblauen Himmel.

„Wie machtlos scheint der kleine Fluß", sagte Günther, „und doch, wenn Regenströme ihn schwellen, wenn Stürme ihn aufwühlen, gewinnt er übermächtige Kraft und überwältigt Dämme und Brücken, die ihn zu beherrschen scheinen; so wird auch die Macht unserer Liebe stärker sein, als die Hemmnisse, die ihr im Wege stehen, mit elementarer Gewalt wird sie sie besiegen und vernichten."

Als sie an der Pforte von St. Martin standen, wollte Günther mit eintreten.

„Heute nicht", bat Renate, ihn mit sanfter Gewalt zurückdrängend, „heute würden wir doch kein ruhiges Gespräch führen können, wie sonst, und ich bedarf der Stille und Sammlung. Leben Sie wohl, Günther."

Sie duldet es, daß er sie an sich zog und einen Kuß auf ihre Stirn drückte und dann verschwand sie in dem dunkeln Thürbogen.

Renate hatte die Nacht schlaflos zugebracht, von tausend Sorgen und Schmerzen gepeinigt; als dann der Morgen kam, fühlte sie ihren Kopf schwer und ihr Herz war nicht ruhiger geworden. Das Wetter war über Nacht umgeschlagen, die Wolken, die gestern Abend den Horizont verdunkelten, hatten sich dichter zusammengezogen, ein heftiges Gewitter, von Sturm und Regen begleitet, hatte sich in den frühen Morgenstunden über der Stadt entladen und noch immer heulte der Wind und strömte der Regen. Diese düstere Naturstimmung war nicht dazu gemacht, Muth und Freudigkeit in Renate zu wecken. Während sie, unfähig zur Arbeit, am Fenster stand und auf die Tropfen sah, die gleichmäßig von den regenschweren Aesten der Esche herabfielen, trat Dorothea ein, mit lauten Klagen, daß die plötzliche Wetterveränderung ihre böse Gicht heraufbeschworen habe, die nun so arg in den Füßen zwicke, daß sie sich kaum fortschleppen könne. Und sie möchte schon die Schmerzen tragen, die ja doch am Ende in ein paar Tagen wieder vorüber sein würden, schloß sie, wenn sie nur nicht vorgestern bei Hausmann, drüben in der Vorstadt, so fest versprochen hätte, heute wiederzukommen. Die arme Frau sei so krank und auch das Jüngste wäre elend und nun die Noth dazu, zumal jetzt die Arbeit eingestellt sei; sie habe neulich so geweint und geklagt, daß der Mann von seinen Besprechungen mit den Genossen, im Wirthshause, betrunken heimgekommen sei und daß sie hungern müßte, und in der Noth umkommen, wenn es nicht bald Rettung gäbe. Da habe sie nun versprochen, heute wiedernachzusehen, und auch von neuem Geld und Lebensmittel mitzubringen und das arme Weib werde ganz verzagen, wenn sie nun nicht komme.

Renate hatte nur mit halber Aufmerksamkeit hingehört, erst als Dorothea sagte: „Wenn das Wetter nur nicht gar so erbärmlich wäre, würde ich die gnädige Frau bitten, selbst bei den armen Leuten nachzusehen, das würde sie ganz glücklich machen. Aber nun, na vielleicht kann ich mich morgen bis dahin schleppen, heute müssen sie nun schon warten", erst da hörte sie deutlich. Die Unruhe trieb sie hinaus, vielleicht wurde ihr draußen besser und überdies, sie verhehlte es sich selbst und doch, sie wollte mit eigenen Ohren hören, was die Leute über Willberg sagten, was er gethan hatte, wie die Sache stand, das alles ging sie ja nichts an und doch, es quälte sie, sie wollte davon hören. So

Digitized by Google

sagte sie: „Ich will zu Hausmann gehen, Du weißt, ich scheue kein Wetter."

Sie warf rasch den Regenmantel über und trat den Weg an. Der Regen schlug ihr entgegen, sie zog den Schleier fest vor das Gesicht und ging gesenkten Hauptes der Vorstadt zu. Ganz hingenommen von den schweren Gedanken, die sie erfüllten, hatte sie auf das, was um sie her vorging, nicht geachtet; erst ein lautes Getümmel, Rufen und Geschrei, machte sie aufmerksam. Da sie sich eben in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs befand, so glaubte sie einen Moment, daß dasselbe nur mit dem gewöhnlichen, lebhafteren Verkehr dort, in Zusammenhang stände, aber schon ein Blick überzeugte sie, daß sie sich täuschte. Ein dichtes Volksgedränge, das scheinbar in einer Sekunde entstanden, sich schon in der nächsten noch vermehrte, wilde Ausrufe und dergleichen, bewiesen, daß es sich um einen Volksauflauf handelte. Renate erkannte sofort einige der ihr bekannten Fabrikarbeiter und die Rufe: „Das ist er", „das ist unser Peiniger", „laßt euch nicht täuschen, er ist es", „er kommt um uns noch elender zu machen", „greift ihn", „schlagt ihn nieder", „wir lassen ihn nicht durch", machten ihr sofort klar, um was und um wen es sich handelte.

Da schlug eine Stimme an ihr Ohr, sechs Jahre hatte sie sie nicht gehört, aber sie kannte ihren harten, scharfen Ton: „Laßt mich frei, ihr Leute, was wollt ihr, seid ihr toll!"

Einen Augenblick stieg ein wilder Haß in ihr auf, eine wilde Freude, jetzt empfängt er seinen Lohn und wie der Ruf sich wiederholte: Gebt ihn nicht frei! bewegte sie die Lippen, als wollte sie einstimmen. Da, durch das Gedränge, tauchte ein Gesicht auf, sein Gesicht, und so fest und kalt seine Stimme geklungen hatte, so lauerte doch etwas wie Furcht in seinen Zügen. Was sie dachte, was sie empfand, sie wußte es selbst nicht, es war ein instinktives Thun, ein elementarer Trieb, der sie zwang. Sie stand plötzlich mitten in dem Gedränge, und ihre Hand lag auf dem Arm einer der Männer.

„Hausmann, was wollt Ihr von dem Manne dort?" fragte sie.

„Es ist der Herr von Willberg, unser Peiniger, er kam eben an, und wir wissen wohl, er kommt nur, um uns noch mehr zu drücken, wir sind erst halb verhungert und sollen ganz zu Grunde gehen."

Das plötzliche Dazwischentreten Renatens, die viele der Leute kannten und ihre laute Frage, hatte eine Sekunde lang eine Stockung in dem Andrängen und Lärmen derselben herbeigeführt.

„Ihr irrt Euch", sagte sie jetzt mit erhobener Stimme, „der dort ist nicht Herr von Willberg, es ist mein Mann, der mich zu besuchen kommt, Ihr kennt mich ja, ich bin Frau Werber, die Malerin, die in St. Martin wohnt, laßt mich zu ihm."

Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und sah umher. Ein leises Gemurmel entstand: „Es ist Frau Werber, laßt sie durch, sie ist gut, ich kenne sie, wenn es ihr Mann ist, so gebt ihn frei, sie hat uns geholfen", erscholl es von verschiedenen Seiten. Viele kannten Renate, alle wußten von ihr, wußten, daß sie den Bedürftigen half, so blieb ihr Wort nicht wirkungslos.

„Schaffen Sie mir Raum, Hausmann", sagte sie laut, „und reden Sie den andern zu, daß sie nicht thöricht sind und meinen Mann be-

Digitized by Google

drängen, sondern ruhig nach Hause gehen. Grüßen Sie Ihre Frau und nehmen Sie ihr das mit."

Sie drückte ihm ein Geldstück in die Hand und der Mann sagte, halb beschämt: „Ihr hört ja, Leute, wir haben uns geirrt, es ist Frau Werbers Mann, wir kennen Sie ja, laßt ihn in Ruhe."

Die Männer hatten Renate Platz gemacht, so daß sie nun Willberg gegenüberstand und sein überraschter Ausruf: „Renate, Du!" bestätigte ihnen die Wahrheit ihrer Aussage.

„Ich kam Dich zu empfangen und bin verspätet und dadurch warst Du Unannehmlichkeiten ausgesetzt", sagte sie, „aber mich kennen die Leute und lassen Dich also jetzt unbehelligt."

Sie legte ihren Arm in den seinen und sie schritten zwischen den nun ruhig Zurückweichenden, hindurch. Wohl erschien es einem und dem andern seltsam, daß Frau Werber hier sechs Jahre gelebt hatte, ohne daß man je ihren Mann gesehen, oder von ihm gehört hätte, aber die ruhige Sicherheit, mit der sie ihn begrüßte und nun an seinen Arm weiterging, hier und dort nach einem ihr bekannten Arbeiter mit freundlichem Gruß zurufend: er solle nicht noch länger hier unnöthigen Aufstand machen, sondern lieber zu Frau und Kindern heimgehen, besiegte doch jeden Zweifel.

Als sie aus dem, sich schnell entwirrenden Menschenknäuel herausgetreten waren, flüsterte Renate Willberg zu: „Komm mit mir."

Sie bogen in eine Seitenstraße und gingen schweigend nebeneinander; Renate beschleunigte ihren Schritt, der Boden brannte ihr unter den Füßen, ihre Hand, die sie auf seinen Arm gelegt hatte, zuckte und doch mußte sie so weitergehen.

„Renate", begann er.

„Still, nur jetzt nicht", antwortete sie leise.

Sie hatten St. Martin erreicht und sie zog, befreit aufathmend, ihre Hand aus seinem Arm. „Du mußt, um die Komödie zu Ende zu spielen, noch in meine Wohnung eintreten", sagte sie, die Pforte öffnend.

Willberg folgte ihr und als sie in das Zimmer trat, sprang ihr Fanny fröhlich entgegen und schlang die Arme um sie. „Mama, da bist Du, Du böse Mama, Du warst fortgegangen, ohne mir Adieu zu sagen, nun mußt Du mir dafür zwei — drei — nein zehn Küsse geben."

Renate schloß sie mit zärtlicher Inbrunst in die Arme.

„Mama, wer ist der fremde Mann?" fragte Fanny.

„Lasse das, mein Liebling."

Willberg hatte einen Moment das schöne Bild mit brennendem Blick betrachtet. Nun trat er heran.

„Fanny, kennst Du mich nicht mehr?"

Er wollte das Kind an sich ziehen, das sich aber schüchtern, fast ängstlich an die Mutter schmiegte und scheu sagte: „Mama, was will er?"

Renate beugte sich herab und küßte sie. „Nichts, mein Kind, und nun gehe nur hinaus."

Fanny folgte willig dem Befehl, da ihr die Gegenwart des Fremden sichtlich nicht behaglich war und Renate warf Hut und Mantel ab.

„Renate, Du hast mir heute das Leben gerettet", sagte Willberg,

Digitized by Google

„ich glaube, ohne Dein Dazwischentreten, hätte mich der rohe Pöbel gemordet."

Es zuckte verächtlich um ihre Lippen. „Du hast die Menschen elend gemacht, kannst Du es ihnen verargen, daß sie Rache suchten?"

„Es war eine Heldenthat, daß Du Dich in die aufgeregte Menge hineinwagtest, eine Heldenthat, auf die ich stolz bin", fuhr er fort „ich danke Dir, Renate."

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

„Es war eine That der Menschlichkeit, die Du nicht immer so beurtheiltest als heute und — vielleicht verdiente jener, den ich damals rettete, es mehr als Du heute. Hunderte von Frauen und Kindern schreien nach Brot, weil ihre Ernährer arbeitslos sind und wenn sie zu Verbrechern werden, so hast Du sie dazu gemacht."

„Lasse uns nicht von jenen Leuten sprechen, Renate, sondern von uns selbst", erwiederte er und in seiner kalten Stimme vibrirte etwas von wirklicher Erregung.

„Sechs Jahre liegen zwischen jetzt und damals, und war ich damals vielleicht zu hart, rechnete ich Dir zur Schuld an, was vielleicht mehr eine Unbesonnenheit war, so mußt Du bedenken, daß dem Manne, dem die Ehre das Höchste ist und der sich gewöhnt hat, alle persönlichen Empfindungen und Wünsche, dem Gebot der Ehre und der Beamtenpflicht zu unterwerfen, der Gedanke, daß man ihn einer Pflichtvergessenheit in seinem Amt, einer Untreue gegen Fürst und Staat zeihen könnte gleich einem Morde, den man an ihm begeht, dünkt. Seine Ehre, sein reines Beamtengewissen ist ihm mehr als das Leben. Die Willbergs sind immer treue Staatsdiener gewesen, Du begreifst das nicht, Du bist in anderen Anschauungen erzogen. Mir blieb damals keine andere Wahl: Dich oder meine Ehre mußte ich opfern. Seitdem ist manches anders geworden, in sechs Jahren rinnt viel Wasser vom Berge, vieles wird begraben und vergessen, niemand denkt mehr an den damals berüchtigten Hermann Müller, ich bin überdies zum Präsidenten in einer andern Provinz ernannt und wenn ich dort erzähle, daß meine Frau aus Gesundheitsrücksichten, Jahre lang im Süden gelebt hat, so wird niemand wagen mir zu widersprechen. Das Geschick hat uns seltsamer Weise wieder zusammengeführt, ich danke Dir mein Leben, lasse es jetzt Dir gewidmet sein. Als ich Dich wiedersah, Renate, schöner, begehrenswerther denn je, da fühlte ich, daß ich Dich liebte wie damals, als ich Dich aus Deinem Elternhause holte, ich werbe heute noch einmal um Dich — sei wieder mein."

Er hatte sich ihr genähert und schien den Arm um sie legen zu wollen, sie trat einen Schritt zurück und streckte abwehrend die Hand aus. „Nie, nie, zwischen uns liegt ein Abgrund."

„Du wirst nicht unversöhnlich sein, Renate, ich hatte längst den Wunsch, Dich wiederzufinden —"

„Und thatest doch keinen Schritt dazu."

„Du hattest Dich in solches Dunkel zurückgezogen, in dieser seltsamen, klösterlichen Umgebung, wer hätte Dich da suchen und finden können, nun aber hat das Schicksal entschieden, das Leben, das Du gerettet hast, gehört fortan Dir, Du kannst und darfst Deinen Gatten nicht zurückweisen."

Digitized by Google

„Wofür hältst Du mich", rief sie leidenschaftlich, „wenn Du glaubst, daß ich Dir je vergeben kann, was Du mir gethan hast, daß ich diese sechs Jahre schmerzlichster Verlassenheit, in die Du mich gestoßen, je vergessen könnte. Ich bin nicht Deine Sklavin, die Du heute mit Füßen treten und morgen wieder zu Dir erheben darfst. Wir haben nie zu einander gepaßt, Dein nur auf den Erfolg in der Welt, gerichteter Sinn und meine, den idealen Gütern zugewandte Natur, konnten sich nie sympathisch sein, sich nie verstehen, ich habe es in den fünf Jahren unserer Ehe schmerzlich genug empfunden, daß es ein Irrthum war, als wir uns verbanden und doch weiß ich, daß ich Dir eine treue und gute Ehefrau war und es geblieben wäre, Du hättest unter dem Irrthum nicht leiden sollen, den ich so gut wie Du begangen. Da kam der eine Tag — und er hat eine Kluft zwischen uns aufgerissen, die unausfüllbar ist, Dein bloßer Herrenwille, Dein gebietendes Wort, schlagen keine Brücke darüber."

Sie hatte mit immer steigender Leidenschaft gesprochen und Willberg blieb unter den flammenden Vorwürfen, die sie über ihn ausschüttete, kühl genug um zu bemerken, daß diese Erregung sie schöner erscheinen ließ, als er sie je gesehen hatte.

„Du beredest Dich zu einem Gefühl des Hasses, Renate", sagte er ruhig, „das Du Deinem Stolz schuldig zu sein glaubst, und das doch nicht in Dir ist, weshalb sonst hättest Du, nicht ohne eigene Gefahr mich gerettet, weshalb mich Dir zu einem so großen Dank verpflichtet, daß mein ganzes Leben ihn Dir nicht abtragen kann?"

„Aus Menschlichkeit, ich sagte es Dir schon, doch —" ihr Auge flammte, ihre Stimme bebte, „wenn Du glaubst, mir Dank zu schulden, wohl, Du kannst ihn abtragen. Gieb mir, was ich begehre."

Er stutzte und sah sie forschend an. „Was verlangst Du?" fragte er.

„Die Freiheit!"

Er fuhr auf; die heiße Sehnsucht, die glühende Leidenschaft, die in dem einen Worte bebten, die in jedem Zuge ihres Gesichts lagen, sagten alles und ihn erfaßte mit dieser Erkenntniß eine wilde Eifersucht. Doch er beherrschte sich und antwortete kalt: „Nein."

„Egon!" Es war ein verzweiflungsvoller Schmerzensschrei, sie wußte, daß an diesem Moment alles, ihr Leben hing und sie wiederholte noch einmal flehend. „Egon, gieb mir die Freiheit, ich beschwöre Dich. Was kann Dir daran liegen, daß ich die Kette mit mir schleppe, ich bin nicht mehr Dein Weib und werde es nie, nie wieder, lasse mich frei."

„Und was kann Dir daran liegen, frei zu sein?" fragte er zurück.

„Alles!" Das Wort kam so aus voller, ganzer Seele, daß er über seine Bedeutung nicht in Zweifel sein konnte.

So liebst Du einen andern Mann?" fragte er, und jetzt vermochte er nicht mehr den Ausdruck von Zorn und Eifersucht zurückzuhalten.

Sie fühlte instinktiv, daß die Klugheit gebot zu leugnen, aber ihr Stolz empörte sich dagegen und so antwortete sie ohne Zögern: „Ja."

„Ha, so ist es jener Hermann Müller! Ich wußte es wohl, daß Du ihn liebtest, deshalb retteteste Du ihn damals."

Sie schüttelte das Haupt. „Ich sah ihn seit jenem Tage nicht wieder, ich weiß nicht, wo er ist, ob er noch lebt."

Digitized by Google

„So nenne mir den Namen des Mannes, der mich um mein Recht betrügen will.“

„Dein Recht? Ich meine, Du gabst es selbst auf, als Du mich damals aus Deinem Hause verstießest. Du hast kein Recht, ich habe keine Pflicht mehr. Gieb mich frei, Egon.“

„Den Namen!“

„Was nützt Dir ein fremder Name. Du sprachst von Dankbarkeit, beweise, daß Du sie empfindest.“

„Meinen Dank werde ich meiner Gattin abtragen. Komm mit mir, Renate, sei wieder mein und ich verspreche Dir ein Leben in Glück und Glanz, Du sollst es nicht bereuen, denn ich bekenne es Dir noch einmal. Ich liebe Dich und darum will ich Dir verzeihen, will vergessen, daß Du soeben mir, Deinem Gatten, gesagt hast, daß Du einen andern Mann liebst.“

„Ich aber kann nicht so leicht vergessen“, rief sie außer sich, „ich weiß, daß Du hart und grausam warst, daß Du meine Jugend vergiftet, mich elend gemacht hast, ich dürste nach einem Glück, das ich bei Dir nie gefunden habe; wenn Du begreifst, was Du mir angethan hast, Egon, so sei jetzt barmherzig und gieb mir die Freiheit.“

Er hörte die Todesangst, die in ihrer Stimme zitterte und das heiße Verlangen, das er darin erkannte, reizte ihn nur umsomehr; gekränkte Eitelkeit, brennende Eifersucht und ein Gefühl grausamer Freude, die Macht über das Geschick zweier Menschen in seiner Hand zu haben, Rache an Renate nehmen zu können, mischten sich in ihm.

„Es bleibt dabei“, sagte er kalt, „ich werde keinen Schritt dazu thun, um meiner Frau die heißersehnte Möglichkeit zu schaffen, einen anderen Mann durch ihre Hand zu beglücken, ich kann und will Dich freilich auch nicht zwingen, zu mir zurückzukehren, Du magst in Deiner — von heute ab, selbstgewählten, klösterlichen Einsamkeit, verharren. Fanny indeß, werde ich mit mir nehmen; das Kind ist reizend und mittlerweile so herangewachsen, daß es der mütterlichen Pflege allenfalls entbehren kann. Ich wünsche nicht nur durch ihre Gegenwart mein einsames Leben zu schmücken, sondern was wichtiger ist, ich würde es unverzeihlich halten, dem Mädchen länger die Erziehung und Weltstellung vorzuenthalten, die ihr, ihrer Geburt nach gebühren, sie in dieser seltsamen Umgebung, verkommen zu lassen.“

Renate preßte die Hände gegen die Schläfen und starrte ihn mit weit geöffneten Augen an, als ob sie seine Worte nicht verstände. „Egon, habe Erbarmen“, stieß sie endlich mühsam hervor, „ich verzichte auf meine Freiheit, auf Glück, auf alles, nur lasse mir das Kind.“

Kein Zug seines Gesichts veränderte sich. „Ich wiederhole, ich darf Fanny nicht länger den ihr gebührenden Verhältnissen fern lassen, meine Vaterpflicht darf nicht einem schwächlichen Mitleid untergeordnet werden. Dir bleibt übrigens das volle Recht, Deinerseits eine Scheidungsklage einzureichen, Du siehst, daß ich Dir nichts verhehle und Dich über Deine Rechte nicht täuschen will“, ein beinahe spöttisches Lächeln zuckte um seinen Mund, „indessen mache ich Dich darauf aufmerksam, daß ich nicht gewillt bin, auch nur ein Atom der meinen aufzugeben und Du wirst nicht zweifeln, daß ich vermag sie festzuhalten. Fanny würde auch in diesem Falle mir bleiben.“

Digitized by Google

Renate war willenlos, halb unbewußt in die Kniee gesunken; was wie ein dunkles Schreckbild vor ihr gestanden hatte, war nun Wirklichkeit geworden und sie fühlte sich wehrlos ihm gegenüber. „Nur das nicht, das Eine nicht, ich kann es nicht tragen", rief sie fassungslos.

Er war nahe vor sie hingetreten und erfaßte ihre Hand, „Du darfst es nicht, Renate", sagte er, und obgleich er versuchte in demselben kühlen, geschäftsmäßigen Ton zu sprechen, so bebte doch die Erregung in seiner Stimme und ein Strahl flammender Eifersucht traf sie aus seinem Auge. „Die Wahl liegt in Deiner Hand, komme mit mir und was ich heute gehört habe, soll vergessen sein, ich will nicht wissen, daß Du mir Deine Liebe zu einem andern bekannt hast, ich werde nie nach seinem Namen fragen, die Vergangenheit soll begraben sein und ich stehe Dir dafür, daß niemand es wagen soll, daran zu zweifeln, daß nur die Rücksicht auf Deine oder unseres Kindes Gesundheit, Dich so lange in einem wärmeren Klima gefesselt hielt; Du bist wieder die Präsidentin von Willberg und Fanny bleibt Dir."

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte verzweifelt auf. „Niemals, niemals", kam es aus ihrer tiefsten Seele.

Willberg war zurückgetreten, ein Zornesblitz zuckte in seinem Auge auf. Er biß sich auf die Lippe, und das wilde Wort, das auf ihr gelegen, blieb ungesprochen, nur eine tiefe Blässe bedeckte sein Gesicht, während er kalt sagte: „Ich will Dir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit geben und erhalte bis dahin, trotz des unverhohlenen Abscheus, den Du gegen eine Wiedervereinigung mit mir äußerst, meinen Dir gemachten Vorschlag aufrecht. Ich hoffe, Du wirst meiner Nachsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Morgen um dieselbe Zeit, komme ich Deine Entscheidung zu holen, die meine ist unwiderruflich. Fanny bleibt fortan auf alle Fälle bei mir."

Sie blieb bewegungslos, das in den Händen verborgene Gesicht gegen den Tisch gelehnt, liegen. Er sah gespannt zu ihr hin, als sie in ihrer Stellung verharrte, wandte er sich zum Gehen. An der Thür blieb er noch einmal stehen.

„Noch eines", sagte er, „Du scheinst Dich ja für das Schicksal jener Leute aus der Fabrik zu interessiren; kommst Du morgen mit mir, so werde ich ihnen den geforderten höheren Lohn gewähren, aus Liebe zu Dir, wenn" — er zögerte einen Moment, als suche er nach einem Wort und fuhr dann fort: „Im entgegengesetzten Fall, werde ich mit der äußersten Strenge gegen die Strikenden, die Aufrührer, die mir heute nach dem Leben trachteten, verfahren. Das Schicksal dieser — armen Leute, denen Du heute ein so lebhaftes Mitleid schenktest, liegt also in Deiner Hand."

Er wartete einen Augenblick, wieder blieb alles still, kein Laut, kein Wort verrieth, daß Renate ihn gehört hatte; er sah sich um, sie kniete noch ebenso, nur ein konvulsivisches Schluchzen bebte durch ihren Körper. Er preßte die Lippen zusammen, in tiefem, leidenschaftlichem Zorn: er wollte ihr sogar seinen eisernen Willen opfern, und sie hatte nicht einmal ein Wort des Dankes für ihn, wie mußte sie jenen andern lieben!

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, fuhr Renate auf. So war gekommen, was sie gefürchtet hatte und schwerer, entsetzlicher als

Digitized by Google

sie es geahnt, denn in ihrer Hand lag nun die Entscheidung und was sie auch wählte, beides dünkte ihr gleich unerträglich; wenn sie das eine ausgedacht, und schaudernd als unmöglich verworfen hatte und sich nun Hilfe suchend zu dem andern wandte, dann gähnte derselbe Abgrund der Verzweiflung ihr entgegen, und ihr ganzes Herz schrie: Nein und tausend Mal nein.

Ob Minuten oder Stunden in diesem grausamen Kampf vergangen waren, hätte sie selbst nicht zu sagen vermocht, sie wußte nur, daß sie für sie ein ganzes Leben umfaßten. Sie sehnte sich nach Fanny und wagte doch nicht, sie zu sich zu rufen, denn sie hätte ja Fragen gestellt, auf die Renate keine Antwort geben konnte. Sie saß, den Kopf in die Hände gestützt, sie meinte nichts mehr denken zu können, sie wollte auch nichts denken, jeder Gedanke war ja eine Qual und zeigte doch keine Rettung, da plötzlich nannte eine Stimme, eine geliebte Stimme, ihren Namen. Sie hatte in ihrer Schmerzversunkenheit Günthers Klopfen und seinen Eintritt überhört, mit einem Aufschrei sprang sie auf, stürzte in seine Arme und lehnte, laut schluchzend, ihren Kopf an seine Brust.

„Meine Renate, mein geliebtes Herz", sagte er innig, „was fehlt Dir, vertraue mir."

Sie weinte nur noch leidenschaftlicher und klammerte sich wie Schutz suchend, an ihr. So sehr ihn diese zärtliche Hingebung, die mehr als Worte ihre Liebe bekundete, beglückte, so beunruhigte ihn doch ihre völlige Fassungslosigkeit.

„Renate sprich, was ist geschehen?" fragte er. „Weißt Du denn nicht, daß wir eins sind, daß ich Dir Stütze und Hilfe sein will und kann in allem Leid?"

„Nein, nein", rief sie außer sich, „niemand kann mir helfen, Du am wenigsten, alles, alles ist vorbei, das Unglück ist gekommen, grausiger als ich es gedacht habe, ein Abgrund gähnt vor mir, wohin ich mich auch wende."

„Geliebte, Du bist außer Dir, sammle Dich, fasse Dich und dann sprich, erzähle mir."

Er führte sie zum Sopha und in abgebrochenen Sätzen, von Ausbrüchen leidenschaftlichen Schmerzes unterbrochen, erfuhr er allmählich die Geschichte des heutigen Morgens.

„Mein armes Herz, mein geliebtes Leben, was hast Du gelitten", rief Günther, sie von neuem an sich ziehend und ihr die heiße Stirn, Wange und Mund küssend.

Einen Augenblick lehnte sie den Kopf an seine Schulter und schloß die Augen, dann richtete sie sich auf und sagte im Tone tiefster Verzweiflung: „Ich habe schwer gelitten und doch alles nichts, gegen das was kommt: es ist die Hölle!"

Er sah sie erschrocken an. „Was willst Du thun, Renate?"

„Was ich muß; bleibt mir eine Wahl? Glaubst Du, daß ich Fanny in seine Hand geben könnte, ohne die meine schützend über ihr zu halten? Sein kalter Egoismus würde ja jedes frisch aufstrebende Knospen und Blühen ihres Herzens zerstören. Das Kind würde elend verkommen, an Geist und Seele verkrüppeln. So muß ich mit ihr gehen."

„Was kannst Du Fanny sein, wenn Du selbst elend bist?"

Digitized by Google

„Nichts, ich weiß es, aber ich kann doch bei ihr sein, ich kann sie lieben."

„Du willst Dich der Tyrannei fügen, Du willst Deinen Stolz, Dein Selbstgefühl brechen, das darfst Du nicht, es ist ein Verbrechen an Deiner edlen Weiblichkeit."

„Um Gottes willen, Günther erbarme Dich, sprich nicht so! Du hast ja recht, ich fühle es unter tausend Schmerzen und weiß doch keine Rettung, keinen Ausweg, überlasse mich meinem Elend."

Er war aufgestanden und durchmaß mit großen Schritten, den Kopf tiefgesenkt, den Raum. Dann blieb er vor ihr stehen und ergriff ihre Hände. „Renate, es giebt einen Weg, und wir müssen ihn gehen."

„Welchen?" Ihre ganze Seele lag in der Frage.

„Lasse uns fliehen."

„Günther!"

Sie sah ihn forschend an, seine Züge waren bleich und erregt, aber aus seinen Augen leuchtete ein Strahl unendlicher Liebe.

„Ich habe es überlegt, in der Nacht geht ein Zug, den wir benutzen können, morgen, wenn er hierher kommt, sind wir weit, selbst wenn er uns verfolgen wollte, was ich kaum glaube. Wir wählen einen fremden Namen und die Welt ist groß; nicht wahr, Du folgst mir überall hin, auch übers Meer?"

Sie war von dem Sopha herabgeglitten und lag zu seinen Füßen.

O Günther, Du bist ein Engel, aber es kann ja nicht sein; hast Du vergessen, ich bin sein Weib, ich schleppe die Kette mit mir für alle Ewigkeit, sie ist unlösbar."

Er hob sie auf und zog sie an seine Brust. „Ich habe nichts vergessen, Renate, aber ich meine, es giebt ein inwendiges Gesetz, das höher ist, als das geschriebene der Welt, ich meine, es giebt Augenblicke, in denen es eine höhere Sittlichkeit ist, das, was die Welt so nennt, zu verachten. Vor einem solchen Augenblick stehen wir."

Renate strich mit der Hand über die Stirn. „Deine Worte klingen wie Himmelstrost, Günther, wenn ich ihnen glauben könnte."

„Und warum willst Dus nicht, Geliebte? Wenn Du heute, in einer Aufwallung heroischen Opfermuthes, dem Manne folgst, an den Dich kein inneres Band fesselt, den Du haßt und verachtest, so wirst Du schon morgen diese That aus tiefster Seele verwerfen, denn selbst für Fanny, der Du Dein eigenes Leben, Dein Selbst zum Opfer bringen willst, würde und könnte sie kein Segen sein. Meinst Du nicht, daß das Kind zu früh schon sehen würde, was es nicht sehen soll, daß es nicht mit kindlichem Scharfblick die Kluft erkennen würde, die ihn und Dich trennt? O Renate, täusche Dich nicht, wo ist da Recht, wo Pflicht, wo jene tiefe, wahre Sittlichkeit, die nicht in dem geschriebenen Gesetz der Welt, sondern in dem Herzen des Menschen lebt? Du kannst Dein besseres Selbst, Dein schönes, reines, edles Ich nur vor Vernichtung retten, wenn Du mir folgst."

Sie rang die Hände. „Du sprichst so wahr, so überzeugend —"

„Handle wie Dein großes Herz es Dir gebietet und es wird auch gut sein."

Sie sah ihn mit einem tiefen Blick an, der bis auf den Grund seiner Seele dringen zu wollen schien.

Digitized by Google

„Und wenn ichs thäte, Günther, ich würde es nie bereuen, ich liebe Dich wie einen Gott, der mir Errettung, Erlösung und Heil gebracht hat, aber Du — Du — Du giebst Deine geachtete Stellung auf, Du bringst Dich in Zwiespalt mit der Welt, der klare, ebene Weg ist Dir für immer verschüttet, was tauschest Du dagegen ein? Und wenn ichs jemals empfände, daß Du es bereutest, das ertrüge ich nicht."

Er war um einen Schatten bleicher geworden, aber eine feste Entschlossenheit sprach aus seinen Zügen.

„Vertraust Du mir und meiner Liebe so wenig, Renate?" sagte er. „Man wird mich eine Zeit lang hier verdammen, dann bin ich vergessen und dort drüben, überm Meer, kennt uns niemand, weiß keiner von uns, wir werden glücklich miteinander sein und uns durch uns selbst einen festen Boden und die Achtung der Menschen schaffen. Nicht wahr, Renate? Zögere nicht, Geliebte, sei stark und muthig."

„Mein Retter, mein Geliebter, mein alles!" Sie sank in seine Arme und weinte heiße, leidenschaftliche Thränen an seinem Herzen.

Mit wenigen Worten waren die äußeren Angelegenheiten zwischen ihnen besprochen; er wollte zu Hause seine Papiere ordnen, den Bauleuten die Bestimmungen für die nächsten Tage geben, damit nicht sofort eine Stockung in der Arbeit und eine wüste Unordnung einträte; sie sollte unterdeß die wenigen Sachen, die sie für sich und Fanny nothwendig brauchte, einpacken, damit sie mit so leichtem Gepäck als möglich fortkämen. Spät abends würde er dann nach St. Martin zurückkehren und mit dem um ein Uhr nachts abgehenden Zuge wollten sie die Stadt verlassen.

„Und nun lebe wohl, Geliebte", sagte er, sie noch einmal in die Arme schließend und ihr Mund und Augen küssend, „sei starken Herzens und freudigen Muthes. Vertraue mir und liebe mich, Renate, dann wird alles gut."

Sie lehnte sich fester an ihn. „Wie kann ichs Dir danken, Liebster!"

Er strich ihr über das Haar und küßte sie bewegt auf die Stirn. „Du siehst so bleich und angegriffen aus, Renate, versprich mir, daß Du noch einige Stunden ruhen willst, Du brauchst Kraft für diese Nacht." Sie schloß die Augen. „Willst Du?"

„Alles."

Noch ein Kuß, noch ein lebe wohl, dann riß er sich los. Er hatte schon die Thür erreicht, als sie noch einmal „Günther!" rief. Er wandte sich um, sie stand vor ihm und faßte seine Hände. „Günther, noch eins, Du willst Fanny lieben, willst ihr ein Vater sein, mit Deinem ganzen lieben, treuen Herzen?"

„Ja, Renate."

„Und Du wirst sie nicht nur um meinetwillen lieben, sondern um ihrer selbst willen, als Dein Kind, auch — wenn ich einmal — nicht mehr bei Dir bin."

„Wie magst Du fragen, Geliebte, Du weißt, daß mir Fanny theuer ist, von dieser Stunde an, ist sie mein — unser Kind."

„Ich habe Dein Wort", sagte sie feierlich.

„Wie Du Dich nutzlos quälst, mein Herz. Lasse mich jetzt gehen und versuche zu ruhen."

Sie schlang die Arme mit leidenschaftlicher Heftigkeit um seinen

Digitized by Google

Hals und rief: „Lebe wohl, Geliebter!“ Dann riß sie sich los und im nächsten Augenblick war er gegangen. Sie schwankte zum Sopha und sank halb ohnmächtig nieder; erst allmählich fand sie die Kraft zum Denken und zum Handeln wieder. Sie stand auf und trat ans Fenster. Der Himmel hatte sich gelichtet, blau und friedlich breitete er sich über den stillen Klosterhof und die Sonnenstrahlen leuchteten in den tausend Regentropfen, die an den Blättern hingen. Die Mairosen blühten in voller Pracht, die Esche streckte ihre Zweige über den Rasenplatz, der Epheu rankte sich längs dem alten Gemäuer, die Hallen des Kreuzganges wölbten sich von Säule zu Säule, die Steinbilder der Heiligen standen in den Nischen und um den Thorbogen der Kirche, schlangen sich die steinernen Bänder und Ranken, alles wie sonst und doch starrte es Renate alles fremd und grausig an, sie war ja nicht mehr dieselbe! Fanny jagte sich mit dem Hunde lachend um den Rasenplatz und Renate fiel ein anderer Tag ein, wo das Kind auch ebenso gespielt hatte, ein Tag, der ihr zum Schicksal geworden war. Wie ahnungslos hatte sie damals neben Günther gestanden, und nun, wie sie da hinüberschaute zu dem verwitterten Steinbild der Himmelskönigin, schien es ihr, als ob die gehobene Hand sich drohend zu ihr hinüberrecke. Sie preßte die Hände gegen das klopfende Herz: sie kannte ja den Weg, warum war es so schwer ihn zu gehen! Sie stieß das Fenster auf und kaum daß Fanny sie gewahr wurde, als sie auch mit dem freudigen Ruf: Mama! einen Stuhl herbeitrug und mit Hilfe desselben in das Fenster kletterte.

„Mamachen, ich habe mich so nach Dir gebangt, Du läßt mich heute auch ganz allein; ich habe gelernt, so fleißig, Du glaubst gar nicht, wie fleißig und dann wurde ich ungeduldig und wollte zu Dir, aber Dorothea sagte, da Du mich fortgeschickt, müsse ich warten, bis Du mich riefest, auch wenn der fremde Mann fort sei und da es nicht mehr regnete, erlaubte sie, daß ich hinausging.“

Renate küßte sie wieder und wieder. „Mein geliebtes Kind.“

„Mama, ich habe gelernt, obgleich Günther mir gestern keine Stunde gegeben hat, ich bin böse auf ihn“, fügte sie schmollend hinzu.

„Hast Du ihn lieb, Fanny?“ fragte Renate.

„O so lieb, so sehr lieb, beinahe so lieb als Dich, Mama.“

Sie drückte das Kind an sich. Sie hatte Aehnliches ja oft gehört, heute klang es ihr wie ein Trost, wie eine Verheißung.

„Mama, weißt Du“, begann Fanny von neuem, „warum ich so wünsche, daß Günther kommt? Ich will ihn etwas fragen.“

„Und was denn, mein Kind?“

„Neulich, als ich mir die schönen Bilder besah, die er Dir mitgebracht hatte, Du weißt, die große Mappe, da war eines darunter, ein so großes, das mir sehr gefiel und ich fragte Günther, was es bedeute, und er sagte mir, es sei ein alter Römer, ich glaube Virginius hieß er, der seine Tochter ermordet, damit sie nicht das Schlechte thun soll, was der andere Mann, der auch auf dem Bilde war, von ihr fordert. Da sagte ich, die alten Römer müßten doch ganz abscheuliche grausame Menschen gewesen sein, daß der Vater seine Tochter getödtet hätte und ich konnte darum den alten Virginius gar nicht leiden. Da wurde Günther auf einmal ganz ernsthaft und antwortete: Ich solle so etwas nie wieder sagen, ich verstände es noch nicht, aber ich sollte ihm glauben,

Digitized by Google

daß der Virginius da etwas sehr Großes und Gutes gethan hätte, und daß man, wenn man einen Menschen recht lieb hat, eher wünschen müsse, daß er stirbt, als daß er etwas Unrechtes thut; und nun möchte ich ihn fragen, ob er das wirklich so gemeint hat, oder ob er mit mir scherzte."

„So sagte er?" fragte Renate mit stockender Stimme.

„Ja, Mama, ganz gewiß, so sagte er und dann", sie sann nach, „sagte er weiter: wenn einer etwas Unrechtes von Dir verlangt, und Du hast nur die Wahl, das zu thun oder zu sterben, so mußt Du den Tod wählen. So sagte er, ich weiß es genau."

„So mußt Du den Tod wählen", wiederholte Renate.

„Hat er gescherzt, Mama?"

„Nein, mein Kind, er hat recht."

Sie küßte Fanny wiederholt, leidenschaftlich und eine heiße Thränenflut strömte über des Kindes Gesicht.

„Mama, warum weinst Du? was fehlt Dir?" fragte Fanny erstaunt.

„Nichts, nichts mein Liebling."

Sie drängte das Kind von sich und wandte sich ab. Da draußen hatte sich das Bild schnell geändert: ein bleigrauer Himmel breitete sich über den einsamen Garten, der Regen strömte wieder herab und die Zweige der Esche senkten sich unter der Tropfenlast, nur die Hand des Steinbildes da drüben, schien noch immer drohend gehoben.

Der Tag hatte sich geneigt, schon lag abendliche Dämmerung über St. Martin. Renate war bald ruhelos, mit fest verschlungenen Händen umhergegangen, bald hatte sie am Fenster gestanden und hinübergestarrt in den melancholischen Kreuzgang, auf die von Wind und Regen hin und her gepeitschten Gehänge des Epheus und dann wieder hatte sie Fanny stürmisch an sich gezogen und geküßt. Dorothea war von Zeit zu Zeit hineingekommen und hatte kopfschüttelnd das seltsame Beginnen ihrer Herrin beobachtet, das sie, da Renate auch überdies kaum etwas von Speise berührt hatte, ängstigte. Einige Fragen, die sie gewagt, hatte Renate kurz zurückgewiesen und schien dann der alten Dienerin Kommen und Gehen und ihre scheuen, forschenden Blicke nicht zu bemerken.

Auch Fanny hatte einen bösen Tag gehabt, denn trotz der wiederholten, leidenschaftlichen Zärtlichkeitsausbrüche, hatte die Mutter sich doch heute weniger als jemals sonst um sie gekümmert, Günther war auch nicht gekommen und so fühlte sie sich müde und gelangweilt und ließ sich bei der eintretenden Dämmerung leicht überreden, daß es Schlafenszeit sei und daß sie sich ausruhen müsse für morgen; zu einem schönen, sonnigen Tage, mit lichtblauem Himmel, hatte Renate gesagt. Und nun kniete sie an des Kindes Bett und küßte ihm Mund und Augen. Fanny fühlte ihr Gesicht naß werden von den Thränen der Mutter.

„Warum weinst Du heute nur so viel, Mama?" fragte sie und streichelte ihr die Wange.

„Schlafe, mein Liebling, Du mein einziges", sagte Renate und küßte sie noch einmal. „Gute Nacht, Gute Nacht!"

Eine Minute später schlief Fanny den festen Kinderschlaf.

Renate war an ihren Schreibtisch getreten. Jetzt mußte der Brief geschrieben werden, zu dem sie heute schon, und wie oft die Feder an-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Des Lebens erste Bitterkeit.

Nach dem Originalgemälde von Rh. Fleischer.

Digitized by Google

Digitized by Google

gesetzt hatte und jetzt fand sie auch den Muth dazu; nur noch einen Moment beugte sie den Kopf auf die gefaltenen Hände, mußte es denn sein? ja es mußte, kein anderer Weg, keine andere Rettung und nun hob sie den Kopf und schrieb mit raschen, festen Zügen:

„Geliebter! Wenn Du kommst mich zu holen, mir das Opfer Deiner Zukunft, Deines Lebens, Deiner Ehre zu bringen, dann findest Du mich nicht mehr, dann bin ich da hingegangen, von wo mich keiner, auch Deine Liebe nicht, zurückrufen kann. Ich wußte es heute Morgen schon, als wir schieden und dann ist es mir, so fest mich das Leben auch mit tausend süßen Lockungen halten wollte, von Minute zu Minute klarer geworden, welches mein Weg ist, sein muß und hätte ich noch gezweifelt, Du selbst, Geliebter, hast mir den Weg gewiesen, durch Deine Worte, die mir heute Fannys süßer Kindermund, ahnungslos, daß sie mir wie die Posaunen des Weltgerichts klangen, wiederholte: Hast Du nur die Wahl etwas Unrechtes zu thun oder zu sterben, so mußt Du den Tod wählen. Ja, Günther, ich muß ihn wählen. Daß ich das Leben liebe, daß ich von Dir, Einziggeliebter, von Fanny, mit tausend Thränen scheide, werden Dir ihre Spuren auf diesem Blatt sagen, ich schäme mich dieser Thränen, dieses heißen Verlangens nach Leben und Glück, nicht, ja, ich habe gekämpft und gerungen, ich bin schwach gewesen, aber ich werde siegen. Heute Morgen, als Deine köstlichen Worte mir Liebe, Glück, Seligkeit verhießen, als vor meinen trunkenen Blicken sich eine Welt voll Licht und Sonnenschein aufthat, da glaubte ich Dir so gern, dann aber sah ich, daß ich meine Hand nicht danach ausstrecken darf. Wenn ich Dir glauben wollte, Günther, daß wir in uns ein höheres Gesetz der Sittlichkeit tragen, als das der Welt und daß es Momente giebt, in denen wir diesem allein folgen dürfen, ohne Schaden zu nehmen an unserer Seele, wenn ich glauben könnte, daß das Wort der Verheißung, für Dich und mich auch eine Erfüllung haben, daß nie ein Moment kommen würde, in dem Du und ich es bereuen würden, dieses Gesetz der Welt mißachtet zu haben — und ich will den beseligenden Glauben festhalten, daß unsere Liebe dazu stark genug gewesen wäre — so gilt das alles nichts für Fanny. Vor meines Kindes reinen Augen müßte ich die meinen niederschlagen, ich müßte ängstlich mein Geheimniß vor ihr hüten, denn wenn sie es je erführe, so würde sie ihre Mutter verachten. Oder sollten wir ihren schuldlosen Sinn verwirren, indem wir auch ihr die gefährliche Lehre gäben, daß es noch ein anderes, höheres Moralgesetz giebt, als das, was die Welt so nennt? Jedes Wort, jeder Blick, jeder Kuß Fannys würde mir ein strafender Vorwurf sein, ich würde meines Kindes Leben vergiften, um mein eigenes Glück zu erkaufen und wenn ich jetzt scheide, bleibt in ihrem Herzen das Bild der Mutter, rein und unbefleckt. Ich brauche Dir das alles nicht zu sagen, Geliebter, es wird so namenlos schwer, Du verstehst es, Du weißt es alles, so wie ich und wenn Du auch um mich weinst, so sagst Du doch: sie hatte recht. Wenn ich heute Morgen noch an die Möglichkeit dachte, mit Willberg zu gehen, jetzt ist es unmöglich, Du weißt es; allein zu fliehen — ohne Dich, ich kann es nicht denken, Du würdest mir ja auch folgen, mich finden, so giebt es für mich nur einen Weg: in den Tod. Ein Opfer aber, Geliebter, fordere ich von Dir, auch jetzt mußt Du fliehen, und Du darfst nicht zögern, nicht warten, nicht an eine letzte Liebespflicht denken, die

Digitized by Google

mir gehörte, ich beschwöre Dich, ich fordere es als Letztes, Theuerstes, Höchstes von Dir, rette Fanny, nimm sie mit Dir, als Dein Eigenthum, Dein Kind. Bedenke, daß jede Zögerung sie in seine Hände liefert, daß Du dann kein Mittel hast, sie ihm zu entreißen, daß dann das Opfer meines Lebens ein vergebliches war. Ich lege sie an Dein Herz, in Deine Arme, als ein theures, heiliges Vermächtniß, bewahre sie, Günther, rette sie, liebe sie, und lasse mein Flehen nicht vergeblich an Dein Ohr dringen, noch diese Nacht muß es sein, ob auch tausend Bande Dich halten, ob auch Dein Herz danach schreit zu bleiben, gehe; auch meines klammert sich fest an diese Stätte und auch ich werde gehen, und einen dunkleren Weg als Du! Lebe wohl Du Einziger, Theurer, Geliebter, zum letzten Mal und habe Dank für alles, alles."

Sie stand auf und preßte einen Moment die Hände aufs Herz — wie es klopfte, sie konnte kaum athmen. Es war schon beinahe völlige Dunkelheit eingetreten und die Zweige der Esche rauschten geisterhaft und schlugen, vom Winde gepeitscht, gegen das Fenster. Sie schlang rasch ein Tuch um Kopf und Hals, und ging noch einmal in das Nebenzimmer, an Fannys Bett. Es war so dunkel, daß sie des Kindes Züge nicht mehr erkennen konnte, aber wie sie sich herabbeugte, streifte der warme, tiefe Athem ihre Wange, noch ein heißer Kuß — dann eilte sie, ohne sich umzuwenden hinaus.

„Ich habe noch einen Gang", sagte sie draußen zu Dorothea, „sollte unterdeß Herr Günther kommen, so — habe ich dort drinnen, etwas für ihn aufgeschrieben."

„Mein grundgütiger Himmel, so in der Nacht, bei dem Wetter, wollen die gnädige Frau ausgehen, das ist ja unmöglich", rief Dorothea erschrocken.

„Es muß sein!"

Sie hatte flüchtig der Alten Hand berührt, dann war sie verschwunden: wie ein Schatten, sagte Dorothea.

Mit flüchtigen Schritten eilte sie vorwärts, durch wenige enge Straßen, dann hinaus über die Wiese; der Wind trieb ihr den Regen ins Gesicht, der Boden war weich und schlüpfrig, sie achtete all dessen nicht, nur vorwärts, immer vorwärts. Jetzt hatte sie die Brücke erreicht; sie mußte einen Moment stehen bleiben, denn der Athem versagte ihr. Auch gestern hatte sie hier gestanden, war es gestern? ihr dünkte es eine Ewigkeit, gestern hatte sich der goldige Abendhimmel über die friedliche Landschaft gespannt und der stille Fluß, hatte leise zwischen den Weidengesträuch gerauscht: heute herrschte tiefe Finsterniß, dunkle Wolken jagten sich am Himmel, der Wind brauste in den Weiden und ein reißender Strom wälzte seine schwarzen Wasser zwischen den Ufern dahin, alles, alles anders, um sie und in ihr. Sie zog den Fuß, den sie schon gehoben hatte, um ihn auf die Brücke zu setzen, wieder zurück, da hatte sie gestern mit ihm gestanden und er hatte von der allmächtigen Gewalt der Liebe gesprochen, da durfte sie heute nicht wieder stehen, da nicht; ein Schauer überrieselte sie, sie zog das Tuch fester um sich und wandte den Schritt nach links, dem dichten Gebüsch entlang, das nasse Gras legte sich ihr kalt um die Füße, und der Fluß gurgelte und rauschte weiter, immer weiter. Da theilte sich das Gebüsch, ein schwanker Steg, kaum mehr als ein lose herübergelegtes Brett, führte hinüber zum

Digitized by Google

jenseitigen Ufer. Da drüben lag ein Vergnügungsgarten, in dem an den Sonntagen, zumeist die Fabrikarbeiter aus der Vorstadt, Erholung suchten; der Steg, auf den ein schmaler, zwischen den Wiesen sich hinschlängelnder Fußweg mündete, sollte wohl von dort her die Verbindung mit der Stadt, ohne den weiten Umweg bis zur Brücke, vermitteln. Heute, wo das Wasser so hoch gestiegen war, spülte es über die Bretter hinweg, nur einen Moment zögerte Renate, dann betrat sie den Steg, ein Schwindel erfaßte sie, noch ein schwankender, taumelnder Schritt und das unsichere Brett unter ihren Füßen, senkte sich und brach. Ein Fall, hochaufspritzender weißer Schaum — und dann rauschte und brauste das dunkle Wasser weiter, als ob nichts geschehen wäre; aber am Himmel theilten sich die Wolken, ein blasser Mondstrahl fiel auf die grauen Weiden und das Wasser flimmerte einen Moment in silbernem Glanz, dann zogen die schweren Wolkenmassen sich wieder zusammen und es war dunkel wie zuvor.

Der grausige Tod der stillen, ernsten Malerin aus St. Martin, wer mochte wissen, ob sie ihn gesucht, oder ob ein unglücklicher Zufall ihn herbeigeführt hatte? man wußte ja, daß sie gern und oft weite, einsame Spaziergänge unternommen hatte, so war die zweite Möglichkeit nicht ausgeschlossen und Dorothea schwieg über alles Seltsame, was der letzte Tag gebracht hatte; das plötzliche Verschwinden des bis dahin stets so pflichttreuen Architekten Günther, mit der kleinen Fanny; die grausame Strenge mit der Präsident von Willberg gegen die strikenden Fabrikarbeiter verfuhr und das umgehende Gerücht, daß jener Fremde, den Frau Werber, als ihren Gatten vor der Volkswuth gerettet hatte, doch identisch mit ihm gewesen sei; das alles waren Ereignisse, die Tage, Wochen lang, die Theilnahme und die Neugier der Leute in Anspruch nahmen. Dann ging die Zeit darüber hin, und Theilnahme und Neugier stumpften sich ab und Jahr um Jahr verging, das Kloster von St. Martin war längst seiner neuen Bestimmung übergeben.

Da brachte die Zeitung zwei Mittheilungen, zufällig beide an einem Tage, welche jene alten Geschichten, in das Gedächtniß der Bewohner von H. wieder zurückrief. Die eine, war die Ernennung des Präsidenten von Willberg zum Minister, eines Mannes, fügte man hinzu, der durch seine rücksichtslose, eiserne Energie und die unbeugsame Strenge seiner Grundsätze, wohl geeignet scheine, ein so hohes Amt zu verwalten, wenn man sich auch nicht verhehlen könne, daß er, durch eben diese Eigenschaften, als erster Beamter des Landes sich zum mindesten ebenso viel Haß als Bewunderung erwerben werde.

In zweiter, bescheidenerer Stelle, fand sich die Mittheilung, die, wie es dort hieß, die Bürger von H. wohl interessiren werde, daß wie der Berichterstatter erfahren, der vor Jahren so plötzlich und räthselhaft verschwundene Architekt Günther, der damals den Umbau des Klosters von St. Martin geleitet, sich jenseits des Meeres eine geachtete Stellung erworben und in New-York eine Reihe hervorragender öffentlicher und Privatbauten vollendet habe. Ihm, dem Berichterstatter, sei von befreundeter Seite, von dort mitgetheilt worden, daß, nachdem Herr Günther soeben eine wunderbar herrliche Villa am Seestrande, für einen der reichsten Handelsherren New-Yorks, es heiße einen Deutschen, er-

Digitized by Google

baut, sich besagter Besitzer derselben, mit Herrn Günthers schöner, jugendlicher Tochter, vermählt habe.

Während in der Stadt beide Nachrichten gelesen, besprochen und mancherlei rückwärtsgehende, an längst vergessene Ereignisse geknüpfte Kombinationen, gemacht wurden, schlich ein altes Mütterchen in den Klostergarten von St. Martin. Um das zerbröckelnde Gestein der Säulen, die den Kreuzgang trugen, schlang sich noch das üppige Epheugewinde, die Mairosen blühten wie ehemals an der grauen Kirchenmauer, durch das leichte Gezweig der Esche spielten wieder die Sonnenstrahlen, nur daß sie jetzt auf einen grünen Hügel fielen, den die Esche beschattete und auf den die welken Hände der Alten eben einen frischen Kranz legten.

Dorotheas Bitten hatten hier, auf Renatens Lieblingsplatz eine Ruhestätte für sie erworben; dann hatte man den Alten, Armen und Verlassenen ein Asyl in dem neubegründeten Hospital gewährt und wie sie treu Renatens Geheimniß, so weit sie es kannte, hütete, so pflegte sie auch treu, den schmucklosen Hügel. Sie hatte die Frühlingsblumen, die Renate so geliebt, darauf geordnet und nun beugte sie sich tief über das Grab, schlug ein Kreuz und murmelte leise: „Gott segne sie!“

Venedig.

(Siehe die Illustration „Aus dem alten Venedig“.)

Der dich in deiner Größe sah,
Den Purpur um die üpp'gen Glieder,
Derselbe Mond, Venezia,
Schaut noch auf die Lagune nieder;
Er sah dich blühen, stolz gedeihn,
Sah fallen dich im Sturm der Jahre,
Und naht sich jetzt mit seinem Schein,
Dich zu verschönen auf der Bahre.

Denn du bist todt! Des Löwen Flug
Ermattet und dein Glanz zerflossen,
Es hat den langen Reisezug
Der letzte Doge still geschlossen.
Wohl wehn drei Flagen noch im Wind,
Doch sind es nicht dieselben Farben,
Venedigs bunte Wimpel sind
Zerissen, und die Edeln starben.

Zerfallener Paläste Pracht,
Wie eine Stein gewordne Trauer,
Die Mäler von gebrochner Macht
Umflort die Nacht mit ihrem Schauer
Wo sonst ein festlich Lärmen klang
An hoher Häuser feuchter Schwelle,
Tönt jetzt der Gondoliere Sang,
So trüb wie die Lagunenwelle.

Zuweilen nur in stiller Nacht
Beleben sich die Marmorlegen.
Ein Flor von schönen Frauen lacht
Hernieder auf den Zug des Dogen.
Da findet sich verstohlner Blick
Und minnglühndem Auge kündet
Die Rose der Gewährung Glück.
Da tagt's! Das schöne Bild verschwindet.

Nach Feodor Löwe.

Digitized by Google

Das literarische Leipzig vor vierzig Jahren.

Von O. von Corvin.

(Schluß.)

Die deutsche Flotte bringt mich auf den letzten Splitter derselben, den Marinerath Wilhelm Jordan, der damals auch in Leipzig, oder vielmehr bei Leipzig, in Lindenau wohnte. Er war ein großer, schlanker, schöner, junger Mann von lebhaftem und sehr einnehmendem Wesen, der aber den Männern weit weniger gefiel als den Frauen, die er hauptsächlich durch seine Rede gewann. Er sprach sehr geläufig und lebhaft, und was dieser Rede an Tiefe abging, versuchte er mit Erfolg durch Wortgefunkel zu ersetzen oder zu verbergen. Jordan hatte ohne Zweifel bedeutendes Talent; allein er überschätzte es unmäßig. Er gab damals eine Zeitschrift bei Wigand heraus, welche er „die begriffene Welt" nannte und einen Band Dichtungen unter dem Titel „Schaum", — die manches schöne Gedicht enthielten. Obwohl ich Jordans zur Schau getragene Vorzüge sehr wohl erkannte und ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, so fühlte ich doch keine Sympathie für ihn. — Bei einem Buchhändlerdiner, im Hotel de Prusse, brachte Jordan einen Toast aus, dessen Inhalt sich in der Kürze mit den Worten ausdrücken läßt: „Hilf Dir selber, und jammere nicht thatlos um Gottes Hilfe." Der liebe Gott hat sich ganz andere Redensarten gnädigst gefallen lassen; aber die Regierung von Gottes Gnaden verurtheilte Jordan als „Gotteslästerer" zu sechs Wochen Gefängniß. Es war aber auch höchst undankbar gerade von einem Pfarrerssohn, dem lieben Gott so öffentlich ein Mißtrauensvotum zu geben! — Seit diesem Vorfall war Jordan ein „Märtyrer" und wurde aus Sachsen fortgemaßregelt. Er ließ Weib und Kind einstweilen in Lindenau und beide erst nachkommen, als er in Bremen ein sicheres Asyl gefunden hatte. Dort muß Jordan das Seewesen studirt haben, denn bei unsern nautischen Exkursionen auf Schimmels Teich erschien er mir noch entsetzlich grün in dieser Hinsicht.

Ich habe noch nicht von Gustav Kühne geredet. Das junge Deutschland in Leipzig war klug; auch Kühne heiratete ein schönes, liebenswürdiges und reiches Mädchen. Seitdem übereilte er sich nicht im Produziren und begnügte sich mit der Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt", die aber auch Laube eine Zeit lang hatte. Ich weiß nicht, wie das zusammenhing. Kühne war ein ganz angenehmer Mann, der begreiflicherweise viel zu Hause blieb und ich sah ihn nur im Literatenverein, gelegentlich bei Laube's und bei großen Festessen, wo er immer unter den Rednern war und stets mit emporgestreckter Hand rief: „Seid einig! seid einig!" was freilich der liberalen Partei nicht oft genug gesagt werden konnte. —

Digitized by Google

Robert Blum's Bekanntschaft machte ich ebenfalls im Literatenverein, obwohl ich ihn von Ansehen längst kannte, da er als Theatersekretär an der Theaterkasse saß. Sein Aeußeres war ziemlich gewöhnlich; er sah aus wie ein junger Sokrates. Im Literatenverein und bei öffentlichen Gelegenheiten hörte ich ihn oftmals reden; doch konnte ich mich mit der Manier seiner damaligen Reden nicht befreunden. Er sprach wie ein Nachmittagsprediger und dadurch schadete er dem Eindruck seiner Reden, welche, anders vorgetragen, eine weit stärkere Wirkung hervorgebracht haben würden. Später hörte ich, daß Blum mehr Leben in seine Reden brachte und dadurch mehr hinriß; was er sagte, war immer gut. Wir standen auf freundlichem Fuß, ohne jedoch in vertrautere gesellschaftliche Berührung zu kommen. Er redigirte die Vaterlandsblätter, oder war wenigstens ihr Hauptmitarbeiter, und beschäftigte sich hauptsächlich mit sächsischen und Leipziger Stadt-Angelegenheiten, denen ich aus schon angeführten Gründen kein Interesse abgewinnen konnte.

Dr. Wuttke war Manchen nicht sympathisch, weil er klein und lebhaft war und recht scharf sein konnte, welche Schärfe noch durch den kurzen Ton seiner Rede verstärkt wurde. Er hatte fortwährend Krakeel; aber soviel ich weiß, vertheidigte er nie eine ungerechte oder unvernünftige Sache. Er war klein und schlank, hatte ein aufgewecktes Disputir-Gesicht, dunkles, ziemlich rebellisches Haar, welches immer von der Stirn gestrichen werden mußte, biß sich in die Nägel und trug daher gern Brillantringe. Er war ein gesinnungsvoller, tüchtiger Mann, der einen bedeutenden größeren Aufwand von Talent nöthig hatte durchzudringen, als es der Fall gewesen sein würde, wenn er ruhig, einen Fuß länger und einen halben Centner schwerer gewesen wäre. — Dr. Wuttke sowohl wie manche andere Personen, die ich nenne, haben sich in und nach der Revolutionszeit ausgezeichnet; da ich aber von 1848 an theils anderweitig beschäftigt, theils lebendig begraben, theils im Exil war, so sind in meiner Kenntniß in Bezug auf Ereignisse und Personen Lücken, weshalb ich es für zweckmäßig halte, von diesen Personen nur zu sagen, was ich aus eigener Anschauung weiß. —

Ernst Willkomm war ein großer, rothblondhaariger, hübscher Pfarrerssohn, mit angenehmen Gesicht, der stets einen glatten Rock und blank gebürsteten Hut trug. Er war sehr wohl gelitten, hatte in seiner Erscheinung einen leisen Kandidaten-Anstrich, lebte still und ordentlich und war daher auch geachtet. Als ich die Korrespondenzen für das Morgenblatt aufgab, trat Willkomm an meine Stelle. —

Professor Oswald Marbach lernte ich schon durch Fischer kennen, als ich Leipzig von Frankfurt aus besuchte. Er war ein hübscher, sanfter, liebenswürdiger Mann, der kleine Gedichte herausgab und dem wir viele Uebersetzungen poetischer Werke aus dem Griechischen und auch aus dem Altdeutschen verdanken. Er übersetzte das Nibelungen-Lied, Tristan und Isolde ꝛc. Endlich wurde er Professor und Censor und der Verkehr mit Leuten, die bei der Regierung nicht besonders angeschrieben standen, hörte auf.

Ein lieber Freund von mir war Dr. A. Dietzmann, wohlbekannt als Redakteur der Modezeitung u. s. w. und wegen seiner trefflichen Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen und zahlreicher eigener Werke. Dietzmann beschämte uns alle durch seinen ungeheuren

Digitized by Google

Fleiß; er bedeckte jeden Tag Bogen um Bogen mit seiner kleinen, mir fast unleserlichen Handschrift und fand dabei noch Zeit, alle Bücher und Journale durchzustöbern. Er war ein förmliches Konversationslexikon und immer freundlich bereit, sich aufschlagen zu lassen; dabei ein lieber, braver, herzensguter Kerl, der, glaub' ich, keinen einzigen Feind hatte. Er war verheiratet und hatte Familie und wir standen jahrelang in dem freundschaftlichsten Verkehr. Eine lange Zeit hindurch brachten wir wechselweise die Sonntage bei einander zu.

Unter den bedenklichen Literaten, die eine Zeit lang ihr Unwesen trieben, war ein gewisser Julian Chownitz der allerunverschämteste. Er hieß eigentlich Chowanek oder ähnlich, war früher Fähndrich in der österreichischen Armee gewesen, hatte aber seinen Abschied bekommen. Dieser junge, roh aussehende Mensch trat mit einer ganz unerhörten Keckheit und Grobheit auf, so daß sich manche ruhige und ordentliche Schriftsteller dadurch imponiren ließen, und sogar seinen Sudelroman lobten, der unter dem Titel: „Eugen Neuland" erschien. — Julian Chownitz wurde deutsch-katholisch; aber später trat er wieder zur römischen Kirche über und wurde zu einer Kirchenfeierlichkeit in Ulm ausersehen, wo der Bischof dem in die Herde zurückgekehrten Schaf öffentlich den Bruderkuß gab.

Ein Lump ähnlicher Art, der sich lange Zeit in Leipzig mausig machte, war Herr Dr., oder vielmehr Herr Hofrath Singer. Woher dieser Mensch kam, wußte man nicht; es hieß, er sei aus Baden und beziehe von dorther eine kleine Einnahme. Später erfuhr ich, daß er in Frankfurt am Main oder Bockenheim gelebt, dort wegen Schulden eingesteckt und von den Freimaurern befreit worden sei. Er schien seine Freimaurerei mit Erfolg auszubeuten, denn er war stets anständig gekleidet, man sah ihn hin und wieder in Gasthöfen und obwohl er sich für einen Schriftsteller ausgab, so las man doch nie Gedrucktes von ihm. Er war mittler Größe, erschien aber klein, da er ziemlich stark war. Sein Kopf und Gesicht waren rund, sein Haar schwarz, seine Gesichtsfarbe gelb, seine Augen klein, braun und scharf, seine Züge gewöhnlich, aber aufgeweckt; er hatte keinen Bart und auf seinen Beinen war er sehr wackelig. Er sah aus, wie ein weltliches Mitglied des Jesuitenordens. Als er nach Leipzig kam, drängte er sich an mich, doch ließ ich ihn mir nicht zu nahe kommen. Im Literatenverein, in welchen er sich hineingeschmuggelt hatte, führte er das große Wort. Er war ein unverbesserlicher Zänker, so daß er bald vielen unangenehm wurde. Durch seine große Unverschämtheit übertäubte er stets die verwunderte Frage Einzelner, wer dieser Mensch sei und was er gethan, das ihn zu so keckem Auftreten berechtige. Endlich wurden wir alle durch seine Ernennung zum Hofrath überrascht, wozu ihn der seltsame Fürst Reuß, Heinrich der 72ste, ernannte. Nun fing der Philister an, den Herrn Hofrath zu beachten und in dem neu eingerichteten Lesemuseum, wo er sich gleich eingenistet hatte, nahm er die Backen sehr voll und legte die in den Zeitungen enthaltenen Offenbarungen aus. Dieser Schwindler hatte beschlossen, eine Carrière zu machen, und es würde ihm vielleicht gelungen sein, seine Pläne auszuführen, wenn das Schicksal es nicht so gefügt hätte, daß ich zu ihrer Zerstörung helfen mußte.

Bei einer Veranlassung, von der ich später reden werde, reiste ich

Digitized by Google

nach Gotha, wo ich schon früher einmal auf der Durchreise einen Tag geblieben, von dem alten Herzog zur Tafel geladen war, die alten Bekanntschaften erneuerte und auch der Erbprinz zeigte, daß er sich meiner freundlich erinnere. Prinz Albert war gerade in London und allerlei befriedigende Berichte über sein Benehmen am dortigen Hofe wurden in Gotha umhergeflüstert. Als ich nun abermals nach Gotha kam, war der alte Herzog todt und der junge regierende empfing mich sehr freundlich. Ich wurde durch die Anwesenheit des jüngsten Grafen Mensdorf, Arthur, höchst angenehm überrascht, der zu einem über sechs Fuß langen jungen Manne aufgewachsen und die ehrlichste liebenswürdigste Treuherzigkeit selbst war. Am Tage nach meiner Ankunft wurde ich zu einem Hofballe eingeladen. Man wartete auf die Erbgroßherzogin von Weimar, die es etwas genau mit der Etikette nahm, und um sie zu empfangen, waren der Herzog und Graf Mensdorf in einem Zimmer nahe dem Eingang und unterhielten sich mit mir. „Apropos", sagte der Herzog, „Sie wohnen ja in Leipzig; kennen Sie vielleicht einen gewissen Singer?" — „Gewiß, Hoheit, den kenn' ich." — „Was ist das für ein Mensch? — Er ist förmlich meine bête noire; er persekutirt mich schon seit Monaten mit Briefen und endlich ist er mir in Koburg gar auf die Stube gerückt. Der Mensch hat eine erstaunliche Suade! — „Aber, Hoheit, was will er nur?" — „Was er will?" — „Den Geheimraths-Titel und meine Empfehlung an den König von Frankreich, daß er ihm den Ehrenlegionorden gebe." — Ich war nicht wenig erstaunt und amüsirt und rief: „Der Ehrenlegionorden? — aber wie begründet er denn seine Ansprüche?" — „Er will dafür schreiben", fuhr der Herzog fort; „ich habe ihm eine Aufgabe gegeben*), aber er kann nichts Rechtes. Da hat er sich nun an meine Frau gewendet, die so gutmüthig ist, beschwört sie, ihm beizustehen, zwei Liebende glücklich zu machen, — er wolle heiraten — der Mensch schreibt ganz merkwürdige Briefe; in einem unterzeichnete er sich als Ritter der Ehrenlegion in spe". — Ich lachte sehr, denn der Gedanke an Singer als schmachtenden Liebhaber war mir zu komisch. Ich hörte später, daß er Hoffnung gehabt hatte, ein rothhaariges, nicht mehr junges, aber reiches Mädchen zu bekommen, und um deren Eitelkeit zu schmeicheln, wollte er den Orden und den Titel als Legations-Rath — nicht Geheimrath; der Herzog hatte sich versprochen. —

Ich antwortete dem Herzog, daß ich weit davon entfernt sei, dem Glück irgend eines ordentlichen Menschen etwas in den Weg legen zu wollen, da er mich aber um meine Meinung frage, so halte ich es für meine Pflicht, ihm dieselbe ehrlich zu sagen: „Singer, Hoheit, ist ein Lump." — Der Herzog, der sehr lebhaft ist, wandte sich gegen eine junge Dame mit einem höchst lieben Gesicht, die durch unsere Unterhaltung und Lachen angezogen schien, und rief: „Alexandrine, Alexandrine! — Siehst Du, Herr von Corvin sagt, der Singer ist ein Lump." — Die Dame war die Herzogin, der mich der Herzog nun vorstellte. Graf Mensdorf sagte mit seiner gemüthlich ruhigen Stimme: „Ich hab's gleich gedacht, daß er ein Lump ist." —

Ich sagte dem Herzog, daß mich die Geschichte mehr, als er denken könne, amüsire und fragte, ob er vielleicht wünsche, daß ich sie geheim

*) Es war ein Entwurf zur Vereinigung der Verfassung von Gotha und Koburg.

Digitized by Google

halte. „Nein, nein, im Gegentheil", rief er, „es ist mir im Gegentheil recht lieb, wenn solche Menschen erfahren, daß für sie bei mir nichts zu holen ist." — Am andern Tage erzählte mir Graf Mensdorf, Singer habe zum Herzog gesagt, als derselbe ihn fragte, was er denn für die nachgesuchten Begünstigungen thun wolle: „Ich will gegen die liberale Presse schreiben", und als der Herzog erwiederte, daß er durchaus gar nicht den Wunsch habe, gegen die liberale Presse aufzutreten, habe Singer gesagt: „Nun, so will ich für dieselbe schreiben." —

Diese ganze Unterredung schrieb ich meiner Frau nach Leipzig. Gerade als sie den Brief empfing, war Gerstäcker bei ihr, der einen ganz speziellen Zorn gegen Singer hatte; der Inhalt des Briefes war also Wasser auf seine Mühle und er ging sogleich in das Museum, wo er sicher war, den Herrn Hofrath zu finden. Richtig, da saß er wieder am Ende des grünen Tisches, äußerst lebhaft perorirend. Gerstäcker trat unbemerkt hinter ihn, klopfte ihn dann auf die Schulter und sagte mit seiner sarkastischen Stimme: „Na, ereifern Sie sich nur nicht so sehr, Herr Ritter der Ehrenlegion in spe." — Wenn eine Bombe vor ihm niedergeschlagen wäre, hätte der Herr Hofrath nicht mehr erschrecken können. Wie dieser, von ihm in einem Brief an die Herzogin gebrauchte Ausdruck in das Museum nach Leipzig kam, war ihm ganz unerklärlich, bis Gerstäcker meinen Brief vorlas. Singer wüthete, legte eine schriftliche Erklärung offen im Museum auf, in welcher ich begeifert wurde, schrieb nach Gotha an den Herzog und die Herzogin, und als er seine Briefe uneröffnet zurückbekam, an den Minister Herrn von Stein, wie dieser mir später erzählte; — aber alles umsonst, Singer wurde nicht Legationsrath und der Herzog empfahl ihn nicht bei Louis Philipp. Als ich im Gefängniß in Bruchsal war, meldete mir Gerstäcker Singer's Tod. Ich erzählte die Geschichte ausführlich, um zu zeigen, wie manche Leute zu Titel und Orden kommen.

Ich kann nicht alle Schriftsteller erwähnen, mit denen ich in Leipzig in Berührung kam und schließe meine Literaten-Bilder-Galerie mit dem Porträt eines großen Genies, welcher der Held eines sehr amüsanten Romanes werden würde, wenn Dickens oder Thackeray das Glück hätten, genau mit ihm bekannt zu sein. Jeder, der zu jener Zeit in Leipzig lebte, kennt den Namen dieses seltenen Talents und ich selbst habe zu seiner Verherrlichung im Morgenblatt beigetragen, allein das ist lange her.

Dr. Tropus war ein junger, rothbackiger, nicht unangenehmer Mann mit einem beschäftigt aussehenden Gelehrtengesicht. Er trug natürlich eine Brille und hohe Vatermörder, kleidete sich anständig und zutraueneinflößend. Es ging ihm wie dem Mädchen aus der Fremde, „man wußte nicht, woher er kam", wenigstens konnte man seine Spur nicht weiter als bis Dresden verfolgen, wo er mit einem Geniestreich debütirte. Er kündigte an, daß er nach einer ganz neuen Weise, die — Fechtkunst lehren wolle, aber nicht diejenige Fechtkunst, die der Doktor in so eminenter Weise später in Leipzig praktizirte und deren niedere Branchen von den Handwerksburschen kultivirt wurden, — nein, ich meine die brutale Fechtkunst mit dem Rappier. Dr. Tropus erhielt eine Menge Schüler, die natürlich bei der ersten Lektion vorausbezahlen mußten. Der Doktor erntete ehrlich den Lohn für diese erste Stunde. Er erschien mit einem Fechtmeisterkürasz und ermuthigte seine Schüler,

Digitized by Google

tapfer und nach ihrem besten Wissen auf ihn einzuhauen, was denn auch mit großer Gewissenhaftigkeit und gutem Willen geschah. Dadurch lernte er die Talente der Schüler kennen, — und das gehörte zu seiner neuen Manier. Da aber der Doktor die alte gar nicht kannte und sich auf das Pariren gar nicht verstand, so meinte er in der ersten Stunde genug Hiebe für das bezahlte Geld empfangen zu haben und verschwand vor der zweiten, natürlich mit dem Schmerzensgelde.

Er stieg im Hotel de Bavière in Leipzig ab und lebte da auf einem sehr anständigen Fuße. Als Freund Redslob seine Bescheidenheit überwand und etwas von Bezahlung stammelte, langte der Doktor ein mäßig großes Paket — mit Kassenanweisungen? — o nein, mit einem weit kostbareren Inhalt hervor und sagte mit der ihm eigenthümlichen wichtigbescheidenen Manier: „Mein lieber Herr Redslob, ich befinde mich im Augenblick ohne Geld, aber ich habe hier ein kostbares, von mir verfaßtes Manuskript, welches ich Ihnen als Pfand überlassen will ꝛc.“ Redslob wußte, daß Manuskripte manchmal sehr werthvoll sind, und da der Doktor aussah und redete, als fließe nur Gold aus seiner Feder, so empfing er das kostbare Depositum mit gebührender Ehrfurcht, besonders da er glaubte, das Manuskript sei doch besser als nichts. Von diesem Manuskript besaß übrigens Dr. Tropus verschiedene Abschriften, und verschiedene Gastwirthe in verschiedenen Städten hatten bereits die Bekanntschaft desselben gemacht. Als Redslob über den Werth des Manuskripts aufgeklärt wurde, lachte er, und da er ein sehr anständiger Mann war, und Dr. Tropus bei Tisch ganz angenehm zu reden wußte, so gestattete er ihm einen Platz an der Table d'hôte selbst ohne Bezahlung. Ich war lange des Doktors Tischnachbar und hörte, daß er ein Taschenbuch bei sich trage, in welchem mit Bleistift geschrieben stehe: „Ich befinde mich augenblicklich in einer sehr großen Verlegenheit, und Sie werden mich ganz außerordentlich verbinden, wenn Sie mir zehn Thaler leihen wollen.“ Diese Brieftasche pflegte er gelegentlich hervorzuziehen, anscheinend etwas hineinzuschreiben und jemand zu präsentiren, zu dem er das doppelte Zutrauen gefaßt, daß er Geld und die Neigung habe, sich davon zu trennen. An dem täglich weicher werdenden Ton des Doktors merkte ich lange vorher, daß die erwartete Krisis nahe, und richtig, eines Mittags wurde mir die Brieftasche vor die Nase gehalten. Ohne ein Wort zu erwiedern, zog ich meine Brieftasche hervor, öffnete sie und zeigte ihm folgende bereits mit Tinte geschriebenen Worte: „Mein lieber Dr. Tropus, es thut mir unendlich leid, daß ich in diesem Augenblick kein Geld übrig habe.“

Der Doktor fand bald einen produktiveren Tischnachbar, einen Fremden, der von einer Eisenbahngesellschaft nach Leipzig geschickt war, um sich über Eisenbahnverhältnisse zu erkundigen. Es gab zu jener Zeit in Deutschland noch keine anderen Bahnen, als die zwischen Potsdam und Berlin, Leipzig und Dresden, Nürnberg und Fürth. Der Doktor, der über alles zu reden wußte, ließ sich bald mit dem Fremden in ein Gespräch ein, und als derselbe mit großem Lobe von einigen trefflichen Aufsätzen redete, die er über Eisenbahnen in der Augsburger Allgemeinen gelesen habe, verbeugte sich Dr. Tropus mit künstlichem Erröthen — er konnte künstlich erröthen — und stammelte: „O ich bitte, ich bitte!“ — „„Wie, so habe ich wohl die Ehre, mit dem Herrn Verfasser zu reden!““

Digitized by Google

rief der unschuldige Fremde mit angenehmen Erschrecken. — Natürlich; viele Komplimente und — schleunige Empfehlung des Doktors, der gleich hinlief, um die gelobten Aufsätze zu lesen. — Das Ende von der Sache war, daß die werthvolle Hilfe des Doktors gesichert wurde, und daß ihm der Abgesandte der Eisenbahngesellschaft dafür täglich zwei oder drei Thaler zahlte. Diesen angenehmen Zustand wußte der Doktor für sechs Wochen zu unterhalten, nach welcher Zeit dem Fremden die Augen auf- und übergingen.

Dr. Tropus hatte zahlreiche Bekanntschaften unter den reichen Studenten, denen er sich auf diese oder jene Weise unentbehrlich zu machen suchte. Da die jungen Leute von Wechseln und Geldgeschäften gar nichts verstanden, so übernahm es Dr. Tropus, ihre Wechsel für sie einzukassiren. Hatte er das Geld in Kassenanweisungen erhalten, dann wechselte er bei einem anderen Bankier Gold dafür ein, das er wieder bei einem dritten in Silber umsetzte, welches Experiment mehrmals wiederholt wurde. Die Studenten wollten die Nützlichkeit dieser Finanzoperationen umsoweniger einsehen, als sie bemerkten, daß dadurch ihr Geld nicht vermehrt, sondern stets vermindert wurde; allein der Doktor belehrte sie, indem er sagte, daß man dadurch mit den Bankiers in Verbindung käme und durch das Zeigen bedeutender Summen Kredit gewinne. Als er nach längerer Zeit diesen Zweck erreicht zu haben meinte, ging er eines Tages zu Hammer und Schmidt, sagte, daß er durch Ausbleiben von Rimessen in Verlegenheit gerathen sei, und bitte, ihm fünfzig Thaler auf einen, von ihm selbst auf vier Wochen ausgestellten Wechsel zu leihen. „Recht gern, Herr Doktor", sagte der Bankier freundlich, „das kann jedem passiren", und Tropus schlich vergnügt mit dem Gelde ab wie der Fuchs vom Hühnerhof. — Zur Verfallzeit wurde der Wechsel pünktlich bezahlt. Einige Zeit verstrich und Dr. Tropus lenkte seine Schritte abermals zu dem großmüthigen Bankier. „Ich habe ein sehr viel versprechendes literarisches Unternehmen vor", sagte er, „wozu ich einhundertfünfzig Thaler brauche, und da wir einmal in Geschäftsverbindung getreten sind, so bitte ich Sie, mir diese Summe abermals auf einen Wechsel vorzustrecken." — „Nein, mein lieber Herr Doktor", sagte der Bankier mit ernsthafter Stimme, „Sie haben mich einmal angeführt, aber zum zweiten Mal soll Ihnen das nicht gelingen." — „Wieso? habe ich nicht den Wechsel auf den Tag bezahlt?" rief der Doktor in tugendhaftem Erstaunen. „Eben dadurch haben Sie mich angeführt und — ich empfehle mich Ihnen." Er hatte kein Glück mit Hammer und Schmidt und versuchte es mit dem reichen Seidenhändler Schletter, welcher Leipzig seine schöne Gemäldegalerie hinterlassen hat. Einst stand der Doktor mit Kennermienen vor einem neuen Gemälde, als Herr Schletter anwesend war. Der Doktor wechselte oft seine Stellung, machte allerlei Geberden des Entzückens, und als sich Herr Schletter näherte, brach er in bewundernde Worte aus, welche eine bedeutende Kunstkennerschaft zu verrathen schienen. Herr Schletter war sehr erfreut, eine so interessante Bekanntschaft zu machen und dieselbe ward so intim, daß man Beide endlich Arm in Arm um die Promenade gehen sah, zum Erstaunen aller Leute. Eines Morgens erhielt Herr Schletter einen sehr geschickten Brief, in welchem er von dem Doktor um ein Anlehen von fünfhundert Thalern gebeten wird, welches ihn zu einem

Digitized by Google

literarischen Unternehmen in Stand setzen sollte. Man ist geneigt, die Bitte zu bewilligen, als ein Freund eintritt, der davon gehört, daß Schletter und Tropus Arm in Arm auf der Promenade gewesen. Dieser Freund schilderte Tropus; Schletter schreibt sogleich an denselben und sagt, daß er kein Geld zu verleihen habe, ihm aber einliegenden Fünfzigthalerschein unter der Bedingung sende, daß er ihn nie wieder grüße.

Ueber diese fünfhundert Thaler, die Tropus brauchte, kam er nicht hinaus. Er schrieb an den Herzog von Dessau, der ein sehr guter Mann war. Der Brief war eine meisterhafte Komposition, denn er rührte und überzeugte den Herzog, der seinem Bankier in Leipzig Auftrag gab, dem Dr. Tropus fünfhundert Thaler auszuzahlen und Herrn von Berenhorst bat, gelegentlich, wenn er nach Leipzig komme, über diesen verdienstvollen Mann Erkundigungen einzuziehen, um zu sehen, wie man ihm sonst helfen könne. — Dr. Tropussens Pech aber wollte, daß Hammer und Schmidt des Herzogs Bankiers in Leipzig waren, und da sie bereits mit dem Herrn Doktor „in Geschäftsverbindung gestanden hatten", so beeilten sie sich nicht, den Doktor von seinem Glück in Kenntniß zu setzen, eine Contreordre erwartend. Endlich konnten sie die Auszahlung nicht länger aufschieben und schrieben an den Doktor, daß für ihn fünfhundert Thaler bereit lägen, aber

Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt der finstern Mächte Hand!

Kaum war der Brief abgesandt, so erschien Herr von Berenhorst. „Apropos", sagte er zu dem Bankier, „kennen Sie einen gewissen Dr. Tropus?" — Als der Unglückliche auf den Flügeln der Freude hammer- und schmidtwärts eilte, — war es zu spät.

Bezahlen schien dem Doktor gegen die Natur; er vermied es mit der größten Gewissenhaftigkeit, wo er immer konnte und die natürliche Folge davon war, daß er gelegentlich mit der Polizei in Kontakt kam und vor den höchsten Beamten (Polizeidirektor Stengel) citirt wurde. Dr. Tropus hatte seine Waffen in der Tasche, einen Bissen, der selbst den Cerberus beschwichtigt haben würde, die Nummer einer gelesenen Zeitung, in welcher die Leipziger Polizei, und besonders der Beamte, vor dem er stand, höchlich gelobt wurden; diesen Artikel hatte er geschrieben, konnte man hart gegen ihn sein? — Der Polizeiherr, der ein sehr guter Mann war, bedauert, daß ein so talentvoller Mensch sich fortwährend in solcher gedrückten Lage befinde, findet es besonders traurig, daß er den Schneidermeister X. nicht bezahlt, dem er über fünfzig Thaler schuldig sei. Dr. Tropus hält eine seiner ciceronischen Reden, und der Polizeiherr fühlt „ein menschliches Rühren" und unglaublich, aber wahr, händigt dem Doktor fünfzig Thaler oder mehr ein, den Schneider zu bezahlen. — Nach einigen Tagen begegnet der menschenfreundliche Beamte dem Schneider auf der Straße. „Nun", redet er ihn an, „Sie haben wohl auch eine unerwartete Freude gehabt?" — „Ich, Herr? — ich? seh' ich aus wie Freude in diesen schlechten Zeiten, wo kein Mensch bezahlt?" — „Nun, es hat Sie doch jemand bezahlt, von dem Sie es nicht erwarteten." — „Von dem ich es nicht erwarte? ich erwarte immer, — aber wer —?" — „Dr. Tropus!" — Der Doktor hatte nicht bezahlt, wurde schleunigst citirt und mit sehr begreiflichem Stirnrunzeln em-

Digitized by Google

pfangen; allein er fand abermals Mittel, die Polizei zu besänftigen und — den Herrn zu bewegen, nun den Schneider wirklich zu bezahlen.

Wollte ich alle Heldenthaten dieser Art melden, müßte ich ein eigenes Buch über den Doktor schreiben, und ich will nur noch eine Anekdote von ihm erzählen. — Tropus pflegte seinen Kaffee in einer Konditorei in der Tuchhalle zu trinken; da er aber niemals bezahlte, sondern sich immer so plötzlich hinwegbegab, daß der Kellner nicht Zeit hatte, Muth zu fassen, ihn zu mahnen, so fand derselbe sich veranlaßt, seinen Herrn davon in Kenntniß zu setzen. Als daher der nichtsahnende Tropus seinen Kaffee und die Zeitung vor sich hatte, stellte sich der Wirth an die Thür, als ob er eben nichts Besseres zu thun habe. Als der Kellner aus dem Zimmer ging, ergriff Tropus in geräuschloser Eile seinen Hut und war im Begriff, sich durch die Thür zu schlängeln, als der Wirth ihm entgegentrat und mit großer Höflichkeit sagte: „Herr Doktor, Sie erzeigen mir zwar die Ehre, alle Tage bei mir Kaffee zu trinken; aber — Sie bezahlen nie." — Der Doktor sah den Kaffeewirth mit Entrüstung an und rief: „Wozu wäre denn das auch nöthig?" — Ehe der verblüffte Wirth die Antwort auf diese überraschende Frage gefunden hatte, war der Doktor auf der Straße und trank von nun an seinen Kaffee an Orten, wo man ihn nicht mit impertinenten Bemerkungen behelligte.

Dr. Tropus war ein Mann von wirklich bedeutenden Talenten und unter anderem ein trefflicher Klavierspieler und glücklicher Komponist. Später spekulirte er in Demokratie — nicht in Leipzig — hätte aber beinahe sein Leben darüber eingebüßt, denn einst lauerten ihm einige Elende auf, durchbohrten ihn mit mehreren Degenstichen und ließen ihn für todt auf dem Platze.

Das Theater in Leipzig war nach Direktor Ringelhardt von Dr. Schmidt übernommen worden, der sich viel Mühe gab. Regisseur war der tüchtige Schauspieler Marr. Schmidt engagirte mehrere talentvolle junge Leute, die sich schnell und erfreulich entwickelten. Besonders gilt dies von den Herren Wagner und Richter und unter den Sängern von Herrn Kindermann. Herr Wagner lernte viel von der trefflichen Schauspielerin Unzelmann, die später nach Berlin kam. Obwohl man sich erst an ihr Organ gewöhnen mußte, so vergaß man doch bald den kleinen Mangel über ihr vortreffliches Spiel. Als Königin in Laube's Struensee war sie entzückend. Herr Kindermann, ein trefflicher Baritonist, der anfangs spielte, als habe er einen Ladestock verschluckt, wurde von Madame Dessoir, einer ebenfalls guten Schauspielerin, geschmeidig gemacht. Das nützlichste Mitglied des Theaters und ein großer Liebling des Publikums war aber Fräulein Günther, später Madame Günther-Bachmann. Eine bessere Soubrette konnte man wohl nicht finden, und sie war gleich vortrefflich in Oper und Schauspiel. —

Digitized by Google

Fata Morgana.

Eine Ballgeschichte nach dem Polnischen des J. Zacharyasiewicz.

Von Isa von Szatanska.

„Wirst Du eine rothe Kamelie nehmen, Helene?“

„Nein, eine weiße Rose.“

„Eine weiße Rose im dunklen Haar bedeutet Trauer, Schmerz . . . getäuschte Hoffnung.“

„Ich weiß nicht, was sie bedeuten wird . . . . aber ich will sie heute tragen.“

„Der Ball ist doch ein Augenblick der Wonne — die Musik, der Tanz und . . . . ein Weh im Herzen, sie passen nicht zusammen. Nimm die rothe Kamelie!“

„Laß mir die weiße Rose, sie kleidet gut!“

„Wie Du willst! Und Du gefällst ja immer im weißen Blütenschmuck.“

Das junge Mädchen im zarten Ballanzug aus Silbergaze hatte die weiße Rose jetzt in ihren dunkelblonden Flechten befestigt und blickte in den Spiegel. Die blauen Augen glänzten in wonniger Schwärmerei.

„Du meinst, daß ich gefalle?“ sagte sie nach kurzem Schweigen zu ihrer Gefährtin, „daran denke ich gar nicht. Um welche Zeit erscheinen die Gäste im Ballsaal?“

„Die Damen gewöhnlich um zehn Uhr.“

„Um zehn? Wie spät ist es jetzt?“

„Neun. Willst Du schon gehen?“

„Es drängt mich gar nicht! Du sagtest, daß die Damen um zehn Uhr kommen . . . . und die andern Gäste?“

„Was für andere Gäste?“

„Ich wollte sagen die Herren.“

„Die versammeln sich schon um neun.“

„Vielleicht wird es schon Zeit sein . . .“

„Du sagtest doch, daß keine Eile wäre.“

„Ja, das ist wahr, aber es ist besser zeitiger.“

„Zum guten Ton gehört es doch, später zu erscheinen.“

„Ach, das ist eine unerträgliche Mode! Warum soll man sich freiwillig die Augenblicke des Glückes verkürzen?“

„Des Glückes? Du nennst einen Ball ein Glück?“

„Du hast Dich verhört, ich sagte das nicht!“

„Du sagtest deutlich, daß Du Dir die Augenblicke des Glückes nicht verkürzen willst!“

„Sehr häufig entschlüpfen unseren Lippen Worte ohne Bedeutung, ganz unwillkürlich! Wer achtet wohl auf solche Worte!“

„Warum leugnest Du das, was Du gesagt hast? Es ist doch nichts

Digitized by Google

Böses, wenn jemand die Bälle zu den glücklichen Momenten zählt. Können denn in dem einförmigen Leben einer Frau solche Stunden nicht zu den angenehmsten Episoden gehören? Ist denn das kurze Vergessen des prosaischen Daseins nicht ein Glück für diejenigen, deren ideale Wünsche sich selten verwirklichen? Sind denn die freiwillige Täuschung, der vorübergehende Eindruck, die angenehmen Träume nach dem Balle nichts werth?"

„O, Du irrst Dich", sagte Helene, indem sie die blauen von den schwarzen, seidenen Wimpern bedeckten Augen senkte, „Du irrst Dich, wenn Du denkst, daß ich auf dem heutigen Balle irgend einen Eindruck erwarte."

„Sollte denn dieses herrliche Kleid aus den glänzenden Fäden, diese brabanter Spitzen und diese Rosen, welche die Draperien zusammenhalten, kein Sehnen, keine Hoffnung verbergen, die mit dem heutigen Balle zusammenhängen?"

„Was fällt Dir denn ein? Keine Hoffnung, kein Sehnen hängt mit diesem Balle zusammen, ich will mich heute nur amüsiren!"

„Nur amüsiren? Was bedeuten diese Worte im Munde eines neunzehnjährigen Mädchens?"

„Das heißt, ich will tanzen, lachen und ein paar Stunden bei guter Laune sein!"

„Und nichts mehr?"

„Durchaus nichts!"

„Wenn Dirs nur an der guten Laune liegt, so warte doch noch, ich werde Dir eine reizende Humoreske vorlesen."

„O, nicht doch! Du hältst mich so wie so schon zu lange auf! Schon halb zehn, klingle!"

„Halb zehn. Du wirst die erste Dame auf dem Balle sein!"

„Du sagst, ich werde die erste sein?" entgegnete schnell das Mädchen mit der weißen Blume im Haar und ihre blauen Augen erglänzten mit dem Feuer eines Meteors — Du sagst, ich werde die erste sein . . ."

„Unter den Herren!"

„Klingle, klingle schnell —"

Die Gefährtin lächelte mit leichter Ironie und klingelte.

Ein Diener erschien.

Nach wenigen Augenblicken schritt die junge Balldame, eingehüllt in einen Hermelinpelz, die Treppe herunter und der Diener öffnete den Schlag der Equipage, welche im Portal dicht an der Treppe hielt und in der eine ältere Freundin sie erwartete.

Im Saale hatte der erste Tanz begonnen. Zauberhafte Gestalten schwebten im rasenden Wirbel des Tanzes wie Gewinde der köstlichsten Blumen dahin.

Die klaren Wolken, beleuchtet vom Purpurglanze der Morgensonne, können sich mit dem beweglichen Regenbogen des Walzers nicht vergleichen.

Neben einer von exotischen Pflanzen beschatteten Fontäne saß eine malerische Gruppe.

Eine rosagekleidete junge Dame mit dunklen umflorten Augen und

Digitized by Google

tiefschwarzen Locken, in denen sie ein funkelndes Diadem trug, kühlte mit ihrem goldenen Fächer das bleiche Gesicht.

„Ich fange an mich zu langweilen", sagte sie mit einem kapriziösen Lächeln auf den rosigen Lippen.

Ihre Gefährtin in grüner Robe sah sie staunend an.

„Du langweilst Dich auf einem Balle, liebe Aurelie?" erwiederte sie, indem sie den Fächer senkte, „sind denn für ein Goldfischchen die durchsichtigen Fluten des Sees nicht das Lebenselement?"

„Es ist mir kalt inmitten der Fluten!"

„Er ist noch nicht da, bald wird sich Dein Herz bis zur Flamme erwärmen!"

„Du täuschest Dich!"

„Die Welt hat Dich verwöhnt, die ununterbrochenen Huldigungen haben Dein Herz kalt gemacht!"

„Huldigungen, die meinem Reichthum gelten!"

„Denkst Du, daß sich alle nur um Deine Mitgift bewerben?"

„Alle!"

„Er auch?"

„Auch er!"

„Das ist traurig!"

„Besser gesagt, langweilig!"

Ein junger Mann mit glattgekämmtem Haar näherte sich der Gruppe.

„Der Termin ist schon abgelaufen, liebe Cousine", wandte er sich an das Mädchen mit dem Diadem im Haar, „darf ich?"

„Theurer Cousin", erwiederte sie mit einem leichten Runzeln der Stirn, „gieb mir noch .... quart d'heure de grâce."

„Wie immer, bin ich auch diesmal gehorsam!"

„Obgleich Gehorsam nicht immer zum Ziele führt!"

„Ich gab Dir doch Beweise davon, daß ich zu allem bereit bin!"

„Votre noblesse .... n'oblige pas!"

„Selbst das Todesurtheil aus Deinem Munde, liebe Cousine, wird mir süß sein!

„C'est ennuyant!"

„Einer der Herren mit einem Monokel im Auge stürzte auf das Diadem zu.

„Darf ich um die erste Quadrille bitten?" fragte er mit einer leichten Verbeugung.

„Bedaure, schon vergeben", entgegnete sie kühl, indem ein langer Blick ihren Cousin streifte.

Der Wirbel des Tanzes entführte den Lästigen und brachte einen Zweiten.

„Darf ich bitten?"

„Danke, ich bin nicht mehr frei!"

Dem zweiten folgte der dritte.

„Sie haben sich verspätet!"

„Sie versprachen mir vor acht Tagen, gnädiges Fräulein", begann der vierte.

„Bei den Tänzen verpflichtet das Wechselrecht mit augenblicklicher Berichtigung", erwiederte die Dame mit dem funkelnden Diadem, und

Digitized by Google

ein ironisches Lächeln spielte um ihren Mund, „eine Woche nach der Verfallszeit wird jeder Wechsel zu einem gewöhnlichen Schriftstück. Jetzt bleibt Ihnen nur noch der Prozeß!"

Auch diesen Supplikanten ergriffen die Wogen des Tanzes und ließen ihn die Antwort schuldig bleiben.

„Du bist boshaft", flüsterte die junge Dame im grünen Kleide.

„Woraus schließt Du das?"

„Du sprachst zu ihm von Wechseln . . ."

„Das war nur Zufall!"

Der abseits stehende Cousin trat wieder an die Damen heran.

„Ich sehe, daß meine liebenswürdige Cousine mich nur reizen will", sagte er, indem er den Kopf leicht neigte, „um mir dann endlich die Größe des Opfers zu zeigen, welches sie mir bringt! Ich werde das zu schätzen wissen!"

„O, Du irrst Dich, Vetter! Ich habe Körbe ausgetheilt, weil mir keiner von den Herren gefallen hat. Es kann sein, daß das Los Dich schließlich treffen wird, der Du als Reserve giltst, aber es ist auch möglich, daß Du der Quadrille wirst von weitem zusehen müssen."

„Ich ergebe mich auf Gnade oder Ungnade. Es ist dies der deutlichste Beweis meiner Verehrung für Dich!"

„Du hörst auf, witzig zu sein, Vetter!"

„Bei Dir könnte man sogar den Verstand verlieren!"

„Dann entferne Dich nur schleunigst, denn viel rettest Du so wie so nicht mehr . . ."

In diesem Augenblicke erbebte die Trägerin des funkelnden Diadems und ihr schwarzes Auge richtete sich auf die Salonthür.

Herein trat ein junges Mädchen in strahlendem durchsichtigen Kleide mit einer weißen Rose im dunkelblonden Haar.

Den Kopf hatte sie kühn gehoben, gleich einem Feldherrn, der zum Siege schreitet. Im Saale verbreitete sich ein Glanz, gleich dem leuchtenden Aufgang des holden Morgensternes.

Auf der andern Seite der Fontäne begann folgendes Gespräch:

„Sieh doch", sagte ein röthlichblonder Offizier zu seinem älteren Kameraden, „sie trat herein wie eine Göttin. Sie sieht wundervoll aus und hat so einfach nur die weiße Rose in die prächtigen Haarflechten gesteckt. Sie schreitet einher wie eine Königin!"

„Was schließest Du aus ihrem majestätischem Gange?"

„Was ich daraus schließe? Was soll ich denn daraus schließen?"

„Der gleichgiltige Zuschauer kann viel erblicken, noch mehr — errathen! Sie doch genau hin!"

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Sieh, wie wenig Aufmerksamkeit sie der herrlichen Melodie des Walzers schenkt. Ihre Augen blieben noch auf keinem frisirten Kopfe haften, obgleich so viele sich ihr zuwenden, selbst die Brüsseler Spitzen der Baronin von Kadden haben ihre Blicke noch nicht auf sich gezogen, und das Kunstwerk einer Pariser Modistin, welches den dürren Körper von Fräulein Eulalia umschließt, ist für sie verloren! Nein, sie ist kein Weib in diesem Moment, oder wenigstens mehr wie ein gewöhnliches Weib! Etwas in ihrem Herzen vibrirt gleich der magnetischen Nadel, welche mit Ungeduld — den Nordstern sucht!"

Digitized by Google

„Den Nordstern?"

„Nun, im gewöhnlichen Leben sagt man, sie macht Jagd!"

„Ich kann Dich wirklich nicht verstehen!"

„Du bist jung, Freund, trotz aller Dekorationen und Phrasen ist doch jeder Ball nichts anderes als eine Jagd auf Frauen und Männer."

„Du bist unerbittlich! Nennst Du denn jede Annäherung und jedes Bekanntwerden zweier Personen eine Jagd? Beginnt denn nicht jede, selbst die erhabendste Liebe mit der Annäherung zweier Menschen? Wo bietet sich denn eine günstigere Gelegenheit dazu, wenn nicht im Ballsaale, aus dem auf wenige Stunden die rauhe Prosa des Lebens weicht?"

„Wo wir die Büsten der Frauen ohne Maske und ihre Gesichter unter einer Maske von Puder erblicken!"

„Du sprichst wie ein alter Junggeselle, der schon an sich selbst verzweifelt!"

„Du hast recht, gehen wir zum Büffett."

Als der Offizier mit seinem Gefährten bei der Eingangsthür vorbeischritt, trat in den Saal ein neuer Gast. Es war dies ein stattlicher Mann, mit intelligenten Zügen und einem scharfsinnigen Blick.

Die blauen Augen der schönen Blondine mit der weißen Rose im Haar erglänzten wie das Licht eines Meteors und die bleichen Lippen erbebten leicht.

Der junge Mann sah sie nicht; er schritt gerade auf die Fontäne zu, wo das funkelnde Diadem, noch mehr aber der Glanz zweier dunklen Augen ihm entgegenleuchtete.

„Wollen Sie heute Ihre Bekannten nicht begrüßen, Herr von Rauten?" fragte die junge Dame mit der weißen Blüte, und der elfenbeinerne Fächer zitterte in ihrer Hand.

„Vergebung, Comtesse", entgegnete der Gefragte, „ich bin so geblendet . . ."

„Es schmerzt mich, daß ich dies Kompliment nicht auf mich beziehen kann!"

„Warum weisen Sie es zurück?"

„Die Sonne, welche uns blendet, muß weit von uns sein, in der Nähe gesehen, ist sie dunkel, heißt es."

„Der Eindruck, den ich jetzt empfange, bekräftigt eine andere Theorie!"

„In diesem Falle bin ich keine Sonne, sondern das gewöhnliche Licht einer Kerze, welches in der Nähe die Augen trifft!"

„Sie thun sich Unrecht, Comtesse!"

„Dieses vermeintliche Unrecht wäre für mich das größte Verdienst!"

„Ich verstehe Sie nicht, gnädigste Gräfin —"

„Das kleine Licht einer Kerze leuchtet in der Regel nur für einen einzelnen, die erhabene Sonne wirft ihr Licht auf Millionen von Menschen und schaut gleichgiltig auf ihre Vasallen herab, welche die Hände zu ihr erheben!"

Herr von Rauten wurde nachdenklich.

„Lassen wir die Sonne und die Kerze, glauben Sie an Träume?"

Digitized by Google

„Sie amüsiren uns, wenn sie angenehm sind!"

„Mit der Antwort verschließen Sie mir den Mund!"

„Pardon, Comtesse, bitte, betrachten Sie dieselbe als ungeschehen!"

„Das geht nicht an, mein Herr, Sie würden sonst eingebildet werden."

„In diesem Augenblick bin ich die Bescheidenheit selbst!"

„Ich träumte, daß ich mit Ihnen die erste Quadrille tanzte!"

„Ah! Solch ein Traum ist für mich der Inbegriff aller Wonne! Darf ich ihn verwirklichen?"

„Schwerlich, in der That schwerlich! Träume müssen Träume bleiben! Nicht wahr?"

„Wenn dies Ihr Wille ist, Comtesse —"

„Auf einem Balle haben wir keinen eigenen Willen."

„Sind Sie schon engagirt?"

„Ja und nein!"

„Das ist eine interessante Antwort!"

„Ich gab Herrn von Hylsen mein Wort, wenn . . ."

„Wenn diesen Abend kein Spielchen arrangirt wird . . ."

„Wenn ihn bis zehn Uhr nichts verhindert. Wie spät ist es jetzt?"

„Zehn Minuten nach zehn!"

„So bin ich frei!"

„Ich stehe zu Diensten, Comtesse."

Comtesse Helene öffnete ein kleines Ballbuch aus rothem Sammet.

In diesem Augenblicke waren die forschenden Augen der schwarzgelockten Aurelie auf sie gerichtet; in diesen zuckten Blitze und höher auf der bleichen Stirn lagerten Gewitterwolken.

„Lieber Vetter", sagte sie mit bebenden Lippen, „ich will Dich nicht länger quälen. Ich tanze mit Dir die erste Quadrille!"

„Du machst mich maßlos glücklich, Aurelie!"

„Siehst Du dort die Dame mit der weißen Rose im Haar?"

„Welche sich mit Herrn von Rauten aufstellt."

„Ich will sie zum vis-à-vis haben."

„Ich eile auf Flügeln."

In wenigen Minuten begann die Quadrille.

Die Blondine mit der weißen Rose im Haar, und die schwarzgelockte Trägerin des funkelnden Diadems standen einander gegenüber. Herr von Rauten begrüßte letztere mit einer höflichen Verbeugung, welche durch ein bezauberndes Lächeln erwiedert wurde. Comtesse Helene entfärbte sich. Die Seitenkolonne begann die erste Tour.

„Ich habe es nicht erwartet, Herr von Rauten", wandte sich Helene an ihren Tänzer, „daß ich mit Ihnen heute die erste Quadrille tanzen würde!"

„Der gute Herr von Hylsen!" entgegnete dieser lächelnd, „möge ihm dafür das Glück günstig sein — beim Spieltisch!"

„Wer weiß, vielleicht verwünschen Sie ihn im Geiste, weil er nicht Wort hielt."

„Ich fühle, daß Sie Ihren eignen Worten keinen Glauben schenken!"

„Das hat allen Anschein einer schönen Phrase!"

Digitized by Google

„Phrasen sind nur dort zulässig, wo wir keinen Eindruck empfangen!"

Comtesse Helene seufzte fast unmerklich. Nach einem kurzen Schweigen entgegnete sie:

„Die Eindrücke täuschen uns gar oft und sind von ebenso kurzer Dauer, wie die Fata Morgana auf den Wassern des Oceans!"

„Es bedarf nur des Glaubens und die Fata Morgana wird zur wirklichen Oase in der Wüste unseres Lebens! Die Reihe ist an uns!"

Die zweite Tour begann.

„Die Melodie der Quadrille berauscht mich heute wundersam! Fühlen Sie es nicht auch, Herr von Rauten?"

„Alles berauscht mich heute, Comtesse, nur kann ich das nicht beurtheilen, was für eine Rolle die Musik darin spielt! Comtesse besitzen darin ein größeres Talent zu analysiren wie ich!"

„Es kann dies daher rühren, daß ich ein größeres Gewicht auf das Berauschen lege, wie Sie!"

„Ach! man muß bedauern, daß dasselbe von gar kurzer Dauer ist!"

„Was können wir dafür, daß man uns so unbarmherzig daraus weckt?"

„Wer könnte wohl so grausam sein?"

„Möglicherweise Sie selbst. An uns ist die Reihe."

Die Kolonne begann die dritte Tour.

„Sie haben mich verlassen — in dieser Tour!"

„Um mit desto größerer Sehnsucht zu Ihnen zurückzukehren!"

„Langweilt uns denn das fortdauernde Vergnügen?"

„Momentane Hindernisse vergrößern es!"

„Bezieht sich diese Theorie auf alle Vergnügungen und Reize, auf alle Gefühle der Menschen?"

„Fast auf alle, und sie spielt eine besonders wichtige Rolle bei einem der erhabensten und herrlichsten Gefühle unsres Herzens!"

„Welches Gefühl ist das?"

„Die Liebe!"

„Die Liebe! Wollen Sie mir gütigst einen Stuhl reichen, ich bin matt von der drückenden Hitze!"

Herr von Rauten brachte einen Stuhl; die junge Dame setzte sich, ihre Lippen waren bleich, ihre Augen glühten.

„Sie sprachen von Liebe", begann sie nach einer kurzen Pause und preßte den Fächer aufs Herz. „Sie sprachen von Liebe, was ist die Liebe Ihrer Ansicht nach?"

„Die Liebe, die Liebe ist das Resultat eines gewissen Gefühls, welches in unserem Herzen den ganzen Prozeß seiner Existenz durchgemacht hat!"

„Wie verstehen Sie das?"

„Ich vermuthe, daß die Liebe nicht mit einem Male beginnt, daß sie nicht vom ersten Augenblicke an gleich Liebe ist, sondern daß sie einen gewissen Eindruck, den wir empfangen haben, beschließt; es vereinen sich zu diesem Zwecke verschiedene Störungen dieses Eindruckes, z. B. Angst, die Befürchtung eines Verlustes, Hindernisse und oft sogar die Weigerung des Weibes."

„Das sieht zu gekünstelt aus."

Digitized by Google

„Aber nur in der Analyse, im wirklichen Leben bemerken wir diese einzelnen Theile nicht, wir fühlen, lieben oder hassen!"

„Welches von diesen Gefühlen würden Sie wählen?"

„Dasjenige, das uns beglückt! Comtesse, Sie beginnen die vierte Tour!"

„So schnell!"

Die vierte Tour begann.

„Sie sagten, daß jeder Eindruck, bevor er zur Liebe wird, eines längeren Prozesses bedarf. Glauben Sie, daß dieser Prozeß nicht mit Blitzeseile in mehreren, in einem Augenblicke vor sich gehen kann? Halten Sie mir gütigst meinen Fächer!"

„Es ist dies bei außergewöhnlichen Leuten, in außergewöhnlichen Fällen möglich. Warum geben Sie mir Ihren Fächer, Comtesse, und nicht die Blumen?"

„Ich fürchte mich, Ihnen meine Blumen anzuvertrauen! Können wir denn nicht in einem Augenblicke eine mächtige Sehnsucht fühlen, eine bange Furcht empfinden und uns wieder sehnen bis zum Wahnsinn?"

„Ich gebe zu, daß dies möglich ist, warum fürchten Sie, mir Ihre Blumen anzuvertrauen, Comtesse?"

„Sie könnten in Ihrer Hand verwelken und mir bliebe dann nur der unheilbare Schmerz!"

„Wie wenig vertrauend ist doch das Frauenherz!"

„Wenn es so viel, wenn es alles aufs Spiel setzt! Wir fangen an!"

„Ich dachte, wir schließen!"

Die tanzende Kolonne begann die fünfte Tour. Herr von Rauten trat auf die andere Seite. Die schwarzgelockte Dame mit dem Diadem flüsterte ihm zu:

„Sie grollen wohl heute dem Schicksal, mich zu Ihrem vis-à-vis zu haben?"

„Dafür entschädige ich mich dadurch, daß ich Sie ansehen darf, gnädiges Fräulein", entgegnete er lächelnd.

„O, Sie sind ein Lügner, Herr von Rauten!"

„Dies ist leicht möglich, denn ich fürchte mich, Ihnen die Wahrheit zu sagen!"

„Würde die Wahrheit für mich so grausam sein?"

„Mir würde sie alles entscheiden!"

„Ah, Sie sind ungeschickt, mein Herr, Sie haben mir die ganze Spitze abgerissen!"

„Ich fühlte in diesem Moment nicht, daß ich auf Erden wandle!"

„Nach der Quadrille werden Sie mir behilflich sein, auf Wiedersehen!"

„Ronde, Ronde!" rief der maître de danse!

„Die vier Kolonnen der Quadrille bildeten eine Kette.

„Noch wenige Minuten nur können wir miteinander sprechen, flüsterte Comtesse Helene ihrem Tänzer zu.

„Ja, nur wenige Minuten noch!"

„Was hat Sie plötzlich so ernst gemacht, Herr von Rauten?"

„Sehr oft glauben wir, daß wir uns nur amüsiren, indessen —"

„Indessen wirft die Unterhaltung einen ernsten Gedanken in unsere Seele."

Digitized by Google

„Warum nennen Sie das einen ernsten Gedanken?“

„Ich habe mich falsch ausgedrückt, an so etwas dürfte man nie denken!“

„Ich weiß nicht, was für einen Grund Sie haben, Comtesse, mich dessen zu beargwöhnen!“

„Gott bewahre! ich würde Sie deswegen nie im Verdachte haben! Mein Interesse erfordert dies sogar!“

„Sie sind eine Idealistin, gnädigste Gräfin!“

In den Angelegenheiten des Herzens darf man nie anders sein, besonders wenn man jemand die Hand für den ganzen Lebensweg reicht.“

„Reichen Sie mir Ihre Hand, Comtesse, wir fangen an!“

Die Hand der schönen Gräfin erbebte, ihre Lippen färbten sich purpurroth, die Augen glänzten im Widerschein eines inneren Glückes.

Gleich einer vom klarsten Lichte der Sonne goldig gefärbten Wolke, die am Himmelszelt dahineilt, glitt sie leicht in dem luftigen Kleide, an der Hand ihres Tänzers unter entzückender Musik dahin, und die erwachenden Gefühle ließen die Saiten des Herzens bei dem Klange derselben ertönen vor Lust und Wonne.

Die Quadrille war beendigt.

Comtesse Helene verabschiedete Herrn von Rauten mit einem glückstrahlenden Blicke; dieser wandte sich an die Trägerin des funkelnden Diadems.

„Reichen Sie mir Ihren Arm, wir wollen das, was Sie in diesem Tanzen verdarben, wiederherstellen.“

„Ich stehe zu Diensten, Fräulein Aurelie.“

Beide betraten ein anstoßendes Zimmer.

„Sehen Sie, Herr von Rauten, die ganze Spitze ist abgerissen! Was ist da zu machen?“

Bei diesen Worten hob die schöne Aurelie das mattrosa Kleid. Unter den Spitzen kam ein kleiner, entzückender in weißen Atlas eingehüllter Fuß zum Vorschein.

„Bereuen Sie nun nicht Ihr Vergehen? Sehen Sie nur!“

Der junge Mann erröthete vor Zerknirschung.

„Ich erwartete Ihre Befehle, gnädiges Fräulein“, flüsterte er mit einem unterdrückten Seufzer, indem er den kleinen Fuß betrachtete.

„Zuerst knieen Sie hin, hier ist eine Schere.“

Herr von Rauten kniete nieder.

„Soll ich die ganze Spitze abschneiden?“

„Wie Sie wollen!“

„Ich bin schon fertig!“

„Wollen Sie schon aufstehen?“

„O, lassen Sie mich noch einen Augenblick so knieen, lassen Sie mich Ihnen gestehen . . .“

„Was, Sie wollen mir zugleich auch gestehen . . .“

„Gestehen, daß ich mein ganzes Leben lang so zu Ihren Füßen knieen möchte!“

„Ah“, Sie sind wirklich zu sparsam! Aber das schadet nichts, Sie

Digitized by Google

werden noch öfters hinknieen müssen, ehe Sie eine Antwort von mir erhalten! So auf einmal wäre es nicht amüsant, nicht wahr?"

„Wenigstens einen Blick, eine Blume zum Unterpfand!"

„Der Blick, den ich Ihnen heute schenken würde, hätte keinen großen Werth, Blumen habe ich nicht, nur Brillanten. Nehmen Sie also das, was ich habe!"

Sie zog einen Ring mit einem kostbaren Stein vom Finger und reichte ihn dem Knieenden.

„Stehen Sie auf, man kommt!"

Beide traten in den Saal und stellten sich zum Mazur auf.

Am andern Morgen lag auf dem Boden des Salons eine weiße Rose. Ihre Blätter hatten die Zartheit der Farbe verloren und waren verwelkt.

Die schöne Comtesse lehnte im Fauteuil mit verschleierten Augen. Sie sah vor sich hin mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes auf dem Antlitz, so wie man einem enteilenden Traume nachblickt, ihr Busen hob und senkte sich.

„Weißt Du, daß Herr von Rauten sich Fräulein Aurelie erklärt hat?" fragte ihre Gefährtin.

„Ich weiß es!" flüsterte sie leise und ihr blaues Auge schweifte in die Ferne, als ob es dort eine Fata Morgana sähe.

„Du weißt es? Es ist doch heute noch niemand mit dieser allerneuesten Neuigkeit bei Dir gewesen!"

„Ja, ich weiß selbst nicht, woher ich es weiß."

Mehrere ihrer Freundinnen traten ein.

„Wie wars denn gestern auf dem Balle?" fragten sie ungeduldig.

„Ich habe mich kostbar amüsirt!" erwiederte Comtesse Helene mit leuchtenden Blicken, „wir tanzten bis zum hellen Morgen.

„Und nichts mehr?"

„Was denn noch? Was kann man von einem Balle mehr verlangen als Vergnügen und Tanz?"

Sie erhob sich vom Fauteuil und umarmte unter fröhlichem Lachen ihre Freundinnen.

Und in diesem Augenblicke erschien ihr die vergangene Nacht, im Drama des Lebens, wie eine verschwindende Fata Morgana.

Ob sie gänzlich verschwinden wird? Danach frage ein Frauenherz!

Digitized by Google

Das Aschenbrödel der Sinne.

Max Joseph, der letzte bayerische Kurfürst (geboren 1745, gestorben 1777), hatte gegen die Pocken einen unüberwindlichen Abscheu. Dieser Abscheu wuchs, als sein Schwager, Kurfürst Christian von Sachsen an jener furchtbaren Krankheit gestorben war. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln sollte auch er den Pocken zum Opfer fallen. Eine junge adelige Dame, Frau von Riva, die am Hofe zu Besuch war und in dem kurfürstlichen Palast wohnte, ward von den Blattern befallen. Die Art ihrer Krankheit ward sorgsam vor dem Kurfürsten verborgen gehalten. Da geschah es eines Tages, daß der Großvater der Frau van Riva von deren Krankenbett weg in das Zimmer ging, in welchem der Kurfürst Billard spielte. Jener hatte kaum einige Minuten daselbst verweilt, als der Fürst ausrief: „Es ist jemand hier, der die Blattern hat." Und sofort legte er das Queue weg und zog sich in sein Kabinett zurück. Bald darauf fühlte er sich unwohl. Es befiel ihn ein Zittern, welches ihn nöthigte, sich zu Bett zu begeben. Die Krankheit, einen Ausschlag am ganzen Körper, erklärte der alte Leibarzt Sänftl für die Masern; es waren aber die Pocken. Am 8. Dezember hatte sich der Patient zu Bett gelegt. Das Bulletin vom 23. lautet: „Se. kurfürstliche Durchlaucht haben Gott zu Dank eine ziemlich gute Nacht gehabt und würde dieselbe besser gewesen sein, wenn die immer mehr abfallenden und das Rückengestell sehr wund machenden Pocken den Schlaf nicht gestört hätten." Sänftl gab endlich dem schon im Sterben liegenden ein Muttergottesbildlein zu schlucken und rief dem mit den Sterbesakramenten erscheinenden Beichtvater zu: „Er schluckt!" Aber trotz des Muttergottesbildleins trat der Brand hinzu, der Kopf schwoll in furchtbarer Weise und getödtet von seinem Doktor starb der Kurfürst am 30. Dezember 1777.

Wir haben hier ein merkwürdiges Beispiel, wie die aufs höchste gesteigerte Gereiztheit eines Sinnes zu ganz eigenthümlichen und wunderbaren Vorkommnissen Anlaß geben kann. In unserm Falle ist es der Geruchssinn; denn wohl nur durch diesen erhielt der Kurfürst Kenntniß von jener Pockenerkrankung im Palast, die ihm verschwiegen worden war. In der That ist der Geruchssinn einer außerordentlichen Zuspitzung fähig. Gotthilf von Schubert sagt: „Welch geheime Macht liegt doch in den Anrührungen des Geruchssinns durch den ätherisch feinen Stoff, welcher der Gegenstand seiner Wahrnehmungen ist! Weckt auch ein anderer Sinneseindruck die Erinnerung an etwas schon Erlebtes, an längst vergangene Freuden und Schmerzen so innig, so kräftig auf, als jener, der auf den Geruch geschieht? Ich kannte einen Jüngling, der mit ruhiger Fassung vom Tode einer geliebten Verstorbenen sprach; wenn er aber den Geruch von Moschus empfand, da ward die Schwermuth seiner mächtig, denn jener Duft führte ihn lebendiger als alles das Bild des Sterbebettes und der Stunden zurück, da der Tod ein theures Leben von ihm riß."

Perty äußert sich über denselben Gegenstand: „Erinnerungsbilder

Digitized by Google

der Sinne können durch die Verbindung der Vorstellungen dann wieder solche erwecken, die ganz anderen Kategorien und Kreisen angehören; z. B. dieselbe Geruchsempfindung, nach vielen Jahren von uns erfahren, kann Gefühle und Anschauungen jener früheren Zeit durch Association wieder hervorrufen." Von dieser physiologisch-psychologischen Wahrheit hat ein deutscher Dichter Gebrauch gemacht: Jean Paul. Die betreffende Stelle im „Titan" lautet: „Zufällig und träumend verlor Albano sich unter den Orangeblüten. Plötzlich war ihm, als mache ein süßes Wühlen im innersten Herzen dieses beklemmend weit und leer und wieder voll. Ach, er wußte nicht, daß es die Düfte waren, die er hier in seiner Kindheit so oft in die Brust gesogen und welche jede Phantasie und Erinnerung der Vergangenheit dunkel, aber gewaltsam zurückriefen, eben weil Düfte, ungleich den abgenutzten Merkmalen des Auges und Ohres, seltener kommen und also leichter und heftiger die verblichene Empfindung erneuern."

Der Geruchssinn steht zur Seele in einer näheren Beziehung als z. B. der Geschmackssinn. Philippo Neri, gest. 1595, aus dessen Lebensbeschreibung Goethe einige charakteristische Züge mittheilt, erkannte durch den Geruch den Charakter des Menschen, seine Leidenschaften und Laster. Es ist dies umsoweniger unwahrscheinlich, als ja jeder Mensch seine eigene Atmosphäre hat.

Zahlreiche Besonderheiten und Idiosynkrasien knüpfen sich an diesen Sinn. Die Schauspielerin Contas und der Herzog von Epernon wurden vom Geruch eines Hasen ohnmächtig. Ein Priester roch bloß faulenden Kohl und Dünger. Quercet, Geheimschreiber des Königs Franz I., bekam vom Apfelgeruch regelmäßig Nasenbluten; derselbe Geruch erregte bei Simon Pauli Herzklopfen. Einem von einer langen Krankheit genesenen Gascogner ward das Brot so widerwärtig, daß selbst dessen Geruch ihn ohnmächtig machte. Wenn Erasmus Fische roch, stellten sich bei ihm fieberhafte Anfälle ein. Skaliger zitterte beim Anblick von Brunnenkresse. Auch dies ist auf den Geruch zurückzuführen. Paullini erwähnt in seiner „Zeitverkürzenden erbaulichen Lust" (1693) folgende Fälle: Ein Mann erkannte durch den Geruch kommenden Besuch. Ein Fischer, der in seinem Leben nur die Atmosphäre des Meeres gekannt, wurde beim Einzug eines Fürsten durch die ihm ungewöhnten Gerüche ohnmächtig. Man hatte nämlich die Wege mit wohlriechenden Kräutern und Blumen bestreut, und dies stieg ihm, wie unser Gewährsmann sich ausdrückt, „so stark nach dem Giebel", daß er zu Boden fiel. Ans Seeufer getragen, erholte er sich bald wieder. Ein Bauer, der in Antwerpen in einen Spezereiladen trat, fiel sofort in Ohnmacht, desgleichen geschah einem Schäferjungen in Westfalen, der den Puder des Amtmanns nicht riechen konnte, ganz dasselbe einem Caviller in Wittenberg, der in eine Apotheke trat.

Der deutsche Schriftsteller Göckingk, gestorben 1828, besaß in seiner Jugend gleichfalls das Vermögen, das Begegnen mit einem Bekannten zu ahnen, der dann gleich darauf erschien, was er auf Rechnung seines feinen Geruchs setzte. Göckingk erzählt von jemandem, der es empfand, wenn irgendwo in der Nähe ein menschlicher Leichnam begraben lag, mochte der Todte auch vor vielen Jahren eingesenkt worden sein. Schiller hat Aehnliches erfahren.

Digitized by Google

Als er auf dem Gute der Frau von Wolzogen bei Meiningen lebte, unternahm er häufig mit dem Verwalter derselben durch einen großen dichten Wald lange Spaziergänge. Eines Tages ergriff ihn dabei an einem Platze, wo dunkle Tannen ihre Aeste über wirres Steingeröll ausbreiteten, das seltsame Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Obgleich er sich gegen seinen Begleiter nicht aussprach, erzählte ihm dieser doch unaufgefordert von einem Morde, der hier vor Jahren an einem Fuhrmann verübt worden war. Es ist wohl kein Zweifel, daß jenes Gefühl, daß Schiller empfand, durch Vermittelung und unter dem Einfluß des Geruches sich geltend machte.

Die angeführten Beispiele sind natürlich als Ausnahmen von der Regel anzusehen. In der That riechen die meisten unserer Männer und Frauen nur mittelmäßig, oder wohl gar schlecht, in der Bedeutung, wie man schlecht sieht und schlecht hört. Dies ist auch kein Wunder; denn von Seiten der Erziehung wird ja der Geruch so gut wie vollständig vernachlässigt. Die Herren Pädagogen machen da ihre Zöglinge aufmerksam auf das, was schön klingt und hübsch aussieht, aber kaum auf dasjenige was gut riecht; und noch weniger lehrt man sie die einzelnen Gerüche scharf unterscheiden. Die Folgen sind, daß die Riechnerven sich auf ein Minimum der Erziehung reduzirt sehen. Wir wollen eine Anzahl Menschen hernehmen, und angestellte Versuche werden darthun, daß die wenigsten von ihnen im Stande sind, kleine Verschiedenheiten der Gerüche deutlich wahrzunehmen. Was Essig und was Rosenöl ist, das riechen sie vielleicht; allein die Unterschiede feinerer Gerüche sind schon für viele verschlossen. Der Geruch ist das Aschenbrödel unter den Sinnen.

Woher diese merkwürdige Mißachtung des Geruchssinnes? Wir können uns bei Beantwortung dieser Frage getrost an das halten, was Professor Reclam in Leipzig über den Gegenstand sagt. Unser vielfach verdienter Gewährsmann findet die Ursache, weshalb der Geruch in Mißkredit gekommen, erstens darin, daß der Wohlgeruch zunächst an und für sich kein Bedürfniß ist. Der Mangel des Geruchssinnes sei indeß ein größeres Unglück, als man im allgemeinen glaube. Wie jede einzelne Thätigkeit unseres Körpers zu unserm Wohlbefinden unbedingt nothwendig sei, und wie vielfache Störungen und Unannehmlichkeiten daraus entspringen, wenn die eine oder andere verloren gehe, davon könne sich jeder Beobachter häufig genug überzeugen. Mit dem Geruchsinn verschwinde nicht nur die Freude an den Wohlgerüchen, sondern es fehle auch ein Warner, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen sei; es fehle jede Geschmacksempfindung für aromatische Stoffe, so daß z. B. mit dem Fehlen des Riechsinnes alle Fleischarten und fast alle Gemüsearten ein und denselben faden Geschmack haben und nur die Geschmacksempfindung für süß, sauer, salzig übrig bleibt .... es fehle eine wichtige Erkenntnißquelle der Umgebung und der eigenen Person: man könne Fleckwasser statt einer wohlriechenden Flüssigkeit, Petroleum für „Deutschen Blumengeist" von Kamprath und Schwartze ergriffen haben und merke es nicht, daß man rieche wie eine wandelnde Gasanstalt. „Wenn eine des Riechsinns entbehrende Hausfrau in ihrer Wohnung starke Gerüche sich verbreiten läßt, ohne dies früher zu bemerken, als bis sie Kopfweh und Nervenleiden verursacht haben, oder wenn sie, von dem Geruch des Leuchtgases nicht gewarnt, vergiftende Luft einathmet und

Digitized by Google

sich dadurch, ohne es zu ahnen, tödtet — ist diese Gefahr, Gesundheit und Leben zu verlieren, nicht groß genug, um den Verlust des Geruchssinnes zu beklagen? Der Riechsinn ist ein sogenannter chemischer, und wir können mit demselben nicht auf weite Entfernungen wirken wie mit Auge und Ohr. Er ermüdet gleich dem Geschmackssinne leicht und wie dieser ziemlich schnell."

In Anbetracht, daß das Empfinden der Wohlgerüche sich nicht mit der Befriedigung eines unabwendbaren Bedürfnisses für uns verwendet wie der Geschmackssinn beim Essen und Trinken, findet es unser Gewährsmann durchaus nicht befremdlich, daß dieser Sinn bei unserer Erziehung in der Regel unbeachtet bleibe; es sei kein Wunder, daß Erzieher und Erzieherinnen es versäumen, die Kinder auf scharfe Unterscheidungen der einzelnen Gerüche aufmerksam zu machen, da ihnen selbst die Fähigkeit des scharfen Unterscheidens abzugehen pflege. Während fast jeder durch die Anforderungen des täglichen Lebens oder durch seinen Beruf genöthigt werde, die einzelnen „Farben" miteinander zu vergleichen und seine Unterschiede herauszufinden, seien die wenigsten Personen auf „Gerüche" und deren Unterschied aufmerksam.

Einen zweiten Grund, weshalb der Riechsinn unverdienter Weise in Mißkredit gekommen, findet Prof. Reclam darin, daß sich fast für niemand ein geistiges Interesse, ein bestimmter Zweck, die Verfolgung eines Gedankens mit Wahrnehmung eines Wohlgeruchs verbinde. „Wir riechen im allgemeinen gedankenlos und empfinden wie Kinder nur den allgemeinen Eindruck des Behaglichen und Unbehaglichen." Mit Recht ist er der Meinung, daß dergleichen dem Gebildeten und an geistige Thätigkeit Gewöhnten nicht genügen könne. Wir turnen mit den Augen, indem wir sie nach und nach an immer weitere Entfernungen gewöhnen; wir turnen mit den Zähnen, um sie durch verschiedene Uebungen zu kräftigen und kräftig zu erhalten; wir turnen mit den Lungen, indem wir ihnen durch energisches Einathmen Gelegenheit zur vollen Entfaltung ihrer Thätigkeit geben. Ganz in gleicher Weise muß man mit dem Geruch turnen. Der Geruch muß in den Bereich der erzieherischen Arbeit gezogen werden. Die Mißachtung, die ihm seither vom pädagogischen Standpunkt aus zu theil geworden, ist durchaus ungerechtfertigt, es gilt ein großes Unrecht gut zu machen, es gilt dem bisherigen Aschenbrödel unter den Sinnen den Rang anzuweisen, den seine Gleichberechtigung mit den übrigen Sinnen beanspruchen darf. Man spricht so viel von der harmonischen Ausbildung des menschlichen Organismus; in Wirklichkeit aber hat diese Ausbildung bedeutende Lücken aufzuweisen. Bedarf es indeß häufig nur der Anregung, um für eine Idee Anhänger und Jünger zu gewinnen, so würde es ganz den Wünschen des Verfassers entsprechen, wenn, wie es bei der weiten Verbreitung dieses Blattes kaum anders sein kann, durch seine Skizze die Aufmerksamkeit recht vieler Eltern und Erzieher auf den fraglichen Gegenstand gerichtet, wenn demselben wohlwollende Beachtung, namentlich von Haus und Schule, zu theil werden sollte. E. K.

Digitized by Google

Eine französische Literaturgeschichte.

Die Franzosen machen den Deutschen überall zu schaffen und geben viel zu denken. Nicht nur auf dem Gebiete der Politik und der Mode halten sie uns auf dem qui vive, der französische Geist sucht auch literarisch seine alte Usurpation der Vormundschaft in geistigen Dingen über alle Nationen aufrecht zu erhalten. Französische Romane, französische Theaterstücke beherrschen noch heute die Geister, und es gilt für ein Zeichen der Unbildung, von Daudet's neuestem Roman, von Sardou's neuestem Drama nichts zu wissen. Hätten die Franzosen der Gegenwart Lyriker, wehe dann unsern deutschen Goldschnittdichtern, wehe der deutschen „Geschenkliteratur"! Man würde auf den deutschen Büchertischen nur französische Verse finden!

Den Ursachen der französischen Bevormundung in literarischen Dingen nachzuspüren ist hier ebensowenig der Ort, als die Mittel anzugeben, durch welche man der literarischen Gallomanie — die noch ganz so stark wie vor hundert Jahren ist — steuern kann. Lehrreich aber wird es sein, wenn dem Deutschen Gelegenheit geboten wird, dem Werden und Wachsen des Literaturgeistes nachzuforschen, der die Gemüther noch heute so mächtig beherrscht, wie zu den Zeiten des großen Hamburger Dramaturgen. Birgt die französische Literatur von Anfang an alle die Keime in sich, um eine Weltliteratur zu werden im Sinne der hellenischen Literatur, oder ist es bis auf den heutigen Tag nur eine spezifisch gallische Literatur, die nur durch das Erbtheil des Franzosenthums, die Grazie und den „esprit" schneller andere Nationen erobert, als die schwerere deutsche und englische Literatur es vermag?

Die Antwort auf die Frage giebt ein kundiger Führer, der wohl weiß, „wie man zu den Quellen steigt", aus denen die Flut des französischen Literaturstroms rinnt. Es ist nicht leicht und auch nicht dankbar, eine „Geschichte der französischen Literatur" zu schreiben. Eduard Engel, der schneidige Herausgeber des „Magazins für die Literatur des In- und Auslandes" hat es muthig gewagt, die Biographie der gegen scharfe Analyse sehr empfindlichen französischen Literatur zu schreiben. Das stattliche Buch ist kürzlich im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen und man spricht jetzt schon von einer zweiten Auflage. Unseres Wissens ist dies die erste vollständige französische Literaturgeschichte, denn Hermann Hettner und Julian Schmidt sind nicht über das achtzehnte Jahrhundert zurückgegangen. Engel giebt uns eine zusammenfassende Darstellung des französischen Geisteslebens von den Anfängen der französischen Sprache, von der Legende des heiligen Amandus bis auf Zola, also von A bis Z.

In ruhiger leidenschaftsloser Form charakterisirt Engel die Vertreter der Literatur, ganz entgegen dem Ton, den man gewohnt ist, aus den geharnischten Kritiken des „Magazins" herausklingen zu hören. Wohlthuend berührt die Sicherheit, mit welcher Engel seinen Stoff behandelt. Man merkt gleich nach den ersten Seiten, wie er das Terrain beherrscht und wie ihm die Kenntniß gallischer Literatur nicht erst kam, als er den Gedanken faßte, eine französische Literaturgeschichte zu schreiben. Es scheint ein alter literarischer Lieblingsboden zu sein, den Engel

Digitized by Google

bebaut hat, er hat viel und mit feinem Urtheil gelesen auch im Altfranzösischen und es spricht für sein Verständniß der gallischen Volksseele, daß er über die bedeutendsten Dichtungen der ältern Zeit, in denen sich das Volksthümliche der französischen Literatur charakteristisch ausspricht, geschmackvoll referirt und keinen Raum spart, um dem Leser die genaue Bekanntschaft mit jenen Werken in gut gewählten Proben anzubahnen.

Die Porträts der Literaturgrößen giebt das Buch ungeschmeichelt, in manchen überwiegt die korrekte Zeichnung das warme Kolorit, dafür aber sind manche Köpfe plastisch, wie mit einem Bildhauermeißel herausgearbeitet und ihre Wahrheit springt in die Augen. Das gilt zumeist von denjenigen Charakterisirungen, die ich in jeder Hinsicht als Glanzpunkte des Buches bezeichnen möchte, von den Worten über Rabelais, Voltaire, Chateaubriand, Béranger.

Aber wo viel Licht ist, ist auch Schatten. Die Tendenz des Engelschen Buches, Einzelporträts der Literaturgrößen zu bringen, führt in ihrer Konsequenz auf ein unhistorisches Prinzip, das der Geschichtsschreiber neuer Literatur vermeiden sollte. Wir erhalten in Engels Werk zwar mehr oder minder liebevolle Porträts, aber diesen Porträts mangelt der Hintergrund und die Staffage. Wenn van Dyk einen Karl I. malt, begnügt er sich nicht mit der Gestalt des Königs allein, er malt uns auf das Bild auch den Palast von St. James, ein Roß, einen Reitknecht u. s. w. Wenn der große niederländische Porträtkünstler uns nur die Gestalt des Königs gegeben hätte, ohne Hintergrund, ohne Staffage, so würde ein wesentliches Moment der Porträtirungskunst mangeln, die Beziehung des dargestellten Individuums zu seiner Umgebung. Engel aber verfährt meist so, als wenn van Dyk nichts anderes als nur die Figur ohne Staffage dargestell hätte. Unser Literarhistoriker, so geistvoll und umsichtig er ist, betrachtet die Objekte seiner Darstellung als losgelöst von den Kultureinflüssen ihrer Zeit zu sehr aprioristisch, ihre Geistesprodukte zu wenig als abhängig und beeinflußt von Stimmung und Geschmack ihrer Zeit. An dieser Betrachtungsweise ist allerdings die Anordnung des ganzen Buches schuld, die uns Einzelporträts statt Gruppenbilder bringt, sodaß es formell den Anschein gewinnt, als gingen selbst die Zeitgenossen einander nichts an und als ginge jeder seinen eigenen Weg und ließe seine Mitstrebenden und sein Zeitalter unberücksichtigt. Jeder Poet steht aber auf dem Boden seiner Zeit und lernt von seinen Mitpoeten, darum wäre es wünschenswerth gewesen, wenn der Verfasser jeder von ihm gezeichneten Literaturperiode eine kulturgeschichtliche Einführung in den betreffenden Zeitraum hätte vorangehen lassen. Ein sehr verdienstlicher Literarhistoriker hat kürzlich behauptet, daß die Literatur eines Volkes „wie jede andere Bethätigung des menschlichen Geistes der natürliche Ausdruck der volksthümlichen Bedingungen sein müsse". Der Mann, der das gesagt, heißt Eduard Engel und dies treffende Wort steht in seiner französischen Literaturgeschichte auf Seite 396.

Bei diesem Außerachtlassen der Betonung der „volksthümlichen Bedingungen" ist es begreiflich, daß Engel, bei dem der Kritiker den Geschichtsschreiber oft unterdrückt, auch die Wechselwirkungen zwischen französischer und deutscher Literatur ganz unberücksichtigt läßt. Daß er bei dem Namen Rabelais nicht Fischart, den ersten und originellsten

Digitized by Google

Verdeutscher des Franzosen erwähnt (die neuern Uebersetzer Regis und Gelbke werden citirt) daß er bei Scarron's Virgiltravestie nicht an Blumauer denkt, das ist Geschmacksache. Aber geradezu unbegreiflich ist es, daß die beiden französischen Dichter der Parzivalsage, denen Wolfram von Eschenbach den Stoff seines großartigen Gedichtes verdankt, daß Chrétien de Troies und Guiot de Provins in Engels Literaturgeschichte mit keinem Wort erwähnt werden. Merkwürdigerweise hat sich der sonst so streitbare Verfasser die schöne Gelegenheit entgehen lassen, den Raisonneurs über den Einfluß der modernen französischen Literatur auf die deutsche die unwiderlegliche Thatsache vorzuhalten, daß die ganze deutsche mittelalterliche Epik des bretonischen Sagenkreises französischen Poeten ihre Existenz verdankt und daß die großen Dichter Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Hartmann von der Aue nur den französischen Vorbildern ihre Werke verdanken. Wie hier Deutschland den Franzosen Literaturstoffe verdankt, so ist mancher Franzose den Spaniern Dank schuldig und ich vermisse in Engels Darstellung bei dem hübschen Porträt Lesages die Angabe seiner spanischen Vorbilder Quevedo und Mendoza, wie ich denn auch bei der Anführung von Viktor Hugo's „Notre-Dame" die Anregung durch Walter Scott erwähnt sehen möchte.

Noch ein anderes Moment hätte ich bei dem trefflichen Buch auf dem Herzen. Vielleicht wird es in einer neuen Auflage Berücksichtigung finden. Engel denkt zu verächtlich über das scheinbar leichte Genre der französischen Literatur, das viel schwerer in der kritischen Wagschale wiegt, als er glaubt. Wenn er den begabtesten Vertreter des lustigen Franzosenthums, sans phrase, wenn er Paul de Kock, der viel besser ist als sein Ruf, nur mit den drei Zeilen abfertigt: „Paul de Kock hat durch einen gewissen spießbürgerlichen Humor und namentlich durch seine platte Schlüpfrigkeit ein zahlloses Heer geschmackloser Leser beiderlei Geschlechts in aller Herren Ländern gefunden" — dann spricht nicht mehr der unparteiische objektive Geschichtsschreiber, sondern ein sehr subjektiver Kritiker, der wenig Sympathie für die Grazie des Lachens hat. Nach meinem Gefühl ist bei Paul de Kock die „platte Schlüpfrigkeit" (Ausdrücke, die mit demselben Recht oder vielmehr Unrecht auch auf Lafontaine angewendet werden können) das heißt aus dem Engel'schen übersetzt, die derbe gesunde Sinnlichkeit, Nebensache. Die Hauptsache ist die echt humoristische Schilderung des französischen Kleinlebens, kurz vor und nach der Julirevolution. Paul de Kock, Claude Tillier und Gustav Droz, (die Engel auch sehr kurz nebenbei erwähnt) sind nach meinem Gefühl die einzigen Franzosen, die nach germanischem Begriff „Humor" haben. Ja, Paul de Kock kann sogar nicht nur gemüthlich, er kann auch sehr gemüthvoll sein, jedenfalls gemüthvoller als Emile Zola, für den Engel einst im „Magazin" begeistert eine Lanze brach, der aber in seiner Literaturgeschichte ziemlich schlecht wegkommt.

Und nun muß ich den Verfasser der französischen Literaturgeschichte ein wenig erschrecken, soweit das bei Eduard Engel, der seinen Muth oft bewiesen hat, möglich ist. Ich vermisse den Namen Casanova in Engels französischer Literaturgeschichte. Casanova hat seine weltberühmten Memoiren französisch geschrieben. Man komme mir nicht mit der „Schlüpfrigkeit", obgleich Casanova viel schlüpfriger als der gesündere Paul de

Digitized by Google

Kock ist. Casanovas Memoiren, von denen ganze Bände kein erotisches Abenteuer enthalten, sind eine wichtige, von ernsten Historikern anerkannte Quelle für die Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Der selige Professor Barthold in Greifswald, ein grundgelehrter Historiker, hat sogar zwei Bände geschrieben unter dem Titel: „Die historischen Persönlichkeiten in Casanovas Memoiren", worin er den merkwürdigen Venetianer als eine so klassische Quelle für die Geschichte bezeichnet, wie Ranke die venetianischen Gesandtschaftsberichte. Und was Engel noch mehr interessiren wird, Casanova schrieb ein vortreffliches elegantes Französisch. Sein Name darf in einer französischen Literaturgeschichte nicht fehlen. Er wäre kein geborener Franzose gewesen? Ja, sind denn Rousseau, Constant, Cherbuliez, Töpffer, Karr geborene Franzosen?

Hoffentlich ist es dem Mann, der eine Geschichte der französischen Literatur sine ira et studio unternommen und tapfer durchgeführt hat, nicht Ernst mit seiner Unterschätzung des Literaturgenre, aus welchem die „gaie France" herauslacht. Wir glauben auch nicht, daß es ihm Ernst ist, wenn er Béranger beklagt, daß er sich nicht „über die Schranken der Chanson zu höherer Dichtung" aufgeschwungen. Aber oft kommt es uns vor, als ob es Engel ginge, wie einen großen Theil des gebildeten deutschen Publikums, das bekanntlich eine Tragödie für ein viel „höheres" Kunstwerk hält als ein gutes Lustspiel. Für das Lustspiel scheint unser Literarhistoriker weniger Sympathie zu hegen, als für die „stilvolle" Tragödie. So begreift man auch, daß er Voltaires Lustspiele (die zwar nicht Meisterwerke, aber sehr amüsant sind) gar nicht mit Namen und nur mit den Worten erwähnt: „Voltaires Lustspiele sind bedeutungslos." Und doch fand Lessing diese Lustspiele so bedeutungsvoll, daß er in der „Dramaturgie" ganze Seiten darüber schrieb!

Das wären die Bedenken, die ich gegenüber dieser umfassenden Literaturgeschichte, in der ein tüchtiges Stück Arbeit steckt, auf dem Herzen hatte. Alle anderen Ausstellungen sind Formalien und Kleinigkeiten. Damit aber der Verfasser sieht, wie genau ich sein Buch gelesen, möchte ich ihm noch kleine Desiderien mittheilen.

Pierre Bayle, dessen Dictionnaire ein Kulturmoment war, ist viel zu kurz und ohne allen Bezug auf die weittragende Bedeutung das Dictionnaire, das die französische Revolution vorbereiten half, behandelt und Lesage gehört nicht in das Zeitalter Ludwigs XV., sondern in des Ludwigs XIV. Destouches, (der übrigens zwei Mal vorkommt), wäre umgekehrt in das siècle Louis XV. zu rangiren.

Die Besprechung eines bedeutsamen Buches — und das ist Engels Buch, schon weil es die erste vollständige französische Literaturgeschichte in deutscher Sprache giebt — muß ausführlich sein und Engels Buch verdient diese Ausführlichkeit. Viele unserer Leser werden das Werk in die Hand nehmen und sich der gewissenhaften Führerschaft durch die geistigen Provinzen Frankreichs freuen. Nirgends verdirbt eine banausische Kleinigkeit der Auffassung, nirgends eine stilistische Rohheit oder gar die Beschränktheit eines Parteistandpunktes den gediegenen Gesammteindruck. Und an originellen Gedanken, an hellen Geistesblitzen, an prägnanten Wendungen ist das Buch reich. Ein Beispiel aus vielen möge für die Farbenfrische der Darstellung zeugen. Bei der Charakte-

Digitized by Google

risirung Rousseaus heißt es einmal: „Wenn man aus Beaumarchais „Figaro" das Krachen der Trümmer der Bastille hat voraushören können, so ist aus dem „Contrat social" das Niedersausen des Fallbeiles zu vernehmen." Das ist Prägnanz. Also gehet hin und leset!

Franz Hirsch.

Salonpost.

B. Sch. in Graz. Die erste Feuerbestattung in Gotha fand am 10. Dezember 1878 statt und bis zum 11. Dezember 1882 sind 100 Feuerbestattungen in Gotha vollzogen. Die Stadt Gotha selbst ist mit 27 Fällen, ganz Thüringen, Gotha inbegriffen, mit 41 Fällen, Thüringen und das angrenzende Königreich Sachsen mit 55 Fällen betheiligt; Bayern brachte 10 Feuerbestattungen. Von Städten zeigt die höchste Ziffer Dresden, nämlich 10, Wien und Berlin, Hamburg und München partizipiren mit je 2 Fällen. 74 von den im Feuer Bestatteten gehörten dem männlichen, 25 dem weiblichen Geschlechte an; der Religion nach waren 66 evangelische, 22 katholische Christen, 6 Juden. An den Kosten hat sich gegen früher Einiges geändert. Zur Erzeugung des für eine Verbrennung erforderlichen Gases sind 50 Centner Braunkohlen erforderlich, die zum Selbstkostenpreis, zu 1 Mark der Centner, abgegeben werden. Für Bedienung des Apparates, die schon um Mitternacht beginnt, falls früh um 8 Uhr die Verbrennung stattfinden soll, und die auch noch drei Stunden über die ceremonielle Trauerhandlung hinaus dauert, werden 14 Mark, für Abnutzung des Apparates 16 Mark gerechnet. Kommt die Leiche von auswärts, so kostet ihr Transport vom Bahnhof zum entfernten Friedhof im Leichenwagen und unter Begleitung der Leichenträger 30 Mark. Für Trauergesang oder Trauermusik, sofern sie verlangt werden, entstehen nochmals 30 Mark Kosten.

Adeline H. in B. Gewiß können Sie leblosen Gegenständen durch die Poesie Beseelung verleihen, nur müssen Sie dies geschickter als in Ihren etwas hölzernen „Erfahrungen eines Schreibtisches" thun. Wahrscheinlich hat Ihnen dabei der tiefsinnige Ausspruch vorgeschwebt, den Georg Ebers in seinem neuesten Roman „Ein Wort" von einem Stuhle thut, von dem er sagt, „der Stuhl sei längst der Schauplatz der besten Stunden" des Besitzers geworden. Welch eine weite Perspektive hat hier der Dichter Allen eröffnet, die sich eines bequemen Stuhls erfreuen! Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist." Alfred de Musset wird aber mit seinem Werk „Le spectacle dans un fauteuil" wohl etwas anderes gemeint haben, als Ebers.

E. v. Gl. Die excentrische Pariser Künstlerin ist nicht Sarah Bernhardt, sondern die Primadonna der Opéra comique, Mademoiselle van Zandt gewesen. Die übrigens sehr hübsche Primadonna besuchte das Musée Grévin, als ihr plötzlich ein teller Gedanke kam. Sie schlüpfte in das Kostüm-Atelier und eine halbe Stunde darauf konnte man sie in ihrer bekannten „Mignon"-Posse mit aufgelösten Haaren an einer Säule starr und unbeweglich stehen sehen. „Tiens, c'est Mignon!" riefen die Besucher aus und bewunderten die frappirende Aehnlichkeit und Lebenswahrheit der vermeintlichen Wachsfigur, bis die Künstlerin plötzlich in ein schallendes Gelächter ausbrach und wie toll davonlief. An Excentricität ist die Schauspielerin Léa d'Asco Mademoiselle van Zandt noch über. In einem seltsamen Gemisch von Männer- und Frauen-Kostüm geht sie auf die Jagd, reitet im Bois, macht Luftballonpartien und dergleichen mehr. Mit besonderer Vorliebe betreibt Léa d'Asco auch den Box-Sport und soll in demselben eine außerordentliche Virtuosität erlangt haben. In ihrer Wohnung zieht sie mehrere junge Bären groß, die unter der besonderen Obhut eines Negers stehen.

M. R. in Dresden. Das Schlachtenbild des Dresdner Panoramas wird von Professor Braun in München gemalt. Das Bild stellt die Schlacht bei St. Privat vor und das Panorama soll am 1. Juli 1883 eröffnet werden.

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Tuchmäntelchen für ein Kind von 4 Jahren und darüber.

Die Form des Mäntelchens von grauem Tuch iſt die eines geraden Paletots, der in der Taille nur ein klein wenig geſchweift iſt und mit PaſſementerieMotiven geſchloſſen wird. Zum Gürtel iſt ſchönes Atlasband genommen, das an der Seite

Nr. 1. Tuchmäntelchen für ein Kind von 4 Jahren und darüber.

unter der Hüfte geknüpft wird. Die Pelerine iſt an den Schultern anliegend; der Schluß wird hier durch einen doppelten metallenen Phantaſieknopf bewirkt. Am Rand der Pelerine und an den Aermeln ein Plüſchſtreifen in zwei abgeſtuften Nüancen fiſchotterbraun.

Digitized by Google

Nr. 2 u. 3. Taille für Gesellschafts-Anzug.

Diese Taille ist von broschirtem blaßrothem Stoff und hat eine sehr lange

Nr. 2. Taille für Gesellschafts-Anzug.

Schnebbe. Den Kopf der Tunika bilden zwei gepuffte Reihen. Unten ist sie mit einem hohen, mit blaßblauer Seide geschlossenen Atlasrevers besetzt. Die Taille ist

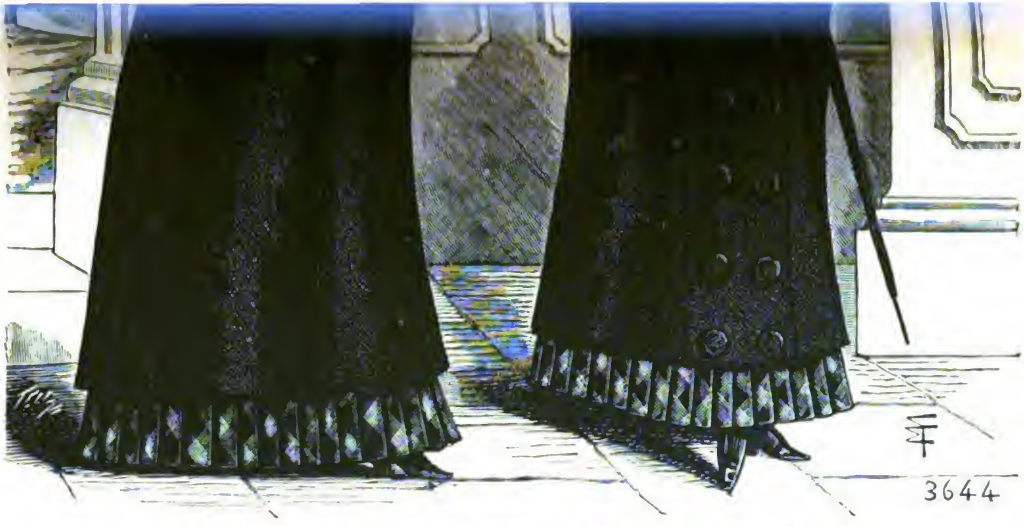
Digitized by Google

von den Schultern ab über einem großen mittelalterlichen Plastron, das auf der Brust von einer halbrunden Strippe vom Stoff der Taille gehalten wird, offen.

Nr. 3. Schnebbentaille für Diner-Anzug.

Um den herzförmigen Halsausschnitt eine fünffach gefältelte Rüsche, welche sich nach hinten immer mehr erweitert. Das Plastron von blaßblauer Surah ist äußerst

Digitized by Google



Nr. 4 u. 5. Großherzogin-Ueberrock (Rück- und Vorderansicht.)

Digitized by Google

Digitized by Google

fein gepufft. Die auf die Mitte der Strippe gesetzte Rose verdeckt den spitzen Schluß der Rüsche; unter dieser Rüsche geht ein bis an die Taillenschnebbe sich herabziehendes geschlängeltes Jabot hervor. Die Reihung der Puffärmel ist mit einem Bündchen unternäht und darüber ein blaßblaues Band gebunden, darunter ein großer, bis auf die Ellbogen herabfallender Spitzenvolant. Ueber die Ellbogen gehende Handschuhe

Nr. 3. Schnebbentaille für Diner-Anzug.

Der Schooß dieser Taille ist mit gestreiften Sammet- und Atlasschluppen garnirt,

Nr. 6. Zündhölzchenbehälter. (Mit Dessin.)

welche sich auch an der Berthe wiederholen. Drapirte Puffärmel, unter welchen eine Spitze hervortritt. Die unter den Schooßschluppen hervortretenden Paniers verlieren sich unter der großen Schleifen-Schärpe, die den Ansatz der Schleppenbahn verdeckt, welch' letztere in eine doppelte auf den Spitzenrock fallende Schluppe endigt. Um den Taillenausschnitt eine Berthe von weißer Gaze mit schwarz und weiß gemuschelter Spitze. Ueber die Ellbogen gehende Handschuhe mit 16 Knöpfen.

Nr. 4 u. 5. Großherzogin-Ueberrock. (Rück- und Vorderansicht.)

Zum Stoff kann man rauhes starkes Naturtuch oder Plüsch wählen; zum

Digitized by Google

Futter wird Plüsch oder wattirter und gesteppter Atlas genommen. Aermelaufschläge von Pelz und längs der Oeffnung auf der Rückseite ein Pelzstreifen. Russischer Pelzshawlkragen. Der Ueberrock hat vorn doppelte Reihen großer Knöpfe, geht weit übereinander und sind daran noch die schmalen Achseln zu beachten, die in Verbindung mit den sehr hochschulterigen Aermeln die jetzige Mode charakterisiren. Das Hochschulterige an den Aermeln kommt besser zur Geltung, wenn oben um die Kugel herum ein mäßiges Reihen angewendet wird. Spanischer Hut von fischotterbraunem Plüsch, vorn ein aus drei Federn geschmackvoll zusammengesetzter Tuff. Um die hohe Calotte mit flachem Deckel ein sehr breites Sammetband, das durch eine Krystallschnalle zusammengehalten wird.

Nr. 7. Dessin zum Zündhölzchenbehälter.

Nr. 6 u. 7. Zündhölzchenbehälter in Form eines Blasebalgs. (Mit Dessin.)

Dieses kleine originell geformte Modell ist aus Carton zusammengesetzt und mit fischotterbraunem Plüsch überzogen. Zur Ausfütterung ist himmelblauer Atlas zu verwenden. Auf das Vordertheil mit Vorzeichnung stickt man das Dessin Nr. 7 im Hochstich in feinen Seidennüancen. Die Rosen in abgestuftem Roseuroth mit Stichen in weißer Seide erhöht, die Knötchenstiche gelb und die Rippen grün. Das Blattwerk ist in olivengrünen und rothbraunen, Stengel und Blattrippen in braunen Tönen. Dieses in elegantem Stil gehaltene Dessin kann ebensowohl zur Verzierung von Nähtissen-Oberblättern dienen.

Nr. 8. Mantel für ein Mädchen von 8 Jahren.

Die Form dieses Mantels von fischotterbraunem Tuch ist vorn gerade und auf der Rückseite an der Taille unter dem Gürtel ein wenig zusammengezogen. Der

Digitized by Google

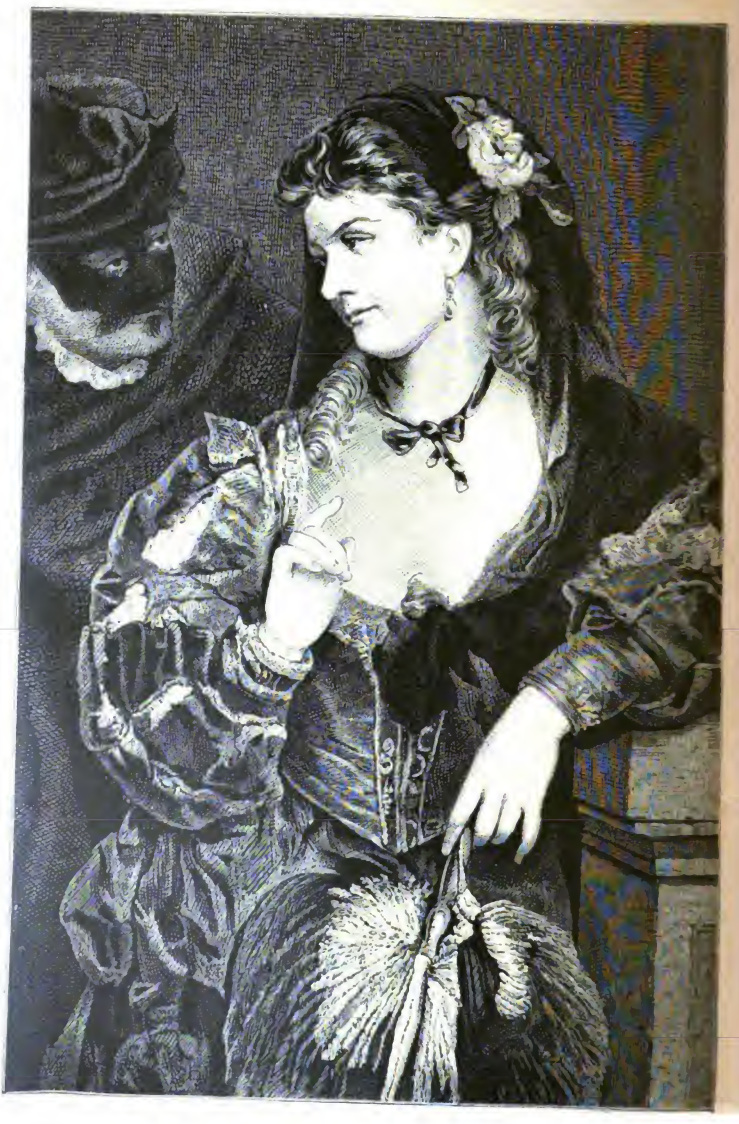
Gürtel selbst besteht aus einem Band von granatrothem Sammet, das an der Naht befestigt und mittels einer breiten Schleife mit langer Schluppe geknüpft ist. An der linken Seite eine große Sammettasche, um welche in einigem Abstand ein schmaler

Nr. 3. Mantel für ein Mädchen von 8 Jahren.

Sammetstreifen angesetzt ist. Am Aermel ein hoher Aufschlag und an der vorn übereinandergeschlagenen Pelerine ein à la Revers von Sammet umgelegter Kragen. Am untern Rand des Mäntelchens, sowie rings um den Rand der Pelerine ein Vorstoß von granatrothem Sammet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google



Venetianerin.

Nach dem Originalgemälde von Carl Becker.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Ein Hafen.

Novelle von J. Boy-Ed.

„Ganzes Bataillon, vorwärts Marsch!“ kommandirte eine lachende Frauenstimme. Willig folgte eine kleine Schar von Buben und Mädchen dem Gebot, faßte die als Gewehre dienenden Stecken fester und marschirte tapfer ihrer Führerin nach, die, militärisch eine grünbelaubte Gerte wie einen Degen aufrecht vor sich haltend, an ihrer Spitze schritt.

An dem Gitter, welches den Vorgarten der Villa von der Bockenheimer Chaussee schied, standen zwei Männer und sahen dem Spiel dadrinnen zu. Um den sammetgeschorenen grünen Rasen, auf gelbem Kiespfad, folgten die Kinder ihrer Führerin. Sie war ein Weib von schlanker Fülle, hoch von Gestalt, mit einem Haupt, dessen fast klassischen Formen dunkle, ungewöhnlich lebhafte Augen den Eindruck der Kälte nahmen, den die elfenbeinbleiche Farbe ihres Gesichtes leicht hätte hervorrufen können. Sie schritt stolz einher, das Haupt frei erhoben; in ihrem Nacken lag ein dunkler Haarknoten, aus dem einzelne Locken herabfielen und braungoldig nun auf dem schimmernden grauen Stoff ihres Kleides ruhten. Ein frohes Lächeln schwebte um die Lippen der schönen Frau; sie schien in dem Spiel sehr glücklich unterhalten.

Der eine von den beiden, die am Gartengitter lauschten, halbverborgen hinter einem Gebüsch, welches sich von drinnen her durch die Eisenstäbe drängte, sah dieses Haus und diese Frau jetzt zum ersten Mal. Er betrachtete erst genau die Frau und dann auch die Umgebung, in welcher er sie fand. Auf dem Rasen lagen, unsymmetrisch vertheilt, farbenbunte Beete, von niederen rothen Pelargonien, mit weißblauer Einfassung, von braunrothen Blattpflanzen, im Rahmen gelber Blumen, in der ganzen Unnatur gärtnerischer Kunst. Der Rasen breitete sich gerade vor der offenen Veranda aus, zu der seitwärts einige Granitstufen emporführten. Die Villa selbst war ein Gebäude wie andere auch. Aus hellbraun angestrichenen Mauern blickten große, blitzende Spiegelscheiben, dahinter wallten reiche Vorhänge herab. Das aufgetreppte Parterre trug nur eine Etage über sich, die einen Balkon auf das Dach der Veranda vorschob und von einem, im Verhältniß zum Hause übermäßig großen, schieferbedeckten Dach gekrönt war, einem jener unförm-

Digitized by Google

lichen Dächer, welche ihr Dasein durch ihre Herleitung aus der französischen Renaissance zu entschuldigen glauben können und welche blinder Geschmack auf bürgerliche Häuser und Villen setzt. Rechts und links von dem Hause schienen gebüschumsäumte Wege in einen Hintergarten zu führen. Hohe Bäume, Tannen und niedere Coniferen rahmten die Kieswege um den Rasen ein. In diesen Baumpartien befanden sich Plätze, die mit Tischchen und Stühlen besetzt waren und wo man sich mochte aufhalten können, ohne von der Straße gesehen zu werden.

„Rechtsum kehrt!" kommandirte wieder die frohe Frauenstimme, und das kleine aus sechs Köpfen bestehende Heer schwenkte wie ein Mann.

„Nach allem was Du mir gesagt hast", sprach der eine der beiden Männer zum andern, „durfte ich erwarten, Frau Therese in jeder möglichen Situation zu finden, nur nicht in dieser. Du hast dieser Kinderschar, welche ihr übrigens nicht ganz zu eigen gehören kann, denn dazu ist die Größe dieser sechs kleinen Erdenbürger zu gleich, mit keiner Silbe erwähnt."

Der andere zuckte die Achseln, that schweigend einen Schritt vorwärts und stieß die Gitterpforte auf. Zugleich ward man ihrer gewahr: die Kinder standen still, über das Antlitz der Frau ergoß sich eine Purpurwelle.

„Gnädigste Frau", begann der zuerst Eingetretene, nachdem er ihr die Hand geküßt, auf seinen, sich verneigenden Begleiter deutend, „Sie gestatten, daß ich Ihnen meinen Universitätsfreund, den Doktor Wendel vorstelle."

Jener, ein hoher, überschlanker Mann mit schwarzem Bart und Haupthaar, einem sehr intelligenten Gesicht aus dem kluge graue Augen blickten, sprach lächelnd dem befremdeten Blick der schönen Frau begegnend:

„Deine Vorstellung, Willibald, leidet an Undeutlichkeit. Es mag ein Dutzend Doktor Wendel im deutschen Reich geben. Ich bin Hans Wendel, meine Gnädigste, derselbe, den Sie kennen zu lernen wünschen: ein Wunsch, der mich beglückt."

Das Auge der Dame zeigte keineswegs das überraschte freudige Aufleuchten, welches Doktor Wendel erwartet hatte. Im Gegentheil ruhten diese Augen eine Sekunde lang schmerzlich vorwurfsvoll auf dem andern und sahen dann unendlich gleichgiltig auf ihn, während ihr Mund höflich lächelnd sagte:

„Zwar entsinne ich mich nicht, diesen Wunsch geäußert zu haben, allein Ihre Bekanntschaft, Herr Doktor, kann jedermann nur erwünscht sein, der Ihr allerliebstes Büchlein kennt."

„Auch Sie zählen zu meinen Verehrerinnen?" sprach Wendel bescheiden lächelnd. „Ich bin in der That selbst durch den ungeheuren Erfolg überrascht, den mein Buch hatte. Daß es geradezu Epoche machen werde, konnte ich nie hoffen. Und dieser Unmensch von Willibald hat mein Buch nicht einmal gelesen."

„Nicht einmal gelesen!" wiederholte Frau Therese das bekannte Wort der Orsina. Es zitterte ein seltsamer, schmerzlicher Ton mit in ihrer Stimme, als erwecke ihr dies Wort eine peinliche Vorstellung.

„Man muß mir mildernde Umstände zugestehen", rief Willibald,

Digitized by Google

„wenn man bedenkt, daß meine Thätigkeit als Advokat, der, zum Glück, trotz seiner Jugend der Gesuchteste der Stadt ist, mir den ganzen Tag raubt; daß der Abend im Winter der Geselligkeit, im Sommer dem Sport gewidmet ist. Wendels Buch geißelt und parodirt moderne Autoren. Ja, ich kenne diese Autoren nicht, was gehen mich dann die Grobheiten an, die Wendel ihnen sagt?"

„Es giebt keine mildernden Umstände für einen Menschen, der mich nicht liest", rief Wendel mit komisch fein sollender Arroganz. „Doch, gnädige Frau, wir störten Sie im Spiel mit dieser reizenden Kinderschar. Willibald hatte mir nicht gesagt, daß Sie Mutter von so . . ."

Frau Therese unterbrach ihn. Die Kinder mit einem Blicke streifend, sprach sie:

„Es sind nicht die meinen. Geht nach Hause, Kinder, und Du, Susanne, grüße Deine Mama."

Die Kinder gaben nach der Reihe Abschied nehmend ihre Händchen und trippelten zur Pforte hinaus. Die Susanne geheißene schien sich näherer Rechte an Frau Theresen zu erfreuen. Sie küßte ihr zärtlich die Lippen, dann schlug sie trotzig nach Willibald, der sie ebenfalls küssen wollte.

„Geh", sprach sie, ihr wildes Lockenhaar zurückwerfend und ihn mit bösen Augen anblitzend, „Dich mag ich nicht küssen, ich mag Dich nicht leiden." Und damit lief das Kind fort und verschwand hinter dem Hause.

„Es ist das Töchterchen einer kranken Dame, die bei mir wohnt", sagte Therese, dem Kinde nachsehend.

„Wünschten Sie, daß Ihnen diese Kinder zu eigen gehörten?" fragte Wendel. Sie schwieg einen Augenblick.

„Nein", sagte sie dann, „ich würde die Last und die Verantwortung scheuen, eine Menschenseele heranzubilden. Es gehört vollständige Selbstentäußerung zu dem schweren Geschäft."

Sie lud die Herren ein, ihr in die Veranda zu folgen. Dort, in einer durch zierliche Möbel behaglich ausgestatteten Ecke nahmen sie Platz.

„Willibald", begann Frau Therese, den jungen Advokaten voll ansehend, und es schien als werde sie dabei um einen Schein blasser, „seit vierzehn Tagen habe ich Sie nicht mehr gesehen, seit Sie bei mir in Gesellschaft des Herrn Rodenwaldt speisten. Heute bringen Sie sich Gesellschaft mit. Fast scheint es, als ob ich allein Ihnen vom Gespenst der Langeweile begleitet bin."

„O, gnädigste Frau, ich bitte Sie", rief Willibald etwas unfrei.

„Vielleicht hat er ein böses Gewissen und sucht sich durch Gesellschaft vor Strafpredigten zu schützen", lachte Wendel. Er griff unwillkürlich nach dem Buch, welches auf dem Tische lag, denn er sah mit schnellem Blick, daß es nicht das seinige war. Doch befriedigt legte er es wieder nieder: keines lebenden Autors Name stand auf dem Titelblatt, sondern derjenige Byrons.

„Leider", sagte Willibald mit Zurückhaltung, „leider habe ich nicht den Vorzug, mit der gnädigen Frau so befreundet zu sein, daß ich gelegentliche Strafpredigten erwarten dürfte. Die gnädige Frau beehrt mich nicht mit so viel Theilnahme."

Digitized by Google

Frau Thereſe ſtreifte ihn wieder mit ſchmerzlich-verwundertem Blick.

„O weh", rief Doktor Wendel bedauernd, „wenn Sie, verehrte Frau, ſo gleichgiltig bleiben gegenüber den Freunden dieſes Hauſes, die ſchon ſeit Jahren über dieſe Schwelle aus- und eingehen, wie wenig darf dann ein Fremder für ſich hoffen, der mit der Bitte kommt, ſich hier einniſten zu dürfen; wie wenig darf er dann noch auf die Kraft der Empfehlung eines ſolchen, Ihnen gleichgiltig gebliebenen, langjährigen Bekannten geben!"

„Das klingt, als wünſchten Sie bei mir zu verkehren. Der Wunſch muß jedoch die nothwendige Vorbedingung haben, daß Sie ſich hier fortan aufhalten", ſprach Thereſe fragend. Sie ſah ihren neuen Gaſt an, aber ihre Finger, die nervös mit ihrem Taſchentuch ſpielten, verriethen, daß ihre Gedanken weniger ruhig waren, als ihre Stimme. Willibald beobachtete dies Fingerſpiel. Sein ſchönes, für einen Mann faſt zu ſchönes bräunlich-blaſſes Geſicht war dabei gleichſam in Ausdrucksloſigkeit wie verſteinert. Der beobachtende Blick ſeiner braunen Augen verrieth nichts von dem was er denken mochte, ſein Mund war unter dem beſchattetem Schnurrbart wie übellaunig geſchloſſen.

Hans Wendel aber verneigte ſich auf Frau Thereſens Frage.

„Ja allerdings, ich werde ein knappes Vierteljahr hier leben. Familienverhältniſſe, die Sie kaum intereſſiren können, ſind der Grund. Es handelt ſich darum, eine Erbſchaft zu erheben. Um irrthümliche Meinungen über dieſes, bei einem deutſchen Dichter unerhörte Ereigniß zu verhindern, bemerke ich, daß es eine ſehr kleine Erbſchaft iſt. Ich habe indeſſen Berlin und meinem Redaktionsbureau den Rücken gekehrt, beſorge theils meine Pflichten von hier aus, überließ ſie theils dem Subredakteur."

„Sie ſollen mir als Willibalds Freund allezeit willkommen ſein. Ich mache indeſſen kein Haus. Seit meines Gatten Tod erſtarb der einſt hier ſo laute und durch mich gepflegte Geſellſchaftslärm. Nun, da die Trauerzeit vorbei iſt, fehlt mir die Neigung, das leere Treiben neu zu beginnen. Sie finden meine Einſamkeit nur ab und an belebt durch den Beſuch weniger näherer Freunde. Und wie mein Vorwurf an Willibald Sie belehren konnte, ſäumen ſelbſt dieſe wenigen noch, Frau Thereſe Wedekind aufzuſuchen."

„Es iſt nicht die rauſchende Geſelligkeit", erwiederte Wendel, der es ſich ſchuldig war zu überhören er ſei als „Willibalds Freund" willkommen; „es iſt nicht die rauſchende Geſelligkeit, welche ich ſuche. Dieſe umdrängt mich immer bis zum Ueberdruß. Sie wiſſen, man braucht nur einen Namen zu haben und ſogleich reißt die Welt ſich um die Berühmtheit. Ich ſuche eine ernſte, tiefe und vielſeitige Unterhaltung. Und wenn ich ſie bei einer Frau finde, die Gefühl und Kenntniſſe hat, bin ich glücklich; glücklicher als im Umgang mit Männern."

„Ich weiß nicht", verſetzte Thereſe bitter, „ob ich nicht ein Uebermaß von den Ihnen werthen Eigenſchaften habe und dieſe ſomit läſtig werden. Wenigſtens behauptete Willibald einmal ſo."

Jedesmal wenn ſie ſchlankweg, in der Unbewußtheit der Gewöhnung „Willibald" ſagte, flog über ſein Geſicht ein mißmuthiger Schatten. Nun erwiederte er höflich, aber doch mit einem Beigeſchmack von Schärfe:

Digitized by Google

„Sie haben mir jene Bemerkung nachgetragen? Ich bitte um Vergebung. Was, so sagte ich damals, nützt einer Frau vielseitige Geistesbildung, wenn sie mit derselben nicht ihre überschwenglichen Gefühle regulirt. Was mir nicht nützt, habe ich „zu viel", kann es also entbehren."

„Und worin soll Ihre, Ihnen von diesem nüchternen Menschen nachgesagte Ueberschwenglichkeit bestehen? Ich muß selbst urtheilen, denn ich mißtraue ihm, der im Stande wäre, der Rose das Prädikat „roth" zuzuerkennen, ihr aber das Prädikat „schön" vorzuenthalten, weil Schönheit ein Begriff und nichts Exaktes ist", rief Wendel.

„Meine ganze „Ueberschwenglichkeit", oder das was er so nennt", entgegnete Frau Therese mit mühsamen Lächeln, „besteht einfach in dem Wunsch, immer wahr sein zu dürfen. Wo ich bewundere, will ich sagen „wie schön"; wo ich Abneigung empfinde, sprechen „ich mag das nicht"; wo ich arm bin, will ich freigestehen „hier fehlt es mir"; wo ich liebe und geliebt bin, rufen: „Welt sieh mein Glück!"

Sie endete ihre Worte mit sehr leidenschaftlichem Ausdruck und bedeckte ihre Augen mit der Hand. Wendel sah von ihr zu dem Freund, der sich schnell erhob und mit erzwungener Heiterkeit rief:

„Habe ich nun recht oder nicht, Wendel? Sie ist eine Enthusiastin Sie ist im Stande, sich für Zustände zu entflammen, in ihnen zu leiden. glücklich zu sein, in welche sie sich nur hineinphantasirt. Gnädigste Frau, das ist gefährlich! Sie gerathen in ein überreiztes Seelenleben. Nun, hier in Wendel haben Sie einen Mann, der mit Ihnen psychologische Fragen erörtern wird. Aber soll er heute verdammt sein, vor der Schwelle des Allerheiligsten zu verharren? Komm, Wendel, die gnädige Frau erlaubt Dir, ihre wundervollen Gemächer anzustaunen."

Sie traten durch die, sich auf die Veranda öffnende Thür, in das Innere des Hauses. Frau Therese führte ihren Gast lächelnd durch die Zimmer, welche mit erstaunlichem Reichthum und künstlerischer Genialität eingerichtet waren. Willibald machte den wohlgefälligen Erklärer und schrieb sich das Hauptverdienst an der Anordnung zu, was Therese ihm auch gestand. Mit einem Behagen, als gehöre all dies ihm, als erscheine er vornehmer, weil dies sein Freundeshaus vornehm war, fragte er in dem einen Zimmer, ob die eichene Wandverschalung, der messingne Kronleuchter, die braunen Möbel und Gardinen nicht unendlich behaglich seien; in dem andern: ob die rothe Seide der Divans und Vorhänge nicht mit den im Zimmer da und dort stehenden, Kupfervasen, aus denen gebleichte Palmenwedel ragten, einen raffinirten Farbeneffekt gäben; im dritten: ob Wendel schon etwas Anheimelnderes gesehen, als dies achteckige, fensterlose, durch einen Ausbau in den hinteren Garten gewonnene Gemach, das sein Licht von oben durch eine in den Plafond gelassene blutrothe Glasscheibe erhielt und dessen Wände ganz bis oben hin zeltartig mit türkischem Stoff bezogen waren, während ringsum niedere Sophas zum Ruhen einluden und als einziges weiteres Möbel, mitten im Raum ein viereckiger, teppichbedeckter Tisch stand. Wendel war entzückt und trat mit förmlicher Andacht auf die weichen Türkenteppiche, welche in allen Zimmern die ganzen Fußböden bedeckten. Im vierten Gemach fand er einen großen Flügel; er wollte eben mit Freude auf denselben zugehen, als er eine alte Frau bemerkte, die in

Digitized by Google

diesem Zimmer strickend an einem der nach den Garten hinausgehenden Fenster saß. Sie erhob sich bescheiden grüßend.

„Meine Walram", sagte Therese erläuternd, „die gute Pflegerin meiner ersten Kindheit, die ich nach meines Gatten Tod zu mir berief, damit sie die Stelle einer Duenna bei mir vertritt, wo ich einer solchen bedarf."

Wendel wußte nicht recht, was er aus der würdig dreinschauenden, gut gekleideten Matrone machen sollte, die im Widerspruch zu ihrem vornehm-einfachen Kleid, die groben Hände einer Arbeiterin und die bescheidene Zurückhaltung einer Dienerin zeigte. Aber Therese fügte schon hinzu, indem sie der Alten zärtlich die Hand auf die Schulter legte:

„Es widerstrebte mir nämlich, eine Gesellschafterin zu haben, deren Ansichten und Liebenswürdigkeit sich meinen Ansichten und Launen fügen, weil ich sie bezahle! Das däuchte mir entsetzlich, so alle Tage ein ergebenes Gesicht für fünfhundert Mark jährlich um sich zu sehen. Aber andererseits ist es für eine junge Dame oft unbequem, allein im Theater, in Ausstellungen ꝛc., aufzutreten. Da bringt meine liebe Walram mir denn das Opfer, mich mit einer sehr würdigen Miene zu begleiten. Sie ist also meine Ehrenwache in den Augen der albernen Welt, welche nun einmal Konzessionen verlangt."

„Und nebenbei nimmt Walram sich das Recht", lachte Willibald, „die Bekannten dieses Hauses zu kritisiren. Ich stehe bei ihr in größter Ungnade, nicht wahr?"

Die Alte bückte sich tiefer über ihren Strickstrumpf und sagte unfreundlich:

„Sie denken immer man hat nichts zu thun, als sich mit Ihnen zu beschäftigen."

Wendel öffnete den Flügel.

„Bechstein", bemerkte er befriedigt, „gnädige Frau, ich vermuthe, daß er oft hier erklingt. Ich bin sehr froh darob, denn so habe ich Aussicht, Ihnen mit meiner einzigen brauchbaren Eigenschaft, meiner Baßstimme, die Zeit vertreiben zu dürfen."

„Ach", sagte Therese nachlässig, „leider sind Sie im Irrthum. Der Flügel ist lediglich Dekoration, wie die Kupfervasen und Palmenwedel."

„Wie, Sie gestatten nicht, daß man in Ihrem Hause musizirt?" fragte Wendel.

„Doch, ich habe es gestattet, wie man eben jede gesellschaftliche Unterhaltung heranzieht für seine Gäste. Seit die Gäste nicht mehr kommen, ist der Flügel in den Ruhestand versetzt. Ich spiele zwar; das heißt, ich habe es gelernt, aber ich übe diesen Zeitvertreib nie", antwortete sie.

„Aber mein Gott", rief Wendel, „gehen Sie denn nicht in Konzerte, in die Oper, suchen Sie denn keine Erholung in der Musik?"

Therese legte ihre schmale, langfingrige, blasse Hand auf die dunkelglänzende Fläche des Instrumentes.

„Ich weiß", sprach sie, „daß da etwas schlummert. Aber ich mags nicht wecken. Ich gehe auch in Konzerte, in die Oper selten — und weil mans nun einmal zu thun pflegt. Aber ich höre gar nicht zu. Ich

Digitized by Google

verstehe nicht Musik zu hören, sie ist mir ein wirres, gedankenarmes Geräusch, eine Sprache die nur Laute, keine Worte hat. Und um das Stammeln zu verstehen, bin ich vielleicht nicht naiv, oder nicht unklar, oder nicht unglücklich genug. Das sogenannte musikalische Entzücken aber zu heucheln, wie Leute pflegen, die sich faul und sinnlich hinnehmen lassen vom bloßem Rhythmus einer Melodie, das vermag ich nicht. Es dünkt mich wie das Wohlgefallen an der Deklamation tönend gereimten Unsinns, der rhythmisch in das Ohr fällt. So widerstrebt es mir, mich mit einer Kunst zu unterhalten, für die ich nicht disponirt bin."

„Sie machen Entdeckungen in Ihren Empfindungen, um ein Wort Corinnas zu gebrauchen", sprach Wendel. „Ich bewundere das umsomehr, als es an einer Frau selten ist."

Willibald lächelte etwas mitleidig in sich hinein.

Ein junges, sauberes Dienstmädchen, welches eben eintrat, verhinderte die Fortsetzung des Gesprächs.

„Herr von Rodenwaldt bittet empfangen zu werden", meldete sie.

Ein sichtlicher Schreck fuhr einen Augenblick über die Züge des jungen Advokaten.

„Ich möchte ihm hier und jetzt nicht begegnen", sagte er leise.

„Weshalb nicht?" fragte Therese, ihn groß anschauend. „Abweisen kann ich ihn nicht."

„Ich — Sie wissen — ich bin eilig", murmelte Willibald und setzte deutlicher hinzu: „Herr von Rodenwaldt ist immer so förmlich, so langsam, kaum kann man sich gleich nach seiner Ankunft mit einem flüchtigen „guten Abend" aus dem Staube machen. Und Wendel und ich dachten noch einen weiten Spaziergang zu machen. Nicht wahr, Wendel? Die gnädigste Frau gestattet gewiß, daß wir uns durch das Verandazimmer zurückziehen?"

„Nun denn, auf Wiedersehen", sprach Therese, die beiden bis an die Verandathür begleitend, während sie ob der wortreichen, leeren Entschuldigung Willibalds peinlich staunte. Wendel schritt voran, aber doch so nahe, daß Therese kein ungehörtes Wort an Willibald richten konnte, wie sie heiß zu thun hoffte. Sie öffnete den Herren die Thür, sie verabschiedete sich verbindlich von Wendel, bat, er solle bald wiederkommen und sah dabei Willibald mit einem beschwörenden, unruhigen, sich gleichsam bis in seine Seele hineinbohrenden Blick an. Es lag eine gewaltsame, quälende Bitte in diesem Blick.

Er aber verstand diesen Blick nicht, oder verstand ihn vielleicht zu gut. Er sprang fröhlich die Stufen hinab, vor dem Freunde und machte es der jungen Frau also unmöglich, noch ein Wort im geheimen an ihn zu richten.

Therese kehrte langsam, finsterblickend zurück und befahl dem wartenden Mädchen:

„Bitte Herrn Rodenwaldt einzutreten."

Ein ziemlich großer, magerer Herr mit einem graubleichen, durchfurchten, bartlosen Antlitz trat ein. Er war mit Sorgfalt, modisch, doch nicht stutzerhaft gekleidet. Sein bleigraues Haar trug er etwas altfränkisch an den Schläfen empor gekämmt. Therese ging ihm mit verbindlichem Lächeln entgegen. Er nahm ihre Hand mit Feierlichkeit.

Digitized by Google

„Verehrte Frau", begann er, Thereſen folgend, die ihn in das rothe Zimmer führte und dort neben ſich auf das Sopha nöthigte, „verehrte Frau, ſetzt mein Beſuch um dieſe Tages- oder vielmehr Abendzeit Sie nicht in Erſtaunen?"

Er hielt ſeinen ſpiegelglänzenden Cylinderhut mit den behandſchuhten Händen und ſchaute nach dieſen Worten in ſeines Hutes Tiefe, als intereſſire ihn die dort angeheftete Firma des Fabrikanten auf das äußerſte.

„Sie, lieber Herr Rodenwaldt, ſind ein ſo viel beſchäftigter Mann", entgegnete Thereſe, „daß Ihr Beſuch zu jeder Stunde ein Opfer erſcheint, welches Sie Ihren Freunden bringen. Aber Ihre Frage erinnert mich erſt daran, daß der Tag zu Ende geht. Morgen oder Abend, meine Stunden ſind alle gleich pflichtenleer, ſo bin ich mir oft der Zeit nicht bewußt. Alſo es iſt eine erſtaunliche Thatſache, daß Sie juſt um dieſe Stunde kommen? Sie machen mich natürlich nur darauf aufmerkſam, damit ich mich nach den veranlaſſenden Umſtänden zu dieſer Thatſache erkundigen ſoll, die mir mitzutheilen, wie es weiter auch natürlich iſt, der eigentliche Grund Ihres Erſcheinens ſein wird."

Sie drückte ſich wie immer gewandt, faſt zu gewandt aus. Doch dabei blickten ihre Augen leer über den neben ihr Sitzenden hinweg, als ſei er ein weſenloſer Schatten.

„Ihr Scharfſinn geht nie fehl", ſprach, immer in ſeinen Hut guckend, Herr von Rodenwaldt. „Möchten Sie doch auch die Frage errathen, die an Sie zu richten, ich gekommen bin." Er hatte eine eigenthümliche, gemeſſene Art zu ſprechen und bewegte weder Körper noch Hand je um eine Linie während er redete.

Thereſens Augen ſtreiften ihn eine Sekunde lang gleichgiltig.

„Gewiß, das iſt unmöglich zu rathen, denn was ſollten Sie, Herr Rodenwaldt, von mir erbitten können. Doch Pardon, Herr von Rodenwaldt. Die Regierung hat Ihre Verdienſte um die Induſtrie, nicht wahr? in dieſen Tagen mit dem Adelsbrief und einem Ordensband geehrt. Ich war ſicherlich die einzige von den Bekannten Ihres Hauſes, welche nicht zum Glückwünſchen erſchien. Vergeben Sie, ich, ich", und ſchnell endete ſie, froh, eine Höflichkeitsform gefunden zu haben, „ich fand, daß dies für Sie ganz unwerth ſei. Denn Sie wahrlich hatten es nicht nöthig, daß man Ihrem Werth die Scheinerhöhung gab. „Rodenwaldt" das iſt genug. Adel und Orden vermögen Ihrem Glanz nichts hinzuzufügen."

Er merkte nur das Verbindliche im Ton ihrer Stimme, er merkte nicht, wie unendlich theilnahmlos ihr Antlitz blieb.

„Und ich habe es dennoch nöthig", ſagte er ſchwer, „nur Ihnen, Ihnen allein geſtehe ich das. Ich habe viel verloren, mein Haus wankte, im Augenblick ſteht es wieder. Niemand hat es geahnt und wird es hoffentlich je ahnen. Der Kaiſer konnte keinen ſegensvolleren Moment für ſeine Gnade wählen, als dieſen. Wenn etwa der Schatten eines Gerüchtes umging an der Börſe, jetzt iſt er verſcheucht."

Herr von Rodenwaldt trocknete ſich die Stirn mit ſeinem ſeidenen Taſchentuch. Thereſe war auf das Peinlichſte berührt.

„Sie beehren mich mit Ihrem Vertrauen", begann ſie verlegen, „ich verſpreche Ihnen, daß dies mein Geheimniß bleiben ſoll."

Digitized by Google

„Ich danke Ihnen. Geben Sie mir Ihre Hand darauf: So. Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen. Aber verstehen Sie mich recht, mein Kredit ist zur Stunde unerschüttert, bleibt er es, kann ich in einigen Jahren alles einholen. Nur würde es mir in diesem Augenblick ganz unmöglich sein, zum Beispiel meinem Geschäft eine größere Summe zu entziehen. Sie kennen nun meine Lage, ich habe mir nun selbst einen Stein in den Weg gelegt, auf welchem ich dennoch vorwärts zu schreiten denke. Aber als Mann von Ehre war ich gezwungen Ihnen zu sagen: ich schwebte in Gefahr, ich bin es noch, ehe ich die Frage ausspreche, gnädige Frau, wollen Sie den Namen Wedekind umtauschen gegen den meinen, wollen Sie Frau von Rodenwaldt werden?"

Nun war Therese mit allen ihren Gedanken hier bei ihrem Besuch. Zuerst faßte ein tiefes Erstaunen sie, nichts weiter.

„Ihre Gattin?"

„Sie sind überrascht", sprach er ruhig und mit seiner leisen, gleichmäßigen Stimme weiter, „ich begreife es, Sie haben in meinem Wesen nie etwas Anderes gelesen, als tiefe, unbegrenzte Verehrung, welche ich Ihnen zu zeigen schon vielfach Gelegenheit hatte, während Ihr Gemal, mein Freund Wedekind, noch lebte. Ich lüge Ihnen auch heute nicht vor, daß ich Sie liebe. Solche Gefühle würden meinen Jahren wenig anstehen. Aber ich frage Sie, wollen Sie in die würdige Lebensstellung eintreten, welche Ihrer harrt, wenn Sie Frau von Rodenwaldt werden. Sie, meine verehrte Frau, sind jung, schön, reich. Das klingt, als ob es beneidenswerth viel wäre. Aber das eine fehlt, welches Ihnen erst den Genuß dieser Güter ermöglicht: die Unabhängigkeit. Sie sind nicht unabhängig, wenngleich Sie sich einbilden mögen es zu sein. Ein Weib, welches allein in der Welt steht, hängt von der Welt, ihren Urtheilen und ihrem Entgegenkommen ab. Diese Abhängigkeit ist drückender als jene von einem Gatten, der seiner Gemalin eine herrschende Position in der Gesellschaft zu geben vermag, wie sie einer jungen Wittwe nie zu theil werden wird. Genügt Ihnen die Verehrung, welche ich für Sie empfinde, glauben auch Sie, daß es Ihnen möglich sein wird, in einer Vernunftehe, ich brauche dies Wort in einem edlen Sinn, Glück zu finden, so geben Sie mir Ihr Jawort."

Therese war unter dem gleichmäßigen Tonfall seiner Stimme so zur klaren Erkenntniß seines Wollens gekommen, daß sie die Fassung fast verlor.

„Mein Freund", rief sie, ihre Hand gegen ihre Wange legend und ihn ansehend, „welch unglücklicher Geist lebt in Ihnen, der Ihnen diesen Gedanken eingab? Ich, selbst so unfertig, so unharmonisch, sollte Ihrer Tochter eine Mutter sein, Ihrer Tochter, die achtzehn Jahre alt ist, während ich deren fünfundzwanzig zähle?"

„Nicht dies habe ich von Ihnen gefordert", sagte Herr von Rodenwaldt etwas lebhafter; „zwar hoffe ich, daß Sie Carlas Freundin werden mögen, allein Mutterpflichten sollen Sie nicht mehr übernehmen, in dem Sinn der Ihnen vorschwebt. Sie wird, nachdem sie mehrere Anträge ausgeschlagen, nunmehr ihrem Herzen folgen und sich vermälen, wenn ich meine Einwilligung gebe. Diese aber hängt von dem „Ja" aus Ihrem Munde ab."

„Ich sehe nicht ein, was ich mit Carlas Heirat zu thun habe",

Digitized by Google

klagte Thereſe, die ſich ihm entziehen wollte, ohne den Mann zu verletzen, den ſie in langjähriger Freundſchaft zu ihrem Gatten, zu ihr ſelbſt, ſchätzen gelernt. Ein plötzlicher Gedanke kam ihr rettend; ein Wort, ſo waghalſig und gefährlich wie möglich trat ihr auf die Lippen, während ihr Auge ſcheu ſeitwärts irrte. Sie fragte:

„Stört Sie nicht das on dit, welches meinen Namen mit demjenigen Doktor Willibalds zuſammen nennt.“

Ein leiſes Lächeln ging um ſeinen ſchmallippigen, klugen Mund.

„Meine Theure“, ſagte er ruhig, „ich bin ein Mann und rechne nicht mit Klatſchereien, ſondern nur mit Thatſachen. Man wußte allerdings immer genau, daß Herr Doktor Willibald Ihnen, ſchon während Ihr Gatte noch lebte, ſehr huldigte. Man war gewiß, daß Sie ihn alsbald nach Ablauf der Trauerzeit heiraten würden und zerbricht ſich nun die Köpfe, warum dies nicht geſchieht. Aber man hat ſich da eben wieder einmal zu lebhaft und feindſelig für den Ruf einer jungen Frau intereſſirt. Denn ich kenne eine Thatſache, welche alles widerlegt. Und wenn Sie meine Bewerbung annehmen, wird die Welt bald zwei Neuigkeiten erfahren, welche ihr vollends zeigen, daß jene Gerüchte nur verläumderiſche Erfindung waren.“

„Eine Thatſache?“ fragte Thereſe mit einem Schein von Lächeln. Die ſinkende Dämmerung des Spätſommerabends, welche bleigrau durch das Zimmer ſchlich, mochte es ſein, die eine ſo todtenhafte Bläſſe auf Thereſens Antlitz legte.

„Nun ja, es iſt eben niemand anders als Doktor Willibald, der ſich um mein einziges Kind bewirbt“, ſprach Rodenwaldt ruhig.

Auch Thereſe blieb ruhig und gerade aufrecht ſitzen, als wäre ſie von Stein. Ihre Finger, die in ihrem Schoß lagen, verſchlangen ſich nur langſam, langſam und krampfhaft feſt ineinander. In ihren dunklen Augen aber hatte ſich eine Flamme entzündet, eine wilde, düſtere Flamme. Sie ſchloß die Lider, doch nur ſekundenlang.

„Mein lieber Herr von Rodenwaldt“, ſprach ſie dann mit harter, klarer Stimme, „ich wünſchte, Sie hätten mir Ihr Vertrauen in Bezug auf Ihr wankendes Vermögen nicht geſchenkt, dies Vertrauen macht mir mein Nein nur noch peinlicher. Denn ich kann Ihre Gattin nicht werden! Ich habe als blutjunges Ding, dem Wunſch meines verſtorbenen Vaters folgend, meinen alten Vormund geheiratet. In dieſer Ehe bin ich ſehr, ſehr elend geweſen. Nicht durch die Schuld des Todten — er war ein freundlicher, liebevoller Ehrenmann! Durch meine Schuld, Herr von Rodenwaldt, war ich unglücklich. Denn ich anerkenne die Worte: Verhängniß, Schickſal, Umſtände nicht! Jeder iſt was er ſein will! Und wer ſich von ſeinem gedankenloſem Temperament fortreißen läßt, formt ſich ſelbſt ſein Geſchick. Ich war alſo durch meine Schuld unglücklich. In welcher beſonderen Hinſicht, gehört nicht hierher. Genug, daß ich mich zu unreif fühle, noch einmal einen Bund zu wagen, mit einem Mann, der mein Vater ſein könnte.“

„Meine Theure“, ſprach der ältliche Bewerber immer eindringlicher, während auf ſeinem farbloſen Geſicht zwei rothe Fleckchen erſchienen, „wir ſind alle nur Menſchen und ſtraucheln auf allen Wegen. Aber ich gebe zu, daß ein Theil Ihres Unglücklichſeins Ihre Schuld geweſen ſein mag, und die Schuld war dieſe: Sie denken zu grüblerisch über

Digitized by Google

alles nach. Das Leben von heute jagt zu schnell, man darf nicht meditiren. Wagen Sie es nur, sich mit einem Gatten zu vermälen, der nicht so alt und doch welterfahrener ist als es Wedekind war."

„Nein", sagte Therese hart, „ich kann nicht."

„So will ich ganz offen sein", rief Rodenwaldt qualvoll. „Ich weiß, daß nicht meine augenblickliche finanzielle Lage Sie zu diesem Nein bestimmt, daß Sie eher deshalb „ja" rufen würden, wenn nicht andere, mir geheime Gründe Sie daran hinderten. Wohlan, ich will an Ihren Edelmuth mich wenden. Mein Kind hat von seiner Mutter dreimalhunderttausend Mark geerbt. Ich bin verpflichtet, diese Summe an Carlas Verlobungstag zu deponiren, sie zur Verfügung meiner Tochter zu halten. Dies ist mir in der Krise, in welcher ich mich befinde, eine Unmöglichkeit. Jedermann aber kennt diese meine Verpflichtung."

Therese nickte mit dem Kopfe.

„Ja", bestätigte sie, „ich sogar weiß davon, jedesmal wenn es hieß, Carla solle einen Korb ausgetheilt haben, erwähnte man dieser, ihr bestimmten Mitgift."

„Wenn ich in diesem Augenblick jene Summe, welche doch angesichts des ganzen, von mir in Bewegung gesetzten Kapitals eine Kleinigkeit ist, wenn ich sie schaffen sollte, müßte ich Papiere weit unter ihrem Werth abgeben, denn alles ist enorm gefallen, Papiere, die wenn ich sie liegen lassen kann, mir nach Jahr und Tag mein Vermögen wieder bringen."

„Und deshalb", rief Therese mit einem seltsamen, kurzen Auflachen, „dachten Sie, wenn Sie mich heiraten, bekommen Sie mein Vermögen, verheiraten Carla mit Willibald und Ihr Geschäft merkt nicht den Abgang dieses Geldes."

„Ich würde Ihnen selbstverständlich", sagte er tief aufseufzend, „die bestmöglichste Sicherheit für Ihr Kapital geben und nähme keinen Anstand, Sie alle meine Angelegenheiten durch einen Sachverständigen prüfen zu lassen."

„Was Sie mir also vorschlagen", sprach sie schneidend, „ist nicht mehr und nicht weniger als ein Geschäft, wobei ich Ihnen mein Kapital überantworten soll, um dafür die gesellschaftsherrliche Stellung als Madame Rodenwaldt zu erlangen und meinen, durch Willibald etwas kompromittirten Namen reinzuwaschen."

„Aber, verehrte Frau! Welch ein Ton", rief er bestürzt. „Sie sind durch unsere vieljährige Bekanntschaft so weit über mich unterrichtet, daß Sie annehmen dürfen, wie vor allem tiefe Verehrung . . . ."

„Gut, gut", unterbrach Therese ihn grausam, „ich weiß das. Es giebt ja genug reiche Mädchen und Wittwen in dieser geldgesegneten Stadt, Ihre Wahl ist immerhin für mich eine Auszeichnung vor Jenen. Nur schade, daß Sie irre gingen. Ich bin nicht reich."

Sie erhob sich und stand nun in der Dämmerung hoch und stolz vor Herrn von Rodenwaldt, der erst wie in Staunen befangen ruhig sitzen blieb und sich dann mühsam und unsicher erhob.

„Nicht reich?" fragte er.

Therese zuckte kalt bedauernd die Achseln.

„Mein Gemal", sagte sie, „hat zu seinem Testament eine Klausel gemacht, ich vertraue Ihnen das als Geheimniß an und diese Klausel

Digitized by Google

lautet: Frau Thereſe hat die Nutznießung meines ganzen Vermögens; wenn ſie aber eine neue Ehe ſchließen ſollte, fällt dies mein Vermögen an das Waiſenhaus. Sehen Sie, eigentlich gebietet mein Wohlthätigkeitsſinn mir nun zu heiraten. Aber ich fürchte, es findet ſich der Mann nicht, deſſen Liebe angeſichts dieſer Klauſel Stand hält und mich nimmt, wie ich da bin, mit meinem armſeligen hundertfünfzigtauſend Mark Privatvermögen, welche ja für Leute mit den Lebensgewohnheiten unſerer Kreiſe, gleich Null ſind."

Sie legte einen grauſamen Hohn in ihre letzten Worte.

Herr von Rodenwaldt ſchwieg einen Augenblick, dann ſprach er mit Haltung:

„Ich wiederhole meine Werbung!"

„Es ſind nur hundertundfünfzigtauſend Mark", wiederholte Thereſe gleichſam warnend. Die Flamme in ihrem Auge blitzte durch das Dunkel des Zimmers Herrn von Rodenwaldt an, wie das Funkeln zweier kalter Diamanten.

„Ich bitte Sie, Ihr Vermögen unangetaſtet daliegen zu laſſen, wo es ſich eben befindet und — wiederhole meine Werbung", ſprach er ruhig.

Eine Pauſe entſtand. Thereſe ſeufzte ſchwer. Dann ſagte ſie mit ganz veränderter Stimme:

„Es iſt ſehr dunkel hier." Sie drückte auf einen an der Wand befindlichen Knopf; fern ſchrillte aus dem Hauſe der Ton einer elektriſchen Glocke. Die wohlgeſchulte Zofe mußte ſchon auf dies Zeichen gewartet haben, denn faſt augenblicklich trat ſie in das Nebenzimmer ein, mit einer brennenden, roſig umſchleierten Lampe. Der röthliche Lichtſchein kam auf dem Fußboden, wie die Lampenträgerin vorwärts ſchritt, immer näher, kroch an Thereſens hoher Geſtalt hinauf und beleuchtete einen Augenblick voll ihr ſtatuenhaftes Antlitz und die geſenkten Lider. Dann, als die Lampe inmitten des Zimmers auf dem Tiſche ſtand, war Thereſens Geſicht wieder vollſtändig im Schatten. Herr von Rodenwaldt, deſſen Augen geſpannt an ihren Zügen hingen, konnte nichts enträthſeln. Sie aber ſprach endlich mild:

„Ich verſtehe die Motive Ihrer wiederholten Werbung, ich danke Ihnen, es war unnöthig. Mein Hohn hat Sie gekränkt; er galt nicht Ihnen. Das Leben iſt ſehr grauſam, jetzt eben ſcheint es auch Sie zu quälen. Sprechen wir aufrichtig miteinander: Sie bedürfen jener Summe, um Carla zu vermälen? Ich begreife das noch nicht. Denn wenn Willibald und Carla ſich lieben, bedarf es wohl nur Ihrer Erklärung, daß Sie augenblicklich nicht die Mitgift zahlen können; und die beiden, jung, liebend, heiraten ohne dieſelbe."

Herr von Rodenwaldt antwortete gedrückt.

„Wohlan, verehrte Frau, begreifen Sie denn nicht, daß ein Mädchen, welches in einem fürſtlich ausgeſtatteten Hauſe gewohnt hat, welches in ihrer eigenen Equipage durch die Straßen fährt, an zahlreiche Dienerſchaft gewöhnt iſt und nichts von des Lebens Rauheiten kennt, daß ein ſolches Mädchen nicht einem geliebten Gatten in einer niedlichen zweiten Etage Sonntags den Kalbsbraten vorſetzen und keine modernisirte Kleider und neuzugeſtutzte Hüte tragen kann? Und begreifen Sie weiter nicht, daß ein Mann, wie unſer Willibald, ſchön, gefeiert, verwöhnt, durch einen glücklichen Prozeß der in die Mode gekommene, geſuchteſte Advo-

Digitized by Google

kat der Stadt, der Löwe aller Salons, um dies alberne Wort zu gebrauchen, durch ein, für den Junggesellen reichliches Einkommen, an allen Luxus gewöhnt, daß solcher Mann keine Lust hat, mit seiner Gattin um zwanzig Thaler Hausstandsgeld zu rechten? Sie haben es vorhin selbst betont, was in unseren Kreisen alles als zum Leben nöthig betrachtet wird. Sie können sich leicht nachrechnen, daß selbst die Zinsen von meiner Tochter Mitgift und Willibalds Einkommen, welches er mir auf fünfundzwanzigtausend Mark angab, erst gerade genügen, einen Haushalt zu unterhalten, wie Carla ihn kennt und Willibald ihn wünscht."

„Was Sie sagen", sprach Therese, immer mit gesenkten Augen am Tisch stehen bleibend, „ist eine traurige Wahrheit. Nun, so wird Carla eben Herrn Doktor Willibald einen Korb geben müssen, oder die beiden bequemen sich zum Warten, bis Sie eine andere reiche Frau gefunden haben."

„Therese", rief Herr von Rodenwaldt in echter Aufwallung, „hätte ich gewußt, Sie sind nicht Herrin Ihres Vermögens, würde ich vielleicht den Wunsch niedergekämpft haben, Sie zu erringen, denn wir machen uns ja gerade eben klar, daß Verhältnisse oft mächtiger sind als Neigungen! Aber um eine andere werben — niemals!"

Sie reichte ihm die weiße Hand. Er fühlte durch seinen Handschuh die Grabeskälte derselben.

„Ich danke Ihnen", sprach sie. „Was werden Sie nun aber Ihrer Tochter, was werden Sie Willibald sagen?"

„Ich erbat mir drei Tage Bedenkzeit. Aber Carla trotzt schon, sie wolle ihn annehmen. Wenn ich auf mein Nein beharre, erwecke ich wohl gar Verdacht. Gott weiß, was werden soll", rief der gequälte Mann. Er legte die Hand an die Stirn.

„Ja", sagte Therese wieder, „das Leben ist sehr grausam."

Sie schwiegen beide. Der rosige Lampenschein füllte das reiche Gemach, von den kostbaren Kupfergefäßen blinkte er flimmernd nieder, die tiefen Falten der seidenen Vorhänge sogen ihn ein. Es war ganz still. Der Blumenduft, der aus einer gefüllten Rosenschale stieg, die auf dem jetzt kaltem Marmorkamin stand, schwamm in dem rosigen Licht und legte sich süß berauschend um die gesenkten Stirnen der schweigsamen beiden.

„Wenn Sie irgend einen schwerwiegenden Grund hätten, Willibald abzuweisen", fragte Therese mit bedeckter Stimme endlich, „so würden Sie dessen froh sein?"

Ich möchte meines Kindes Herz nicht kränken. Und es wäre nur ein Hinausschieben — heute Willibald — morgen ein anderer Bewerber."

„Vielleicht, wenn Sie Willibald allerlei Schwierigkeiten machen, zieht er sich selbst zurück. Sie gewinnen dann immerhin Zeit, da Carla doch nicht alsbald einen anderen annehmen kann. Zeit aber ist, da Sie auf Wiedergewinn hoffen, doch alles für Sie!" sprach Therese. Er sah sie überrascht an. Doch sie wandte sich zugleich ab, schaute nach der Uhr auf dem Kamin und rief:

„Schon bald acht Uhr! Herr von Rodenwaldt, ich bin nicht frei diesen Abend, ich habe meiner Freundin Rita Marholm, Sie wissen, die

Digitized by Google

Dame, welche die erste Etage hier bewohnt, meine Gegenwart versprochen. Wir scheiden ohne Bitterkeit, mein Freund, nicht wahr? Ich will über Ihre Angelegenheiten nachdenken. Vielleicht, daß ich einen Rettungsgedanken finde."

Sie reichte ihm wie entlassend die Hand. Er küßte diese Hand, die ihm doch nicht für das Leben gehören sollte und zog sich noch gemessener und feierlicher zurück, als er gekommen war.

Lange stand Therese unbeweglich auf derselben Stelle. Sie starrte mit großen, glühenden Augen in die Lampe. Plötzlich lief ein Zittern durch ihren Körper, wie ein Leidenschaftsblitz zuckte es durch ihr Antlitz. Sie erhob die Hände geballt gegen die Lampe.

„In Deinem Schein hat er mich belogen!" murmelte sie.

Wie träumend sah sie umher, langsam, irr. „Diese Wände stehen noch", sagte sie ganz laut.

Dann trug ihr wandernder Fuß sie durch die Zimmerreihen, nur das eine Gemach war erhellt und sandte rechts und links durch halbverhangene Thüren Lichtstreifen auf die Fußböden der andern Räume. Wie entgeistert blieb Therese da und dort stehen, legte hier ihre Stirn gegen die Wand, faßte dort mit der Hand einen Sessel und rückte ihn, kauerte sich eine Weile in eine Sophaecke. Und endlich, da sie lange stumm wieder gestanden, schrie sie gell auf:

„Nur Lüge!"

Und wie geschlagen fiel sie in die Kniee und barg ihr Antlitz in den Händen.

Der Ruf war nicht ungehört verschallt. Leise kam die alte weißhaarige Frau gegangen. Sie suchte Therese und fand sie nicht gleich, nahm die Lampe von dem Tisch und überschritt mit ihr die Schwelle jenes Gemaches, wo Therese kniete.

„Mein Kind, sind Sie krank?" fragte entsetzt die Alte. Therese kam mühsam in die Höhe.

„Nein", sagte sie, „nicht krank. Schlimmer: verrathen! O, halte mich."

Sie legte wie ein Kind ihr Haupt gegen die Schulter der alten Frau.

„Willibald", murmelte diese.

„Ja, er!" rief Therese aufflammend. „Doch es soll Tag werden zwischen ihm und mir." Sie eilte an ihren Schreibtisch, zerrte Briefpapier heraus, kam zurück in das Bereich der Lampe, schrieb stehend einige Worte und schloß das beschriebene Blatt in ein Couvert.

„Walram", sagte sie fiebrisch zitternd, „sofort, hören Sie, sofort gehen Sie und tragen dies zu ihm. Nehmen Sie einen Wagen. Antwort erheischt dies Billet nicht durch Sie, nur er muß es heute noch lesen! Geben Sie den Dienstleuten den Befehl, daß ich durch nichts und niemand mehr gestört sein will. Man soll nicht mehr eintreten und zur gewohnten Zeit schlafen gehen, ohne meiner zu harren. Ich kleide mich allein aus, auch mein Zimmermädchen soll nicht auf mich warten. Ich will Ruhe haben."

Und kopfschüttelnd, sorgenvoll entfernte sich die treue Alte.

Digitized by Google

An dem Hause Frau Theresens fuhr gerade eine Pferdebahn vorüber, als die beiden Freunde die Gitterpforte hinter sich schloßen. Willibald sprang auf das Trittbrett hinter dem Wagen und zwang also seinen Genossen das Gleiche zu thun. Eine Unterhaltung, nach der es Wendel verlangte, war für den Augenblick unmöglich. Sie fuhren zurück in die Stadt. Es war um jene Stunde, wo die, welche trotz der Augusthitze den ganzen Tag in dumpfen Comptoiren arbeiten mußten, nun hinausströmten um den Abend zu genießen und die, welche den Tag im Freien verbracht hatten, heimkehrten, ehe die tiefe Dunkelheit des Abends sie draußen überfiel. So drängte sich eine wühlende Menschenmenge in der engen Bockenheimergasse; heraus- und hereinrollende Equipagen versperrten einander den Weg, mit schrillem Geläut machte sich die Pferdebahn warnend bemerkbar. Das Lachen und Schwatzen der nun arbeitsentlasteten, uneiligen Menschen, gab im Verein mit den rollenden Rädern jenen nie ganz ersterbenden, an- und abschwellenden Lärm, der vom Morgen bis zur Nacht in den Straßen einer Großstadt tost. Schon blinkten in der blauen Dämmerung die ersten Laternen gelbroth auf und ein feuchter Hauch zog, die thauende Nacht verkündend, durch die Luft.

„Wohin gehen wir?“ fragte Wendel den Freund, dessen Führung er sich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes kritiklos anzuvertrauen dachte.

„Ich muß in meiner Wohnung nachsehen, ob ein Brief, den ich erwarte, eintraf“, antwortete Willibald, „indessen will ich nicht so grausam sein, Dich dort festzuhalten. Wir können irgendwo im Freien ein Plätzchen suchen, allwo wir unsern Schoppen trinken.“

Auf dem Roßmarkt verließen sie den Wagen, Willibald bewohnte in der Kaiserstraße, die vom Roßmarkt am Frankfurter Hof vorbei, zu den Bahnhöfen führt, eine hübsche zweite Etage. Wendel schritt mit seinen langen, etwas unsicheren Tritten neben dem kleineren und sehr elegant gekleideten Freund einher, der nicht umhin konnte, sich unbehaglich zu fühlen, theils über Wendels auffallenden, langen, grauen Havelock, theils über seinen großen und zerknitterten Filzhut, den jener noch dazu stark nach rückwärts auf sein Haupt gesetzt hatte. Nicht daß Willibald von vornherein alles Auffallende verabscheute, im Gegentheil liebte er es sogar unter gewissen Bedingungen. Doch sein Freund Wendel dünchte ihm nicht berühmt genug und am hiesigen Platze zu unbekannt, um solche Kleidung zu tragen. Wendel aber, ohne von solchen kleinlichen Bedenken seines Gefährten eine Ahnung zu haben, stampfte ruhig mit seinen großen Füßen vorwärts.

„Willibald“, begann er endlich das Gespräch, daß er schon zu beginnen wünschte, da sie Therese verließen, „was ist zwischen Dir und dieser Frau gewesen, was ist noch?“ Er fragte mit so ruhiger Entschiedenheit, daß der andere merken mußte, er könne das Vorhandensein irgend einer Beziehung nicht mehr leugnen. Dennoch versuchte er es.

„Was sollte zwischen uns sein?“ fragte er entgegen mit leichtem Achselzucken, „nichts als eine gesellschaftliche Beziehung, welche durch ihren langjährigen Bestand einen Anflug von Vertraulichkeit hat.“

„Ich will Dir es denn selbst sagen“, erklärte der Schriftsteller, dessen ihm unbewußte Neugier ebenso groß war, wie sein psychologischer

Digitized by Google

Scharfblick. „Du begegneſt ihr mit Ueberdruß, ſie Dir mit einer Liebe die mit Zorn kämpft.“

„Verlange keine Antwort“, rief Willibald mißmuthig. „Du forderſt nichts Geringeres, als mein ganzes Vertrauen und wie ſollte ich Dir, der mir innerlich immer ſo fern geſtanden hat, den nur ein Zufall mir wieder in den Weg führte . . . .“

„Wie ſollteſt Du dazu kommen, mir ſchon ein derartiges Vertrauen zu ſchenken“, fiel Wendel mit ſeiner tiefen, wohllautenden Stimme ein. Er ſah den Jugendgenoſſen aus ſeinen klugen Augen freundlich an. „Welche Bänder haben uns umſchlungen? Sehr loſe, ja Du haſt recht. In einer fernen Stunde, mich dünkt, es war auch in eines Sommerabends feuchtem Dämmerſchatten, ſchwärmte eine Schar begeiſterungstrunkener Studenten auf alten Schloßruinen. Fackeln lohten, Becher ſchäumten, Lieder durchbrauſten den Wald. Die Jünglinge fühlten ſich ſo groß, ſo ſtark, ſo mächtig, daß ſie wähnten, wenn das, was ſo heiß zu jener Stunde in ihren Herzen brannte, hinausſtröme als Wort und That über die Menſchheit, bedeute dies: der Menſchheit Glück. Und ſie, die Schöpfer der Zukunft, wollten ſich in jener Stunde alle verbrüdern, ſie ritzten ihre Adern auf, ſie tranken die Tropfen ihres Blutes mit dem perlenden Wein und ſie umarmten einander. Mir iſts als ob auch da, unter einer Eiche winddurchflüſtertem Wipfel, Deine Hand brüderlich in meiner lag. Aber das iſt ſchon lange. Nun ſind wir Männer. Die Verſchiedenheit eines jeden vom andern, die damals überbrauſt war von den Wogen der Exaltation, ſie iſt wieder ſcharf und klar zu merken. Die Brüder von damals ſind heute Fremde. Alſo ich begehre Dein Vertrauen nicht. Aber Du kannſt mir eine andere Frage nicht verbieten, ſie betrifft mich: weshalb haſt Du mich zu ihr geführt? Die Erklärungen, die Du bei Frau Thereſe dafür gabſt, mögen ihr genügen, mir, der ich Deinen drängenden Uebereifer ſah, mit dem Du mich faſt zu ihr ſchleppteſt, genügen ſie nicht.“

Willibald, der eben einem, jenſeits auf der Straße vorübergehenden Bekannten wichtig einen intimen Gruß zuwinkte, lachte etwas gezwungen.

„Allerdings magſt Du da fragerecht haben. Nun alſo: Frau Thereſe hat, meiner Anſicht nach, gerade ſo einen Menſchen wie Dich nöthig; jemanden, mit dem ſie einen ganzen Nachmittag herumſtreiten kann über Fragen der Moral, Ethik, Aeſthetik, und Gott weiß was ſonſt noch.“

„Alſo ſie dilettirt ein wenig in Philoſophie, das mag, ich glaub es ſchon, Dir langweilig ſein.“

„Und da Du Zeit und Neigung haſt, da es faſt Dein Beruf iſt, Frauencharaktere zu ſtudiren, ſo dachte ich, Frau Thereſe müßte Dir intereſſant ſein. Schön iſt ſie, ſehr ſchön, und ſie iſt ganz entſchieden eine bedeutende Frau.“ Es war etwas Weiches in ſeiner Stimme bei dieſen Worten. „Aber“, ſetzte er dann wie in erwachendem Unmuth hinzu, „was ſoll man mit einer Frau anfangen, die ſich immerfort harmoniſch ausbildet und dabei doch ſo entſetzlich unberechenbar bleibt, die Dich pſychologiſch ergründen will und dabei keine Ahnung hat, wie man einen Mann am beſten behandelt. Studire ſie, mache ſie meinet-

Digitized by Google

wegen in Dich verliebt, heiratet Euch. An meinem Segen soll es nicht fehlen."

„Sie hat mir kaum einen Blick gegönnt", sagte Wendel zweifelnd. „Da wird es wohl lange Wege haben mit dem Verlieben. Seit wann kennst Du Frau Therese?"

„O", sprach Willibald nachdenklich, als müsse er sich erst auf einen so gleichgiltigen Umstand besinnen; „seit etwa drei oder vier Jahren. Sie war in jener Saison die gefeiertste Dame und kein Mensch konnte ihr das Mindeste nachsagen."

„Zwei Umstände, die Dich reizen mußten", bemerkte Wendel trocken; „sagt man ihr noch nicht, nachdem Du so lange bei ihr verkehrtest, das Mindeste nach?"

„Wendel!" fuhr Willibald auf.

„Deine Hitze ist die Begleiterscheinung eines bösen Gewissens", rief der Schriftsteller lachend.

Sie waren unter diesem Gespräch die Treppen hinangeschritten, welche zu der Wohnung des jungen Advokaten führten. Willibald schloß seine Thür auf und murrte dabei in sich hinein: „Unverschämte Zudringlichkeit." Die Wohnung bestand aus vier großen Zimmern, davon zwei die Geschäftsräume des vielbeschäftigten Rechtsgelehrten ausmachten, die andern beiden aber, deren Fenster auf die Straße führten, dem Privatgebrauch ihres Besitzers dienten. Niemand würde in dem Salon auf den ersten Blick die Wohnung eines Junggesellen vermuthet haben; die Lampe, welche Willibald sich selbst anzündete, erhellte ein überreichlich mit Möbeln ausgestattetes Gemach, das in dunklen Farbentönen gehalten war.

„Setze Dich", sagte der junge Advokat über die Schulter weg. Wendel warf sich in einen Fauteuil, er nahm gar nicht erst Hut und Mantel ab, sondern beschäftigte sich in der Zeit des Wartens damit, mit seinem Stock gedankenvoll die Zeichnung des Teppichmusters nachzuziehen. Willibald schritt mit überflüssiger Geschäftigkeit hin und her, klingelte nach seinem Diener, fragte diesen, ob keinerlei Briefe für ihn gekommen seien, nahm ein Billet entgegen und befahl dem Manne bei seinem Zorn, die Wohnung nicht zu verlassen.

Dann erbrach er das Briefchen. Er stand am Tisch und neigte sich zu der Lampe um die feinen, flüchtigen Schriftzüge besser zu erkennen. Er las:

„Mein geliebter Willibald!

Du thust unrecht, Dich über Papas Bedenken zu beschweren. Er liebt mich, sein einziges Kind so sehr, daß die Trennung von mir ihm zu schwer fällt. Dies ist, ich bin dessen gewiß, allein der Grund seiner Zögerung, seinen Segen zu geben. Ich aber bleibe standhaft, Du hast mein Wort, ich halte es Dir, denn ich liebe Dich.

Ewig Deine Carla."

„Ich werde Dich fortgesetzt durch einige Zeilen von dem Stand unserer Angelegenheit unterrichten; trage Sorge, daß in Deiner Wohnung stets jemand anwesend ist, Briefe sicher in Empfang zu nehmen."

Willibald schloß das Briefchen sorgfältig in seinen Schreibtisch ein. Er seufzte, es war ein Seufzer der Ungeduld. Wendel schaute ihm zu.

Digitized by Google

„Von Thereſe?“ fragte er neugierig.

„Erwähne ihrer nicht mehr“, ſagte Willibald ſich mit Mühe zu einem freundlichen Ton zwingend, „dieſer Brief war von einer Dame, die hoffentlich binnen wenig Tagen meine Braut wird. So, damit habe ich nun wohl allen Deinen Spekulationen ein Ende gemacht. Laß uns gehen, und reden wir von etwas anderem.“

Er ging in das Nebenzimmer, es war ſein Schlafgemach. Während er dort für den Abend einen wärmeren Mantel nahm, redete er durch die offen gebliebene Thür laut mit Wendel.

„Haſt Du eigentlich einmal wieder etwas von Paul Meſtern gehört? Der Menſch ſchien wirklich viel zu verſprechen. Neulichs hörte ich, er ſei Redakteur an einem hervorragendem Blatt in der Hauptſtadt, und habe einen vortrefflichen Roman geſchrieben. Wie ſteht Ihr? Du biſt ja Kritiker an Deiner Zeitung, da poſaunſt Du wohl aus alter Freundſchaft ſein Lob aus? Na, er verdient es auch, er iſt ein nobler Menſch.“

„Loben? Unſinn“, ſagte Wendel achſelzuckend und die ſeitwärts ausgeſtreckten Hände erhebend, während er zugleich bei dieſer Geberde die Ellenbogen an ſeinen Körper drückte; „unſer Verleger würde es ſich ſchön verbitten, wenn wir das Publikum auf unſere Konkurrenten aufmerkſam machen wollten und Meſtern iſt Mitarbeiter an dem Blatte, welches dem unſrigen fortwährend Abonnenten und Annoncen fortſchnappt. Ja, wenn man alles loben dürfte oder wollte, was vortrefflich iſt! Du ſcheinſt naive Vorſtellungen zu haben. Was nun dieſen Meſtern anbelangt, ſo hat er wohl zuweilen einen hübſchen Einfall, aber das iſt auch alles. Ich will Dir einmal auseinanderſetzen, wie man ein gutes Buch ....“

Nun war Wendel im Zug. Willibald hatte erreicht was er gewollt, Wendel dachte nicht mehr an Frau Thereſe. Der Advokat ließ den Schriftſteller ruhig ſchwatzen, ſtreute ab und an ein ja oder ſo zwiſchen die ihm im Grunde langweilenden Reden, denn er ſprach nur gern von den Dingen, über die er gut unterrichtet war und dachte im übrigen, „der Abend geht wohl hin.“ Ja, er ging hin; ſie ſpeiſten zuſammen mit wenig Appetit; Willibald ſchob den Teller von ſich, weil das Beefſteak hart war, der andere merkte kaum, daß er mechaniſch einige Biſſen genoß und vergaß bald die Gabel zum Munde zu führen, weil er noch immer ſeinen Jugendbekannten darlegte, zu welcher Höhe die Nationalliteratur und das Nationaltheater kommen würden und müßten, wenn der und jener Umſtand nicht wäre. Und wie Hans Wendel mit kräftigen Worten und blitzenden Augen ſtundenlang die erwähnten dieſe und jene Umſtände erörtert, ſchloß er mit dem Gute Nacht vor Willibalds Thür: „wir ſprechen weiter darüber, das Thema iſt nicht halb erſchöpft“, da hatte er zuletzt doch dem Freunde ſoweit Theilnahme abgezwungen, daß der halb bewundernd, halb mitleidig herabſehend dachte: „ſo was erhitzt ſich nun noch um ideale Dinge, ſo was läuft ſich die Füße wund, auf Wegen mit unerreichbaren Zielen, als ob es in dieſer Welt nicht lohnendere, genußgewährende Sachen gäbe.“

Es war faſt Mitternacht geworden, Willibald fühlte ſich, nach ſeinem inhaltsreichen Tag, ſehr abgeſpannt; war ihm doch nach ſeinen Arbeitsſtunden, die ſich bis in den Nachmittag ſtets hineindehnten, jede

Digitized by Google

Ruhe geraubt worden, theils durch den redseligen Freund, mehr noch aber durch die schweren Gedanken an Carla — und ein anderes Weib. Willibald fand keine Arbeit, kein Vergnügen so strapaziös wie die Unmöglichkeit, sich von peinlichen Gedanken zu befreien.

Sein Diener wachte und wartete seiner.

„Es ist ein Brief abgegeben worden. Eine Stunde nachdem Herr Doktor fortgegangen waren", meldete er.

„Schon gut. Gehen Sie schlafen."

Der Diener zog sich in sein, dem Korridor abgewonnenes Kämmerlein zurück; Willibald trat in sein Schlafgemach, mit fiebernder Hast schloß er seine Thür, und erbrach das Billet. Ein zorniger Schein von Enttäuschung flog über sein Antlitz.

„Was will sie denn?" murmelte er. Aber schon erblaßte er und starrte gedankenverloren auf das Papier. Da stand mit fast unleserlichen Bleistiftstrichen dies geschrieben: „Ich muß Dich sprechen; Herr von R. hat um meine Hand geworben. Komm! Und sei es selbst nach Mitternacht. Ich befehle es" Kein Name stand darunter; Willibald wußte, von wem dieser schlecht geschriebene Zettel kam. Sonst schrieb dieselbe Person ihm lange, geistreiche, elegante Briefe.

„Wenn ein Weib so formlos, so hastig ruft, meint sie den Ruf schrecklich ernst", murmelte Willibald. Eine plötzliche Heine-Reminiscenz zog erheiternd durch seine belastete Seele, „aber Dein Brief ist lang," dann seufzt er wieder.

„Das ist ja wohl nun wieder einmal, was die albernen Menschen tolles Zufallsspiel nennen? Eine neue Verknüpfung für die Komödie des Lebens. Meine Schwiegermutter? Hm, es giebt keine Gründe der Moral, die a priori gegen diese, an und für sich nicht uninteressante Konstellation sprächen. Meine Schwiegermutter? Unschädlicher, beruhigender könnte man sie ja gar nicht ..." Sein Gedankengang stockte.

„O weh", unterbrach er sich, „da beschäftigen wir uns mit Thatsachen, während der Weg zum In-die-Erscheinung-treten dieser Thatsachen noch mit thränenreichen Scenen gepflastert sein wird. Was hat sie vor, daß sie mich so eilig ruft? Aber nicht gehorchen, wäre hier gefährlich."

Der Diener in seinem Kämmerchen auf dem Korridor hörte seinen Herrn gleich noch wieder fortgehen und er erlaubte sich, kopfschüttelnd und murrend seine Meinung darüber seinen stillen vier Holzwänden mitzutheilen.

Denselben Weg, den Willibald zuvor durch lauten Tageslärm geschritten, ging er jetzt langsam und schwer durch die schweigende Nacht. Der silberne Halbmond leuchtete auf schwarzblauem Himmelsgrund, von ihm herab zitterten an schwanken Strahlenfäden Lichtperlen, die dann blinkend auf dem feuchtglänzenden Laub der Büsche in Theresens Garten ruhten. An geschlossenen Blumenblättern hingen die Tropfen des Thaues; metallisch blitzte es zwischen den Gräsern der Rasenmatte. Keines leisesten Nachtwindes Geflüster regte sich in den Wipfeln der Bäume. Die Natur schlief, aber an den Wimpern ihrer geschlossenen Lider hingen die Thränen des stummen Leides über den vergangenen Tag.

Willibald stand eine Weile wie traumbefangen; der schwermüthige Zauber dieser Sommernacht ruhete an seiner Seele.

Dann ging sein Fuß weiter über den leise knirschenden Kies. Kein

Digitized by Google

Lichtschein drang aus dem wie schlafend daliegendem Hause, aber Willibald zögerte deshalb nicht, die Stufen, welche in die Veranda führten, emporzusteigen und den Griff der Thür zu erfassen, welche direkt in Theresens Empfangszimmer führte. Das von ihm Erwartete bestätigte sich: diese Thür war unverschlossen. Aber drinnen war alles Schweigen; der Mondschein malte grell die Fensterkreuze auf den Teppich und ließ erkennen, daß kein lebendes Wesen sich außer Willibald hier befand. Auch nebenan in dem rothen Gemach niemand. Er trat, des Weges wohl kundig, durch den Thürvorhang in das türkische Zimmer. Durch die blutiggefärbte Glasscheibe im Plafond dieses Raumes brach wie eine schimmernde Purpurflut das Licht des Mondes hernieder und ergoß sich über eine hochaufgerichtete, weiße Frauengestalt.

Willibalds Blicke verdunkelten sich, sein Herz schlug bis zum Hals hinauf. Er sah sich gegenüber nur einen weißen unbeweglichen Schein, er sah nicht mehr das Weib, das zu sprechen er, mit Zorn und Scham im Herzen, gekommen war. Eine Sinnestäuschung bemächtigte sich seiner; ihm wars, als sei es ein wesenloser Schatten, als käme die leise, dunkle Stimme, die jetzt zu ihm sprach, aus keinem menschlichen Munde.

„Ich habe Dich gerufen, Willibald", sprach die Stimme, „um Dich zu fragen: weshalb hattest Du nicht den Muth, wahr zu sein?"

„Ich bin immer wahr gegen Dich gewesen, Therese", murmelte er.

„Nein", sprach sie, „denn als Du mir sagtest, Du liebest mich, hast Du gelogen."

Der Schleier vor seinen Augen zerriß, er war wieder derselbe Willibald, der mit festen Schritten und klaren Augen auf ein bestimmtes Ziel losging, auf ein Ziel, welches für ihn das Glück hieß.

„Ich habe nicht gelogen", sagte er fest, doch nicht ohne Weichheit. „Willst Du mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich nicht im Stande war, Dir dies mein heftiges Gefühl zu verbergen, daß ich es Dir gestand, da Dein Gatte noch lebte? Du hast zu Vorwürfen kein Recht. Seit Du frei geworden bist, haben wir oft die Frage besprochen, ob wir uns das Glück gestatten könnten, uns zu vermälen. Das unsinnige Testament Deines Gatten machte diese Frage für mich sehr schwer. Denn ein Herz und eine Hütte passen nicht zu unsern Lebensbedürfnissen, wenn auch Du, in weiblicher Ueberspanntheit, mit dem bescheidenstem Loos zufrieden wärest. Ich bin ohne Vermögen, ich habe kein Kapital außer meiner Arbeitskraft — kann ein tückischer Zufall mir diese nicht jede Stunde rauben? Sollte ich es in solchem Fall ansehen, daß Du, die schöne, vornehm gewöhnte Frau, mir eigenhändig Bohnen am Herde kochst? Oder sollte ich, dem diese ganze elende Juristerei ohnehin eine Qual ist, sollte ich unter die Streber gehen, sollte ich suchen, reich zu werden? Nein, Therese, wir müssen uns gestehen, daß hier nur Entsagung bleibt. Aber wir wollen den schönen Traum, den wir geträumt, nicht bereuen."

Er trat auf sie zu, er wollte ihre Hand ergreifen. Aber das weiße Schattenbild wich zurück, es blieb ihm fern und wieder wars ihm sekundenlang als flösse ein Nebel zwischen ihm und ihr.

„Ein gütiges Geschick fügt es so", fuhr er fort, „daß auch die letzte, die peinlichste Frage angenehm gelöst werden kann. Man hat Deinen Namen mit dem meinen zuviel zusammen genannt. Man erwartet vielleicht,

Digitized by Google

daß wir uns als Verlobte nun, nach Ablauf Deiner Trauerzeit, öffentlich vorstellen. Du kannst Dich davor bewahren, kompromittirt zu erscheinen, indem Du die Hand des Herrn von Rodenwaldt annimmst."

Jetzt kam es ihm vor, als zucke der weiße Schatten zusammen, als wanke er.

„Das räthst Du — Du mir?" fragte Thereſe kaum hörbar. „Ich weiß, daß Du Dich um Carla bewirbst!"

„Nun denn, wenn Du es weißt, brauche ich es Dir also nicht mehr zu sagen. Ja, ich liebe Carla. Und ich würde mein Glück vollständig sehen, wenn ich Dich in einer hervorragenden Lebensstellung zufrieden wüßte. Die Freundschaft, die Ehrerbietung, mit welcher ich Dir begegnen würde, wenn Du Frau von Rodenwaldt heißest, wäre so aufrichtig wie die Liebe es war, welche ich einst für Thereſe Wedekind im Herzen hegte."

Nach einer Pauſe, welche Willibald höchſt qualvoll empfand, begann Thereſe mit klarer Stimme:

„Niemals werde ich den Antrag des Herrn von Rodenwaldt annehmen. Und ebenſowenig wirſt Du Carlas Gatte ſein."

„Du willſt Dich mir als Feindin gegenüberſtellen", rief Willibald zornvoll, „ich konnte es denken! Selbſt das größte Weib wird einer glücklichen Nebenbuhlerin gegenüber klein. Ich trotze Dir. Was kannſt Du thun?"

„Beleidige mich", ſprach Thereſe, „ich habe es verdient, indem ich Dir das Recht gab, mir von Liebe zu reden. Geh, vermäle Dich morgen, an welche Du willſt, Du biſt frei! Carla aber wirſt Du nicht wählen."

„Und weshalb nicht?"

„Liebſt Du ſie?"

„Ja", rief Willibald trotzig.

„Wenn ſie arm wäre? Wenn Herr von Rodenwaldt nicht reich, wenn er ruinirt wäre? Wenn das große Vermögen, die Millionen, welche Carla nach ihres Vaters Tod erwarten darf, trügeriſche Seifenblaſen wären? Was dann?" fragte Thereſe fieberhaft athmend.

„Wenn! Wäre!" rief Willibald ungeduldig. „Natürlich müßte ich dann meiner Liebe zu Carla entſagen, wie ich Dir entſagte. Aber ſolche Erwägungen ſind Tollheit, in einem Augenblick, wo Herr von Rodenwaldt dekorirt und geadelt ward. Ich erkläre Dir beſtimmt, daß Du mich nicht verhindern wirſt, um Carla zu werben. Und wenn Du Carlas Vater abweiſeſt, beklage ich es, kann aber Deine überzarten Auffaſſungen nicht ändern. So wäre dies Geſpräch zu Ende. Es bleibt mir nichts zu ſagen als: mögeſt auch Du glücklich werden, wie ich es zu werden hoffe; und verzeihe mir, daß ich Dir nicht treu bleiben konnte. Ich werde mein Leben lang mit Ehrfurcht an Dich denken, aber ich liebe Carla."

„Das was Du Liebe nennſt, iſt bei Dir nur ein Entſtehen und Vergehen von Wünſchen", ſagte Thereſe leiſe.

„Die Liebe liebt das Wandern,
Gott hat ſie ſo gemacht
Von Einem zu dem Andern —
Feinsliebchen gute Nacht."

ſprach Willibald. Seine Stimme zitterte weich, ſeine Augen glänzten. Und übermächtig brauſte durch ſeine Seele die Erinnerung an jene Stunde,

Digitized by Google

wo er ihr, die so nebelhaft, so fern drüben vor ihm stand, gesagt „ich liebe Dich!“ und wo ihre schmale weiße Hand sich bebend auf seinen Mund gelegt und doch ihre Augen den seinen das Reden nicht verboten.

„Thereſe“, stammelte er plötzlich.

Sie wich vor ihm zurück, schnell und lautlos wie Schatten weichen.

„Feinsliebchen, gute Nacht!“ wiederholte sie. Er legte die Hand über die Augen. War das ihre Stimme gewesen, die dieſe Worte sprach, thränenverſchleiert, melodiſch, wie die Muſik eines Todtenliedes? Und dann wandte er ſich und ging hinaus in die Mondnacht, die mit thränenbeſchwerten Wimpern ruhten vom Weh des vergangenen Tages und fern und ferner verhallte ſein haſtiger Schritt.

Thereſe aber ging müde in ihr Schlafgemach. Dort ſetzte ſie ſich auf das Fenſterbrett und lehnte ihre Stirn gegen das kalte Glas, durch welches das ſilberne Licht ſpielte. Sie faltete die Hände im Schoß, ſah mit leeren Blicken vor ſich hinaus und murmelte:

„Jetzt könnte ich ſterben gehen, denn meine Welt iſt leer.“

Wer möchte ſagen, ob es gut ſei oder böſe, daß die gemeine Ordnung des alltäglichen Lebens unbeirrt hinwegſchreitet über zerſchlagene Herzen; daß neben aufgebahrten Leichen der Kochtopf weiterbrodeln muß; daß an die von Glück oder Schmerz faſſungsloſen Seelen der Tag mit ſeinen unerbittlichen Anforderungen rührt; daß in die erhabenſte Trauerſtille die kleinlichſten Weckrufe hineingellen!

Thereſe ſtand am nächſten Morgen auf, kleidete ſich an und ſprach mit ihrer Umgebung, wie ſie es jeden Morgen that, nur war ſie ſich ihres Thuns nicht klar bewußt, nur war, auch ihr nicht klar bewußt, ein weltabgewandter Blick in ihren Augen, ein fremder, gleichgiltiger, einförmiger Ton in ihrer Stimme. Sie ſaß, auch wie jeden Morgen, tief in ihren Seſſel gedrückt und blätterte in Journalen, während ihre Hand gedankenlos von Zeit zu Zeit eine Taſſe zum Munde führte, auch noch als dieſe Taſſe längſt geleert war. Mit vorſichtigen Schritten und ſorgenvollen Mienen trat die alte Hausgenoſſin Thereſens ein; ſie trug ein prachtvolles Blumenbouquet in ihrer Hand und ſtellte es ſchweigend in einer Vaſe vor ihre Gebieterin hin. Thereſe fuhr auf und ſchaute verſtändnißlos auf den Rieſenſtrauß.

„Wer ſendet mir das?“ fragte ſie, mit der Hand über die Stirn fahrend.

„Sie haben es geſtern ſelbſt beſtellt“, entgegnete die alte Walram bekümmert, „oben iſt Geburtstag.“

„Ach ja, Rita Marholm“, ſagte Thereſe mit dem Kopfe nickend. Und nach einer Pauſe, „ſie wird ſchon meiner harren, die Arme. Aber ich mag nicht, Walram, trage ihr das Bouquet hinauf, ſage — ſage — ich ſei krank.“

„Nein“, ſprach die Alte leiſe, „das werde ich nicht; denn Sie wollen nicht im Ernſt die kranke Frau, deren Troſt Ihr Anblick iſt, um dieſen Anblick bringen. Frau Marholm iſt unglücklich. Unglücklichen ſoll man wohlthun.“

„Wer thut mir wohl?“ murmelte Thereſe. „Aber Du haſt recht. Sage mir, Walram“, fügte ſie lebhafter hinzu, „wie erträgſt Du das

Digitized by Google

Leben? Ich habe Dich aus Deinem Heimatdorf entfernt, ich zwängte Dich in Kleider, die Dir lästig sind; jede Stunde Deines Tags ist eine Entbehrung für Dich, denn Du entbehrst Deine Gewohnheiten. Was mußt Du leiden. Es ist mir nie eingefallen, bis heute. Kommst Du nicht um vor Heimweh?"

„Nein", sprach die Alte ruhig, „denn ich liebe Sie und ich fühle, daß ich Ihnen nöthig bin, das giebt Frieden."

„Jemandem nöthig sein, ja, ja. Ich aber bin niemandem nöthig. Reiche mir den Strauß, ich will Rita Marholm Glück wünschen."

Und langsam, von Stufe zu Stufe langsamer stieg Frau Therese die Treppe empor, welche in die Wohnung der Mutter jener kleinen Susanne führte. Sie dachte an die Lebensgeschichte des armen Weibes, welches seit dem Tode des Herrn Wedekind ihre Hausgenossin war. Rita Marholm, eine Italienerin von Geburt, lernte einst ihren späteren Gatten in Neapel kennen. Sie folgte ihm in sein Vaterland, sie ward Protestantin, weil ihre leidenschaftliche Liebe die verschiedene Religionsform als unsichtbare aber trennende Mauer zwischen ihr und ihm empfand. Losgelöst von ihrer Kirche und ihrer Heimat, mußte sie die Entdeckung machen, daß sie einem Unwürdigen alles geopfert. Marholm, der eine nicht unbedeutende Stellung als Reichsbeamter inne hatte, war in böse Leidenschaften unrettbar verstrickt, er spielte und eine Pistolenkugel ward das Mittel, ein wildes, gehetztes Leben zu enden. Ritas Liebe aber starb nicht, mit immer der gleichen fanatischen Vergötterung lebte sie im Gedanken des Todten. Ihre zarte Gesundheit litt, das Klima war ihr unzuträglich, aber sie verließ nicht die Stätte, wo der Geliebte begraben ruhte. Die Religion wurde der Hafen, in dem ihr haltloses Herz Frieden suchte. Therese beobachtete mit einem seltsamen, bangem Interesse, wie diese leidenschaftliche Frau langsam dem unwürdigen und dennoch geliebten Mann nachstarb. Oft hatte sie unwillig geurtheilt: „Rita müßte in ihrem Kinde Halt und Trost finden, in seiner Erziehung eine neue Lebensaufgabe." Aber an diesem Morgen war es ihr, als verstehe sie das qualvolle Hinsterben der schwindsüchtigen Freundin.

Da sie die Etagenthür öffnete, scholl ihr lautes Weinen entgegen. Schnell trat sie in das nächste Zimmer.

„Susanne", rief sie schon auf der Schwelle. Das weinende Kind, welches inmitten des Zimmers auf dem Boden lag, hob sein Köpfchen, sprang empor und warf sich in Theresens Arme. Ein Blick unendlichen Mitleids brach aus Theresens Augen.

„Was ist Dir, mein Kind?"

„Ich habe gelogen, Mama will mich deshalb heute nicht sehen und sie sagt, ich sei nicht würdig, vor Papas Bild zu erscheinen", klagte die Kleine.

„Komm, ich führe Dich zur Mama", sprach Therese, „Du wirst ihr versprechen nie mehr zu lügen."

„Nein, nun will ich auch gar nicht mehr, Mama hat mich auch doch nicht lieb, sie liebt nur den todten Papa", rief die Kleine trotzig.

Therese sah erschreckt auf das schöne Kind, dessen Antlitz eben von der häßlichen Regung verzerrt war.

„Aber Deine Mama ist krank, nur wenn Du ihr Freude machst, kann sie genesen. Wo hast Du Dein Geschenk, Susanne? Wir wollen

Digitized by Google

es ihr zusammen bringen und ich will mit Dir um Vergebung bitten", sprach Thereſe eindringlich.

Suſanne, mit böſen funkelnden Augen, lief an den Tiſch, wo eine von ihr gefertigte, für ihr zartes Alter bewundernswerthe Handarbeit lag, ergriff dieſe, ſo wie einige beſchriebene Blätter, es waren Ueberſetzungen in drei Sprachen, welche ſie ebenfalls zu Freude der Mama angefertigt hatte, zerriß im Augenblick dieſe Blätter, warf die Handarbeit auf den Boden und trat mit beiden Füßen darauf herum.

„Da!" ſchrie ſie keuchend.

Thereſe ſprach kein Wort, ſie ſtand und ſah das Kind an, lange, unverwandt. Und das Kind erzitterte allmählich unter dieſem Blick, in dem eine vornehme und an Selbſtüberwindung gewöhnte Seele zürnend und mahnend die Leidenſchaft des Zornes beſchwor.

Ohne die Eindringlichkeit ihrer ſtummen Sprache durch ein Wort abzuſchwächen, verließ Thereſe das Zimmer und begab ſich in das neben an liegende Wohngemach, wo ſie Frau Marholm auf einem Chaiſelongue zwiſchen Kiſſen liegend fand. Thereſe hauchte einen Kuß auf die gelbblaſſe Stirn der Kranken und ſtrich liebevoll mit der Hand über deren ſchwarzes, krauſes Haar, welches ein ſchmales, gelbes Antlitz einrahmte, aus dem ein Paar dunkle Augen mächtig und unruhig loderten. Sie legte wortlos ihren Blumenſtrauß in den Schoß der Kranken, holte ſich einen Stuhl herbei und nahm vor ihr Platz.

„Ich danke Ihnen, Thereſe", flüſterte die Kranke, „Sie haben aber Ihren Glückwunſch noch nicht ausgeſprochen, ſagen Sie, daß Sie glauben, ich werde bald ſterben um droben ihn wiederzuſehen."

„Ich glaube es", antwortete Thereſe barmherzig.

„Glauben Sie auch, daß ich ihn wiederſehen werde?" fragte Rita Marholm hartnäckig.

„Sie haben mir verſprochen, Rita, mich nie ſo zu fragen", ſagte Thereſe ausweichend.

„Arme Frau", ſprach die Kranke ſchwermüthig mit dem Kopf nickend, „Ihnen fehlt der Glaube! Womit werden Sie ſich tröſten, wenn Ihnen einmal das Liebſte geraubt werden ſollte? Wo iſt der Hafen, in welchen Sie dann einlaufen?"

Thereſe erzitterte.

„Ein Hafen, ein Hafen", murmelte ſie abgewandt. „Wo thut er ſich mir auf."

„Haben Sie heute den Muth, mir eine Bitte abzuſchlagen?" fragte Rita unvermittelt. Thereſe ſchüttelte den Kopf.

„Nun dann gehen Sie heute Abend in das Kirchenkonzert, welches zu einem wohlthätigen Zweck heute in der Paulskirche ſtattfindet. Ich habe dem Paſtor verſprochen, dafür zu wirken. O, ſagen Sie nicht nein! Es wird Ihnen wohlthun, mehr als Sie ahnen."

„Sie wiſſen", wandte Thereſe zögernd ein, „daß ich ungern Muſik höre und nun gar Kirchenmuſik, erlaſſen Sie mir das. Gilt es allein den Zweck, will ich ein Dutzend Billette durch Walram beſorgen laſſen."

„Was nützte uns eine leere Kirche? Dieſe Form iſt ſo kaltherzig. Ich flehe Sie an, Thereſe, gehen Sie in die Kirche." Mit dem kindiſchen Eigenſinn, den Kranke zuweilen haben, beſtand Rita auf ihrem Wunſch und Thereſe gab das feierliche Verſprechen, hinzugehen und ihre Anweſen-

Digitized by Google

heit morgen durch einen genauen Bericht zu beglaubigen. Nachdem Rita sich hierüber beruhigt fühlte, wandten ihre Gedanken sich anderen Dingen zu.

„Sie hatten gestern Abend noch spät Besuch? Mir wars, als hörte ich nach Mitternacht Schritte im Garten sich entfernen. Waren Sie vergnügt? Sprach man interessant? Ach, Therese im Anfang konnte ich noch zuweilen an Ihren reizenden Abenden theilnehmen, aber jetzt! Es geht zu Ende. Und ich habe meinen Bruder hergerufen, er ist der einzige Mensch auf Erden, der sich meines armen Kindes erbarmen könnte. Und doch, was soll er, der unverheiratete Marineoffizier, der nicht einmal ein festes Heim hat, was soll er mit dem schrecklichen Kinde machen?" klagte Rita.

Therese, welche die Farbe wechselte, da Rita von dem nächtlichen Besuch sprach, war glücklich einer Antwort enthoben. Lebhaft rief sie, auf Ritas letzten Gedanken eingehend:

„Susanne ist eine schwere Last für ihre Erzieher. Reichen Gaben gesellen sich große Fehler in ihr hinzu. Geben Sie das Kind schon jetzt in die Obhut strenger, liebevoller Leute; es bedarf unausgesetzter Beobachtung und so lange Sie leiden."

„Nein", unterbrach Rita die Freundin, „ich kann Susanne nicht lassen. Therese, wenn Sie wüßten, wie sehr ihre Augen denen meines Gatten gleichen!"

Ein Strahl ekstatischen Entzückens brach aus den Augen der Sterbenskranken. Therese schaute wie gebannt in das unheimlich verklärte Antlitz der Frau, die leise, mit zuckenden Lippen den Namen des verlorenen Geliebten murmelte. Und plötzlich war es ihr, als sei ihre Seele frei von ihrem Körper, als schwebten ihre Gedanken hoch über ihr. Die Kranke schien Antlitz und Gestalt zu verändern, es war nicht mehr Rita, es war Therese, die dortlag und mit sterbender Stimme murmelte „Willibald, Willibald."

Ein Schauer rann durch ihre Glieder. Sie richtete sich auf.

„Nein", sagte sie fest.

Frau Rita war in ihren Gedanken versunken, sie fragte nicht nach der Bedeutung dieses seltsamen, zusammenhangslosen Nein.

In die Stille hinein, die eine Weile in dem sonnendurchleuchteten Raum brütete, klang ein fröhliches guten Morgen und das Rauschen eines seidenen Gewandes.

Therese wandte ihr Haupt der Thür zu und erhob sich alsbald, um die eintretende Dame zu begrüßen. Diese, eine große, selbstbewußt und bedeutend aussehende Frau, mit nicht schönem, aber dennoch anziehendem Antlitz, nickte Therese gütig zu und drückte herzlich die abgezehrten Hände der Kranken, die sich ihr entgegenstreckten.

„Ich sehe, liebe Cousine, Ihre treue Hausgenossin kam mir doch zuvor. Immerhin dürfen Sie das Riesenopfer anerkennen: schauen Sie auf die Uhr, es ist noch nicht Zehn und ich bin schon in vollem Anzug hier, um Ihnen Glück zu wünschen."

„Glück", wiederholte Rita schmerzlich, „was soll mir noch Glück wie Sie es meinen?"

„Nun", rief die Dame, Theresen um Zustimmung herausfordernd anschauend, „sagen doch auch Sie unserer Rita, daß Wunden vernarben,

Digitized by Google

daß, wenn das Geschick uns unser schönstes Gewand zerriß, wir auch lernen, uns in einem minder gut passendem Kleide warm zu halten."

„Ich weiß nicht, meine gnädige Frau", sprach Therese düster, „wie die Wunden beschaffen waren, die bei Ihnen schon vernarbten. Und ich wage nicht zu behaupten, daß das Schicksal immer einen, wenn auch schwachen Ersatz für einen Verlust in Bereitschaft hält. Ist denn jede Seele auch geneigt, sich Ersatz bieten zu lassen?"

„Sie lieben, Cousine", fügte Rita hinzu, „haben freilich für manches Leid die zauberhaftestes Entschädigung gewonnen: den Ruhm!"

Die Dame, welche eine entfernte Verwandte von Marholm gewesen, hatte, so sagte man, viele unglückliche Jahre einer unbefriedigten Ehe stürmisch, aber tapfer überwunden; dann im rastlosen Fleiß, einer natürlichen, genialen Begabung eine große Summe von Kenntnissen hinzugefügt und endlich durch schriftstellerische Werke einen immer steigenden Ruhm gewonnen. Sie hatte einen Namen und Therese beobachtete diese Frau schon lange mit fast neidischem Interesse.

Jetzt lächelte die Schriftstellerin, während doch ihre traurigen Augen nachdenklich zum Fenster hinaus ins Weite schauten.

„Ruhm", sagte sie leise, „ja, Lorbeerzweige decken vieles zu. Aber auch sie wachsen, wie alles, am schnellsten und besten auf Gräbern. Der Ruhm ist eine Freude, aber er gleicht dem Vergnügen des Eislaufes, wo man fortwährend in Bewegung bleiben muß, um sich warm zu halten. Wenigstens der Ruhm, den wir kleinen Talente genießen, die wir den geistigen Bedürfnissen unserer Tage entgegenkommen. Beneide uns keiner um die vollkommenere Erkenntniß, mit der wir das bißchen Klingklang erkaufen; denn wir erkennen nicht bloß die Dinge um uns, wir erkennen auch uns vollkommen und erscheinen uns daher kleiner als sich der erbärmlichste Fant in der hohlphrasigsten Gesellschaft erscheinen mag. Nur", setzte sie plötzlich ganz heiter hinzu, „des Standesbewußtseins halber, verrathen wir das nicht, sondern putzen uns mit großen Geberden auf. Schauen Sie also, meine junge Freundin, Sie dürfen mich gar nicht mehr neidisch bewundernd ansehen. Und um Gottes willen nicht daran denken, auch auf derselben Bahn Trost zu suchen, wenn Sie anders des Trostes bedürfen, was mir fast so scheinen will, denn Ihre Wangen sind schmäler, Ihr Mund ist herber geworden. Eine junge, reiche, freie Frau!" Sie seufzte und fuhr fort: „Euch beiden hier im Hause thut nichts noth als ein Tyrann, Ihr habt alle zwei zu viel Zeit, über Euch nachzudenken."

Therese mußte wider ihren Willen lächeln, Rita aber sagte:

„Nun, wenn Sie das meinen, wird die Nachricht Sie befriedigen, daß mein Bruder in wenig Tagen kommt, um bis zum Spätherbst hier zu bleiben. Bis — bis ich ausgelitten", fügte sie flüsternd hinzu.

„Thorheit, wir reisen noch diesen Winter zusammen südwärts", sprach die Schriftstellerin heiter und bestimmt. „Und da haben wir ja gleich einen Kavalier; ich verspreche mir zum wenigsten in dem Kapitän Alberto Marcendo den chevalereskesten Italiener seines Jahrhunderts. Frau Wedekind aber wird während unserer Reise das Grab auf dem Friedberger Kirchhof bewachen, und . . ."

„Frau Wedekind", rief in diesem Augenblick die Stimme Susannes, „Du sollst herauskommen."

Digitized by Google

Das trotzige Kind betrat nicht das Zimmer seiner leidenden Mutter und vollzog den ihm gewordenen Auftrag so, daß es an die Thür pochte und von draußen rief.

Thereſe fragte durch die Thürſpalte, wer ihrer begehre.

„Unten in Deiner Wohnung iſt jemand, der Dich ſprechen will."

„Ein Mann?" fragte Thereſe ſchon weiter eilend. „Nein, ein Herr", erläuterte die Kleine und lief ihr nach und klammerte ſich an ihr Kleid.

„Erſt ſollſt Du mir wieder gut ſein, Frau Wedekind", rief ſie, „Du haſt vorhin böſe Augen gemacht. Ach, ſei mir gut."

Thereſe wandte ſich noch um und ſagte:

„Sobald Du Deine arme Mutter um Vergebung gebeten haſt."

„Und das thue ich doch nicht", pochte der kleine, erſt ſiebenjährige Unhold hinter ihr her.

Thereſe, die faſt zitternd hinabeilte und ſich unterwegs immerfort ſagte, „es kann nur Willibald ſein", und ſich doch immer ſelbſt widerſprach, „unmöglich". Thereſe konnte eine peinvolle Enttäuſchung nicht verbergen, als ſie nur ihren Bankier ihrer harrend fand.

„Um dieſe Stunde ſchon, Herr Kommerzienrath", ſagte ſie mit einem Höflichkeitslächeln, „ich hoffe, daß nichts Unangenehmes . . ."

Der kleine, dicke, lächelnde Mann, der mit größter Sorgfalt gekleidet war und auf einer weißen Ripsweſte zahlloſe Berloques an dicker Goldkette trug, verneigte ſich mehrmals und vergnüglich. Er hielt ſeinen ſpiegelblanken Cylinder vor ſich und ſchritt mit Anmuth neben Thereſe her, die ihn in ihr rothes Zimmer führte.

„Meine gnädigſte Frau, was ſollte ſein paſſirt Unangenehmes? Ich bitte zu verzeihen die frühe Stunde, aber ich wollte einmal machen wahr für Sie das Sprichwort „Morgenſtunde hat Gold im Munde", er ſtrich ſich mit gelenken Fingern das ſchwarze Haar vom Hinterhaupt nach der Schläfe und fuhr dann über ſeinen, ſich mit einem Backenbart auf der Wangenmitte vereinigenden Schnurrbart. Er ſah Thereſe erwartungsvoll und triumphirend zugleich an.

„Sie machen mich neugierig", log Thereſe verbindlich.

„Was hab ich geſagt, als ich Ihnen rieth, anzulegen einen Theil Ihres Vermögens in Gothaer Prämienloſen?" fragte der Kommerzienrath.

„Daß es ein ſehr gutes Papier ſei, daß dieſe Papiere auch mit großen Gewinnen ausgeloſt werden könnten", ſagte Thereſe, welche herzlich wenig Intereſſe für die Verwaltung ihres eigenen Vermögens hatte und für die ein Kurszettel einer unverſtändlichen Geheimſchrift gleichkam.

„Richtig. Und wer hat gehabt eine feine Naſe? Ich, der Friedländer. Und für wen habe ich gehabt den glücklichen Treffer? Für meine Klientin, für Frau Thereſe Wedekind. Jetzt, meine liebe gnädige Frau, brauchen Sie kein ängſtliches Geheimniß mehr daraus zu machen, daß Ihr Herr Gemal Ihnen die fatale Teſtamentsklauſel in den Lebensweg geworfen. Sie haben ſelbſt ein hübſches Vermögen. Ihr Kapital hat ſich verdoppelt. Sie ſind mit fünfzigtauſend Thalern herausgekommen und ſind jetzt netto eine Frau von dreimalhunderttauſend Mark."

Der Eindruck, den der gutmüthige Herr Kommerzienrath ſich ver-

Digitized by Google

sprochen, ward maßlos übertroffen. Thereſe ſah ihn ſekundenlang ſtarr an, brach dann in ein bitteres Gelächter aus und ſank erbleichend, halb bewußtlos zurück.

„Gott, Gott", jammerte der Kommerzienrath, „hab ich doch nicht geglaubt, daß die Frau, die ſo wenig Verſtand zeigt vom Gelde, wird werden ohnmächtig vor Freude!"

Thereſens kalte blaſſe Hand umklammerte jetzt die rundlichen Finger des Finanzmannes.

„Dreimal . . ." hauchte ſie.

„Hunderttauſend!" vollendete er kräftig.

„Wie konnte das . . ."

Er ſetzte ihr voll Eifer den Charakter der Gothaer Prämienloſe auseinander, mitleidig herablaſſend, ſo faßlich als möglich für einen ſchwachen Frauenkopf. Thereſe, die kein Wort hörte, ſammelte unterdeß ihre Gedanken. Und plötzlich zuckte ein Schreck durch ihre Glieder. Sie hatte erkannt, daß ſie jetzt die Macht habe, ſich zu rächen. Ein Lächeln des Hohnes irrte um ihre Lippen. „Von meiner Gnade!" jauchzte es in ihr.

„Wann könnte ich mein ganzes Vermögen in meine Hände bekommen?" fragte ſie endlich.

Der Bankier ſah ſie verdutzt an.

„Wie ſo?"

„Nun, geſetzt ich wollte mich z. B. an einem großen induſtriellen Unternehmen betheiligen, oder mir das Vergnügen machen, all mein Geld hier bei mir im Schrank zu bewahren, um es täglich zu betrachten?" fragte Thereſe mit funkelnden Augen.

Der Kommerzienrath lächelte überlegen.

„Gefragt, wie eine elegante Dame nur fragen kann, die hat was anderes anzufaſſen mit ihren feinen Fingern als Geld", ſagte er väterlich wohlwollend. „Heißt das, Sie wollen vertauſchen Ihre guten und ſchönen Papiere gegen faule Aktien, rathe ich zu warten bis Ultimo. Heißt das, Sie wollen bloß haben in Händen ſelbſt Ihr Vermögen, welches jetzt im Bankhaus Friedländer deponirt iſt, ſo kann ich Ihnen Ihre Papiere ausliefern jede Stunde. Und ich würde Ihnen dann rathen, die fünfzigtauſend Thaler anzulegen in Kreditaktien."

„Ich danke Ihnen, lieber Herr Kommerzienrath", ſagte Thereſe haſtig. „In der That wünſche ich nur ſelbſt mein Vermögen in Händen zu haben. Und ich fürchte nicht, Sie dadurch zu kränken, nach wie vor verbleibt Ihnen ja die Hauptverwaltung des Kapitals meines verſtorbenen Gatten. Alſo nicht wahr, Sie bringen mir morgen oder übermorgen alles her."

Der Bankier ſah höchſt bedenklich drein.

„Solche Werthe in Frauenhänden", ſagte er.

„Ich denke den mir eng befreundeten Herrn von Rodenwaldt zu bitten, fortan das Couponabſchneiden für mich zu beſorgen", erklärte Thereſe.

„Alſo doch — bloß einem andern will ſie es übergeben", dachte der theilnehmende Mann gekränkt.

Aber er war zu ſehr Weltmann, um ihr ſeinen Schmerz zu zeigen

Digitized by Google

und betheuerte nur in übertriebener Bescheidenheit, daß er vor dem „großen Rodenwaldt" mit Vergnügen zurückträte.

Therese sah die Angelegenheit als erledigt und seinen Besuch als zu Ende an. Der gute Bankier aber, sonst an die zuvorkommendste Aufnahme gewöhnt, schrieb ihr wunderliches Benehmen der natürlichen Aufregung zu. Er hielt es für seine Pflicht, sie durch heiteres Geplauder in das Seelengleichgewicht zurückzubringen und machte keinerlei Anstalten zu gehen. Er pflegte sonst allemal seine Berathungen bei Frau Therese gemüthlichbei einem Glas Sherry am Frühstückstisch abzumachen, endlich besann Therese sich auf diese Gewohnheit, rief nach ihrer Walram und fand später die heitere Scheinhaltung, die glückliche Wirthin zu machen.

Um zwölf Uhr endlich war sie seiner freundlichen Gesellschaft ledig.

„Schnell, Walram, eine der Mägde soll einen Wagen holen. Und Du hilfst mir gewiß beim Ankleiden", rief Therese.

„Was ist Ihnen, Kind", sagte die Alte besorgt, „Ihre Wangen brennen."

Therese warf ihr weites, weißes Kaschmirgewand fort und griff nach dem Straßenkleid.

„Nichts, Walram, nichts. Gieb den Federhut, nein den lila, der steht mir besser, so. Wie sehe ich aus? Konsternirt? Roth? Ich will lieber einen Schleier vorbinden. Aber nein, bei der Hitze. Um Gotteswillen, ich habe ja noch meine Pantoffel an. Therese stieß die rothseidenen Pantoffeln ab.

Walram stand und sah ruhig ihre Herrin an.

„Auf die Art werden wir wohl eine Stunde brauchen, ehe wir in Anzug kommen", sagte sie.

Therese preßte die Zähne in die Unterlippe und sprach kein Wort mehr. Ihr Athem ging schnell, ihre Hände flogen.

Die Alte blickte ihr sorgenvoll von der Veranda aus nach, wie sie, so schnell es das modisch enge Gewand nur erlaubte, durch den Vorgarten eilte und in den Wagen stieg. Die Magd schloß die Thür, Therese lehnte sich im Fond zurück und spannte den Sonnenschirm auf, ohne daß sie, wie sonst immer, noch einmal ihrer treuen Alten zugenickt hätte, rollte der Wagen davon.

Theresen schien es als habe er nur eine Minute gebraucht, um vor das Haus des Herrn von Rodenwaldt am Mainufer zu gelangen.

„Warten", rief sie kurz dem Kutscher zu und sprang mit beiden Füßen auf die Erde. Zugleich eilte aus dem offenen Portal des palaisartigen Hauses schon ein Diener, um die seinem Gedächtniß als Bekannte der Herrschaft gegenwärtige Dame höflichst zu empfangen.

Therese stieg die vier Marmorstufen empor, blieb unter dem Portal stehen und entnahm ihrem Visitenkartenbüchlein ihre Karte.

„Das gnädige Fräulein sind vorhin leider ausgefahren", bemerkte der Diener mit pflichtschuldigem Bedauern.

Therese schritt in den Flur hinein.

„Melden Sie mich dem Herrn selbst an und bemerken Sie, es sei geschäftlich."

„Ach so — dann belieben gnädige Frau hier einzutreten."

Er öffnete Therese die Thür, die sich rechts vom Portal vorn im Flur befand. Sie sah sich in einem großen, ernst ausgestattetem Zimmer.

Digitized by Google

Bücherreihen und Aktenschränke verdeckten die Wände. Inmitten des Raumes stand frei ein großer Schreibtisch, auf dem, neben vielen Papieren, kostbares Bronzegeräth sich befand. Einige schwere, weichgepolsterte Armsessel standen umher; den ganzen Fußboden bedeckte ein Teppich; die beiden auf das Mainufer hinausgehenden Fenster waren mit dunkelseidenen Vorhängen eingerahmt. Thereſe trat an das eine geöffnete Fenster und schaute hinaus auf das Landschaftsbild.

Im gelben Mittagssonnenschein des scheidenden Augustmonats schien die Gegend wie von einem leichten Schleier bedeckt, gewebt aus flimmerndem Gold, Sonnenstäubchen und vibrirender Hitze. Das von den sandigen Ufern zurückgewichene Wasser schlich träg mit gleichfalls gelblichen Wogen dahin. Diesseits zogen sich an seinem Bord junge gärtnerische Anlagen entlang, in denen Blumen und Laub sommermüde dem Herbst matt entgegenwarteten. Jenseits schlief in der Mittagsglut das Städtchen Sachsenhausen; grell blinkte die Sonne auf weißen Mauern, und vor diesem hellen, unregelmäßigen Häuserdurcheinander hob sich, nahe an des Ufers Rand, die neue, aus rothem Sandstein gefügte Kirche empor, still ihres bräunlichen Spitzthurmes ragende Länge im gewellten Wasserspiegel abbildend. Vielfach überspannten den niederen Strom hochgewölbte Brücken, ein Eisenbahnzug jagte eben, einen Rauchstreifen über sich nachziehend, über die eine Brücke. Dumpf schütterte das sausende Rollen durch die mittägliche Stille. Hinter dem Städtchen drüben hob sich, zu sanfter Höhe gegen den Horizont ansteigend, der Wald, seine blaugrüne Grenze von dem flimmernden hellen Himmel unterbrach die Isenburger Warte, die trotzig ihren runden, mit spitzem, kleinem Schieferdach versehenen Thurm droben erhob. Langsam schwamm ein Floß auf dem gelben Stromwasser rheinwärts, man konnte die winzig scheinenden Gestalten der Flößerknechte erkennen, die faul im Sonnenschein auf den Stämmen lagen und in der Hitze schlafen mochten. Trotz des Sonnenscheins aber und trotz der Stille rings, lag es schwül auf der Landschaft, eine furchtsam ruhige Glut durchzitterte die Luft, in der sich hochdroben schon gewitterschwangeres Gewölk zusammenschob.

Ein leises Geräusch ließ Thereſe aus ihrer Betrachtung aufschrecken; sich umwendend gewahrte sie Herrn von Rodenwaldt, der durch die, den Fenstern gegenüberliegende Thür eintrat. In dem Augenblick als Thereſe die hohe, schmächtige Gestalt in der etwas steifen Haltung auf sich zukommen sah, da sie in dies graubleiche, durchfurchte, aber in undurchdringlicher Ruhe wie versteinerte Antlitz blickte, fiel erst die Erkenntniß der Schwierigkeit ihres Vorhabens in ihre Seele. Aber in dieser Erkenntniß wuchs auch sogleich ihr Wollen. Sie maßen sich eine Sekunde lang schweigend mit den Augen.

Er vermochte nicht zu ahnen, was sie herführte, nachdem, was gestern zwischen ihnen vorgegangen; ein Gefühl peinvollster Demüthigung griff an seine hochmuthgewohnte Seele, dieses schöne junge Weib war das einzige Wesen, welches schon wußte, daß seine Größe nur noch auf thönernen Füßen stand und sie dachte vielleicht klein von ihm. Sie aber begriff, daß die Gabe, die zu bieten sie gekommen war, ihn tödtlich beleidigen konnte, wenn sie nicht das rechte Wort fand sie anzutragen. Sie athmete schwer. Es galt einen Kampf auf Leben und Tod mit dieses Mannes jetzt gewiß zwiefach reizbarem Stolz.

Digitized by Google

Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Digitized by Google

Digitized by Google

Herr von Rodenwaldt küßte Frau Thereſe mit Gemeſſenheit die behandſchuhte Rechte und führte ſie zu dem, ſeinem Schreibtiſch zunächſt ſtehenden Seſſel, dann ließ er ſich ihr gegenüber, den linken Ellenbogen in die rechte Hand und das Kinn mit der linken Hand ſtützend. So ſah er ſie erwartungsvoll an. Thereſe bohrte ihre Sonnenſchirmſpitze in den Teppich und fragte ohne emporzublicken:

„Geſtatten Sie mir, aus dem Vertrauen, welches Sie mir geſtern ſchenkten, Rechte herzuleiten?“

„Jedes, meine gnädige Frau“, antwortete er, ſich ein wenig verneigend, „denn wenn ich einer Dame meine Hand und mein Leben bot, hat dieſe Dame gewiß das Recht, an meine ernſte Freundſchaft zu glauben, und an dieſe Freundſchaft ſich zu wenden, wenn ſie eines Rathes oder einer Hilfe bedarf.“

Thereſe war aber nicht gekommen dieſe Hilfe zu erbitten, ſondern zu bringen. Seine Haltung ſchien jedoch die eines Fürſten, freilich eines ſorgenvollen.

„Ich danke Ihnen, Herr von Rodenwaldt, die Stunde mag kommen, wo ich mich bittend an Sie wende. Bittend — für mich! Heute will ich noch mehr, noch Größeres! Ich will das Recht haben, welches nur Ihrer Gattin zuſtehen möchte, das Recht, welches ich geſtern ausſchlug: Theil zu haben an der Sorge für Ihre Tochter“, ſprach Thereſe.

„Meine Tochter wird glücklich ſein, eine ſolche Freundin zu gewinnen“, antwortete Herr von Rodenwaldt höflich. Ihm war nicht beizukommen, er wollte nicht verſtehen oder durch Fragen ihr das Reden erleichtern.

„Haben Sie ſchon eine Entſcheidung getroffen über die Annahme oder Ablehnung des Antrags, welchen Herr Doktor Willibald . . “

„Nein“, ſprach er ruhig, „denn die Lage hat ſich ſeit geſtern nicht verändert.“

„Aber die meinige iſt ſeit geſtern eine andere geworden“, ſagte Thereſe während ihr Antlitz ſich allmählich mit der Röthe unterdrückter Aufregung bedeckte, „wie ein deus ex machina im Märchen, hat Fortuna mein Privatvermögen ſeit geſtern verdoppelt! Wenn man heute Nachmittag an der Börſe erzählt, daß das Bankhaus Friedländer für einen ſeiner Klienten das mit fünfzigtauſend Thalern gezogene Gothaer Los beſitzt, ſo wiſſen Sie hiermit, daß ich dieſer Klient bin. Und . . .“ ſie ſtockte.

„Und?“ fragte Herr von Rodenwaldt. Seine Stimme, ſeine Haltung waren wie in Eis erſtarrt, aber über ſeine Stirn huſchte eine fliegende Röthe.

„Und“ fuhr ſie mit einem erkünſtelten Lächeln fort, „mit dem Gewinn iſt eine fiebriſche Habgier in meine Seele gekommen, ich möchte reicher, immer reicher werden, immer unabhängiger von der Hinterlaſſenſchaft meines Gatten. Ich habe meinem Bankier ſchon angekündigt, daß ich ihm mein Vermögen entziehen muß. Ich will es in lebhafterer Arbeit ſehen, es in langweiligen Aktien im wohlgeſchloſſenen Blechkaſten liegen zu ſehen, iſt ſo intereſſ[illegible]. Es ſoll in die Hände eines Mannes kommen, deſſen Genie ich vertraue, der durch große induſtrielle Unternehmungen auch für die Beſchäftigung und ſomit für die Heranbildung durch Arbeit des vierten Standes ſorgt — mit einem Wort: in Ihren Händen!“

Digitized by Google

Er wurde aſchfahl.

„Sie bieten mir ein Almoſen“, ſagte er rauh, „denn ich ſagte Ihnen geſtern, daß ich vor einer Zahlungsſtockung ſtehe.“

„Und daß eine Stockung unvermeidlich iſt, wenn Sie das Kapital Ihrer Tochter Ihrem Geſchäft jetzt entziehen ſollen!“ beſtätigte Thereſe immer leidenſchaftlicher werdend. „Ich bin ſo gewiß, daß Ihr Stern in neuem Glanz aufgehen wird, daß gerade die Kampfesverzweiflung um Ihre Ehre Sie gleichſam beflügeln wird. Nehmen Sie mein Vermögen hin — es iſt gerade jene Summe, die Ihre Tochter zu beanſpruchen hat. Geben Sie dies mein Geld Ihrem Schwiegerſohn und geben Sie mir dafür etwas Beſſeres — einen Antheil an Ihren Geſchäften — ich kenne ja die Formen nicht — mein Gott, ich bin nur eine Frau und verſtehe nichts davon — eine Hypothek, oder wie man es ſonſt nennt!“

Sie war längſt aufgeſtanden und ſtand faſt mit gerungenen Händen vor ihm. Er aber ſtützte ſich auf ſeinen Schreibtiſch und bohrte ſeine Augen in das grüne Tuch, lange und ſtumm. Der gelbe Sonnenſchein war unterdeſſen bleicher geworden, und jetzt zuckte der letzte Strahl vom Fenſterbrett zurück. Zugleich rollte leiſe der ferne Donner durch die Mittagsſtille.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Ursachen der Erblindung.

Von Dr. Katz.

Unter obigem Titel hat der rühmlich bekannte Augenarzt Dr. Katz in Berlin ein Droh- und Trostwort im Verlag von Paul Czihatzky in Berlin erscheinen lassen, das die ernsteste Berücksichtigung aller Augenbesitzer verdient. Lichtvoll und überzeugend legt der Verfasser die Ursachen der Erblindung dar, dem Blinden zur Hoffnung, dem Schwachsichtigen zur Belehrung, dem Sehenden zur Warnung. Es ist eines jener Bücher, die tief ins Herz unserer Zeit greifen und deren Beherzigung die Gesundheit der Menschheit ungemein fördern werde. In nachfolgendem geben wir eine lehrreiche Probe aus dem Buche zum Besten der Augen unserer Leser. Dr. Katz sagt folgendes:

Das weibliche Geschlecht als das schwächere gilt zwar im allgemeinen zu Erkrankungen viel geneigter, als das männliche, und nimmt man sämmtliche Krankheiten, die leichteren und schwereren Formen, d. h. den ganzen Krankheitsbetrag zusammen, so mag das auch seine Richtigkeit haben; die wirklich gefährlichen, weil tödtlichen Krankheiten treffen aber weit mehr die Männer, als Frauen, wie denn auch die Statistik zeigt, daß die männliche Sterblichkeit die weibliche allerorts bedeutend überwiegt. Das liegt doch nicht etwa in der Beschaffenheit des Körpers, etwa in einer geringeren Widerstandsfähigkeit der Männer gegen äußere Einflüsse, sonst hießen sie ja nicht das stärkere Geschlecht, das liegt vielmehr in der verschiedenen Lebensstellung beider Geschlechter. Während das Weib daheim ruhig sein Dasein, wie in Schillers Glocke, verbringt, muß der Mann hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben, und dieses „Feindliche" bezieht sich vor allem auf seine Gesundheit, auf die vielen Gefahren, denen sich der Mann in Ausübung seines Berufes aussetzt.

Die Bedeutung, die die Lebensstellung des Mannes für seine Gesundheit besitzt, ist ja so allgemein anerkannt, daß man, wie beim Weibe von Frauenkrankheiten, so hier auch mit Recht von bestimmten Gewerbe- oder Arbeiterkrankheiten spricht; doch darf man nicht etwa glauben, daß darunter nur derjenige zu leiden hat, der ein Gewerbe betreibt. Der Gelehrte und Künstler wird geradeso in seiner Gesundheit geschädigt, ist doch auch eine geistige Arbeit um so anstrengender, je mehr die Thätigkeit des Kopfes (Nachdenken) in Anspruch genommen wird; hier ist das Gehirn dasjenige Organ, das arbeiten muß, und ob dieser bei vorn übergebeugtem Sitzen in schlechter Zimmerluft jahrein, jahraus über Büchern und Akten brütet oder jener in dumpfer Werkstatt sein Tagewerk verbringt, bleibt sich für die Schädigung der Gesundheit nahezu

Digitized by Google

gleich. Man würde daher viel richtiger von Berufskrankheiten sprechen, die nun einmal das Erbtheil der Männer bilden. Wie sich das aber am Körper überhaupt bestätigt, so geht es auch mit dem Sehorgan; mögen zwar im allgemeinen die Frauen auch hier wieder mehr über die leichteren Krankheitsformen, über gewisse Augenbeschwerden zu klagen haben — fast überall ist das männliche Geschlecht der Erblindung mehr unterworfen, als das weibliche. Nicht als ob das männliche Auge an sich zu schweren Krankheiten geneigter wäre, das liegt vielmehr einmal daran, daß dasselbe bei allen wichtigen Allgemeinkrankheiten des Körpers gern in Mitleidenschaft gezogen wird, und da nun diese Leiden, wie Nervenfieber, Gehirnentzündung, Herz- und Lungenkrankheiten bei Frauen viel seltener vorkommen, als bei Männern, so sind letztere auch mehr von der Gefahr zu erblinden bedroht. Ferner ist das Auge als dasjenige Sinnesorgan, das uns vorzugsweise mit der Außenwelt in Verbindung setzt, auch am meisten den Schädlichkeiten so vieler Berufsarten ausgesetzt. Nach der einen oder andern Richtung hin aber alle möglichen Erblindungsursachen für die Männer aufzuzählen, das hieße deren Lebens- und Leidensgeschichte wiedergeben, und da müssen wir uns somit auf einiges Allgemeine beschränken, nämlich auf die Erblindungen, wie sie mit bestimmten Beschädigungen des Körpers im unmittelbaren oder mittelbaren Zusammenhang stehen.

Erblindungen durch direkte Verletzung, d. h. solche Fälle, wo durch äußere Gewalt beide Augen zugleich zerstört werden, sind glücklicherweise selten; so bestanden die Verunglückungen in ganz Preußen während vier Jahren überhaupt nur elf Mal im Verlust beider Augen, während in demselben Zeitraum z. B. fünfunddreißigmal beide Beine zugleich verloren gingen, und unter dreizehntausend Augenkranken, die vom Jahre 1868 bis 1873 in meine Behandlung kamen, befanden sich zwar über viertausend Verletzungen, kein einziges Mal war aber der Verlust beider Augen zu beklagen. Bei sämmtlichen Blinden, die sich mir aus den Regierungsbezirken Potsdam und Frankfurt a. O. zur Untersuchung vorstellten, war die Verletzung nur zweimal eine doppelseitige und zwar einmal durch Schrotschuß aus Unvorsichtigkeit, einmal durch Gewehrschuß im Kriege, wo die Kugel seitlich in die Schläfe eindrang und beide Augen zugleich wegriß. Die anderen Verletzungen (etwa drei Prozent aller Blinden) betrafen bereits Einäugige, die nun auch noch ihr einziges Auge durch unglücklichen Zufall, z. B. durch Verletzung mit Holz, durch spitzen Strohhalm, durch Stoß von einem Kuhhorn verloren hatten; die Beschädigten gehörten sämmtlich der ländlichen Bevölkerung an und sind also gewissermaßen in Ausübung ihres Berufes unversehens verunglückt, dagegen kann freilich nichts schützen. Wohl aber hat sich unsere Fürsorge auf die vielen Einäugigen zu erstrecken, die leider immer noch so häufig in Fabriken und Bergwerken anzutreffen sind und hier aber auch stündlich der Gefahr völliger Erblindung entgegensehen; solche Leute dürfen hier gar nicht beschäftigt oder doch — im Dienste bereits einseitig erblindet — zu gefährlichen Arbeiten fernerhin nicht mehr verwandt werden. Das Haftpflichtgesetz müßte die Arbeitgeber auf das Strengste nach dieser Richtung hin verpflichten.

Neben zufälliger Verletzung unterliegt aber der Einäugige noch einer andern Gefahr, nämlich der Erblindung durch die sympathische

Digitized by Google

Augenkrankheit, worunter man sich folgenden Vorgang zu denken hat. Beide Augen stehen durch ihre Nerven, die von ihnen nach hinten zum Gehirn verlaufen und sich dort begegnen, miteinander in Verbindung. Nehmen wir nun einmal ein zerstörtes Auge, einen sogenannten Augenstumpf an, so ist derselbe zwar äußerlich todt, insofern seine Form vernichtet und damit auch zum Sehen untauglich ist; innerlich aber, d. h. an seinem hintern Theil, ist ein solches Auge noch belebt, da bestehen seine Nerven noch fort und damit steht es auch noch mit dem Gehirn, bezüglich dem gesunden Auge, in Verbindung. Auf diesem Wege, nämlich durch die Nerven, setzt sich nun der Reiz (Entzündung) vom kranken Auge auf das gesunde fort: dieses leidet mit, es erkrankt und erblindet schließlich sympathisch, und daher der Name sympathische Augenkrankheit. Freilich ist nicht jedes blinde Auge (Stumpf) nach dieser Richtung hin gefährlich, sondern nur für den Fall, daß es beim Druck mit dem Finger Schmerz empfindet; alsdann ist es aber auch die höchste Zeit, das schmerzhafte Auge sofort durch Operation zu entfernen, um das andere vor jeder Gefahr sicher zu stellen. Häufig rührt die Einäugigkeit bereits aus der Jugend her, da das zweite Auge ebensowohl schon nach Wochen und Monaten, wie nach zehn bis zwanzig und mehr Jahren sympathisch erblinden kann: rechtzeitige Entfernung des schmerzhaften Stumpfes schützt immer vor Erblindung, und muß die öffentliche Gesundheitspflege daher in immer weiteren Kreisen (bei Eltern, Lehrern, Vorständen von Krankenkassen u. s. w.) auf die Gefahren schmerzhafter, blinder Augen und die Wohlthat einer operativen Hilfe aufmerksam machen.

Höchst beachtenswerth sind ferner diejenigen Erblindungen, die ohne jedes Allgemeinleiden zumeist Arbeiter betreffen, die sich noch im rüstigsten Mannesalter und Vollbesitze körperlicher Kraft befinden; diese Fälle kommen sogar überraschend häufig vor, und hört man dann die Blinden nicht selten klagen, daß sie ihrem Unglück fast wie einem Räthsel gegenüberstehen. Gleichwohl läßt sich ihr Leiden auf eine ganz bestimmte Ursache, nämlich auf anhaltende Blendung der Augen durch Feuerarbeiten zurückführen. So wenig auch das Auge als Lichtorgan des Lichtes entbehren kann, so verderblich kann es demselben werden, je mehr und je länger der gewöhnliche Grad der Beleuchtung überschritten wird; kennt doch jeder an sich selbst das unangenehme und geradezu schmerzhafte Gefühl, das beim Blick in eine helle Flamme, auf glänzende Flächen, beim plötzlichen Uebergang aus dem Dunklen ins Helle und umgekehrt aus dem Hellen ins Dunkle entsteht. Deshalb hat auch die Natur grelle Lichtkontraste überall wohlweislich ausgeglichen, so z. B. durch die Dämmerung des Morgens zum Tage und des Abends zur Nacht; ebenso wird auch das starke Sonnenlicht durch die Wolken oder bei heiterm Wetter durch den Dunstkreis der Luft abgeschwächt, dem der Himmel seine milde Beleuchtung verdankt. Ueberdies hat die Natur unser Auge noch durch besondere Vorrichtungen vor Ueberblendung geschützt und uns in dem Blendungsgefühl eine warnende Stimme verliehen, derartige Schädlichkeiten zu vermeiden. Doch wie häufig wird trotzdem aus Unachtsamkeit oder Muthwillen dagegen gesündigt: so hat schon mancher die Thorheit, direkt ins Sonnenlicht blicken zu wollen, mit Verlust oder doch Schwächung seiner Sehkraft gebüßt; ebenso wie das böswillige

Digitized by Google

Spiel, jemandem mit einem Hohlspiegel die Sonne unversehens ins Auge zu lenken, schon viel Unheil angerichtet hat. Wie hier ganz plötzlich, so tritt durch anhaltende Feuerarbeit langsam und allmählich eine Ueberreizung der Augen ein, das Sehen wird immer schlechter und wie die Kraft eines jeden Auges durch stetigen Reiz endlich erlahmt, so tritt auch schließlich Erschöpfung des Sehorgans, d. i. völlige und unheilbare Erblindung ein. Daher sollte auch keiner, der nun einmal auf einen solchen Beruf angewiesen ist, eine gewisse Vorsicht außer Acht lassen, die zunächst darin besteht, die Beschäftigung wenigstens zeitweilig zu wechseln und seinen Augen die nothwendige Erholung zu gönnen; ferner sollte jeder bei einer derartigen Arbeit eine blaue Schutzbrille tragen, wodurch das Licht beträchtlich abgedämpft wird, ohne daß die Deutlichkeit des Sehens darunter leidet. Ein solches Schutzmittel für die Augen erfüllt aber zugleich noch einen andern Zweck: jedes Licht entwickelt nämlich gleichzeitig auch einen bestimmten Grad von Wärme, die hier umsomehr Schaden bringt, als sie bei Feuerarbeiten aus nächster Nähe und also auch unmittelbar auf die Augen einwirkt, und auch dieser Nachtheil wird durch den Gebrauch einer Brille wenigstens zum Theil ausgeglichen.

Vielen und gewaltigen Zufällen steht unser Auge offen, wie es in einem alten Spruche heißt, und je schwerer jemandes Tagewerk ist, desto weniger vermag er sich auch trotz aller Vorsicht den Gefahren für Körper und Auge zu entziehen. Dem gegenüber stehen nun diejenigen Erblindungen, die mit dem Berufe des Mannes nichts zu thun haben und sich daher auch sehr wohl vermeiden ließen — das sind die Beschädigungen des Körpers durch die ihm zugeführten Gifte und zwar zunächst durch den Mißbrauch von Branntwein und Tabak. Wohlgemerkt: durch Mißbrauch; denn in bescheidenen Mengen wirkt ein guter Branntwein belebend auf die Nerven, namentlich setzt er aber in einem gewissen Grade das Hungergefühl herab und ist mithin umsoweniger zu entbehren, je unzureichender die Nahrung und je härter die Arbeit ist. Dagegen erzeugt der zu häufige und reichliche Genuß von schlechtem, fuseligen Branntwein bei schmaler Kost die verschiedensten krankhaften Zustände: zuerst leidet Verdauung und Blutbereitung, und dadurch entsteht jene krankhafte Nervosität, wie sie sich schon bald durch das Zittern der Hände, durch Muskelzuckungen und schließlich durch den Säuferwahn (Delirium tremens) offenbart. Daneben führt die Ernährungsstörung fast immer zu Magen- und Leberkrankheiten, zu fettiger Entartung der Blutgefäße, der Nieren und des Herzens — kurz zur allmählichen Zerrüttung des Körpers, wie sie sich durch völligen Zerfall aller Kräfte, so auch der Sehkraft kundgiebt, und die Redensart „er säuft sich blind" drückt zwar etwas derb, aber ganz richtig das endliche Schicksal der Gewohnheitstrinker aus.

Noch mehr als der Branntwein stellt der Tabak ein wahres Genußmittel der Männer dar, das beweist seine weite Verbreitung über die ganze Erde trotz aller Steuern, Zölle, und selbst der strengen Strafen, die schon in vielen Ländern auf das Rauchen gesetzt waren. Der Tabak enthält zwar einen sehr giftigen Stoff, nämlich das Nikotin, trotzdem hat man ihm aber bei mäßigem Genuß eine wirklich schädliche Wirkung noch nicht nachgewiesen, wie denn auch so viele bei bester Gesundheit ihr

Digitized by Google

ganzes Leben hindurch rauchen. Doch wie bei allen Reiz- und Genußmitteln, gilt auch hier der Warnungsruf: Nicht zu viel, und wenn mancher täglich seine zehn bis fünfzehn Stück Cigarren verdampft, so kann das allerdings seiner Gesundheit schaden, namentlich je nikotinreicher der Tabak, z. B. der amerikanische und deutsche ist, während der türkische und griechische wegen seines geringeren Nikotingehaltes weit weniger schadet. Das übermäßige Rauchen wirkt nun zunächst schädlich auf den Magen, da die mit dem Speichel verschluckte Tabaksauce dessen Schleimhaut angreift und allerhand Verdauungsstörungen, wie Uebelsein, Erbrechen, widriges Gefühl in der Herzgrube und selbst Durchfall verursacht; ebenso nachtheilig ist aber das zuviele Rauchen auch für die Nerven und Sinnesorgane, da das im Tabak enthaltene Nikotin ein Gehirngift ist und am Körper die verschiedensten Zufälle wie Zittern, Lähmung und Unempfindlichkeit der Glieder, Schwindel, Betäubung, Kopfschmerz und sogar Bewußtlosigkeit erzeugen kann. Aus dieser Einwirkung des Nicotin auf das Gehirn erklärt man sich denn auch das Entstehen vom schwarzen Star, wobei freilich eine reine Tabakserblindung nur selten beobachtet wird, da dieselbe in der Regel mit dem Mißbrauch geistiger Getränke zusammenfällt, und man daher auch nicht weiß, welchen von den beiden Giften (Alkohol oder Nikotin?) die Hauptschuld an dem Leiden beizumessen ist. Soviel steht jedoch fest, daß Schwachsichtigkeit auffällig häufig bei Gewohnheitstrinkern und Rauchern vorkommt, daß das Leiden bei Fortsetzung dieser Laster schließlich in Erblindung übergehen kann, während es umgekehrt bei rechtzeitiger Enthaltung von den genannten Genußmitteln in vielen Fällen gänzlich zur Heilung gelangt.

Digitized by Google

Die Letzten.

Eine Geschichte aus alter Zeit von **Karl Herold.**

Es liegt ein kleiner Ort zwischen den Hügeln und eine heiße Luft brütet über ihm. Ueber ihm wie über dem ganzen heiligen römischen Reiche, durch welches von der Grenze, die an die unwirthlichen Gauen des ungeheuern Rußlands stößt bis hinüber, wo jenseit des Rheines die frohlebigere fränkische Nation wohnt, eine finstere, heimtückische Macht zog, die nicht jung noch alt, nicht schön noch häßlich, nicht arm noch reich verschonte, trübes Bangen vor sich herjagend und tiefen Schmerz hinter sich lassend. Wie sie gekommen, konnte man nicht sagen, mit dem heißen Lufthauch des Sommers war sie da und die, welche ihre Anwesenheit sahen, erbleichten in Angst. Die andern aber, welche ihre Anwesenheit fühlten, wurden laut und fröhlich; anders fröhlich als sonst im gewöhnlichen Leben. Sie fühlten ein höllisches Feuer in sich, ein Feuer, welches so entsetzlich brannte, daß es nicht mehr Schmerz erzeugte, sondern Taumel und Wuth. Und so gingen sie, die gellenden, lauten Weisen auf den Lippen mit tanzenden Füßen und zuckendem Herzen in den Tod. Einer nach dem andern und eine nach der andern. Der hochwohlgeborene Rathsherr ließ den steifen Talar und die blinkenden Stücken in der Truhe und bettete den feisten Leib draußen in großer Grube neben den Armen, die nichts zurückließen, nicht das Gedenken an ihr armseliges Sein, und der hochwürdige Abt lag friedlich neben dem Verbrecher, dem durch den unheimlichen Gast der Galgen erspart worden war. Es war eine schwere heiße Luft über dem heiligen römischen Reiche, eine Luft erst voll Thränen und Trauer, die sich dann in Stumpfsinn wandelte.

Auch über dem kleinen Orte lag sie, und die Thränen waren schon aus ihm geschwunden. Wie sich die Todten mehrten und die Lebenden an Zahl überschritten, da meinten es die Lebenden ihnen an Gefühllosigkeit gleich thun zu müssen und die Bande des Blutes und der Familie, der Liebe und der Frömmigkeit, und alles, alles, was sonst die Menschheit aneinanderkettet und kittet, riß in Fetzen. Aber es half nichts, daß sich die Kinder ohne Erbarmen von den sterbenden Eltern rissen, des andern Tages wandten sich andere wieder ohne Erbarmen von ihnen, wenn die Luft des Sterbens in ihren Augen zu funkeln begann.

Eines Tages kam der Todtengräber nicht mehr. Sein Kasten stand still draußen an der Mauer, denn der Führer hatte sich zu denen, die er geführt, gelegt.

Die glühende Sonne brütete über dem Orte, doch auf keine Stirn

Digitized by Google

lockte sie mehr die perlenden Schweißtropfen, und kein Auge schloß sich vor ihren glänzenden Strahlen. Sie hatte von früh an geschaut, durch keine ziehende Wolke gehindert, und hatte die Schatten der hochgiebligen Häuser in die Straßen hineingeworfen, erst länger dann verkleinernd und nun wieder länger, doch es hatte sich kein Mensch mehr gezeigt um in dem Schatten an den Wänden lang zu schleichen. Nun wollte es Abend werden und noch regte sich nichts. Dann endlich wurde ein Schritt laut, er klang so laut wie er Nachts auf öder Straße zu klingen pflegt, nur unheimlicher noch, da das Sonnengold noch über der Welt lag.

Dann trat ein Mann aus einem engen Gäßchen heraus in den Sonnenschein und die scheidende Herrscherin des Tages färbte, als sie ihn erblickte, den Himmel mit purpurnem Scheine, wie ein Gesicht, das sich beim Anblick des Geliebten mit glühender Farbe überzieht. Der Mann hielt einen Augenblick inne im Gehen und schaute, die Hand über die Augen legend, in die purpurne Abendröthe hinein. Dann ließ er die Hand langsam herabsinken und seine Lippen bewegten sich, leise Worte murmelnd. „Warum sollen meine Augen nicht in dem wunderbaren Lichte schwelgen, vielleicht zum letzten Male. Sieh mich an, Sonne, ich lebe noch, und Du bist nichts mehr als ich, der Diener des einen großen Herrn!"

Er wandte sich ab und schritt in den Schatten zurück und der lichte Glanz, welchen ihm die Strahlen in das Gesicht geworfen hatten, verlosch nun, daß er bleich und streng in die Welt schaute. Das Gesicht mochte wohl zum Kleide passen, zu der groben härenen Kutte. Das wunsch- und freudlos trauende Auge, die unbewegliche Miene, die nichts mehr erregen zu können schien.

Er schritt im Schatten der Häuser dahin nach dem Kloster, welches sich am Fuße des Hügels an die Kirche anschmiegte. Sein Schritt, der auf der Straße so schaurig wiedergehallt, that das gleiche im Hause; es war todt darin, er der einzige, der diese Luft noch athmete.

In seiner Zelle vor dem Kruzifix kniete er nieder und betete, lange und tief. Draußen verschwand das helle Funkeln nach und nach und die rothen Tinten am Himmelssaum verblaßten. Er erhob sich dann endlich und trat an das kleine Fenster. „Eine schwere Nacht kommt herauf", sagte er leise, „doch auch sie geht vorüber wie alle, und wie wir selbst."

Dann ging er hinüber zum Friedhofe und zog den plumpen Karren, in welchem die Todten hinausgefahren wurden, nach sich, hinein in den lautlosen Ort. Er hatte Kienscheite mit sich genommen, die er entzündete und ging nun Haus nach Haus seinen traurigen Gang, um zu sehen, ob nicht hier und da noch Todte lägen. Es war kühler geworden nach dem Untergang der Sonne und es war als ob er manchmal unter seiner unheimlichen Last erschauerte. Einmal war er zurückgekehrt nach der Grube, die er des Tages über gegraben, und hatte die Gefundenen auf den kühlen Boden gebettet, nun fuhr er zurück in die engen Gassen und setzte seine Wanderung durch die Häuser fort, gesenkten Hauptes, in trübem Sinnen. Er ging leise, daß der Wiederhall in den Ecken der gewölbten Fluren kaum erwachen konnte, nur das Holz prasselte manchmal in lichterer Flamme auf, als es an reicheren Stellen kam und

Digitized by Google

ließ dann einzelne helle Funken abstieben. Und die Zeit rann hinab, doch entsetzlich langsam, sich mit Widerhaken in sein Herz klammernd; die Minuten schienen nicht scheiden zu können.

Der Mönch war durch ein breites Thor in ein großes Haus eingetreten und schritt durch die lange Flur in die gähnende Dunkelheit hinein. Der Schritt hallte hier lauter als sonst und das Scheit knisterte durchdringender, es klang wie der Hall eines fernen Donners, als er dahinschritt. Dann stieg er die gewundene enge Treppe hinan, und sah, oben angekommen, durch die kleinen runden Scheiben des Fensters zum Himmel empor. Es war ein Augenblick nur, den er im Gehen eingehalten, dann schritt er weiter durch die weiten, niedrigen Räume des Hauses. Die großen Truhen, wunderlich mit Eisen verziert, tauchten in ihren starren, eckigen Formen vor ihm auf, dann glänzte der letzte Schein seines Lichtes auf ihnen, und gespensterhaft ihre Gestalt vergrößernd, fielen sie in die Nacht zurück. Und alles war still und todt.

Nun war er in der Reihe bis an das letzte Gemach gekommen und im Begriff, die Schwelle zu überschreiten, hielt er plötzlich wie erschrocken inne. Es war ein anderer Ton an sein Ohr gedrungen als er in dieser Schreckensnacht noch gehört, ein Ton, der ihm, den in strenger Klosterabgeschlossenheit seit langen Jahren lebenden, mit einem Schlage in die frühesten Tage der Kindheit zurückversetzte — es war das Spinnen einer Katze. Und nun, da er wieder aufsah, weilten seine Augen auf einem entsetzlich schönen Bilde.

Er stand vor einer Bettlade, auf der ein Weib hingestreckt lag. Das Gesicht von wunderbarer kindlicher Süße und doch den Stempel des Weibes auf sich tragend, lag sie da, den herrlichen Körper nur theilweis durch die Decke verbergend. Die Augen waren geschlossen und der Odem ging leicht über die halbgeöffneten Lippen, die in rosiger Schöne nach einem Kusse zu dürsten schienen. Und neben ihr auf der Decke saß eine große getigerte Katze.

Als der Lichtschein in das Gemach fiel, hielt diese in dem Spiel, das sie bisher getrieben, einen Augenblick inne und schaute mit verkleinerter lauernder Pupille den Eindringling an, dann wandte sie sich zurück und ihre Pfoten griffen wieder spielend und zierlich nach dem Halse des jungen Weibes, wie er sich im Schlafe hob und senkte. Es war ein mörderisches Spiel und der Mönch hob wie beschwörend die Hand.

„Ich kenne Dich, Katze", sagte er langsam, „ich kenne Dich, Katze, in welch anderer Gestalt Du auch noch erscheinen magst. Du bist die Nacht und der Tod, und Du treibst ein frevelhaftes Spiel mit uns. Weshalb greifst Du nicht zu, mit einem einzigen Griffe Deiner Krallen kannst Du das Leben enden. Doch Du bist grausam, wie es nichts grausameres giebt, Du spielst mit uns, und in jeder Stunde fühlen wir Deine Krallen am Halse, doch nur, um davor zu erschrecken. Du weißt es wohl, daß, je länger ein Leben, desto reichere Früchte es für Dich trägt. Die Katze hatte sich wieder nach ihm umgeschaut als er es sagte und hielt im Spinnen und Spielen inne. Und als die letzten Worte lauter von seinen Lippen klangen, hob das schöne Weib die Hände empor und ließ sie über Gesicht und Augen gleiten. Sie richtete sich dabei halb auf von dem Lager und sagte mit einer Stimme, wie sie dem Lauschenden noch nie so süß in die Ohren gedrungen zu sein schien: „Bist Du es,

Digitized by Google

Meinher, ich habe lange auf Dich gewartet!" Er antwortete nicht, sondern sah in starrer Entzückung nach dem schönen Menschenbild hinüber, das noch halb im Traum, des Aeußerlichen unbewußt, da vor ihm saß.

Da kam ein leiser Ruf von ihren Lippen als sie die Augen bewußt geöffnet hatte und sie zog die Decken fester um sich. „Wer bist Du?" kam es angstvoll von ihren Lippen. Wo ist Meinher?"

Er antwortete nicht sogleich. Der, nach dem sie frug, lag draußen bei der großen Schar und sein Auge vermochte sich dem liebreizenden Wesen, welches hier nach ihm verlangte, nicht mehr zu öffnen.

Die Gestalt des jungen Weibes wand sich angstvoll auf dem Lager. Nun hob sie den weißen vollen Arm aus den Decken empor und nach der Thür zeigend, wiederholte sie: „Wer bist Du? Geh, ich fürchte mich!" Dann fiel ihr Kopf zurück und sie weinte.

„Kennst Du mich nicht, Weib!" sagte er ernst. „Ich habe Dich einst gesehen: Du hattest ein brokatenes Gewand an, das im hellen Sonnenschein glitzerte und funkelte und Du standest an der Schwelle des Hauses, wo die Gläubigen ihrem Gotte dienen. Du durftest sie nicht überschreiten, denn Du bist ein gottloses Weib und wenn Du Dich nicht klug in den Schutz hoher Herren geflüchtet hättest, Du schliefest heute draußen mit Schanden, wo sie alle schlafen, alle außer Dir und mir!"

Sie sah mit irrem Blick zu ihm empor. „Wo sie alle schlafen, sagst Du, auch Meinher?" Es lag wie ein Flehen in ihrem Auge, als es an seinem Munde hing und er antwortete leiser: „Auch er!" Es war ihm das Wort schwer über die Lippen gegangen, denn obgleich sein Kopf sich dagegen sträubte und sie tausendmal eine Verlorene nannte, sein Herz wußte es besser und nannte sie mit einem innigeren Namen. Es war wie ein Rausch über ihn gekommen und er mußte unwillkürlich gehorchen, als sie ihm bedeutete, das Zimmer zu verlassen. „Ich folge Dir gleich!" sagte sie.

Er stand draußen im andern Zimmer und lehnte den Kopf an die Wand. Es dünkte ihn so kühl und schön dabei und er schloß darüber die Augen und seine Lippen bewegten sich wie im Liede. Das Holz war herabgebrannt und die Glut kam nun plötzlich an seine Hand, daß er sie mechanisch öffnete und den Rest fallen ließ; dabei verlosch die helle Flamme; die Kohlen glimmten am Boden weiter und warfen nur hin und wieder einen irren, vergehenden Glanz von sich. Dann verblich auch der und der Mönch stand in die tiefste Nacht getaucht. Er merkte es nicht, als aber die helle Stimme des Weibes von der Thür her zu ihm tönte, da fuhr er auf.

„Wo bist Du, Pater —"

„Jakobus!" sagte er als sie verstummt war; „ich bin hier am Fenster und warte, wie Du es mich geheißen!"

Dann kam sie an ihn heran und ihre Hand suchte in der Finsterniß tastend nach ihm.

„Ich will Dich aus dem Hause führen, Pater Jakobus", sagte sie, „mich schauert, da alles darin todt ist, und ich mag nicht länger bleiben. Ich wäre gern früher gegangen, doch die Schlösser waren fest und der Herr hatte ein scharfes Auge. Er sah mir bis auf den Grund der Seele!"

„Bis auf den Grund der Seele!" wiederholte der Pater leise, und schritt wie träumend an ihrer Seite durch die Gemächer.

Digitized by Google

„Es ist unwahr, doch nicht bis auf den Grund! Er sah die Blasen, die vom Grunde aufstiegen, das Auge, welches sehnend hinaussah in die Welt, und er hörte die Stimme, die sich selbst anklagte. Es war ein thörichtes Thun von mir, doch ein Thun wie es das Herz mir hieß; dann lag er wieder zu meinen Füßen, der draußen so stolz und herrisch war; und wenn ich vor ihm zurückwich, dann griff seine Hand so eisern, daß sie mir die Gelenke zusammenpreßte. Und ich mußte es dulden, daß mich sein Mund küßte.

Sie hielt schaudernd inne und der Pater blieb an ihrer Seite wie erwachend stehen.

„Ich weiß es, Perpetua Erkenbertin, der Teufel leiht seinen Kindern einen süßen Mund und Deine Worte sind süß wie Honigseim. Und wenn sie an die Ohren der Kinder der Welt dringen, dann lauschen die andachtsvoll. Sie mögen sich wohl einen Lohn dafür verhoffen. Ich aber, Perpetua, bin nicht von dieser Welt, und Dein Wort geht an mir vorüber, wie der Windhauch über die Bäume."

Er sprach es mit angstvoll eilenden, zornigen Lippen, weil ihm das Herz dagegen aufschrie, aber er sprach es doch und nun erfüllte ihn eine schmerzliche Freude, als er im trüben Scheine, der durch das Fenster, an welchem sie eben standen, brach, die Gestalt des jungen Weibes an seiner Seite sah, gebeugten Hauptes, mit weinendem Auge.

„Ich habe die Welt früh gekannt, Weib, und habe sie von mir geworfen wie eine giftige Schlange. Sie schleicht sich heran und die bunten Ringel schieben und schieben sich um den Menschen; fast macht es Freude, denn sie glänzen im Sonnenschein, und jede Minute wechseln sie ihre Farbe wie ein prunkendes Schmuckstück. Wenn sie ihn aber umschlungen haben, und recht in ihrer Mitte, dann kommt ein Drücken in sie hinein, und es zerschneidet die Glieder in unendlichem Schmerz, wie sie sich enger und enger ziehen. Und das ist das Entsetzliche, daß sie nur die Glieder durch ihre Wucht zermalmen, das Haupt steht unversehrt und leidet, die Lippen klagen und die Augen weinen. Und das Hirn zermartert sich in Angst vor dem drohenden Giftzahn des Wurmes. Ich kenne das Leben, Weib, und ein Ekel ist mir gekommen, als ich es erfaßte, als ich alles, was gut und groß und schön war, alles, woran meine Seele mit abgöttischer Verehrung hing, in den Staub fallen sah. Da bin ich in die einsame Zelle geflohen, und habe geklagt, lange Jahre. Dann wurde das Blut ruhiger und das Haupt kühler und ich kann nun über alles lächeln, auch über das Weib, über Dich, Perpetua. Sie haben Dir den rechten Namen gegeben: „Perpetua" und jedes Weib sollte ihn tragen. Denn das Weib ist das Beständige im Leben, ich weiß es und ich fliehe es darum. Das Beständige, Unbeständige, das heute mit tausend süßen Armen zieht, die sich, wenn sie das Opfer umschlungen, in gierige Würmer wandeln. Und sie fressen den Muth aus der Brust und das Bewußtsein aus dem Hirn, daß nur eine elende ohnmächtige Ruine bleibt. Ich weiß es, Perpetua, aber ich bin gestählt dagegen und wenn Deine Augen, die so süß zu mir aufschauen, in mein Herz sehen könnten, sie würden finden, daß es —"

Seine Stimme war bei den letzten Worten lauter und rauher geworden und nun schlug er die Hände vor das Gesicht und blieb ver-

Digitized by Google

stummt stehen. Durch seine ganze kraftvolle Gestalt lief ein Zittern. So stand er eine Weile schweigend.

Dann sanken die Hände herab und die Augen blickten wieder starr und ruhig. Und die Worte kamen wieder ruhig über die Lippen, tonloser vielleicht als sie sonst geklungen, aber gleichmäßig und unbewegt: „Der Morgen graut, Perpetua! Laß uns gehen."

Er hatte seinen Karren unten ergriffen und führte ihn mit sich durch die Dämmerung, nach dem Kloster hinauf. Dahinter schritt Perpetua und das Kleid rauschte starr um sie. Sie hatte die Hände gefaltet und folgte gedankenlos dem Karren. Das Hirn war ihr so wirr und schwer, und die Brust ging heftig, daß ihr zu eng wurde.

Oben im Klosterhofe stand sie still und schaute erstaunt um sich. Es war alles so ernst da, schmuck- und freudlos schaute das graue Gebäude in die Welt hinein. Nur an der einen Seite drängten sich hohe Baumwipfel, aus denen der Duft der Lindenblüte herüberschwamm, und wie mit Zauberarmen lockte es Perpetua dahin, doch sie konnte nicht folgen, denn nach jenseit des Hauses zog eine noch stärkere Macht. Dort arbeitete der einsame, ernste Mann, dessen Worte so bitter sie angeklagt, und dessen Blicke dabei doch von Liebe gesprochen hatten. Sie ging hinaus zu ihm und kauerte sich neben einem Grabhügel nieder und ihre Augen hingen an ihm wie er stetig die Erde in die Grube warf.

Darüber wurde es heller und heller; in den Zweigen jenseits des Klosters wurden fröhliche Stimmen laut und zwitscherten durcheinander. Und in den Lücken, durch welche das dichte Grün einzelne Himmelsstreifen sehen ließ, glomm es roth auf. Dann ging ein Zucken und Blitzen durch das weite Himmelsgewölbe, daß es völlig in Purpur erstrahlte, und der Rand der Sonnenscheibe tauchte am Horizont empor. Pater Jakobus hielt im Arbeiten inne und schaute in den hellen Schein mit seinem ernsten Gesicht.

Auch das junge Weib that es, aber ihre Mienen drückten einen seligen Schrecken aus. „Wie schön das ist!" sagte sie leise. „Ich hätte es nie geglaubt!"

„Du mußtest sonst im Schlafe liegen, wenn sich das herrlichste Ereigniß der Welt vollzieht, natürlich, denn Deine Tage waren lang und hielten andere Stunden als die der andern Menschen." Pater Jakobus sprach es mit zuckender Lippe.

„O Pater Jakobus, Ihr, die Ihr den Gott der Liebe lehrt, wie seid Ihr doch selbst liebelos!"

„Den Gott der Liebe? Nein, Perpetua, der ist es nicht, ein Gott der Schmerzen, und der Verzweiflung, der die, die ihm schwören, zur Verdammniß bringt. Ich habe ihm geschworen, Perpetua, doch er hat mich von sich gestoßen, und überläßt dem Satan mein Herz. Ich liebe Dich, Perpetua, und mein Ohr lauscht Deiner Stimme mehr, als der meines Gottes. Ich liebe Dich, Perpetua, und alles Glück und alle Schmerzen der Welt machen mein Herz erschauern."

Er lag zu ihren Füßen, da sie sich hastig erhoben hatte und seine Arme umklammerten ihre Knie.

Sie löste ihm leise die verschränkten Hände und zog ihn zu sich empor. „Ein neuer Tag beginnt, Pater Jakobus, wir wollen beten!"

„Ja, beten!" wiederholte er.

Digitized by Google

Sie schritt ihm nun voran nach der Kirche hinüber, die neben dem Kloster hoch in die Luft ragte. An der Schwelle kniete Perpetua nieder und der Pater wollte es ihr nachthun, doch sie wehrte ihm. „Es muß heute sein, wie es immer gewesen, Pater Jakobus. Ich wollte nur ein kurzes Gebet sprechen; nun gehe ich hinauf nach dem Thurme und lasse die Glocke rufen durch die Stadt. Vielleicht sind wir doch nicht die Letzten."

Sie erhob sich und ging an ihm vorüber in die Thür, die nach der Thurmtreppe führte, hinein. Nun stieg sie die beschwerlichen hölzernen Treppen hinauf und stand nach einiger Zeit oben neben der Glocke, in das sommerliche, morgenfrische Thal hinausschauend. Die Luft ging noch leicht, doch schon machte sich die große Hitze, die der Tag wieder bringen mußte, bemerkbar: sie fühlte die Sonnenstrahlen einzeln und spitz auf ihrer Haut. Dann mühte sie sich ab, die Glocke in Bewegung zu setzen; einmal gelang es, doch nur ein kurzer, gellender Ton kam von der einen Wendung zurück.

Den hatte der Pater unten gehört und dieser Ton zog ihn unwiderstehlich zu ihr hinauf. Die Treppe erknarrte unter seinen gewichtigen und doch eiligen Tritten und dann stand er neben ihr und löste den Strang aus ihren Händen.

Bei ihm bedurfte es nur eines kurzen Zuges und die Töne quollen hervor, auf mächtigen breiten Flügeln über das Thal hinaus.

Sie klangen entsetzlich laut in die Ohren der beiden und nach kurzer Zeit ließ er den Strang zur Erde fallen; nun kamen nur noch wenige leisere Schläge, dann lag wieder Ruhe ringsum.

Er schaute sich jetzt vergebens nach Perpetua um; sie war ihm voraus die Stiege hinabgeeilt, und er folgte nun langsamer und betrat unten den Raum der Kirche. Dort kniete er vor dem Altar nieder und neigte sein Haupt im Gebet. Er lag lange so da auf den Stufen des Altars und regte sich nicht. Und an der Schwelle des Gotteshauses lag das schöne Weib im reichen Gewande, die Hände gefaltet, die Augen unbeweglich auf den Knieenden gerichtet.

Und es blieb laut- und bewegungslos um sie her; nur in den breiten buntfarbigen Lichtstreifen, welche durch die gemalten Fenster in die dämmernde Helle des hohen Raumes fielen, zitterten ungezählte Sonnenstäubchen in wirrem Glanze.

Die Sonne hatte einen Theil ihres Weges bereits erstiegen, da richtete sich der Pater auf und schritt nach der Kanzel hinüber. Er lehnte sich schwer auf die Brüstung und sein Auge blickte trüb durch den weiten leeren Raum, um endlich drüben auf der Gestalt seiner einzigen Zuhörerin haften zu bleiben. Dann kamen seine Worte laut durch die Luft herüber zu ihr, doch von ihrem kalten Klange schien das Sonnenlicht zu erbleichen und unverstanden schwebten sie an ihren Ohren vorüber. Sie hörte noch immer angestrengt hinüber und schien jedes Wort von seinen Lippen zu saugen, obgleich sie seine lateinischen Reden nicht verstand.

Dann endlich war er fertig und kam herüber nach der Thür. Kurz vor ihr blieb er stehen und sah sie fragend an.

Sie schüttelte den Kopf ein wenig. „Du weißt es selbst, Pater Jakobus; es ist nicht das rechte. Mein Herz spricht eine wärmere Sprache als Euer Gott. Mich däucht, in schwerer dumpfer Luft, bei düsterrothem

Digitized by Google

Kerzenschein und lauten Flöten- und Posaunentönen, da mag sein Wort, welches Ihr verkündet, erleichternd wirken, wenn man aber im seligen Sonnenlicht sitzt, dann liegt es schwer und unerträglich auf einem. Es ist nicht das rechte, Pater Jakobus."

Er schritt schweigend an ihrer Seite durch den Klosterhof und wies sie dann in ein alleinstehendes kleineres Haus. Darin möge sie bleiben, sagte er ihr, dann verschwand er drüben in der Klosterpforte.

Perpetua hatte sich in dem Häuschen umgesehen. Freilich stach es seltsam von der schwereren und reicheren Ausstattung ihrer früheren Wohnung ab und doch heimelte es sie so traulich an darin. Sie hatte die Spinnweben, die sich in der Zeit, da es nicht bewohnt gewesen, angesetzt hatten, entfernt und wartete nun lange, daß Pater Jakobus kommen möge. Doch er blieb noch immer, und endlich, da die Sonne schon weiter hinabglitt, wagte sie es, hinüberzugehen und seinen Namen laut in die gewölbte Flur des Klosters hineinzurufen. Der Schall verfing sich in den Ecken und Gängen und kam murmelnd zurück, dann endlich traf das Klappen von Schritten ihr Ohr und Pater Jakobus erschien auf der Treppe.

„Du rufst mich?" frug er.

„Ja, ich dachte daran, daß Du den ganzen Tag nicht gegessen und wollte Dich drüben bewirthen!" antwortete sie fast schüchtern.

Er sah sie mit stillen tiefen Blicken an. „Geh zurück, Perpetua! Meine Seele hungert und dürstet nach einem andern Heile, als Du ihr zu gewähren vermagst!"

Es war wie ein Zittern über sie gekommen und sie taumelte wieder hinein in den Sonnenschein und in das kleine Haus hinüber. Dort fiel sie zu Boden und das bittere Gefühl, welches ihr Herz bei seinen Worten gefaßt, löste sich in Thränen. So lag sie lange. Die Augen waren endlich trocken geworden und die Lider schwer und sie schlief in ruhigen festen Zügen. Nur manchmal öffneten sich die Lippen ein wenig und suchten einen Namen zu nennen, doch er wurde nicht laut.

Die Sonne war mit Perpetua entschlafen und die Sommernacht lag wieder über der Welt in all der wunderbaren Schöne, mit der sie sich in auserlesenen Zeiten schmückt. In der Luft schwamm der Duft der Linden und der Mond ließ seine Strahlen um die hohen Bäume weben. Aus dem Grase zirpten die Heimchen und in ihr Lied ließen die Frösche von fern her ihre noch eintönigeren Weisen klingen. Perpetua war plötzlich erwacht. Durch die kleinen Rundscheiben des Fensters kam der Mondschein und lag auf ihrem Gesicht, das mochte sie im Schlafe gestört haben. Nun stand sie aufraschelnd da und drückte die Hände auf die Brust. Es war so zum Fürchten einsam um sie; das Zimmer lag in lichter Monddämmerung, in den Ecken und in dem Holzwerk knackte und raschelte es so geheimnißvoll und das Herz schlug so hoch und bang.

„Hinaus, nur hinaus", sagte sie mit fliegenden Lippen, „hier müßte ich sterben, so fürchte ich mich. Draußen in der frischen Luft wird es besser sein."

Sie eilte hastig, mit enggerafftem Kleide, um sein Rauschen zu ersticken aus dem Zimmer und stand nun draußen im Hofe, angstvoller noch um sich schauend, als sie es drinnen gethan. In das Kloster hinüber durfte sie nicht gehen; im Hofe war es unheimlich hell, die

Digitized by Google

Wände, die sonst grau sahen, lagen gelb im Mondenscheine. Und es war so öde und leer rings. Die Gebäude mit ihren scharfgeschnittenen Schatten- und Lichtseiten sahen phantastischer drein als am Tage.

Perpetua floh in das Dunkel der Bäume des Klostergartens hinein mit eiligem scheuen Fuß. Doch auch da gabs nicht Ruhe und sie irrte verstörter darin umher. Alle die Schrecken der letzten Zeit und Meinhers Gestalt, des stolzen, herrischen Mannes, der sie, die Waise, der Sitte zum Hohn in entehrender Abgeschlossenheit gehalten hatte, tauchte vor ihr auf und sie lief weiter, bald das Kloster fliehend, bald ihm sich wieder nähernd. Und immer angstvoller wurde ihr Herz und sie stöhnte dabei laut. Dann konnte sie plötzlich nicht mehr weiter; die Füße versagten ihren Dienst und die Arme ausbreitend rief sie flehenden Tones:

„Pater Jakobus!"

Aus dem Schatten der nächsten Bäume kam eine dunkle Gestalt. „Du bist es, Perpetua! Was thust Du hier?"

Sie blieb einen Augenblick erschöpft und sprachlos stehen.

„O, Pater Jakobus, ich floh vor mir, vor meiner unsäglichen Angst!"

„Vor Deinem schuldigen Herzen", sagte er in ihre Worte hinein.

„Nein, nein, vor der Einsamkeit. Die Todtenuhr tickte in den Wänden, und ich mag nicht sterben, ich könnte Dich dann nie mehr sehen!" schluchzte sie.

Er stand eine Weile ohne zu sprechen wie im Kampfe. Dann kam es jauchzend von seinem Munde: „Perpetua!"

Und nun hielten seine Arme sie umschlungen, und das Haupt an seine Brust gelehnt, schritt sie in stiller seliger Freude neben ihm hin. Sie wagte nicht mehr zu sprechen, lag es doch wie ein Traum um sie her, der bei jedem Worte zerflattern konnte. Und das ganze stille Getön der Sommernacht wandelte sich zu einer Hymne, die hoheitsvoll und doch unsagbar lieblich daherrauschte. Dann hielten sie still. Vor ihnen im gelben Mondlicht lag ein kleiner See, auf dessen Fluten die Wasserrosen traumhaft schön schwammen. Das Ufer war dunkel und still, die mächtigen Bäume rings griffen mit weitschattenden Aesten über den Rasensaum, der ihn umgrenzte, herüber. Dort saßen sie nieder und sahen in das Wasser hinein und in das liebliche Märchen, als welches die Welt heute zum ersten Male vor ihren Augen lag.

„Und wie kams, daß ich Dich im Garten traf, Jakobus", fragte Perpetua.

„Weil ich Dich liebe, Perpetua, und weil es nicht anders sein konnte. Ich muß doch ein einzig Mal in meinem Leben glücklich sein!" Er sprach es wie im Rausche und er küßte sie lange, lange.

Und als die Sonne wieder emporkam, sah sie auf zwei Menschen, die im Schatten am Ufer des Sees schliefen. Sie mußte sich mühen, ehe sie die beiden recht erreichen konnte, doch nun lag sie drückend auf ihnen und scheuchte den Schlaf von den Lidern. Zuerst erwachte das Weib. Es richtete sich empor und sah mit liebevollem Blick auf den Genossen nieder. Dann neigte es sich herab auf seinen bärtigen Mund und küßte ihn.

Nun wandte er sich ein wenig, dann wurde er auch wach und sah mit irren Blicken um sich. Dann sprang er empor und einige Schritte vor ihr zurückweichend, sagte er mit entsetzter Stimme: „Perpetua!"

Digitized by Google

Sie sah ihn erschrocken und traurig an: „Was ist, Pater Jakobus?"

„Pater Jakobus", murmelte er tonlos und schlug die Hände vor das Gesicht. „Ja, das bist Du Weib, zum Unheil auf die Welt gekommen. Du nahst Dich auf leisen Sohlen wie die Katze und Deine Hand ist sanft und die Stimme lieblich. Doch nun, da Du mich bethört hast, spricht es Dein Mund: „Pater Jakobus, Du bist Deinem Gott und Deinem Eide untreu geworden, Du bist ein Spielzeug in meinen Händen. Doch noch nicht, Weib! Ich werde mir Verzeihung erkaufen, und Du, Du magst weiter gehen und andere bethören, wie Du es mit mir thatest. Vielleicht gelingt Dirs dort besser als bei mir, ich erkaufte Deinen Zauber mit meinem Tode."

Perpetua stand regungslos und seine Worte gingen unerfaßt an ihr vorüber. Es war ihr so fremd und unverständlich was er sprach. Doch nun, als seine Füße in das Wasser schritten, kam ihr urplötzlich das Bewußtsein und mit einem erschütternden Schrei lag sie vor ihm, seine Kniee umschlingend.

„Jakobus, mein Gatte, laß mich mit Dir sterben", klagte sie leise.

Das Düster war bei ihren leisen Worten aus seinem Antlitz gewichen und es leuchtete hell und freudig darin auf.

„Sterben, Perpetua!"

„Ja, erwiederte sie sanft. „Doch nicht als Sühne für unsere Liebe, und nicht um Deines Gottes wegen. Wir müssen sterben, weil es nicht anders sein kann, Jakobus, wir können das Leben zu schwer ertragen. Und es ist süß, an Deiner Brust zu sterben."

Seine Hand glitt liebkosend über ihren blonden Scheitel, und er lächelte dazu, kindlich heiter, wie im Traume. „Ja, das bist Du, und sie haben Dir den rechten Namen gegeben: Perpetua, und jedes Weib sollte ihn tragen. Denn Du bist das ewig Beständige im Leben, die Liebe, die über den Tod hinaus in alle Ewigkeiten dauert, und die allen Jammer und alles Leid mit einer himmlischen Glorie verklärt. „Perpetua, mein Weib!"

Sie hielten sich eng umschlungen und das Wasser im See vor ihnen zog kleine Kreise. Die wurden dann größer und die Blätter und Wasserrosen begannen auf der Fläche zu schwanken. Dann wurde ein seltsames Gurgeln laut und darauf folgte wieder Stille. Und alles lag ruhig und reglos umher, nur die blassen Wasserrosen erzählten noch leise nickend mit den kleinen sanften Wellen.

Digitized by Google

König Luschtic und sein Hof.

(Mit Porträt.)

Der Friede von Tilsit war geschlossen. Napoleon setzte aus geraubten Ländern, die er gegen alles Völkerrecht an sich gerissen hatte, ein neues Reich zusammen und nannte es Westfalen. Zum König desselben berief er seinen jüngsten Bruder Jerome. Dieser bestieg im Dezember 1807 den neuen Thron.

Er hatte bekanntlich einen Rechtsgelehrten zum Vater und wurde in Ajaccio, einer Stadt mit einem Hafen an der westlichen Küste der Insel Korsika, am 15. November 1784 geboren. Buonaparte, der Vater der Brüder, hatte für die Unabhängigkeit Korsikas mitgefochten und war mit der schönen Maria Lätitia aus einer altadligen Familie verheiratet. Der gesuchte Jurist hatte sich damals nicht träumen lassen, daß seine Kinder einst Kronen tragen würden. Der jüngste Sohn war zugleich der schwächste an Anlagen des Geistes und Herzens. Seine Erziehung erhielt er, gleich seinen Brüdern, in Frankreich. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich dem Seewesen und brachte es bald zum Schiffslieutenant. Ein feindliches Geschick führte ihn nach Baltimore in Nordamerika. Sein Bruder Napoleon hatte inzwischen in Aegypten unerhörte Gräuel angerichtet, war aber glücklich, ohne den Engländern in die Hände zu fallen, nach Paris entkommen, wo er die Würde eines Konsuls zu erringen wußte. Dies wußte sein Herr Bruder in Baltimore sehr wohl.

In Baltimore verliebte sich Jerome in die Tochter eines reichen Bankiers, welcher Patterson hieß. Mary war ein schönes Mädchen in voller Jugendblüte und kräftiger Gesundheit. Ihr Herz war schuldlos und unbefangen. Der Jüngling wußte ihr Gegenliebe einzuflößen und fesselte sie an sich. Den Eltern blieb die Neigung ihrer Tochter zu dem Korsen nicht verborgen; aber die völlige Unbedeutendheit seiner Person und seine geringen Vermögensverhältnisse wurden Hindernisse, welche die Eltern abschreckten, ihre Tochter mit dem Fremdling zu vermälen. Alle Vorstellungen indessen, die sie bei ihrer heiratslustigen Tochter machten, sie von Jerome zu trennen, scheiterten an der standhaften Treue der Mary. Sie wußte recht gut, daß die versprochene Mitgift, die eine halbe Million Dollars betragen sollte, ihr Ansprüche auf die vornehmsten und reichsten Jünglinge des Landes gab; aber sich deshalb von dem Geliebten zu trennen, mit dem sie einzig glücklich zu sein hoffte, ließ ihr treuliebendes Herz nicht zu. Sie tröstete Jerome und schwur ihm Liebe bis in den Tod, wenn der Schmerz und die Furcht aus ihm sprachen, sich von ihr getrennt zu sehen.

Digitized by Google

Endlich da Marys Sinn sich nicht änderte, da das Gerücht sich bis nach Baltimore hin verbreitete, daß Napoleon Konsul von Frankreich geworden sei, willigten die Eltern in die Heirat ihrer Tochter mit Jerome.

Aber schon vor Ablauf eines Jahres sah sich Mary bitter getäuscht. Napoleon hatte sich nämlich die Kaiserkrone auf das kühne Haupt gesetzt und um sie mit mehr Sicherheit zu behaupten, zog er Verwandte und Günstlinge aus ihrer verborgenen Dunkelheit hervor, um ihnen einträgliche und hohe Aemter zu verleihen, welche Dreistigkeit des Emporkömmlings niemand zu mißbilligen wagte. So furchtbar hatte sich derselbe schon gemacht.

Der französische Kaiser hatte auch schon an seinen Bruder Jerome in Baltimore gedacht und lud ihn unter großen Versprechungen ein, nach Paris zu kommen. Ein Privatbrief an denselben enthielt die Weisung, seine Gemalin zu verlassen und sie auf keinen Fall mit nach Frankreich zu bringen. Bei Napoleon reifte schon damals der Plan, seine Brüder mit Prinzessinnen zu verheiraten, um seine Gewalt desto fester zu gründen.

Jerome vergaß von nun an jede Verbindlichkeit, die ihn an seine Gattin knüpfte, er gedachte ihrer Liebe und Treue nicht mehr und ließ sich durch den ihm vorgespiegelten Glanz blenden.

Aber den Schein eines ehrlichen Mannes wollte sich Jerome wenigstens in Baltimore wahren; er schämte sich, den schwarzen Plan zu enthüllen; der Schmerz der Mary, wenn er ihr sein Vorhaben offenbarte, sollte ihn nicht gleichgiltig erscheinen lassen. Sie war nicht mehr weit von dem Zeitpunkte entfernt, wo sie Mutter zu werden hoffte. Da entdeckte er seiner Gattin und seinen Schwiegereltern, so weit er es durfte, die Nachricht, die er aus Paris erhalten hatte, und zeigte ihnen zugleich an, daß er Anstalten zur schleunigsten Abreise treffen werde. Mary, die mit Zärtlichkeit an ihren Eltern hing und die Trennung von ihnen vorbedeutungsvoll als ein Unglück ansah, bat ihn mit heißen Thränen, in Amerika zu bleiben und auf einen Glanz zu verzichten, dessen das Leben nicht bedarf, um glücklich zu sein. Ihre Eltern, welche die Trennung von einer geliebten Tochter als ein bitteres Herzeleid ansahen, baten auch darum. Aber Jerome ließ sich nicht beirren.

Als man endlich einsah, daß alle Ueberredungskunst vergeblich war, wandte man sich an Mary, um sie zu vermögen, in Amerika zu bleiben. Ihr Schicksal wurde ihr sogar prophezeit, das sie bald darauf erfahren sollte. Indessen vertraute sie ihrem Gatten und meinte, daß es ihr unmöglich sei, ihn allein reisen zu lassen.

Mary überwand den Schmerz der Trennung von ihren Eltern und Freunden und legte ihr Glück in die Hand eines Mannes, der damals schon ihr Unglück beschlossen hatte. Mit reichlicher Ausstattung von seinen Schwiegereltern versehen, bestieg er mit seiner Gattin das Schiff, dem Thränen und Seufzer nachfolgten.

Es landete in dem Hafen von Lissabon. Hier verweilten sie einige Zeit. Dann erklärte Jerome seiner Gattin, daß er ihr nach Paris vorauseilen wolle, um die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Aufnahme zu veranstalten. Mary erschrak. Sie erinnerte sich der Prophezeihung. Aber kein Wort des Unmuths kam über ihre Lippen. Sie sagte nur,

Digitized by Google

ihre Niederkunft stände nahe bevor. Der falsche Mann betrog sie aber durch das frevelhafte Versprechen, nach einer kurzen Abwesenheit sie selbst nach Frankreich zu führen.

Er reiste treulos ab. Sie hoffte vergebens auf seine Wiederkehr.

In dieser schrecklichen Lage faßte sie den Entschluß, allein mit nur wenigen Domestiken nach Frankreich überzuschiffen, und so kam sie auf dem Texel vor Holland an. Unter Furcht und Hoffnung nahte sie sich ihrem Reiseziele.

Aber wie wurde ihr zu Muthe, als sie auf dem amerikanischen Schiff den allerhöchsten Befehl erhielt, nicht zu landen!

Mary ging gefaßt nach England und kehrte nach ihrer Niederkunft mit einem Sohne nach Amerika in die Arme ihrer Eltern zurück.

Zum französischen Prinzen ernannt, befehligte der treulose Jerome im preußischen Kriege das X. Armeecorps in Schlesien und zog am 6. Januar 1807 in Breslau ein. Am 18. August desselben Jahres ward er König von Westfalen.

Jerome war ein kleiner dünner Mann ohne Jugendfülle und blühende Gesundheit. Er hatte eine schwarzgelbliche Gesichtsfarbe, schwarze Haare und glanzlose Augen, stark hervortretende Backenknochen und ein vorragendes Kinn. Seine Haltung war unmilitärisch, sein Gang schwankte unsicher. Dies ist das Bild des Königs von Westfalen.

Napoleon vermälte ihn am 22. August 1807 mit der Prinzessin Katharina, der Tochter des Königs Friedrich I. von Württemberg. Am 1. Januar 1808 ward ihm in Kassel mit großem Pomp gehuldigt.

Um seine Gemalin kümmerte er sich wenig. Für seinen geschwächten Körper wurden ihm Bäder verordnet, des Morgens Milch-, des Mittags Bouillon- und des Abends Rothweinbäder. Der Wein dieser Bäder wurde von den königlichen Kammerdienern auf Flaschen gezogen und an die Bevölkerung Kassels verkauft, die sich den königlichen Wein für einen billigen Preis wohlschmecken ließ.

Da ihm der feine Sinn für Verdienst und Würde fehlte, so gefiel er sich in elenden Schmeicheleien, die ihm von gemeinen Kreaturen entgegengebracht wurden. Seine Verschwendung war ohne Grenzen. Alle seine Bedürfnisse ließ er aus Paris kommen, und so wanderte das Geld aus dem durch Kontributionen und Auflagen erschöpftem Lande ins Ausland.

Der ephemere König machte einige Reisen in seinem Lande, auf welchen alle erdenklichen Ehrenbezeigungen ihm zu theil wurden. Wohin er kam, da hatte man Ehrenpforten und Triumphbogen für ihn aufgerichtet, so in Halberstadt, Braunschweig, Magdeburg und an vielen anderen Orten des buntfarbigen Königreichs. Lorbeerkränze und Illuminationen traf er allerorten an. Auch jene Bäder wurden ihm überall, wo er sich auch nur auf kurze Zeit aufhielt, bereitet. Die Stadt Leipzig mußte im Jahre 1809 für den König von Westfalen, der als Held gegen die Oesterreicher zu Felde zog, zu jedem Bade täglich 40 Thaler liefern, damit Vanille gekauft werden konnte, um es zu verstärken.

Seine stark ausgeprägte Sinnlichkeit wurde von den Damen, die bei Hofe Zutritt hatten, bald erkannt, und sein Mangel an aller Selbstständigkeit und entschlossenen Willens war allen bekannt. Den durch die Liebe Gefesselten zu ihrem Sklaven zu machen, schien mancher deut-

Digitized by Google

schen Frau ein leichtes Spiel, und sich Einfluß auf die Staatsverwaltung zu verschaffen, ward ihnen nicht schwer. So schimpflich die Ehre war, eine Geliebte Jeromes zu sein, so erhielt die weibliche Eitelkeit dennoch dadurch Nahrung. Selbst die Minister waren schwach genug, sich vor den königlichen Freundinnen tief zu bücken.

Der hohe Herr verlangte aber diese Gunstbezeigungen auch nicht umsonst. Er hatte von einigen Damen gehört, daß besonders die Shawls der weiblichen Figur eine reizende Büste gäben. Sogleich erging an das Hofmarschallamt der Befehl, fünfzig Shawls anzukaufen. Sie wurden aus Paris verschrieben, das Stück zu 1200— 1500 Thaler, und er vertheilte sie.

Auch verheiratete Damen buhlten um die Gunst des Königs.

Da war eine Gräfin. Obgleich nicht mehr in den Jahren der schönsten Blüte, hatte sie sich die Reize der Jugend auch im Sommer des Lebens in einem seltenen Grade zu bewahren gewußt. Ein vielsagendes Auge, schön gelocktes Haar auf glänzend weißer Haut, Gewandtheit und Grazie in allen Bewegungen hatten ihr das Herz des Königs gewonnen. Als Jerome sie zum ersten Male sah, fand er nicht den geringsten Widerstand von ihrer Seite. Schmeichelnd gestand sie ihm vielmehr, daß er ihr Herz bezaubert habe und eine geheime Neigung sie an ihn fessele. Der Graf betrachtete seine Frau als ein Kapital, das hohe Zinsen trägt. Er wurde mit Orden zufriedengestellt und erschien oft bei Hofe.

Kassel und Wilhelmshöhe, damals Napoleonshöhe genannt, sind Zeugen der Ausschweifungen Jeromes. Außer den gewöhnlichen Hoffesten fanden hier die ausgesuchtesten parties fines statt, zu welchen bloß die vertrautesten Hofschranzen beiderlei Geschlechts hinzugezogen wurden. Hier war es, wo er seine Orgien feierte, und wo er auszurufen pflegte: „Morgen wieder luschtic.“ Ja, er war und blieb der König Luschtic.

Aber nicht immer gelang es dem König Luschtic, Damen in sein verführerisches Netz zu ziehen. Da war eine verheiratete Dame von großer Schönheit. Er hörte von ihr. Bei Hofe wurde eiligst ein Ball gegeben, und sie mit ihrem Gemal eingeladen. Anfangs sträubte sie sich heftig, auf diesem Balle zu erscheinen, endlich aber gab sie den Bitten ihres Mannes nach. Soviel sie konnte, wich sie den Blicken des Königs überall aus. Bald aber trat er zu ihr heran und forderte sie zu einem Walzer auf. Sein Blick traf ihre Schönheit, ohne sich eines holden Blickes von ihr zu erfreuen. Als der Tanz zu Ende war, führte er seine Schöne an ihren Platz und setzte sich neben sie. Von beiden Seiten verließ man der Sitte gemäß die Plätze, so daß sich der König ungehört von den andern mit ihr allein unterhalten konnte.

Der Gemal bemitleidete seine Gattin, die sich in einer peinlichen Lage befand. Jerome drückte ihr einige Male die Hand und schien ihr Verbindlichkeiten zu sagen, ohne daß sie ein Wort erwiderte. Plötzlich stand sie auf, verneigte sich gegen den König und eilte schnellen Schrittes auf ihren Gatten zu. Sie veranlaßte ihn durch ein fingirtes Uebelbefinden, den Saal mit ihr zu verlassen und in ein Nebenzimmer zu gehen. Hier erklärte sie ihrem Gemal, daß sie keinen Augenblick länger bleiben und nicht wieder in die Gesellschaft zurückkehren könne. Alle Gegenvorstellungen, die er ihr machte, die Ungnade des Königs doch

Digitized by Google

nicht auf sich zu ziehen und die Gesellschaft nicht zu nachtheiligen Urtheilen herauszufordern, scheiterten an ihrem festen Willen.

Ihr Gemal gab endlich nach. Zu Hause erzählte sie nun, daß ihr Jerome einen Liebesantrag gemacht in Ausdrücken, deren sie sich zu wiederholen schäme. Sie werde den Hof nicht wieder besuchen und bitte, sie mit ihren Kindern auf ihr Landgut zu schicken. Die Reise ward beschlossen und ausgeführt.

Nach einigen Tagen erschien ein Kammerherr im Hause des Gemals, der im Begriff war, sich vom Minister auf einige Tage Urlaub zu erbitten, um seine Frau zu besuchen. „Ich komme zu Ihnen im Namen des Königs — redete ihn der verschmitzte Hofmann an — welcher in Erfahrung gebracht hat, daß ein Uebelbefinden Ihre Gemalin nöthigte, den letzten Ball so zeitig zu verlassen. Se. Majestät lassen sich nach dem Befinden der Patientin erkundigen." — „Se. Majestät ist sehr gnädig", erwiederte der gekränkte Ehegatte, „meine Frau ist zu ihrer Erholung aufs Land gezogen und wird den Sommer daselbst zubringen." Die weiteren Fragen nach dem Namen des Landgutes und dergleichen beantwortete er wahrheitsgemäß.

Der Kammerherr ging. Der erbetene Urlaub ward nicht bewilligt.

An einem schönen Sommerabend, als diese Dame die Ankunft ihres Gemals erwartete, war sie eben im Begriff, ihm entgegenzugehen. Ein Wagen kommt daher gefahren. Der König — steigt aus. „Madame, ich bin gekommen, Sie zu Ihrem Gemal zurückzubringen", sagte er zu ihr; „aber es ist heute schon zu spät, und so gestatten Sie mir ein Zimmer in Ihrem Schlosse."

Sie konnte seiner Bitte nicht ausweichen und wies ihm ihr bestes Zimmer an. Im Nu aber ließ sie einen Wagen anspannen, stürzte sich hinein und eilte zu ihrem Gemal nach Kassel.

Nach drei Tagen war dieser Herr seines Amtes entsetzt und wurde mit seiner Familie aus der Stadt verwiesen.

Auch für Frauen einen Orden zu stiften, hatte König Luschtic für gut befunden und nannte ihn den westfälischen Frauenorden. Das echte Verdienst hatte freilich darauf keine Ansprüche; die Maitressen und Konkubinen vielmehr wurden damit dekorirt. Die Dekoration bestand aus zwei übers Kreuz liegenden Schwertern und war mit Diamanten besetzt. Auch verschenkte der König sein Bildniß mit reichen Diamanten, welches auf der linken Seite der Brust getragen wurde.

Seine Geliebten galten ihm mehr als seine Gemalin. Dennoch blieb sie ihrem treulosen Gemal ergeben, und selbst der ausgesprochene Wille ihres königlichen Vaters vermochte sie nicht, sich von ihrem Gemal zu trennen.

Die Königin ließ die Damen ihres Gemals durch geheime Spione bewachen. Einst stand sie im Begriff, sich ein kostbares Kleid anfertigen zu lassen. Eine dieser Damen wollte der Königin nicht gönnen, daß sie zuerst mit dem neuen Modekleide erschien und bestellte sich sofort ein ebensolches Kleid. Sie zeigte sich in diesem neuen Anzuge früher als die Königin bei Hofe. Diese nahm die Unart sehr übel auf und entfernte ihr Kleid für immer aus der Garderobe.

Während der Karnevalszeit wurden auch Maskenbälle bei Hofe gegeben. An manchem Abende wurden Hunderttausende verschwendet.

Digitized by Google

Bei solchen Bällen mußten insbesondere die Hof- und Staatsbeamten in der größten Pracht und Eleganz erscheinen. Alle Honoratioren in Kassel und die Haute volée in Münden erhielten Entreebillets zu den Hoffestlichkeiten. Zu einem solchen Balle ließ sich der Luschtic-König nicht mehr als sechzehn Anzüge aus Paris kommen, für welche 18000 Francs bezahlt wurden.

Um die Regierungsgeschäfte kümmerte sich Jerome nicht viel. Häufig kam es sogar vor, daß er oftmals erinnert werden mußte, um Dekrete zu unterzeichnen, mit welchen es Eile hatte. Um den Inhalt der Dekrets war es ihm nicht zu thun, das überließ er seinen Ministern. Er unterschrieb alles, was ihm vorgelegt wurde, blindlings. Er würde auch eine Schmähschrift auf sich unterzeichnet haben.

Die Jagd vergnügte den hohen Herrn ungemein. Im Habichtswalde mußten die Jäger lebendige Hirsche einfangen, in der Kasseler Aue ließ man sie laufen, und Jerome freute sich seiner Kunst, wenn es ihm gelang, sie in einer Entfernung von zehn Schritt niederzuschießen. So wurden ihm auch Hasen eingefangen und von Barby nach Kassel geschickt, um von seiner hohen Hand erlegt zu werden.

Der König sah auf der Kasseler Messe ein Karussel. Das Spiel gefiel ihm, und er ließ sogleich auf der Wilhelmshöhe auch eins bauen. Des Nachmittags bestieg er das hölzerne Roß, neben ihm saß Le Camus, sein Busenfreund aus Baltimore, und die übrigen Plätze hatten seine Favoritinnen inne. Vier Kammerherren mußten die Maschine in Bewegung setzen.

Der erwähnte Le Camus war ein alter Freund des Königs, den er schon in Amerika kennen gelernt hatte. Nach der Thronbesteigung des letztern wurde er zum Grafen Fürstenstein erhoben und zum Minister-Staatssekretär ernannt, was er auch bis an das Ende der kurzen Regierung geblieben ist. Sein Einfluß war bedeutend und keine Partei konnte gegen ihn aufkommen.

Mit großer Pracht wurde des Königs Geburtstag gefeiert.

Der 15. November war der Tag, an welchem Jerome das Licht der Welt erblickt hatte. An diesem Tage durfte kein Unterthan in Westfalen bei 20 Francs Strafe seine bürgerlichen Geschäfte fortsetzen. In jedem Departement-Hauptorte wurden an diesem Tage zwei Ehepaare jedes mit 100 Thaler ausgestattet und unter gewissen Feierlichkeiten in der Hauptkirche getraut. Nur die tugendhaftesten und bedürftigsten Mädchen sollten dieses Glück genießen. Es fanden aber auch Ausnahmen von dieser Regel statt.

Es war auch ausdrücklicher Landesbefehl, daß die Geistlichkeit an dem Tage Lobreden auf den König halten mußte. Manche Geistliche suchten sich da mit Gemeinsprüchen zu helfen, die jedwede Deutung zuließen. Auf dem Lande, wo die Spionage nicht hinkam, hatten die unbewachten Geistlichen ein freieres Spiel und hielten eigentlich Lobreden auf ihren Kurfürsten Friedrich Wilhelm.

In Kassel wurde natürlich der Geburtstag mit viel Geräusch gefeiert. Früh Morgens, Mittags und Abends wurden drei Artilleriesalven gegeben. Um elf Uhr begab sich der König mit der Königin in orientalischer Pracht nach dem Thronsaale. Hier erschienen die Großoffiziere der Krone, die Minister, die Offiziere des königlichen Hauses,

Digitized by Google

Jerome Bonaparte (ehemaliger König von Westfalen).

um ihre Glückwünsche und Huldigungen darzubringen. Nachdem die Kur beendet war, begab sich die Königin, von Palastdamen und Offizieren begleitet, zurück, und der Großceremonienmeister führte den Staatsrath ein. Hierauf folgten die Mitglieder der Oberrechnungskammer, vorgestellt durch den Finanzminister.

Der älteste der Staatsräthe nahm das Wort und redete den König französisch an. In einer überschwenglichen Rede pries er die Verdienste desselben, den Gott zum Heil der Völker eingesetzt habe. Der König dankte. Und so gingen die Reden und Antworten weiter.

Dann begab sich der König nach der Schloßkapelle, um die Messe und das Te Deum anzuhören. Abends war die ganze Stadt illuminirt. Auf den Straßen wurde es sehr laut. Der Karlsplatz, damals Napoleonsplatz, war mit Festons und Laubgehängen verziert. Es waren Masten aufgerichtet, die erklettert und wobei die geschicktesten Turner ausgezeichnet wurden. Und überall sorgten Buden für die Bedürfnisse des Volkes.

Abends um 10 Uhr begann der Ball. Der König arrangirte eine Quadrille, die Herren strotzten von Gold und die Damen im üppigsten

Digitized by Google

Kostüme. Sie trugen vorschriftsmäßig lange weißseidene Beinkleider, welche so fest anschließen mußten, daß nur der Muskelbewegung noch freier Spielraum blieb. Bis zu den Knieen herab floß ein Florkleid. Der Hals war entblößt und der Busen mit durchsichtigem Flor bedeckt.

Wichtige Ereignisse hatten indessen bereits für Deutschlands Errettung entschieden. Anfangs versperrten die Franzosen in Westfalen den Weg den eindringenden russischen Siegesnachrichten; endlich konnten sie aber die wahre Lage der Dinge nicht mehr verheimlichen, indem Jerome selbst seine Effekten und Kunstschätze des Museums einpacken ließ, dies alles, wie er vorgab, zur Verschönerung eines neuen Thronsaales. Da erschien die Bekanntmachung des russischen Generals Czernitscheff: „Das Königreich Westfalen hat aufgehört. Jedoch nicht, um es als ein erobertes Land zu behandeln, sondern um es von der französischen Herrschaft zu befreien, Deutschland vom fremden Joche zu erlösen und der Welt den Frieden zu schenken, rief der Kaiser Alexander seine Völker zu den Waffen, und nicht eher wird er gebieten, diese niederzulegen, als bis dieses herrliche Ziel erreicht ist."

Die Russen zogen indessen wieder ab und der König Jerome kam noch einmal auf kurze Zeit nach Kassel zurück, um seine Sachen und Kostbarkeiten vollends einzupacken. Am 26. Oktober machte er sich aus dem Staube; das Gerücht war nicht mehr zu unterdrücken, daß Napoleon bei Leipzig total geschlagen war.

Alle deutschen Truppen hatten den gestürzten König verlassen; indessen erboten sich vierzig Kürassiere der westfälischen Garde du Corps in einem Uebermaße militärischen Ehrgefühls, ihn bis an den Rhein zu eskortiren. Jerome entließ sie bei seiner Ankunft in Köln, nicht allein, ohne Abschied von ihnen zu nehmen, sondern er nahm ihnen auch noch ihre Pferde und Waffen ab.

Nach dem Pariser Frieden 1814 erhielt Jerome den Titel eines Prinzen und sein sehr mäßiges Privatvermögen und verließ Frankreich.

Er begab sich nach der Schweiz und Triest. Als sein großer Bruder 1815 noch einmal auftauchte, kämpfte er an dessen Seite bei Ligny und Waterloo.

Später, nach Napoleons Abdankung, vereinigte sich seine abwesende Gemalin wieder mit ihm, und sie lebten unter dem Titel eines Fürsten und einer Fürstin von Montfort an verschiedenen Orten in Oesterreich und Italien.

Sie starb mit Hinterlassung dreier Kinder zu Lausanne am 28. November 1838.

Er erlebte noch die Februar-Revolution in Paris, wurde nach der Thronbesteigung seines Neffen im Jahre 1852 zum eventuellen Thronerben mit dem Titel kaiserliche Hoheit erklärt und verbrachte den Rest seiner Tage im Genuß seines neuen Glückes zu Villegenis bei Paris, wo er am 24. Juni 1860 starb.

So war der Vater des Mannes, der jüngst durch einen papiernen Staatsstreich die öffentliche Meinung Frankreichs für sich zu erobern suchte. Wenn irgend ein Napoleonide Aussicht auf den französischen Thron hat, so kann es nur der Sohn oder der Enkel sein von — König Luschtic. T.

Digitized by Google

In den Armen des Todes.

Erzählung eines Offiziers.

Nach einem Motiv von E. A. Poe.

Es war im Jahre 1810. Die Klöster Spaniens waren vom Könige Joseph Napoleon aufgehoben und die merkwürdige Schnelligkeit, womit die Kutten der Mönche — früher eine Erscheinung, der man allenthalben und zu jeder Zeit begegnete — verschwunden waren, ließ die französische Regierung hoffen: daß sie nach und nach diese widerspenstige, fanatische, spanische Geistlichkeit zum Gehorsam bringen würde. Dann war es sicher, daß das stolze Volk sich allmählich an die Herrschaft der französischen Adler gewöhnte.

Aber die Mönche hatten sich nur zurückgezogen, um den Spaniern durch ihre Abwesenheit, oder genauer, durch das Unsichtbarwerden ihrer Ordenskleider einen eindringlichen Beweis davon zu geben, daß es um den katholischen Kultus in Spanien geschehen sein würde, wenn sich das ganze Volk nicht wie ein Mann zu einem Kampfe bis aufs Messer gegen die Fremden erhebe. Man hielt die Franzosen für nichts weniger als für Christen — sie waren in den Augen der Spanier keine Andern, als Diejenigen, welche den lieben Gott in Paris abgesetzt und der Göttin der Vernunft seine Würde übertragen hatten; jene Frevler, welche die ehrwürdigen Tempel entweihten, die Priester zum Abschwören ihres Glaubens, zu empörender Gotteslästerung zwangen und an ihre Gottesäcker schrieben: Mit dem Tode ist alles aus.

Niemand von uns verhehlte es sich, daß wir mit dieser Nation einen Vertilgungskampf zu bestehen haben würden. Ich sage wir, obgleich ich kein Franzose, sondern ein Pole bin; gehörte doch das Lancierregiment, dessen zweite Schwadron ich als Kapitän befehligte, zu den besten der ganzen französischen Armee.

Bald wurden von der spanischen Centraljunta, den Kortes und der Regentschaft die ungeheuersten Anstrengungen gemacht, um die in Portugal sich behauptenden Engländer wirksam zu unterstützen und außer dem geregelten Widerstande in Andalusien und Sevilla brauste in Altkastilien, Arragonien, Valencia, Katalonien, geradeswegs hinter uns in Navarra, Alava und Biskaya der Aufstand todesmuthiger Guerrillabanden auf, gegen welche wir vorläufig so gut wie gar nichts ausrichten konnten.

Das Ordenskleid des Mönches war ein Freipaß geworden, welcher von Freund und Feind respektirt wurde. Die Klostergeistlichen waren von den Franzosen geduldet, während sie die unermüdlichsten Diener der spanischen Nationalpartei und der Engländer waren. Ich wählte daher die Kleidung eines Mönches, um mich auf den Wunsch des

Digitized by Google

Herzogs von Dalmatien, Soult's, abermals einem jener Unternehmen zu unterziehen, durch deren geschickte Ausführung ich mir einen gewissen Ruf erworben hatte. Es galt, so genau wie möglich zu erfahren, wie weit den Engländern und Spaniern die geheime Insurgirung jener Provinzen gelungen war, auf welche Wellington, damals noch Viscount Wellesley von Talavera und Marquis von Vimicira, unabläßig hindrückte.

Ich hatte auf meinem Marsche mit den Insurgentenchefs Verbindungen anzuknüpfen, denselben im Namen der spanischen Centraljunta in Kadiz Befehle zu überbringen und ihnen militärische Instruktionen Wellingtons mitzutheilen. Diese falschen Befehle zielten alle darauf ab, die uns so verderblichen, gar nicht von uns zu verhindernden, zersplitterten und vereinzelten Operationen der Guerrillabanden zu hemmen, dieselben zu einem Zusammenschluß ihrer Kräfte zu vermögen, und sie nach der freigelassenen Linie des Tajo zu locken, wo sie uns unfehlbar in die Hände fallen mußten.

Man sieht, mein Auftrag war ebenso umfangreich, als wichtig; aber vor allen Dingen gefahrvoll, sobald einer der von mir instruirten Männer fataler Weise eine beglaubigte richtige Nachricht von Wellington, oder aus Kadiz erhielt, während ich noch in seiner Gewalt war. Die Gefahr, selbst vor einer feindlichen Batterie, ist jedoch nicht im Stande, mehr als einen unbedeutenden Eindruck auf das Herz eines zweiundzwanzigjährigen Jünglings zu machen, der seit seinem achtzehnten Jahre sich im Felde befunden hat. Ich empfing daher sehr hoffnungsvoll als meine Beglaubigung ein silbernes und ein goldnes sehr dünnes Blechchen, wovon das erste das Wappen Spaniens, das andere den Namenszug Georg III. von England und die Krone zeigte. Sie waren kaum so groß, wie die Fläche einer mitten durchgeschnittenen Erbse und alle beide echt. Der von uns erwischte feindliche Spion, welcher sie in der Tiefe des einen Ohres verborgen trug, hatte ihren Besitz mit seinem Leben bezahlen müssen.

Auf einem kräftigen Maulthier quer, gleich einem Weibe, sitzend empfahl sich der neue Dominikaner — denn diese Ordenskleidung trug ich, der Beliebtheit dieser Predigermönche wegen — in der Nacht aus dem Lager von Xeres de los Kaballeros. In meinem Rosenkranze, den so leicht selbst ein Engländer nicht antasten würde, vielweniger ein Spanier, barg die kleinste Kugel meine Beglaubigungen.

Ich schlug den Weg nach Merida ein, setzte über die Guadiana, und begab mich nach Montanches. Hier legte sich die Sierra de Guadalupe gleich einer ungeheuren Schanze vor meinen Weg. Als ich in die Schluchten einritt, welche mit jedem Augenblick wilder, zerrissener wurden, hatte ich die bestimmteste Ahnung, daß auf diesem Punkte meine Geschäfte beginnen würden. Ich setzte mich daher bequem zurecht und fing an, eine Kugel meines Rosenkranzes nach der andern durch meine Finger gleiten zu lassen. Es war in einem tiefen Thal unter einem dichten Haufen von Korkeichen, wo ich gegen Abend Halt machte, um mein erschöpftes Thier eine kurze Zeit rasten zu lassen. Ich aß aus meinem Brotsacke und war dann in Nachsinnen gerathen. Ich sprang daher überrascht von der Erde empor, als in meiner Nähe ein Schuß krachte und eine pfeifende Kugel mir das Stück Brot entriß, welches

Digitized by Google

ich unbewußt in der linken Hand gehalten hatte. Ich dachte nicht an meinen Rosenkranz, sondern griff unwillkürlich nach der linken Seite, wo ich den Säbel zu finden gewohnt war, indeß ich einen kraftvollen, nicht eben sehr andächtigen Ausruf in polnischer Sprache that. Das alles war das Werk eines kurzen Momentes; dann, sofort mich besinnend, nahm ich meinen Rosenkranz auf, kniete nieder und machte die Geberden eines Menschen, welcher dem Himmel für die Abwendung einer Gefahr dankt.

„Wer, Diable, kann nach mir schießen?" sagte ich für mich. Es ist dem Schurken nicht um meinen Tio Andante zu thun, denn da er bewaffnet ist, konnte er das Thier ohne den Schuß nehmen. Ist auf mich gezielt, oder nicht? Welch ein Meisterschuß, wenn das Brot in der That getroffen werden sollte! Es folgte kein zweiter Schuß. Alles blieb ringsum still; wie ich auch meine Augen anstrengte, ich konnte außer einigen langbeinigen Flamingo's, die gleich hochrothen englischen Schildwachen fern im Thale spazierten, und außer einigen Habichten, gerade über mir kreisend, nichts entdecken. Ich setzte mich daher nachdenklich wieder auf meinen Tio — Tio, oder Tia, Onkel oder Tante nennt der Spanier gern seine Pferde, Maulthiere oder Esel — und verfolgte, von der glühenden Abendsonne gepeinigt, meinen Weg durch die kahlen, zerrissenen, glühend und blendend die Sonnenstrahlen zurückwerfenden Schluchten. Mein Weg führte abwärts, obwohl ich den Kamm des Gebirges noch nicht überschritten hatte. Ein regelmäßiges Geräusch, welches ich in der Ferne hörte, veranlaßte mich, mich umzusehen. Da sah ich etwa eine Viertelstunde weit hinter mir, oben auf der Höhe, die ich passirt war, die Gestalt eines Reiters, welche glühend beleuchtet, sich mit merkwürdiger Schärfe von dem dunkelblauen Himmel abhob, während sich zu seinen Füßen in den Schluchten die finstern Schatten des Abends in seltsamen, wunderlichen Formen zeigten. Es war gewiß, dieser Reiter, welcher auf eine Sekunde oben auf dem Bergrücken erschien, um sofort hinter einem tiefer liegenden Felsen zu verschwinden, hatte, so phantastisch beleuchtet, etwas unabweislich gespenstisches. Die Windungen des Pfades entzogen ihn meinen Blicken, aber ich hörte, daß er, trotz des mit Steingerölle und Felsstücken übersäeten Weges, der Schritt für Schritt fast tief verwaschene Stellen, Klüfte und Risse zeigte, sein Roß mit Schonungslosigkeit vorwärts trieb. War das vielleicht mein Freund, der Scharfschütze?

Ich hatte mich aus einer triftigen Ursache sehr wohl gehütet, mich abermals, so wie ich ihn immer näher kommen hörte, nach ihm umzusehen. Jetzt war er neben mir, sein Schenkel einen Fuß von den Spitzen meiner Sandalen entfernt. Ich fingirte ein angenehmes Erstaunen beim Erblicken des Reisegefährten.

„Guten Abend, mi Padre", sagte er, im reinsten kastilischen Tone, indeß er mich mit dem durchdringendsten Blicke von der Welt ins Auge faßte. Er beugte sich fast bis auf den Hals seines wunderschönen Rosses nieder und schaute mir unter die tief herabgezogene Kapuze. Ich machte gegen ihn das Zeichen des Kreuzes, schlug meine Kapuze zurück und seufzte — denn mein Stolz, der hauptsächlichste Gegenstand meiner Eitelkeit, mein schönes Lockenhaar, war unter der Schere und dem Rasirmesser des Gehilfen unsers Chirurgen gefallen und nur ein

Digitized by Google

dichter Ring von kurzem, krausen Haar zog sich über Ohren und Stirn hin um den übrigens ganz kahlen Kopf. Der Fremde schien überrascht; er hielt mich, der ich ihm, meines Quersitzes wegen, das volle Antlitz zuwandte, nur um so fester im Auge.

Er war ein Mann von gegen dreißig Jahren und nie habe ich ein Gesicht gesehen, daß neben dem Ernst eines Todtenrichters etwas so Fuchs-, nein so Marderähnliches, wie das seinige besaß. Ein rothbrauner, langfederiger Backenbart machte das Raubthiermäßige dieses Gesichtes noch vollkommener. Und dennoch war dasselbe keineswegs häßlich zu nennen. Uebrigens war er ein untersetzter, schlanker, höchst kräftiger Mensch in einem kurzen blauen Ueberrock mit einem spanischen Sombrero auf dem Kopfe, mit einem dicken schwarzseidenen Halstuch, Lederbeinkleidern und französischen Ecuyerstiefeln. Er führte im Vorderzeug seines Thieres einen langen Karabiner und seine Halftern zeigten zwei langhalsige Pistolen.

Ich hatte bedacht, daß die Stelle, wo ich vorhin rastete, nur auf dem Wege von einem Reiter erreicht werden konnte, den ich passirt war und den ich vollkommen übersehen konnte, als der Schuß fiel. Ich hatte es mir zurückgerufen, daß eine breite und tiefe, steil abfallende Schlucht sich dicht jenseit des Korkeichenhölzchens hinzog, die drüben von schroffen Felsen umgeben wurde; sowie daß ich dies Korkeichenhölzchen, dessen Bäume weit von einander entfernt standen und außerdem kein Unterholz besaßen, so genau hatte mustern gekonnt, um nicht einen Hund, eine Katze, wie viel weniger ein Pferd zu übersehen. Befand sich ein Reiter an der Seite des Wäldchens, von woher der Schuß kam, so wäre er meinem Auge nicht entgangen. In die Schlucht hinab führte kaum für eine Bergziege, geschweige für ein Pferd, ein Pfad und droben vom Felsen herab kam die Kugel nicht, sonst hätte sie mir die Schenkel zerschmettern, oder dicht neben mir in die Erde fahren müssen, statt horizontal über meinen Fingerspitzen wegzugehen. Mein Reisegefährte war also jener Schütze nicht, wie mir klar wurde. Außerdem sah er nicht im geringsten so aus, als wenn er jemals etwas so Zweckloses unternehmen könne, als einen Schuß, gleich jenem, auf mich abzufeuern.

Nachdem er mit lebhafter Ungeduld, wie mir schien, erwartet hatte, daß ich mein unverbrüchliches Schweigen endlich aufgeben werde, fragte er mit scharfer Betonung.

„Ihr habt ein Gelübte, mein Vater, zu schweigen?“

Ich zeigte auf meinen Mund und meine Ohren und schüttelte ernst den Kopf.

„No hai tal! Unmöglich!“ sagte der Fremde, indeß er sein Pferd entschlossen parirte; „Ihr seid kein Klostergeistlicher! Niemals kann ein Taubstummer das Ordensgewand tragen.“

Ich reichte ihm meine kleine Schreibtafel mit Bleistift. Er besah die Schale, das Pergament, den Bleistift und schrieb mir dann erst nieder, was er gesagt hatte.

„Ich bin nicht taubstumm geboren“, schrieb ich als Antwort. „Ich war schon geweiht und hatte Profeß und Jurament geleistet, als eines der am Hochaltar der Klosterkirche zu San Eusemio schwebend befestig-

Digitized by Google

ten Engelbilder herunterstürzte, meinen Kopf traf und mir Gehör und Sprache raubte."

„Aber wohin gedenkt Ihr zu reisen?" schrieb der Fremde.

„Es ist nicht gerathen, heute zu sagen, was man morgen zu thun gedenkt;" war meine Antwort, die ihm ein düstres Lächeln abnöthigte.

Die Unterhaltung ward auf dem bemerkten Wege von dem Andern um so eifriger fortgesetzt, da wir in wenigen Minuten nicht mehr hoffen durften, sehen zu können.

„Mißtraut dem Fremden, aber keinem Spanier;" erwiederte er.

„Weiß ich's, ob Ihr ein solcher seid, Sennor?"

„Oder kann ich hören, ob Ihr sprecht wie ein Spanier;" antwortete mein Begleiter; „obwohl Ihr unsre Sprache mit fremdartigen Schriftzügen sehr korrekt schreibt?"

Dieser verzweifelte Marder! Hatte er nicht sofort die richtige Ursache getroffen, weshalb ich beschloß, mich stumm zu stellen, — weil ich nämlich nicht im Stande war, den Fremden zu verbergen, wenn ich das Spanische sprach. Mönche und Geistliche fremder Nation giebts aber in Spanien seit Jahrhunderten nicht. Sogar meine Schriftzüge erschienen ihm fremdartig und was wußte dieser Mann von korrekt, oder inkorrekt?

Ich zuckte mit trauriger Miene die Achseln und versank in Nachsinnen. Was hätte ich antworten können?

Ich hatte einen unsrer Feinde, einen Spanier der Nationalpartei an meiner Seite, dessen Verschlagenheit mich zur höchsten Vorsicht nöthigte. Er las alles noch einmal durch, was wir gegenseitig geschrieben hatten und nach diesem Verfahren, welches nach seiner Miene eine Art von inquisitorischer Bedeutung hatte, schrieb er rasch:

„Ihr findet keine Hacienda unterwegs bis nach Caceres, jenseit des Gebirges, aber eine Stunde von hier, ein vortreffliches Nachtquartier im Castello Campreçou, wenn Ihr doch nicht vorzieht, unter freiem Himmel zu bleiben. Reitet dicht hinter mir her".

Mir blieb nichts andres übrig, als zu gehorchen. Es ging links und immer steiler hinab in das tiefe Thal, welches sich zwischen dem Hauptzuge des Guadalupegebirges und einem gleich einem kurzen Aste nach Caceres sich ausstreckenden Berge ausbreitet. Wir kamen an Kastanienwälder, ritten durch Olivenpflanzungen und ich bemerkte, daß wir uns bereits innerhalb der Grenzen einer sehr ausgedehnten Besitzung befanden, die von der Wuth der verheerenden Kämpfe verschont geblieben war; denn nirgends, wo der französische Soldat bivouakirte, waren namentlich die herrlichen Olivenbäume, das vortrefflichste Brennmaterial, welches es giebt, verschont geblieben. Von diesem Plateau ab kamen wir auf eine, etwa 500 Fuß tief, sehr sanft nach dem Tiefthale sich hinabsenkende Berglehne, wo wir eine freie Uebersicht über das Thal gewannen. Hier hörten die Bäume auf und ich konnte eben noch entdecken, daß wir zwischen Weinbergen hinabwärts ritten. Unten im Thal lagerte dichte Finsterniß.

Wir waren auf ebenem Boden und nach wenigen Minuten sah ich von dem, den Hintergrund nach Norden bildenden, dunklen Gebirgsarm ein hohes, langgedehntes Gebäude sich ablösen, das in der Mitte von

Digitized by Google

einem gewaltigen Thurme überragt wurde. Hier herrschte allenthalben die vollkommenste Stille.

Mein Begleiter stieg ab und faßte mich ohne Umstände, obwohl sehr sanft beim Arme. Bevor ich noch dachte, daß er etwas anders im Sinne habe, als mich in eines der vier Gebäude zu führen, die den weiten Hof einschlossen, fühlte ich seine Hand in der Brusttasche meiner Kutte und mein Taschenbuch mit den Zeilen, die wir abwechselnd vorhin auf die Pergamentblätter geschrieben hatten, war in seinem Besitz. Dies war allerdings ein Empfang, welcher zu keinen besonders glänzenden Hoffnungen berechtigte. Indeß, der Pole nennt unter Umständen auch den Bären „Herr Vetter" und ich stolperte an der Hand meines Führers durch ein langes Portale eine Reihe von Treppchen hinauf und wieder hinab und kam endlich in ein großes, blendend helles Gemach, das allenthalben dicht mit braunen Ledertapeten, oder schwarzen, schweren wollenen Decken verhangen war. Ein kleiner Tisch in der Mitte war von drei leeren Stühlen umgeben und trug zwei silberne Armleuchter, ein Schreibzeug und mehrere Bücher und Karten. An den Wänden des Gemachs stand eine ganze Menge von Stühlen in zwei Reihen — alle leer. Außer meinem Begleiter und mir war hier niemand anwesend.

Er setzte mir einen Stuhl so hin, daß ich beim Niedersetzen auf denselben mich meiner vollen Figur gegenüber befand, die von einem ungeheuren Spiegel zurückgestrahlt wurde. Dann sagte er hastig:

„Verweilen Sie hier, bis ich wiederkomme. Aber gehen Sie nicht an die Fenster, was auch geschehen mag — Sie würden eine Kugel empfangen, wenn man den ausströmenden Lichtblitz entdeckte."

Er verschloß die Thür und ließ mich allein als Gefangenen zurück. Er wollte mich jedenfalls schützen — aber da mußte er doch in seiner Aufregung vergessen haben, daß mir die Fähigkeit zu hören gänzlich mangeln sollte. Er würde mich sonst nicht angeredet, sondern mir dasjenige, was er sagte, aufgeschrieben haben. Ich visitirte demungeachtet die Fenstervorhänge und hielt es für nicht im mindesten schwierig, da dieselben lose herabhingen, mir einen Umblick zu verschaffen, ohne daß man außen das Licht im Zimmer bemerkte. Ich zog den einen Vorhang bis an die Mauer seitwärts, schob meinen Kopf hinter denselben und faltete die Decke gleich einer Kapuze um den Hals fest zusammen. So waren meine Augen frei nach außen gerichtet, während der Vorhang dem Lichtglanz dennoch keinen Ausgang gestattete. Die Fensteröffnung besaß Jalousien nach maurischer Art, die man emporschieben kann, Fensterscheiben aber keine. Jenseit der Jalousie, welche ich lüftete, waren enge, eiserne Gitter. Ich sah den großen Thurm gerade vor mir, blickte also in den Hof des Schlosses. Es war hier finster, still und öde wie zuvor. Eine Ahnung von etwas Entsetzlichem überfiel mich. Wie reimt sich das Empfangzimmer, wo ich mich befand, mit dem Grabesschweigen eines verfallenen Edelschlosses? Wen erwartete man? Sollte ich die Gäste nicht sehen, weshalb führte man mich eben ins Empfangszimmer, in diesen unheimlichen Salon? Der Gedanke an die Guerrilleras lag mir sehr nahe, vielleicht zu nahe; ich dachte an feige Räuber und Mörder, indeß ich bedachte, daß dasjenige, was ich hier im Schloß Campreçon bis jetzt gesehen und beobachtet hatte, gar nicht mit

Digitized by Google

der gewöhnlichen Art der Ausführung kühner Streiche durch die Guerrilleras zusammenstimmte. So viel war mir gewiß, daß hier ein haarsträubendes Bubenstück ausgeführt werden sollte, dessen Opfer ich beklagte, während ich kaum an mich selbst dachte.

Plötzlich ward die Thorwölbung in dem mir gegenüber befindlichen Gebäude erhellt — sie war unverschlossen. Mehrere Fackelträger, an den blanken Schildern, der Kopfbedeckung, dem weißen Lederzeug und den blinkenden Bajonetten als Soldaten erkennbar, zeigten sich unter der Thorwölbung. Dann rollte kurz und energisch ein dreimaliges Signal von mehreren Trommeln. Wiederum tiefe Stille.

„Demi-tour à gauche!" tönte jetzt eine tiefe, kräftige Stimme, „A-bas la baïonnette! En avant! Links um! Fällt das Bajonett! Vorwärts!"

Jetzt erschien ein Reiter, welchem rasch eine Soldatenreihe nach der andern, so breit dieselbe den Thorbogen passiren konnte, folgte. Ich seufzte erleichtert auf. „Einquartierung! sagte ich für mich. Die Schloßeigenthümer sind geflohen." — Ob diese einfältigen Spanier wohl glauben, daß der französische Soldat nicht auch ohne Lichtsignal sein Quartier finden kann?

Großer Gott, was war denn das? Während die Franzosen sich auf der rechten Seite des Thurmes beim Scheine ihrer Fackeln aufstellten, blitzte es oben am Thurme auf und ein Flintenschuß krachte durch die Nacht. Und wie durch ein Wunder wurde plötzlich der ganze weite Raum des Schloßhofes tageshell erleuchtet. Von dem obern Theil des Thurmes warfen unsichtbare Hände eine Leuchtkugel nach der andern herab, so daß man jeden Knopf, jeden Zug, das Weiße im Auge unserer Soldaten erkennen konnte. Sie schienen erstaunt über das unerwartete Feuerwerk und geneigt, dasselbe lächerlich zu finden. Es war eine Compagnie des sechsten Regiments Voltigeurs der Kaisergarde.

Jetzt schien sich der obere Theil des Thurms, die Bogenwölbungen sowohl wie die Plattform, in einen Vulkan zu verwandeln — einige fünfzig Gewehre knatterten und in derselben Sekunde stürzten gegen dreißig der Voltigeurs todt zu Boden, oder wälzten sich sterbend in ihrem Blute. Man sah jetzt, daß der Thurm oben dicht mit Bewaffneten besetzt war, welche ihr Urra! schrien. In einem Augenblicke waren die Voltigeurs sammt ihren Todten und Verwundeten geschützt unter dem Säulengange angekommen, wo sie ihr Feuer gegen den Thurm eröffneten. Die Braven dachten an keinen Rückzug, sonst würden sie gesehen haben, daß die Eingangspforte sich hinter ihnen geschlossen hatte, wie ich jetzt bemerkte.

Aber aus den festen mit schmalen Schießscharten versehenen Gewölben des Erdgeschosses knatterte jetzt ebenfalls Flintenfeuer hervor. Die Voltigeurs liefen jetzt unter dem Säulengange weiter, um einen Punkt zu finden, wo sie stürmend in die Gebäude eindringen konnten. Das Pferd des gefallenen Kapitäns schoß in wilden Sätzen auf dem Schloßhofe umher und machte die entsetzliche Scene noch schauerlicher.

Ich drehte mich um und versuchte die Thür des Zimmers zu erbrechen, um den Braven unten die Pforte des Gebäudes zu öffnen. Es gelang mir, indeß ich mit dem einen der schweren Armleuchter das

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Belagert.

Nach dem Originalgemälde von J. Ebrentraut.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schloß der Zimmerthür zerschmetterte. Aber jetzt rannte ich, den andern Leuchter mit den Lichtern in der Hand von einem Korridor durch den andern, treppauf, treppab, ich schlug mehr als eine Thür ein, um leere Zimmer zu finden, deren vergitterte Fenster mir den Anblick auf eine weite Gebirgslandschaft eröffneten, die soeben von dem Lichte des aufgehenden Mondes sanft beleuchtet wurde. Nur der aus der geöffneten Thür des Zimmers, wo ich mich früher befand, hervordringende Lichtschimmer leitete mich zu demselben zurück aus dem verwirrten Labyrinth. Ich sah abermals zum Fenster hinaus in den Hof. Das Schießen hatte aufgehört und der ganze Hof war mit spanischen Landleuten angefüllt, über deren Köpfen sich ein Wald von blanken Bajonetten erhob. Ich sah zuerst gar nicht, daß in einer gegenüberliegenden Ecke des Hofes sich etwa fünfzehn oder sechzehn Mann — die letzten derjenigen, welche in dieser mörderischen Falle gefangen waren — mit dem Muthe der Verzweiflung gegen die unverhältnißmäßige Uebermacht vertheidigten. Sie hatten einen Karren als Barrikade zwischen sich und die Spanier gebracht. Aber die schwache Schanze ward erstürmt — ein minutenlanges Hin- und Herwogen auf jenem Platze und Bajonette und Kolben erhoben sich nicht mehr über die Köpfe der Kämpfenden. Die Franzosen waren bis auf den letzten Mann gefallen. Man legte einen neben den andern in gerader Linie hin, wie die Jäger nach einer Treibjagd ihr Wild zur Parade legen. Dann kamen Maulthiere, eines nach dem andern, denen man die Leichen der Gefallenen auflud. Ruhig und langsam zog die Leichenkarawane aus der Hauptpforte, die Spanier folgten schweigend, der Hof ward leer und man hörte nur noch einige Knechte arbeiten, die aus einer Wasserleitung Wasser über das Pflaster des Hofes strömen ließen, um mit großen Besen die Blutlachen zu entfernen.

Nie, selbst bei der ersten Schlacht, die ich mitschlug, habe ich ähnliche Empfindungen wie in dieser Nacht des Schreckens gehabt. Dies war so entsetzlich, daß ich nur noch den Wunsch hegen konnte, zu sterben, wie meine Kameraden auch. Ich achtete kaum darauf, als jener Reiter aus dem Gebirge sammt zwei anderen Männern von vornehmem Aeußern in den Saal traten, wo die ausgezeichnetsten Männer der Bande, wie ich jetzt deutlich begriff, vor der Ausführung ihres fürchterlichen Planes Kriegsrath gehalten hatten. Der ältere der beiden Neueingetretenen hatte ein Gesicht, wie man solches oft bei Gelehrten oder Staatsmännern antrifft, ernst, kalt, hochmüthig, verschlossen. Er war lang und hager, im Frack und mit Eskarpins und schien sich vor Stolz weniger als ein Automat bewegen zu können. Der jüngere Herr hatte den edlen Schnitt der Züge dieses Automaten und war ersichtlich sein Sohn. Er trug eine baskische Mütze ohne Schirm, mit dickem rothen Ball auf dem breiten Deckel, eine runde baskische Jacke und weite Reithosen. Ein scharfgekrümmter Säbel in reichverzierter Scheide war auf dem Haken der Kuppel hoch an die Hüfte gehängt. Der Umstand, daß dieser junge Mann eine englische Schärpe und die Epaulettes eines englischen Obersten trug, ließen mich in ihm einen jener Guerrillaführer erblicken, die unmittelbar von Wellington ihre Befehle erhielten.

„Dies ist unser taubstummer Mönch!“ sagte der Marderähnliche, nachdem mich die beiden andern aufmerksam betrachtet hatten. „Ge-

Digitized by Google

stehen Euer Herrlichkeit, Don Hernandez, daß der Bursche für einen Dominikaner etwas zu schön, etwas zu edel, etwas zu frei und gescheit aussieht. Und Sie, Oberst Don Rodriguez de Campreçon werden unserm hübschen Mönch in Hinsicht auf seinen Fluchtversuch eben keine Blödigkeit vorwerfen wollen."

Der Blaurock zeigte nach der zerschmetterten Thür.

„Maldito del bravo! Ein Teufelskerl!" murmelte der Oberst, mich mit blitzenden Augen wohlgefällig betrachtend. „Ich wünsche von Herzen", sagte er, sich zu mir mit einer leichten Verbeugung wendend, „daß Sie kein Franzose sein mögen, por la santa madre!"

„Sennor Marquesito!" nahm der alte Herr mit schnarrendem Tone das Wort, indeß er sich an den Blaurock wandte; „Sie sehen, daß der Gefangene Vergnügen findet, seine Rolle zu behaupten, weil er nicht weiß, daß dieselbe ganz und gar unhaltbar geworden ist. Es ist nicht Rechtens, mit Gewalt zu nehmen, was durch gütliches Verfahren und durch die bloße Darlegung von Gründen erlangt werden kann — — wollen Sie daher so höflich sein, Sennor Marquesito, und dasjenige, was Sie hinsichtlich dieses jungen Mannes vorhin als allgemeines Resultat Ihrer Beobachtungen aussprachen, in seiner Gegenwart genau auseinanderzusetzen?"

Jozé Marquesito, dieser gefürchtete Guerrillachef, dessen Muth und Grausamkeit seiner List nicht nachstanden, derselbe, welchen wir in den Gebirgen Katalonieus wähnten, blieb vor mir stehen, indeß die beiden Edelleute sich an den kleinen Tisch setzten, um mit Spannung den Eindruck zu beobachten, den Marquesitos Erzählung auf mich hervorbringen würde. Ich saß ruhig da, die linke Hand auf mein Knie gelegt und mit der rechten eine Kugel meines Rosenkranzes nach der andern abziehend.

Es war gewiß, daß der verzweifelte Versuch, die Hausthür zu erreichen, um meinen Kameraden eine sichere Rettung zu bieten, meiner Sache eine Wendung gegeben hatte, die von der bedenklichsten Art war. Aber konnte mich nicht die Angst um mein eigenes Leben zur Flucht aus dem Zimmer getrieben haben? — Die Fensterdecken waren an mehr als an einer Stelle von Kugeln durchlöchert, die tief in die entgegengesetzte Wand hineingefahren waren. Ich hatte keine Ursache, zu glauben, daß Marquesito im Stande sein sollte, mir zu beweisen, ich sei nicht taubstumm, kein Mönch, sondern ein französischer Offizier. Es fuhr mir durch den Kopf, daß ich auf jeden Fall mich noch als einen Offizier von der englisch-deutschen Legion ausgeben konnte, in welcher namentlich viele Polen dienten. Jedenfalls aber konnte ich, bevor ich den deutlichsten Beweis hatte, was Marquesito wußte, keine Erklärung abgeben, die ich nachher nicht widerrufen konnte. So verhielt ich mich leidend, wie bisher und wartete meine Zeit ab, indeß ich mir gestand, daß ich auf allen meinen Fahrten als Spion nie in eine Schlinge gefallen war, die mich, wie die gegenwärtige, so ziemlich nach allen Seiten hin umschnürte.

„Euer Herrlichkeit muß ich zuerst sagen", begann Marquesito, indeß er sich an den alten Herrn de Campreçon wandte, „daß ich schon vorgestern diesen Dominikaner in Merida sah. Er kaufte Hafer für sein Maulthier —"

Digitized by Google

„Und da sprach er natürlich", fiel Rodriguez de Campreçon mit blitzenden Augen ein.

„Keineswegs", erwiederte Marquesito. „Er forderte die Gabe, indeß er seine Schreibtafel zeigte. Aber ich sah, daß dieser Mönch, der mir seiner besondern körperlichen Schönheit wegen auffiel, mit dem festen, taktmäßigen Schritt eines Soldaten zu seinem Maulthier zurückkehrte, daß ihn seine Kutte sichtlich am Ausschreiten hinderte und erstaunte, als dieser neue Heilige wie in der Voltigirschule seine Hände vor und auf den Sattel setzte, sich regelrecht emporschwang und, indeß er die rechte Hand losließ und sich auf die linke stützte, sich in der Luft halb links drehte, um so zierlich als möglich einen Quersitz einzunehmen."

Ich bedachte bei mir, daß Marquesito die Wahrheit sagte, aber ich konnte reiten gelernt haben, bevor ich Mönch wurde, und so hörte ich mit möglichster Fassung ferner zu.

„An der französischen Thorwache ward dieser voltigirende Mönch angehalten, und als er seine Schreibtafel zeigte, wurden die beiden wachhabenden Offiziere, ein alter Schnurrbart und ein blutjunger Fähndrich herausgerufen. Ich war dem Mönche nur gefolgt, weil ich zufällig denselben Weg ritt, hatte auch früher keine Idee, weshalb er dem Getreidehändler seine Schreibtafel zeigte. Aber sein Aufsitzen hatte mich neugierig gemacht; ich stieg an der Kapelle der Santa Isidora ab, von wo ich unbemerkt das Wachlokal übersehen konnte. Der Mönch mußte der französischen Sprache nicht sehr mächtig sein, denn der alte Offizier fragte schriftlich und erhielt auf gleiche Art Antwort. Der junge Offizier aber verwandte von ihm kein Auge. Er ging zum Thore hinaus und erschien erst dann wieder, als der Mönch unter dem Bogen desselben hinausritt. Der junge Mann sah zu ihm hinauf und sagte ihm einige Worte, ich hörte sie nicht, aber ich sah es, der Mönch beugte sich leicht nieder und zog vorüber; aber der junge Offizier sah freudig aus und nickte. Dies begriff ich nicht. Er blieb vor der Wache stehen und schaute unverwandt nach dem Thore, durch welches der Mönch hinausgeritten war. Ich setzte mich auf und ritt langsam nach der Wache.

„Um Vergebung, mein Offizier", redete ich den Jüngling in französischer Sprache an, um desto sicherer auf eine freundliche Antwort rechnen zu können, „ist hier vielleicht mein Compadre, mein Reisegefährte, ein junger Dominikaner, vorbeigeritten? Wir haben uns verabredet, noch eine Strecke Weges einander Gesellschaft zu leisten."

Der Jüngling hörte sehr aufmerksam zu und wandte sich dann an einen alten Unteroffizier: Dites-moi, mon cher; je n'ai pas tout-à-fait compris. — Sagt mir, mein Lieber; ich habe nicht ganz verstanden. Der Unteroffizier sagte ihm meine Frage in polnischer Sprache. Hatte der Dominikaner also doch nicht bloß durch Zeichen mit dem Fähndrich gesprochen, was keineswegs der Fall war, so war dies auf polnisch gewesen. Ein spanischer Dominikaner sprach polnisch? Der Offizier lachte, sagte einige polnische Worte und drehte sich auf dem Absatz, um in sein Zimmer zu gehen. Verblüfft ritt ich weiter. Der Mönch mußte scharf geritten sein, denn ich erreichte denselben erst eine Stunde von Montanches. Ich mußte wissen, welche Bewandtniß es mit diesem

Digitized by Google

Dominikaner hatte. Ich blieb auf seiner Ferse, ohne daß er mich bemerkte. Der Paß del Cane brachte mich in einer Stunde an den Punkt, den der Mönch erst in drei Stunden passiren konnte, da er den Weg über den Kamm des Berges eingeschlagen hatte. Ich ließ mein Pferd unten an der Barranka und kletterte über den Kabofels in die Schlucht hinab und wieder zu dem Korkeichenwäldchen empor. Wie ich gedacht hatte, so geschah es, der Mönch, welcher bisher nicht für eine Hand breit Schatten gefunden hatte, sah nicht so bald die grünen Bäume, als er seitwärts ritt und abstieg. Bald fing er an, auf der Erde zu schreiben, ob er aber seine Schreibtafel oder sonst etwas benutzte, konnte ich nicht sehen, denn er hatte die rechte Seite von mir abgewandt. Sollte er durch irgend etwas höchst Unerwartetes nicht die Rolle des Taubstummen vergessen, wenn sie eine bloße Rolle war? Ich legte an und schoß ihm seinen Bissen Brot aus der Hand. War er taub, so hätte er höchstens sich verwundert umgesehen, was mit dem Stückchen Brot vorgegangen sei, aber er hörte den Schuß, sprang in der Sekunde empor und stieß in polnischer Sprache einen deutlich vernehmbaren Ausruf aus. Ich hatte keinen spanischen taubstummen Mönch vor mir, sondern einen Mann, der hören und polnisch sprechen konnte. Dies war ein Pole und ein geübter Reiter nach seinem Aufsitzen, sowie nach seiner Kunst, quer ohne Bügel sitzend im schärfsten Trabe sich bequem auf dem flachen Sattel zu erhalten. Ich war entschlossen, ihn lebendig in meine Gewalt zu bringen, denn bei einem todten Manne seiner Art ist bekanntlich nichts, wie bei einem verschmitzten Bauer oder Marketender zu finden, der einen Brief in den Schuhen verbirgt und auf Grund dieses Beweises der Spionage baumeln muß. Und ich habe meinen Zweck erreicht. Ich habe entdeckt, daß er ein französischer Offizier und Spion ist.

Daß er keinen geringeren Rang einnimmt, beweist diese Schreibtafel. Hier steht eine Unterredung mit ihm und einem italienischen Weinhändler, welcher ihm das Maulthier abkaufen wollte. Hier in deutscher Sprache eine Auskunft, die er über sich und über die Umstände gab, wie er taubstumm geworden sei, um von dem Obersten eines westfälischen Regiments loszukommen, der ihn als Spion der Engländer aufknüpfen lassen wollte. Die Bemerkung des Deutschen ist interessant genug: Lauf meinetwegen, wer deutsch versteht, soll nicht gleich einem Schuft sterben.

Jetzt komme ich und das Spanische. Daß der Gefangene französisch und polnisch außerdem versteht, ist außer Frage. Es ist ersichtlich, daß ein Mann von solcher Bildung und von einer solchen Persönlichkeit in keiner Armee der Welt einen niedern Grad einnehmen kann, am wenigsten in der französischen. Daß man eben einen so ausgezeichneten Boten beauftragt hat, beweist aber, daß seine Mission eine wichtige ist. Es kommt hier nur darauf an, daß dieser Herr auf höfliche, ehrliche Fragen eine höfliche, ehrliche Auskunft giebt, damit wir nicht genöthigt sind, das Geheimniß, welches er trägt, bis aus dem Mark seiner Knochen herauszubohren.

Eine tiefe Stille entstand. Der junge Oberst sah mich mit trübem Blick an und stand, unwillkürlich tiefseufzend, auf, um unruhig hin- und herzugehen. Er hatte mit dem richtigen Gefühl der Braven, mögen

Digitized by Google

sie einer Nation angehören, welcher sie wollen, empfunden, daß ich alle Martern der Hölle vor meinem Tode aushalten würde, ohne nur eine Silbe zu verrathen und sein Seufzer sagte mir, daß man mir diese Martern anthun werde, wie der gräßliche Marquesito, dies Ungeheuer boshaften Scharfsinns so höflichst angedeutet hatte.

Was blieb mir zu sagen übrig? Ich muß gestehen, daß Marquesito auch nicht den Hauch einer Unwahrheit berichtet, oder nur, was so sehr nahe gelegen hätte, seine Schlüsse und Vermuthungen statt des wirklich Geschehenen geltend gemacht hatte. Um so weniger hatte ich bei ihm auf Gnade zu hoffen. Falsche Berichte aufzufischen, was namentlich Stellung, Stärke, Operationspläne unserer Armee betraf, wäre einem solchen Marder und Fuchse gegenüber vergebens gewesen. Sollte ich das Letzte versuchen? Mich für einen englischen Spion ausgeben, den die Franzosen bloß für den ihrigen hielten? Ich erröthete bei dem Gedanken, fragte aber, indeß ich aufstand, mit fester Stimme:

„Messieurs, wie, wenn ich England und Spanien in der That diene, Frankreich aber nur zu dienen scheine?"

Die drei Spanier horchten, als sie mich zum ersten Male sprechen hörten, mit einer Art von Erstaunen auf; dann sahen sie sich an und Rodriguez drehte sich auf dem Absatz und wandte mir den Rücken zu.

„Es ist Ihre Sache, den Beweis zu führen", bemerkte der Graf von Campreçon mit seinem kalten Tone.

„Wenn Sie das thun, mein Offizier", rief Marquesito, indeß sein Auge flammte und sein sonderbares Gesicht einen fast edlen Ausdruck annahm; „so sind Sie gerettet. Ich verlange von Ihnen keinen Beweis, ich sage, ich, denn ich spreche mit aller Rücksicht gegen Seine Herrlichkeit, Don Hernandez de Campreçon und den Obersten Don Rodriguez de Campreçon, in diesem Augenblick als Kommandeur der Guerrilla von der Sierra de Guadalupe, Sie sind frei. Aber ich werde selbst den Beweis liefern, daß Sie kein Doppelspion sind im englischen Solde; ich verpflichte mich, mir diese Kugel gleich durch den Kopf zu jagen, sowie Sie solches behaupten werden. Sind Sie ein Doppelspion?"

„Nein!" war meine Antwort.

Ich hatte mein eigenes Todesurtheil gesprochen.

„Das erwartete ich von Ihnen", rief der Oberst, mir die Hand schüttelnd. „Ich selbst bin gestern Morgen aus Wellingtons Hauptquartier in Kastello Meido trotz Ihrer Armeen, die zwischen dort und hier liegen, als Courier eingetroffen und mußte Sie im Hauptquartier nothwendig gesehen haben, zumal da Sie, wenn Sie im englischen Dienste wären, mit mir in dieselbe Gegend befehligt sein würden."

Sein schönes Gesicht schien mir einen Ausdruck tiefer Trauer anzunehmen. Er fuhr mit der Hand über die Augen und entfernte sich rasch.

Abermals tiefes Schweigen. Don Hernandez hatte die Arme gekreuzt und hielt den Kopf gesenkt, während seine schwarzen Augensterne scheinbar seine dichten Augenbrauen betrachteten. Marquesito hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gelegt, dessen spiegelblank polirte Platte er starr ansah.

„Nun, meine Herren?" fragte ich.

Marquesito stand rasch auf.

Digitized by Google

„Sie haben ein Recht", sagte er, indem er vermied, mich anzusehen, „so bald als möglich meine Bestimmung über ihr Schicksal zu erfahren —"

„Es ist der Tod, ich weiß es", erwiederte ich ruhig. „Aber ich fordere von Ihnen, der Sie mich selbst als einen Braven anerkannt haben, daß Sie mir den Tod des Soldaten durch Pulver und Blei und nicht den Strick des Diebes zudiktiren."

„Nein, mein Herr", erwiederte der Guerrillachef, „ich werde Sie nicht aufknüpfen lassen, sondern ich gedenke Sie auszuwechseln, bei meinem Leben, das gedenke ich. — Wie heißen Sie? Welchen Rang bekleiden Sie?"

„Kasimir, Graf Massalensky, Kapitän der zweiten Schwadron des ersten polnischen Lancierregiments der Kaisergarde."

Don Hernandez de Campreçon stand auf, machte mir in aller Form seine Verbeugung und setzte sich wieder nieder, ohne ein Wort zu sagen. Marquesito aber sah mich überrascht an und sagte:

„Ich habe von Ihnen gehört, Herr Kapitän, ich habe Sie sogar im Lager von Badajoz gesehen, aber Ihre Kutte und die Tonsur ließen mich nicht erkennen, wie außerordentlich hold mir heute das Glück lächelte —"

Ich verbeugte mich dankend.

„Sie haben zwei Bedingungen zu erfüllen, um ausgewechselt zu werden", fuhr der Guerrillakapitän mit fast hartem Tone sprechend fort. „Die erste ist, daß Sie auf Ihre Ehre versprechen, nie zu sagen, daß Sie auf Schloß Campreçon waren, daß Sie wissen, was aus jener Voltigeurcompagnie geworden ist, daß Sie den Grafen Hernandez de Campreçon oder seinen Sohn als Patrioten bezeichnen, oder direkt oder indirekt einen Schritt unternehmen, der das Verderben über die edle Familie des Grafen bringen könnte. In Rücksicht auf meine Person können Sie indeß sagen und thun, was Sie wollen. — Nun, wie lautet die Antwort auf diese erste Bedingung, Herr Graf?"

„Ich kann sie nicht annehmen, Kapitän Marquesito", sagte ich ohne Besinnen. „Der Spanier, gegen welchen ich ausgewechselt werde, hat kein dergleichen Versprechen zu geben. Der einzige Kamerad, welcher den Tod jener Heldenschar sah, deren Gebeine ruhmlos vermodern, und in irgend einer Höhle den Thieren zum Mahle dienen, kann nicht schweigen, ohne ein Feiger zu sein."

„Sehr richtig", bemerkte Don Hernandez ruhig.

„Dann verwerfen Sie die Hauptbedingung gewiß", sagte Marquesito langsam und düster. „Wir müssen auf Ihr Ehrenwort Ihre Instruktionen wissen —"

„Auf mein Ehrenwort, die werden Sie nimmermehr erfahren!" rief ich. „Lassen Sie immerhin Anstalten zu meinem Tode treffen; aber ich möchte den Schritt, wenn möglich, nicht thun, ohne einen Priester gesprochen zu haben."

„Ich verspreche, daß Ihre „Leiche" mit dem letzten Sakrament versehen werden soll", erwiederte Marquesito. „Ich kann nichts gegen Ihr Geschick — erfüllen Sie es als ein Mann."

Er setzte eine kleine Pfeife an den Mund und ein schrillender Pfiff

Digitized by Google

ertönte. Ein Dutzend wilder Gestalten stürzte ins Zimmer und im Nu waren mir Hände und Füße gebunden.

„Elender!" rief ich Marquesito zu. „Hast Du nicht versprochen, mich nicht aufknüpfen zu lassen?"

Man trug mich die Treppe hinunter in den Schloßhof, eben als der Blick der jungen Sonne über den höchsten Saum der Berge ihre blitzenden Goldstreifen breitete. Wollte man hier, vielleicht an einem der Eisenbalken der Galerie über dem Säulengange mich zur ewigen Ruhe befördern?

Man öffnete die schwere Eisenpforte des düstern Thurmes, den ich vom ersten Augenblick an mit einem ahnungsvollen Schauder betrachtet hatte. Ein Guerrillero sprang mit einer Fackel voran und ich ward zwischen schwarzen, schlüpfrigen Mauern hinabgetragen, — immer tiefer hinab. Man schleppte mich durch endlose, schmale, niedrige Bogengänge, um mich abermals noch eine hohe Wendeltreppe hinab zu befördern. Wohin wollten sie mich bringen? Was wollten sie mit mir beginnen? Ich sah es vor Augen, daß ich sterben mußte, — ich hatte von dem Sonnengolde in Gedanken Abschied genommen, von meinen Eltern, von meinem einzigen Bruder, jenem fünfzehnjährigen Fähndrich in Merida, von allen lieben Kameraden; aber mein Herz war so fest geblieben wie eine Kanonenkugel.

Jetzt aber drohte mich nicht allein mein ganzer Muth, sondern auch meine Besinnung und meine physische Kraft zu verlassen. So wollte ich nicht endigen. Mein Herz drohte mir zum Halse herauszuquellen. Ich verfluchte meine Verblendung, nicht mit meinem Leuchter die Eisengitter der Fenster der Außenzimmer zerschmettert und den Sprung ins Freie gemacht zu haben. Ich schäumte vor ohnmächtiger Wuth, nicht den schauerlichen Marquesito, den alten Don Hernandez und seinen Sohn mit dem Säbel des Letztern niedergemacht zu haben. Der Oberst der Räuber stand zehnmal arglos dicht neben mir. Dumme Komplimente hatte ich gewechselt mit Elenden, die mich dennoch hingemordet haben würden und hätte ich mich auch durch ihre heuchlerischen Verlockungen zu einer Ehrlosigkeit bewegen lassen.

Ach Gott! Man warf mich auf die von nassem Moder überzogenen Steinplatten nieder, mit weniger Rücksicht, als wenn ich ein Stück Schlachtvieh gewesen wäre. Es blieb nur ein einziger Mann bei mir zurück; der Fackelträger, ein alter, grauer Schurke, führte die andern vier oder fünf Träger wieder an die Oberwelt zurück. Sie würden sonst den Weg nicht wieder zurückgefunden haben.

Ich wandte alle meine Beredsamkeit, die ungeheuersten Versprechungen an, um den im Finstern neben mir stehenden Mann zu bewegen, mich entfliehen zu lassen.

Endlich antwortete er mit zusammengebissenen Zähnen:

„Perro! Hund! Bruder von Mördern, von Mordbrennern und Schändern weiblicher Ehre. Besudle nicht noch auch Spaniens Sprache durch den Pesthauch Deines Mundes."

Ein furchtbarer Fußtritt traf meine Brust. Wahnsinnig fast, machte ich übermenschliche Anstrengungen, wenigstens die Bande an meinen Füßen zu sprengen. Die Aloestricke zerrissen nicht. Jetzt kam der Mann mit der Fackel und meine Henker schleppten mich jetzt, ohne

Digitized by Google

Umstände mich beim Halstuch fassend, eine lange Strecke fort. Ich sah Sterne und Flammenräder und große wirbelnde Sonnen, man erdrosselte mich. — „Das ist der Tod", war mein letzter traumähnlicher Gedanke.

Aber ich erwachte wieder und fühlte meine Arme losgebunden. Neben mir — ich lag auf der Erde — standen jene beiden Männer; der eine leuchtete und der andere legte mir einen dicken Lederring um das linke Handgelenk. Er erhielt von mir einen Schlag mit der geballten Hand und sofort wollte ich aufspringen, aber meine Füße waren noch fest zusammengeschnürt und die Beine wurden von unsichtbarer Gewalt in gestreckter Lage erhalten. Als Antwort empfing ich einen Schlag vor die Stirn, daß mir die Halswirbel krachten und mein Bewußtsein zum zweiten Male, diesmal glaube ich für lange Zeit in Nacht versank.

Ich träumte, daß ich noch lebe und daß meine Gedanken sich im wilden Tumult in meinem Kopfe drehten. Dann wieder finstere, ganz unermeßliche Leere im Geiste bei der Empfindung des Lebens, des Daseins. Ein dumpfes Gefühl eines schmerzlichen, körperlichen Leidens bei vollkommener Betäubung aller geistigen Kräfte. Dann ein herzerschütternder Schauder, ein Versuch, mich zu bewegen, eine verwirrte Erinnerung an etwas Furchtbares, ich wußte nicht an was. — Das waren die Vorläufer meiner völligen Rückkehr zum Bewußtsein. Hätte ich mich doch wieder zur Bewußtlosigkeit zurückwünschen können!

Ich wollte nicht wissen, nicht ausdenken, was ich empfand, ich wollte nichts sehen, nichts hören, nichts fühlen, um wenigstens das nicht zu sehen, zu hören und zu fühlen, was mit mir vorging.

Ich sah mich in einem etwa acht Fuß breiten, vierzehn Fuß langen und vier Fuß hohen Loche, das rings von Quadersteinen umgeben war und dessen wagrechte Decke eine Eisenplatte bildete. Eine starke, hellbrennende Laterne hing mir gerade gegenüber an einem großen eisernen Haken. Ich konnte also mein Elend so genau betrachten wie ich wollte.

Ich saß nicht, ich lag nicht, stand auch nicht, ich schwebte; aber weder wie ein Vogel, noch wie ein Engel, sondern gleich einem gequälten bösen Geist in der Hölle. In dem Loche befanden sich drei dicke, in der Mauer befestigte Eisenringe. Einer der Ringe war in der Mitte der schmalen Seite des Kerkers am Boden, die andern beiden gegenüber in den Ecken an der Decke angebracht. Man hatte durch den einzelnen Ring ein Seil gezogen und dasselbe an den Fesseln befestigt, die meine Füße zusammenhielten. Von jeder Handfessel aus gingen andere Stricke nach den Eckringen. Ich hielt daher die Arme über den Kopf hinaus gespannt, während die Füße sich etwas gegen die Erde senkten. Dennoch konnte ich weder die Mauern, noch den Fußboden erreichen. Die Stricke waren so fest angezogen, daß meine Gelenke aus den Fugen zu reißen drohten; ich konnte nicht die geringste Beugung weder des Kniees noch der Armgelenke bewerkstelligen. Meine Sehnen waren gespannt, gleich Violinsaiten. Ich schwebte.

Ich war halbnackend. Dies Kostüm schien jedoch meinen zahlreichen Gästen ganz besonders zu gefallen. Auf meiner Brust und meinem Leibe saßen dicht neben einander gedrängt eine Schar von Ratten, ungeheuer große; Rattenjünglinge und Jungfrauen bis zu

Digitized by Google

Rattenkindlein hinab, alle grunzend, schnalzend, quiekend, pfeifend, sich beißend, einander verdrängend und sich von mir hinabwerfend. Meine Beine bildeten für anmarschirende und abmarschirende Kolonnen die große Straße und auf meinen Armen wurden Entdeckungsreisen nach der Decke angestellt. Rattenhelden sprangen nach der Laterne empor und fielen schreiend zurück. Die zwei Fuß hohe und eben so breite Eingangsthür dieses Kerkers war geöffnet und hereinwogten und hinausmarschirten nie endende Heeresmassen. Ich war ein Rattenkaiser geworden, hatte aber nichts zu befehlen, denn ich wurde, wo mein Körper unbedeckt war, mit Ausnahme des Kopfes, den ich immerfort bewegte, blutig gebissen. Mein einziges Glück war, daß die Ungeheuer zu gierig und zu zahlreich waren. Sie konnten mir höchstens Bisse beibringen, zum Fressen gelangten sie nicht. Ich konnte sie, wenn ich mich heftig seitwärts bewegte, was natürlich meine Schmerzen noch vergrößerte, abschütteln, wenigstens die meisten, aber diejenigen, welche sitzen blieben, oder nachher zuerst wieder ankamen, fraßen mich an, bis sie von dem Gros der Armee wieder gestört wurden. Ich rührte mich daher nicht wieder.

War denn dies Wahrheit? Diese Decke, so nahe über meinem Gesicht, dieses Loch mit dem erstickend niedrigen Eingange, diese Ratten, das alles war der ewig schreckliche Traum meiner Knabenjahre! Er dauerte allemal so lange, bis ich durch die höchste Todesangst so viel Kraft gewann, zu schreien, dann wachte ich von meinem Geschrei auf und der Traum war aus. Ich fing jetzt an zu schreien, konvulsivisch, entsetzlich. — — Aber die Ratten fuhren mir wüthend ins Gesicht und ich kam zu der Ueberzeugung, daß ich wahnsinnig sei, wenn ich an der Möglichkeit der Schrecken dieser Unterwelt zweifle. Wenn ich für die Sünden einer ganzen Generation von Menschen hätte büßen sollen — ich hätte kein schrecklicheres Los erdulden können. Ich fühlte, daß mich Kräfte und Sinne verließen, daß meine Schmerzen, anstatt zuzunehmen, immer geringer wurden und ich begrüßte diese Zeichen der herannahenden Auflösung mit Dank gegen die Vorsehung. Mein Haupt hing rückwärts hinab; ich hatte nicht mehr die Kraft, dasselbe emporzurichten.

Mein letzter Gedanke war: Daß Gott es offenbar machen möge, auf welche Weise ich sammt jenen tapfern Soldaten hingeopfert worden war.

Nach langer Zeit fühlte ich mich plötzlich wohl, frei und leicht. Ich rief den Namen Fedor so laut, daß ich von meinem eigenen Rufe erwachte.

Ich träumte, daß ich in meinem Zelte, neben meinem Busenfreunde, dem Lieutenant Fedor Kosky schlief und da träumte mir — im Traume natürlich — daß ich als taubstummer Mönch nach der Sierra Guadalupe reiste, daß nach mir geschossen wurde, kurz alles was ich erzählte, das Massacre und mein Schicksal bis zu meinem Tode. Als ich eben glaubte, ich starb, wachte ich auf, das heißt im Traume, setzte mich in den Zeltdecken aufrecht und weckte Fedor, um ihm meinen seltsamen Traum zu erzählen. Er wollte immer wieder einschlafen, aber ich ruhte nicht, er mußte mich anhören, aber er glaubte nicht, was ich sagte. Da sagte ich zu ihm: Nun, dann frage nur den Kapitän der Voltigeurs,

Digitized by Google

der weiß es sehr wohl, daß er todt geschossen wurde. Fedor schlief wieder ein und siehe, da that sich die Zeltthür auf und herein trat der Voltigeurkapitän und sagte: Kapitän Edouard Lasalle, vierter Compagnie vom sechsten Voltigeurs der Garde ist hier. — Fedor! rief ich und da ich sah, daß ihn der Kapitän wie ich an die Schulter faßte — — — Mein Doppeltraum war zu Ende. Ich sah verwirrt um mich.

Man hatte mich aus meiner Schwebe losgemacht und auf ein zwei Fuß hohes, ebenso breites und etwa sechs Fuß langes Gerüst gesetzt, das sich gerade in der Mitte des Loches, aber nach der Quere desselben befand. Ich hatte jetzt die Füße nach dem Eingange zu gerichtet, der sich dicht neben meinem Gerüste befand. Meine Füße waren noch gebunden, meine Hände und Arme nicht. Neben mir standen jene gräulichen alten Kerle, von denen der eine eine Schale mit duftendem Essen und eine kleine blitzende Krystallflasche in der Hand hielt. Wollte man mich essen lassen und dann vergiften? Ich hatte weiße Wäsche erhalten, — ich begriff dies alles nicht.

Der eine der Alten sagte folgendes: „Hier, Franzose, sitzest Du auf Deinem umgestürzten Sarge; Du bist gewaschen, rein gekleidet, hast zu essen und zu trinken und kannst Dich nachher ganz bequem hinlegen. Du siehst, daß Du also Muße genug hast, Dich zu besinnen, ob Du reden oder schweigen, leben oder sterben willst. Rede, sage ich Dir, damit kein Spanier um Dich weint."

„Ein Spanier und um mich weinen?" fragte ich verwirrt, indeß ich zitternd vor Begierde meine Hand ausstreckte, um einen großen Bissen des saftigen Bratens zum Munde zu führen. In einem Augenblick war die Schüssel leer. Aber jetzt empfand ich erst den furchtbarsten Hunger; meine Eßlust war gereizt, gesättigt aber war ich nicht. Ich trank Wein, köstlichen alten Sekt — o, Leben, Dein Hauch durchdringt die Tiefen der Erde, lichtet die Schatten der ewigen Nacht, hält das arme Menschenkind unter Legionen von Teufeln aufrecht, die sich in Ratten verwandelt haben.

„Sie weinen, Don Hernandez und Jozé Marquesito!" sagte der Graukopf dumpf. „Rede, sage ich. Du hast einige Stunden, oder einen Tag, — ich weiß nicht — wie viele Zeit — — Jetzt lege Dich nieder" — — Ich dachte nicht mehr an Widerstand; ich genoß die Empfindung der Wiederkehr des Lebens, der Kräfte, des Geistes. — Ich hoffte nicht, ich fürchtete nicht, ich existirte nur und fühlte ruhiges Behagen.

Man band mir beide Arme bis an die Ellenbogen von oben herab an den Seiten auf die Art fest, daß ich mich ziemlich bequem auf den Rücken legen konnte, über welchen die Stricke hinüber und herüber liefen, während der vordere Theil des Oberkörpers ganz frei davon blieb. Der linke Unterarm ward frei gelassen; den rechten aber knebelte man mir beim Handgelenk am Schenkel fest. Die gefesselten Füße wurden straff an einem Ringe am Boden durch einen Strick befestigt, so daß ich sie keinen Zoll weit zurückziehen konnte. Daß ich dieselben nicht vorwärts schieben durfte, dafür sorgte ein dickes, um meinen Hals geschlungenes Seil, das man ebenfalls am Boden befestigte. Ich lag also auf meinem Sarge unbeweglich. Ich erhielt einen Stock, um mir die Ratten abzuwehren und obgleich ich nie ein Freund von Weintrinken gewesen war, so machte es mir heute doch unendliches Vergnügen, daß die Kerkerknechte

Digitized by Google

den Rest des Sektes nicht mit sich nahmen, sondern die Flasche in den Bereich meiner Hand stellten. Es ward mir Hoffnung gemacht, daß ich noch an diesem Tage abermals zu essen erhalten solle. Es fiel mir ein, zu fragen, wie lange ich mich schon unten befinde und welche Tageszeit es sei. Ich erfuhr: dies sei der Spätabend des dritten Tages meiner Einkerkerung. Als die beiden „Raben" sich entfernt hatten, fühlte ich, welchen Trost selbst die Gesellschaft von Menschen bietet, die man verabscheut. Ich sehnte mich förmlich nach diesen erbarmungslosen Menschen.

Einer der Greise erschien wieder und brachte mir eine Schüssel voll delikater Olla potrida und einen frischen Weizenkuchen. Als ich hastig zugriff und mich des Kuchens bemächtigte, zog der Alte die Schüssel wieder zurück und sagte: daß ich nur dann zu essen erhalte, wenn ich mich bereit erkläre, den Willen des Grafen und des Guerrillaführers zu erfüllen. Ich sagte, meine Weigerung sei zu Ende und erhielt das Essen. Das Mal war ich vollständig gesättigt. Der Alte fragte, was er dem Grafen und Marquesito sagen solle? Nichts, war meine Antwort. Der Greis war so außer sich vor Zorn, daß er nur stumm mit der Faust drohte und in größter Eile durch das Loch hinauskroch, ohne selbst die Schüssel mitzunehmen, die sich noch auf meiner Brust befand. Ich hatte eine Ahnung, daß ich zum letzten Mal einen Menschen erblickt habe. Nichtsdestoweniger fuhr ich fort zu essen und tauchte Stücke meines Kuchens in die übriggebliebene Sauce.

Da kam mir, als ich ein neues Stück abbrach, ein Papier zwischen die Finger. Es war beschrieben, und zwar mit sehr zierlichen Schriftzügen. War dies absichtlich für mich in den Kuchen gesteckt?

Ich las folgendes: Im Namen der heiligen Dreieinigkeit vergeben Sie meinem Vater die Sünde, daß er Ihnen Qualen auferlegt, die ich schaudere, mir nur zu denken. Selbst mein Bruder wagte es nicht, Sie zu befreien, sondern hatte für Sie, als ihn seine Pflicht fortrief, nur ohnmächtige Klagen. So mag denn ein Weib dies Verbrechen vereiteln. Wenden Sie das Aeußerste so lange als möglich ab, ersinnen Sie Ausflüchte, damit man Sie nicht ermordet, bevor ich komme. Die heilige Jungfrau wird mir Kraft geben, daß ich bald kommen kann. Estrella de Campreçon.

Fast wurde ich vor Freude ohnmächtig. Ich weinte, ich lachte, ich sang und schrie und las den Zettel, bis ich fast blind war und überströmte den Namen der edlen Spanierin mit inbrünstigen, andächtigen Küssen.

Da ward meine Aufmerksamkeit durch ein knarrendes Geräusch über mir gefesselt. Dasselbe dauerte ununterbrochen und klang so, als wenn eine ganze Menge von schweren Thüren mit sehr rostigen Angeln hin und her bewegt werden. Was konnte dies sein? Nach einigen Minuten schien mit meinem Kerker eine auffallende Veränderung vorgegangen zu sein, die ich nur deshalb nicht sofort bemerkt hatte, weil sie sehr allmählich erfolgt war. Die Eisendecke über mir, die sonst meinem Gesichte so nahe war, stand jetzt wenigstens sechs Fuß hoch über mir und als ich genau Achtung gab, bemerkte ich, daß sie noch fortwährend in langsamer Weise emporrückte. War dies schon meine Befreierin? Ganz gewiß. Mit athemloser Spannung hielt ich meine Augen emporgerichtet und obgleich die Decke jetzt so hoch stand, daß das Licht der Laterne

Digitized by Google

oben nur eine matte Dämmerung zu verbreiten vermochte, so sah ich doch, daß die Decke in der Mitte ihrer ganzen Länge nach einen vier Finger breiten, schwarzen Strich zeigte, den sie vorhin nicht besessen hatte. Ich glaubte mich zu erinnern, daß die Decke hier eine Naht oder Fuge gehabt habe. Sie war gewiß gegen neun Fuß vom Boden entfernt.

Das Knarren, wahrscheinlich der Winden, oder Schrauben, womit man die Decke emporbrachte, hörte auf, und statt dessen erklangen in regelmäßigen Zwischenräumen von einer Sekunde laute Schläge, denjenigen Tönen vergleichbar, die das Pendel einer großen Thurmuhr hervorbringt. Die Decke stand jetzt fest, ich hörte keinen Laut einer menschlichen Stimme, keinen andern Ton, als das einförmige, soeben erwähnte Geräusch. Müde des unverwandten Aufwärtsblickens senkte ich meine Augen, um meinen Zettel abermals zu lesen. Da war mirs, als wenn der Taktschlag oben von einem eigenthümlichen, zischenden Laute begleitet würde. Neugierig sah ich aufwärts und entdeckte sofort einen neuen Gegenstand meiner Verwunderung.

Da wo sich der schwarze Strich in der Decke befand, welcher von meiner Linken zur Rechten gerade über mir war, zeigte sich in der Mitte der Decke eine Sekunde nach der andern ein hellblitzender Streif. Der Streif erschien und verschwand mit dem schweren Taktschlage. Das konnte doch kein Licht sein! Dies Glänzende, stets innerhalb des schwarzen Strichs der Decke erscheinend und verschwindend, nahm mit jeder Sekunde einen längern Raum ein und ward breiter, strahlender. Verwirrt durch den Anblick wandte ich meine Augen ab, indeß ich bedachte, daß dasjenige, was da oben vorging, es mochte nun sein, was es wollte, sicherlich nicht von der Dame ausging, welche mich zu retten versprochen hatte.

Als ich die Augen nach einer ziemlichen Weile wieder erhob, glaubte ich das Geheimniß zu entdecken. Der schwarze Strich war eine klaffende Spalte in der Decke und in dieser Spalte bewegte sich regelmäßig die gewiß drei Fuß breite Scheibe eines Pendels hin und her, von welcher ich jedoch nur den untersten Rand etwa eine Spanne breit sehen konnte. Das war aber vorhin nicht der Fall gewesen. Das Pendel hatte sich also herabgesenkt. Ich beschloß, nachdem ich durch mein Beobachten des Pendels ganz verdummt geworden war, fünf Minuten abzuzählen, bevor ich wieder aufwärts blickte. Als ich dreihundert Taktschläge gezählt hatte, sah ich empor und erstarrte.

An einem starken Eisenstabe befand sich eine Sichel, oder ein mit der konvexen Seite nach unten gekehrter halber Mond von blitzendem Stahl, welcher gleich einem Pendel jetzt schon einen ziemlichen Raum meines Kerkers durchmaß. Die Sichel war oben gegen drei Querfinger breit, unten aber so scharf wie ein Rasirmesser. Ihre Schwingungen hatten, wie ich schon andeutete, die Richtung quer über meinen Körper hin. Ich sah jetzt ein, zu welchem Zwecke man mich auf so eigenthümliche Weise festgebunden hatte. Das schauerliche Pendel, welches zischte, gleich einer Schlange, so wie dasselbe durch die Luft fuhr, war in langsamem, aber ununterbrochenem Niedersteigen begriffen und mußte mich in kurzer Zeit erreichen, um mich gerade in der Mitte meines Oberkörpers zu treffen, um mich, mit jedem Hiebe tiefer eindringend, unter den unsäglichsten Qualen langsam in zwei Hälften zu zerschneiden. Wie ich mit Entsetzen bemerkte, wenn es mir gelang, meine Augen zu zwingen.

Digitized by Google

nicht immerfort die Schwingungen des Pendels zu verfolgen, rückte dasselbe mit jedem Schwunge etwa um eine Linie niederwärts. Da die Sichel, wenn sie auf ihrem Niederschwunge den tiefsten Punkt erreicht hatte, kaum noch vier Fuß über meiner Brust war, so würde es keine zehn Minuten mehr dauern, und das Todesinstrument durchschnitt meine Eingeweide. Ich machte einen Versuch, ob ich den Kasten, auf welchem ich lag, etwa umwerfen könne, um vielleicht aus der Bahn des Pendels zu kommen — vergebens.

Ach Engel der Rettung, bald, bald mußt Du kommen, oder ich bin verloren! Ich versuchte eine letzte Ausflucht und schrie, daß ich jetzt ganz gewiß alles sagen würde, in der Hoffnung, man werde dies Höllenpendel anhalten. Es ging sausend seinen Gang fort. Eine halb wahnsinnige Idee fuhr mir durch den Kopf — ob ich wohl die Mordmaschine mit der Hand anhalten konnte. Man hätte ebensowohl einem Kinde zutrauen können, die Flügel einer Windmühle bei frischem Winde aufzuhalten. Abermals rüttelte ich, um meinen Sarg umzuwerfen und dann legte ich mir die zinnerne Schüssel als eine Art letzten Bollwerks gegen den Hieb des Pendels verkehrt auf die Brust, zu großer Freude der Ratten, welche die übriggebliebene Brühe fraßen, die jetzt auf die Erde lief. Bei ihrem Balgen warfen sie die kleine Weinflasche um — und brachten mir dadurch den rettenden Gedanken.

War ich denn ganz sinnlos gewesen, nicht an das Glas zu denken, um damit den Strick, welcher mich am Halse fest niederhielt, zu durchschneiden. Die Sichel fuhr jetzt in einer Entfernung von einer Hand breit über meiner Herzgrube hin. Aber meine Flasche war zerschlagen, der schärfste Scherben gefunden und in Zeit von fünfzehn Sekunden war der Strick durchschnitten, ich schob mich seitwärts von dem Sarge fort und war im nächsten Augenblick außerhalb des Bereichs des Mordpendels.

Ich war vorläufig gerettet. Außerdem konnte ich die Banden an meinen Füßen zerschneiden. Es durfte nur noch ein Weg aus diesem entsetzlichen Thurm gefunden werden, bevor der Priester kam, um meiner zweigetheilten Leiche die letzte Oelung zu geben.

Da streckte sich ein weißer Arm mit einer Fackel durch den Eingang meines Kerkers und eine wie Himmelsmusik tönende Stimme sagte: „Ich bins; Estrella de Campreçon; nur eine kurze Sekunde Geduld und sie sind frei!“ Meine edelmüthige Retterin war allerdings nur eine kurze Sekunde zu spät gekommen, aber diese hätte ohne mein Glas dennoch genügt, mich zur Leiche zu machen, denn das Pendel schwang sich jetzt dicht über dem Deckel des Kastens hin und her, schien aber nicht weiter mehr herabzusteigen.

Ein wunderbar schöner Mädchenkopf erschien jetzt unten in der Oeffnung des Kerkers und blickte umher. Sie sah die Mordmaschine und begriff, wie ich aus ihrem entsetzten Blicke und ihrer plötzlichen Leichenblässe schloß, die ganze Grausamkeit meiner Henker. Ich selbst kroch jetzt, nachdem ich die Laterne ausgelöscht hatte, aus dem Orte des Schreckens fort und stand, als ich mich aufrichtete, einem Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren gegenüber, die mir einen Mantel und Hut reichte und mir befahl, ihr zu folgen. Die Fackel hoch erhoben, eilte die schlanke Gestalt mit flüchtigem Schritte durch die Gewölbe und

Digitized by Google

Hallen. Sie schien an jedem Kreuzgange oder Eckpfeiler Zeichen zu sehen, um ihre Richtung zu finden. Am Ende war es nur noch ein einziger schmaler Gang, der sich zeigte, und eben diesen betraten wir, um immerfort aufwärts steigend, eine Viertelstunde weit zu wandern, bevor uns frische, laue Luft entgegenströmte. Das Ende des Ganges war mit einer Mauer verschlossen, in welche ein genügend großes Loch hineingebrochen war, um einen Menschen durchzulassen.

Wir krochen hindurch und bald stand ich an der Seite meiner Befreierin unter dem mit funkelnden Sternen prangenden Dome des Nachthimmels. Wir befanden uns in einer mäßigen, mit Rasen überkleideten Schlucht und sahen, als wir längs derselben fortgingen und am Ende derselben ankamen, Schloß Campreçon mit seinem furchtbaren Thurme in einer Entfernung von etwa drei Büchsenschüssen unter uns liegen. Estrella de Campreçon gab mir eine gefüllte Börse und sagte zu mir:

„Mein Herr! Vergessen Sie das Leid, welches Sie erduldet haben; denn als mein Vater gleich einem Henker an Ihnen handelte, hat er nicht Sie, sondern sich selbst getroffen. Er hat sich seines Lieblings, seiner einzigen Tochter für immer beraubt — —“

Ich verstand nicht, was die junge Dame meinte. Nach einem längeren Schweigen fuhr sie fort:

„Damit Sie überzeugt werden, mein Herr, daß Ihre Opfer an Größe das unsrige nicht übertreffen, nicht aber deshalb, um Ihnen zu beweisen, daß Sie mir danken müssen, hören Sie das Folgende an: Niemand als mein Vater, mein Bruder Rodriguez und ich wissen den Punkt, wo der Gang aus dem Thurme ins Freie führt. Da Sie von außerhalb befreit wurden, so ist es unfehlbar, daß entweder ich oder Rodriguez Ihre Flucht möglich gemacht haben. Rodriguez ist als Spanier eines solchen Verraths an der Sache des Vaterlandes nicht fähig, das weiß mein Vater so gut, wie Jozé Marquesito. Ich bleibe also allein als verantwortlich zurück. Ich habe das Geheimniß, von welchem einst die Rettung unserer Vorfahren bei dringendster Gefahr abhing, das uns selbst vielleicht morgen oder übermorgen schon bei einem Angriffe der Franzosen auf Campreçon das Leben retten kann — nicht preisgegeben, nicht verrathen. Ich habe mit meinen eigenen Händen allein die Rasen- und Erddecke durchbrochen und die Fugen zwischen den Steinen losgemeißelt, bis ich mit einer Eisenstange den ersten Stein losbrechen konnte. Ich werde ebenfalls allein die Mauer wieder schließen und die Erde wieder davor werfen — wenn ich Zeit dazu behalten werde. Ich habe allein Ihre Flucht zu verantworten. Don Hernandez de Campreçon wird seine entartete Tochter verfluchen, er wird die Verrätherin an der Sache Spaniens keine Nacht mehr unter seinem Dache beherbergen. Mir bliebe ein Kloster übrig, wenn es dergleichen gäbe. Mein Bruder wird mich, das weiß ich, im Herzen entschuldigen; aber nie die Hand ausstrecken, um mich wieder als seine Schwester zu begrüßen. Mir bleibt keine andere Zuflucht als Frankreich, wo ich den Schleier nehmen werde. Damit mir dies möglich werde, damit die Spanierin nicht vor den Pforten eines französischen Klosters stehen bleiben müsse, bitte ich Sie, Graf Massalensky, die Ursache meiner Flucht aus Spanien zur Kenntniß der Kaiserin von Frankreich zu bringen. Sie wird mir mein Asyl bezeichnen —“

Digitized by Google

Es wäre schwer zu beschreiben, was ich bei diesen Worten empfand, die mein Inneres zerschnitten, gleich als wenn das Mordpendel meine Brust erreicht hätte. Außer mir sank ich vor ihr nieder und betheuerte, daß mein Leben bis zum letzten Hauche ihrem Dienste geweiht sein solle. Sie lehnte meine Schwüre sanft und traurig ab und bat mich, auf meine Sicherheit zu denken.

In diesem Augenblicke, wo ich fast wünschte, unten im Thurme geblieben zu sein, blitzte es unten in der Nähe der dunklen Massen von Schloß Campreçon auf und zwei Sekunden später rollte in hundertfachem Echo der Knall einer zwölfpfündigen Kanone durch die Berge. Estrella schlug die Hände zusammen und beugte sich, starr hinabwärts blickend, vornüber, unbeweglich wie eine Marmorstatue. Gewehrfeuer folgte und im Nu zeigten sich Flammen auf den Dächern des Schlosses, welche bald mit furchtbarer Wuth emporzuckten. Ich hörte den wohlbekannten Wirbel französischer Trommeln und begriff, daß der Augenblick der Rache gekommen sei. Unerklärlich blieb es mir nur, wie unsere Truppen erfahren hatten, daß Schloß Campreçon der Sammelpunkt einer Guerrilla war, aber daß sie es wußten, ging daraus hervor, daß sie dasselbe als einen solchen behandelten, obgleich hier kein Kampf stattfand.

Starr auf das schreckliche Schauspiel blickend, auf dies Flammenmeer, in dessen Mitte der hohe Thurm wie ein unheimliches Nachtgespenst sich erhob, hatten wir nicht bemerkt, daß eine dritte Person herbeigekommen war. Ich drehte mich rasch um, und Don Hernandez de Campreçon, kaum halb angekleidet, stand mit bleichem Antlitz und verwirrtem Haar mir gegenüber. Er taumelte zurück, wie er mich und seine Tochter erkannte. Ich begriff, daß er auf demselben Wege, wie wir, einen Ausgang aus dem Schlosse gefunden hatte. Wie ich mich früher stumm gestellt hatte, schien er jetzt in der That stumm geworden zu sein. Er war vernichtet.

„Es sind Franzosen da unten?" fragte ich, mich geistig aufraffend.

Er schlug die Hände vor die Augen.

„Begleiten Sie mich, Don Hernandez, und Sie, Donna Estrella," sagte ich, beide an den Händen fassend. „Ich verspreche Ihnen, daß gerettet werden wird, was noch zu retten ist."

Der Erste, den ich im Schloßhofe sah, war kein anderer, als Fedor Kosky, welcher die Infanteristen zu wiederholtem Suchen nach mir anfeuerte, indeß er schwor, daß ich mich irgendwo unten im Thurme finden müsse. Wovon wußte er, wo ich war? Wie kams überhaupt, daß er hier erschien? Mein seltsamer Traum kam mir ins Gedächtniß, aber ich hatte keine Zeit daran zu denken. Ich setzte den Hut ab und rief Fedors Namen. Im nächsten Augenblick sprang er vom Pferde und hing an meinem Halse.

Ich stellte ihm Campreçon als meinen Gastfreund vor und erlangte es am Ende von dem dicken Jägermajor, welcher das Detachement befehligte, daß die Flammen nicht noch weiter angefacht wurden.

„Das Mordnest müßte eigentlich nieder, rein weg," keuchte er. „Hundertundzwanzig Mann Franzosen gemeuchelt — Mille diables! Sie sind der Graf Campreçon. Wo haben Sie die Braven hingebracht?"

„Don Hernandez konnte ebensowenig einen dieser Tapferen retten.

Digitized by Google

als ich!" sagte ich entschieden. „Er war so gut ein Gefangener der Guerrilla, wie ich selbst. Lassen Sie die Plünderung aufhören, Herr Kamerad und Löschmaßregeln treffen —"

„Haha! Löschen? Womit? Die Artillerie mag den brennenden Flügel drüben zusammenschießen — das ist alles, was geschehen kann."

Und so geschah es; aber ohne Erfolg. Das Feuer wüthete fort und alles, was sich auf dem Schloßhofe befand, war genöthigt, denselben zu verlassen, da später ein Entrinnen aus diesem Feuerkreise unmöglich geworden sein würde.

Am andern Morgen stand nur noch der unversehrte Thurm mitten unter den rauchenden Trümmer- und Schutthaufen. Wir nahmen Abschied von dem Grafen und seiner schönen Tochter, die nach einem andern ihrer Schlösser in der Nähe von Truxillo reisten. Der alte Edelmann konnte seine frühere stoische Haltung nicht wieder gewinnen und daran war weniger sein für ihn verhältnißmäßig geringer Verlust als der Eindruck die Ursache, den diese Wendung der Begebenheiten auf ihn gemacht hatte. Ohne die heldenmüthige Menschlichkeit seines Kindes wäre Don Hernandez verloren gewesen, denn die Chasseurs hätten ihn unten in den Gewölben des Thurmes — wäre kein Ausweg vorhanden gewesen — sicher gefunden und gleich den anderen männlichen Bewohnern des Schlosses würde er ohne Gnade niedergestochen worden sein. Wir waren noch nicht lange im Schloßhof gewesen, als die Jäger das Schlupfloch auch schon entdeckt hatten. Mit Entsetzen aber hörte er es an, daß der Diener, welcher den Befehl hatte, sich neben mich zu setzen, um mich sofort außer den Bereich des Pendels zu bringen, sobald ich mich zum Reden bereit erklären, oder sobald die Maschine nahe an meiner Brust angekommen sein würde, mich verlassen und dem sichern Tode preisgegeben hatte. Marquesito wollte mich nur die äußerste Probe bestehen lassen, hatte aber nicht die Absicht, mich und dazu auf eine so abscheuliche Weise sterben zu lassen. Der Graf war fassungslos bei dem Gedanken, wie nahe er daran gewesen war, sein Kind auf immer zu verlieren; denn Estrella war entschlossen gewesen, nachdem sie das Schlupfloch wieder verdeckt hatte, sofort zu fliehen und ihrem Vater nie wieder vor die Augen zu treten.

Ich marschirte mit den Jägern nach Merida zurück und verfolgte sodann mit Fedor den Weg nach unserm Hauptquartier, das der Marschall Soult nach Bajadoz verlegt hatte. Meine edle Retterin aber, die schöne Estrella, habe ich nie wiedergesehen.

Digitized by Google

Die öffentliche Gesundheit.

Inmitten unzähliger und mannigfacher Gefahren steht unausgesetzt das Meisterwerk der Schöpfung, der Mensch, weil sein Leib hinfällig und sterblich ist. Die lebenspendende Sonne kann ihm gefährlich werden, ein Blitz aus heiterm Himmel kann ihn tödten und wehrlos fühlt er sich oft genug im Toben der alten Elementargewalten, im Kampfe von Feuer, Wasser, Luft und Erde. Nothdürftig nur vermochte er sich anfangs dagegen zu schützen und als er sich ansiedelte und mehrte, erstanden ihm neue Feinde in Krankheiten, welche er selbst verschuldet und verbreitet. Fortwährend drohen in Nähe und Ferne Cholera und Pest und andere Epidemien und die menschlichen Ansiedelungen selbst entwickeln, je kulturvorgeschrittener sie sind, immer mehr und neue Gefahren in Bezug auf die wichtigsten Lebensbedingungen, in Bezug auf Luft, Licht und Nahrung.

Da steht die moderne Großstadt mit ihren Häusern, Gassen, Straßen, Plätzen und Anlagen, mit ihren Palästen und Prachtbauten, aber auch mit ihren Armen- und Massenquartieren, mit ihrem Mangel an Licht und Luft, mit ihren tausendfachen Krankheitskeimen. Erst neuerdings ward ihr Bauplan planvoller entworfen; ihre Straßen werden gepflastert und von Unrath oder Staub oder Schnee befreit, unterirdische Leitungen führen die unbrauchbaren Abfallstoffe hinaus, frisches Wasser läuft vom Gebirge in weiten Röhren herein, über Häuser und Wohnungen wird stete Aufsicht geübt, für Erholungsplätze wird thunlichst gesorgt — und weshalb! Weil aus der Anhäufung der Menschen eine öffentliche Ungesundheit hervorgerufen wird und so gesteigert werden kann, daß daraus individuelle Krankheiten entstehen. Da ist der Markt, wo diese Stadt alles, was sie zu ihrer Ernährung braucht, kaufen muß: Mehl, Brot, Fleisch, Milch, Bier, Wein ꝛc. Auch hier waltet stete und strenge Aufsicht, denn verdorbene oder verfälschte Lebensmittel sind gesundheitsschädlich und können Krankheiten hervorrufen.

Gefahren für Leib und Leben erzeugt jede Fabrik, durch Rauch oder Staub, durch Dampfkessel und Maschinen, durch giftige Ausdünstungen oder schädliche Abflüsse, für die Arbeiter sowohl wie für die Nachbarn. Daher wird auch nach dieser Richtung eine den Fortschritten der Industrie entsprechende Ueberwachung geübt.

Weil der Einzelne sich gegen alle diese Gefahren aus eigener Kraft allein nicht wirksam genug zu schützen vermag, gegen Cholera und andere ansteckende Krankheiten ebensowenig wie gegen Feuers- oder Wassersnoth, gegen trichinöses Fleisch oder gefälschten Wein, gegen gefährliche Werkstätten oder Rauchbelästigungen, und weil jene Gefahren in der Regel einer ganzen Bevölkerungsgruppe drohen, einem Stadtviertel, einem Bezirk, einer Provinz, zuweilen sogar einem ganzen Lande und Volke, so hat die zuständige Gemeinsamkeit, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung, eine große, noch immer wachsende Anzahl gesundheitlicher Schutzpflichten übernommen und zur Erfüllung derselben zahlreiche geeignete Organe bestellt.

Des einen Gesundheit bedingt die des andern. Ueber der individuellen

Digitized by Google

steht die öffentliche Gesundheit. Dem Wohlbefinden der Gesammtheit liegt das des einzelnen zu Grunde. Und da Juvenals Wort: „Mens sana in corpore sano“ auch für Staat und Gesellschaft gilt, so haben alle modernen Kulturvölker die öffentliche Gesundheitspflege zum Gegenstand von Gesetzgebung und Verwaltung gemacht, vorgeschrittene Völker sogar einen eigenen Organismus dafür zu schaffen begonnen. Wissenschaftlich in ein System gebracht, hat sie Professor Lorenz von Stein in Wien, unser berühmter Landsmann, der Begründer der modernen Verwaltungslehre, in dem dritten Theile derselben unter dem Titel: „Das Gesundheitswesen“ (Stuttgart 1882) und hiermit ein ebenso zeitnothwendiges als zeitgemäßes Werk vollbracht; denn trotz aller Brände, Explosionen und anderer akuten wie chronischen Gefährdungen, welche uns jeder Tag gebracht hat, vermag gerade die Gegenwart jenes wichtige Thema ernsthaft und ruhig zu erörtern, weil sie gottlob! seit geraumer Zeit verschont geblieben ist von den großen Epidemien älterer und jüngerer Vergangenheit.

Wie Lorenz von Stein in seinem geschichtlichen Rückblick auf das Gesundheitswesen früherer Zeiten hervorhebt, erwuchs für die Entwickelung desselben sichtlicher Segen aus einem Fluche für die Menschheit, aus der Cholera. Plötzlich, unwiderstehlich, unberechenbar brach diese Seuche über Europa herein, alle Schranken und Grenzsperren überspringend jedweder Vorsichtsmaßregel spottend, eine gemeinsame Gefahr für Europa. Anfangs schien auch die Wissenschaft dagegen machtlos, bis sie sich aufraffte, um neue Krankheitsursachen auf neuen Wegen zu finden, durch Heranziehung der Chemie und Mikroskopie eine neue Physiologie begründete und der Welt die Augen öffnete über den Zusammenhang zwischen Ernährung und Gesundheit, nachdem das Mikroskop die sanitären Infusorien, Bakterien ꝛc. hatte erkennen lassen. Mit diesen Forschungen gelangte die Aufgabe des öffentlichen Gesundheitswesens zum Bewußtsein ihrer neuen Grundlage und es entstand die physiologische Gesundheitslehre, die Hygieine. Gleichzeitig lehrte die Cholera, nachdem sie wiederholt aufgetreten war, daß sie wie die anderen großen Seuchen nicht durch einzelne Maßregeln oder Heilmittel, sondern durch systematische Herstellung der elementaren Faktoren der öffentlichen Gesundheit zu bekämpfen sei, daß nicht mehr die Heilkunde sondern daß die Gesundheit die Krankheit bewältigen müsse. Es erkannte der Arzt in ganz Europa, daß es sich um die gesammte positive Entwickelung der öffentlichen Gesundheit als solche handle, daß er mit den Aufgaben der Hygieine nicht etwa bloß den Schutz gegen, die Cholera, ja nicht einmal bloß die Gesundheit der Ernährung, sondern daß er die Gesundheit des ganzen Volkslebens zu vertreten habe. Und Lorenz von Stein bezeichnet die neue Bewegung der hygieinischen Wissenschaft, in der wir gegenwärtig stehen, indem er sagt, daß das Prinzip der Theilung der wissenschaftlichen Arbeit zur Geltung kam, daß auch die Gesundheitsbedingungen der einzelnen Lebens- und Erwerbsverhältnisse Gegenstand der hygieinischen Untersuchungen, daß Haus, Hof, Straße, Schule, Gewerbe, Industrie, Schiffahrt ꝛc. vom gesundheitswissenschaftlichen Standpunkt aus in ihren verschiedenen Verhältnissen zum menschlichen Organismus behandelt wurden. Mit der anschwellenden Literatur entstand dann aus dem Prinzip das System der Hygieine.

Digitized by Google

Soll das Gesundheitswesen die Bedingungen der öffentlichen Gesundheit in die Einzelgesundheit und Krankheitsheilung herstellen, so trennt es sich seiner zweifachen Aufgabe gemäß in zwei Gebiete, in das Sanitäts- und Medizinalwesen. Das Sanitätswesen erstreckt sich auf natürliche Vorkommnisse oder gewordene Lebensverhältnisse, welche die Bedingungen der Gesammtgesundheit bedrohen. Das Medizinalwesen bedeutet die öffentliche Ordnung, durch welche die Bedingungen der Krankheitsheilung geboten werden. Lange schon hat des Staates Medizinalwesen für Aerzte, Hebammen, Apotheker, Kranken- und Irrenhäuser ꝛc. Sorge getragen und dem einzelnen die Möglichkeit der Heilung gesichert. Aber erst in neuester Zeit hat er auch das Sanitätswesen weiterentwickelt, dabei die Gesammtheit ins Auge gefaßt und begonnen, mehr und mehr den einzelnen gegen die Gesundheitsgefährdungen zu schützen, welche die Gemeinschaft selbst hervorruft, durch vorbeugende Maßregeln gegen epidemische Krankheiten, durch Bau, Lebensmittel und Gewerbepolizei ꝛc.

Eine dritte Aufgabe der Gesundheitsverwaltung leitet Stein aus dem sozialen Verwaltungsprinzip des Gesundheitswesens ab, aus einer höchsten Form der Ethik, aus einer thätlichen Sittlichkeit, welche von jedem einzelnen die Hilfe für den Leidenden fordert, den Staat aber zwingt, auch allen jenen Schutz und Pflege zu sichern, welche nicht im Stande sind, die Mittel dafür aufzubringen.

Auch im internationalen Verkehr hat mit der zunehmenden Erkenntniß der Völker von der Gemeinsamkeit ihrer Interessen das Gesundheitswesen bereits einige seiner Forderungen zur Geltung bringen können, in Kriegszeiten durch die Festsetzung der Genfer Konvention über die Unverletzlichkeit der Kranken und Verwundeten, in Friedenszeiten durch gemeinsame Vorkehrungen gegen Seuchen in Gestalt von Absperr-Quarantäne- und sonstigen Polizeimaßregeln. Unter Hinweis auf bestehende internationale Verträge einiger Staaten, welche sich verpflichtet haben, hilfsbedürftige Angehörige des anderen Staates ohne Ersatz wie ihre eigene zu verpflegen, auf die Nothwendigkeit internationaler Vereinbarungen über Schiffshilfe, über soziale Arbeitsgesetzgebung u. a. m. wirft Lorenz von Stein bereits einige Blicke auf die nächste Zukunft des internationalen Gesundheitswesens. Nach der letzten Choleraepidemie trat 1874 unter Oesterreichs Vorsitz eine internationale Sanitätskonferenz zusammen, auf welcher u. a. die Rede war von der Schaffung eines bleibenden internationalen Organs zum gemeinsamen Schutze der Staaten gegen alle Arten von Epidemien. In dem gleichen Sinne sprach sich in Washington die internationale Sanitätskonferenz des Jahres 1881 aus, zwei Jahre nachdem die vielgefürchtete und noch immer nicht erfolgreich untersuchte „Pest" von Astrachan ganz Europa in panischen Schrecken versetzt hatte. Bei dem ersten Wiederherannahen einer solchen Gefahr würde die bisher vergeblich angestrebte internationale Sanitätskommission sicherlich alsbald ins Leben gerufen werden, wenn nicht die erneuerte Ausstellung für Hygieine, Gesundheitspflege und Rettungswesen zu Berlin im Jahre 1883 die verschiedenen Staatsregierungen rechtzeitiger zu thatkräftigen Entschlüssen aufrüttelt. Paul Dehn.

Digitized by Google

Wintersport in Davos. *)

„Steckenpferde hatte der Mensch von jeher —" sagt ein berühmter deutscher Autor. „Der Spiegel ist das Steckenpferd des Weibes, das Geld das des Geizigen, der Ruhm das des Soldaten und Gelehrten" und Schlitteln, möchte ich hinzusetzen, ist das Steckenpferd des Davoser Kurgastes. Ursprünglich wurde dieser edle Sport ausschließlich von den Kindern der hiesigen Dorfbewohner ausgeübt. Sobald der erste Schnee gefallen war, zog die ganze Schule, den Lehrer an der Spitze, zum Dorf hinaus, um an geeigneter Stelle die Fahrten auf schlecht konstruirten, häufig nur aus wenigen Brettern zusammengeschlagenen, kleinen Schlitten zu beginnen. Das war ein Leben und Treiben, ein Jubeln und Jauchzen, eine Freude und Wonne, wie sie eben nur unter Kindern herrschen können. Die Kurgäste aber sahen zu und freuten sich an dem wechselnden Bilde.

Alles das änderte sich rasch, als in den Jahren 1876 und 1877 die Engländer in großer Anzahl unserem Kurorte zuströmten. Diese bibelfeste Nation erinnerte sich sofort jenes bekannten Spruches: „Und Ihr sollt werden wie die Kinder!" Sie sahen in dem Schlitteln oder Tobboggen, wie sie es tauften, einen „wonderful sport", und nicht lange dauerte es, so waren die Aufstiege zu den Hotels Buol und Belvédère infolge der mit rapider Geschwindigkeit hinabgleitenden Schlitten nur noch mit Lebensgefahr zu passiren. Ein lang gezogenes Hoooh gellt unaufhörlich den Vorübergehenden in die Ohren, um sie auf die Gefährlichkeit des Weges aufmerksam zu machen, und häufig konnte nur ein energischer Seitensprung in den, manchmal fußhoch aufgestauten Schnee vor dem sicheren Verderben schützen.

Die englischen Ladies hatten schon lange dem übergroßen Vergnügen der Herren mit Neid zugeschaut. Endlich vermochten sie es nicht mehr zu ertragen, und eines schönen Morgens sah man sie zuerst vereinzelt, dann in großen Massen die Schlitten besteigen und zum Gaudium der Straßenjugend und — nicht zu vergessen — der deutschen Damenwelt, die Berge hinunterfahren. Mit weit zurückgebogenem Oberkörper und lang vorgestreckten Füßen saßen sie da, unbekümmert, ob der Hut ihnen im Nacken hing oder die Toilette während der Fahrt derangirt wurde. Es war ein fataler Anblick und unsere Damen konnten es nicht begreifen, wie man sich so entsetzlich ungraziös und unweiblich benehmen könne.

„Wir lieben, was lieblich; wir hassen, was häßlich!" riefen sie mit Odhin aus und — horribile dictu — wenige Wochen später saßen eben

*) Wir entnehmen diese flotte Skizze mit Genehmigung des Verfassers dem amüsanten Büchlein: Davos im Schnee, Fliegende Blätter aus dem Kurleben von W. H. Vermann. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt. Ueber Davos ist oft — und auch im Salon — geschrieben, wohl kaum aber so frisch und mit so feiner Beobachtung, wie in dem obengenannten Buche, das ein bekanntes Thema neu und interessant zu variiren weiß. Die Red.

Digitized by Google

diese Damen gleichfalls auf den Schlitten und flogen mit genau derselben Grazie, wie ihre englischen Schwestern, den Berg hinunter.

„Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt", sagte Napoleon I. und in diesem Fall war der Schritt sehr klein.

Heutzutage nun schlitteln Jung und Alt, Herren und Damen, munter durcheinander und niemand mehr findet diesen Sport „shocking". Es ist ein prachtvolles Vergnügen — das ist das allgemeine Urtheil.

Gewöhnlich setzt man sich rittlings auf den kleinen, niedrigen Schlitten, nimmt die an der Spitze angebrachte Leine wie einen Zügel in die Hand und lenkt das hölzerne Roß, indem man mit den Absätzen leicht die Erde berührt. Andere finden es schöner, in höchst unbequemer, liegender Stellung, das Gesicht der Erde zugekehrt, den Berg hinunter zu sausen, während wieder andere das rechte Knie aufstemmen und mit dem linken Fuße die Richtung zu bestimmen suchen. Die Damen fahren entweder selbst, und in diesem Falle nehmen sie stets jene graziöse Stellung ein, welche die deutschen Corpsstudenten beim „Fuchsritt" anzuwenden pflegen, oder aber sie überlassen ihrem Ritter das Dirigiren des Schlittens und nehmen, hinter ihm sitzend oder knieend, an der Fahrt theil.

Und sie fliegen hinab den steilen Pfad
Und angstvoll umschlingt sie den Kühnen . . .

Das offizielle Kostüm der Herren besteht in einer knapp anliegenden Jacke und Weste, engen, von gelbledernen Gamaschen umschlossenen Beinkleidern, großen Bergschuhen, denen man wegen ihrer eleganten Form die Namen: „Kohlennachen" oder „Kindersärge" verliehen hat, und bunten schottischen Mützen (Tam O'Shanters). Das schöne Geschlecht dagegen trägt meist kurze Kleider, darüber einen engen, hellfarbigen Regenmantel mit feuerrother Kapuze und weite Schnürstiefel mit sehr hohen Schäften und sehr niedrigen Absätzen, welche an Bequemlichkeit und Häßlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Diese Schuhe, deren Berechtigung leider nicht abgestritten werden kann, sind allen denjenigen, die den Sinn für das Schöne noch nicht verloren haben, ein Greuel; sie entstellen nicht allein den Fuß, sondern sie stören die Harmonie des Ganzen in empfindlichster Weise.

„Steckt der kleinste Fuß in unförmlicher Hülle, so ist seine Schönheit dem Auge verloren!" predigte ich jüngst den Leserinnen des „Bazar" und diese Worte möchte ich in Davos allen Damen wiederholen, die auf die Kur, welche sie machen, geringeren Werth legen, als auf diejenige, welche ihnen gemacht wird.

Ein kleiner Damenfuß, von großem Schuh bedeckt,
Ist gleich dem Edelstein, der sich im Lehm versteckt!

Ein anderer Sport, welcher an die Stelle des Schlittelns tritt, wenn der Schnee nicht mehr die nöthige Widerstandskraft besitzt, ist das Schlittschuhlaufen oder „skating", wie die Engländer zu sagen pflegen. Zwei ziemlich große, skating-rinks, von denen der eine im Dezember 1876, der andere im Winter 1880 angelegt wurde, stehen dem Publikum zur Disposition und haben sich großen Zuspruchs zu erfreuen.

Im hellen Sonnenschein und in der prachtvollen Natur auf der spiegelglatten Fläche dahinzugleiten, „zu tanzen, zu schweben auf tönen-

Digitized by Google

dem Meer, auf Silberkrystallen dahin und daher", ist in der That ein unbeschreiblich schönes Vergnügen, und ich kann es begreifen, daß man sich ihm mit Leidenschaft hinzugeben vermag.

Herren und Damen, Engländer und Deutsche, Einwohner und Fremde, sind gleich begeisterte Schlittschuhläufer und nur selten wird man jemanden finden, der dem Sport prinzipiell abgeneigt wäre. Die wenigen Kranken, denen der Eislauf verboten ist, suchen sich durch Zusehen zu entschädigen und freuen sich, bei einer Tasse Kaffee oder einem Glase Cognak sitzend, des bunten Schauspiels; man plaudert, man lacht, man amüsirt sich as well as possible und freut sich königlich, wenn der Schwerpunkt der Laufenden sich zuweilen in mehr oder minder auffallender Weise verrückt.

Dort erzählt ein strebsamer ehemaliger Käsehändler, wie er bei dem vorjährigen Besuche der Königin von Sachsen in Davos ihrer Majestät im hiesigen Kurhause mit einem Bouquet zugleich einen Preiscourant überreicht habe und wie ihm dann wenige Wochen später der Titel eines Hoflieferanten verliehen worden sei. Ihm zur Seite sitzt ein fader langweiliger Jüngling, ein „lady's man" im wahrsten Sinne des Wortes, welcher seine Geistesarmuth durch Kleiderreichthum zu ersetzen strebt. Er gleicht dem Prinzen Alienor, den Jókai in seinen „Komödianten des Lebens" so originell gezeichnet.

„Er trägt das Gesicht glatt rasirt, ja man sagt, er schminke sich weiß und roth; er trägt ein Mieder, um möglichst schlank zu erscheinen, einen weit aufgeschlagenen Kragen, um einem Fräulein gleich den dekolletirten Hals zu zeigen, in den Ohren diamantene Gehänge, auf der Brust ein Blumenbouquet, am Handgelenk ein Barcelett und im Ballsaal einen Fächer . . ."

„Ja, das Leben ist schön, gnä'ges Fräulein, aber lang, sehr lang . . ." lispelt er, mit Kennerblick seine Lackstiefel betrachtend und dann mit süßem Augenaufschlag zu seiner reizenden Nachbarin emporblickend . . .

Und sie flüstern und lachen,
Schau'n sich an unverwandt,
Und er rückt immer näher,
Und er küßt ihre Hand . . . .

„Quousque tandem . . .?" fragen sich die Zuschauer und man amüsirt sich köstlich über die Posse, welche der Bearbeitung eines Moser würdig wäre.

Dort treten soeben die beiden Damen Bulewsky in die Halle — Künstlerinnen, welche, dem Zeitgeist Rechnung tragend, statt ihres Konzertprogramms ihre Photographien und die Liste ihrer Beschützer und Beschützerinnen an der Table d'hôte der Hotels zirkuliren lassen, während nicht weit davon die „Klapperschlange" sich durch die Menge windet, eine Dame, von der jüngst ein Witzbold behauptete, daß der gnädige Schöpfer ihr nur deshalb keinen Bart verliehen, weil der Bartputzer den unaufhörlich sprechenden Mund doch nicht hätte barbiren können.

Gravitätisch schreitet der schwedische Prinz *** an einer Antigrazie vorbei, welche ihre Toiletten und Haare aus Paris, ihre Chaussuren und Zähne aber aus Berlin zu beziehen pflegt. Sie ist eine zart besaitete Natur, der rohe Menschen und rohe Beefsteaks gleich zuwider

Digitized by Google

sind, und die ihren etwas schwachsinnigen Mann ebenso heftig liebt, wie ihre Frotteuse, welche sie jeden Morgen am liebsten vergiften möchte.

Sie unterhält sich lebhaft mit dem polnischen Grafen X., einem alten Roué, dem Paris zur Hölle geworden, und der in Davos seinen Husten und seine Gläubiger los zu werden hofft. Jüngst sah man ihn in einer Wasserkufe sitzen, neben einer umgestürzten Leiter, einem halbgeputzten Fenster und einer schönen Kellnerin und am folgenden Tage mußte er das Bett hüten, da er sich einige empfindliche Quetschungen zugezogen.

„Leiden sind Lehren", sagten die alten Griechen, doch wird wohl schwerlich diese Lehre genügt haben, um dem alten Herrn das „Bon jour lunettes — adieu fillettes!" mundgerecht zu machen.

Auf dem Eise sucht ein junger französischer Abbé in kokettem schwarzem Gewande eine niedliche Engländerin in die Geheimnisse des edlen Schlittschuhlaufs einzuweihen; er stützt sie mit fester Hand und hilft ihr leicht und sicher über die Klippen des schwierigen Studiums hinweg. An ihnen vorbei fliegt eine lange Reihe junger Damen, deren Züge Frohsinn und ausgelassene Heiterkeit, keineswegs aber Krankheit und Elend ausdrücken. Sie gehören dem hiesigen Mädchenpensionate an, während die Jünglinge, welche ihnen folgen, wie dem Komet der Schweif, im „Fridericianum" ihren Studien obliegen.

Alle Nationen und alle Stände sind vertreten. Man meint vor einem Kaleidoskop zu stehen, so mannigfach wechseln die Bilder, die Farben. Dazu spielt die Musik ihre heitersten Weisen und der Himmel ist so blau, die Sonne scheint so warm, daß man sich nach Nizza oder Mentone versetzt glauben könnte, wenn nicht Schnee und Eis uns allzu lebhaft an Davos erinnerten.

Nur ungern reiße ich mich von dem reizenden Bild los, jedoch die Pflicht ruft. Schon hat es zehn Uhr geschlagen, und um diese Zeit soll das große Schneegefecht im Hotel Belvédère beginnen, zu dem mich meine englischen Freunde in liebenswürdiger Weise eingeladen. Ich eile ihrem Ruf Folge zu leisten und komme eben noch zur rechten Zeit, um in der Reihe der tapferen Kämpfer neben einer allerliebsten jungen Dame einen, wenn auch nicht gerade schlechten, so doch ziemlich exponirten Platz zu erhalten.

„Ich werde sie mit meinem Leibe decken, wenn Gefahr droht", nehme ich mir vor.

Schmetternde Trompetenfanfaren verkünden den Beginn des Kampfes. Die Herren werfen sich in Positur, die Damen versehen sich mit Munition, und wenige Sekunden später wimmelt es vor dem Hotel von faustdicken Schneeballen, die in größeren und kleineren Parabeln, je nach der Stärke des Wurfes, die Luft durchschneiden.

Immer dichter wird der Kugelregen. Meine Mütze hat schon zweimal ihren erhabenen Standpunkt verlassen, um sich für kurze Zeit im Schnee zu wälzen und mein rechtes Ohr glüht, wie das Antlitz eines schamerröthenden jungen Mädchens. Meine Nachbarin dagegen weiß sich so geschickt zu drehen und zu wenden, daß die Ballen alle ohne Schaden zu thun, an ihr vorbeifliegen, oder doch im schlimmsten Falle nur ihr kurz geschürztes Kleid streifen.

Digitized by Google

Meine Mütze und mein Ohr machen ihr unendliches Vergnügen, und jedesmal, wenn ich mich wieder bücken muß, um meinen blau und weiß gefärbten Tam O'Shanter vom Boden aufzuheben, höre ich, wie sie mit silberhellem Lachen meiner Qualen spottet. Verwünscht sei der Sohn Albions, der gerade meine Kopfbedeckung sich zum Zielobjekte ausersehen. Offenbar ist er in seine Gegnerin verliebt — in Liebe gefallen, wie seine Landsleute zu sagen pflegen — und da ihm daher meine Nähe gefährlich erscheinen mag, so sucht er mich in der zweckentsprechendsten Weise von der Welt anderweitig zu beschäftigen. Ich hasse ihn, diesen langen, rothhaarigen Burschen!

Mehr als eine Stunde haben wir nun gekämpft, und noch ist es uns nicht gelungen, auch nur ein fußbreites Stück des feindlichen Terrains zu erobern. Ein Sturm muß daher versucht werden, koste es, was es wolle.

Mein linkes Ohr hat sich schon längst dem rechten im Erröthen angeschlossen, und um den beiden einen Mittelpunkt zu geben, hat mein augenscheinlich die Symmetrie liebender Feind auch meine Nase mit einem mächtigen rothen Glanz verziert. Er weiß es nur zu gut, der Bösewicht, daß nichts mehr in den Augen der Frauen schadet, als ein lächerliches Aussehen. Wer könnte und wer möchte sich wohl in einen Fliegenschwamm verlieben?!

Bebend vor Wuth und Scham stürme ich mit meinen Kameraden gegen das feindliche Heer an. Behende wie ein Reh folgt uns meine schöne Nachbarin, und mit bewunderungswürdigem Muth leistet sie dem Kugelregen Widerstand. Jetzt haben wir den Gegner erreicht. Mein Mützenjäger steckt bereits mit dem Kopf im Schnee, und seine zappelnden Extremitäten sind für mich ein Götterbild. Die ganze Linie muß sich zurückziehen, und Sieg! Sieg! verkünden unsere Trompeten.

Die Schlacht ist beendet. Die Gefangenen werden in den Konversationssaal abgeführt, und eine Viertelstunde später finden sich die tapferen Krieger und Kriegerinnen bei einem Gabelfrühstück ein, das für die Mühen des Kampfes reichlich entschädigt.

Meine kleine Nachbarin hat sich von mir zu Tisch führen lassen, und in höchst animirter Weise unterhalten wir uns über die Ereignisse des Morgens. Ich bin glücklich und schwärme wie ein dichtendes Mägdlein. Endlich muß ich mich von der neckischen Else verabschieden. Ich drücke ihr die Hand, und als ich sie mit klopfendem Herzen frage, ob ich beim nächsten Schneekampfe wieder auf ihre wirksame Unterstützung rechnen dürfe, da antwortet sie mit schelmischem Lächeln: „Gewiß mein Herr. John und ich — John ist nämlich mein Bräutigam, müssen Sie wissen — sind stets beim „Snow-balling" auf verschiedenen Seiten. Das ist interessanter. Meinen Sie nicht auch?"

Ob ich ja gesagt, ob ich überhaupt geantwortet, dessen weiß ich mich heute nicht mehr zu erinnern. Daß aber meine beiden Ohren und die Nasenspitze noch röther wurden, als sie es bisher gewesen, das wird der Leser mir auch ohne feierliche Versicherung glauben.

Digitized by Google

Petrarca junior.

Eine Episode nach dem Leben von **Heinrich Köhler.**

Schon öfter habe ich von ziemlich mittelmäßigen Schriftstellern es ihren geistigen Produkten als einen Vorzug auslegen gehört, daß dieselben nicht erfunden, sondern der Wahrheit nacherzählt seien. Meine unmaßgebliche Meinung war bisher die, daß die wahrste Poesie eben die aus freier Phantasie erschaffne wäre. Als klassisches Beispiel könnte ich dafür die Worte anführen, die Shakespeare seinem lustigen Narren Prüfstein (und Kinder und Narren sagen bekanntlich die Wahrheit) in „Wie es euch gefällt", in den Mund legt, der, als von der Poesie die Rede ist und er gefragt wird, was das ist und ob es etwas Wahres ist, antwortet: „Nein, wahrlich nicht; denn die wahrste Poesie erdichtet am meisten." Wenn ich daher heute ebenfalls den geehrten Leser auf die Wahrhaftigkeit meiner Erzählung aufmerksam mache, so geschieht es nicht aus dem Grunde, weil ich darin einen Vorzug erblicke, sondern einfach darum, weil es eben die — Wahrheit ist, was ich mit einem leisen malitiösen Lächeln über einen Kollegen und guten Freund, dem die Geschichte passirt ist, aus „angebornem" Wahrhaftigkeitsdrange nicht unterlassen kann, hiermit zu konstatiren.

Der Schauplatz dieser wahrhaftigen Erzählung ist die mittelgroße Stadt P. In einem Parterrezimmer eines hübschen Hauses in einer stillen Straße derselben befinden sich drei Personen. Es sind der Rentier und Hausbesitzer Winterschloß mit Frau und Tochter. Der erstere ist ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann, gegen die Fünfzig, dessen schmaler dunkler Backen- und Schnurrbart noch keine Spuren von Grau zeigt. In seinem Wesen drückt sich Jovialität und Biederkeit aus. Seine Ehehälfte ist eine kleine Frau, von der ich weiter nichts Bemerkenswerthes zu sagen wüßte, was durchaus kein Vorwurf, sondern eher ein Vorzug für dieselbe sein soll, denn bekanntlich sind im allgemeinen die Frauen die respektabelsten, von denen man am wenigsten zu sagen weiß. Anders ist es mit ihrer Tochter — hier kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, daß sie eine recht hübsche Erscheinung ist. Eine schlanke, holde Mädchengestalt, mit einem schmalen, feinen Gesicht, in dem gleich einer rosigen Knospe ein liebliches Mündchen liegt, mit schön gezeichneten Brauen über den langbewimperten Augen und aristokratisch schmalen Händen, in denen sie eben eine feine Handarbeit hält, die für das graziöse Spiel ihrer schlanken Finger so zu sagen als Folie dient.

In einem Nebenzimmer ertönte plötzlich als ein schriller Dissonanz in das trauliche Familienidyll der Ton der Flurglocke.

„Willst Du nicht nachsehen, wer da ist, Klara?" sagte Frau Winterschloß.

Digitized by Google

Die Angeredete erhob sich und kehrte gleich darauf mit einem Briefe wieder zurück, dessen Adresse sie eifrig studirte.

„Gieb nur her", sagte der Papa und machte eine Bewegung zur Empfangnahme des Briefes auf seinem Sessel vor dem Schreibtisch.

„Aber der Brief ist ja an mich, Papa", sagte Klara.

„An Dich!" entgegnete der Rentier mit einigem Befremden.

„An mich, und von einer fremden Herrenhand", erwiederte das hübsche Mädchen.

„An Dich?" echote es aus dem Munde der Mama.

„Das finde ich ja aber sonderbar", bemerkte Herr Winterschloß mit einem Zug von Bedenklichkeit in seinem biederen Gesicht.

„Sehr sonderbar!" bekräftigte seine Gattin, die nun ebenfalls Miene machte, sich in den Besitz des Verwunderung erregenden Schreibens zu setzen.

Klara schien aber nicht willens zu sein, sich ihres legitimen Besitzrechtes zu begeben. „Hier steht ganz deutlich: „An Fräulein Winterschloß, P., Wasserstraße 8", sagte sie, den Brief den erstaunten Eltern unter die Augen haltend.

Diese konnten denn auch nicht anders, als das Faktum konstatiren, und kraft ihres guten Rechtes öffnete Klara mit ihrer kleinen Stickschere den ominösen Brief und faltete ihn auseinander.

„Ein Gedicht!" rief sie elektrisirt.

„Es wird wahrhaftig immer verrückter!" meinte der Papa.

„Höchst merkwürdig!" manifestirte die kleine Mama ihre Meinung.

„Sehr romantisch!" dokumentirte Klara die ihrige, um das Trio zu vervollständigen.

Als Klaras Augen schon über die sauber geschriebenen Zeilen irrten, sagte Frau Winterschloß: „Du wirst es uns natürlich laut vorlesen."

„Da wird ein schöner Blödsinn zu Tage kommen", brummte der Rentier in seinen Bart.

Klara räusperte sich. „Also hört. Ueberschrift: Geheimer Kultus, Sonett."

„Sonett, was ist das?" interpellirte die Mama die Leserin.

„Ein Sonett", sagte Fräulein Klara, „ist eine antike Gedichtform. So wie es z. B. Oden, Ghaselen, Hymnen, Dythiramben ꝛc. giebt, so giebt es auch Sonette."

Es bedarf hier wohl kaum der Einschaltung, daß Fräulein Klara eine „höhere" Töchterschule besucht hatte.

„Kurz und gut, es ist ein Gedicht", sagte der Papa etwas geärgert. „Aber mach nur und lies vor, damit die alberne Geschichte beendet wird."

Und Klara las:

„Des Dichters Seele lebt im Reich des Schönen,
Aus Schönem schöpft er Stoff zu ew'gen Sange
Und seinem dunklen, sehnsuchtsvollen Drange
Gesellen liebevoll sich die Kamönen.

Und Ideal mit Wahrheit zu versöhnen,
Zu bieten Nahrung seinem tiefen Hange,
Was käm' im Universum gleich am Range.
Den holden Frauen, die die Schöpfung krönen?

Digitized by Google

Von ihrem ew'gen Schönheitsborne trunken,
Hab' ich, seit meinem Blicke Du erschienen,
Nur Dir des Herzens stillen Dienst geweihet.

O zürne nicht, wenn sehnsuchtsvoll versunken
Der Sänger folget Deiner Anmuth Mienen,
Und zu den Musen eine neue reihet.

Petrarca junior."

„Petrarca junior, hm, hm, wer könnte das sein?" fragte Frau Winterschloß.

Klara brach, ganz gegen die kindliche Pietät verstoßend, in ein helles Lachen aus. Gleich darauf aber eilte sie auf ihre Mama zu und gab ihr einen Kuß.

„Petrarca", sagte sie dann nicht ohne Selbstbewußtsein, „war ein gelehrter italienischer Abbé des Mittelalters, der eine vornehme, verheiratete Dame in sehr idealer Weise liebte und sie in vielen Sonetten besang. Die Unterschrift Petrarca junior zielt auf dies allgemein bekannte Verhältniß hin."

„Ah!" staunte die Belehrte.

„Es war nur rein platonisch."

„Und sehr albern", bemerkte der Papa dazu.

„Ach, Papa, Du hast keinen Sinn für Romantik, fürs Ideale."

„Ist auch gar nicht nöthig."

„Aber das Verhältniß hat den beiden Betheiligten die Unsterblichkeit gesichert."

„So? Na glücklich aber sind sie dabei gewiß nicht gewesen. Und nun meinst Du wohl, sollte hier eine zweite Petrarciade in Scene gesetzt werden?"

„Aber, Papa, wie kannst Du so etwas denken?"

„Na also, wirf den dummen Brief ins Feuer, es hat sich jemand einen Witz mit Dir gemacht."

Klara verzog das Mündchen, und die Mama sagte:

„Wenn es Otto erfährt, wird er eifersüchtig sein."

„Ja, wenn Otto es erfährt!" wiederholte Klara und damit schien ihr die richtige Direktive wiedergegeben zu sein. „Ich finde es abscheulich", setzte sie mit tiefster moralischer Entrüstung hinzu, „daß man es wagt, einer Verlobten so etwas zuzuschicken." Damit nahm sie den Brief und — steckte ihn in die Tasche. Möglicherweise als Aufmunterungsmittel für ihren Otto.

Dieser Otto war ein junger Beamter und wenn er wirklich eines Aufmunterungsmittels bedurft hätte, was ich aber diesem Mädchen gegenüber in Frage stellen muß, weil es geradezu für dasselbe eine Beleidigung wäre, so hatte sie es gefunden. Klara wäre keine Evatochter gewesen, wenn sie sich den unschuldigen Triumph versagt hätte, ihrem Verlobten die gereimte Epistel zu zeigen. Otto, der sonst eine durchaus bescheidene, mehr passive Natur war, gerieth darüber außer sich. Er fand das Gedicht abscheulich — das wollte Klara nun nicht zugeben. Er nannte die Uebersendung desselben eine unerhörte Unverschämtheit, dem widersprach Klara nun wieder, weil es ja ganz ideal, rein platonisch gehalten sei. Es gab einen bräutlichen Zwist, der wie alle dergleichen mit einer desto schöneren Versöhnung mit feurigen Küssen und heiligen Ver-

Digitized by Google

sicherungen ewiger Treue endete. Ein feierliches Autodafe des corpus delicti setzte dem Ganzen die Krone auf und die Wolke, die den Horizont ihres Liebeshimmels einen Augenblick verdunkelt hatte, mußte vor diesem Opfermahl auf Kosten des unglücklichen Dichters sich wieder zerstreuen.

Es soll jedoch damit nicht behauptet werden, daß Fräulein Klara auch in Gedanken die Sache abgethan hatte — sie hätte im Gegentheil viel darum gegeben, zu erfahren, wer der anonyme Uebersender des Gedichtes war, wenn auch nur zu dem Zwecke, um ihm bei Gelegenheit von Begegnungen einen jener vernichtenden, stolzen Blick zuzuwerfen, von denen unsere Schönen ein ganzes Arsenal zur Verfügung haben. Wenn man auf einer solchen Spur sich befindet, dann fallen einem allerlei Dinge auf, auf die man sonst nicht acht giebt, und so ging es auch Klara in diesem Falle. Ich hatte schon gesagt, daß das Wohnhaus ihres Vaters in einer stillen Straße lag, in der also um so eher jede Personalveränderung auffiel. Eine Entdeckung nach dieser Richtung führte Klara dann auch auf eine Spur, von der sie ihrer Mama erst dann etwas mittheilte, nachdem sie glaubte, vollkommen ihrer Sache sicher zu sein.

„Mama, ich glaube, „Petrarca junior", ist mir keine unbekannte Person mehr", sagte sie etwa acht Tage nach Empfang des Briefes zu dieser. Sie hatte sich nicht geirrt, Mama war auch eine Frau und daher etwas neu—wißbegierig.

„Was sagst Du da, wer ist es?"

„Höre zu und sage dann, ob meine Vermuthung Dir nicht zutreffend erscheinen wird. Ein Stückchen die Straße weiter hinab ist beim letzten Quartalwechsel eine Parterrewohnung von neuen Miethern bezogen worden. Ich habe im Vorbeigehen dort am Fenster schon öfter einen jungen Mann bemerkt."

„Aber, Kind, Du blickst doch als wohlerzogenes Mädchen nicht den Leuten in die Fenster?"

„Was denkst Du von mir? Unwillkürlich, rein unwillkürlich", versicherte Klara. „Also ich habe diesen jungen Mann, der ein recht intelligentes Gesicht hat, schon öfter rein unwillkürlich bemerkt, und mich gewundert, daß er fast immer, wenn ich vorbeigehe, dort sitzt. Er scheint aber dort seinen Schreibtisch stehen zu haben und überhaupt immer zu Hause zu sein. Als ich nun neulich wieder vorbei gehe und mein Blick wieder, natürlich unwillkürlich, das Fenster streift, sah er mich mit einem so eigenthümlichen leisen Lächeln an, daß mir plötzlich mein Verdacht kam."

„Aber, Kind, aus dem bloßen Lächeln eines jungen Mannes —"

„Höre doch nur weiter. Heute sah er mich wieder mit demselben Blicke an und als ich eben unsere Aufwärterin frage, ob sie vielleicht weiß, wer dort wohnt, sagt sie mir, daß es ein junger Schriftsteller Namens H. ist. Und damit ist mein Verdacht zur Gewißheit geworden, denn das Gedicht verräth immerhin eine geübte Hand, wenn auch Otto sagt, daß es ein ganz elendes Stümperwerk war. Wenn Du Dir die Sache überlegst, wirst Du selbst einsehen, daß es kein anderer als dieser junge Schriftsteller sein könne."

Die Mama wiegte sinnend das Haupt und nickte dann: „Es ist schon möglich, daß Du recht hast", sagte sie.

Digitized by Google

„Nein, es ist ganz gewiß", behauptete Klara, „und nun ich den Namen weiß, erinnere ich mich auch, kürzlich eine recht interessante Novelle von ihm in einem illustrirten Journale gelesen zu haben."

In diesem Augenblicke ertönte die Klingel und wie eine Schicksalsbekräftigung brachte gleich darauf die Aufwärterin einen Brief an Fräulein Winterschloß mit der bekannten Handschrift. Der Frau auf dem Fuße folgte der Rentier mit seinem künftigen Schwiegersohn. Zum ersten Mal seit ihrer Verlobung fand das Erscheinen ihres Bräutigams bei Klara nicht die gewohnte freudige Aufnahme. In dem sehr richtigen Gefühl, ihrem Otto Unangenehmes zu ersparen, suchte sie den Brief heimlich der Mama zuzustecken. Aber Otto bemerkte die Absicht und ward verstimmt.

„Was hast Du denn da?" fragte er.

Damit war auch die Aufmerksamkeit des Papas der Sache zugewandt.

„Ein Brief?" sagte er, „was — doch nicht etwa wieder —?"

Das fragliche Objekt ließ sich nicht länger verbergen und Klara räumte die Thatsache ein.

„Was, schon wieder solch ein Brief, eine neue Auflage dieser Unverschämtheit?" fuhr Otto auf. „Ei, da soll ja —! Das ist ja —! So will ich doch! Gieb mir den Brief her!"

Einer solchen kategorischen Forderung konnte Klara sich allerdings nicht fügen. Es hätte beinahe wieder einen Zwist gegeben, wenn der Papa nicht mit den Worten sich ins Mittel gelegt hätte: Aber so seid doch ruhig, es kann ja niemand von uns dafür, daß irgend ein närrischer Kauz Klara zur Zielscheibe seiner schlechten Verse macht. Ueberhaupt müssen wir doch mal erst nachsehen, was es ist."

Das that denn nun auch Klara.

„Es ist wieder ein Gedicht", sagte sie.

„Eine Schmiererei ists", fuhr Otto wüthend auf.

„Nein, es ist sehr hübsch geschrieben", meinte Klara naiv.

„Lies vor", sagte die Mama.

„Ueberschrift: Der Holden!" begann Klara.

„Fade Redensart!" sprudelte Otto.

„Ich möchte aber doch bitten!" bemerkte Klara pikirt.

„Was ist da zu bitten", replizirte ihr Verlobter; „wie kann dieser Mensch Dich hold finden! Das ist meine Sache, lediglich meine Sache."

„Nun, wenn Du es so meinst, das ist etwas anderes."

„Ich sehe überhaupt nicht ein, wozu der Unsinn vorgelesen werden soll", sagte Otto, nach dem Briefe greifend.

„Und ich begreife nicht, warum Du Dich so ereiferst! Du solltest Dich freuen, daß Deine Braut auch andern gefällt!"

„Daß ich ein Narr wäre!"

„Pst", beruhigte der Rentier, dem die Sache jetzt sichtlich Spaß zu machen anfing. „Lies nur weiter vor."

„Also: „Der Holden", in schöner gothischer Schrift."

„Ich wollte, daß es Sanskrit wäre", brummte Otto ärgerlich.

„Einst, da Petrarca hat Laura de Saden —"

Digitized by Google

„Wieder derselbe mittelalterliche petrarcische Unsinn", warf der Papa dazwischen.

„Aber, Papa, Du mußt mich nicht unterbrechen, Du störst ja die Harmonie der Verse."

„Na, denn man zu."

„Harmonie? Die reinen schreienden Mißtöne!" bemerkte Otto.

„Einst da Petrarca hat Laura de Saden
Den herrlichen Sonettenkranz geschlungen,
Der ihm den schönsten Erdenpreis errungen,
Den Ruhm des Dichters, der von Gottes Gnaden:

Da ging die Menschheit nach auf andern Pfaden;
Vom Liebreiz schöner Frauen tief durchdrungen,
Lauschte sie zarter Minne Huldigungen,
Wie heut den Märchen von Scheherazaden.

Jetzt spottet solchen Sinn's die große Menge,
Für edle Weiblichkeit fehlt ihr Verständniß,
Das Schönste tritt vandalisch sie mit Füßen.

Doch mag sie! Hätte nur ich die Erkenntniß,
Ob, holde Herrin, meiner schlichten Sänge,
Du gnädig blickest solchen zarten Grüßen.

V. j."

„Unglaubliche Gemeinheit!" polterte Otto los.

„Nun, so schlimm ist es doch nicht", sagte der Rentier, „es ist ja im Grunde genommen sehr harmlos."

„Ja, sehr zart", bemerkte die Mama.

„Und rein platonisch", die Angesungene.

„Ich möchte aber auch solche rein platonische Beziehungen mir verbitten", sagte Otto heftig, „solche Eingriffe in meine Rechte leide ich nicht."

„Ja, wozu sagst Du uns das?" entgegnete Klara.

„Kennte ich nur den frechen Menschen, ich wollte ihn zur Rechenschaft ziehen, er soll mir Rede stehen."

„Klara hat ja eine Vermuthung", platzte die Mama heraus.

„Wie? Was? Eine Vermuthung?" fragte Otto. „Sprich schnell, wen hast Du im Verdacht?"

Klara zögerte, sie hätte jetzt lieber ihre Vermuthung für sich behalten, aber Otto ließ nicht nach und der Papa bestand ebenfalls darauf, daß sie sprechen solle. So erzählte sie denn dasselbe, was sie vorhin der Mama gesagt.

Sie hatte kaum geendet, als abermals die Klingel ertönte und es abermals der Briefträger war, nicht der vorige, sondern der Kollege desselben, der mit diesem zusammen das Revier zu besorgen hatte, der Herrn Winterschloß einen eingeschriebenen Brief brachte. Dieser blinzelte den Uebrigen zu und wandte sich dann an den ihm seit Jahren bekannten Merkuriusjünger.

„Sagen Sie mal, hier unten in der Straße wohnt ein Schriftsteller H.?"

„Ja wohl."

„Was ist das für ein Mensch?"

Digitized by Google

„O, ein sehr gemüthlicher und anständiger Mann, der jedes Mal, wenn er Geld geschickt kriegt, auch an unsereinen denkt."

„So, das ist allerdings eine sehr schätzbare Eigenschaft. Wissen Sie, wir interessiren uns für den Herrn und haben da etwas vor, was zu langweilig würde, um es Ihnen auseinander zu setzen, aber wozu wir gern eine Probe seiner Handschrift hätten. Könnten Sie uns die nicht verschaffen?"

„Da kann ich gerade zufällig dienen, der Herr hat mir eben einen Brief gegeben, den ich mit zur Post nehmen soll."

Herr Winterschloß nahm den Brief, ging damit bei Seite und verglich die Adresse mit der des an seine Tochter gerichteten. Und siehe da, die Handschriften glichen sich auf ein Haar, es konnte kein Zweifel sein sie waren beide von derselben Hand.

Der Rentier winkte seinen gespannt harrenden Familiengliedern zu und wandte sich wieder an den Briefträger.

„Diesen Brief des Herrn H. müssen Sie mir mal für eine halbe Stunde überlassen. Ich werde ihn dann eigenhändig in einen Briefkasten stecken."

Der Merkuriusbote sah ihn verdutzt an.

„Das geht doch nicht, Herr Winterschloß", sagte er.

„Seien Sie unbesorgt, es geschieht nichts mit dem Briefe, das Ihnen Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Ich übernehme vor diesen Zeugen von diesem Augenblicke an alle Verantwortlichkeit für denselben. Und da Sie ihn nur aus Gefälligkeit zur Besorgung übernommen, ihn aber nicht von Amtswegen dazu erhalten haben, so kann Ihnen nichts geschehen. Und bei Herrn H. stehe ich für die Sache."

Der Briefträger ließ sich überreden und nachdem einige Cigarren die Argumente des Rentiers verstärkt hatten, ging er beruhigt seiner Wege.

„Also dieser Mensch ist wirklich der anonyme Einsender der Gedichte", sagte Otto empört, „ich werde sofort herumgehen und ihn zur Rede stellen. Er soll sich für seine lyrischen Albernheiten ein anderes Objekt suchen."

Im ganzen genommen war er, nun die Person konstatirt war, nicht mehr so wild wie vorher. Er war im Grunde genommen eine viel zu gutmüthige Natur, als daß er sich gern einen andern feindlich gegenübergestellt hätte.

„Halt", sagte Herr Winterschloß, „so lange meine Tochter sich noch in meinem Hause befindet, habe ich für sie einzutreten. Ich werde die Sache in aller Ruhe abmachen, und freue mich schon auf das lange Gesicht des Herrn Poeten, wenn ich ihm hier mit den Briefen unter die Augen gehen werde."

Er zog seinen Ueberzieher an, steckte die beiden Briefe zu sich und ging. „In ganz kurzer Zeit bin ich wieder zurück", sagte er.

Mit gespannter Erwartung harrten die Zurückgebliebenen seiner, aber es verging eine Viertelstunde nach der andern und er kam noch immer nicht wieder, so daß seine Angehörigen allerlei schreckliche Vermuthungen aufzustellen begannen, von denen die geringste die war, daß der kühne Poet sich in einen Räuberhauptmann verwandelt habe, der den Rentier um Leben und Portemonnaie gebracht.

Digitized by Google

Endlich nach 1½ Stunde kam er wieder und in sehr vergnügter Stimmung. „Kinder, ein süperber Mensch, ein sehr anständiger, gemüthlicher junger Mann, wird gleich selbst hier sein. Ich habe ihn eingeladen, er wird uns öfter besuchen, spielt vortrefflich Schach, aber doch noch nicht ganz so pfiffig wie ich, denn er hat einen sehr groben Bock geschossen, darum war die Partie nach einer Stunde schon plötzlich zu Ende."

„Aber bester Herr Schwiegervater! Aber Papa! Aber lieber Mann!" ging es erstaunt durcheinander.

„Ach was, waren ja alles Dummheiten, keine Beleidigung. Ich sagte es ja, solche platonische Petrarciaden, da ist nichts zu fürchten, alles nur Objekt für subjektive Empfindungen, gar nicht ernst gemeint! Aber laßt Euch erzählen."

Und er erzählte, was ich hier ebenfalls nachholen will.

Als der Rentier an der betreffenden Wohnung die Klingel gezogen hatte, öffnete ihm ein junger Mann im eleganten Schlafrock, der sich etwa in den letzten Jahren der Zwanziger, der junge Mann nämlich, befinden mochte.

„Ich wünsche Herrn Schriftsteller H. zu sprechen", sagte Herr Winterschloß.

„Diese unbekante Größe H. bin ich", entgegnete der Oeffnende mit einem feinen Lächeln, „bitte treten Sie ein."

Er führte den Gast in ein hübsch möblirtes Zimmer und lud ihn in liebenswürdigster Weise ein, Platz zu nehmen und hatte überhaupt ein so gewinnendes und dabei männlich sicheres Benehmen, daß Herrn Winterschloß seine Aufgabe einigermaßen unbequem zu werden anfing. Aber er dachte an seinen Satisfaktion heischenden Schwiegersohn in spe und wappnete sich mit tiefstem männlichen Ernst. Er nahm die Briefe aus der Tasche und hielt seinem Gegenüber den, den er vom Briefträger erhalten, unter die Augen.

„Ist dieser Brief der Ihrige?" fragte er.

„Ja", sagte der junge Mann etwas erstaunt, „ich habe ihn vor etwa einer halben Stunde dem Briefträger zur Besorgung mitgegeben."

„Dann wird dieser wohl auch von Ihnen sein", sagte der Rentier trocken und hielt ihm den zweiten Brief unter die Augen.

Der junge Schriftsteller wurde einen Moment verlegen, faßte sich aber schnell wieder. Er sah wohl ein, daß es hier kein Ausweichen gab und es das Beste war, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Es scheint allerdings so", sagte er.

„Sie machen ganz hübsche Gedichte, soviel ich davon verstehe", bemerkte der Rentier ironisch.

„Es ist nicht mein eigentliches Genre, ich bin Novellist", antwortete der andere ruhig.

„Sie kennen mich doch?"

„Wenn es noch nicht der Fall gewesen wäre, so würde ich es jetzt allerdings wissen."

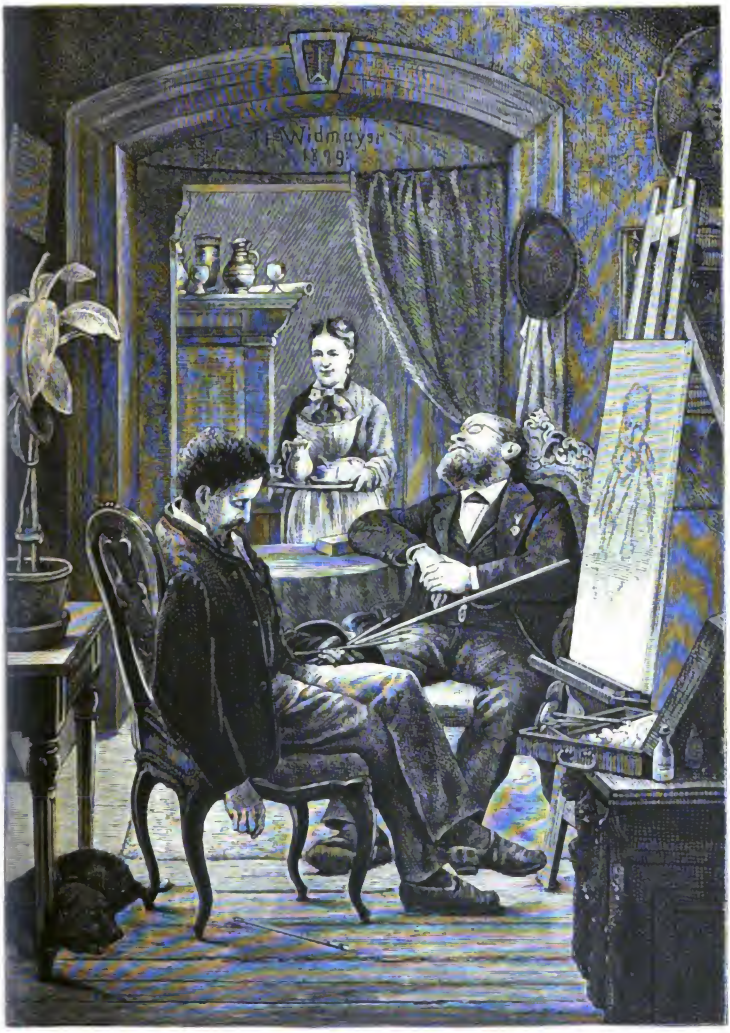
„Nämlich Vater eines Mädchens, das so liebenswürdig ist, daß man ihm anonyme Huldigungen in Form von Gedichten zuschickt, die bei einer Verlobten aber eben so unangebracht wie unpassend sind."

„Wie? Ihr Fräulein Tochter ist verlobt?" sagte jetzt ernstlich verwirrt der junge Schriftsteller.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Vor gethaner Arbeit ist gut ruhen.

Nach dem Originalgemälde von Th. Widmayer.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Haben Sie das nicht gewußt?“

„Nein, ich habe sie immer nur allein vorübergehen sehen.“

„Nun, dann sind Sie einigermaßen entschuldigt“, sagte der Rentier, sich erhebend, „und in der Enttäuschung mag zugleich die Strafe liegen, wenn Sie eine verdient haben.“

Der junge Schriftsteller drückte den Rentier in den Stuhl zurück.

„Bitte, bleiben Sie noch einige Minuten, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Bei einiger Kenntniß von der Entstehung poetischer Produkte werden Sie wissen, daß es oft nur einer geringen äußeren Anregung bedarf, um den innern subjektiven Drang, der stets nach einem Objekt sucht, sich zu einem poetischen Produkt gestalten zu lassen.“

„Davon verstehe ich nun wirklich rein gar nichts“, sagte der Rentier gelassen.

„Nun, aber so viel werden Sie verstehen, daß ein junges, hübsches Mädchen wohl sehr geeignet sein kann, einen Dichter — ich brauche das Wort für mich in der bescheidensten Bedeutung — eine poetische Anregung zu geben. Diese Straße ist sehr einsam, man sieht nur wenige Menschen in ihr; wenn nun, während ich grübelnd und meditirend an diesem Fenster saß, öfter das hübsche Gesicht und die anmuthige Gestalt Ihres Fräulein Tochter vor demselben auftauchte, gleichsam wie kometenartig einen Sonnenstrahl jener ewigen Schönheit zu mir hineinsendend, von der wir Männer alle trunken sind und wir Poeten im erhöhten Grade, dann läßt sich die Entstehung der Gedichte wohl leicht erklären. Wenn Sie dieselben gelesen haben, werden Sie mir zugeben, daß in der Uebersendung an und für sich nichts Beleidigendes liegen kann — es ist die Huldigung, die der Priester des Schönen der Schönheit darbringt.“

„Rein platonisch, sagt meine Tochter.“

„Die Beleidigung würde nur darin zu suchen sein, daß sich diese Huldigung an eine Verlobte wendete, was ich, wie ich Ihnen sagte, nicht gewußt. Und selbst in diesem Falle könnte ich mich auf ein klassisches Muster beziehen, wenn ich das Verhältniß von Petrarca —“

„Na, mit den platonischen Geschichten bleiben Sie mir nur vom Halse. Sie hatten bis jetzt ziemlich vernünftig gesprochen, aber das ist eine fixe Idee von Ihnen.“

Der andere lächelte. „Nun gut, lassen wirs genug sein. Sie verstehen also meine Handlungsweise und entschuldigen sie?“

„Vollkommen.“

„Und werden mich auch bei Ihrem Fräulein Tochter und Ihrer Familie in kein zu ungünstiges Licht stellen?“

„Versteht sich. Wogegen Sie versprechen müssen, den Briefträger nicht zu inkommodiren.“

„Nun, dann bin ich zufrieden und danke Ihnen.“

Der Rentier wollte gehen, als sein Blick auf ein Schachbrett mit zierlichen Elfenbeinfiguren fiel, das auf einem Seitentischchen stand.

„Ah, Sie spielen Schach?“ sagte er interessirt.

„Mit Vorliebe.“

„Ich auch, es ist meine größte Passion.“

Er rückte an den Figuren und ohne daß von einer Seite eine Aufforderung ergangen wäre, saßen die beiden nach einem Weilchen sich gegenüber und spielten eine Partie. Dazwischen schenkte der junge Wirth

Digitized by Google

aus einer Flasche Wein seinem Gaste wiederholt ein. Beide waren zähe Spieler und die Partie hatte schon eine Stunde gedauert, als durch ein grobes Versehen des jungen Schriftstellers der Rentier in die Lage kam, dessen König matt zu setzen. Mit einem feinen Lächeln hörte der junge Mann die harmlose triumphirende Siegesfreude seines Partners mit an.

„Potztausend", sagte dieser dann, „was ist die Zeit dabei vergangen! Die zu Hause werden sich wundern, wo ich so lange bleibe. Aber wissen Sie was, kommen Sie und holen Sie sich Ihre Verzeihung von meiner Tochter und deren Bräutigam selbst. Sie müssen uns öfter besuchen, wir sind ja gleichsam Nachbarn. Kommen Sie nach einer halben Stunde herum und spielen Sie mit mir noch eine zweite Partie zur Revanche; unterdessen werde ich zu Hause alles in Ordnung gebracht haben, daß Sie einen freundlichen Empfang finden. Wollen Sie?"

Der junge Schriftsteller schlug in die dargebotene Hand des gemüthlichen Rentiers. „Ich komme", sagte er.

Und er kam. Mit einer komisch demüthigen Geberde ging er, nachdem er Frau Winterschloß seine Höflichkeit erwiesen hatte, auf Klara zu und sagte:

„Wenn Sie mir gezürnt haben, mein geehrtes Fräulein, so hoffe ich, daß Ihr Herr Papa doch ein guter Fürsprecher für mich gewesen ist, wie er es mir versprochen. Denken Sie an die letzten Worte von Goethes unsterblichster Dichtung: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan", darin liegt meine Erklärung und meine Entschuldigung. Das edle Weib beglückt nur einen mit seiner Liebe, und Sie haben gewählt, das ist Direktive genug für mich in unserm künftigen Verkehr." Er führte ihre schmale Hand respektvoll an seine Lippen. „Lassen Sie dies die erste und letzte Huldigung sein, die den strengsten Begriff des Platonischen übersteigt."

Klara, die noch von wegen des „Objekts" etwas pikirt gewesen war, lächelte freundlich Verzeihung; das klang doch ganz anders, als der Vater vorhin gesprochen hatte, und ließ immer noch die schmeichelhafte Vermuthung zu, daß ihretwegen ein Herz im Stillen sich verblutete.

„Und Sie, werther Herr", wandte er sich an Otto, „lassen Sie uns gegenseitig näher kennen lernen und Sie werden die Erkenntniß gewinnen, daß, wenn Ihr Fräulein Braut auch der Lotte in Werthers Leiden gewiß nicht nachsteht, ich doch keineswegs ein Nachspiel jener bekannten Tragödie aufzuführen gesonnen bin, denn ich denke, daß ich weder zum Werther veranlagt, noch Sie zum Othello geboren sind."

Und sie sind wirklich Freunde und getreue Nachbarn geworden. Papa Winterschloß spielt mit dem jungen Schriftsteller Schach und sucht ihn nebenbei durch harmlose Scherze von seiner fixen Idee zu kuriren. Fräulein Klara liest seine Werke und verehrt ihn als Dichter, in betreff des rein Menschlichen aber hält sie sich an ihren Otto, der damit auch ganz einverstanden ist. Und sollte selbst dem jungen Petrarca es mit seinen reinen Platonismus Klara gegenüber nicht ganz ernst gewesen sein, so nimmt er jedenfalls zu dem etwas wehmüthigen Trost seine Zuflucht, den Zeus in Schillers „Theilung der Erde" dem Poeten giebt."

Digitized by Google

Bismarcks Lieblingsgeschichte.

Von August Gottlieb Meißner (1753—1807).

Alexander, Erbprinz von W.*), hatte den Einfall, den schon mancher deutsche Prinz gehabt, Italien zu durchreisen; ob aus Begierde sich umzusehen, oder gesehen zu werden; um die väterlichen Schätze allda auszustreuen oder neue Kenntnisse zu sammeln, das weiß ich nicht. Genug, er reiste und das einzige, was ihn vom größten Theil seiner Vorgänger auszeichnete, war die Gesellschaft eines der einsichtsvollsten Deutschen, des Kammerherrn von E.**).

Man erräth leicht, daß auch Venedig auf dieser Reise nicht unbesehen blieb; und diese prächtige, in mancherlei Betracht einzige Stadt gefiel dem Prinzen so wohl, daß er weit über die bestimmte Zeit in ihr verweilte. Freigebigkeit und Sanftmuth machten ihn überall beliebt, und bald befand er sich mit den vornehmsten Familien in einem gesellschaftlichen Zirkel, der von mancher Annehmlichkeit begleitet ward.

Nur etwas war kränkend für ihn! So oft er sich zu einem der ersten Nobili eingeladen sah, so oft ward auch das Fest durch ein kleines italienisches Schauspiel beschlossen und in solchem dieser oder jener deutschen Sitte gespottet. Der Prinz, der sich hier nicht der Gewalt, wie in seinem Vaterlande erfreuen konnte, ertrug es unwillig, aber doch stillschweigend, und alle seine Begleiter, bis auf den einzigen Kammerherrn, folgten dem Beispiele.

Dieser hingegen, bewußt seiner innern Würde und der Erhabenheit seines Volkes, betheuerte oft gegen seine Freunde, daß er diesen Schimpf zu rächen gedenke und daß bloß der Gedanke an die rachsüchtige Gemüthsart der Landesbewohner ihn bis jetzt von einem Anschlag, der schon zur Reife gediehen, zurückhalte.

Indeß nahte sich der Augenblick des Abschieds und der Prinz lud noch den Tag vor seiner Abreise all die bisherigen Gesellschafter zu sich, um ihnen den Dank für ihre Gastfreiheit abzustatten. Sie fanden sich zahlreich ein; der ganze Tag floß in Wohlleben dahin, die Abendtafel war schon geendigt und man war eben im Begriff, sich zu den Spieltischen zu lagern, als der Kammerherr von E. die ganze Gesellschaft aufs höflichste anredete.

„Sie hätten", sagte er, „so oft das Auge und Ohr des Prinzen, seines Herrn, durch Schauspiele ergötzt, die nicht anders als gut ausfallen

*) In Wirklichkeit der spätere Herzog August Konstantin von Weimar († 1758) Vater Karl Augusts. Die Red.

**) von Einsiedel. Die Red.

Digitized by Google

können, da sie italienisch gewesen wären. Zwar sei es ihm unmöglich, mit gleich guter Münze Zahlung zu leisten; doch würde es ihm schmeicheln, wenn sie heute ein deutsches Stück, so gut es hier möglich zu machen, auf einige Augenblicke ihrer Aufmerksamkeit würdigten."

Alle, selbst der Prinz, staunten. Zwar errieth dieser etwas von dem, was folgen könnte, aber wenigstens folgte er mit nicht minderer Neugier seinem Kammerherrn nach, der die Gesellschaft in den Hof des Hauses herunter führte.

Ganz in der Vertiefung desselben sahen sie eine Art von elender Bretterbude zusammengefügt, vor welcher rings umher Stühle standen. Man ließ sich höhnisch lächelnd nieder, der Vorhang ging auf und das spöttische Flüstern mehrte sich, denn der Schauplatz stellte eine ziemlich enge Straße vor, in welcher einige hin und wieder zerstreute Lampen das Düster der Nacht schier mehr zeigten als erleuchteten.

Endlich erschien ein deutscher Reisender, einfach, doch gut gekleidet, mit einem Gurt umschnallt, in welchem zwei Pistolen steckten; er sah sich nach allen Seiten neugiervoll als ein Mann, der sich an einem fremden Ort befindet, um, und ein kleiner Monolog bewies es bald unumstößlich.

„Er komme", sagte er, „in tiefer Nacht hier zu Siena an, und sei ungewiß, ob er noch irgendwo Einlaß finden würde. Müde von der weiten Reise verlange er freilich nach Ruhe, aber kaum würde sie ihm diesmal zu theil werden. Je nun! Besser sei freilich besser; doch ein kleines Uebel ließe sich leicht erdulden, zumal wenn man ein Deutscher sei. Denn was sei wohl diesem Volke unerträglich!"

„Ha, geirrt!" straft er sich selbst. „Es ist wahr, wir ertragen ziemlich viel. Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Gefährlichkeiten des Kriegs und der Reise. Nur etwas nicht, was doch sonst die Wollust mancher weichlichen Völkerschaft ausmacht; — ein Leben ohne Beschäftigung! Möchte doch diese Nacht noch einmal so lang sein! Möchte doch der Schlaf mein Auge noch einmal so schwer drücken! Beschäftigung her! und ich wache gern. — Aber hätte ich denn gar keine? Ist hier nicht Licht? Habe ich nicht ein Buch? Freilich ist der Ort nicht der bequemste, doch was thut das zur Sache!"

Sogleich zog er ein Buch aus der Tasche, trat unter die nächste Laterne und las. Er hatte kaum angefangen, so zog ein anderes aus einem Quergäßchen hervorkommendes Wesen die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich. Es war eine lange, weiße, gleichsam schwebende Figur, die den Deutschen sorgfältig von allen Seiten betrachtete, noch sorgfältiger von ihm gesehen zu werden vermied, sich endlich, da sie ihn emsig im Lesen vertieft sah, so nahe als möglich zu ihm wagte, über seine Achsel mit ins Buch schaute und ihr Erstaunen über solches durch Mienen deutlich an den Tag legte.

Der Deutsche hingegen fand bald, daß Lesen eine Beschäftigung sei, die unter freiem Himmel, in so schwüler Nacht und nach so weiter Reise nur noch mehr ermüde; seine Augen wurden immer schlaftrunkner und er steckte mißvergnügt sein Buch wieder ein.

„Ist es denn aber wirklich so spät, daß niemand mehr zu ermuntern sein sollte", brach er etwas ungeduldig hervor, zog seine Repetiruhr hervor, ließ sie schlagen, und es schlug zwölf Uhr."

Digitized by Google

Mit jedem Schlage wuchs das Erstaunen des dahinter stehenden Geschöpfes, und in seinem Blick sprach die dringendste Neugier.

„Zwölf Uhr erst?“ murmelte der Deutsche; „das ist so spät eben nicht in einem Lande, wo man nur allzugern die Nacht zum Tage macht. Vielleicht erwecke ich noch irgendwo eine mitleidige oder eigennützige Seele!“ Er schlug an alle Hausthüren, aber vergebens!

„Nun dann!“ rief er zornig, weckt Klopfen Euch nicht, vielleicht thuts dies!“ Hier zog er eine Pistole heraus und drückte sie ab. Die Todtenstille der Nacht verstärkte den Schall; das arme weiße Ding bebte zurück, und sein lauter Schrei machte, daß der Reisende sich umsah.

Zwar zeigte seine ernste Miene, daß eine Figur wie diese ihm kein ganz alltäglicher Anblick sei; aber doch faßte er sich bald, winkte ihr näher zu kommen und fragte, wer sie sei.

„Laß das jetzt noch“, erwiederte sie und nahte sich. „Du sollst es bald hören; genug, daß ich Dir nichts thun werde.“

„Und wer befürchtet das?“ antwortete der Deutsche lächelnd. „Dein Ausruf hat Deine Zaghaftigkeit deutlich genug charakterisirt und ich wette, Du bist nicht weit von hier zu Hause.“

„Getroffen, wenn Du von ehemals, und gefehlt, wenn Du von jetzt sprichst! Aber wenn Du anders mit mir reden und erfahren willst, wer ich sei, so beantworte zuvor mir einige Fragen.“

„Warum das nicht? Sag an!“

„Du lasest vorhin ein Heft voll so krauser, sonderbarer Figuren, wie ich noch nie sie sah; geschrieben konnte das doch nicht sein.“

„Das wars auch nicht. Du wirst doch Gedrucktes kennen!“

„Gedrucktes? — Gedrucktes? — Nein! Der Begriff ist mir ganz fremd. Sag mir doch, wodurch unterscheidet es sich denn vom Geschriebenen?“

„Dadurch, daß hundertfünfzig Menschen kaum die Hälfte von dem schreiben, was ein einziger in gleicher Zeit druckt, daß es netter, sich gleicher und dauerhafter als jenes und doch der Preis davon kaum den sechsten Theil des Ersteren beträgt.“

„Wichtige Vortheile, in der That sehr wichtige!“ rief das fragende Ding und legte bedächtig den Spitzfinger der linken Hand über die gebogene Nase. Eine Erfindung, durch welche Literatur und Kunst an Mittheilbarkeit mächtig gewonnen haben müssen!“

„Allerdings!“

„Und der Erfinder dieser nützlichen Sache — ich habe die möglichste Hochachtung für ihn — wer war er?“

„Ein Landsmann von mir, ein Deutscher.“

„Du ein Deutscher! Er Dein Landsmann! Fürwahr, er macht Dir Ehre; es muß ein trefflicher Kopf gewesen sein! Ich wollte viel darum schuldig sein, daß er der meinige gewesen. Doch hiermit ist meine Neugier noch nicht gestillt. Du hattest da auch ein anderes Ding, das zum Erstaunen richtig die Stunde angab, was ist denn das?“

„Was sonst, als eine Taschenuhr!“

„Taschenuhr? Hm, zu meiner Zeit kannte man nur Sonnen-, Sand- und Wasseruhren; aber trotz ihrer Größe, Unbequemlichkeit und Kostbarkeit, waren sie noch höchst wandelbar und ungewiß. Ich dächte, ein Ding so in der Tasche bei sich zu führen und so zuverlässig in seiner

Digitized by Google

Anzeige müßte ein herrliches Hilfsmittel auf weiten Reisen abgeben und Wanderer und Handelsmann gleich nützlich sein."

„Es freut mich, daß Du so schnell den Nutzen von Dingen erräthst, die Dir zu meinem Erstaunen ganz fremd sind. Wer bist Du denn? Du sagtest vorhin, zu Deiner Zeit; was ist denn das für eine Zeit?"

„Ei was! Neugier steht einem Manne übel an! Sag mir lieber, wer erfand das?"

„Auch ein Deutscher."

„Das brave Volk! Es verdient mein Lob. Wer sollte dies in diesen blauäugigen Barbaren gesucht haben! Doch es sei. Nun, da ich einmal nachzuforschen begonnen, besinne ich mich auf meinen alten Wahlspruch: Nie auf halbem Wege wieder umzukehren. Beantworte mir daher noch eine Frage und ich gebe Dir mein Wort, es ist die letzte vorjetzt. Du hattest da auch ein drittes Ding, das den Donner und Blitz im kleinen nachmachte und der Himmel weiß wie, sogar in jene Thür, trotz der weiten Entfernung, eingeschlagen hat, wie nennt Ihr denn das?"

„Eine Pistole."

„Und seine Natur? Die Art, wie es so heftige Wirkungen hervorbringt?"

Der Deutsche, der einmal ins Reden gekommen, nahm hier das zweite Pistol hervor, wies es ihm, drückte es wie das erste ab, erklärte dessen Struktur, die Bestandtheile des Pulvers, seine Macht im großen und kleinen und kurz, er verschaffte ihm, so viel sichs mit wenigen Worten thun ließ, einen hinlänglichen Begriff davon.

Das Erstaunen des forschenden Dinges stieg hier aufs höchste.

„Wie nützlich", rief er aus, „dies im Kriege sein muß! Wie dienlich zu Eroberung fester Städte! Wie schnell entscheidend in Schlachten! O, ich beschwöre Dich, wer erfand das?"

„Wer sonst als ein Deutscher!"

Der Geist, denn was verschweigen wir es länger, daß es ein Geist war, bebte hier drei Schritte zurück.

„Immer ein Deutscher und wieder ein Deutscher! Woher in aller Welt ist Euch die Weisheit zu theil geworden? Wisse, so wie ich hier vor Dir stehe, war ich einst, ohne Eigenliebe gesprochen, der Geist des Cicero, des weisesten Mannes seiner Zeit, des Vaters, seines Vaterlandes, des Besiegers der Parthen, des Beredtesten unter den Sterblichen, des — doch wer kennte mich nicht? Erlaube lieber, daß ich auch als Geist noch die Bescheidenheit beibehalte, die mich im Leben zierte. Aber zu meiner Zeit waren, aufrichtig zu reden, Deine Landsleute eines der unwissendsten Völker, das je die Sonne beschienen; rauh, wild, ohne Ackerbau und Viehzucht, ganz den Wissenschaften und Künsten fremd, ewige Jäger, ewige Krieger, in Thierhäute eingenäht und selbst beinahe unbezähmbare Thiere, doch allem Ansehen nach müßt Ihr Euch indeß trefflich geändert haben. Wenn ich mir nun vollends meine damaligen Mitbürger denke, nach dem großen Vorsprunge, den sie vor Euch hatten; im Kriege und Frieden unerreichbar, Redner, Dichter, Geschichtsschreiber, Herren der halben Welt, das erste Volk unter der Sonne. O gewiß, sie müssen jetzt nahe an die Gottheit grenzen! Daß ich sie sehen könnte! Wenige Minuten noch und das Nahen der ersten Stunde nöthigt mich wieder zur Unterwelt hinab, von der ich vielleicht in den nächsten acht-

Digitized by Google

zehnhundert Jahren mich nicht entfernen und nur in weiten Einöden mit mir selbst schwatzen darf, weils dem Murrkopf Minos scheint, als hätte ich hier oben ehemals dann und wann zu viel gesprochen."

Der Deutsche lächelte: „So", sagte er, „wie ich bin, sind alle meine Landsleute, oder könnten es wenigstens sein. Gefallen wir Dir doch also, so wie wir zu Euch kommen?"

„Allerdings."

„Und Du möchtest gern sehen, wie die Deinigen oder wenigstens deren größter Theil zu uns kommt?"

„O für mein Leben gern!"

„Nun, so warte einige Augenblicke. Ich verstehe ein wenig Magie, Dir zu gefallen, will ich sie nützen."

Er winkt und sogleich erschien auf jeder Seite der Gasse ein Savoyard.

„Kauft Hecheln, kauft!" „Schön Schattenspiel an der Wand", „schöne Margaritha! Wer schaut!" So scholl es aus beider Munde.

„Sieh", fuhr der Deutsche fort, „sieh, Cicero, so kommen Deine Nachkommen, die ehemaligen Herrscher der Welt, die ersten unter den Menschen, das Volk mit dem mächtigen Vorsprunge, so kommen sie größtentheils zu uns. Gefallen sie Dir?

Der Geist verstummte. Denn eben schlug es ein Uhr und er schien mit Unwillen von dannen zu fliehen.

Aber mit noch größerm Unwillen standen die edlen Venetianer auf, beurlaubten sich mit kaltem Lächeln und hätten vielleicht bald sich thätig gerochen, wären nicht Prinz und Kammerherr schon des nächsten Tages verschwunden.

Digitized by Google

Die Entstehung des Wechsels der Jahreszeiten.

Eine Fabel von **Richard von Hartwig.**

Welch ein unendlicher Zauber liegt doch in dem Wechsel der Jahreszeiten! Wie Paradiesesahnung erfüllt es unser Herz, wenn die Lenzsonne in höher, immer höherem Bogen ihre Bahn ziehend, mit segenverheißenden Strahlen die winterstarre Erde küßt, daß tausend und abertausend Blütenaugen sich aufthun, wonneselig emporblickend zum himmlischen Licht. Es ist die Zeit der Hoffnung, des Werdens, ihr folgt die Zeit der Erfüllung, der Sommer in seiner prangenden Fülle, der die duftigen Frühlingsblütenträume gereift. Dann naht der Herbst mit seiner ernsten ergreifenden Mahnung von der Vergänglichkeit alles Irdischen.

Ach! Mit welch tiefer Melancholie erfüllt es des Menschen Brust, wenn er fühlt, wie der scheidenden Sonne Kraft erlischt, und die Natur langsam dahin sterben sieht, bis sie endlich unter des Winters schneeigem Leichentuch in starrem Todesschlummer ruht.

Aber auch der Tod hat seine Träume; sie träumt von Wiederauferstehung und einstiger Paradieseswonne, und harrt dem Lenz entgegen, der sie zu neuem Leben weckt, und auch in des Menschen Brust von neuem die Ahnung wachruft von des verlorenen Paradieses Seligkeit.

Ja welch ein unendlicher Zauber liegt in diesem Wechsel der Jahreszeiten!

Aber nicht immer ist es so gewesen, nicht immer nahte die Sonne wie jetzt im Lenz, langsam mit jedem Tage sich höher windend, empor am blauen Himmelsdom, mit heißer, immer heißer werdenden Strahlen, um dann wieder allmählich mit erlöschender Glut hinabzusinken von der Sommer-Himmelshöhe, und als kalte Wintersonne in flacher Bahn über dem Horizont dem kurzen Tag zu leuchten.

Nicht immer war es so wie jetzt; denn als der Herr die Welt erschaffen, da zog die Sonne in ewig gleicher unwandelbarer Höhe ihre Himmelsbahn, einen Wechsel der Jahreszeiten gab es nicht.

Freilich war es darum auch nicht so schön auf Erden wie jetzt; denn weit unerträglicher noch wie jetzt war die heiße Zone, die sich wie ein breiter Wüstengürtel um die Erde schlang, wo die ewig scheitelrechten Sonnenstrahlen alles verdorren machten, indeß nie ein Lichtstrahl in die ewige Nacht der Pole drang, deren Eismassen sich weit hinab erstreckten über Lande, deren Gefilde jetzt fröhlich erblühen, und den Menschen zur lieben Heimat geworden sind.

Wohl gab es auch einen herrlichen Himmelsstrich, wo alle Segnungen der Natur sich vereinigten, ein Land des ewigen Frühlings: das

Digitized by Google

Paradies. Aber die Menschen waren ja daraus vertrieben, seit sie den Lockungen der Schlange nicht widerstanden und von der verbotenen Frucht genossen hatten, und mit flammenden Schwertern hielten die Engel Wacht und wehrten jedem den Eintritt.

Auch der Engel Gabriel hatte oftmals Wache dort gehalten, und ein tiefes Mitleid hatte ihn erfaßt, als er sah, wie die Menschen verdammt waren, in jenen sonnendurchglühten Landen ihr Leben zu verzehren, oder jenen unwirthlichen eisstarrenden Gefilden ein kümmerliches Brot abzuringen. Ja, hätte nicht des Herrn strenges Gebot ihm gewehrt, mit Freuden hätte er die Pforten des Paradieses geöffnet, um den Menschen, den er liebte, weil er ihn leiden sah, des Paradieses ewige Frühlingswonnen genießen zu lassen.

Murren wollte er ja nicht gegen des Herrn hartes Strafgebot; aber doch hatte er immer und immer wieder darüber nachgesonnen, ob es kein Mittel gäbe, dasselbe zu mildern.

Da kam ihm plötzlich, als er wieder einmal mit dem Flammenschwert schweren Herzens die Menschen zurückgetrieben, ein Gedanke.

Wie! Wenn es einen Stern gäbe, der so wundermildes Licht strahlte, daß auf der ganzen Erde Frühling würde, sobald dieselbe auf ihrer weiten Bahn in die Sphäre dieses Sternes gelangte? — Dann hätten doch die armen Menschen zeitweise wenigstens eine Ahnung von den Wonnen des verlorenen Paradieses. Und wenn dann die Erde der Sphäre jenes Sternes wieder entrückt, den Frühling wieder schwinden sah, wenn so die Menschen dann immer wieder die lange Zeit in unerträglicher Sonnenglut und starrer Kälte erdulden mußten, und sehnend, wie nach Erlösung, der Zeit entgegenharrten, wo jenes Sternes milde Strahlen den Lenz erweckten, wo sie wieder kosten durften von der verlorenen Paradiesesseligkeit, mußten sie es dann nicht empfinden wie eine stete Mahnung an ihren sündigen Ungehorsam, an ihre Schuld, durch die sie jene ewige Seligkeit auf Erden eingebüßt? Mußten sie es nicht empfinden als eine stete ernste Mahnung, fortan stark zu sein in dem Herrn und den Verlockungen des bösen Feindes zu widerstehen?

Ja, sicherlich, diese Bitte konnte der Herr nicht abschlagen, und gab es solch einen Stern auch noch nicht, was kostete es ihn? Ein Wort und er erstünde aus dem Nichts.

Lange hatte der Engel darüber nachgesonnen, klarer und immer klarer trat dieser Gedanke vor seine Seele. Schon hatte er im unendlichen Himmelsraum genau die Stelle ergründet, die dieser Stern einnehmen müsse, hatte genau seine Größe berechnet, so wie die Stärke seines Lichts, alles hatte er auf einem großen Plan schon entworfen, es bedurfte nichts weiter als des schaffenden Werdewortes des Herrn und der Gedanke war Wirklichkeit.

Und der Engel Gabriel zweifelte nicht, wußte er ja doch, daß er der Liebling des Herrn war, und ihm würde er seine Bitte schon gewähren.

So nahte er sich denn voll Zuversicht dem Thron des Herrn.

Demüthig neigte er sich vor des Höchsten Antlitz, das voll unendlicher Milde auf ihn herniederstrahlte und zu sagen schien: Dein Wunsch soll Dir erfüllet werden.

„Zürne nicht, o Herr", begann der Engel, „wenn ich mit einer

Digitized by Google

Bitte Deinem Throne nahe. Siehe, Herr, Du hast die sündigen Menschen zwar hart, doch gerecht gestraft, und nicht murren will ich gegen Dein Gebot; aber seit ich auf Erden war, und mit dem Flammenschwert die Menschen von des Paradieses Pforten trieb, seit ich ihr Elend gesehen, hat es mich doch wie Mitleid angefaßt. Zürne mir darum nicht, o Herr, wenn ich Deine immerwährende Gnade um eine Wohlthat bitte für den Menschen, eine Wohlthat, welche, indem sie dieselben an ihre Schuld erinnert, zugleich eine ernste Mahnung in sich schließt, stark zu sein in Dir, o Herr, und den Lockungen des Bösen zu widerstehen. Sieh gnädig darum herab auf das was ich ersonnen, und sprich das Wort, das dem Gedanken Wirklichkeit verleiht." Und damit breitete der Engel den fertigen Plan zu des Thrones Füßen aus.

Lächelnd schaute der Herr hernieder auf das was der Engel erdacht. Dann beugte er sich herab voll unendlicher Milde, und mit der Hand sanft über das goldgelockte Haupt des Engels streichend, sagte er:

„Mein Goldkind! Da Du es doch so sehr wünschest, den Menschen diese Wohlthat zu erweisen, so will ich Deine Bitte erfüllen, wenn auch auf etwas andere Art."

Mit diesen Worten griff der Herr mit der Rechten in den unendlichen Himmelsraum, erfaßte die Achse der Erde und neigte sie ein wenig zur Seite.

„Dein Wunsch ist nun erfüllt", sprach er, „denn so lange die Erde stehet, wird nicht aufhören zu wechseln Frost und Hitze, Regen und Schnee, Sommer und Winter, Frühling und Herbst."

Der Engel Gabriel aber, als er sah, wie der Herr durch ein so Geringes das alles erreichte, blickte beschämt auf seinen umständlichen Plan; Verzeihung flehend sank er nieder an des Thrones Stufen und anbetend die Hände erhebend sprach er: „O Herr, wie erkenne ich Deine Größe!"

Digitized by Google

Ein Wörtchen über Hände.

Von Th. v. R.

Die Hand spielt eine große Rolle im menschlichen Leben.. Ihre Berührung ist oft entscheidend über Glück und Unglück und ein Handschlag bindet fester als Ketten und Eisen. Man müßte also diesem Gliede des menschlichen Körpers, seiner Pflege und seinem Studium mehr Beachtung schenken, anstatt es, wie so häufig, in seinem häßlichen Lederfutteral den Blicken zu entziehen.

„Um die Hand von jemand bitten" und „jemand seine Hand reichen", sind ganz bekannte Ausdrücke, über deren Sinn wir uns keine weitere Rechenschaft geben, und doch würde es eine sehr zweifelhafte Freude hervorrufen, wenn uns nun diese heißbegehrten zehn Finger allein zu Füßen gelegt werden sollten!

Man hat jedoch gar nicht unrecht daran gethan, eine solche Sprechweise zu wählen, denn mit den Händen halten wir ja die irdischen Dinge fest, oder lassen sie, je nach Wunsch und Laune, unseren Fingern entgleiten. Mit einer abweisenden Handbewegung vermag man einen Menschen ebenso unglücklich zu machen, als ihn ein warmer Druck dieser selben Hand erfreuen kann.

Sie ist also ein Gegenstand, dem man Achtung, Ehrfurcht und vor allen Dingen gebührende Aufmerksamkeit schenken muß, als der gefährlichsten Agentin ihres Eigenthümers.

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben" und packt so viel Hände als Ihr irgend fassen könnt; Ihr werdet sie allerdings nicht immer interessant, aber doch stets eigenartig finden, mit einer merkwürdigen Charakteristik des Menschen behaftet, dem sie angehören.

Da giebt es alte und junge Hände, vornehme und geringe, bewegliche und phlegmatische, sympathische und antipathische; Hände mit warmer wohlthuender Berührung und wieder andere, die uns die Gänsehaut auf den Rücken jagen! Wir Menschen geben uns nur selten Rechenschaft von einem augenblicklichen Gefühl und dessen Ursprung, sonst würden wir aus Erfahrung wissen, wie oft eine unwiderstehliche Empfindung der Ab- oder Zuneigung sich in unser Herz einschleicht, nachdem wir einem Menschen zum ersten Mal die Hand gegeben haben. Doch auch abgesehen von allen persönlichen Einflüssen, bieten die Hände das interessanteste und originellste Studium. Ich will versuchen aus meiner, allerdings ganz unmaßgeblichen Beobachtung einige Beispiele anzuführen:

Wer hätte nicht schon jene Hände mit den dicken kurzen Fingern gesehen, welche nur geschaffen zu sein scheinen, um sich der materiellen

Digitized by Google

Seite des Lebens zu widmen? Unwillkürlich glaubt man sie mit Austern beschäftigt zu finden, oder mit dem Tranchiren von Geflügel und sieht sie im Geiste den grünen Römerkelch prüfend gegen das Licht halten, ehe sie sich in beständigem dolce far niente über einem ebenfalls dicken und behäbigen Körper zusammen fallen werden. Unverwüstliches Phlegma, ruhigsten Lebensgenuß predigen diese Hände dem Beschauer, indem sie vor seinen Augen das Bild eines ältlichen mit sich und der Welt zufriedenen Bonvivants auftauchen lassen.

Wie anders dagegen die Hand eines nervös beanlagten, in seinen Stimmungen ewig wechselnden Menschen! Für ihn sind die Bewegungen der Finger ein willkommenes Ausströmen seiner innerlich erregten Fiebern, und so wird man ihn seine Hände selten lange in unveränderter Lage behalten sehen. Bald mit diesem, bald mit jenem Gegenstande spielend, dokumentiren sie die innerliche Rastlosigkeit ihres Eigenthümers und werden in den meisten Fällen, wie dieser selbst, ein mageres, krankhaftes Aussehen zeigen.

Die Hand bleibt unter allen Umständen ein getreues Abbild ihres Herrn und offenbart uns, ohne es zu wollen, ein gutes Theil seiner, vielleicht streng gehüteten Geheimnisse. So z. B. vermag sie uns kund zu thun, ob derselbe ein arbeitsames Leben führen muß und inwiefern dasselbe mehr seine moralische oder physische Kraft in Anspruch nimmt; auch verräth sie dem Beschauer, ob, und in welchem Grade der Betreffende einen Werth auf seine äußere Erscheinung legt, denn man muß wissen, es besteht ein himmelweiter Unterschied zwischen der einfachen Behandlung einer Hand durch Mandelseife und Nagelbürste und — der raffinirten Beihilfe von crême de rose, Citronensaft, oder gar der bewußten zehn Oelnäpfchen des eleganten, sagen wir — „jüngsten Lieutenants!" Ferne sei es indessen von mir, demselben in irgend einer Weise nahe treten zu wollen, denn oft genug haben ja die im Frieden so schön und weiß gepflegten Hände es hinterdrein bewiesen, daß auch solche Behandlung nicht demoralisirend auf ihre Thatkraft wirken konnte, sondern die alte Energie ihnen in ungeschwächtem Maße erhalten blieb!

Wie die Menschen verschieden sind, so auch ihre Hände. Da findet man kleine und große, ordentliche und unordentliche, klug aussehende und dumm aussehende; Hände mit langen und Hände mit kurzen Nägeln. Unter den ersteren hat es zuweilen die Mode gewollt, daß der kleine Finger sich noch um eines Centimeters Nagellänge vor seinen übrigen Kameraden auszeichnete, warum, das ist mir niemals so recht klar geworden, es müßte denn eine Jugenderinnerung an Strubbelpeter gewesen sein!

Was aber die Hände mit den kurzen, oder noch drastischer gesagt, „abgeknabberten" Nägeln anbelangt, so kommt es mir vor, (indessen nichts für ungut!) als ob man dieselben am meisten im Reiche der lieben Backfische anträfe. Man sollte nun wohl denken, daß dies auf einen hohen Grad von Bissigkeit deuten müsse; aber nein, ganz im Gegentheil, habe ich gefunden, daß ihre Eigenthümerinnen besonders harmlos und sanftmüthig sind. Das Knabbern rührt in den meisten Fällen von Verlegenheit her und deutet auf einen Mangel an Eitelkeit und Gefallsucht. Man darf bei diesen „knabbernden Jungfrauen" noch einer unschuldigen Atmosphäre aus der Kinderstube zu begegnen hoffen, statt

Digitized by Google

daß sie schon zu jenen halberwachsenen prätentiösen Dämchen gehörten, von denen ein Dichter sagt:

„Zu lang für die Jugend,
Zu klein für die Welt,
Zu eitel für Tugend,
Zu wenig fürs Geld."

Die fleißige Hausfrauenhand, wer kennt sie nicht? Wie viele haben sie nicht in Liebe und Dankbarkeit, als die Hand der eigenen treuen Mutter an die Lippen gedrückt? Sie ist nicht mehr schön, diese Hand, denn sie hat eine Schule der Sorge und Mühe durchgemacht und ihre glatte Außenseite dabei eingebüßt. Es ist eine rastlos thätige, sorgende, schaffende, aber dabei warme, sympathische Hand, die ich beschreibe; solche Hand, deren segnende Berührung wohlthut, weil ihre Besitzerin geliebt und gelebt, gehofft und gelitten hat — weil Du ihr vertrauen kannst. Solche Hand ist es, an die ein Kind seine erhitzte Wange lehnt, wenn es müde vom Spielen und sehnsüchtig nach Ruhe heimkommt, zu der es sich später voll bitterem Heimweh zurücksehnt, wenn der Welt kalte Grausamkeit sein Herz verwundet hat. Und immer weiß sie Trost zu spenden, immer! O Du einfachste, unansehnlichste und dennoch schönste Hand — die Mutterhand!

Auch Feenhände giebt es! Hände, wie aus wunderbaren Märchenlanden stammend, doch nicht in das prosaische Alltagsleben mit seinen Mühen und Kämpfen passend. Zum süßen Hintändeln scheinen sie geschaffen, feine, weiße, schmale Hände. Hörtest Du sie nicht in träumerischen Phantasien über die Tasten gleiten, indessen, Irrlichtern gleich, die bunten Diamantenstrahlen auf- und niederzuckten? Oder sahst Du sie im warmen Sommersonnenschein so nachlässig gedankenlos mit rothen Rosen spielen? Sirenenhaft gleiten sie über so manches jugendlich ungestüme Lockenhaupt dahin und wollen sich wie ein Zauberdruck auf heiße verlangende Lippen legen, doch Glück vermögen sie nicht zu geben denn diese seltsamen Hände, sie gehören weder den guten noch den bösen Feen an, sondern stammen aus dem Reiche jener allmächtigen Zauberin: Fata Morgana und sind gleich ihr ein holdes Trugbild unserer nimmersatten, sehnsuchtsvollen Phantasie: seiend und doch nicht seiend — das ist alles.

Digitized by Google

Der Bauern Vaterunser.

Volkslied aus dem dreißigjährigen Kriege.

(Siehe die Illustration „Belagert".)

Wenn der Soldat zum Bauern kehrt ein
Grüßt er ihn mit freundlichem Schein:
Vater.
Danket ihm daneben zu aller Frist:
Bauer, was Du hast, das alles ist
unser.
Dagegen danket ihm der Baur:
Der Teufel führt Dich her, Du Laur'
der du bist.
Sei gewiß, daß Dich noch strafen wird
Der Herr, der da hoch oben regiert
in dem Himmel.
Ich glaube, daß man kaum einen findt,
Der von diesem verfluchten Gesind
geheiligt werde.
Ach Gott, durch kein Volk dieser Erden
Mag schändlich mehr gelästert werden
Dein Name!
Ihre Worte beißen jedes Mal:
Was der Bauer hat, dasselbige all'
zu uns komme.
Ja, lieber Herr, wenn sie nur könnten,
Zu plündern sie sich unterständen
Dein Reich.
So Du, o Gott, sie würdest erschlagen,
So würde die ganze Bäuerschaft sagen:
Dein Wille geschehe.
Wenn wir quitt wären dieser Pein
So wären wir armen Bauern fein
wie im Himmel.
Ich weiß nicht, wo das Gesindel hinfährt;
Im Himmel sind sie nicht viel werth
also auch auf Erden.
Sie nehmen unser Gut und Hab'
Und schneiden uns von dem Maule ab
unser täglich Brot.
Daß wir sie alle in dieser Nacht
Mögen erschlagen mit großer Macht,
gieb uns heute!
Wir haben dies gleichwohl alles verschuldt,
Nimm uns, Herr, wieder auf zu Huld,
und vergieb uns.
So lange die Kriegsknecht bei uns bleiben,
Schönthun sie unsern Töchtern und Weiben,
als auch wir.
Was nur ansehen die Augen ihr,
Müssen wir alles umsonst gar schier
vergeben.
Niemand bleibt, darum auch wir
Müssen bezahlen die Schulden hier
unsern Schuldigern.

Digitized by Google

Niemand kann brauchen die Rößlein fein,
Ohn' Unterlaß beißt es: Bauer, spann ein
und führe uns.
In dem Hause ist alle Tag viel Prassen,
Gar oft sie uns in der Stuben lassen
nicht.
Solches tief in das Herze dringet
Und manchen ehrlichen Mann bringet
in Versuchung.
Alle, die solches Böse treiben,
Die laß, Herr, nicht lang bei uns bleiben,
sondern erlöse uns.
Die Frommen aber laß bleiben gesund
Und befreie sie zu aller Stund
von allem Uebel! Amen!

Salonpost.

J. Wilke. Glatte Verse, die ganz hübsch klingen, aber man muß sie nicht auf ihren Gedankeninhalt prüfen.

B. S. in Altenburg. Wunderliche Zumuthung! Man begreift oft nicht, warum Linné den Menschen homo sapiens genannt hat.

Siegb. in Halle. 1. Timotheum 5, 23.

Ludwig Engert. Die Bezeichnung Toast für Trinkspruch kommt von der englischen Sitte her, dem, der einen Trinkspruch ausbringen sollte, sein Glas mit einem gerösteten Brotschnittchen zu übergeben.

Selma G. in Dresden. Der Name Selma reicht seiner Genesis nach nicht über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus, wo er durch Ossian's Gedichte, in denen er vorkommt, auch in Deutschland Modenamen wurde. Mit dem orientalischen Selima steht der Name in keinem Zusammenhang.

Angelo F. in L. Man kann wohl sagen, daß das Schauspiel des Leipziger Stadttheaters unter der Direktion Stägemann sehr thätig gewesen ist. Abgesehen von der Thatsache, daß es in kurzer Zeit gelungen ist, ein guteingespieltes Schauspielensemble herzustellen, ist auch das Repertoire von unbestreitbarer Mannigfaltigkeit und Rührigkeit. Wenn Sie bedenken wollen, daß in sechs Monaten 13 Schauspielnovitäten gegeben und 38 klassische Dramenvorstellungen geboten wurden, so ist das ein Zeugniß dafür, daß das Leipziger Schauspiel seinen guten alten Traditionen treu geblieben ist.

P. v. L. in B. Auf diese Teintfrage, die Ihnen eine Kabinettsfrage zu sein scheint, dürften Ihnen einige Worte von Siegmund Haber aufklärende Antwort geben, die also lautet: Als jüngst ein in Berlin zu Gunsten der rheinischen Ueberschwemmten abgehaltener Bazar ungünstige finanzielle Resultate ergab, wollte man dieselben dem Husten und Schnupfen, resp. dem dergleichen verursachenden ungünstigen Wetter in die Schuhe schieben. Ich glaube aber, meint Haber, daß hier andere Gründe vorliegen. Als Verkäuferinnen fungirte daselbst bekanntlich eine große Anzahl Berliner und auswärtiger Künstlerinnen, das heißt, sie thaten nur so, als ob sie Verkäuferinnen wären, denn im Grunde genommen haben sie blutwenig verkauft. Die Herren „bissen nicht an". Ich habe junge Leute gesprochen, harmlose und noch ziemlich unverdorbene Gemüther, welche mir erzählten, sie seien mit der besten Absicht, tüchtige Einkäufe und nebenbei natürlich auch ein bißchen die Cour zu machen, hingegangen, hätten aber schließlich sowohl ihr Geld, als auch ihr sämmtliches unverraspeltes Süßholz in der Tasche behalten. Sie seien in mancher Beziehung sehr enttäuscht gewesen. Enttäuscht! Das klingt den holden Verkäuferinnen gegenüber fast wie eine Beleidigung. Es ist aber mit Schauspielerinnen in gewisser Hinsicht eine eigenthümliche Sache. Es kommt im Leben häufig vor, daß man sein Urtheil über irgend etwas dahin abgiebt, die betreffende Sache erscheine auf den ersten Anblick ganz hübsch, sei aber bei Lichte betrachtet, eigentlich doch nur recht mäßiger Art. Mit diesem „bei Lichte betrachtet" spricht man für gewöhnlich ein gelindes Todesurtheil aus. Gerade umgekehrt verhält es sich mit den Damen vom Theater. Bei Lichte betrachtet sind sie reizend, interessant, pikant, anbetungswürdig und so weiter. Nicht bei Lichte, sondern bei hellem Tage betrachtet, schwin-

Digitized by Google

det aber ach so manche Illusion. Die Künstlerinnen lassen sich so gern mit Sternen vergleichen. Das ist ein prekärer Vergleich! Alle die Milliarden Sterne da droben am Firmament glänzen nur am Abend. Die Sonnen, die so kühn sein dürfen, sich am Tage den Blicken der Sterblichen zu zeigen, befinden sich bekanntlich in einer verschwindend kleinen Minorität. Wenn man nun durchaus Stern sein will, so muß man mit den ewigen Naturgesetzen rechnen und darf sich keiner Selbsttäuschung hingeben.

Zum Gedächtniß an Richard Wagner. *)

Wer seines Volkes Herz mit Macht bewegte,
Wer kunstgefügte Formen dem verlieh,
Was sich in den Gemüthern kräftig regte,
Der heißt fürwahr ein göttliches Genie.
So hat der Meister, der von uns geschieden,
Ein Recht erworben auf des Volks Gedächtniß,
Es bleiben uns ein heiliges Vermächtniß
Die Werke, die er schuf. Er ruh' in Frieden!

Was auch die Gegner oft an ihm gehöhnet,
Was thöricht seine Freunde viel gesündigt,
Was sterblich an ihm war — es hat versöhnet
Sein heil'ger Ernst die Welt, der er verkündigt,
Daß in der Heimat wurzelt alles Hehre,
Daß deutsches Wesen, deutsche Kunst erwecket.
Den Künstler hat der Tod dahingestrecket,
Doch Deutschland giebt dem Meister ewig Ehre.

Ein Deutscher war er und ein Herzenszeuge,
Das tönt aus jeder Note, jedem Wort.
Tannhäuser, Lohengrin, die Meistersinger
Sind Zeugen deutscher Kunst an jedem Ort.
Der oft entweihten Scene wird die Sühne:
Was tief geheim die Seele hat empfunden
In ihren gottdurchwehten Weihestunden
Dem giebt Gestaltung Richard Wagners Bühne.

Er war ein Mensch! Und menschlich war sein Irren.
Viel Schatten wirft jedwedes helle Licht,
Doch alles Kleine kann den Blick nicht wirren,
Das Große überwiegt beim Weltgericht.
Das Kleinliche wird nicht dem Ruhm verderblich,
Die Zeit vergißt's und hält sich an das Große.
Du deutsche Erde, birg in treuem Schoße
Den großen Sohn, der todt und doch unsterblich!

Franz Hirsch.

*) Obige Verse sind unter dem frischen Eindruck der Todesnachricht entstanden und in den Druck gegeben. Der Herstellungsmodus unseres Blattes erheischt für jedes Heft eine lange Vorbereitung, und so werden unsere Leser bereits vor Erscheinen dieses Heftes durch Artikel über Wagner in der Tagespresse über alles orientirt sein, was sie noch nicht aus früheren biographischen Aufsätzen über Wagner im Salon wissen sollten. Daher geben wir keinen nachhinkenden Artikel, sondern versuchten der frischen Empfindung momentanen Ausdruck zu geben.

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Plaſtron von Seidengaze für ein junges Mädchen.

Das in ſehr ſchmale Fältchen gelegte auffallend breite Plaſtron bildet unten an der Taille eine Spitze. Die daſſelbe umgebende Muſchelſpitze geht auf dem

Nr. 1. Plaſtron von Seidengaze für ein junges Mädchen.

Rücken rings um den Halsausſchnitt. Den Hals ſchmückt außerdem ein ſehr feines Pliſſé, das von einer ſehr eleganten Spitze überragt wird. An der linken Seite eine Schleife mit flottirenden Bändern von crêmefarbenem Atlas.

Digitized by Google

Nr. 2 u. 3. Ueberrock für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Der Ueberrock ist so lang, daß er gerade mit dem kurzen Rocke darunter abschneidet, diesen also bedeckt. Geschlossen wird der Ueberrock vorn auf der Mitte mit nur einer Reihe Knöpfen. Der Rücken ist an der Taille anliegend. Der Kragen

Nr. 2. Ueberrock für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren. (Vorderansicht.)

Digitized by Google

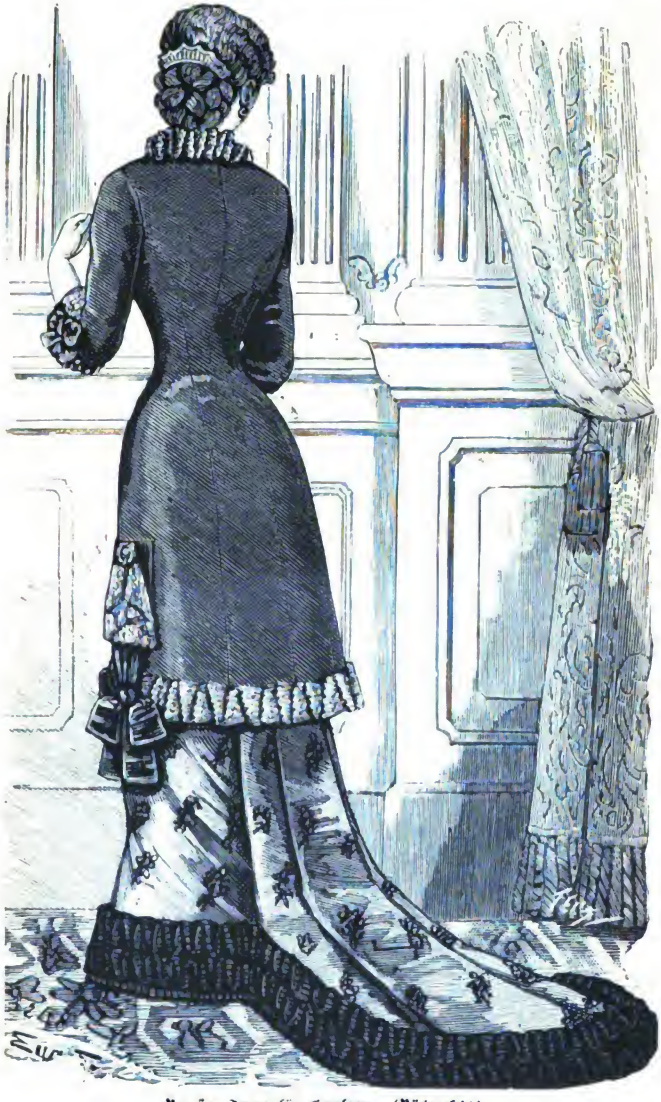
von Fischotter, Biberpelz oder Plüsch von ähnlicher Farbe ist in Form eines russischen Shawlkragens; assortirte runde Aermelaufschläge. Die Rückseite ist längs der Mitte der Schöße herab mit einem Pelzstreifen garnirt. Fischotterbrauner Filzhut mit Sammet in ähnlicher Farbe gefüttert; um die Calotte eine fischotterbraune oder holzgelbe Chenilledraperie mit silberner Schnalle und rothe Federn.

Nr. 3. Ueberrock für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren. (Rückansicht.)

Digitized by Google

Nr. 4. Anzug für Empfang. (Vorderansicht.)

Digitized by Google

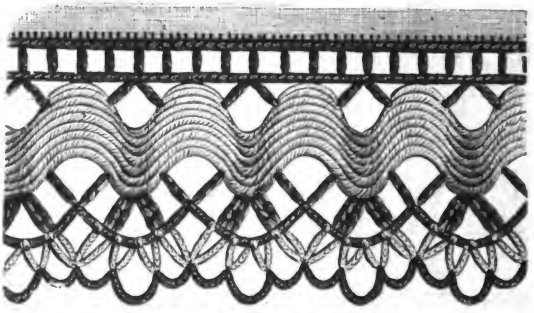


Nr. 5. Anzug für Empfang. (Rückanſicht.)

Digitized by Google

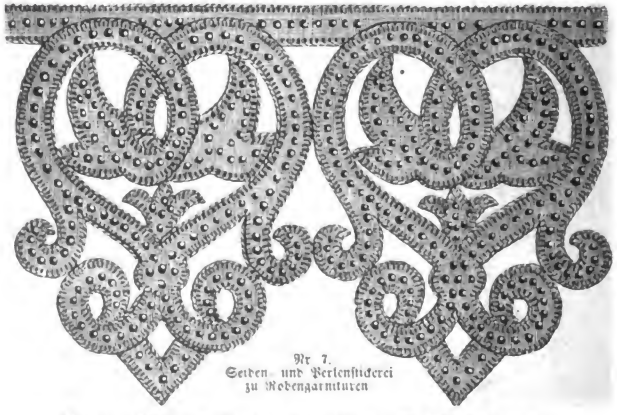
Nr. 4 u. 5. Anzug für Empfang. (Vorder- und Rückansicht.)

Robe von, auf flachsgrauem Grunde broschirtem Stoff mit rothen, schattirten und rosa Feldblumen. Der ganzen Höhe nach offene Matinée-Casaque von rubinrother Sicilienne, ringsum mit einer weißen geschlängelten Spitze garnirt. Die Tasche bildet ein Dreieck, dessen untere Seite in eine Schleife von rubinrothem



Nr. 6. Gehäkelte Spitze mit geschlängeltem Spitzenbändchen.

Atlasband endigt. Auf den obern Rand der Tasche ist eine Spitzenmuschel gesetzt. Die langen Aermel sind mit einer geschlängelten Spitze und Schleifen verziert.



Nr. 7.
Seiden- und Perlenstickerei
zu Robengarnituren

Nr. 6. Gehäkelte Spitze mit geschlängeltem Spitzenbändchen.

Mit derartiger Spitze garnirt man vorzugsweise Bettdecken, Kindermützchen u. dgl. Es wird dazu Baumwollengarn oder Wolle in zwei Farben und geschlängeltes Spitzenbändchen von ecrugrauem Zwirn verwendet. — **1. Reihe:** Mit rothem Garn 1 Stäbchen an die Seite des Spitzenbändchens, 3 Luftmaschen, 2 St., 5 Lm., 2 St. in das Spitzenbändchen (s. das Dessin), 3 Lm., 1 St. an die Seite des Spitzenbändchens. Wiederholt — **2. Reihe:** Mit weißem Garn 1 Doppelm. in die erste der 3 Lm., 4 Lm., 1 Dm. in die erste der 5 folgenden Lm., 5 Lm., 1 Dm.

Digitized by Google

in die folgende M., 5 Lm., 1 Dm. in die folgende M., 5 Lm., 1 Dm. in die folgende M., 3 Lm., 1 Dm. in die folgende M., 4 Lm., 1 Dm. in die dritte der 3 folgenden Lm. Wiederholt. — **3 Reihe:** Mit rothem Garn 1 Dm. unter die 3 Lm., 4 Lm., 1 Dm. unter die 5 folgenden Lm., 5 Lm., 1 Dm. unter die 5 folgenden Lm., 4 Lm., 1 Dm. unter 3 Lm. Wiederholt. — Für die obere Partie: Mit rothem Garn 1 Dst. in die Biegung des Spitzenbändchens, 1 Dst. an die andere Seite, 4 Lm., 1 Dst. in das Spitzenbändchen, 4 Lm. Wiederholt. — **4. Reihe:** 1 durch 2 Lm. getrenntes St. in alle M. der letzten Reihe.

Nr. 7. Seiden- und Perlenstickerei zu Robengarnituren.

Diese Arbeit macht auf Stoff jeder Art einen schönen Effect. Den Contouren des vorgezeichneten Dessins folgt man im Festonstich mit Seide von der Nüance des Stoffes und befestigt zwischen den Festonlinien kleine schwarze Perlen. Nach beendeter Arbeit wird auf der Rückseite aller überflüssige Stoff ausgeschnitten.

Nr. 8 Wäschekorb.

Nr. 8. Wäschekorb.

Dieser, in der für diesen Zweck in der gewöhnlichen Höhe aus Weidenruthen geflochtene Korb ist vollständig mit einer hohen Franse und einem im russischen Stich gestickten Streifen überdeckt. Der Deckel ist mit einer eleganten, ringsum mit Franse, sowie vielen kleinen Quasten besetzten Stickerei verziert. An den Ecken sind große Quasten angebracht. Dieses sehr einfache und unseren Leserinnen jedenfalls bekannte Stickgenre ist sehr decorativ und leicht ausführbar. Will man den Korb recht reich ausstatten, um ihn zur Zierde des Schlafzimmers dienen zu lassen, so stickt man das Dessin in vielfarbiger Seide auf Atlas. In anderen Fällen nimmt man Tuch und feine Wolle.

Nr. 9. Visite von schwarzem ciselirtem Sammet.

Die Façon ist auf dem Rücken stark geschweift, auf der Vorderseite dagegen mehr weit, also weniger anschließend. Der Schluß wird mittels schöner, als Strippen aufgesetzter Passementerien bewirkt. Der Aermel, dessen Rand ringsum mit einem

Digitized by Google

Atlasvorstoß eingefaßt ist, fällt nach der Seite zu spitz herab. Der Schooß der Visite ist auf der Rückseite gespalten, die Oeffnung aber mit Blasbalgfalten ausgefüllt. Eine sehr in die Augen fallende Garnitur bildet auf der Rückseite die aus fünf Atlasschluppen zusammengesetzte Schleifengruppe. Die fünf Atlasschluppen sind mit Plüsch

Nr. 9. Visite von schwarzem ciselirtem Sammet.

gefüttert. Die den Schluppen zu gebenden Dimensionen richten sich nach der Taille der Person, für welche die Visite bestimmt ist. Die beiden ersten und die dritte müssen länger sein als die beiden anderen. Zurückgeschlagener Kragen von ciselirtem Sammet. Zum Futter der Visite verwendet man granatrothen wattirten und gesteppten Atlas.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06355 4474

Digitized by Google